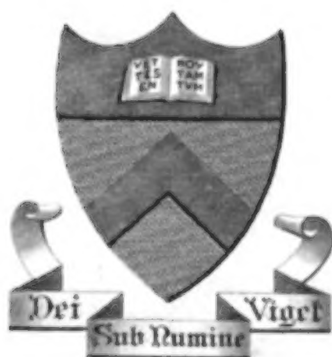
Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google


Dei
Sub Numine
Viget

31. Jahrg. Oktober 1906. 1. Heft

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger.

Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit freier Postzusendung 8 K 40 h = 8 M. 40 Pf.

Inhalt.

Seite

Kleine Laube.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXXI. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1907.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXI. Jahrgang.

Romane, Erzählungen.

Seite

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Land und Leute. Charakterbilder.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Seite

Heimgärtners Tagebuch.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Kleine Geschichten, Schwänke, Sagen, Märchen, Sprüche.

Verschiedenes.

1. Heft. Oktober 1906. 31. Jahrg.

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

Die Bestattung des Prinzen.

„Juch! Juch!" Hell jauchzend sprang er vom Waldrande herab auf den Weg. Ein junger Mann schwang seinen hochbefederten Hut: „Juch! Juch!"

„Das ist ja Försters Fridolin!" lachten die Leute, die in bewegten Gruppen daherkamen. „Friedl, gehst du auch zu der Leich?"

„Wohin denn sonst?" lachte er, „freilich geh ich auch zu der Leich! Juchhe!"

Viele jauchzten mit. Es waren zumeist junge Mannsleute in halb feiertägiger Bauerntracht. Jeder auf dem grünen Hut stramm befedert. Weiße flaumige Stoßfedern, schwarze sichelkrumme Birkhahnfedern, fächerförmig oder pinselartig gefaßter Gemsbart, und lauter solche Zeichen, daß sie aufgelegt sind heute zu jeglicher Unternehmung, sei es zum Raufen oder zum Schuldenmachen oder zum Weiberleut'foppen! Man konnte ihnen schon was zutrauen, diesen derben, urfrischen „Alpenjodeln". Das Liebste, was sie taten, war freilich Singen und Jauchzen; und so jauchzten sie auch in allen Glockentönen. Ein anderes Geläute gab es nicht bei diesem Begräbnisse. Von den Einzelhöfen kamen sie herbei. Aber dort am Eschbaum, wo der Weg sich zweigt — der eine ins

469526

Kirchdorf Ruppersbach, der andere zu den Häusern von Eustachen — bogen sie gegen Eustachen ein.

Hinterher waren auch ein paar alte Bäuerinnen gekommen, schwarz und schlapp gewandet, in Filzhüten mit breiten Krempen. Fäuste machten sie, als sie das Treiben der Burschen sahen, und um die Fäuste hatten sie Rosenkränze gewunden.

An der Wegscheide rief dieser Matronen eine mit scharfem Zünglein den jungen Leuten zu: „Ihr vergeht euch ja! Die Kirchen, die steht nit in Eustachen, die steht in Ruppersbach."

„Aber in Eustachen steht das Wirtshaus!" rief einer der Burschen herüber.

„Laßt euch lieber Staub und Aschen auf die Schädel streichen!" rief die Alte. „Oder wollt ihr am heiligen Aschermittwoch auch noch Faschingtag halten? Gleichschauen täts euch! Aber denkt nur darauf: Werdet auch einmal sterben müssen!"

„Ja, nachher haben wir Aschermittwoch genug", gab der Bursche zurück.

„Laß dich nit auslachen, Seppel, daß du mit alten Weibern wartelst!" rief des Försters Fridolin.

„Derselbig ist auch so einer!" eiferte die Alte, ihre Faust nach dem Burschen drohend, „der allerweil heilig Sach tut verspötteln. Euch wirds schon noch heimkommen, werd't es schon sehen, wie sie werden zwicken die Spitzhörndel-Teufelein!"

Sie verstanden sich nicht mehr, die Wege gabelten schon zu weit. Die Weiber trippelten hinab zur Kirche, wo an diesem Tage nach kirchlichem Brauch der Priester den Gläubigen der Reihe nach Asche an die Stirn rieb: „Du bist von Staub und Aschen und wirst zu Staub und Aschen!"

Anders gings her zu Eustachen. Dort vor dem Straßenwirtshause, genannt „zum schwarzen Michel", hatte sich allerlei Volk zusammengefunden. Mitten auf dem Platze war bereits der Kondukt aufgestellt: ein dicker, wuppiger Sarg, mit schwarzem Tuche eingehüllt, vorn und hinten die Bahrstangen, der Träger harrend. Über den Köpfen flatterten blaue Fahnen. Aus dem Wirtshause trat, von zwei Jungen mit Stalllaternen begleitet, eine Trauergestalt. Man hätte mögen meinen, ein russischer Pope wäre es, wie hinter ihm her zwei Knaben in langen Nachthemden die Schleppe seines Mantels trugen. Schwarz war sein Haar und schwarz sein langer Bart. Und das Schwärzeste daran sein großes Auge mit dem lebhaften Feuer. So leuchtet in der Kohle die Glut. Die würdige Gestalt stellte sich vor der Bahre auf und hob beide Arme empor. Da dämpfte sich in der Menge der Lärm, und der Schwarze begann in feierlichem Trauerbasse also zu sprechen:

„Liebe lustige Leidtragende!

Öffnet die geehrten Ohren! Wir haben einen großen Verlust verloren. Gestern um diese Stund noch frisch und gesund, die Wangen rot, gesungen, gesprungen, geloffen, gesoffen — und heut schon mausetot. Unser liebster Freund! Ein Trauerred sollt ich halten, aber mein! Mir fallt nix ein. Gehn ma weiter, sein ma heiter und tun ma weinen ohne Wein, leicht fallt uns unterwegen was ein."

Die Träger heben den verhüllten Sarg, der Zug ordnet sich unter dem Geheule der Trauergäste. Voran dem Zuge geht Försters Fridolin, auf einer senkrecht gehobenen Stange ein verhülltes Heiligtum tragend. Hinter ihm Musikanten mit Hafendeckeln, Pfannen, Feuerzangen und anderen Musikinstrumenten. Hinter diesen ein hagerer langer Mann mit einer segeltuchenen Mütze, an derem wulstigen Rande ringsum runde Schellen hängen, deren sieben, weshalb die Leute im Litaneienton lärmen: „Heiliger Schellsiebener, bitt für uns!" — Diesem nach kommen die Buben mit den Laternen, der Pope mit den Mantelpagen, die blauen Fahnen und dann der Sarg. Hinter diesem das wirbelnde, johlende Volk, worunter mancher torkelnd und lallend oder mit verglasten Augen schlaftrunken dreingrinsend. Und doch wollen auch diese Invaliden des Prinzen noch mittun. Er stirbt ja nur einmal — alle Jahre.

Der Pope ruft in singendem Tone: „Nun stimmt an ein schönes Gesang, aber nit lang, nit lang, aber nit lang!"

Darauf beginnen die Burschen:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
So schlagt auf die Truhen drauf,
Aft steh ich wieder auf,
Alleweil fideel, fideel, juchhee!
Traurig sein mag ich nit,
Na, meiner Seel!
Bin ich einmal tot, tot, tot,
Müssen mich d Steirer tragn
Und dabei Zithern schlagn,
Alleweil fideel, fideel, juchhee!
Traurig sein mag ich nit,
Na, meiner Seel!"

Männer, Weiber, Kinder, Hunde aus der ganzen Umgebung, aus den Wäldern, Gräben und ferneren Ortschaften — alles durcheinander, singend, gröhlend, lachend, bellend — so wirbelt's und trudert's hinaus, über die lehmigen Felder hin gegen den Ruppersbacher Friedhof. Vor dem Tore desselben biegt der Zug ab in die bestrüppte Schlucht, alldorten ist aufgetan das Grab, unter hohlem Gedröhne wird der Sarg hinabgelassen und der Pope hält die Grabrede:

„Königliche Hoheit, Prinz Karneval!

Was du hast getrieben, das war ein Skandal! Aber komm doch bald wieder einmal. Wir werden dich nimmer vergessen. Bei dir haben

wir gut getrunken und gegessen. Tanzende Dirnlein hast uns gebracht, hast uns unterhalten Tag und Nacht, den Kopf hast uns schwer, die Taschen leichter gemacht. Aschen, Aschen! sonst haben wir heut nix mehr zu naschen. Fleischliche Hoheit, so heißt es jetzt scheiden. Dein Denkmal steht beim Wirt auf der Tür mit der Kreiden. Rekiskart in bazi — wers nit glaubt, den kratz ih!"

Die Menge stimmt neuerdings Lieder an, hier: „O du lieber Augustin!" dort: „Alleweil fideel, fideel!" weiter hinten: „In Ruppersbach ists lustig, in Ruppersbach ist alles frei, da gibts ka Polizei!" — Derweil werden am Grab die Stallaternen ausgelöscht und von den Fahnenstangen die Weiberschürzen herabgerissen. An Fridolins Stab wird das Symbolium enthüllt: Im Strohkranz eine leere Brieftasche, beim Lederläppchen an der Stange festgenagelt. Vom Sarge ziehen sie das schwarze Tuch weg, ein altes Faß mit gähnendem Spundloch. Und im Fasse ist aller Sinnenlust Geheimnis enthalten — es ist leer. Oder wäre Prinz Karneval schon wieder unterwegs?

Der Pope schüttelt seinen mit Ruß geschwärzten Küchentopf vom Haupte, daß er auf der Erde zerschellt, und wirft die dunkle Pferdedecke ab. Steht einer da, der nicht hätte vermutet werden können unter den Trauergewändern. Ein kleiner, schlanker, behendiger Mann in Steirergewand, an dem von aller schwarzen Zier nichts übrig geblieben, als der lange schwarze Bart und das schöne schwarze Auge, das jetzt so klug und schalkhaft ernst in die Welt blickt. Und ist's der Michel Schwarzaug, der Wirt „zum schwarzen Michel" in Eustachen.

Die Narrheit ist abgetan, ist begraben — und wohl gar lebendig begraben, maßen sie, wie wir alle wissen, unsterblich ist. Die Leute sind ruhig und sittig geworden und plaudern miteinander, als ob nichts gewesen wäre. Dann zerstreuen sie sich und gehen gelassen heim, mit einer gewissen Befriedigung, auch dies Jahr den Aschermittwochsbrauch redlich mitgespaßt zu haben. Försters Fridolin, der die leere Brieftasche getragen, dem wäre noch ums Singen. In dem hübschen, blondköpfigen Jungen zuckt das warme Leben. Aber jetzt ist Fastenzeit geworden, ganz plötzlich, frostig — wie ein Reif im Mai. Er sieht, wie die anderen Burschen ihre grünen Hüte abziehen und die Federn aus dem Bande reißen. Auch er nimmt sein Lodenhütlein ab, hält es vor sich in die Luft hinaus und schaut das schöne Gefieder an — vom Wildhahn, den er im vorigen Frühjahre geschossen hat auf der Seealm. Soll auch er dieses Zeichen junger Mannhaftigkeit wegwerfen? Ist nicht die krumme Hahnenfeder wie ein Fragezeichen: Dirndel, bist du zu haben? In einem Schnaderhüpfel singt er den Gedanken hinaus, da lacht ein anderer Bursche: „He, he, der braucht erst ein Fragezeichen!" Und wies auf den hochstehenden Federstoß s e i n e s Hutes: „Schau

den an! Das ist kein Fragezeichen, das ist ein Ausrufungszeichen, wers von der Schul her noch weiß, was das ist. Ja mein Lieber!"

Der Friedel stellte sich gerade einmal so hin vor diesen jungen Mann mit den schlaffen Wangen und den langen plumpen Kinnbacken und schaute ihn munter an. Und rief:

„Du ein Ausrufungszeichen? So ein kreuzsauberer Kerl wird sich doch nit erst ausrufen müssen!"

Der andere, der Wegmachergehilfe Kruspel war's, stutzte ein wenig und erwog, ob das gelobt oder gefoppt sein sollte und zupfte mit scharfen Fingernägeln am Mundwinkel, wo ein zartes falbes Schöpfchen war.

„Wart, Kruspel!" sagte der Försterische lachend und schlug ihm zärtlich die flache Hand auf den Nacken, „auf dem Mittfastenmarkt demnächst kauf ich dir ein Zangerl, daß du dir dein Schnurrbartel besser kannst herausziehen."

Jetzt wußte der Kruspel schon wie er dran war. „Du!" drohte er. „Keine Amtsbeleidigung! weißt du, ich bin kaiser-königlicher Straßenschotterer! Ja, mein Lieber!"

„Wohl, wohl," sagte der Friedel. „Du bist ein Kaiser-königlicher, du. Aber weil du für einen Soldaten viel zu schön gewachsen bist zum Derschossenwerden, so laßt dich der Kaiser bei der Straßenschotterei." Harmloses Lachen milderte den Spott. „Aber jetzt, Buben", er wendete sich an die übrigen, denn sein Fußsteig zweigte hier ab gegen das Forsthaus, „behüt euch Gott und am Sonntag nachmittag! Rodeln! Vergeßt nit drauf!"

„Ja, rodeln, wenn kein Schnee mehr ist!"

„Auf der Siebentaler Leiten Schnee genug. Laßt euch Zeit miteinander und laßt euchs Fasten schmecken!"

Als er oben am Rande des Lärchenwaldes hinging gegen das Hochtal, hörte man ihn noch singen und jodeln. So läutet undämpfbare Jugendlust die Fastenzeit ein.

Dem Wirt „zum schwarzen Michel" war bei der Heimkehr von diesem Leichenbegängnisse der Pfarrer von Ruppersbach begegnet, dessen Talar mit den beiden schwarzen Schleifen im Winde flatterte. Er war ein Benediktiner.

„Mir scheint, bei euch Eustachern muß man auch manchmal ein Auge zudrücken", so grüßte er den Wirt.

„All zwei, Hochwürden, wenn wir dürften bitten. Und hübsch fest zudrucken." Er sagte es mit Bedacht. „Ist mir schon selber ein bissel uneben aufgefallen heut, wie ich die alten Sprüchlein so hab hergesagt. Sapperlot, so was kunnt fuchsfeuerfaul sündig auch noch sein! der Teuxel nocheinmal! Aber halt abkommen lassen tut mans doch nit gern, die

alten Sitten. Wenn man die lustigen Bräuch all tät abbringen, wollts doch ein bissel gar zu traurig werden auf der Welt."

„Na na, Michel, wenns einmal auf euer Faschingbegraben ankommt, daß ihr die Welt wieder lustig macht, dann laßt euch nur schnell ein Privilegium drauf geben und kündet das Mittel an den Straßenecken an. s ist die höchste Zeit."

Schmunzelte der Wirt, zupfte den Pfarrer am Talarflügel und flüsterte vertraulich: „Nit giften, Herr Pfarrer, schauns, in der Stadt drin tuns den Fasching nit begraben, dort lassens ihn leben bis schier in die Palmwochen hinein und noch um Mittfasten fliegen die Kittel und blädern die Hosen auf dem Tanzboden. Bei uns da kunnt er auch so lang leben, der Galgenstrick, wenn wir ihn nit am Aschermittwoch so sorgfältig täten begraben. Seins froh, Herr Pfarrer, daß wir eine Lustbarkeit draus machen. Täten wir ihm nachweinen, dem Galgenstrick, das wär gar noch schlimmer."

„Da hast recht, da ists mir schon lieber, ihr begrabt ihn beizeiten und lacht dazu", sprach der Pfarrer, „wenn den Leuten bei diesem Faschingbegraben nur auch einmal was Rechtes einfallen wollte."

„Viel Gescheites kann einem dabei freilich nit einfallen."

„Zum Beispiel, was am Ende denn so eigentlich recht übrig bleibt von aller Weltlust!"

„Weiße Ziffern auf der schwarzen Tafel, Herr Pfarrer."

„Und ein — hohles Faß. Gleichnisweise genommen."

„Versteh schon, versteh schon. Daß die ganz Welt eine hohle Nuß ist oder ein hohles Faß. Ist mir auch schon eingefallen. Und jetzt derohalben möcht ich schier meinen, weil inwendig nix ist, sollt man auswendig bissel was machen. Kommens doch bald wieder einmal auf Besuch, Hochwürden."

„Wann wird denn wieder gesungen?"

„Wann der Will. Allzeit aufgelegt. Heißt das, wenn der Baß nit bei den Bären ist."

Der Baß, das war der Förster Rufmann, des Amt es freilich weniger sein konnte, im Wirtshause zur Zither zu brummen, als in den Wäldern bei den Holzknechten. Mußte manchmal das letztere, tat aber lieber das erstere.

Von Michels Haus- und Lebensgenossen.

Der kleine schwarze Michel war noch nicht heimgekehrt in sein Wirtshaus. Da war's leer. Mägde scheuerten in der Gaststube die Tische, die Bänke und den Fußboden. Da gab's noch viel Fasching hinauszuschwemmen. Die letzten drei Tage und Nächte waren üppig gewesen!

„Heunt ist der Faschingtag,
Heut sauf ich, was ich mag,
Morgn mach ich Testament,
s Geld hat ein End.“

Diese Gedenkschrift hatte einer hinterlassen, mit Kreide verewigt auf dem braunen Brette des Uhrkastens. Und nicht weniger bedeutsam waren die Reihen der Namen und Ziffern, die auf der Tür standen. Die Pipen im Keller tröpfelten nur mehr in die untergestellten Holznäpfe, der säuerlnde Weingeruch durchatmete noch das ganze Haus. In der Küche war das Herdfeuer ausgegangen. Das Küchenmädel hatte unter den Tischen und Bänken einen großen Korb voll Knochen gesammelt und dieselben draußen im Viehhof ausgeschüttet auf den Dunghaufen. Frau Apollonia, die Wirtin, siebte in der Küche Fisolen. Das wird von jetzt ab das tägliche Brot sein bis zum Ostersonntag, da wieder die Fleischtöpfe brodeln werden. Sieben Wochen lang Fisolen! Der Frau war das recht. Sie, die am Herde fast allein vom Speisenduft satt wurde, konnte nie begreifen, wie die Leute denn so viel zusammeessen und trinken könnten. Und sterben doch nicht dran. Sie war indes überzeugt, daß viel mehr Leute sich zu Tode essen, als zu Tode hungern. Aber das sagte die Wirtin nicht. Sie sagte überhaupt nichts von all den tausend Dingen, die nicht gerne gehört werden. Und da unter Umständen nichts gerne gehört wird, als das, was man sich selber sagt, so fand Frau Apollonia alles Reden für überflüssig und sagte am liebsten gar nichts. Sie war eine ruhige, schlanke Frau, bei der die Küchenschürze hinten zusammenlangte. Ihr Auge hatte — wenn man in einem musikalischen Wirtshause auch von Farben musikalisch sprechen dürfte — einen lichtgrauen Ton, nicht allzutief gestimmt. Sie war nicht seicht und nicht tief, sie war praktisch. Ihr schon grauendes Haar über dem schmalen Gesicht war in der Mitte gescheitelt; sie sah eher wie eine Mädcheninstitutsvorsteherin aus, als wie eine Dorfwirtin. Ihr Schweigen nahm sie so ernst, daß man sie auch nie zanken hörte; ein Blick, ein Wink und die Mägde wußten, wie sie daran waren. So ging in der Küche alles stets friedlich ab und die Mägde, die Frau Apollonia einmal aufgenommen, wurden alle bei ihr alt; keine wollte fort, außer wenn der Freier kam, und da gab es einen Kasten voll Flachs oder Leinwand als Heiratsgut. Niemals kam jemand geradehin betteln zur Michelwirten. Bisweilen wohl humpelte ein Armer zur niederen Küchentür herein, setzte sich im Winkel auf eine Bank und seufzte ein Erkleckliches. Nichts weiter. Dann kam die Wirtin und fragte nach dem Anliegen, teilte eine Gabe und den Dankesworten winkte sie mit der Hand ab. Kein Mensch in Eustachen lobte die Frau Apollonia, im Stillen geehrt war sie von allen. Es war auch schon selbstverständlich, wer ein Anliegen hat, der geht zur Frau Apollonia. Manch einer

oder eine ist freilich umsonst gegangen, und zu solchen redete sie: „Du lieber Mensch, du! Gern, daß ich dir was wollt geben, aber schau, du bist halt ein Lump. Wenn du brav wirst, nachher darfst schon kommen.“ Und das sagte sie so freundlich und mütterlich, daß die Abgewiesenen schier erfreut davongingen und es weiter sagten, was die Michelwirtin für ein „gutes Leutel“ ist. Manch einer kam später wieder mit der Nachricht, er habe sich gebessert; andere glaubten sich beim Lumpbleiben doch besser zu stehen, als mit der Freundschaft der Michelwirtin.

Unter einer solchen Frau und Mutter war auch das einzige Kind aufgewachsen, die schlanke blonde Helenerl. An Gutmütigkeit und Schweigsamkeit war sie ihrer Mutter ähnlich geworden. Ob der Mutter jedoch die Freudigkeit je einmal so aus den Augen gelacht hat, wie dieser Tochter? Wo es lieblich und froh herging — war es im Garten bei dem grünenden Gemüse oder bei den still brennenden Blumen, oder im Hofe bei den regen Hühnern und Küchlein, oder bei den scherzenden Nachbarskindern, oder war es bei harmlosen Sängern in der Gaststube — da war sie gern in der Nähe. Aber womöglich im Hinterhalte. Ausgeben mochte sie sich nicht, nur immer in sich aufnehmen, von den Blumen das Blühen, von der Sonne das stille Lachen, von den Kindern die unschuldige Lust. Es war, als ob sie aller Welt Frohheit in sich sauge und davon schon einen so großen Vorrat gesammelt habe, daß er einmal explodieren wird, wenn der rechte Zunder dazukommt. Es gab freilich auch Meinungen darauf hin: Explodieren würde an diesem Mädel nie etwas, das werde, wie die Mutter ist, immer klug, gelassen und freundlich sein. Vielleicht als Zugabe ein bißchen schalkhafte Trutzigkeit vom Vater. So wie sie vom väterlichen Schwarzaug und vom mütterlichen Grauaug das schönste Blauaug erhalten hatte, so dürfte man wohl auch in ihrer Seele die Sanftmut und Gleichmäßigkeit der Mutter sowie künftig noch die überschwengliche Lustigkeit und die zeitweilige traumhafte Wehmut des Vaters zu finden hoffen.

Da zum Wirtshause auch eine größere Landwirtschaft gehörte, so gab es nebst der bewegsamen Kellnerin und dem derben Hausknecht auch noch Alt- und Jungknechte, Mägde und halbwüchsiges Volk. Das Gesinde hielt im nahen Wirtschaftsgebäude seine Ständigkeit.

Das waren nun die Hausgenossen Michels, des kleinen Wirtes mit den kurzen, stets emsigen Beinen, mit dem schwarzen langen Bart und den dunklen Augen, in denen immer Kohlenglut gloste, manchmal auch sprühte. Zwischen dem Michel und seiner Frau schien eine Gegensätzlichkeit vorhanden zu sein, deren Tiefe nicht ergründet war. Da es nie einen Sturm gab, wie solches auf seichten Gewässern leicht vorkommt, so riet man auf eine große Tiefe. Sein Abstand zu dem stillen, blühenden Töchterlein war gerade so groß, daß er sie mit einer

Art frommen Wohlgefallens betrachten und mit einer zarten Verschämtheit anbeten konnte. Er ahnte es kaum, daß er sie anbetete, hatte es noch nicht einmal so weit gebracht, ihr offen zu sagen, wie sehr er sie lieb hatte. Zu jedem Gast konnte er „mein Lieber" sagen, zu der schönen Gastin erst recht: „Meine Liebe!" Geschätzte und liebe Muhmen und Schwägerinnen hatte er eine Menge; aber eine „liebe Tochter", ein „liebes Kind" gab es nicht, dafür hatte er sein Helenerl zu lieb.

Mit Frau Apollonia stand das insofern anders, als er sie in früheren Jahren wirklich etlichemale mit: „Ja, meine Liebe!" angesprochen hatte. Weil solches aber zumeist nur bei größeren Meinungsverschiedenheiten und in gereiztem Tone geschah, so kam der Ausdruck in Mißkredit. Und als sie mit der Zeit in allem ganz einig geworden, weil eins das andere hatte verstehen und behandeln gelernt, so ist das Wort „lieb" endlich gar nicht mehr ausgesprochen worden oder höchstens vielleicht in Augenblicken, da die Zunge nicht mehr weiß, was sie spricht und ihr Stammeln auch gleichgültig ist. Die Ehegatten hatten übrigens ihr getrenntes Bereich auch in der Wirtschaft. Frau Apollonia kam gar selten aus ihrer Küche hervor. Er ließ sie im Haushalte gewähren und war froh, der Sorgen enthoben zu sein und sich seinen Gästen heiter oder auch ernsthaft widmen und sich seinen Liedern und Büchern hingeben zu können. Er hatte so seine Passionen, mit denen er der Frau Apollonia allerdings nicht kommen durfte: ihr war alles Nachdenken über Himmel und Erden zum mindesten unnütz, wenn nicht Frevel. Der Michel hingegen war manchmal wie eine Spinne, die ihre Fäden spinnt und wartet, wohin der Wind sie tragen wird; dorthin nahmen dann seine Gedanken ihren Weg, gleichgültig, ob in Höhen oder Tiefen, nur fort ins Ungemessene und Traumhafte. Für solche Ausflüge in unbekannte Welten hatte er einen Freund, der ihn nicht ungern begleitete. Das war der Förster Paul Rufmann. Mitdenken und mitreden konnte zwar auch der nicht viel, um so lieber jedoch zuhören, wenn der Michel seinen jetzt tiefsinnigen, jetzt wieder krausen Gedanken freien Lauf ließ. Am besten verstanden diese Freunde sich — im Singen. Kamen sie im Wirtshause zusammen, so sangen sie ihre Volkslieder nach der Zither; kamen sie im Forsthause zusammen, so sangen sie nach der Laute, und waren sie im Walde selbander, so sangen sie ohne Begleitung — der Michel in Tenor, der Paul in Baß. Übermütige Gesänge aus dem Wald- und Almleben, aber auch uralte Weisen, in denen jauchzende Lust oder blutiges Leid oder inniges Gebet der Ahnen zu uns herüberhallen.

Jetzunter geht das Frühjahr an!

Nachdem der Fasching begraben und der Michel heimgekehrt war zu seinem Hause, blieb er davor stehen auf dem Lindenplatz. Zwei Stim-

mungen zogen an ihm und da konnte er nicht vorwärts und nicht rückwärts. So wohl ihm die Ruhe tat, die Fäden der Geselligkeit waren zu plötzlich gerissen. Die Enden hingen noch wirr an seinem Gemüte. Nun betrachtete er wieder einmal sein Haus — den Stammsitz der Väter.

Behäbig und stattlich steht es da. Des Wohn- und Wirtshauses Unterbau aus Stein und weiß getüncht; große Fenster mit grünen Läden. Das Tor mit braunen Holzbrettchen beschlagen, die ein verschobenes Viereck bilden, in dessen Mittelpunkt der Handknopf ist. Der erste Stock, aus rötlich leuchtendem Holz gezimmert, hat auch eine Reihe Fenster mit hellblinkenden Scheiben. An einer Front der Söller mit den zierlich durchbrochenen Brettchen. Unter dem vorspringenden Dache die weißen Schußscheiben, so die Michelwirte sich je erschossen hatten. Aus dem breiten, halbsteilen Dache stehen zwei schneeweiße Schornsteine auf und der Giebel trägt einen Wetterhahn. Jetzt in der Feiertagsruh ohne Fuhrwerkgeknarre und Gästelärm lag über dem Hause und seinem sich rückwärts in die Gärten und Felder hinziehenden Wirtschaftsgebäude schier etwas Vornehmes. Die Schwarzaugen waren ein altes Bauerngeschlecht und das Schild „zum schwarzen Michel" hatte keinen Makel.

Als der Michel endlich zum Tore eintrat, wollte gerade der Förster Rufmann herausgehen.

„Dieses Wirtshaus heißt heute beim Kehraus", sprach der Mann lachend. „Der Gläserkasten steht im Vorhaus, die Kellertür ist verrammelt mit Waschzubern und die Weibsleute krauchen auf dem Fletz herum wie die Schildkröten."

„Ich sag dir, Rufmann", entgegnete der Wirt, „vom Herzen bin ich froh, daß sie den Toifel hinauswaschen."

„Ja, hörst du, Wirt! Wenn das Wirtshaus den Fasching nimmer mag, dann weiß ich nicht, wer ihn sonst mögen soll."

„Der Satan. In allem Ernst, es ist eine Schweinerei!"

„Einen Katzenjammer hast."

„Kannst recht haben. Wenn auch nit just im Magen allein. Daß einer die Lumpenkomödie mitmachen muß, ist noch das Tollste. Aber was kannst du machen, wenn du Wirt bist. Mich wundert nur allemal, daß so was erlaubt ist."

„Weißt, der Wildfang im Menschen muß auch seinen Tag haben. Zum ewigen Gedächtnis, daß er vom wilden Tier abstammt. Hat er sich ausgetobt, dann ist er wieder für ein Jahr ein zahmes Menschenschaf."

„Muß so was sein. — Aber Paul, du wirst jetzt doch nit fortwollen. Geh, bleib heut ein bissel da bei mir!" Bei diesen Worten hing der Wirt sich in den Arm des Försters. „Wir gehen in' mein Zimmer hinauf. Mußt ein bissel dableiben. — Mariedl!"

Die Kellnerin rief er. Und während sie sich in der kleinen mit Zirmholz vertäfelten Stube zurechtsetzen am lichten Tisch, zwackt der Förster die Saiten der Zither, die an der Wand hängt. Kommt schon die kleine bucklige Person hereingetrottet. Mit dem weißen Schürzenzipfel will sie sich den Schlaf aus den Augen reiben, auch das Mundwerk ist übernächtig, das Zeug geht nur noch mechanisch weiter: „Was schaffens, Herr von Rufmann? Bier? Wein?"

„Ein Glas Wein."

„Weißen? Schwarzen? Was zu essen? Schnitzel, Nierenbraten, Geselchtes mit Kren —"

„Schau, daß du in dein Bett kommst!" fährt sie der Wirt an. „Nierenbraten! Geselchtes! Am Aschermittwoch! Geh und schlaf dich aus!"

Während er selbst hinabsteigt in den Keller, stimmt Rufmann an der Zither herum und seinen Baß dazu. „Jetzt gang ich ans Brünnele, trink aber nit."

Der Michel kam mit einer stark bestaubten Flasche und zwei Kelchgläsern. „So! Wenn man drei Tag lang so viel muß trinken, dann kriegt man Durst. Wohl komm dirs, Paul!"

„Ich komm dir!" dankte der Förster, und nach dem Trunke: „Ist es wieder recht würdig ausgefallen, das Begräbnis?"

„Ha!" sagte der Wirt überlaut lustig und strich sich mit den Händen den Bart, was allemal ein Zeichen seiner Behaglichkeit war. „Der Scherenfanger hätt froh sein können, wenn ihm ein solches Begräbnis wär zuteil geworden, wie seiner Hoheit, diesem Schweinekerl."

„Scherenfanger? den Kajetan meinst? Aber der hat sich ja selber das Leben genommen."

„Derowegen sage ich. Weit ists nit gfehlt, daß sie beieinander liegen, der alte Kajetan und mein altes Faß. In der Staudenschlucht neben dem Kirchhof."

Das fing der Förster auf, es schien ihn anzufassen, er vergaß der Zither. Er hatte den böhmischen Maulwurf- und Insektenvertilger recht gut gekannt, aber doch nicht so gut, daß er den Selbstmord hätte verstehen können. Damals, wie er mit dem Mann den Versuch besprochen, wie man den Kieferspinner, diesen schrecklichen Waldverderber, vertilgen könnte, wie war der Kajetan da noch spaßhaft gewesen! Und wie er jenen Ruppersbacher Maulwurfsfeinden die schaudervolle Hinrichtung des berüchtigten „Wiesengrundverderbers" vorgeschlagen! Der Maulwurf, wenn er gefangen werde, sei viel zu niederträchtig, als daß man ihm die ehrenvolle Todesart des Erschlagens antun dürfe; der müsse zum gerechten Lohn für seine heimtückische Wühlarbeit und zum abschreckenden Beispiel für seine Sippe eines ausnehmend grausamen Todes sterben;

man solle ihn lebendig begraben! Das haben sie endlich verstanden und ihn zum Maulwurfvertilgen nicht wieder angerufen. Und so ein lustiger Mensch knüpft sich eines Tages an den Wandnagel.

„Wie denn das hat sein können mit dem Kajetan?“ sagte der Förster.

Und der Michel antwortete: „Weil er verruckt ist worden. Ein schlechtes Buch, oder was, muß er derwischt haben. Denk dir, den Herrgott hat er so gefürchtet.“

„Den Herrgott gefürchtet? Nun, ich habe doch immer gehört, den Herrgott soll man fürchten.“

„Soll ihn auch. Aber bissel anders, wie der Kajetan. Gottesfurcht ist schon recht. Aber Gottesangst ist eine Sünd gegen den heiligen Geist. Oder ich sag's besser: ist eine Narrheit. Wer ordentlich und brav ist, wie der Mann sein Lebtag gewest — wenn so einer Angst vor dem Herrgott hat, dann lachen ja die Spitzbuben, die keinen haben. Versinniert hat er sich halt.“

„Zu viel sinnieren soll der Mensch nicht“, sagt der Förster.

Spricht der Michel weiter: „Da unten in der Gaststuben hat er mirs einmal erzählt, wies ihm ist vorgekommen. Du, das ist ein kurioser Vogel gewest. Dem sein Glauben! Die Welt, Himmel und Erden, sagt er, und alles was ist, das ist nichts anderes als Gott selber. Jedes Tier und jeder Grashalm und jeder Wassertropfen ist der Herrgott selber! Alles zsammen ist der Herrgott. — Und jetzt denk dir, Michelwirt, hat der Insektentod gesagt, was ich mein Lebtag schon hab Herrgott umgebracht! Tu nichts anders Jahr für Jahr, als Herrgott umbringen. Und jetzt, Wirt, stell dir vor, wie ich dran bin, wenns zum Sterben kommt. — Aber Mensch! ich ihm drauf, wenn du s so nimmst, da hilfst sich der Herrgott ja selber umbringen alle und alle Tag. Wenn das Vieh Gras frißt und der Mensch das Vieh! Und der Krankheitskeim den Menschen frißt. Und wenn du selber Gott bist und hilfst ihn umbringen, damit du leben kannst! Den Unsinn mußt doch einsehen, hab ich gesagt. Wenn du Insekten tötest, so rettest du besseren Wesen das Leben. Da ist er dir aufgefahren: Es gibt keine besseren! Und keine schlechteren. Alles ist gleich, keines hat das Recht, ein anderes zu vernichten. Desweg bin ich der Mörder. Ein Herrgottsmörder bin ich worden! — Ich sag dirs, Paul, angst und bang hätt einem werden mögen neben seiner. Hat selben auch nit mehr viel gearbeitet. Alleweil in der Einsam herumsinniert, na — bis das Unglück halt nachher geschehen ist.“

„Ist zu dumm!“ brummte der Förster, „das ist ein siebendoppelter Unsinn!“

„Wenn du halt irrsinnig bist“, gab der Wirt zu bedenken. „Schlechtes kann ich dabei nix finden und wenn ich Pfarrer bin, in der Schluchten laß ich den armen Hascher nit begraben.“

„Hat mich auch recht gewundert von unserem Pfarrer.“

„O mein! sagt er, wie wir dazumal bei ihm sind gewest, der Gerhalt und ich, wegen der selbigen Sach, wenns auf mich tät ankommen — unter dem großen Kreuz sollt er liegen, mitten auf dem Kirchhof. Aber die Vorschriften! Und sonst wohl auch. Die Angst vor dem ungeweihten Grab hält doch immer einen zurück. Weisen wir hin: Bei den viel tausend Selbstmördern alle Jahr, die man in der Zeitung liest, sollt man halt doch nit so streng sein. — Just derohalben! sagt der Pfarrer, wird ja rein Modesach, der Selbstmord! — Trink, Paul! Du trinkst ja heut nix.“

„Wie der Will“, sagte der Förster und tat einen Schluck aus dem Kelchglas, „s ist mir einmal unfaßbar, wie ein Mensch sich selber das Leben nehmen kann.“

„Weißt, just zu verstehen ist es schon. Wenn das Elend halt zu groß wird. Wenn alles verspielt ist und alles gegen dich ist, daß es frisch nimmer zu ertragen ist!“

„Ah geh“, sagte der Förster, „unsereiner hat auch schon seine Sacherln durchzumachen gehabt. Damals zum Beispiel, wie mir das Weib ist gestorben. Da wärs mir schon auch lieber gewesen, heut wie morgen. Und s Schußgewehr alleweil im Zimmer. Nicht einmal ist mir der Gedanke gekommen, nicht einmal!“

„Das glaub ich dir. Wenn zwei Würmeln da sind, die den Vater brauchen. s ist hart genug, Paul, was dich selben hat getroffen. Aber das größt Unglück ist es nit.“

„Was wir da auf dumme Sachen sind zu reden gekommen“, sagte der Förster. „Das richtige Aschermittwochgespräch.“

„Ist eh wahr“, lachte der Wirt.

„Gescheiter ein bissel singen.“

„Mein Stimmstock“, sprach der Michelwirt und griff sich an die Kehle. „Zu stark strapaziert worden die letzten Täg. Jetzt hab ich den Pelz im Hals.“

„Du sag mir Michel, ist mein Bub heut auch dabei gewesen?“

„Der Friedel? Aber na freilich. Hat ja die Stang getragen mit der leeren Brieftaschen.“

„So, die leere Brieftasche. Kann dem schon noch öfter passieren. Aufs Geld kann er mir schon gar nicht acht geben.“

„Bei mir laßt er just nit viel springen“, sagte der Wirt lustig. „Na gerade trinken, da könnte ich just nicht klagen. Da tut er schon lieber seine Kameraderln traktieren. Da wird er dir mitunter

üppig. Und ein Zornnickel immer einmal", vertraute der Förster dem Freunde, „was du dem lustigen Springinsfeld gar nicht ansiehst. Wenn der so fortmacht!"

„Ist halt ein junges Blut und stammt nicht umsonst von seinem Vater ab."

„Und dann das verfluchte Rauchen! Seit ich ihm die Pfeife in den Ofen geworfen hab, raucht er Zigarren. Britanika, sagt der Ruppersbacher Tabakkramer. Hält die Sorte extra für den Herrn Förstersohn! Ja der Förstersohn, das ist er. Sonst noch nichts."

„Waldkulturminister kann er freilich noch nit sein mit zwanzig Jahren. Derweil mußt ihm halt ein bissel mehr verdienen lassen im Holzschlag. Er ist ja Holzmesser."

„Und soweit nicht ungeschickt dabei."

„Na, siehst, da ist er doch schon wer."

„So viel als ein Knecht. Trotz seiner Realschule. Und mehr als einem andern Knecht kann ich ihm nicht geben. Es geht nicht. Froh, wenn er so viel verdient. Bei dem geht die Sonne ja alle Tag um eine Stund später auf und um eine früher unter. Meinetwegen, er hat einen weiten Weg in den Holzschlag. Letztens ist er mir einmal nicht nach Hause gekommen am Abend. Ist in der Bärenstuben übernachtet, beim Kohlenbrenner."

„Beim Krauthas?!" fragte der Wirt auf.

„Gekartelt haben sie und geschnapselt, und geraucht natürlich."

„Ist dem Krauthasen sein Dirndel noch bei ihm?"

„Daran habe ich auch gleich gedacht. Nein — ist nicht mehr in der Hütte. Soll zu Löwenburg unten sein, in Diensten."

„Na, so laß ihm die Freud beim Krauthasen."

„Viel Gutes wird er nicht lernen dort. Übrigens — der Weibsbilder wegen, das wäre auch noch keine Sorge. Soweit ist der Bub noch brav, mein ich. Ja, sonst ein herzensguter Bub. Ist ja eben das Schlechte bei ihm, daß er so gut ist."

„Nit übel!" lachte der Michelwirt, „leicht sagst ihms einmal, daß es gut wär, wenn er schlecht wär."

„Den möchte ich mir halt für eine Besondere aufsparen, wenn er einmal so weit sein wird, daß er heiraten kann. Für den wüßt ich eine! Aber bei den jungen Trotzköpfen muß man sich hüten, die Rechte zu nennen. Sonst schauen sie justament die nicht an."

„Rufmann, du kannst dir alle zehn Finger abschlecken dafür, daß du ein paar solche Burschen hast. Nit allemal g'rats so gut, wenn die Mutter fehlt."

Da leuchtete des Försters Gesicht. Es war ein schönes braunes Antlitz mit tiefliegenden Augen und einem halb kurzgeschnittenen, stark

angegrauten Bart. Die gerade und feingebaute Nase war an der Spitze kaum merklich gerötet, hingegen schimmerten unter dem Schnurrbart die frischen Zähne des Oberkiefers ein wenig hervor. Wenn in ihm was vorging, bewegten sich die sehr buschigen Augenbrauen auf und nieder. So auch jetzt, da der Freund so gut von seinen Buben sprach. Es besteht der Verdacht, daß er seine Söhne eigens manchmal in den Anklagestand versetzte, um vom Freunde ihre Verteidigung und Rechtfertigung zu hören. Diese Kinder sind ja sein ganzes —. Nein, er getraut es nicht auszusprechen, das stolze Wort. Alle Liebe ist abergläubisch. So wollte er schon eher von den Sorgen sprechen, die sie ihm machen, da wird der Teufel, oder wer es ist, doch nicht zum Neide gereizt werden.

„Mit dem jüngeren", sagte er, „dem Elias, habe ich jetzt ohnehin mein Anliegen."

„Der kommt zu Ostern wohl wieder auf Vakanzen heim?" riet der Wirt.

„Vielleicht schon früher. Gestern habe ich einen Brief erhalten aus dem Seminarium. Der Präfekt schreibt, daß der Bub kränklich ist und es dürfte angezeigt sein, wenn er bald auf etliche Wochen in die Gebirgsluft käme."

„Na ja, weil alle bleichsüchtig werden in derer dummen Stadt da drinnen!" rief der Michel. „Bissel blutarm ist der Elias immer gewest. An deiner Stell heut noch tät ich telegraphieren, sie sollten ihn gleich herschicken."

„Ist halt bitter, wenn er etwa das halbe Jahr verlieren muß."

„Im fünften Jahrgang ist er, gelt? Eh schon weit mit fünfzehn Jahren. Ich glaub alleweil, um solche Zeit lernt der Bub im Wald mehr, als in der Schulstuben."

„Kommt nur drauf an, was."

„Laß es drauf ankommen. Denk an, Rufmann, wie du selber vor etlichen zwanzig Jahren aus München bist in unsere Gegend kommen. Das war ein Krisperl! Nit fünf Groschen hätt einer geben für das Bissel Forstadjunkten. Und s andere! Wie oft hast mirs erzählt, daß du da im Waldgebirg in einem halben Jahr mehr hättest gelernt, als in drei Jahren der Stadtschul!"

„Ein Forstadjunkt. Das ist doch natürlich. Was soll aber ein Theologe im Wald lernen?"

„Die Natur, den Menschen! So ein geweihtes Bürscherl mit seiner papierenen Welt, das weiß ja gar nix, wenn es herauskommt. Das hat nur Sünder und Engel und Teufel im Kopf — aber keinen Menschen, wie sie sind. Geh, laß dein Bübel kommen. Jetzt geht das Frühjahr an."

„Jetzunter geht das Frühjahr an!“ begann der Förster, den s schon lange danach juckte, zu singen und der Michel fiel mit ein:

„Und alles fängt zu blühen an
Auf grüner Heid' und überall.
Es ist nichts Schön'res auf der Welt,
Als wie die Blümlein auf dem Feld,
Weiß, blaue, rote — ungezählt.
Und wenn sich alles lustig macht,
Und ich schon gar nit schlafen mag,
Geh' ich zum Schatzerl bei der Nacht.“

Das liebliche Singen wurde noch lieblicher unterbrochen. Ganz leise hatte es an die Tür geklopft. Der Wirt kannte den Boten schon im Klopfen und sagte laut: „Ja, Helenerl!“

Die kam bescheidentlich herein in ihrem lichten blauen Kleid, über das rückwärts zwei güldene Haarzöpfe niederhingen.

„Die Suppen steht schon seit einer halben Stund auf dem Tisch, sie wird kalt!“ sagte sie leicht lächelnd.

„Und in einer halben Stund kommen wir, derweil wird sie wieder warm“, antwortete der Vater, da war sie schon fort.

Der Förster schaute eine Weile auf die Tür hin, als ob die Erscheinung noch einmal auftauchen sollte. Der Wirt schaute den Freund an mit einem Blick, in dem freudiger und demütiger Vaterstolz leuchtete.

Endlich sagte der Förster: „Sapperment, die ist schön geworden!“ Und summte launig: „Jetzunter geht das Frühjahr an! — Michel, auf die gib acht!“

„s ist nit so gefährlich, wenns so bleibt“, sagte der Wirt. „Vor der haben die Wildbären Respekt. Laß dir sagen. Am vorigen Sonntag auf den Abend in der Gaststuben, wie die Bauern und die Holzleut schon beim gewissen Reden sind, weißt eh, da fahr ich sie zweimal an: Seids stad! Weil mir schon graust. Gelacht habens und noch kecker haben sies getrieben, die Schweinskerl. Tritt auf einmal das Mädel in die Stuben, zum Gläserkasten, ich weiß nit, eine Noten oder was hat sie zu wechseln gehabt. Abgezuckt haben die Manner in ihrem sauberen Diskurs, still sind sie gwest und einer hat beim Fenster naus geschaut: Schneien tats anfangen. Ihr lustiges Gesichtl schaut über die Leut hin, nachher ist sie wieder hinausgegangen. Das hat mir gefallen.“

„Unsere liebe Frau beschütz uns die Kinder!“ sagte der Förster, und es war ein Gebet mit Glockenläuten, denn sie stießen klingend die Gläser an.

„Und jetzt komm, Rufmann, und iß mit uns zu Mittag. Bissel Fastenspeise, viel kriegst eh nit.“

„Wenn du dein Wort hältst, auf einen Halberabendkaffee demnächst im Forsthaus.“

Heimkehr ins Forsthaus.

Bei dem kleinen Dorfe Eustachen, wo die steile Wand des Ringsteins aufragt, zweigt quer ins Waldgebirge hinein ein Seitental. Es ist ein Hochtal und heißt auch so. Anfangs ist es so breit, daß an der Tauernach links und rechts schöne Wiesen liegen können zwischen den steil ansteigenden Forsten. Dann engt sich das Tal zu einer Schlucht und vor dieser Stelle steht das Forsthaus. Es ist ein behaglich sich breitender Bau aus lichtgebräuntem Lärchenholz, mit großen, klaren Fenstern, den unvermeidlichen Hirschkronen und Raubvögeln, die mit ausgespreiteten Flügeln an die Giebelwand genagelt sind. Das halbflache Hausdach schützt auch die lange Wandbank an der Hauswand vor Regen; die Sonne, wenn sie über dem Bergrücken doch einmal niederscheint, tut ohnehin nicht weh. Von dem Sträßlein, das durchs Hochtal und weiter durch die Schlucht geht, führt über die rauschende Ach eine Brücke hinüber zum Hause. Und an dieser Brücke steht die alte Bretterkapelle, die gleichzeitig ein Brunnen ist für Wanderer, so auf dem Wege andächtig oder durstig geworden sind. Im Hochsommer und Herbst sind mitunter Wanderer zu sehen, die übers Hochgebirge wollen, oder von demselben herabkommen. Just am Punkte neben der Kapelle kann man im Hintergrunde der dunkelnden Waldschluchten ein schneeweißes Dreiecklein aufragen sehen, das manchen Touristen aus weiten Fernen herbeizieht wie ein gewalttätiger Magnet. Über dem Kapellentürchen steht der Spruch: „Heiliger Eustachius, bitte für uns. In Ewigkeit Amen." In der Kapelle, wo sonst der Altar zu sein pflegt, ragt aus der Wand ein lebensgroßer, aus Holz geschnitzter Hirschkopf hervor, aus dessen Nasennüstern das Wasser sprudelt. Zwischen den mächtigen Geweihen dieses Hirschkopfes, die von einem Tiere stammen sollen, das der Fürst selbst erlegt hat, ragt ein Kruzifix. Also die Legende kündend vom heiligen Hubertus. Nach anderer Legende war es der heilige Eustachius gewesen, dem auf einem Hirschkopf das Kruzifix erschienen. Die Leute meinen, das Wunder wäre gerade in dieser Gegend geschehen, weshalb das Dorf St. Eustachen hieße.

Hinter dem Forsthause steigt steil der Lärchenwald an, der im Sommer das helle zarte Grün hat, um unsere Jahreszeit aber wie ein Gewuste fahler Besen regungslos dasteht. An der anderen Seite des Tales lehnt eine weite, glatte Fläche sachte an, immer höher, bis zu Felsgruppen im Hintergrund. Sie ist noch ganz mit Schnee bedeckt, der fast bis zur Ach herniederreicht und mit unzähligen Tierspuren in kreuz und krumm durchzogen ist. Es ist die Siebentaler-Leiten, die ihr einstiger Besitzer, ein überkluger Bauer, bei einer Wette gegen sieben Taler verspielt haben soll. Sie gehört längst auch dem Fürsten, der im Laufe der Zeit des ganzen Waldgebirges Herr geworden ist, auch der

Almen weiter oben, mit Ausnahme von einigen Bauernservituten. Und Herr geworden endlich der Felsenwelt, die belebt ist von Gemsen und Habichten. Weit hinten in jenem wilden Gebirge, auf einer kahlen felsigen Hochebene steht das Jagdschloß, in welches der Fürst mit großem Hofgefolge alljährlich einmal auf zwei oder drei Tage kommt, um ein paar Dutzend Gemsen zu erlegen und das Fleisch dann an die Bevölkerung der Holzer, Kohlenbrenner und Kleinhäusler abzulassen.

Die Besitzungen werden hauptsächlich von der Residenz aus verwaltet; doch das Gebiet der Waldungen und der Almen gehört in das Bereich des Forstamtes, das vom Förster und einem Kanzleischreiber versehen wird. Jäger, die in früherer Zeit auch dagewesen, sind abgeschafft worden. Etwaige Raubtiere erlegt der Förster. Einen vieljährigen Kampf hat es dem Rufmann gekostet, um die waldkulturschädliche Wildhegung in den Forsten abzubringen. Um so zufriedener ist Seine Hoheit jetzt mit dem Forstertrage; ein Umstand, der dem Rufmann den Titel „Oberförster“ eingebracht hat, den er aber nicht ausnützt. Es müßte sich nur zutragen, daß sein Sohn Fridolin einmal Unterförster würde.

Diesen Förster, der kein Jagdheger ist, mögen auch die Bauern leiden, um so mehr, als er ihnen gelegentlich mit Holz, Waldstreu und Weide auszuhelfen pflegt.

Nun ins Forsthaus tretend, sehen wir in der Vorhalle an der Wand noch die alten Jägersprüche. Es sind tote Buchstaben geworden. Über dem Eingangstore aber hat der Rufmann in großen Buchstaben die Worte malen lassen: „Wer hat dich aufgebaut so hoch, du schöner Wald da droben!“

Das Forsthaus hat mehrere geräumige Stuben, aber der Förster ist zur Stunde in den Bergen. In einer Kammer neben der Küche hockt auf der Truhe eine kleine alte Person vor dem Wäschkorb. Sie bessert Hemden aus und Hosen und greint ein wenig in die Leinwand hinein, daß diese Manner doch gar alles zerreißen müssen. „Dem Alten halts kein Hinterer, dem Jungen kein Knie — aber nit etwa vom Beten!“ — Rechterseits am Halse hat sie ein nußgroßes Kröpflein, das sachte auf- und niederwurlt, wenn sie greint. Auf dem runden Näschen hat sie große Brillen mit beinener Einfassung sitzen, die immer so weit herabrutschen, daß sie mehr über als durch die Gläser hinausschaut. Auf die Ferne sieht sie ohne Brillen weit besser; es ist nichts und es geschieht nichts im Forsthause, was sie nicht sähe, ja sie sieht sogar manches, aber wohl freilich nicht alles, was andere im tiefen Waldschatten verborgen glauben, oder auch, was morgen und übermorgen sein wird, oder was unter den Brustleibeln ihres Hausherrn und seiner Kinder vorgeht. Diese umsichtige Person ist seit dem Tode der Förstersfrau hier

die Haushälterin und heißt Sali. Sie hat die Familie gleichsam ererbt, ein Vermächtnis der Sterbenden.

Als damals, bald nach der Geburt des zweiten Sohnes der Frau Cäcilia letzter Tag kam, ließ sie die Magd an ihr Bett rufen, nahm sie bei der Hand und stammelte mit schon fast gelähmter Zunge: „Sali, tu meine Leut nit verlassen. Schau, daß sie was zu essen haben und was Ordentliches anzulegen. Tu sie nit verlassen!“ Und seither ists fünfzehn Jahre und die alte Person steht auf ihrem Posten, wird nicht älter und nicht jünger, hat alleweil den gestreiften Lodenkittel an, und beim Flicken oder Sonntags über dem Gebetbüchel die großen Brillen auf, greint alleweil ein wenig und bleibt immer gleich umsichtig und verläßlich. Sie für sich selber scheint nicht zu existieren, nur für „ihre Leut“. Aber ein paarmal im Jahre hat sie „die bösen Täg“. Da brummt und greint sie nicht, da ist sie stumm wie ein Grab, aber nicht ganz so friedsam, da wirft sie die Holzscheiter hin und her, daß es poltert, da schlägt sie die Türen zu, daß das ganze Haus schüttert, da stößt sie Töpfe und Teller in Scherben — um am nächsten Sonntag dafür wieder neue anzuschaffen, in aller Demut von ihrem eigenen Gelde.

Das also ist die Haushälterin Sali, die jetzt in der Kammer am Wäschkorbe hockt, auf einmal aber das weißbehäubte Köpflein hebt und horcht. In der Nebenstube hat sie etwas gehört. Und schreit mit scharfer Stimme: „Wer ist denn da?“ Und geht nachschauen, und tut einen hellen Schrei, halb in Schrecken und halb in Freuden. Mitten in der Stube steht der Elias. Das Studentel!

Er schmunzelt ein wenig und reicht ihr die Hand.

„Aber Jessas Mariassas Joselas!“ ruft sie aus. „Bist denn heut schon da? Zum Samstag hat dich der Vater erwartet. Na, weil d nur da bist. Aber gspitzt ausschaun tust, Elerl! Ja was denn, was tut dir denn fehlen?“

„Ah, nix weiter. Bissel mattschlachtig“, gibt der Junge zur Antwort.

„Mattschlachtig sagst! Werden wir schon machen. Will dich schon aufpappeln, aber heimbleiben mußt, nit gleich wieder fortlaufen. Das dumme Lernen da! Mag s eh was nit ausstehn, das dumme Lernen. Geistlinger kannst ja so auch einer wern, wenn d nur fromm bist. Mit m Lernen ist noch kein Mensch in den Himmel kommen. Aber, weils wahr ist! — Gib her den Zegger!“ Sie nahm ihm die Seitentasche ab, „aber so ein schweren Zegger schleppen!“

„Bücher hab ich drin.“

„Und hast die Kammertuchhemden mitbracht? Nit? Ja du heiligs Kreuz, was wirst denn anlegen daheim? Die rupfenen, die werden dem jungen Stadtherrn wohl schon zu viel kratzen.“

„Ah na, das macht mir nix", sagte der Junge, „wo ist denn der Vater?"

„Häst geschrieben, wann du kommst, wär er heimblieben. Wo wird er denn sein? Bei den Holzknechten im Teschenschlag. Der Friedl auch. Na, weil d nur wieder da bist. Dein Kaffee kriegst jetzt. Derweil wird die Stuben warm. Nur nit gleich ungeduldig! Daß die jungen Leut schon einmal gar keine Geduld haben!"

„Aber Sali, es eilt ja nicht. Ich warte schon." Er mußte lachen, wie sie ihm gleich wieder Fehler ansinnen wollte, um darüber greinen zu können. Er warf das weiche Filzhütlein auf die Bank, legte seinen lodernen Oberrock ab; nun stand das schlanke, dunkelgraue Studentlein da. Das nußbraune Haar war schräms über die Stirn gelegt, es war ein wenig feucht, so daß die Sali gleich ihren Schürzenzipf hob, um ihn abzutrocknen. „Schwitzest ja wie nit gescheit! Mit dem närrischen Laufen allemal! Wirst dir noch sauber die Lungen kaput rennen!" — Unter seiner breiten Stirn die braunen Augen blickten weder krank noch traurig, aber gegen das Kinn herab wurde das blasse Gesicht bedenklich schmal und spitzig. Trotzdem stand die schon leicht ins Steirische biegende Nase und die kecklich aufgeschwungene Oberlippe munter in die Welt, in die Welt seiner freien, goldenen Waldjugend. Wieder daheim!

„Was macht denn der Waldl?" fragte er und eilte hinaus in den Hof zu dem Hundekobel. Das schöne Tier mit dem glatten kästengrauen Fell sprang ihn vor Freude so heftig an, daß er schier nach rückwärts taumelte. Sie scherzten miteinander und der Junge ließ ihn sofort alle Kunststücke treiben, die sie im vorigen Sommer miteinander eingelernt hatten. Aber die Sali kam bald nach, packte ihn fest bei der Hand und führte ihn aus der frostigen Märzluft in die Stube zum heißen Kaffee.

Abends das Wiedersehen mit Vater und Bruder war scheinbar gelassen. Sie küßten sich nicht, sie reichten sich ruhig die Hand und der Förster fragte nur: „Ja, wo fehlts denn, Elias?"

Der zuckte rasch die Achseln. Er konnte es wirklich nicht sagen. „Sie haben halt gesagt, ich sollt jetzt einmal heimgehen."

„Beim Lernen — hats doch nichts?"

„Hab eh das Zeugnis mit", antwortete der Junge. Als der Förster dasselbe durchlas, nickte er sehr wohlgefällig mit dem Kopf. „Friedl", sagte er zu dem andern Sohne, „da könnte sich jemand ein Beispiel nehmen. Schau nur gerade einmal da her: Fleiß ausdauernd, Sitten musterhaft."

Der Friedl schritt, die Hände in den Hosentaschen, in der Stube auf und ab. Das war er schon gewohnt, unter der Hand immer so ein bißchen erzogen zu werden. Weil einen halt s Leben freut. Die paar Jahre Realschule in Löwenburg bei den lustigen Kameraden, die

haben nicht viel verdorben, im Gegenteil, da sind wir erst inne worden, was es auf der Welt für feine Sachen gibt! — Mit einem gutmütigen Bedauern blickte er auf seinen Musterbruder. Dieser wieder betrachtete den leichtlebigen Friedel, der daheim so stattlich und hübsch aufgewachsen war. Wie eine junge Tanne, so gerade stand er da, im gebräunten Gesicht die schwarzen Augenbrauen, den kleinen, dunklen, leicht gewirbelten Schnurrbart. Die Nase, deren Entwicklung seit Jahren seine Sorge gewesen, war nun sein Stolz geworden; so stattlich wächst sie sich aus, und es ist kein Zweifel mehr an ihrem kühnen Adlernasenschwung. Besonders wenn man auch noch ein bißchen nachhilft.

Zum Abendessen gab es des Heimkömmlings Lieblingsspeisen. Rahmsuppe und Eier in Essig. Derlei war im Seminarium auch nicht einzigesmal vorgekommen. Dort lebt man von Reis, Wurst, Kartoffeln, Latein und Griechisch. — Nach dem kleinen und frohen Mahle, als der Friedel schon in die Schlafstube vorausgegangen war, kramte Elias aus der Ledertasche die Geschenke hervor, die er mitgebracht hatte. Für den Vater ein Gummibecherlein, womit er an Waldquellen Wasser schöpfen und trinken konnte. Für die Sali ein Muttergottesständel aus weißem Porzellan. Dafür ward er ausgezankt. Das habe er sich gewiß wieder vom Mund abgemagert. Ja, dann glaube sie's freilich. Vom Sachenwegschenken werde man nicht fett. Ob die Muttergottes auch schon ihre heilige Weih' hätte? Noch nicht? „Wird ein sauberer Geistlinger werden, der ungeweihte Heiligenbilder verteilt! Aber gfreun tuts mich wohl, du Donnersbub du, daß d auf die alt Sali nit vergißt!"

Als Elias in die Schlafstube kam, die er mit dem Bruder von jeher gemeinsam hatte, stand der Friedel vor dem kleinen Wandspiegel und tat mit den Fingern an der Nase herum.

„Was machst denn, Friedel?"

„Nasen kneten. Weißt, daß sie einen schönen Schwung kriegt."

Elias entgegnete weiter nichts, sondern brachte einen in Papier gewickelten länglichen Gegenstand zum Vorschein.

„Ein bissel was mitgebracht habe ich dir, Bruder."

„Was, Zigarren? O du goldener Kerl!"

„Nein, Zigarren sind das nicht. Die Zigarrenraucher werden lauter Abbrandler, sagt unser Deutschprofessor, und können sich vorher nicht einmal assekurieren lassen."

„Raucht der Herr Professor nit?"

„Nur schnupfen."

„Assekuriert?"

„Geh weiter! Schau her da! Du hast nie einen Schnitzger im Sack."

Ein Taschenmesser wickelte er hervor, das hatte eine schimmernde Perlmutterschale und mehrere Klingen.

„Und das gehört mein?“, rief der Friedel, die große funkelnde Stahlklinge gleich aufklappend. „Hats auch einen Stoppelzieher?“

„s ist eine Kapfenberger Klinge. Aber nicht zum Verlieren! Zum Behalten!“

„Und zum —“, der übermütige Bursche machte mit dem offenen Messer eine Geste gegen den Hals des Studenten.

„Fahr ab!“ verwies dieser. „Du bist alleweil der gleiche. Solche Dummheiten mußt du dir abgewöhnen. Drei Tag Karzer bei uns, wenn einer so was saget.“

„Was kostet das Lot Spaß bei euch im Seminar?“

„Ich versteh dich nicht.“

„Und den Spaß auch nit. Hat der Rothschild wohl so viel Geld, um bei euch ein Lot Spaß zu kaufen? Weil keiner vorhanden ist, der Bär hat ihn gefressen. Aber das macht nichts. Ihr braucht keinen, habt eh die Gescheitheit.“

„Pack ein mit der deinigen!“

„Gern haben muß man sie ja doch, die gescheiten Herren Studenten, weil sie so schöne Taschenmesser mit heimbringen.“

Sich so zu necken, das war immer ihre Gewohnheit und dem Elias tat es ordentlich wohl, daß er hier einmal der moralisch Überlegene sein konnte. Im Seminar gab's das nicht, dort war jeder überlegen, aber nur untereinander. Aber vor den Professoren gehorsame Diener . . . Als sie schon in ihren Betten lagen und das Licht ausgelöscht war, erhob Elias noch einmal seine Stimme, gedämpft sagte er: „In Ernst, Friedel, deine Torheiten mußt du dir abgewöhnen. Nasen kneten! Laß deine Nase wachsen, wie der Herrgott sie haben will. Bist ja doch kein Frauenzimmer, daß du so eitel sein müßtest. Hast du bei unserem Vater einmal eine solche Kinderei gesehen?“

„Ha, ha!“ lachte der Friedel auf, „ich laß auch meine Söhne nit zuschauen beim Nasenkneten.“

„Du bist frivol, Friedel, du bist einfach frivol! Deswegen habe ich den Vater genannt, daß du dir an ihm ein Beispiel nimmst. Hörst! und jetzt gute Nacht!“

Begann der Friedel in seinem Bette singend das Sprüchlein zu lallen:

„Die Predigt ist aus,
Der Pfaff geht zum Schmaus,
Die Katz zu der Maus.“

Ein paar Minuten später schnarchten beide.

Am nächsten Morgen beim Waschen und Anziehen wollte der Friedel gleich wieder plaudern, aber der Elias war wortkarg. Er wird

beten, dachte sich Friedel, er wird wahrscheinlich schon Brevier beten müssen. So inwendig. Aber als der Student auch später in sich gekehrt blieb, wurde der Friedel besorgt, er könnte den Bruder gestern beleidigt haben. Dann mußte er ihn wieder gut machen. Und mußte bewiesen werden, daß auch er ihm nichts nachtrage, obschon — wie er fand — das Stadtherrlein eigentlich ein bißchen impertinent gewesen war, gestern bei dem Schlafengehen. Unter allen Umständen Friedensschluß. Als Elias die Sachen aus der Tasche in den Kasten einordnete, trat der Friedel vor, legte ihm die Hand auf die Achsel und sprach recht weich und warm: „Brüderl, du könntet mir einen Gefallen tun."

„Warum denn nicht?"

„Du hast gewiß noch was. Ich hab nix mehr. Geh, sei so gut. Bis auf den ersten April."

„Aber viel habe ich nicht!"

„Wenns auch nur ein paar Zehnerln sind." (Fortsetzung folgt.)

Der gescheite Dackel.

Von Josef Wichner.

War der Leser schon einmal in Gmunden am Traunsee?

Nun . . . der Dackel war dort und es hat ihm im „Goldenen Brunnen" und in den schönen Parkanlagen und auf der Promenade am See ganz ausgezeichnet gefallen.

Der Dackel, das müßt Ihr wissen, das war ein Herr Hund von der langohrigen, krummbeinigen und außerordentlich gehorsamen Sorte. Rief man ihm zu: „Gehst her oder nicht!" . . . dann ging er her oder nicht, wie das bereits in den „Fliegenden Blättern" verewigt ist. Sein Herrl war Salinenbeamter in Ebensee, sein Frauerl eben dieses Beamten ehrsame Gattin, und sonst hatte er noch eine siebenjährige Frieda und einen achtjährigen Karli zu Gespielen, und alle miteinander hatten an einem herrlichen Sommersonntag eine Rundfahrt auf dem See unternommen und waren etliche Stunden geblieben in Gmunden, um sich zu stärken und den melodischen Klängen der Kurmusik zu lauschen.

Sie stärkten sich im prächtig gelegenen Garten des Gasthauses „Zum goldenen Brunnen", hoch über der rauschenden Traun, wobei es sich jedoch zeigte, daß der Dackel eigentlich keine poetische Natur war. Es fiel ihm nicht im Traume ein, gleich dem melancholischen Lenau, trübselig in die tobenden, wirbelnden, schäumenden Gewässer zu

starren und in jedem aufblinkenden und versinkenden Tropfen das Bild des, ach, so kurzen Menschenlebens zu erblicken. Ihm war all die Schönheit der Natur, das Farbenspiel der Wellen, das Grün der Wiesen und ihr bunter Blumenflor, der majestätische Traunstein und über ihm der tiefblaue, wolkenlose Himmel völlig gleichgiltig, und so hielt er sich an die Wursthäute und Käsereste, die ihm der Karli und die Frieda zuwarfen, und genoß den Augenblick, ohne sich um Vergangenheit oder Zukunft viel zu kümmern.

Und als er satt war, hielt er in einem sonnigen Winkel blinzelnd Siesta, wälzte sich zur Abwechslung vergnüglich im wohlig-warmen Sande und schnappte spielend nach den seine Nase umtanzenden Mücken oder nach den Schleppröcken der vorübergehenden Damen.

Endlich brach man auf, um am Strande zu lustwandeln, was der Dackel mit freudigem Gebelle begrüßte.

Da hatte denn die Frau genug zu tun, die Toiletten ihrer Mitschwestern zu kritisieren, der Herr rauchte seine Zigarre und traf jeweils einen Bekannten zu freundschaftlichem Wortwechsel, die Kinder gesellten sich zu Kindern und dachten im Glücke der Gegenwart auch weder an Vergangenheit noch Zukunft, und der Dackel ging, ohne sich um seine Herrschaft weiter zu kümmern, auf Abenteuer aus und verlor sich in die Stadt und ihre engen Gassen. Die Musik gefiel ihm nämlich, obschon sie gerade das berühmte Intermezzo aus Cavalleria rusticana spielte, so wenig, daß er hätte laut aufheulen mögen; dagegen gefiel ihm eine bei einer Gräfin bedienstete Dackelina, die auf den süßen Namen Sidi hörte, um so besser, und also gab er ihr als feiner Kavalier getreulich das Geleite und erzählte ihr eine Menge Geschichten, die aber der Sidi standesgemäß recht plebeisch vorkamen, wie sie mit verächtlichem Nasenrümpfen und Schielblick bekundete.

Inzwischen aber legte der kleine Dampfer an, der die Familie an das salzreiche Südgestade des Sees bringen sollte. Man nahm eilig Abschied und bestieg das Schiff. Die Glocke ertönte, die Pfeife schrillte und das schlanke Fahrzeug schwenkte in anmutigem Bogen gegen den Traunstein hin, ähnlich einer Hofdame, die sich gegen den König nach Vorschrift des Zeremoniells zierlich verbeugt.

Da erscholl am Ufer das heisere Gebelle der größten Hundenot. Der Dackel flog wie die Kugel aus dem Rohre mitten durch das elegante Publikum auf den Landungssteg und stand nun am Rande des Abgrundes und jammerte kläglich und überlegte sichs: Soll ich den Sprung wagen und nachschwimmen oder . . .?

„Ach der arme, arme Dackel!“ schrien die Kinder.

„Könnte der Kapitän nicht aus Gefälligkeit noch einmal anlegen?“ flötete die Frau Mama.

„Mit dem Hundsvieh hat man doch immer Scherereien!“ brummte der Herr Papa.

Aber der Kapitän kümmerte sich blutwenig um den kleinen Reisenden, der sich beim Plausche mit Fräulein Sidi verspätet hatte. Ruhig zog das Schiff seine Furchen in die spiegelnde Bahn und die Fahrgäste hatten beim Anblicke der entzückenden Landschaftsbilder, die, eines herrlicher als das andere, immer neu auftauchten, des Hündleins Klage bald vergessen. Ihnen war die schlafende Griechin und das malerische Traunkirchen und der Sonnstein und ganz im Hintergrunde das Totengebirge hundertmal interessanter als ein heulender Hund, und eigentlich kann man ihnen diese Vorliebe nicht einmal verargen.

Der Karli aber und die Frieda, die konnten sich nicht beruhigen. Ihnen griff das Geschick ihres vierbeinigen Kameraden tief ins Herz und entlockte den unschuldvollen Augen Tränen innigen Mitleides, so daß die Eltern vollauf zu trösten hatten und doch kein Trost verfangen wollte. Selbst die Meinung des Vaters: wenn der Dackel g'scheit sei, so spaziere er halt längs des Sees über Altmünster und Traunkirchen heimwärts, wegen der zehn oder zwölf Kilometer werde er sich die Haxeln doch nicht ganz ablaufen, ward nicht geteilt, denn der Karli, der seinen Pappenheimer kannte, schluchzte auf: „Ach, dazu ist er viel zu faul!“

So kam man an das Südende des Sees, und dieweil am Landungsplatze eine Bierhalle zum Trunke einlud und in der Bierhalle einige Kollegen des Dackelherrn saßen, gesellte sich dieser zu ihnen und gedachte, den Ärger hinunterzuschwemmen, während Frau und Kinder, letztere immer noch voll Sorge um ihren Gespielen, heimgingen.

Inzwischen war sich der Dackel in Gmunden längst schon darüber klar geworden, daß seine Schwimmkünste nicht ausreichten, das Schiff über den großen See hin zu verfolgen, daß es aber töricht und eines anständigen Hundes unwürdig wäre, sich deswegen graue Haare wachsen zu lassen oder sich gar aufzuhängen.

Den auftauchenden Gedanken, längs des Ufers aufs Geratewohl der Nase nachzugehen, gab er, wie der Karli richtig vermutet hatte, mit einem schielenden Mitleidsblick auf seine kurzen Beine gleich auf, und also zog er sich vom Landungssteg zurück, setzte sich unter den nächsten Baum, behielt die Stelle, von der das Schiff abgefahren war, fest im Auge und verhielt sich im übrigen so ruhig, als sei er ein echter Steingut-Dackel und dazu berufen, die schönen Parkanlagen mit seiner Gegenwart zu verzieren.

Die Musiker ließen die herrlichsten Weisen ertönen — der Dackel sang nicht mit; es gingen die schönsten Damen in den schönsten Kleidern vorüber — der Dackel würdigte sie keines Blickes; es kamen Kinder

und wollten mit ihm spielen — der Dackel hatte nur den Karli und die Frieda in seinem Herzen; es näherten sich ihm etliche Stammesgenossen und beschnupperten ihn freundschaftlich — der Dackel wollte, so sehr bereute er die verschuldete Verspätung, nicht einmal Hundedeutsch verstehen.

Unterdes schwamm ein anderer Dampfer vom Seebahnhof herüber, der Dackel spitzte die Ohren, und kaum hatte das Schiff angelegt, war der geriebene Kerl auch schon an Bord und unter einer Bank zwischen einem Touristenrucksack und einem Matrosenkotzen verschwunden. O, der Dackel wußte ganz gut, daß die rücksichtslose und wenig tierfreundliche Direktion selbst von Reisenden seiner Art die Lösung von Fahrkarten verlangt; da er aber seine Geldtasche zu Hause vergessen hatte, so gedachte er, als blinder Passagier durchzuwischen.

Die Sache ging auch ganz gut bis Traunkirchen. Da aber entdeckte ihn der herzlose Mensch, der immer herumging und nach den Karten fragte, langte ihn unter der Bank heraus und erkundigte sich der Reihe nach bei allen Fahrgästen, wem der braune, langohrige Bursche gehöre.

Bis der Mann aber seine Runde gemacht hatte, war Ebensee schon längst in Sicht und das Hunderl mit sich im reinen: es könne einer, wenn's darauf ankomme, mit vier Füßen halt doch schneller laufen als einer mit nur zweien.

Eben erhoben sich in der Bierhalle, wo sie picken geblieben waren, die durstigen Salzmänner, um nach Art der Kleinstädter die Reisenden zu mustern, eben wurde die Brücke vom Schiffe auf den Steg geschoben, da stürmte der erste Passagier, ohne die Fahrkarte abzugeben, ans Land, stieß ein Freudengeheul aus und sprang an seinem überraschten Herrn empor.

„Ei, du verflixter Dackel“, sagte der und kraute ihm versöhnt den Kopf, „du bist doch gescheiter, als ich mir's dachte. Ich bitte, meine Herren, schaut euch meinen faulen, klugen Burschen an! Hat der Kerl richtig, um seine Füße zu schonen, das nächste Schiff erwartet und ist, indes wir uns um sein Schicksal abhärmten, in aller Gemütsruhe dahergefahren. Nein, wird das daheim ein Jubel sein, wenn ich den Dackel wieder bringe! Habe die Ehre, meine Herren, wünsche eine wohlschlafende Nacht!“

Dichterprogramm.

Ein freier Bursche! Der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht.

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll' dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
Ob Herr oder Diener, das kümmert mich nicht,
Ich frage nur eins: Bist du Gott oder Tier?

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb' ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

P. Rosegger.

Im Dienste der Idee.

Ein Blatt zur Erinnerung an Hermann Schell von **Christian Hoffer.**

Der große katholische Denker, der am 31. Mai des Jahres in Würzburg seine Augen schloß, hat in die Entwicklung des religiösen Gedankens so bestimmend eingegriffen, daß seine Persönlichkeit weit über die theologischen Kreise hinaus mit Achtung genannt wird. Er gehört mit Rudolf Eucken in Jena, dem in letzter Zeit so viel genannten Engländer Georges Tyrrell und dem Franzosen Laberthonnière zu den bedeutendsten Vertretern des religiösen Gedankens. Von besonderem Werte ist uns die Erscheinung Schells aber dadurch, daß er in seinem ganzen Leben und Wirken jenen so seltenen reinen Mut konsequent zum Ausdrucke gebracht hat, der allein zu einem Kämpen für die christliche Wahrheit in der Gegenwart befähigt. Das Deutschland der Gegenwart zählt wenig Männer, die mit solcher Beharrlichkeit und Reinheit des Strebens einer großen Idee bis zum letzten Atemzuge gedient hätten, auch im Volke der Idealisten sind die Idealisten zuletzt selten geworden, ein ermüdender, entseelender Materialismus beraubt uns der großen Charaktere: da ist es erquickend und erhebend, einem Manne zu begegnen, dessen Grundzug die volle, reine

Hingabe an eine Idee ist. Was Schell im Geisteskampfe der Gegenwart als Prinzip gewahrt wissen wollte, das hat er selbst mit peinlicher Strenge in seiner Arbeit, in der Darlegung seiner Ideen und in seinem Verhalten gegen die Gegner durchgeführt: den Mut, die volle Überzeugung auszusprechen, die wissenschaftliche Bescheidenheit, die sich erst nach langem Ringen zum Worte meldet, die feste Entschlossenheit, für eine Idee nur mit Ideen zu kämpfen. Den Mut und die Tapferkeit des berufenen Denkers haben dem Gelehrten im Jahre 1899 freilich jene abgesprochen, die da erwartet hatten, Schell werde auf das Verbot seiner Dogmatik, seiner Apologie und der beiden Programmschriften „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes“ und „Die neue Zeit und der alte Glaube“ durch den Bruch mit Rom und durch den Aufruf zu einer allgemeinen Lossagung von der alten Kirche antworten. Den Sturmgeistern wäre eine Revolution gar zu lieb gewesen. Ob dabei die Idee religiösen Fortschrittes gewonnen hätte, das fragten sie nicht. Bei der gründlichen geschichtlichen Bildung Schells und seinem geradezu intuitiven Einblicke in die Gesetze der Kulturentwicklung war seine Unterwerfung ein Schritt, den er jedenfalls als Mann der Wissenschaft und berufener Förderer der geistigen Entwicklung vor seinem Gewissen zu rechtfertigen wußte. Ihm, dem gehorsamen, treuen Diener der reinen Idee, konnte es nie um den Beifall der Gegenwart, nie um einen von der Publizistik beklatschten Erfolg des Augenblickes zu tun sein, er war sich bewußt, an dem höchsten Kulturgute, der reinen Herausarbeitung des christlichen Gedankens zu arbeiten, und für diese Aufgabe hielt er in den Stunden harter Prüfung Schweigen und Dulden für das allein richtige Verhalten. Daß er seinem Grundgedanken nicht untreu wurde, das beweist seine spätere Tätigkeit. Schell wagte sich an die höchsten Probleme erst nach langer Vorbereitung. Vom seichten Reformertum, wie es neuestens eine ungeheuerliche Schrift von Dr. Emil Jung „Radikaler Reformkatholizismus“ erschreckend offenbart, hatte der gründliche Denker den größten Abscheu, und der Phrase hat ihn keiner seiner Gegner zu bezichtigen gewagt. Schell kannte die Vergangenheit des Christentums und der Kirche wie je einer, fast ein Jahrzehnt lauschte er als eifriger Seelsorger dem Herzschlage des religiösen Lebens in der katholischen Kirche, durch eine von gründlichsten Studien zeugende, umfassende Schrift „Das Wirken des dreieinigen Gottes“ bewies er seine Gewandtheit in den schwierigsten theologischen Gedankengängen und eine staunenswerte Vertrautheit mit den literarischen Erzeugnissen des christlichen Altertums, in seiner „Katholischen Dogmatik“ legte er dar, wie gründlich er in den Tiefen der Schrift geforscht und wie eingehend er mit der Gedankenwelt des christlichen Mittelalters Fühlung genommen: dann erst im Alter von 47 Jahren

gestattete er sich, dem innersten Drange seines Denkergenius zu folgen und in einer nicht umfangreichen, aber von Anfang bis zum Ende markige Gedankenentwicklung aufweisenden Programmschrift seine Stimme im Interesse religiöser Kultur zu erheben. Solche Bescheidenheit ist selten; aber gerade in religiösen Dingen ist sie die richtige Führerin. Auf keinem anderen Gebiete gilt so sehr das Wort: Viele sind der Thyrsusschwinger, doch der Begeisterten wenige. Nirgends ist die Phrase verhängnisvoller als auf dem Gebiete der Religion, und ein ernstes, gewichtiges Wort zu ihrer Reform kann nur der sprechen, dem die Entwicklungsgesetze dieses mächtigsten aller Kulturfaktoren durch eingehende geschichtliche Studien klar geworden sind und der die großen Probleme des religiösen Lebens in heißem Ringen an sich selber erlebt hat. Schell durfte aussetzen, tadeln, zur Einkehr und Besinnung mahnen, weil er vorher diese sittlichen Forderungen an sich selber in höchster Strenge erfüllt hatte. Keiner der Gegner seines religiösen Programmes verfügte über die gründliche theologische Vorbildung, die ihm zu eigen war, während so mancher, der heute seine literarische Tätigkeit vorzüglich in der Form von Jeremiaden über die Seichtheit des Reformertums ausübt, höchstens auf eine Reihe von ethischen Essays als Berechtigungsnachweis für sein Richteramt hinweisen kann.

In der Treue gegen den Grundsatz, daß eine Idee nur ideal gefördert werden dürfe, erscheint Schell als echter Sohn der altchristlichen Heldenzeit, von deren Idealen sich die mittelalterliche Kirchenpolitik zum größten Schaden lossagte. Schell konnte sich für die meisten seiner Ideen auf die führenden Männer der Väterzeit berufen: in ihm lebte die Weitherzigkeit Gregors von Nyssa, die reine Glaubensinnigkeit des unvergleichlichen Johannes Chrysostomos, der kirchliche Idealismus eines Ambrosius und des Augustinus in seiner ersten Periode.

Wenn er die Lieblingsideen des Ultramontanismus: weltliche Herrschaft, Zwang als Mittel religiöser Methode, die Betonung des Nebensächlichen bekämpfte, dann durfte er sich mit den erleuchtetsten Geistern der alten Zeit eins fühlen. Es ist ja kein Zweifel, daß die Zukunft der christlichen Religion eine Anknüpfung an diese uns Deutschen innerlichst verwandte Denkart und Gesinnungsweise der griechischen Väterzeit bringen wird.

Schells Gegner riefen bald nach Zensur und Index; der aus innigster Frömmigkeit hervorgewachsene Adel des Geistes machte es bei ihm undenkbar, die Gegner anders als durch ruhige Widerlegung zu bekämpfen. So ist er äußerlich unterlegen, hat aber innerlich gesiegt, nicht bloß im Sinne des Verzichtes, sondern im Hinblicke auf das Erstarken der von ihm mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte geförderten Idee: der Durchdringung des neuzeitlichen Kulturlebens mit den Gottes-

kräften des Christentums. Schells schönste Gabe brachte das Jahr 1902, das Buch „Christus. Das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung." Das war die reife Frucht eines ernsten inneren Lebens in männlichem Ringen mit den ernstesten Problemen, in peinlichster wissenschaftlicher Verdeutlichung des Geschichtlichen und in frommem, demütigem Beten. Die Gegner hat auch dies Buch nicht versöhnt: sie fanden es kalt, fast rationalistisch, die kirchliche Auktorität nicht genugsam betont. Gerade vor Schells Tod ist eine Volksausgabe in die Welt gegangen, des großen Theologen letztes, so schönes Vermächtnis an das deutsche Volk. Dürfen wir hoffen, daß es diesem Buche gegönnt sein wird, an der religiösen Vertiefung unserer Volksseele zu arbeiten? Die Zeichen der Zeit sind ernst und die ähnlich Strebenden sind erst in letzter Zeit herbe abgewiesen worden. Doch wir wollen mit Schell treu sein, arbeiten und ringen, auch Verkennung tragen und dulden und — sterben. Die Sache siegt, die die reinsten Kämpfer findet.

(Über Hermann Schell belehren recht gut die Literarische Beilage zur Kölnischen Volkszeitung vom 14. Juni 1906, die zweite Juni-Nummer des „Zwanzigsten Jahrhunderts", die interessante Details über Schells Tod und die Feier seines Begräbnisses bringt [von großem Juteresse besonders die Rede des Erzbischofs Dr. Friedrich Abert von Bamberg], dann die herrliche Gedächtnisrede von Sebastian Merkle, Schells Kollegen an der theologischen Fakultät: Auf den Pfaden des Völkerapostels. [Mainz, Kirchheim.] Eine ausführliche Monographie wird gewiß erscheinen. — Die Werke Schells von streng wissenschaftlich-theologischem Charakter sind bei Schöningh in Paderborn, der „Christus" ist bei Kirchheim, Mainz, erschienen, wo auch Schells erste größere Arbeit, „Das Wirken des dreieinigen Gottes", verlegt ist. Die beiden Programmschriften „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes" und „Die neue Zeit und der alte Glaube" erschienen bei Göbel, Würzburg. Antiquarisch sind sie noch immer zu bekommen. Bessere Tage werden sie wieder erstehen sehen.)

Bei Kernstock auf der Festenburg.

An einer Stelle der steirischen Ostbahn hat man mitten ins freie Feld einen Bahnhof mit großen Frachtenschoppen hingebaut und ihn Rohrbach-Vorau genannt. Das Bauerndorf Rohrbach liegt eine Strecke abseits im Tale, der Markt Vorau mit seinem Stifte liegt drei Stunden hinten im Gebirge.

An einem lichten Maitage bin ich hier aus dem Zuge gestiegen und, satt des üppigen Blühens im hügeligem Sonnengelände, auf einem Wagen wohlgemut in die schattigen Engtäler gefahren, entlang der klaren, lebendigen Safnitz oder „Safen", wie solche sagen, die unsere slawischen Vorfahren im Lande gerne vergessen möchten. Nach einer halben Stunde war ich bei einem Wirtshause, „Beigirtel" genannt, das wohl „Beigütel" heißen soll? Hier ein nahrhaftes Bauernmittagsmahl. An Nebentischen saßen raisonierende Bauern beisammen, die von

Grundablösungsangelegenheiten und Holzhandel sprachen. Die ganze Bevölkerung ist noch aufgeregt von der vor einem Jahre stattgefundenen Eröffnung der Eisenbahn, die alte Werte vernichtet und neue schafft und das ganze wirtschaftliche Leben ändert. Besonders ist es der Holzhandel, der geriebene Händler aus aller Welt in das Waldland lockt. Da sucht der Bauer seine ganze Schlauheit zusammen, um sein Holz doppelt so hoch wie bisher zu verkaufen und macht schließlich die Erfahrung, daß er es — um das Doppelte zu billig verkauft hat.

Ich wollte den Wald noch einmal lebendig sehen und zog mit gespannter Erwartung weiter. Hinter dem „Beigirtel“ zweigt sich der Graben. Linker Hand, wo auf steinigem Bette ein Bächlein rieselt, geht's nach Vorau. Mein Wagen hielt sich rechter Hand auf holperiger Straße, der Safnitz entlang. Das Tal füllt aus unser Weg, ein schmaler feuchtgrüner Wiesenstreifen und der stattliche Fluß. Die steilen Lehnen der hier nicht hohen Berge sind mit Nadelholz bewachsen und mit hellgrünen Buchen besprenkelt. Dort und da an der Straße eine „Keischn“, am Wasser eine Mühle, am Hang ein Gehöft, zumeist mit Steinmauern und Strohdächern. So geht's durch den einförmigen Graben eine gute Stunde dahin bis zu einer Häusergruppe, wo es „die Bruck“ heißt und wo sich wieder die Gräben zweigen. Aus dem zur Linken kommt die schwarze Lafnitz hervor, aus dem zur Rechten die weiße, und jeder dieser Bäche scheint immer noch für sich so mächtig, wie unterhalb, wo sie vereint sind. Ich verlasse meinen Wagen und wandere in das Hochtal zur Rechten hinein. Das Wasser rauscht so heftig, daß man kaum seine eigenen Gedanken hört. Aber ein schönes, starkes Empfinden ist wach geworden. Das Mittelgebirge hat sich zur Alpenlandschaft entfaltet und aus dem Hintergrunde des Tales schimmern die Schneefelder des Wechsels herab. Mitten im Engtal steht ein scheinbarer Kegel auf, der hinterwärts in einem Bergrücken mit dem Wechsel zusammenhängt. Und auf diesem Kegel ragt über Wald und Strupp empor ein altes, hohes Schloß — die Festenburg. Ein vielfenstriger, steildachiger turmloser Bau. Das über der im Schloß sich befindenden Kirche aufgesetzte Türmchen ist aus neuerer Zeit.

Eine halbe Stunde Anstieg auf glattem, schattigem Fußsteig und ich bin am Ziele.

Ich war der Einladung des steirischen Sängers Ottokar Kernstock gefolgt, der auf Festenburg Pfarrer ist über einige hundert Bauernseelen, die ihm zugetan sind, ohne eine Ahnung zu haben, wie weit in deutschen Landen ihr schlichter Pfarrer bekannt und geachtet ist. Ich fand den Sangesbruder in froher Tafelrunde mit einigen Chorherrn aus dem Stifte Vorau, zu dem er selbst gehört. Es war Kernstocks Namenstag, das einzige gesellige Fest wohl, das im Jahreslauf auf der alten Burg

stattfindet. Trotzdem hat der geistliche Schloßherr eine so prächtige Übung, die Gäste zu bedienen, daß man den Mangel der Hausfrau gar nicht spürt. Wenn diese geselligheiteren Feststunden vorbei und die Gäste davongegangen sind, dann brütet in den großen Gemächern, in den düsteren Gängen der Burg die Einsamkeit. Das Flüstern des Brunnens im Hofe, das Rauschen der Bäche aus den Schluchten herauf gemahnt erst recht an die von keiner frischen Menschenstimme unterbrochenen Einsamkeit. Wir Zurückgebliebenen unterbrachen sie allerdings auch mit Gläserklingen und dem Geplauder zweier Menschen, die sich längst gekannt, geschätzt, aber spät gesehen hatten.

Dann hat der Gastherr auf Festenburg etwas aufzuzeigen, was man sonst nirgends wiederfindet. In seiner Pfarrkirche, hoch oben im zweiten Stock des Schlosses, hat er die Fresken des Malers Hackhofer, der anfangs des achtzehnten Jahrhunderts aus Tirol nach dem Kloster Vorau in Steiermark gekommen war und den Chorherren in diesem schon damals ihnen gehörigen Schlosse die herrlichen Gemälde geschaffen hatte. In der Kirche wie in den zahlreichen Seitenkapellen finden sich dieses Meisters Wandgemälde aus christlicher Legende. Das größte derselben ist das Deckengemälde: die Aufnahme der heiligen Katharina in den Himmel. Eine hehre heitere Glückseligkeit strahlt dem Beschauer nieder von diesem Himmel. Kernstock hat Hackhofers Gemälde in einer Broschüre schön und verständnisvoll beschrieben. Neben diesem wahren Kunstschatz weist das Schloß aber auch Kunstverirrungen auf. Gleich im Einfahrtsthore in fast lebensgroßer bemalter Holzfigur die enthauptete heilige Katharina, die — während das Haupt hoch oben von zweien Engeln getragen wird, kopflos dakniet, mit offenem Loch der Luftröhre, das dazu bestimmt gewesen sein soll, einen — Springbrunnen von sich zu geben. Gegenüber eine nackte Christusgestalt, aus deren Seitenwunde ebenfalls ein Wasserbrunnen hätte springen sollen. Ein Hauch des Mittelalters streicht durch den ganzen Bau, der beklemmend wäre, wenn man nicht bisweilen zu den hohen klaren Fenstern hinausblicken könnte in die Bergwelt. Mein lieber Gastherr machte es noch besser und führte mich über Treppen hinab in sein Zwinggärtlein. Das zieht sich nördlich längs des Schlosses hin und ist durch eine Terrasse dem steilen Hange abgerungen. Es ist wohl gepflegt in Gemüse- und Blumenbeeten. Es hat Sitzbänke, wo man ruhend die gegenüberliegenden nahen Berghalden und die an steilem Birg sich angesiedelten Bauernwirtschaften betrachten und dem Wasserrauschen aus der Tiefe horchen kann. Aus diesem weltfernen Zwinggärtlein ist das gleichnamige Büchlein hinausgeflogen ins deutsche Volk, voll poetischer Urkraft, von alter Helden Herrlichkeit und Minne, aber auch von des heutigen Menschen Welt- und Himmelsfreude singend. Wir saßen in einer windgeschützten

Laube, schauten hin über die Schluchten in die Berge, die heute stellenweise fast noch so von Waldwildnis bewuchert sind, wie etwa vor tausend Jahren, als aus Baiern und Kärnten die ersten Ansiedler in diese Gegend gekommen waren. Das Wechselgebirge mit seinen kahlen Almen, die wilden Bergbäche und die braunen Steinblöcke sind heute kaum anders als in grauer Vorzeit. Talabwärts geschaut, stellt sich uns im Südwesten ein niedriger Bergzug vor den schönen, weiten Talkessel, wo das Stift Vorau liegt, dem die ganze Gegend ihre Kultur verdankt.

Gegen das Gebirge hin, vor dem Schloßtor, steht eine junge Linde, um die eine Ringbank sich schlingt. Das ist die Pathenstelle von Kernstocks neuem Büchlein „Unter der Linde". Am nächsten Vormittag saßen wir davor und blickten hinauf zu den Höhen des Wechsels mit ihren Schneestreifen und dem Touristenhause, das, ein winziges Pünktchen, auf dem Kamme ruht. Dunkle Wetterwolken mit lichten Rändern waren aufgestiegen über dem Gebirge, aber ein frisches Lüftchen zerstreute sie.

An diesen stimmungsvollen Stätten sind wir gesessen und haben miteinander Gespräche geführt als Menschen, als Poeten und als Christen. Das freimütige, traute Sichaussprechen über welt- und seelenbewegende Fragen mitten in der großen, einsamen Natur ist köstlich gewesen. Der friedliche, milde Geist dieser Stunden mußte einem, der von der zeitungspapierenen Stadtkultur kommt, wohl tun. Flüchtig streiften wir einmal das Gespenst Politik, uns gegenseitig beglückwünschend, daß keiner von uns ihm untertan ist oder seinen Ruf je einer politischen Partei zu verdanken hat. Kernstock mit seinem blutechten deutschen Idealismus und Humor, dessen Bereich das Menschentum an sich ist, läßt sich von keinem politischen Fahrwasser tragen und sein Standpunkt, daß christlicher Humanismus mit der Aufteilung der Menschheit in Staaten-, Rassen- und Standesinteressen schlechterdings unvereinbar ist, schützt ihn vor verhängnisvoller Parteiprotektion. Kernstocks Muse wuchert nicht gerade üppig; wir haben bisher nur das „Zwinggärtlein" und das Lindenbüchlein; aber Mark und Kraft ist drin, ich denke, für das ganze Jahrhundert. Im Gespräche über das Leben schritten wir auch dem kleinen Friedhofe entlang, der mitten in steiler Waldwildnis, an der Hangseite wie ein Söller aufgemauert, sich schmal mit seinen armen Mäuerlein hinzieht. Ein wildes Blühen legte wahre Hochzeitszier über Hügel und Kreuze. Tod wie Leben warben fast heftig um Lieder, als die beiden Poeten so dahinschritten. Daß vom hochgesinnten Festenburger Pfarrer so frische innige Dichtungen kommen, das wundert mich nun nicht mehr. Vielmehr ist zu wundern, daß nicht jeder Mensch, der offenen Herzens an dieser Stätte weilt, zum Dichter wird.

Als ich dann allein in meinem schönen Eckzimmer, auf das Fensterbrett gestützt, in die Tiefe schaute, war die Abenddämmerung.

Über den Schneefeldern des hohen Berges standen rosige Wölklein und aus den Schluchten herauf rauschten und plauschten die Bäche. Ich glaube immer, diese Plauscher sagen Interessanteres, als jene im Salon. —

Am zweiten Tage nachmittags bin ich in Begleitung Kernstocks wieder herabgestiegen in das Engtal und dem Wasser entlang, bis das sonnige Hügelland wieder vor mir lag mit seiner eisernen Straße in die weite Welt.

Die ganze Erscheinung der Festenburg mit ihrem Dichter hatte wenig über zwanzig Stunden gedauert. Je seltener uns solche Tage beschieden werden, je köstlicher sind sie. Der Festenburgertag hat sich in meine Erinnerung geprägt, wie einer aus der Jugendzeit. Ist doch diese Gegend am Fuße des einst mir täglich aus der Ferne in die Augen blauenden Wechsels ein Stück der Waldheimat. Vor vierzig Jahren auf einer Wechselpartie hatte ich die Gräben der Lafnitz einmal flüchtig durchwandert, seither sie nie wieder gesehen. Deshalb war ich bewegt, daß der damals zurückgebliebene Jugendtag so getreulich hier auf mich gewartet hat, in der Hut eines lieben Sangesbruders. R.

Tönende Natur

oder die Geschichte von Sein und Haben.

Von **Rosegger.**

Da sind zwei Freunde gewesen. In der Stadt, in der Studierstube, bei der Arbeit und bei den Belustigungen waren sie einig und eins gewesen. Aber als sie einmal eine Wanderung haben gemacht über Land, da haben sie sich entzweit. Da haben sie erst entdeckt, wie verschieden sie waren. So verschieden, daß einer den anderen ausschloß und sie unmöglich beisammen bleiben konnten. Wenn sie trotzdem beisammengeblieben wären, so hätte es sich vielleicht gezeigt, daß sie einander nicht ausschlossen, vielmehr ersetzten, weil der eine hatte, was dem anderen abging, daß die beiden zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachten. Aber so weit kommen die Leute selten. Sie meinen, die Freundschaft müsse in der Gleichartigkeit bestehen. Sie erfahren es, aber sie merken sich's nicht, wie schal und hohl solche Freundschaften bald werden, und sie sind zu ungeduldig, um die schöne Wirkung abzuwarten, die aus zwei redlichen Gegensätzen hervorgehen kann.

Auf dieser Wanderung durchs Land also, da war es so gewesen. Der Peter sah nur ragende Berge und grüne Wälder; der Paul aber

sah den Gemskogel und die Donnerspitze und das Nutzholz, berechnete von den ersteren die Höhen und Gemsen, von dem letzteren den Nutzen. Peter sah nur rauschende Wässer; Paul beschaute die Bäche auf ihren Fischreichtum, auf ihre Triebkraft. Peter sah nur schöne Tiere, ohne zu fragen, wie sie heißen mochten; Paul sah den Hirsch, den man jagen, die Ringelnatter, die man für ein Museum fangen, den Trauermantel, den man mit Äther töten und mit der Stecknadel an den Pappendeckel heften kann. Peter sah lauter Blumen; Paul sah Eriken und Margariten, Steinnelken und Arnika, bedenkend, wie man sie in der Medizin verwenden könne. Das leuchtende Gestein, das Peter so sehr entzückte, betrachtete Paul darauf hin, ob es Kalk enthielte oder Ocker, oder gar Eisen. Selbst die segelnden Wolkengestalten, in denen Peter seine fahrigen Gedanken und süßen Stimmungen dahingleiten ließ über den großen Ozean des Himmels, prüfte Paul darauf hin, ob es regnen würde oder nicht.

Nun war aber Paul einer von denen, die laut denken. Alles, was ihm durch den Kopf ging, lag auch schon auf der Zunge. Peter wollte still seinen schönen, krausen Träumen nachhängen, doch der Kamerad berechnete plaudernd neben ihm her, wie viel dieses Kornfeld tragen, jene Kuh wiegen oder das und jenes Gehöfte wert sein könne. An feuchten Stellen wollte er eine Quelle fassen, an dunkelschieferigen Berghängen nach Steinkohlen schürfen. Dann wieder pflückte er seltene Pflanzenexemplare, sammelte Mineralien und jagte nach Kohlweißlingen, um solche Kulturschädlinge zu töten. Und mit dieser beständigen Unruhe brachte er den still beschaulichen Peter zur Verzweiflung. „Unglücklicher Mensch", rief dieser einmal aus, „der du nur Sachen willst!"

„Und du nur Schein," antwortete Paul.

„Ich will nicht Schein, ich will s e i n," sagte Peter.

„Sein ist mir zu wenig, ich will auch h a b e n," entgegnete Paul.

„Mich wirst du nicht mehr lange haben. Heb dich weg!"

Im Zorne rief es Peter und wendete sich ab. Paul ging einer Eisenbahnstation zu und so haben sie sich getrennt.

Wonnig atmete Peter auf. Nun endlich war er allein. Die Welt sehen, das hätte er ja auch in Gesellschaft können, aber sie s c h a u e n! Das hätte er nicht können. Sich mit allen Sinnen und mit ganzem Herzen versenken in die wunderbare Schöpfung, das war unmöglich, wenn ein Ziffern- und Zahlenmensch neben ihm schwatzte. Vor allem war ihm Sinn und Verständnis für das Hören aufgegangen. Das Licht, die Farbe war ihm traut, das Auge ist ja die erste und weiteste Pforte, durch die alle Welt in die Seele strömt. Aber das Ohr! Das hatte er gleichsam erst entdeckt. Welch ungeahnte Herrlichkeiten taten sich ihm

auf in der tönenden Natur. Nun konnte er das Auge schließen, die Welt kam zu ihm in anderer Gestalt. Und weitaus intimer als durch das Gesicht. Darum wollte er Einsamkeit.

Jetzt, wenn er über Feld ging, fiel ihm erst auf — das Säuseln der Heimchen, das überall die Luft erfüllte und dessen Ursprung doch nirgends zu entdecken war. Es war zu hören wie ein Rieseln der Luft, wie man das Rieseln eines seichten Wassers hört über den ebenen Sand hin. Und wenn er so recht hinhorchte auf das zarte Zirpen, da wußte er auf einmal nicht mehr, höre er es noch oder war es verstummt. Es war nicht verstummt. Das Ohr war dieses leise liebliche Säuseln nur schon gewohnt worden. Sobald er seine Aufmerksamkeit unterbrach und dann neuerdings hinhorchte, hörte er es wieder.

Mit dem schallenden Chor der Vögel war es anders. Da war die Verschiedenartigkeit der Stimmen, der Töne, vom feinsten Zwitschern bis zu den hellsten Pfiffen. Kleine und große Sänger, talentierte und untalentierte, liebende und feindselige geben ohne jegliche Verabredung und Probe gemeinsam ein Konzert. Und siehe, es ist alles wohlgestimmt und harmonisch. Menschenkonzerte geraten nicht immer so gut. Da fällt Peter jäh die Frage ein: Woher hat der Mensch seinen Maßstab für das Schöne? Aus eigenen Leistungen? Kaum. Sein ihm unbewußtes Vorbild oder Kunstideal ist die Natur. Uns ist die Farbenzusammenstellung von gelb und rot unerträglich, weil wir diese Farben in unseren Landschaften kaum beisammen sehen. In Ländern, wo diese Farbenzusammenstellung häufig vorkommt, wird sie auch in der Kunst beliebt und ist schön. Ähnlich wird unser Ohr sich nach den ewigen Naturlauten ausgebildet haben. Was die Menschheit seit ihrem eigenen Urzustande immer hörte in der tönenden äußeren Natur, das wurde ihr schön und bildet die Grundstimmung ihrer Musik. So daß am Ende der schneidigste und boshafteste Musikkritiker verstummen muß, wenn er ein Vogelkonzert hört. Da gibt's einfach nichts zu sagen. Es ist in seiner Art vollkommen. Oder doch anders? Ist das nervenzerreißende schrille Geschrei des Hahnes, das hohle und traurige Gekreisch des Raben vollkommen? Dürfte eine von Menschen gemachte Musik dem widerlichen Gekrächze der Truthühner ähnlich sein? Dürfte in der Oper der Verliebte wie der brünstige Hirsch röhren? Das dürfte er nicht, weil der Mensch kein Truthahn und der Operntenor kein Hirsch ist. Am Truthuhn aber ist's gut und das gewaltige Liebeslied des Hirsches ist ein so elementarer Naturschrei, daß alle Kreatur davor zu erbeben scheint. Peter kennt die schönsten Liebeslieder aller Völker, aber so dämonisch wahr scheint ihm keines, wie im wilden Wald der brünstige Schrei des Hirsches.

Ebensowenig weiß Peter einen Menschensang, der an Ausdruck von Leidenschaft oder zornigverzweifelter Daseinsklage den brausenden Stürmen

der Lüfte gleichgestellt werden könnte. Das Strömen und Stürzen der Lüfte hört man nicht, so lange es von keinem Widerstande gehemmt wird. Erst wenn die fliegende Luft an einen Baumstamm streicht oder an den Felsen, oder sich durch eine Schlucht zwängt, stöhnt sie, schreit sie, wütet sie und spielt uns zitternden Zuhörern auf der Riesenorgel der Dinge ein Lied, das wir in wonnigem Schauer nachempfinden, weil es wie Auslösung, wie ein großer Ausdruck unseres lastenden Gemütes ist. Peter hat in seinem Leben Leidenstage gehabt, da nichts imstande war, ihn zu trösten. Der Sturm der Heide, des Hochgebirges allein hat ihn beruhigt. Die heftigen unsichtbaren Schwingen, die an seinen Körper schlugen, haben ihm wohl getan, wie dem büßenden Asketen die Geißelstreiche. Wie ein urheiliges Gebet gegen Himmel gehoben hat ihn aber das Sausen und Brausen, die Musik des Sturmes. Es hebt sich zu vollen Akkorden, es senkt sich zur müden Klage, es schwillt neuerdings an zu mächtigem Dröhnen, zu wuchtigem Tosen, dessen Wut Himmel und Erde zu zerreißen droht, um dann wieder herabzusinken zu einem weinenden Säuseln. Und dramatisch ist das hohe Lied, wenn die Äste der Bäume heftig aneinanderschlagen, wenn die Stämme sich biegen und dahinstreben, als wollten sie losspringen von ihren Wurzeln, und wenn die schmetternd brechenden Wipfel hinsausen und niederstürzen. Warum fliehen die Menschen vor dem Sturm in ihre dumpfen Hütten? Es ist nichts auf Erden, das der halblahmen Seele einen solchen Schwung zu geben vermöchte, als der Sturm mit seinem erhabenen Gebrause. Peter stellt sich auf die freie Höhe, unbeweglich steht er da und schaut in den Aufruhr. Sein Gesicht hat einen halb trotzigen, halb verzückten Ausdruck. Seit Tagen vielleicht hat er sich abgemüht, einen Stein zu heben, der ihm auf dem Gemüte lag. Er fand das rechte Wort nicht und keine Gestaltung, und das drängende Lied erstickte in der Dumpfheit. Und nun plötzlich ist er erlöst davon — der Sturm singt's hinaus in gewaltigem Klange.

Die dramatische Höhe erreicht der Schall im Donner des Blitzes. Der erzielt an dem Menschen die größte Wirkung. Und doch ist Blitz und Donner etwas Kleines, Begrenztes im Vergleich zum länderdurchflutenden Sturm, zu dem Hinklingen des Vogelgesanges ins Ungemessene. Der Donner liegt dem Menschen am nächsten. Das Heimchengezirpe und den Sturm in die Ferne hin kann er nicht machen; den Donner kann er machen. Ist der Donner in den Wolken auch nicht so bösartig wie der Kanonenknall, der Mensch zittert doch vor ihm; aber ist das Donnerwetter vorüber, so bleibt unserem Gemüte nicht viel davon zurück. Der Donner ist ein Schalleffekt, der bald verpufft. Peter steht aber doch auf seiner Anhöhe und horcht, wie der die Menge erschreckende Schlag noch lange dahinhallt von Wolke zu Wolke, jetzt fast ersterbend, dann

wieder sich erhebend zu einem schwerdumpfigen Rollen, vor dem der Boden bebt. Der heftigste Donnerschlag ist nach einem kurzen Nachhall dahin; während ein anderer Donner gleichsam eine Reise durch den Himmel macht, in Hebungen und Senkungen, einmal wie das Schlegelrollen auf einer Trommel, einmal wie das rauhe Geräusch einer Sandschütte, einmal wie das Wiederhallen im Walde. Je nach der Beschaffenheit der Wolken, durch die der Donnerschall zieht, kommt er wie Rollen auf hartem Boden oder wie Brausen eines Wasserfalls, wie das Niederschütten einer Lawine an unser Ohr, bis er endlich entweder jäh abzuckt oder in der Ferne allmählich erstirbt. Da wird Peter ein Kind und hört in solchem Grollen das „Greinen des Himmelvaters“ und freut sich. Na, wenn er nur wieder greint! So wissen wir doch, daß er noch da ist und sich nach uns umschaut.

Nach Sturm und Donner kommt das Rauschen der Gewässer. Um dieses Rauschen, das oft die Luft erfüllt, ohne daß man irgendwo eine Bewegung wahrnimmt, hat Peter sich eine ganze Wasserpoesie zurechtgemacht. Der tief in den Schluchten versteckt grabende Wildstrom gibt eine geheimnisvolle Offenbarung von sich. Den einen regt diese süße Musik an zu großen Ewigkeitsgedanken, den andern wiegt sie in Betäubung, Traum und Schlummer. Da meldet sich in den Lüften zitternd eine Naturkraft, die nicht aufgezogen, nicht angerichtet werden muß und nicht abgestellt werden kann. An dem Problem des Perpetuum mobile sind manche Denker wahnsinnig geworden. Hier, der rauschende Bergbach ist ein Perpetuum mobile, sowie die Natur an sich eins ist, das nicht wahnsinnig macht, das uns beruhigend vom ewigen Spiel und Streben nach unerreichbarem Gleichgewicht singt, und vom ewigen Leben. Und wer nicht sinnen mag, der lege seine Seele in die Sänfte des Wasserrauschens, so wie man ein Kind in die Wiege legt — sie wird zu einer süßen Ruhe kommen. Daß die Schöngeistler noch keine Ästhetik der Naturtöne, besonders des Wasserrauschens, geschrieben haben, ist ein wahres Wunder und — ein wahres Glück. Peter wollte es einmal versuchen; er spitzte schon den Griffel, da besann er sich und warf ihn in den Bergstrom. Und nahm die Leier, um dem ewigen Rauschen ein Lied zu singen. Aber die Wasser haben das Lied überrauscht. — Höher ins Gebirge gedrungen, begegnet er erst den großen Musikanten. Die niederfahrenden Erd- und Schneelawinen schlagen ihre hohldröhnenden Pauken, und in den Felsriffen, Spalten und Löchern bläst der West sein klagendes Lied. Dieses schauerliche Klagen der Luft in den geklüfteten Felswänden wird vielfach noch so gedeutet, als prophezeiten ruhelose Geister ein nahendes Schicksal. In manchen Gegenden trifft es zu, daß, wenn hoch oben die Wände weinen, über kurz schwere Wetter und Wildwässer kommen und Bergstürze die Ansiedlungen der Menschen zerstören.

Aber Peter sucht die Stille.

Noch tiefer in die Einsamkeiten wandernd, ist es endlich ganz ruhig geworden um ihn, und da hat er einen andern Ton gehört: das Klingen der Stille. Wie es so ganz urwelteinsam und urfriedensstill um ihn geworden war, da vernahm er ein Klingen — zart, leise, wie aus den Fernen der Ewigkeit her. In weher Stille klang es so fort. Und als es unterbrochen wurde von dem Geläute einer herankreisenden Hummel, da war dieses dagegen, wie das Glockendröhnen auf dem Dome. Als die Hummel über Gebüsche und Gestein davongeschwommen war, und als Peter plangend nach trautsamen Tönen aushorchte, da war wieder nichts als das ewige Klingen der Stille. — — Nun ist in dem Naturwanderer die Sehnsucht wach geworden. Er sehnte sich und wußte nicht recht nach was; es kam sachte eine Betrübnis über ihn, er wußte nicht recht warum. Er hatte ja alles, was er je gewünscht — das köstliche Empfinden des Seins. Plötzlich scholl von der Höhe herab ein gellender Schrei. Ein Menschenschrei. Kein Hilferuf, dafür war er zu fröhlich, kein Gesang, dafür war er zu gellend. Es war ein Naturlaut, wie der des Wasserfalles und der des Hirsches. Es war das Jauchzen eines Hirten, der zu seiner Maid ging.

Da hat sich Peter erhoben. Dieser Laut hat ihn aufgeweckt und jetzt hat er gewußt, was ihm fehlt. Das Sein war nicht genug, er mußte auch etwas haben. Er hatte nichts, und was noch schlimmer war, er hatte — niemand. Jetzt fiel ihm ein, daß er manchmal geträumt hatte von etwas Liebem. Genau besehen, war es ein holdes Menschenmädel gewesen. Er hatte es früher öfter gesehen und nun dünkte ihn, zum rechten Dasein gehören ihrer zwei. Aber wo ein Nest? Allein konnte er in verfallenden Hütten wohnen, unter alten Bäumen schlafen. Aber nicht zu zweien.

Jetzt ging er mißmutig umher, es freute ihn kein Blumenblühen, kein Vogelsingen, kein Wasserrauschen. Nur des Hirsches wilder Schrei regte ihn auf.

Da begegnete ihm eines Tages sein Freund Paul. Peter wollte seitabducken, denn jetzt in seiner Liebesnot konnte er das Rechnen und Wägen schon gar nicht brauchen.

„Wohin?“ rief ihm Paul zu. „Du kommst mir gar zu recht. Wisse, ich habe ein Haus gebaut, das will ich morgen einweihen und du sollst dabei sein.“

„Ziehe ein und lebe glücklich!“ rief Peter und winkte mit der Hand ab.

„Ich ziehe ja gar nicht ein“, lachte Paul. „Ich wohne schon lange im eigenen Haus. Während du in den Wildnissen herumgeträumt hast, und ausgehorcht, was die Mücken sagen, habe ich fleißig Häuser

gebaut. Eins davon ist dein. Bin ich gleichwohl ein nüchterner Patron, soviel von deiner Naturschwärmerei ist doch an mir hängen geblieben, daß ich bisweilen, wenn die Feierstunde ist, mich nicht bloß am Werte des Holzes, sondern auch an der Schönheit des Waldes freuen kann. Das ist ein guter Gewinn für mich, der an Wert steigt, je satter ich an der Materie werde. Und dafür bekommst du das Haus.

Und seither erfreut sich Peter erst des wahren, schönen Seins, denn er ist nicht bloß, er hat auch etwas und er hat jemand. Einen wackeren Freund und ein liebes Weib. Jetzt zirpen die Heimchen noch lieblicher als früher, der Sturm ist noch herrlicher, seit er ihn auch fürchten muß. Er ist nicht mehr bloß Poet, er ist auch Mensch geworden. Und lange kann's nicht mehr dauern, so wird er einen Naturklang vernehmen, der an Lieblichkeit alles andere übertrifft.

Ein Stimmungsbild aus den Karpathen.

Von **Gisela Bünft.**

Immer, wenn ich der hohen Karpathen gedachte, knüpfte ich etwas Weltfremdes, Unerreichbares daran und stets blieb die Sehnsucht haften, einmal ein Stück dieser Wunderwelt zu sehen! Von dem Süden Ungarns plötzlich vom Schicksal an den Eingang der Karpathen versetzt, schien mein Wunsch schon Form und Gestalt zu gewinnen.

Täglich fuhren im Sommer die Reisenden an unserem Städtchen vorüber, hochmütigen Blickes das kleine Häusergewirr streifend, ja wohl! sie hatten andere Ziele: die Hohe Tatra goß schon ein Stück ihres ernsten Zaubers über diese neugierigen Touristengesichter, es lag wie eine Ahnung über ihnen, welch großartigem Schauspiele sie entgegenzogen; die Namen der Bäder und Kurorte schwirrten durch die Luft, aber hörte ich des Csorbasees erwähnen, klang es mir wie Musik, noch konnte ich die Melodien nicht erfassen, aber sie waren da, sie zogen und lockten — und eines schönen Augusttages stand ich selbst am Ruttkaer Bahnhof, emsig nach dem rechten Zug ausspähend.

Ein nervenberuhigender Beginn einer Vergnügungsreise ist dieses Ruttka keinesfalls, es ist der Knotenpunkt, wo man ebenso nach dem alten, lustigen Wien, als nach der ungarischen Hauptstadt, dem schönheitsleuchtenden Budapest, gelangen kann; auch Oderberg, Breslau, Berlin wären zu erreichen, und dann führt noch jene Linie hinein in das grüne Waagtal — zum Csorbasee.

Haben wir Ruttka, diesen fiebernden Punkt, überwunden, und sitzt man im rechten Zug (was nicht immer der Fall ist), so drängen

sich die Berge näher heran, die Waag braust und rauscht leise, als spräche sie ihre Befriedigung aus, uns in ihrem Waldbezirk zu sehen.

Wie Kulissen schieben sich die Berge ineinander, gekrönt von den herrlichsten Tannenwäldern, kleine Wiesenbuchten schmiegen sich dazwischen, von einem unvergleichlichen Grün und einer Unberührtheit, die wahrlich erquickend wirkt. Aber ernster wird allmählich der Charakter der Gegend, eifriger schauen wir aus nach der hohen Tatra, und nun ist sie da! Ganz unvermittelt erhebt sich der gewaltige Gebirgsstock, gleich einer riesigen Kristallformation.

Wenn man unten an der Csorbastation aussteigt, ist man zunächst ein wenig enttäuscht, so still und öde die Gegend, nur ferne die ernsten Berge. Wo sie ihr Kleinod, den Csorbasee bergen, davon hat man vorerst noch keine Ahnung, nur ein villenartiges Häuschen grüßt herunter. Dort — so weist man uns — wäre der See, ein Stündchen Weges den Berg hinauf.

Es fährt wohl eine Zahnradbahn dahin, aber wir zogen vor, den Fußweg zu nehmen, nach dem Grundsatze, wenn man etwas Schönes, Herrliches erreichen will, es erst dann seine Schätze recht goldig breitet, haben wir es mit Mühe und mit Anstrengung erworben.

So schritten wir denn wacker aus, unseren Weg säumten die köstlichsten Erdbeeren, noch jetzt im August von einer Röte und einem Duft, wie ich sie nur hier in den Karpathen gefunden; fremdäugige Blumen nickten dazwischen und Heidelbeeren zeigen uns an, daß wir dem höheren Waldbereich zustreben.

Ein wenig müde, ein wenig atemlos langten wir oben an, schon blinkt der See zwischen den Stämmen, ich schließe die Augen, noch will ich ihn nicht sehen, so wie ich auch eine große Freude nicht sofort an mein Herz nehme, sondern erst die geheimnisvolle Vorempfindung, das selige Bewußtsein, daß sie da ist, walten lasse.

Wir suchten nun vorerst Wohnung. Die verschiedenen, zum Teile recht hübschen Villen unterstehen einem einzigen Badepächter. Bald waren zwei Zimmer gefunden, fast am Ende des Sees war die kleine Villa gelegen, luftig auf Felsengrund aufgebaut. Der schmale Weg hinauf zum Eingang wand sich zwischen Felsblöcken hindurch, die wohl einst der Berg zornig heruntergeschleudert; nun aber überzogen grüne Moose diese alten Felsenreste, Alpenblumen setzten sich in den Spalten fest. Das Ganze mutet uns fremdartig an. Einstweilen hat sich die Tatraspitze in schwere Wolken gehüllt; dunkle Schatten lagern über dem See und ein Gewitter zieht herauf. Wir eilen in den einzigen Gasthof, der hier zur Erquickung der Reisenden bereit steht. (Inzwischen wurde das neue Palasthotel erbaut.) Der langgezogene, aber niedere Saal hat einen gemütlichen Anstrich. Oder dünkt es uns nur so, weil wir so

ruhebedürftig sind? — Große Sträuße Alpenblumen, groß und leuchtend in der Farbe, zieren die Tische, und wie köstlich mundet das Abendessen, während draußen schwerer Regen niederrauscht! Wenig Reisende sind mehr anwesend, nur einige junge Touristen besprechen sich mit einem Führer für den nächsten Morgen und froher Wagemut blitzt ihnen aus den Augen; und dort an der Ecke flüstert ein junges Hochzeitspaar traulich.

Draußen ist es stiller und stiller geworden, und wie wir hinaustreten, umfängt uns ozonreiche Luft und eine Ruhe, wie ich sie noch niemals gefühlt.

Am nächsten Morgen glitzert und flimmert es silbern durch die Fensterläden — der See leuchtet im Sonnenschein. Wie viel die Stunde zeigt, dessen acht ich nicht, nur hinaus in den jungen Morgen — aber erst im Seewasser recht geplätschert, wie elektrisch gleitet es über die Haut, und ich glaube, neu belebt zu sein, und ich gedenke alter Märchensagen von Quellen, die Jugend und Gesundheit wieder brachten.

Dann trat ich hinaus und nahm den Weg um den See, der eigenartig genug ist. Felsblöcke liegen wie Riesenspielzeug herumgestreut, kleine Vöglein irren über den Weg, ihr sanftes Gezwitscher bringt mir die Lieblichkeit des Morgens noch tiefer zum Bewußtsein, breite Streifen, glitzernd von Silberwellen gebildet, gleiten ruhig über den See, immer und immer wieder, und darüber türmt sich das Tatragebirge in ewiger Schönheit.

Nach diesem erfrischenden Morgengange ging es zum Frühstück, das wir im Freien einnahmen. Zigeunermusik klingt gedämpft durch die Morgenluft. Unten im Tale brauen noch Frühnebel, aber wir hier oben sind in Licht und Sonne getaucht und dort unten ließ ich auch für einen Tag Kummer und Sorge versinken und jedwede Trauer.

Als wir nachmittags zu Tale mit der Zahnradbahn glitten, verflog allmählich die leuchtende Feststimmung und die Alltäglichkeit begann mich mit ihren grauen Fittigen zu umspannen, doch ein kostbares Gut nahm ich mit mir, das Bild der Schönheit dieser Karpathen.

Wie die Dummen gesund werden wollen.

Eins aus der guten alten Zeit von **Ferdinand Wahrberg.***)

Wie es in den guten alten Zeiten mit der Gesundheitspflege und dem alten Heilverfahren bestellt war, und welche Torheit jetzt noch möglich ist, mögen folgende Beispiele beleuchten:

*) Aus „Die gute alte Zeit" von Ferdinand Wahrberg. (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. 1906.)

Herzog Leopold II. von Steiermark aus dem Hause der Babenberger unternahm in der zweiten Hälfte des Dezembers 1194 eine Reise nach Graz, verunglückte hier durch einen Sturz vom Pferde und brach das Schienbein. Hierüber berichten sowohl Erzbischof Adalbert von Salzburg an den Papst Cölestin III. als Wilhelm v. Newbury; der letztere sagt: „. . . Die herbeigerufenen Ärzte taten, was sie vermochten. Am anderen Tage war aber der Fuß so schwarz geworden, daß sie rieten, ihn abzunehmen. Aus Liebe zum Leben verlangte er dasselbe, aber weder ein Arzt, noch ein Herr vom Hofe, noch der Sohn wollten bei der Amputation helfen. So wurde des Herzogs Kämmerling dazu befohlen; während der Fürst selber die Hacke an das Bein hielt, vermochte der Mann, zitternd, kaum mittels dreimaligen Schlages mit einem Hammer den Fuß loszutrennen. Die Ärzte wendeten nun Arzneimittel an, aber schon des folgenden Tages erkannten sie die nicht mehr zweifelhaften Zeichen des Todes in den Gesichtszügen und an der Stimme und sagten: „Bestelle dein Haus, o Herr, denn du wirst sterben und nicht leben."

Der ebenso kühne als geistreiche Andreas Vesalius, dessen Familie aus Wesel stammte, vollendete schon in seinem 28. Lebensjahre das große einheitlich durchgeführte Werk: „De humani corporis fabrica" 1543; er gab der ganzen Gliederung des menschlichen Körpers eine neue, selbständige Richtung und sichere Grundlage. Dafür wurde Vesalius später in Madrid, wo er Leibarzt Karls V. und Philipps II. war — von der Inquisition als Zauberer zum Tode verurteilt. Er rettete sich nur dadurch, daß er eine Reise nach Jerusalem antrat; auf der Rückreise litt er bei der Insel Zante Schiffbruch und starb hier im Elend, krank und aller Mittel beraubt. Die Zergliederung eines Leichnams galt noch im XV. Jahrhundert als ein todeswürdiges Verbrechen.

Der Doktor der Medizin Oswald Gabelkhover (um 1550) rühmt zur Heilung von Wunden ein vorzügliches Rezept an, dessen Hauptbestandteile Menschenfett, Fleisch, Mumie und Moos waren, das auf einem in freier Luft verwitterten Totenschädel gewachsen sein mußte.

Über Dr. Adam Lebenwaldt, Arzt, Naturforscher, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher in Breslau (gestorben zu Leoben 1696), wissen wir: Zu seinen vortrefflichen Mitteln gehörten die Gemsenkugeln, eine Mißbildung, die im Magen der Gemsen gefunden wurde. Sie machen auch unsichtbar und kugelfest, d. h. unverwundbar. Weiße Kugeln galten als die wirksamsten, denn sie enthielten die kostbarste Essenz. So großartige Wirkungen schrieb Dr. Lebenwaldt der Gemsenkugel nicht zu, aber bei Kopf-, Magen-, Herzkrankheiten schien sie ihm gute Dienste zu leisten. Einem Manne, der vom Schlage gerührt worden war, bereitete er aus 60 solchen Kugeln eine „köstliche Medizin", die den Kranken so gesund machte, daß er noch 40 Jahre lebte.

Gegen die Pest zog man in Prozessionen von Kirche zu Kirche oder in benachbarte Wallfahrtsorte, wodurch der Ansteckungsstoff erst recht verbreitet worden ist; als Medizin galten zu Pulver zerstoßene gedörrte Kröten.

Erst unter dem Einflusse des unsterblichen Kaisers Josef II. trat die Regierung gegen Dummheit und Aberglauben auf. Im Jahre 1754 erging der Befehl: „Der Druck und Verkauf der Kalender mit abergläubischen Auslegungen der Finsternisse, des Aderlassens, Schröpfens, Einnehmens, der sogenannten verworfenen Tage und anderer alberner ungereimter Dinge wird verboten.“ Ebenso wurde verboten: . . . die Verfertigung und Austeilung von Amuletten, der Handel mit Rosenkränzen, die man für geweiht ausgab, das Berühren der Bilder und Statuen, das Aussetzen und Küssen der Reliquien; auch die Wallfahrten wurden eingestellt bis auf die Fronleichnamsprozessionen und jene der Bittage.

Die Gesundheitspflege und das Heilverfahren haben leider trotz aller Bemühungen der Menschen- und Lichtfreunde bei der Landbevölkerung wenig Fortschritt gemacht; ein Blick in das sehr verdienstvolle Buch Dr. Fossels „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, 1885“ zeigt uns, daß unsere Bauern in dieser Beziehung noch heute auf einem Tiefpunkt der Kultur stehen, der sich wenig von irgendeinem Stamme der Wilden Innerafrikas oder Neu-Guineas unterscheidet.

Es ist hier nicht der Ort und der Raum, die Hunderte von Beispielen blödesten, die Religion mißbrauchenden Aberglaubens anzuführen, einige wenige werden genügen, um zu zeigen, in welchem Sumpfe von Dummheit unsere Bevölkerung noch begraben liegt: Ein Muttergottes- oder Benidiktuspfennig schützt ein Kind gegen „Verschreien“ und anderes Ungemach. — Kinder, die am Lichtmeßtage geboren werden, sind erwachsen besonders geschickt zum „Abbeten“, d. h. durch Beten Krankheiten anderer zu vertreiben. (Vorberge der Koralpe.) — Zur Behebung der Unfruchtbarkeit soll die Frau von ihrem Eheringe Gold abschaben und genießen. (Frohnleiten.) — Ein Weib, „das in der Hoffnung ist“, soll keinen Fisch essen, sonst bekommt das Kind einen Fischkopf. (Umgebung Graz.) — Gebärende (Kreißende) kleben sich Heiligenbilder auf den Leib, halten ein Gebetbuch in den Händen, wie die weitverbreitete „geistliche Schildwacht“. Nebst diesen oder dem „Romanusbüchlein“, sowie den „sieben heiligen Himmelsriegeln“ wird auch die wahre Länge Christi (150 Zentimeter langer Papierstreifen) der Kreißenden auf Brust und Haupt gelegt . . . „Und die Länge ist gefunden worden zu Jerusalem bei dem heiligen Grabe, als man erzählt 1655, und der Papst Clemens hat Obbemeldtes und dieses alles bestätigt.“

Im slowenischen Teile Steiermarks herrscht der Glaube, daß Kinder, die, ohne die Taufe erhalten zu haben, gestorben sind, in Ge-

stalt großer schwarzer Vögel, „Móvki“ genannt, von der Abenddämmerung bis Mitternacht herumfliegen, nach Kinderart kläglich wimmern und Erlösung suchen. — Gegen das „Ungrechte“ hilft das Pulver einer gedörrten Kröte, die zwischen den beiden Frauentagen gefangen sein mußte. (Stübing.) — Der Netzbruch wird bei den Kindern „abgebetet“: Man nimmt einen gefundenen Hufnagel, legt ihn auf den Bauch des Kindes und spricht: „Bruch, ich binde dich, Bruch, ist stelle dich, Bruch, ich vertreibe dich im Namen Gottes, des Vaters u. s. w.“ . . . Hierzu wird bei dem Worte „dich“ das Kreuzzeichen gemacht und schließlich das Vaterunser dreimal gebetet. (Admont.)

Im hohen Ansehen als Amulett gegen Fraisen stehen die sogenannten „Fraisketten“, auch „Heckwurmperlen“ genannt. Zu ihrer Gewinnung wird eine Natter gefangen und, in einem Topfe verwahrt, in einem Ameisenhaufen vergraben. Die abgenagten Wirbelknochen der Natter werden aneinander gereiht und dem Kinde als Kette umgehängt. (Stübing und Schladming.) Ein anderes Mittel gegen Fraisen: Man hackt einer Katze den Schweif ab und gibt von dem abfließenden Blute drei Tropfen dem Kinde ein. (Fernitz und Köflach.) Ferner: In einer Kapelle zu Michelbach wird die Schürze des Jesukindes als „Frais-Fürtal“ verehrt. Die Leute nehmen diese Schürze dem Bilde ab, wickeln damit das kranke Kind ein und spenden der Kapelle ein ähnliches Tüchlein, das wieder von anderen Hilfesuchenden benützt und ersetzt wird. Oder: Man beißt einer lebenden Maus den Kopf ab und hängt diesen dann dem Kinde um. (Mariazell.)

Beim Zahnen der Kinder: Man hängt dem Kinde Zähne von Pferden und Hasen um . . . Den ersten Zahn des Kindes soll die Mutter verschlucken, dann bekommt es niemals Zahnschmerzen und wird schöne Zähne erhalten. — Gegen Würmer: Verabreichen eines gedörrten und pulverisierten Wurmes, der von einem anderen Menschen abgegangen ist. (Frohnleiten.)

Gegen Bettnässen: Mäuse werden in Suppe gekocht, gebraten, als Haschee in andere Speisen gemengt, oder gedörrt als Pulver genossen — oder: Man geht hinter einem Leichenzug her und läßt das Kind in das frische Grab p . . . n. (Mitterndorf.) — Gegen Abzehrung: Das Kind wird auf einer Brotschüssel in den warmen Backofen „eingeschossen“, und zwar dreimal mit dem Spruche: „Alt hinein und jung heraus“. — Gegen die fallende Sucht gelten St. Valentin und die heiligen drei Könige als Schutzpatrone. Mittel dagegen sind z. B.: Nebst zerstoßenen Schwabenkäfern (Straßgang) und der Galle eines Frosches wird die geröstete und pulverisierte Nachgeburt als „Stupp“ innerlich angewendet. — Gegen Schwerhörigkeit: Menschenschmalz, d. h. aus Frauenmilch gewonnene Butter. (Kainachtal.) — Lungensucht,

Schwindsucht u. s. w.: Drei Nägel vom Kopfbrette eines Sarges, unter die Türschwelle gelegt, bringen dem Hausherrn die Abzehrung. (Voitsberg.) — Man legt gegen die Kurzatmigkeit Lungenkranker frische Graberde, Kuhmist, selbst menschliche Fäces auf oder eine Viperschnur, oder es sind die Gedärme eines frisch geschlachteten Schweines um den Leib zu wickeln. (Umgebung Graz.) — Zähne: Die Fürbitterin bei Zahnschmerzen ist die heilige Apollonia, der bei ihrem Martyrium die Zähne ausgebrochen wurden.

Gegen Durchfall: Nimm den Kot von einem schwarzen Schwein, röste ihn auf einer Herdschaufel, mache ihn zu Pulver und gib einer starken Person einen Löffel voll ein. (Graz.) — Gegen Ruhr: Der Genuß von Kröten in Suppe. (Stallhofen.) — Gegen Milzstechen verzehrt man eine lebende schwarze Waldschnecke oder hilft sich, wenn man einen Stein vom Weg aufhebt, auf dessen Stelle dreimal spuckt und den Stein wieder darauflegt. (Ennstal.) — Gegen Fieber: Um Marburg legt man dem Kranken das Skelett eines Pferdeschädels hinter das Kopfkissen. In Kumberg wird eine in einer Walnußschale verschlossene Kreuzspinne als Amulett um den Hals gehängt. — Das „Abbeten" des Fiebers besteht darin, daß man ohne Vorwissen des Kranken über die Zimmertür die Worte schreibt: „Fieber bleib aus, i bi nöt z' Haus." (Köflach.)

Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden bei den Minoriten in Graz jährlich am 8. Februar „Fieberhostien" bereitet und gegen hartnäckige Fieber den Kranken eingegeben. — Nach Blattern mißt man der Reinigung der Bett- und Leibwäsche keine Bedeutung bei. Es kam in den verflossenen Achtzigerjahren vor, daß vor dem Leichenbegängnisse eines an Blattern Verstorbenen die ganze „Freundschaft" den Morgenimbiß auf einem Leintuch verzehrte, das vorher zur Verhüllung der Leiche und nun zur Deckung des Tisches dienen mußte. — Die Impfung wird vielfach als Teufelswerk verlästert; wird ein Kind geimpft, so verfällt es dem Antichrist und kann nicht mehr selig werden. (Mitterndorf, Gams und an anderen Orten.) Um den Schmerz einer Wunde zu stillen, betet man: „Unser lieber Herr Jesus Christus hat viele Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden; sie gären nicht, es gibt auch keinen Eiter nicht; so wahr die heiligen fünf Wunden sind geschlagen, sie gerinnen nicht, sie verschwären nicht, daraus nehme ich Wasser und Blut, das ist für alle Wunden gut. Heilig ist der Mann, der alle Wunden und Schäden heilen kann. Im Namen Gottes des Vaters † † † Amen. (Schwanberg.)

Gegen Wurm: Bei heftigem Schmerze stecke man den kranken Finger einer Katze in das Ohr, die Katze wird heulen, der Finger aber heilen. (Gröbming.) — Gegen Knochenbrüche und Verrenkungen:

Breiiger, frisch abgesetzter Menschenkot wird auf den Lappen einer abgetragenen Lederhose aufgestrichen und auf die Bruchstelle gelegt. (Deutsch-Landsberg.) — Gegen Knochenfraß: Man nehme um Mitternacht auf einem Friedhof schweigend ein Totengebein, bekreuze damit dreimal die leidende Stelle, bete für den Verstorbenen, dem das Bein gehörte, drei Vaterunser und verscharre wieder den Knochen. (Unterland.) — Im Ennstal herrscht der Volksglaube, daß man Gewohnheitstrinkern das Laster abgewöhnen könne, wenn man ihnen „Leichenwasser", d. h. Wasser, mit dem der Leichnam gereinigt wurde, unbewußt zu trinken gibt. (Liezen.)

Wie man aus diesen Beispielen sieht, könnten hier die Schule und besonders die Kirche ein reiches Arbeitsfeld zur Belehrung des in Dummheit und Aberglauben versunkenen Volkes finden, freilich müßte mit der Anschauung gebrochen werden, daß der Aberglaube der Wall des Glaubens ist.

Lebnsfreud.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Arbeit und Ruah.

Ma siacht so viel Schens auf da Erd,
Das ma mecht und nöt habn kann.
Aba drum is ebn s Lebn so viel wert,
Weil ma s Gold nöt alls grabn kann,
Weil ma nöt alli Wünsch nach sein Willn
Kann dafülln.

Valanga und Blanga, Trachtn und Strebn
Müaßn ön Herzschlag sei Frischn gebn,
Daß s glüaht im Menschn und kräfti klingt,
Wann da Glückschmied sei stahlharti Arbeit zwingt.

Viel Arbeit, viel Kraft,
Und dö wachst, wann ma schafft;
Und süaß is d Ruah,
Hat ma garbeit gnua.

So a Feirabnd is so summastill . . .
Er sagt oans, was da Herrgott will,
Er spricht ins Herz so liab und laut!
Und wann ma umanandaschaut,
Da siacht ma d Welt so groß und schen,
Da mecht ma weithin wandern gehn,
Bergauf, bergab, daß ma s betracht,
Bis in die sternhell Summanacht.

Und kimmt ma hoamzu, ma begehrt
Das viele Gold nöt in da Erd,
Ma hat sei Liab, sei Glück, sei Freud
Und d Welt is volla Herrlichkeit!

Früahling.

Wann d Engerl umanandaziagn
Und dö Knösperl sperrn auf,
Werns sicha a zu dir hinfliagn,
Valaß di drauf!

Denn losn toans, wanns klopfn hern
Und a Herzerl wo gspürn;
Und aft — sö toan halt gar so gern
Eahni Schlüsserle probiern.

Sö sperrn da s Herz auf — gib fein acht,
Denn siagst, da Bua,
Der schleicht ums Haus in stilla Nacht
Und stiehlt da d Ruah.

Wer stehln geht, Dirndl, is a Diab,
Gelt, woaßt as eh . . .
Er stiehlt da d Ruah, er bringt da d Liab,
Da Bua — juchhe!

Da Zfriedne.

War i reich,
I machat am End viel dumme Streich;
Weil i arm,
Halt i di an mein Herzn warm;
Und weil i dös kann,
Was geht mi Reichtum und Armuat an?

I leb und han mei Liab,
I liab und han mei Freud —
So will igs habn, bis daß i stirb,
So gwöhn i mi kloanweis an d Seligkeit.

Ein Tagebuch.

Am 1. August.

Der Eisenbahnzug war überfüllt. Aus der dritten Klasse stieg ein Trupp italienischer Arbeiter. Nur Einer blieb im Gelaß und rief mir zu, ich sollte zu ihm einsteigen. Es war mein alter Freund B.

„Ja, Alter, wie kommst denn du heute in die dritte Klasse?“ fragte ich einsteigend den Baron.

„Weil sie die vornehmste ist“, antwortete er. „Mache dich bequem und höre.“ Dann erzählte er in seiner raschen, lebhaften Weise. „Eingestiegen bin ich in Selzthal in die erste. Da war ein dicker Herr und eine magere Dame. Beide bespickt mit Goldtrödel. Neben der Frau saß ein junges Mädchen, blaß und krank aussehend und beständig von Husten geplagt. Ob sie die Begleiterin des noblen Paares war oder fremd für sich allein reiste, konnte ich nicht erkennen, denn alle drei waren stumm und teilnahmslos wie die Quabben. Nur daß der dicke Herr sich unermüdlich mit Zigarettenrauchen beschäftigte; war die eine aus, zündete er die andere an. Das kranke Mädchen verhielt sich Mund und Nase mit einem weißen Tüchlein und hustete und hustete. Da erlaubte ich mir höflich zu bemerken, daß das Rauchen im Gelaß verboten ist. Der Dicke warf mir einen verachtenden Blick zu und rauchte weiter. Als der Kondukteur vorüberkam, richtete ich an ihn

recht laut die Frage, ob das Rauchen im Coupé der ersten Wagenklasse denn gestattet sei?

‚Wenn ein Passagier dagegen Einwand hat, so ist es nicht gestattet‘, beschied der Schaffner. Ich wies auf das hustende Mädchen, da legte dieses einen ängstlichen Blick auf Herrn und Frau und hauchte ganz verzagt: ‚Meinetwegen — kann schon geraucht werden.‘

Der Dicke schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu, den letzten, und rauchte weiter.

Bei der nächsten Station stieg ich in die zweite Klasse um. In diesem Gelaß saßen ein Herr und vier Damen, die sehr distinguiert aussahen und lieber im Herrenkoupé reisen mochten, als im Frauenabteil. Die Gesellschaft unterhielt sich auf das lebhafteste und die Unterhaltung bestand in Durchhächelung gemeinsamer abwesender Bekannter. In feineren Anspielungen sowie in deutlicheren Bezeichnungen kamen alle Mängel, Fehler, gesellschaftlichen wie moralischen Schäden der Abwesenden an die Oberfläche. Ich merkte, der Bekanntenkreis dieser eleganten Leute bestand aus lauter Verschwendern, Geizhälsen, Grobianen, Ehebrechern, dunklen Ehrenmännern und Narren, und bat den Kondukteur, mich in die dritte Wagenklasse zu überstellen. Hier fand ich die Welschen — fluchend, spuckend, stinkend. Und doch" — so schloß mein Freund seine Mitteilung — „ist von den drei Klassen diese die vornehmste."

Am 2. August.

Waldschulhaus. Die Kinderzahl mehrt sich von Jahr zu Jahr, und zwar von Leuten, die sich hauptsächlich um das Schulhaus und Sägewerk ansiedeln. Fürs nächste Schuljahr sind vierzig Schüler vorgemerkt. Und lauter deutsche Namen, Hofbauer, Königshofer, Schneidhofer, Ebner u. s. w.; in dem ganzen Waldbereiche nicht ein einziger fremden Klanges. — Freytags neue steirische Touristenkarte benennt die Gegend von Krieglach-Alpel und St. Kathrein am Hauenstein offiziell „Waldheimat". Da sieht man wieder, wie aus geringen Anlässen Gegend- und Ortsnamen entstehen, deren Ursprung später oft so schwer zu erklären ist. — Nach einem heftigen Gewitter, bei dem ich unter dem vorspringenden Bretterdach einer verfallenden Bauernmühle Blitz, Donner, Wolkenbildung und Platzregen beobachtet hatte, sah ich von der Waldheimatwarte (1200 Meter) den Sonnenuntergang an. In gesättigten Gluten brannte alles, das zerrissene Gewölke und der Hochschwab. Und lachend tanzte die Sonne hinab. Es war zu viel Feuerwerk da, das zerstörte die ruhige Wirkung, würde der Rezensent sagen. — Die Leute kommen mit ihrem Anliegen. Der eine wünscht Arbeit bei der Waldgewerkschaft. Der andere hat keine Wohnung. Des dritten Kinder haben kein Gewand. Der vierte ist von einem Gläubiger geklagt. Gegen den

fünften ist wegen Wilderei ein Prozeß anhängig. Der sechste hat einen Haufen Kinder und fragt bloß an, was da zu machen wäre. Sie täten halt bitten um einen „guten Rat". Manche nehmen freilich, wenn's nicht anders ist, auch mit einem guten Wort fürlieb. Gütige Worte erleben arme Leute selten. Für die Länge aber ist auch nicht viel damit anzufangen.

Am 3. August.

Unser Leben krampft sich im Prokrustusbett des Programms. Alles soll sich auch in der gewöhnlichen Alltäglichkeit nach Programm entwickeln und die goldene Freiheit ist dahin. Wie köstlich, wenn einmal ein Tag ist, mit dem man beliebig schalten kann. Planlos ging ich heute mit früher Sonne vom Schulhause aus die Waldberge hinan, zuerst an einem Jagdhause vorbei, dann an einer leerstehenden Hube, dann an dem bröckelnden Gemäuer eines abgekommenen Gehöftes, dann wieder an einem Jagdhause; dazwischen überall junger Wald mit allerhand Wild; aber nicht ein einziger Mensch ist mir begegnet, stundenlang. Wenn man nur wüßte, wer in dieser Waldheimat denn eigentlich noch wirklich daheim ist. Um die Mittagszeit war ich auf der Stangelalm (1490 Meter). Windstiller, wonniger Sonnentag. In dem kleinen Schutzhause haust als Wirt ein alter Bauer aus Stanz, der die ganze Generation der Waldheimat zur Zeit meiner Jugend gekannt hat. Und dazu noch die vorhergegangene. Wir zwei alten Männer saßen lange nebeneinander auf einem Rasenkissen, schauten hinaus in die weite Gegend, über der eine fremde Zeit liegt, und plauderten von der Vergangenheit. Wir sahen uns das erstemal und hatten Wohlgefallen an einander. Es war einer der wenigen alten Bauern, die von meinen Fabeleien wissen, obschon der Mann nicht einmal lesen kann. Er habe schon so viel von mir reden gehört. Als wir aufgestanden waren, um uns zu trennen, murmelte er: „Do bin ih mit eahm banond gsessn", und hub an, vom Boden Moos und Gekräute auszureißen und wieder hinzuwerfen. „Warum machen Sie denn das?" fragte ich. „'s Platzl muaß ih ma mirkn. Stoana wiar ih do zsomtrogn." Eine Huldigung von der Gattung, die einen stolz machen kann.

Weiter hin begegnete mir einer, der auf der Alm sein Vieh suchte. Der wußte auch manches aus Alpels Vergangenheit, er erzählte von jenem Großbauern, der mir als Vorbild Guldeisners in meinem Roman „Jakob der letzte" gedient. Dieser Mann hatte in seiner besten Zeit so viel Wald, daß er nicht genug Holzknechte bekommen konnte, um ihn zu Geld zu machen, und so viel Geld, daß er nicht genug eiserne Töpfe aufzutreiben mußte, um es darin zu bergen und zu vergraben. Eiserne Töpfe und Wollenstrümpfe, andere Bauernsparkassen hatte es damals nicht gegeben. Darum auch die vielen Gespenster. Denn

wenn einer gestorben, ohne den Aufbewahrungsort seines Geldes zu verraten, so mußte sein Geist so oft und so lange an der Stelle erscheinen, bis der versteckte Schatz gefunden war. — Ich hätte von dem Alten gewiß noch mehreres erfahren, aber als er seine Ochsen fand, ließ er mich im Stiche.

Am 4. August.

Die Natur wehrt sich immerwährend um ihren Urzustand. Wenn der Mensch durch die Wildnis einen Weg anlegt und nicht Jahr für Jahr nachbessert, so ist er in zehn Jahren ein wilder Graben, in zwanzig Jahren wieder verschüttet und verwachsen mit Strupp und Baum. Wenn der Mensch ein gerodetes Feld etliche Jahre lang nicht pflegt, so sproßt Unkraut und junger Wald auf. Wenn er sein stattliches Haus vernachlässigt, so fällt es als Ruine ins Erdreich hinein. Ununterbrochen bohrt und gräbt, lockert und zersetzt die Natur das Menschenwerk, bis es wieder in ihre Elemente zerfällt. Das Bauen ist eine harte Arbeit, aber größeren Fleiß und fortwährende Anstrengung bedarf das Erhalten. Auf allen Wanderungen durch die Waldheimat begleitet mich dieses Schauspiel, wie wilde Natur das Ihre zurücknimmt. Wo vor dreißig Jahren noch hundert Wege und Steige stattliche Bauernhöfe verbanden, muß man sich jetzt durch Gestrüppe und Dickicht mühsam durchwinden, bis man zu Stellen kommt, wo die Natur mit Gefälle, Gewuste und wuchernden Stauden gar alles verrammelt und dem Menschenkinde lachend zuruft: Halt, hier ist kein öffentlicher Durchgang! Und es ist auch ein Glück, daß wilder Wald manchmal wieder Sieger wird, daß der Ast immer nachwächst, auf dem der Mensch sitzt und den er mit aller Emsigkeit durchsägen will.

Am 5. August.

Auf einer Vergnügungsreise möchte halt auch ein Fürst so ungeniert und frei sein können, wie andere Leute, wenigstens so von der Leber weg plaudern dürfen. Das hat vor kurzem der deutsche Kaiser auf seiner Nordlandsreise getan. So sagte er unter anderem über die Zeitungen, daß seine Intentionen und Gedanken so oft mißverstanden und entstellt würden. „Wenn ich jemanden diesbezüglich beschuldigen wollte, so wäre es die Presse. Sie muß oft für vieles Schlechte verantwortlich gemacht werden. Es ist eine seltsame Sache, die mich stets betroffen hat, daß eine so große Unverantwortlichkeit im Journalismus herrscht. Nehmen Sie die verschiedensten Berufe: stets werden Sie sehen, daß der Mann, der zu seinem Amte zugelassen werden will, gewisse genaue und strenge Bedingungen zu erfüllen hat. Ein Arzt kann den Kranken nur pflegen, wenn er vorher ein Examen bestanden hat, das ihm oft viele Jahre schwerer Arbeit kostet. Ein Advokat darf erst plädieren, wenn er die

Rechtsstudien absolviert hat. Nur der Journalist braucht keine Studien, keine Prüfungen und keine Diplome. Ein junger Mann von 22 Jahren kann in dem größten, geachtetsten Blatte der Welt seine Meinungen äußern; er kann hier einen Artikel schreiben, der das stärkste Echo zu finden und den größten Eindruck auf die Zeitgenossen zu machen vermag. Täglich enthalten die Zeitungen Aufrufe an die Öffentlichkeit, Kommentare und Kritiken, welche oft von Leuten ausgehen, deren gute Absichten ich nicht bestreiten will, denen aber häufig die entsprechenden Kenntnisse mangeln. Und solche Leute sind oft die Führer der öffentlichen Meinung! Sie üben den größten Einfluß auf ihre Zeitgenossen und sind oft am wenigsten dazu geeignet."

Wenn man sich über etwas ärgert, so ist es allemal am besten, man macht einen Witz darüber. So antworteten die Zeitungen, es gäbe auch andere Berufsleute, bei denen man keine Studien und keine Diplome brauche. Zum Beispiel die Monarchen. Dieser verdeckte Gegenvorwurf der Unfähigkeit und Nichtgewissenhaftigkeit paßt zwar durchaus nicht auf den Kaiser Wilhelm II., aber das macht nichts. Der Trumpf liest sich gut, Wahrhaftigkeit ist Nebensache und der Ausspruch des Kaisers ist — mit einem neuen Beispiel erhärtet. — Ich bin in der sechsten Großmacht nur ein Feldwebel, meine aber, daß es einer ganz anderen Taktik bedürfte, um den kaiserlichen Angriff zurückzuschlagen.

Am 6. August.

Einer Gymnasialreform-Rundfrage habe ich heute folgendes zu entgegnen gehabt:

Das Ersprießlichste an unseren Gymnasien sind die Ferien. Sie erwecken den jungen Menschen aus den Mumiengräbern der Alten und geben ihn dem frischen, gehaltvollen Leben der Gegenwart zurück.

Am 7. August.

Gestern abends, als ich mit dem Lichte in meine Schlafstube ging, flatterten und schwirrten dort im engen Raume schwarze Vögel umher. Eine ganze Menge, denn jeder hatte in seinem mitfliegenden Schatten einen Doppelgänger. Die Fenster waren wie immer tagsüber offen gewesen, aber noch nie so, daß fünf oder mehr Schwalben in dem Stübchen Nachtherberge genommen hätten. Durch das Licht geschreckt, schossen sie jetzt ganz wild umher, immer hoch über den Fenstern, in deren schwarzen Tafeln sie jetzt den Ausgang nicht erkannten. Es half auch nichts, als ich ins Fenster Licht stellte, sie flatterten darauf hin und wieder zurück. Sie würden ja wohl zur Ruhe kommen, aber mit dem ersten Tagen ihr Flattern wieder beginnen und zu zwitschern anheben. Das kann man im Schlafzimmer nicht brauchen. Nachdem ich vergebens

bemüht gewesen war, die Tiere hinauszujagen, wurde das Besenregiment der Mägde aufgeboten; aber nur die durch solche Jagd müde gemachten und mit den Händen gefangenen Tierchen konnten hinausgebracht werden und selbst diese flogen sofort wieder herein. Mit wahrer Mühe endlich gelang es, uns der Eindringlinge zu entledigen, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Doch als die Fenster geschlossen waren, sann ich im Bette der Ursache nach, die sie ins Zimmer geführt haben mochte. Der Mensch ist eigentlich ein recht ungastliches Wesen. Aber die Schwalben haben doch draußen unter den Dachvorsprüngen ihre Nester. Erst heute früh habe ich gesehen, daß eines der Nester zerstört ist, daß auf der Erde graue Federn zerstreut liegen. Und die Leute sagten, im Garten sei ein Geier gesehen worden.

Am 8. August.

Anstatt die Dichter mit Jubiläen zu feiern, was die persönliche Eitelkeit der Dichter züchtet, oder anstatt toten Dichtern Denkmäler zu setzen, was Geld kostet und völlig unfruchtbar ist, sollte man des betreffenden Dichters Werke in größerer Anzahl zu normalem Preise ankaufen und sie im Volke, und zwar in den unbemittelteren Schichten, verbreiten. Das könnte ein literaturfreundlicher Verein besorgen, der bei Gelegenheiten, wo ein Dichterfest, ein Dichterdenkmal geplant wird, mit Rat und Tat zur Hand wäre. Damit erreichte der Dichter seinen Hauptzweck, die Verbreitung seiner Schriften, und seinen anderen Zweck, bürgerlich weiterleben zu können, ohne daß für ihn gebettelt werden muß. Für jeden Fall sei das lebendige Denkmal, das in seinen Werken besteht, wichtiger als das tote aus Stein oder Erz. — Bald nach diesem Vorschlage, den vor Jahren der „Heimgarten“ gemacht, ist in Hamburg die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung entstanden, die ungefähr denselben Zweck verfolgt. Der Verein hat in Deutschtand großen Anklang und viele hochherzige Gönner gefunden. Der heute bei mir eingelangte dritte Jahresbericht weist aus, daß bei der letzten Bücherverteilung 24.021 Werke in 13.934 Bänden an Schulen, Volksbibliotheken und andere gemeinnützige Anstalten abgegeben werden konnten. Demnächst soll auch in Österreich ein Zweigverein der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung errichtet werden. Es wird dafür besonders an Passendes fürs Volk gedacht werden. Unsere Volksbibliotheken, die allerhand Schmerzen haben, sollten sich beizeiten mit der deutschen Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel bekanntmachen. Und die Literaturfreunde, sie haben hoffentlich nicht weniger Sinn für Dichterwerke als für Dichterfeste und Denksteine.

Am 9. August.

Heute war ein wüthiger Nietzschehasser bei mir: „Dieser Nietzsche! Der verdirbt unsere jungen Leute mit seinem Herrenmenschen

ganz und gar! Er verheert unsere Zivilisation, er zerstört sie. Arme Menschheit!"

Nein, mein Bester, der arme Nietzsche wird im ganzen nicht viel Unheil anstiften. Seine Sache ist zu unmöglich. Seine praktischen Anhänger würden sich sofort damit den Kopf zerschellen. Da weiß ich ganz andere Geister, die unser Volk verheeren. Die Gemeinheiten in Literatur, Theater und darstellender Kunst. Der kraftlähmende Pessimismus und manch anderer zersetzende Geist schaden uns nach und nach viel mehr, als der Dichter Nietzsche es tun kann mit seinen bizarren Kraftidealen, denen niemand weniger nachgelebt hat als er selbst.

Am 10. August.

Von der Leitung des Deutschen Schriftstellerheims in Jena, das unter dem Schutze des Großherzogs von Sachsen steht, bin ich ersucht worden, die Lose der Schriftstellerheimlotterie nebst den Unterschriften des Gesamtvorstandes, O. von Leixner, Wilhelm Raabe und Ernst von Wildenbruch, auch mit meinem Namen zu unterschreiben. Aber ich kenne mich in solchen geschäftlichen oder juridischen Sachen nicht aus und mein Grundsatz ist, nichts zu unterschreiben, was ich nicht verstehe und überblicke. Und doch habe ich diesmal unterschrieben. Geldnoten mit meinem Namen zu signieren, so weit habe ich's nicht gebracht. Aber Bettelscheine zu zeichnen, darauf verstehe ich mich. Eines der 120.000 Lose wird eine Mark kosten. Wir werden sehr viele und sehr schöne Treffer haben. Wie viele und wie schöne, das verrate ich nicht. Ich mache mich verbindlich, dem Loskäufer den Haupttreffer zuzuschanzen. Er besteht in dem Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben. Das Schriftstellerheim in Jena ist ein Ruhe- und Feierabendsitz für viele, die ihr Leben und Wirken der weltbewegenden deutschen Geisteskultur geweiht haben und dabei arm geblieben sind.

Am 11. August.

Diese „Wahrheit" (die wissenschaftliche) sagen sie, sei für den Menschen das allein Fördernde und Erlösende. Bei mir gerade im Gegenteil: nichts macht mich gleichgültiger, wirkt lähmender auf mein Denken und Handeln als eine absolut festgestellte Wahrheit oder Gewißheit. Da ist das Los gefallen, da bleibt nichts mehr übrig zu tun, zu hoffen, der Phantasie sind die Flügel gebrochen — sie liegt da wie ein ohnmächtiger Wurm. Wie anregend, herrlich fruchtbar dagegen ist das Ungewisse, das unermeßliche Halbdunkel, das wir mit unserer Wahrheit, mit unseren Vorstellungen, Stimmungen und poetischen Träumen ausfüllen können. Ich bin eine aggressive Natur, die nicht erst warten mag, wie die Welt sich ihr zeigt, sondern die sich ihre Welt selber schafft

und beherrschen will. Man beherrscht die Welt nicht mit ihrer Wahrheit, sonder mit dem Willen. —

Ursache dieser Gedanken ist die Bemerkung eines Bekannten, daß die meisten Leute vom Grunde aus schlecht seien. Ich will aber keine schlechten Leute, so gibt es für mich keine. Von Natur aus schwach, durch Umstände verdorben und boshaft mögen viele sein, aber vom Grunde aus schlecht ist keiner. — Wer jedoch schlechte Menschen haben will, allerdings, der wird an ihnen keinen Mangel leiden.

Am 12. August.

Heute sprach ich auf einem Bergwege lange mit einer alten Bauern-Dienstmagd. Zuerst war sie wortkarg und rückhältig. Endlich, als ich recht in ihrer Mundart sprach, ohne mit Fragen in sie zu dringen, wurde sie zutraulicher und erzählte ganz treuherzig. Sie ist seit 34 Jahren auf dem gleichen Hof bedienstet und arbeitet jeden Tag, auch feiertags, denn sie ist Stallmagd, von früh bis abends. In ihrer besten Zeit hatte sie sechzehn Gulden Jahrlohn, zwei Paar Schuhe jährlich, zwei Rupfenhemden und einen Zeugkittel vom Bauern. Das übrige hat sie sich selbst zu schaffen. Jetzt, da sie nicht mehr so viel leisten kann, hat sie zehn Gulden Jahrlohn. Und doch etwas Erspartes. Vor Jahren hatte sie nämlich einen Ehrenpreis (Dienstbotenprämium) von 50 Gulden erhalten. Das hatte sie in die Sparkasse gelegt und das Sparkassebüchel hat sie ihrem Hausvater zum „Aufheben" gegeben. Wenn sie einmal mit Tod abgeht, gehört es sein. — Von Graz weiß sie nur, daß es „unmöglich weit weg" ist, „sie sagen, gar mehr als zwei Stunden mit der Eisenbahn." Auf der Eisenbahn ist sie einmal gefahren bis Kindberg. Geht man sonst drei Stunden und ist's nur ein Rutscherl gewesen. „Na, was doch die Leut alles anstellen!" Ferner weiß die Alte noch, daß es auf der Welt ein Militär gibt. Sie hat selber ihren Buben bei den Soldaten gehabt; ob das ihr Liebster oder ihr Sohn war, konnte ich nicht inne werden. Dann weiß sie auch, daß der Kaiser ist, aber wo, daß weiß sie nicht mehr. Die Grenzen der Welt scheint sie sich ungefähr bald hinter Maria-Zell zu denken. Dort ist sie einmal gewesen. Eine ganze Tagreise, „aber Gott, was die Welt weit ist!"

Am 13. August.

„Ein heller Geist, ein reiner Geist,
Der fremde Geister von sich weist.
Ein starker Mann, ein ganzer Mann,
Der Alkohol entbehren kann. —
Drum ist in manchem Hause sehr
Die Frau der Herr."

Diesen Vers habe ich heute einem Manne verehrt, der schwankenden Schrittes vom Wirtshause kam und lallend um ein Autograph bat.

Am 14. August.

Heute beteiligt an einer Herrenhochzeit im Dorfgasthof. Ein Freund, Großindustrieller, wollte die Hochzeit seiner Tochter daheim im lieben Dorfe begehen. Die leiblichen Genüsse wurden besorgt von echter Sacherküche, die geistigen von vorzüglichen Tischrednern, die künstlerischen von den Mooskirchner Spielleuten mit Ziehharmonika, Hackbrett, Geigen und Baßgeige. Dieser Gegensatz war drollig und anmutig. Es war das eigenartigste und feinste Festmahl, das ich je auf dem Lande erlebt. Dorf und Arbeiterschaft freuten sich aufrichtig mit. Manche waren freilich betrübt, daß das von allen verehrte Töchterlein der Herrschaft als junge Frau so weit fortziehen sollte. Sehr enttäuscht aber waren etliche bäuerliche Zuschauer. Die hatten sich unter einer Herrenhochzeit etwas ganz anderes gedacht. Was das für eine Hochzeit wär, meinte einer. „Wir, wenn wir heiraten: Einzug mit Musikanten und geschossen wird. Am Nachmittag drei große Mahlzeiten, singen und juchezen, und tanzen die ganze Nacht, und am nächsten Tag tüchtig raufen. Und die da! Fahren gleich so in Wägen daher, setzen sich zusammen um einen langen Tisch, haben nur eine Mahlzeit, die dauert — nit zum derwarten, wie lang sie sitzen. Und wie man denkt, jetzt, weil die Spielleut' da sind, werden sie endlich eins tanzen, nehmen sie ihre vornehmen Weibsbilder her und fahren mir nix, dir nix heim. — Und am wenigsten", so schloß der Mann munter, „gefällt mir an dieser Herrenhochzeit noch, daß sie mich nicht dazu eingeladen haben."

Am 15. August.

Heute habe ich den 30. Jahrgang des „Heimgarten" vollendet. Ich korregierte den 1800sten Bogen. Seit nahezu einem Menschenalter haben diese Bogen, wovon ich ungefähr die Hälfte auch schrieb, mich begleitet in kranken wie in gesunden Tagen, auf der Reise wie daheim. Wie viele Hoffnung, Anstrengung, Sorgen und — Freude! Mein Leben, Trachten und Sehnen und — Irren seit 1876 steht in diesen Blättern verbucht. Wie oft habe ich mich bangend gefragt, ob es auch was tauge? Ob es auch zu was gut ist, all diese oft so persönlichen Dinge in die große Glocke zu schreiben? Viele hören läuten und wissen nicht, woher? Wie unzähligemal ist das mißverstanden worden, wie oft hat's Ärgernis erweckt und Bosheit. Wie viele Gefechte haben stattgefunden, wie viele Meinungen und Vorschläge sind ins Wasser gefallen; und doch ist manche Änderung und Einrichtung entstanden im Lande und in der Ferne, deren Anregung dem „Heimgarten" zugeschrieben wird. Mit gutem Wollen ist die Saat ausgesät worden. — Weiteres steht nicht in meiner Macht.

Am 16. August.

Seit einigen Wochen manches Erlebnis, das fürs öffentliche Tagebuch sich nicht eignet. Es würde gewiß mißverstanden werden. Aufgemerkt wird alles, und in die Mappe gelegt. Vielleicht kommt einmal jemand, der es einem andern Geschlecht erzählt, mit welch sonderbaren Dingen mancher Mensch ganz mit sich allein fertig zu werden hat.

Am 17. August.

„Beständig unbeständiges Wetter!" pfaucht mir der Dorfwitzbold in die Ohren. Und recht hat er. Sonnenschein, Wind, Nebel, Gewitter und Regen wechseln ab in schöner Regelmäßigkeit. Monat für Monat. Mir fällt der Mangel an Hummeln, bunten Faltern und Käfern auf; hingegen gibt es mehr Schwalben als in vorhergehenden Jahren. Sie fliegen heuer immer ganz niedrig. Dabei ist es vorwiegend warm, und die Bauern hier sagen, sie hätten schon lange kein so gutes Jahr gehabt. Die Sommerfrischler raunzen. Die einzelnen schönen Tage sind noch die schlimmsten, sie locken die Leute auf die Berge, und wenn die Herrschaften oben sind, gibt es Sturm und Wasserschütten, daß die Ärmsten wie begossene Pudel herabkommen. Wenn sie überhaupt herabkommen, nicht ganz eingeregnet und eingeschneit werden in einer verödeten Hütte. Oder wenn sie nicht über einen Hang rutschen, über einen Felsen stürzen und liegen bleiben in den hohen Wüsten. Die touristischen Unglücksfälle dürften dies Jahr die höchste Ziffer erreichen. Seit Mai fast täglich zwei, drei und noch mehr Abstürze verzeichnet. Vor kurzem wußte die Zeitung an einem Tage von vier Todesfällen, drei schweren Verletzungen und von einer ganzen Touristengesellschaft, die vermißt wird, zu berichten. Den weißen Tod nennt man diese Bergseuche; sie ist sehr ansteckend. Diese Unglücksfälle wirken nicht abschreckend, vielmehr aneifernd. An die Stelle, wo einer abgestürzt ist, laufen sie zusammen, trachten womöglich das Kunststück nachzumachen. Sie klettern an denselben gefährlichen Stellen herum, so lange, bis wieder einer unten liegt. In dieser Epoche der Selbstmorde mag es wohl auch möglich sein, daß mancher im schönen Hochgebirge einen guten Abgang sucht. Gestern erzählte mir ein Wiener, daß auch er einmal sieben Stunden lang an einer „Latschen" gehangen sei. Aus Verdruß über geschäftliche Mißerfolge und anderes wäre er eines Tages auf die Rax gestiegen, absichtlich an gefährliche Stellen. „Das Leben hat ja so keinen Wert." Dann sei er am Riedgras abgerutscht, über eine Wand gestürzt und im Gezirm hängen geblieben über dem Abgrund. Und in diesen allerschlechtesten Stunden des Lebens habe er das Leben viel höher schätzen gelernt als zu jeder anderen glücklicheren Zeit zuvor. Er sei sehr froh

gewesen, als aus Hirschwang Leute gekommen, die ihn mit einem langen Seil gerettet hätten.

Am 18. August.

Kaisers Geburtstag wird auf dem Dorfe recht einfach gefeiert. Kein Aufzug, kein Pöllerknallen, kein Festessen, keine Festreden. Gerne wird — der um diese Jahreszeit dringenden Feldarbeit wegen — das Fest auf den nächsten Sonntag verlegt. Da ist Kaiseramt mit Tedeum und Volkshymne. Sind Veteranen in der Gegend, so pflegen sie wohl in ihrer Uniform auszurücken und zur größeren Ehre Gottes den federbebuschten Hut auf dem Kopfe, in die Kirche einzumarschieren und hernach im Wirtshaus ein Glas zu trinken. Das ist so ziemlich alles. Während des Gebetes für den Kaiser aber wird manches Auge feucht. Und bei dem Liede: „Gottes Sonne strahl' in Frieden auf ein glücklich Österreich!“ geht auch durch die Bauernherzen ein zitterndes Sehnen und Hoffen. Mancher Landmann, der unter einer nun achtundfünfzigjährigen Regierung Franz Josefs alt geworden ist in seinen engen kümmerlichen Verhältnissen, weiß vielleicht nicht den Namen des Kaisers zu nennen, aber das weiß er, das hat er oft gehört, daß der Kaiser so liebe, blaue Augen hat. Übrigens wird von vielen Landleuten noch geglaubt, daß alles im Lande nur nach dem persönlichen Willen des Kaisers geschehe und der Monarch noch unbeschränkter Herrscher sei.

Am 19. August.

Heute drei Stunden lang in Neumarkt an der Kärntnergrenze. Das steirische Davos. Hunderte von Sommerfrischlern, zumeist Frauen. Alle frisch und gesund, Gott sei Dank. Das Hochland von Neumarkt liegt beinahe 1000 Meter über dem Meere, ein breites Alpental mit grünen Wiesen und einem kleinen See. Wetter heute herbstlich frostig, der Himmel umwölkt, am Zirbitzkogel tief herab Neuschnee. 's ist ja der Sommer, der alle Monate einmal schneit. Schön ist die Fahrt von Unzmarkt bis Neumarkt. Da steigt die Bahn aus dem Murtale an der Berglehne sachte auf, macht die große Biegung bei Scheifling und kommt zum Schlosse Schrattenberg, das auf einem Hochplateau liegt. Unter den Fresken, den Konflikt des ägyptischen Josef mit der Putiphar vorstellend, wird jetzt vielleicht munter geflirtet und in dem Bette, wo am 5. April 1797 Napoleon gelegen ist, schlafen jetzt Sommerfrischler. Vor unseren Augen haben sich zwei Alpentäler entfaltet, das Oberwölzertal mit den Hochspitzen der Tauern im Hintergrunde, und das obere Murtal mit seinen Dörfern, seinem Fluß und seiner Landesbahn, auf der eben ein drei Waggon großes Züglein emsig der Stadt Murau und weiterhin dem Salzburgerlande zustrebt. Wir sind endlich im breiten Hochtale, wo der Zug fast eben dahingleitet bis zum schönen

Neumarkt, um dann niederzurollen ins Kärntnerland. In unseren Alpen der höchste Bahnpaß zwischen der Donau und dem adriatischen Meere und die Neumarkter sagen, sie hätten ungefähr gleich weit nach Wien und nach Venedig. Nachdem den Neumarktern etliche Geschichten erzählt worden waren, ergriff ich vor den Autographenjägern die Flucht.

Am 20. August.

Ich stieg in die Kutsche, zog an beiden Fenstern die Vorhänge zu. Und jetzt: „Vorwärts, Matthias!“ „Wohin, Herr Doktor?“ „In die Wildnis. Wohin Sie wollen, nur in eine Wildnis.“ — Aha, wieder einmal Mucken! dachte der Kutscher, besann sich ein Weilchen und ließ es dann vorwärts gehen. Anfangs war der Weg glatt, dann wurde er holperig, endlich gings bergan, die Räder krachten in den Steinen und ich wurde im Wagen tüchtig hin und her geworfen. Stundenlang so. Dann lichtete ich die Vorhänge, um zu sehen, wo ich war. In einer dunklen Waldschlucht. „Halt, Matthias!“ Hier stieg ich aus und ließ den Wagen zurückfahren. Nun allein in der Schlucht zwischen wildverknorpelten Fichten, über derem Gewipfel hoch besonnte Waldkuppen ragten. Vom Steinwege zweigte ein kaum kenntlicher Fußsteig ab und hin am steilen Berghang. Den nahm ich. Der Waldboden glatt, ohne Moos, ohne Heidekraut, nur bloßliegende Baumwurzeln und dürres Genadel. Es war dunkel, das Geäste oben schlang sich dicht ineinander. Manche Stämme waren gebrochen, aber sie konnten nicht umfallen, blieben hängen an den Nachbarn. Andere lagen modernd auf dem Boden und tausendfach rieselte darüber hin das kleine Getier. Es war wieder mein lieber Wald. Lange ging ich so dahin, ganz vergnüglich. Es ist zu fein, wenn man wandert, ohne zu wissen wohin man kommt. Ich wußte nur, daß ich bald in die Nacht kommen würde. Wie weit sich der Wald erstreckt, wohin mein schlechter Steig mich führen werde, das ließ sich im Ungewissen. Ein schwarzes, morschendes Wassertröglein war jetzt da, es war voll klaren Wassers, und ein Brünnlein, unter den Baumwurzeln hervorsickernd, rann wie ein gläsernes Fädlein in den Trog. Durstig war ich aber nicht, durstig werde ich selten auf der Wander. Doch vom Stück Brot, das im Sacke stak, zwickte ich ein Ecklein los und schob es in den Mund. Wer weiß, ob dieses Stück Brot nicht wird mein Nachtmahl sein müssen — also haushalten damit! — Zu einer Lichtung kam ich. Der Blick frei über Waldhöhen hin ins weite Tal, das im blauen Dufte des Abends lag. In aller Ferne die Felsrücken des Oberlandes und darüber güldne Wölklein. Dann machte der Wald sein Fenster wieder zu. Die Wildnis wurde wüster, die Dämmerung nahte der Dunkelheit. So still war's, daß man das Knistern der heimkehrenden Eichkatzeln und das Seufzen

der Äste hören konnte. Da standen die Stämme plötzlich auseinander, vor mir lag ein Anger, ein Haus und noch ein Haus. Dahinter aufsteigender Hügel mit einer Kapelle und mit einer vielzackigen Ruine. Hier am Paß wendete sich mein Steig auf die andere Seite des Berges und führte durch Wald niederwärts. Er war zum Fahrweg geworden, die Bäume wurden schütter, zwischen den Stämmen flogen „Sonnwendkäferln“. Es waren aber keine Johanniswürmchen, es waren die Lichter eines Ortes, der im Tale lag. Da stieg ich hinab, trat in ein Haus — jubelnd grüßten zwei kleine Buben den Großvater. — Ich wußte es ja freilich auf dem ganzen Weg, wollte es mir nur nicht wahrhaben, wollte mir die endlose Wildnis einreden, auch ein romantisches Wandern und sonst allerlei, was außer in der Phantasie des Poeten nicht mehr vorkommt. So muß der Mensch sich manchmal selber foppen.

Am 21. August.

Heute nach fünfeinhalbwöchentlicher Abwesenheit unsere Nordlandsreisende heimgekehrt. Frisch und munter, ohne Unfall und ohne Abenteuer. Ihre hohen Erwartungen waren weit übertroffen worden von der Herrlichkeit dieser Fahrt. Eine kluge, fröhliche, gleichgesinnte Reisegenossin hat einen übrigen Teil der Reisegesellschaft, der auch in den außerordentlichen Tagen alltäglich geblieben war, erträglich gemacht. Viele gehen nur nach dem Nordkap, um dort Sekt zu trinken, Steine ins Meer zu werfen, sich photographieren zu lassen und Ulk zu treiben. Das Wetter zumeist trübe und neblig gewesen, das Meer meist bewegt, sogar schwerer Seegang. Den größten Eindruck Spitzbergen gemacht mit seiner traulichen, heimlichen Adventbucht. Von einer Nacht dort keine Spur. Fast verloren sie die Tageszeiten und die Reisenden wußten kaum, wann sie hungrig oder schläfrig werden sollten. Den Wald von Spitzbergen hat sie mit heimgebracht — in einer hölzernen Schachtel. Moos. Wieder nach dem Süden, d. h. nach Hamburg zurückgekehrt, kam ihnen die Nacht seltsam, unheimlich vor. Es war so selbstverständlich gewesen, daß es immer licht bleibt. Endlich schwerer Abschied von dem treuen, traulichen Schiffe. — So viel des Allerflüchtigsten, wie man's heimgekehrt in der ersten Stunde erzählt. Ich habe die Weitgereiste eingeladen, für den Heimgarten einen Bericht des Eigenartigsten und Wundersamsten der Nordlandsfahrt zu schreiben. Sie hat's abgelehnt. Sie wolle die Erinnerung an diese Reise für sich allein haben.

Am 22. August.

Nun hat auch Südamerika sein San Francisco. In Chile am Stillen Ozean. Vor einigen Tagen haben Erdbeben und Feuersbrunst die Städte Valparaiso und Sanjago zerstört und viele andere

Ortschaften. Die Nachrichten sind noch unsicher, die Zeitungen wissen nicht recht, sollen sie sagen 800 oder 10.000 Tote. — Rückblick auf große Erdbeben in jenem Lande nach Alexander von Humboldts Beschreibung: Die Stadt Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, war am 26. März 1812 der Schauplatz eines unbeschreichlich verheerenden Erdbebens. Schon im Dezember 1811 hatte ein Erdstoß die sorglosen Bewohner erschreckt. Dann kam der 26. März 1812, ein drückend heißer Tag mit stiller Luft und unbewölktem Himmel. Da es Gründonnerstag war, befand sich ein großer Teil der Bevölkerung in den Kirchen, als um 4 Uhr 7 Minuten der erste Erdstoß erfolgte, der so stark war, daß die Kirchenglocken anschlugen, von des Schicksals Hand zum Grabgeläute für die Menschen geschwungen. Gleich darauf erfolgte ein zweiter etwa zehn Sekunden langer Stoß, bei dem sich die Erde wie wallendes Wasser bewegte. Und als man nun nach einigen Augenblicken der Ruhe glaubte, daß alles vorüber sei, begann sich aufs neue die Erde unter schrecklichem Brüllen in allen Richtungen von oben nach unten und in allen Strichen der Windrose zu bewegen. Solchen Kräften konnte kein Gebäude standhalten. Die größten Kirchen fielen zu flachen Schutthaufen zusammen, unter ihren einstürzenden Gewölben an 4000 Menschen begrabend. Ein ganzes Regiment, das eben im Begriff war, eine Kaserne zu verlassen, um sich der großen Prozession anzuschließen, wurde fast bis auf den letzten Mann von den Trümmern seiner Kaserne erschlagen. Weitere 7000 Menschen lagen unter den Mauern ihrer Häuser. Gegen Abend senkte sich die ungeheure, finstere Staubwolke und als der fast volle Mond die stille, schöne Tropennacht zu erhellen begann, beleuchtete er an den Ufern des stark angeschwollenen Rio Guaire ein Bild unsagbaren Jammers.

Aus neuerer Zeit ist noch das Erdbeben vom 13. bis 15. August 1868 zu erwähnen, bei dem in Peru und Ecuador 25.000 Menschen erschlagen wurden. — In Mürzzuschlag entwickelte — ich hörte es — heute ein Handwerksmann seine Erdbebentheorie: „Sein tut's halt so: Jetzt die Weltkugel ist einwendig voll Feuer, auswendig hat ſ Land und Wasser. Mehr Wasser. Und wenn immereinmal der Meerboden wo ein Loch kriegt, so gießt Wasser hinein ins Feuer und das dampft wie der Teuxel. Und meint man, die Weltkugel müßt auseinanderspringen wie eine Bomben. Das ist aber derweil noch nit, weil doch allerweil noch zu wenig Wasser hineinkommt; aber ortweis explundiert schon doch was und reißts allerhand durcheinand und stürzt ein, daß alls kracht und fibert. Schauts, und daher kommt s Erdbiben. Wird man auch wissen, wegen warum grad nahed vom Meer so viel Erdbiben sind."

Bestätigte ein anderer: „Däs is nit ſa dumm."

Am 23. August.

Als ich heute abends durch die Waldschluchten des Freßnitzgrabens ging, um den Bauschilling für das Waldschulhaus abzuliefern — es wurde schon dunkel — sprang aus dem Gebüsch ein Mann hervor und mit geschwungenem Knüttel forderte er mir das Geld ab. Ich wollte mich zuerst wehren, da gabs einen Schlag auf den Arm, der weiter nicht weh tat, nur rühren konnte ich den Arm nicht mehr. Ich ließ das Geld fahren und trachtete weiter zu kommen, trotzdem auch die Beine an der Erde zu kleben schienen. Der Räuber verfolgte mich aber, drohte mir, rief mir nach, daß ich auf ihn warten solle, er hätte mir was aufzutragen. Als er mich eingeholt hatte, zog er die Brieftasche hervor, die er mir eben abgenommen hatte, und bat mich, ich möchte so gut sein und dieses Geld in der steiermärkischen Sparkasse für ihn anlegen, da er so selten nach Graz komme. Ich erklärte mich zu dieser Gefälligkeit gerne bereit und hatte nur meine Sorge, wie ich es zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausführen würde.

Solche Träume sind doch wert, angemerkt zu werden.

Am 24. August.

Kam heute eine Bürgersfrau aus Niederösterreich zu mir, setzte sich an den Gartentisch. Es sei ihr achtjähriges Töchterchen gestorben, sie wolle ihm einen Grabstein setzen, und ob ich nicht so gut sein möchte, eine Grabschrift zu dichten. Meine Antwort, daß ich derlei nicht triebe, daß ich selbst für meine verstorbenen Verwandten nichts dichtete, vielmehr dafür sei, als Grabschriften passende Verse aus der Bibel oder irgendeinen schönen alten Spruch zu wählen. Da wüßte ich z. B. einen, der sehr schön sei:

„Was wir bergen
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.“

Die Frau schüttelte den Kopf. Gefiele ihr nicht recht, käme von ihrem Kinde nichts drin vor. — Im nahen Felde war eine Magd beschäftigt, Erdäpfel auszugraben. Die mußte das Anliegen der Frau gehört haben. Sie richtete sich auf, stützte sich auf den Spatenstiel und sagte: „Ich tät wohl eins wissen, so ein Friedhofsprüchel, ein schönes. Wartens, wie gehts denn? Ja richtig, ich weiß schon:

„Hier in diesem Rosengarten
Tu ich auf meine Eltern warten.“

Das war recht, das schrieb sich die Frau sogleich in ihr Brieftäschchen. Mein vorgeschlagener Spruch war ihr zu wenig einfach, zu

wenig persönlich, zu wenig sinnlich gewesen. Aber umsonst war sie doch nicht gegangen zum „Dichterhaus"; was der Herr nicht kann, das kann die Magd.

Am 25. August.

Heute die Stunde, da mein Witz mit dem Blitz konkurrieren mußte. Vorlesung in Mürzzuschlag, nachmittags. Nach großer Schwüle während des Vortrages Gewittersturm. Im überfüllten Saal ward es so finster, daß man das Elektrische auftat. Dieses mochte meinen, es habe keine Pflicht für die Tageszeit und versagte. Die dann angezündeten Kerzenflammen zitterten im Verein mit manch zagendem Zuhörer bei dem Sturm, der an den Fenstern wüthete und ganze Kübel Wassers an die Scheiben warf. Wir saßen denn einmal gepfropft beisammen und ich las, aber der Donner überschrie mich grell und bei dieser lustigen Vorlesung gab es Blitz auf Witz. Jener war stets scharf und drastisch, aber die Leute lachten nicht; lachten sie zu den Witzen? Was soll man bei solcher Gelegenheit tun? Mit der Menschenstimme abwarten, bis Gottesstimme ausgeredet hat? Aber die Stunde ist eingezwängt zwischen Eisenbahnzügen, mit denen die Leute ankommen und solchen, mit denen sie wieder abfahren wollen. Jemand lachte hoffentlich aber doch bei dieser humoristischen Vorlesung — der Tuberkel-Abwehrverein.

Am 26. August.

Kam eine fremde Dame zu mir. Recht stattlich und tüchtig herausgeputzt. Wir saßen uns eine halbe Stunde gegenüber und wußten nichts rechtes miteinander anzufangen. Endlich rückte ich ein wenig meinen Stuhl, weil ich unbequem saß. Da meinte sie etwas pikiert: „Mir scheint, ich störe. Offen gesagt, ich wollte mich eine Weile hier aufhalten und vielleicht manchmal den Herrn Dichter begleiten auf seinen Ausflügen." „Meine Gnädige, damit ist es nichts. Ich muß stets allein gehen, darf unterwegs nicht sprechen." Sie: „Nun, das könnte ja ich tun." Meine Verneigung: „Davon bin ich überzeugt. Aber ich kann beim Gehen auch nicht zuhören." Sie: „Also mit einem Wort — ich bin abgelehnt. Vielleicht wüßten Sie mir dann einen andern Dichter." Ich: „Mein Himmel, Dichter genug. Aber die Herren pflegen schon ihre bestimmte Begleitung zu haben. Oder unterhalten sich unterwegs mit Frau Muse." Sie: „Frau Muse? Eine gute Bekannte wahrscheinlich?" Ich: „So ist es. Eine gute Bekannte!" — Nach einem Weilchen wieder die Dame: „Also hätte ich die Reise hieher umsonst gemacht." Das bedauerte ich, damit war das Gespräch erschöpft. Als sie noch ersucht wurde, sich ins Fremdenbuch zu schreiben, lehnte sie das ab und rauschte lebhaft zur Tür hinaus.

Am 27. August.

„Während Sie Besuche machen oder Besuche empfangen, arbeitet Ihre Fabrik ununterbrochen fort. Wenn aber ich Besuche mache oder empfange, steht mein Werkel still.“ — So sagte ich heute zu einem Industriellen, der gerne zu mir kommt und sich beklagt über meine seltenen Besuche bei ihm: „Wenn bei mir hundertfünfzig Leute dichteten, wie bei Ihnen hundertfünfzig Leute schmieden, während Sie persönlich der Gesellschaft leben können, dann könnte ich's auch tun. Was würden Sie sagen, wenn, so oft Sie Besuch machen oder Besuch empfangen, derweil allemal Ihre Fabrik still stünde?“ Erst schaute er mich verblüfft an, dann sagte er: „Es ist wahr, an das habe ich nicht gedacht. So ein Schriftsteller muß alles persönlich machen, für ihn arbeitet kein Mensch. An das habe ich nicht gedacht.“ Erst ins Handwerksmäßige muß man die Sache herabziehen, bis sie es fassen können, was bei einem persönlich geistig Arbeitenden die Sammlung bedeutet. Übrigens, bei mir ist nicht mehr viel zu verderben.

Am 28. August.

Bei einem theoretischen Kunstzank geriet ich in eine törichte Aufregung. In einer Gesellschaft von Gebildeten, worunter Kunstpfaffen, die jeden, der nicht ihren Glauben teilt, auf ewig verdammen. Der erste Glaubensartikel: „Die Schönheit ist absolut schön, ist schön an sich.“ Da ward ich Ketzer: Es gibt keine Schönheit an sich. Es gibt keine Schönheit, wenn nicht jemand da ist, der sie empfindet. Ich schämte mich schon der Binsenwahrheit, aber siehe, alles war heftig gegen mich, ich war im Kampfe, und zwar in demselben allein. Zweiter Glaubensartikel: „Guter Geschmack, schlechter Geschmack.“ Da ward ich Zweifler und fragte, wer denn entscheiden solle zwischen „gutem“ Geschmack und „schlechtem“ Geschmack? Guten Geschmack, nennt ihr das, was eurem Geschmack am nächsten kommt. Aber wer hat denn festgestellt, daß euer Geschmack ein „guter“ sei? Nicht einmal ein beständiger ist er, sonst könnte er nicht mit der Mode wechseln. Ein Geschmack, der sich nach der Windfahne richtet, ist keines Wortes wert. Ich behaupte, daß Leute, die so gerne der Mode nachlaufen, überhaupt zur Untreue neigen. Ich verlange vor allem, daß der Geschmack persönlich sei, dann ist er auch echt, einer bestimmten Natur entsprechend und entwickelungsfähig nach derselben persönlichen Natur, nicht nach der Mode. Will ich schon von einem guten, edlen Geschmack sprechen, dann ist es der Geschmack, der sich dem Guten anpaßt, d. h. dem, was uns lebensfähiger, lebensfroher, liebreicher, also vollkommener macht. Eine Schönheit, die nicht nach dieser Richtung hin aufsteigt, ist nicht wert der Beachtung. — Dieses mein Bekenntnis hat, es ist eigentlich kein Wunder, ein Hagelwetter über mich entfesselt und ich war

so töricht, mein Prinzip zu verteidigen. — Es gibt kaum etwas Überflüssigeres, Fruchtloseres, als schöngeistiges Gewäsch, Kunstgeschwätz und ästhetischen Zank in unseren Salons. Schönheit ist Sache des Geschmacks und über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Warum kann ein gesunder Volkssinn an den stümperhaftesten Bildern Gefallen finden? Weil er mit dem Bilde, besonders religiösen, stets eine Idee verbindet; er sieht nicht das Bild, er sieht die Idee. Das ist der Mühe doch wert. Das rein Sinnfällige an dem Bilde ist und bleibt Geschmacksache. Der eine liebt rot, der andere blau, der eine die gerade Linie, der andere die geschwungene, der eine liebt die alte Technik, der andere die neue u. s. w. Jeder hat Recht und jeder sollte dem andern sein Recht lassen. Über derlei Dinge des langen und breiten herumreden, ganze Zeitschriften füllen, ganze Werke schreiben, ist ein großes Armutszeugnis für den Geist unserer Zeit. Es gibt geistige und soziale Dinge, die himmelhoch wichtiger sind als das, was man im Alltagsleben Kunst nennt.

Am 29. August.

Allzugroße Rosegger-Schwärmerei kann auch gefährlich werden. Das hat dieser Tage ein junger Mann erfahren, der in Salzburg eigenmächtig ohne mein Wissen eine Rosegger-Vorlesung veranstaltete mit der öffentlichen Ankündigung, daß ich persönlich sie halten würde. Der tiefere Zweck dieser Fopperei ist nicht ganz klar geworden, der Mann behauptete, den Ertrag armen Kindern zukommen lassen zu wollen. Als es schief zu gehen begann, lud mich das Schlaucherl noch in letzter Stunde ein, nach Salzburg zu kommen, damit es dann sagen könnte, R. „habe davon gewußt". Mein selbstverständliches Nichterscheinen hat der Treffliche gedeckt durch eine humoristische Vorlesung, die er hielt, und durch schöne Liedervorträge einer Sängerin. Doch aber war die Sache den Salzburgern nicht ganz recht und sie ließen den ingeniösen Rosegger-Impresario einnähen. Für eine humoristische Vorlesung ein verteufelt ungemütlicher Ausgang. Der junge Mann konnte sich an Aufmerksamkeiten für seinen Lieblingsdichter gar nicht genug tun, er nannte sich — wie Zeitungen berichten — „Roseggers Vortragsmeister" und „Direktor des Rosegger-Theaters in Wien", das außer im Haupte des Vielseitigen nicht existiert.

Am 30. August.

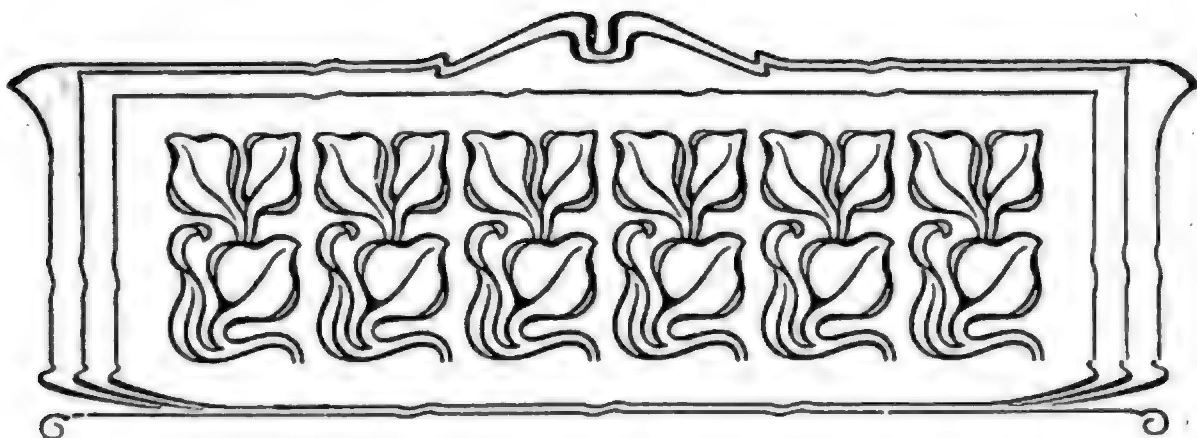
Es wäre etwas Köstliches um das, der stille Gläubiger eines andern zu sein. Man hat jemandem was Gutes getan, man sieht's, wie er es genießt, aber er schweigt und dankt nicht. Ungedankte Werke! Das macht überlegen. Wird aber ein an jemandem geübtes gutes Werk

sofort vergolten, oft doppelt zurückgegeben, dann ist die Freude weg. Das Soll müßte immer auf der Seite des anderen, das Haben auf unserer Seite stehen. Wer uns einen Dank erweist, uns eine Aufmerksamkeit, eine Ehre antut, und sei sie auch zehnmal verdient, der wird immer wieder für seine Aufmerksamkeit eine Aufmerksamkeit, für seinen Dank einen Dank zurückerwarten. Manchmal hat man für solches Hinundher keine rechte Lust, die Sache bleibt hängen und man fühlt sich belastet. Wahrhaft stolz könnte nur das eine Bewußtsein machen, viel gegeben und nichts bekommen zu haben.

Am 31. August.

Heute bemerkte jemand, der Religionslehrer (der Geistliche) müsse vor einer gläubigen Gemeinde als Gläubiger und vor einer kritischen Gemeinde als Kritiker sprechen. Also zweierlei Tuch. Das geht nicht. Einmal hat keiner die beiden Gemeinden sauber gesondert vor sich; überall gibt es Gläubige, Zweifler, Kritiker durcheinander; soll der Prediger also in der ersten Viertelstunde gläubig, in der zweiten zweifelnd, in der dritten kritisch sein? Dann ist er in der vierten atheistisch. Jeder Gelehrte kann an seiner Wissenschaft zweifeln, ja er soll es sogar in gewissem Sinne, sonst kommt er nicht vorwärts. Der Religionsprediger aber muß von seiner Sache grundfest überzeugt sein. Er darf nicht erst sagen wollen, was andere gern hören, was vorwegs mit dem Denken der Zuhörer übereinstimmt. Er darf nur das sagen, wovon er überzeugt ist, darf es nur so sagen, daß es mit seinem inneren Leben übereinstimmt. Die nicht mit ihm sein können, werden sich abwenden, das schadet nicht. Mit allen möglichen Angeln und Netzen Seelen für seine Theorien zu fischen, ist nicht seine Aufgabe, vielmehr aber mit seinem Feuer Seelen zu entzünden. Wer kein religiöses Feuer in sich hat, der mag treiben, was er will, nur keine Kanzel soll er besteigen.

Eine Flut von leidenschaftlichen Einwänden war die Folge dieser meiner Meinung. Die einen hatten mich unversehens, die andern absichtlich mißverstanden, bis ich es klarer sagte: „Religionswissenschaft vortragen, das kann der größte Zweifler; Herzensreligion künden kann nur der, der eine hat.“



Kleine Laube.

Unser Handgewerbe.

Das Mürztal ist die Sehnsucht vieler Steirer, die in entlegeneren Gegenden des Landes leben. Im Mürztal ist die große Welt. Dort liegt die doppelgeleisige Eisenbahn mit zwei Dutzend Personenzügen und noch mehr Lastenzügen täglich; die Reichsstraße mit 50 Automobilen und 100 Radlern täglich. Dort fließt das Geld in Bächen.

In Bächen fließt zwar auch im Mürztale nur Wasser, aber dieses Wasser ist so viel als Gold, es treibt die Hämmer, die großen Eisenwerke und allerlei anderes Radwerk. Aus dem Wasser machen sie sogar das Licht, die Mürztaler, mit welchem sie nächtig ihre Dörfer, Märkte und Städte taghell beleuchten; und wenn man da von einem Berge niederschaut, so schimmert und flimmert das acht Stunden lange Tal wie ein Sternenhimmel. Das Mürztal ist weitaus das bevölkertste und regsamste Tal der Steiermark und eines der industriereichsten Täler der Monarchie.

Hier lebt und blüht neben der Großindustrie auch noch das Kleingewerbe. Um der Welt zu zeigen, was trotz brutaler Herrschaft der Großmaschine das Handgewerbe noch kann, hat der Markt Kindberg, der im Zentrum des Mürztales liegt, unter Mitwirkung gemeinnütziger Körperschaften des Landes eine Handwerkerausstellung veranstaltet, die vom 5. bis 26. August gewährt hat. Eine jener niedlichen, begrenzten Ausstellungen, die nicht durch Überfülle aller denkbaren Dinge, durch glanzvolle Ergötzlichkeiten zerstreuend und betäubend wirken, in denen man vielmehr ruhig und gesammelt sich in das Beschauen und Studium der Gegenstände vertiefen kann. Die Kindberger Ausstellung war eingeordnet in Gruppen der Erzeugnisse des Handwerkes, der Maschinen, Werkzeuge, Materialien für Handwerker, in Wohlfahrtseinrichtungen (Unfallverhütung, Gewerbehygiene), in Gewerbeförderung und gewerbliches Schulwesen.

Die Maschinenhalle, so interessante Dinge dort auch rotierten, rauschten und brausten und in Momenterzeugung stets fertige Waren uns zu Füßen warfen, haben wir etwas flüchtig abgetan. Es gibt ja viele Maschinen, die auch das Kleingewerbe sich anschaffen muß; im allgemeinen ist die Maschine Feindin der Handarbeit. Und insofern diese Ausstellung besonders letzterer gewidmet sein wollte, heimelte mich vor allem der Raum an, der die Erzeugnisse des Handwerkers barg. Und da sah ich denn zu wahrhaft freudiger Überraschung, wie viel Gewerbefleiß, Tüchtigkeit und Geschmack im Gewerbestand des Mürztales vorhanden ist. Man hat ja sonst nie Gelegenheit, die Sachen so beisammen zu sehen. Vor allem beglückte mich die Wahrnehmung, daß mit einem oft geradezu künstlerischen Geschmack sich Gediegenheit des Materials und der Arbeit paart. Sachen, die jahrhundertelang dauern können und immer schön bleiben! Oft scheint es, als sei es damit aus, als beherrsche das Schlechte, das Unechte, das launisch Byzarre, der Pofel den Markt. Und hier auf einmal trat uns wieder

altehrwürdige Gewerbstüchtigkeit und Solidität entgegen. Und diese Dinge fanden begeisterte Anerkennung und splendide Käufer — ist das nicht hocherfreulich? Da sah ich die herrlichen Kunstsachen aus Schmiedeeisen, die edelgeformten, prachtvoll eingelegten Holzkästen, Tische und Schränke, geschnitzte, gemalte, eingelegte Bildwerke, ich sah die schönen, heimlichen Zimmeröfen, die sinnreichen Uhren, die gefälligen Buchbinderarbeiten, die feinen Pferdegeschirre, die flotten Wagen, Schlitten und Rodler, die seidenzart gegerbten Tierfelle, zwecksmäßiges Gebirgsgewand, Touristenanzüge, Jäger-Sportausstattung nach landesmäßigem Bedarf. Dann aber auch das heimische Großeisengewerbe, Pflug, Sense, Sichel, Amboß u. s. w. Auch manche Kuriosität, von gutem Steirerhumor zeugend, war vorhanden; wenn man schon den Leobener Stadtturm aus — Menschenhaar verraten darf! Man kann ja nicht alles Gute und Schöne andeuten. Namen nenne ich grundsätzlich nicht, denn hinter dem wahrhaft tüchtigen Werke tritt der Meister gerne bescheiden zurück. Nur eines kann ich unmöglich verschweigen, um Vergebung bitte ich, aber das Verlangen, es laut zu sagen, daß so viele bedeutende, wahrhaft schöne und gediegene Sachen aus Krieglach kommen, kann ich nicht unterkriegen. Schon lange hat mich nichts so stolz gemacht, als die ungeteilte, ja oft bewundernde Anerkennung, die bei dieser Handwerkerausstellung wieder die Steirer, besonders meine engsten Landsleute, errangen. Mehr als einmal habe ich mich gefragt, woher diese Leute nebst der täglichen Erwerbsarbeit die Zeit nehmen, solche Gegenstände so genau, mit so gewissenhaftem Fleiße herzustellen, wie es sonst leider gar nicht mehr Sitte ist im kleinen Gewerbestand. Da gab mir einer, der neben seinem schön konstruierten und prachtvoll ausgeführten Kasten stand, zur Antwort: „Zeit hat der Mensch viel, wenn er nicht ins Wirtshaus geht.“ — Dieses Wort sollte nicht mit der Hand geschrieben, sondern durch eine Riesenmaschine vieltausendmal vervielfältigt und in alle deutschen Dörfer, Märkte und Städte verschickt werden. Es wäre so viel Kraft und Talent in unseren Leuten, wenn sie doch nur größere Liebe zu ihrer Werkstatt hätten als zum Wirtshause. Und wie viel Zeit! Wer eine Arbeit mit eigener Hand anfängt und vollendet, der ist nicht so schlecht dran, wie der Fabriksarbeiter, dessen Arbeit zumeist eine ganz seelenlose ist, der deshalb so leicht ermüdet und während der Arbeit oft nichts anderes denken kann, als: ob die Schicht noch nicht bald aus wird! Der Mann, der seine Arbeit liebt, von ihr begeistert ist, der wird nicht müde, dem ist seine Beschäftigung Erholung, und wenn ihm ein Werk einfällt, so hat er auch Zeit, es auszuführen. Und das ist der Vorteil und Segen des Handgewerbes.

Die Handwerkerausstellung in Kindberg war eine wahrhaft zeitgemäße Heimatstat. Heute schon sehe ich, wie von diesem Samenkorn aus die Wurzeln sich verzweigen hinaus ins weite Land. Das regt an, das wird Erfolg haben. Wenn wir einkaufen wollen und können, so haben wir nicht not, den Bedarf uns allemal in fremden Weltausstellungen zusammenzusuchen, wir können sehr viel Gediegenes und Schönes auch daheim finden. Unser braves Gewerbe wartet wie die Rosenknospe nur auf den Sonnenschein, um aufzublühen. Und dieser Sonnenschein ist die Teilnahme, die ihm entgegengebracht wird — die Anregung und die Kauflust.

Für das gewerbsrege Mürztal hat Kindberg sich zum Vorort gestellt. Welch einen wohlgelegenen Garten hat es an der Mürz, um solche Ausstellungen zu wiederholen oder vielleicht gar permanent zu halten, ein immerwährender Mittelpunkt und Markt, eine beständige Schule und Fortbildung für unseren Handwerkerstand! Die Eigenschaften der Fabrikswaare haben wir im allgemeinen so zur Genüge kennen gelernt, daß wir verlangen mit heißer Begier nach gediegener Handarbeit. R.

Warum läuft alles in die Stadt.

Ein überaus wahres Büchlein*), das da Professor Franz Dörfler in Wien herausgegeben hat. Es behandelt die Ursachen der Auswanderungen in die Städte, nach Amerika, die Erfolglosigkeit der bisherigen Versuche, solche Landflucht zu verhindern, und die Mittel, die mit besserem Erfolge anzuwenden wären. Hier wollen wir uns bloß in Erinnerung rufen, was Dörfler über die Ursachen des Zuges in die Stadt sagt.

Denken wir an die vorderasiatischen Länder, welche vor Jahrtausenden das Paradies waren. Einzig und allein deswegen sind sie heute wüst und öde, weil sie immer nur ausgenützt, abgeerntet wurden und nichts zu deren Erhaltung und Erneuerung aufgewendet worden ist. Im Karst ist es bekanntlich ebenso. Lobenswerte Aufforstungen werden derzeit durchgeführt.

Gerade wie ein Beamter, der, solange Geld im Kasten ist, ohne Bedenken ausgibt, mit der Zeit kein Geld mehr im Kasten für das nötigste Bedürfnis vorfindet, und wie eine Frau, wenn sie über ihre Verhältnisse hinaus lebt, mit der Zeit die Wirtschaft zugrunde richtet, so ruiniert auch der Landwirt seinen Besitz, wenn er ohne Bedenken nur fortwährend erntet und nichts für die Erhaltung der Wirtschaft tut. Wer lange Zeit aus seiner Wirtschaft Nutzen ziehen will, muß an die ferne Zukunft denken. Er muß wie jeder Schüler auf der Ackerbauschule lernt, das Abgeerntete durch Dung oder durch intensive Bearbeitung des Bodens u. a. wieder zu ersetzen trachten.

Die Unteilbarkeit vieler Besitze (Fideikommisse, Höfe 2c.) bringt es mit sich, daß nur die Erstgeborenen die Wirtschaft erben, die anderen sich ihr Brot aber anderweitig suchen müssen. Von diesen Enterbten bekommen einige aus den sogenannten höheren Häusern nun freilich fette Stellungen beim Militär oder im Klerus, auch in den Ministerien.

Wer kann es aber den anderen Enterbten verargen, wenn sie nicht in die Kategorie der Knechte herabsteigen wollen — und etwas anderes steht ihnen, wenn sie auf dem Lande bleiben wollen, nicht bevor. Und wer kann es einem gewöhnlichen Knechte verargen, wenn er nicht mehr im Stalle wohnen, sich nicht mehr als Sklave schlecht behandeln lassen, wenn er nicht mehr Tag und Nacht arbeiten will und nur dann frei sein soll, wenn ein kirchlicher Feiertag winkt?

Wir wollen annehmen, daß es sich zufällig traf oder zufällig die Einrichtung getroffen wurde, daß gerade an den kirchlichen Feiertagen der Knecht das wenige Geld ausbezahlt bekommt. Das aber ist sicherlich, daß ihm durch dieses Auszahlen an den Feiertagen die Gelegenheit gegeben wurde, das noch „warme Geld“ so schnell als möglich wieder los zu werden.

Wer kann es nun einem Knechte verargen, daß er in die Stadt zieht, da er auf dem Lande keine Familie gründen, keinen Besitz erwerben, ja nicht einmal ein Schweinchen aufziehen kann u. s. f.?

Nehmen wir an, der Mann verunglückt, so findet er auf dem Dorfe gar keine Hilfe. Hingegen ist er als Fabriksarbeiter bei der Unfallversicherung und kann ruhig, wenn auch nicht im Überfluß versorgt, seine alten Tage erwarten. Wird ein Arbeiter auf dem Lande krank, so kümmert sich gewöhnlich niemand um ihn.

Zweifelsohne wird die Altersversicherung bald auch in Österreich eingeführt werden. Es ist zu fürchten, daß dabei die landwirtschaftlichen Arbeiter keinen Anteil haben werden.

So wird der vielleicht im Dienste verkommene Landarbeiter gegenüber dem Fabriksarbeiter auch weiterhin keine andere Aussicht haben, denn als Einleger von

*) Der verhängnisvollen Landflucht Ursache und Gegenmittel. Von Franz Dörfler. (Leipzig. Otto Weber. 1906.)

Haus zu Haus zu wandern, jedermann lästig, von jedermann gemieden, bis ihn und die Besitzer der Tod errettet. Wer kann es also einem landwirtschaftlichen Arbeiter verargen, wenn er das Dorf und die Familie verläßt, um in der nächsten Fabriksstadt ein besseres Leben zu finden, ja selbst die Gefahren einer Bergwerksarbeit nicht scheut!

Alle landwirtschaftlichen Arbeiter werden so vom Lande verdrängt; je klüger sie sind, desto eher suchen sie das Weite, um sich und unter Umständen Weib und Kind zu versorgen. Nach Amerika können diese meistens nicht, dazu fehlt ihnen das große Reisegeld, aber bis zur nächsten Industriestadt langt es bald. Und sind sie erst mal dort, wer wird da an eine Rückkehr denken?

Der Fabriksort bietet dauernde Beschäftigung, ein Leben in eigenen Wohnungen bei guter Behandlung, leichterem Geldverdienst und voller Freiheit nach achtstündiger Schicht.

Nicht unerwähnt können wir hier die schädlichen Wirkungen lassen, welche die Enterbung und Verknechtung in moralischer Beziehung auf das Volk hat. Wir verweisen nur auf Kärnten, wo die Zahl der unehelichen Kinder die der ehelichen bedeutend übersteigt. Es erklärt sich dies einfach daraus, daß der Enterbte niemals hoffen darf, Besitzer einer Hube zu werden und deshalb in seiner Weise dem obersten Gebote Gottes huldigt.

Durch die Unteilbarkeit der Erbgüter entstehen also: 1. privilegierte Erben, 2. Fettgestellte und 3., um beim männlichen Geschlechte, das nach althebräischer Art nur beachtet wird, zu bleiben — Knechte. Dieser Zustand ist über 8000 Jahre alt, aber noch immer nicht christianisiert.

Die Kinder der Knechte werden wieder Knechte; das ist Geschick und Landesbrauch. In früheren Zeiten hatten sie nichts gelernt, waren nirgendshin gekommen, durften nicht einmal den Ort verlassen, sondern wurden als Sklaven behandelt, und wenn sie nicht geprügelt werden wollten, mußten sie radern. Das war noch die sogenannte „gute alte Zeit". Davon befreite die Unglücklichen kein Buddha, kein Jesus, auch nicht ein Kaiser Josef II. Man muß anerkennen, daß Kaiser Josef II. durch Einführung der allgemeinen Volksschule vorgearbeitet hat. Er verdient, daß sein Bild jeder Bauer und Knecht als Heiligtum an der Brust trage.

Seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht hatten nämlich auch die Kinder der Knechte Gelegenheit, etwas zu lernen. Ja, sie hatten mit der Zeit auch erfahren, daß sie vielfach belogen und getäuscht wurden. Sie hielten deshalb auch nichts mehr auf den Trost mit dem Jenseits. Hier auf Erden wollten sie glücklicher sein, als ihre Eltern es waren, oder doch wenigstens ihren Kindern ein besseres Los beschieden wissen. Einige hatten etwas mehr gelernt; sie studierten und brachten es selbst zu Bischöfen und Generalen. Einige hatten ein Gewerbe ergriffen und wurden wohlhabende Städter; die zum Militär genommen wurden, kamen nicht mehr zurück, so gut gefiel es ihnen in der Stadt und schließlich zogen die letzten in die Fabrik oder in die Bergwerke.

So finden wir bestätigt, daß die Unteilbarkeit der Grundstücke in Verbindung mit der allgemeinen Volksschule, der allgemeinen Militärpflicht und der Industrieentwicklung die Hauptursachen der Flucht nach der Stadt geworden sind.

Mit der Zeit muß dies Entvölkerung des Landes mit sich bringen. Und wer recht sehen will, wird merken, daß diese Flucht nach der Stadt eine Mitursache zu jener nach Amerika ist; denn ohne Arbeitskräfte kann die Landwirtschaft nicht betrieben werden. Die Besitzer wollen nun doch nicht selbst in die Fabrik gehen, da wandern sie also lieber aus.

Dr. E. Weise weist in seiner „Auswanderungsfrage" 1906 nach, daß die Zunahme der Auswanderung mit der Kulturentwicklung steigt und nicht vom Vorhandensein von noch unbebauten und bestellbaren Landstrichen abhängt.

Wenn man bedenkt, daß ganz mit Unrecht die Gehalte in den Städten größer sind, ein Unterkommen unter weniger Schwierigkeiten zu finden ist, ein Umsatz der Waren dort leichter ist, wird man zur Erkenntnis kommen, daß es selbstverständlich ist, wenn sich auch sogenannte „bessere“ Leute vom Lande zur Stadt hindrängen. Bedenkt man weiter, daß es in der Stadt Nebenverdienste aller Art gibt — diese steigern sich sogar zur Ämterhäufung, so daß Leute drei, auch vier Ämter in einer Person vereinigen, die alle Pfründe abwerfen — so wird man einsehen, warum selbst jeder Beamte nach der Stadt strebt! (Trotz der allgemein bekannten sanitären 2c. Vorteile, die der Landbesitz dem Beamtenstande bietet.) Die Großstadt bietet überdies alle Mittel zum Fortkommen, man kann darin gut leben, alle erdenkbaren Bedürfnisse befriedigen, man kann Unterhaltungen und Vergnügungen zahlreicher Art genießen, sich ungekannt frei bewegen und schließlich, um durch Aufzählung nicht zu ermüden, auch Versorgung im Alter erwarten.

Der Großstadt fließen ferner so viele Strafgelder, so viele und häufig in die Tausende gehende Geschenke und Vermächtnisse zu, während das Land in dieser Richtung leer ausgeht.

Wenn man also der Sache ordentlich auf den Grund geht, kann man wohl behaupten, daß nur die Unklugen, Unwissenden auf dem Lande zurückbleiben, dazu kommen noch jene Armen, welchen es die Verhältnisse nicht gestatten, in die Stadt zu fliehen. —

So weit Dörfler. Wir fürchten aber, daß alle Lehren und Vorschläge in dieser Sache nichts helfen werden, daß für das Land trotz allem nichts geschieht, daß man es der elementaren Natur überläßt, Wandel zu schaffen. Dann aber wird's grob ausfallen.

Gegen den übergroßen Reichtum

wendet sich Paul Dehn im Augustheft des „Türmers“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) im Anschluß an die Erklärung des Präsidenten Roosevelt, es müsse gegen die Ansammlung unvernünftig großer Vermögen etwas Ernstliches unternommen werden. Tatsächlich, so führt er aus, gab es zu keiner Zeit eine solche Anhäufung des Reichtums in einzelnen Händen wie in der Gegenwart. Umfassender als je zuvor werden die Naturschätze an Gold, Silber, Kupfer, Petroleum, Kohle u. s. w, ausgebeutet, neue Ländereien erschlossen und mit Getreide, Baumwolle u. s. w. bebaut, und sodann alle diese Erzeugnisse in ungekannten Massen durch die modernen Verkehrsmittel überallhin verfrachtet und bestmöglich verwertet, verarbeitet und verbraucht. Nicht Millionen, sondern Milliarden sind allein in Berlin durch die Steigerung von Grund und Boden seit wenigen Jahrzehnten gewonnen worden, und weit mehr noch in Deutschland, in Europa, in Amerika. Bei diesem wirtschaftlichen Aufschwunge aller Länder konnten sich die Kapitalskräftigsten naturgemäß am leichtesten und am meisten bereichern . . .

Vermehrt, ja vervielfacht wurde der Reichtum durch die Mobilisierung aller Werte von der Börse aus etwa seit 1850 durch die Schaffung von Papierwerten. An der Berliner Börse werden für annähernd 70 Milliarden Mark solcher Werte gehandelt. Von dem deutschen Volksvermögen in Höhe von mehr als 200 Milliarden Mark hat mehr als ein Viertel Anlage in solchen Papierwerten gefunden. In der Hauptsache führen darüber die Großbanken die Kontrolle und zentralisieren das Kapital, dessen Macht und nicht zuletzt den Gewinn. Allerwärts zeigt sich annähernd dasselbe Bild.

Was war die Folge? Eine zunehmende Verschlechterung in der Verteilung des Volksvermögens, das Entstehen von Riesenvermögen in Europa, von Milliardären in Nordamerika. Der Gold- und Diamantenspekulant Beit in London soll zwei

Milliarden Mark besitzen, ebensoviel der nordamerikanische Petroleumspekulant Rockefeller. Hunderte von Millionen sind Eigentum der Astors, Vanderbilts, Carnegies, Armours, Morgans, Goulds u. a. Solche Milliardäre kennt man bei uns nicht und auch nicht in Preußen. Immerhin gibt es nach der etwas unzulänglichen Ergänzungssteuerstatistik in den preußischen Städten 5510 und in den ländlichen Bezirken 1899 Mark-Millionäre, darunter 23, die mehr als 30 Millionen Mark besitzen.

Großen Reichtum kann jemand nur durch die Arbeit anderer erwerben, loyal durch wertvolle Erfindungen und durch Entdeckung von Naturschätzen. In der Regel ist er aber ein Ergebnis der Spekulation bei der Ausnützung geschäftlicher Konjunkturen, bei der Ausbeutung von Naturschätzen, bei dem Bau von Eisenbahnen, durch Anlagen in städtischem Grund und Boden und an der Börse. Hauptziel der großen Spekulanten ist stets die Beherrschung des Marktes, der Ausschluß der Konkurrenz, die Monopolisierung des Geschäfts. Wer dahin gelangt, hat das Feld für sich. Mit Hilfe der Ringe und Trusts haben sich die nordamerikanischen Milliardäre Petroleum-, Kohlen-, Eisen-, Stahl-, Fleisch- und andere Monopole geschaffen. Schließlich wirkt der große Reichtum selbst wie ein Monopol. Staatsmonopole können drückend sein. Privatmonopole müssen unerträglich werden . . .

Wo die Plutokratie so emporgekommen ist wie in der Union, strebt sie auch nach politischer Macht, doch nicht um zu herrschen, sondern um die Anhäufung ihrer Reichtümer ungehindert weiter betreiben zu können. Zu diesem Zweck kauft oder beeinflußt sie die Tagespresse. Mit ihren goldenen Schlüsseln verschafft sie sich überall Einlaß und Geltung. Ihr letztes Ziel bleibt die uneingeschränkte Ausbeutung des Volkes unter dem Schutze der ihr dienstbaren politischen Macht. Die Plutokratie wird zum Staat im Staate und gefährdet die natürliche und friedliche Entwickelung von Staat und Gesellschaft.

Dabei verkennt der große Reichtum die Pflichten des Besitzes, die erst das Christentum zur Geltung gebracht hat. Die Worte der Bergpredigt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" preisen diejenigen selig, deren Herz nicht an den Gütern dieser Welt hängt, die den Mangel daran geduldig ertragen und beim Besitz solcher Güter so nach dem Himmlischen trachten, als ob sie nichts besäßen. Will also der Reiche am Gottesreiche Anteil haben, so muß er inmitten des Reichtums entsagen, als Armer im Geist leben, auf den übermäßigen Genuß des Reichtums verzichten und seinen Reichtum nicht einseitig für sich, sondern für alle Bedürftigen verwenden. Der Überfluß des einen soll nach Paulus dem Mangel des andern abhelfen. Ein jeder Besitzer ist vor Gott nur Nutznießer und Verwalter, er soll nur das Nötige für sich gebrauchen, das Überflüssige aber dem Bedürftigen geben. Fremdes Eigentum behält, wer Überflüssiges behält.

Wohl haben die Millionäre und Milliardäre der Union gelegentlich recht reichliche Spenden, namentlich für Universitäten, gegeben, freilich nicht im verborgenen, sondern unter dem lauten Posaunenschall ihrer Presse. Aber diese Gaben erfolgten nicht aus Nächstenpflicht oder Christenliebe. Von den Universitäten der Milliardäre wurden wiederholt Professoren ohne weiteres entfernt, weil sie sich gegen Privatmonopole u. s. w. äußerten und ihre Meinung mit den Interessen der Stifter nicht in Einklang zu bringen wußten. Ernstlich hat man in der Union die Frage aufgeworfen, ob es sich für Unterrichtsanstalten überhaupt ziemt, Schenkungen von Milliardären und Millionären anzunehmen, wenn ihr Reichtum nicht redlich erworben wurde, wenn es sich um „befleckten Reichtum" handelte, und mehrfach sind solche Schenkungen wirklich abgelehnt worden.

Ohne Zweifel besteht in breiten Schichten der Unionsbevölkerung eine tiefgehende Abneigung gegen den großen, gegen den „befleckten" Reichtum, weil er

Verwaltung und Gesetzgebung korrumpiert und beherrscht, den Staat schwächt, die Gesellschaft ausbeutet, immer größere Vorrechte beansprucht und sich über seine Pflichten hinwegsetzt. Präsident Roosevelt hat dieser populären und begründeten Abneigung Ausdruck gegeben und zugleich einen bestimmten Vorschlag hinzugefügt. Die Begrenzung des großen Reichtums, der übermäßigen Vermögen durch eine entsprechende progressive, in den höchsten Stufen geradezu konfiszierende Erbschaftssteuer wird hie und da Bedenken erregen, stützt sich aber auf den gesunden Menschenverstand, rechtfertigt sich durch das Interesse des Staates und läßt sich nicht zuletzt begründen durch die Lehren des Christentums von den Pflichten des Besitzes.

Von einer übergetretenen Königin.

„Die Festlichkeiten sollen nicht unterbrochen werden", hieß es im spanischen Hofbericht, als die Bombe Mateo Morals ein paar Dutzend Menschen getötet hatte. Die weißen Schuhe der jungen Königin, der sein Mordwerkzeug galt, netzte das Blut derer, die an ihrer Stelle starben. Man sagt, sie habe geweint — zwei Tage später schritt sie lächelnd zu einem andern Blutvergießen, dem ihre Gegenwart die Weihe verleihen sollte. Ja, sie soll den jungen König, der nicht gerne teilnehmen wollte am Stiergefecht, angeeifert haben, sich als König für die Nationalspiele seines Volkes zu interessieren. Der Stierkampf vereinigte Spaniens Volk vom Arbeiter bis zum König in der riesigen Arena. Und mit weißem, wallendem Schleier gab die Königin immer wieder das Zeichen zu neuer Schlächterei. Die Kampfstiere waren, so erzählten Augenzeugen, sehr friedlich gesonnen, sie mußten erst mehrere Degen im Leibe spüren — Degen hochgeborener Kavaliere sogar, die es ihren ritterlichen Vorfahren auf diesem „Felde der Ehre" gleichzutun suchten — ehe sie sich wehrten. Und mit roten Tüchern, mit Gebrüll und Lanzenstichen mußten sie gereizt werden, ehe sie sich entschließen konnten, den armen, todgeweihten Pferden der Picadores den Leib aufzureißen. Dabei heulte die Menge vor Begeisterung die schönen Damen ringsum atmeten rascher und warfen heißere Blicke auf ihre Kavaliere, je mehr Blut die Arena rötete. Und die weiße, blonde Königin, Englands kühle Tochter, mit dem kultivierten Geschmack einer Lady der großen Welt, wehte unermüdlich mit dem Schleier. Sollte ihr niemand gesagt haben, daß sie damit nicht nur den Tier-, sondern auch den Menschenschlächtern zu neuen Taten winkt? Und daß eines Königs Aufgabe nicht ist, den bösen Instinkten des Volkes zu schmeicheln, sondern den guten zum Durchbruch zu verhelfen?"

So kennzeichnet die „Neue Gesellschaft" jene Dame, die vor kurzem für eine Königskrone ihre — Konfession hingetauscht hat. Vielleicht ist zu begrüßen, wenn Könige und Königinnen ihren Völkern ein Vorbild geben von der Leichtigkeit eines Konfessionswechsels, von der Gleichwertigkeit der Kirchen. Das aber ist gewiß nicht die Mission der Fürsten, ihr Volk in seinen abscheulichen Neigungen zu bestärken.

Aus einer Rede des Präsidenten Roosevelt.

Ein erfolgreicher Kampf für eine ungerechte Sache ist das schrecklichste aller Dinge, das mehr als alles andere den Lauf der Zivilisation hemmt. Aber es hat noch nie ein Volk, das der Erhaltung wert war, existiert oder wird je existieren, das nicht imstande gewesen wäre, in Zeiten der Not das Schwert zu erheben. Und dasselbe gilt von der einzelnen Persönlichkeit. Der Mann, der große Fähigkeiten und großen Mut besitzt, aber ohne sittlichen Rückhalt, ohne den Trieb, das zu tun,

was recht ist, ein solcher Mann bildet durch seinen Mut und seine Fähigkeiten eine um so größere Gefahr für das Gemeinwesen, in dem er unglücklicherweise lebt. Und als Nation dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß große Fähigkeiten, weit ausschauender Blick, eiserner Entschluß, Ausdauer, Wagemut nur dann bewundernswerte Eigenschaften sind, wenn sie in den Dienst der Gerechtigkeit und des Friedens gestellt werden.

Keinerlei Aufgebot guter Absichten, keine noch so große Wertschätzung edlen Wesens vermag irgend etwas in der rauhen Arbeit dieser Welt zu nutzen, wenn nicht hinter dem redlichen Zweck, hinter den edlen Gedanken die Macht ruht, die den Mann zum Manne macht. Und was für die einzelne Persönlichkeit wahr ist, gilt auch als wahr für die Nation. Es ist im äußersten Grade wünschenswert — nein, ich will mich stärker ausdrücken — es ist absolut gebieterisch zu verlangen, daß unsere Nation, wenn sie für die Zukunft die Stellung wahren will, die sie in der Vergangenheit eingenommen hat, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb ihrer eigenen Grenzen im Geiste der Gerechtigkeit und der Großmut gegen alle andern Völker handeln muß. — Wir haben Verpflichtungen gegen uns selbst, wir schulden dieselben Pflichten der übrigen Menschheit. Wenn es irgendeine Eigenschaft gibt, die sich zuweilen unter uns bemerkbar macht und die nicht lobenswert ist, so ist es die Gewohnheit, manchmal mit loser Zunge von fremden Mächten und fremden Völkern zu reden. Unsere Männer und die Schriftsteller, die im öffentlichen Leben stehen, sollten sich stets die Tatsache vor Augen halten, daß aus beleidigenden Reden für uns nichts Gutes kommen kann. Wenn eine Nation reich und wohllebend ist, ausdehnungslustig und rasch zugreifend, dabei aber wehrlos, so ist sie auf dem sichersten Wege, eine unheilvolle Katastrophe gegen sich heraufzubeschwören.

„Ich hoffe, daß wir niemals aggressiv sein werden, wenn solches nicht gerechtfertigt und geboten ist entweder durch unsere Selbstachtung oder durch die Interessen der Menschheit. Und vergessen Sie vor allem nicht, daß, wer agressiv ist, hauptsächlich in der Rede, und dabei doch wehrlos, nicht nur eine Niederlage, sondern auch die Verachtung der Menschen sich zuzieht.“

Singvögel.

Im Lande meines Glücks.

Gottes Liebe nahm mich bei der Hand,
Neigte ihr Gesicht, das anmutzarte,
Und im Tänzerschritt ging's in ein Land,
Das mir tausend Wunder offenbarte.

Reife Trauben, grün und rot und braun,
Hingen von den Bäumen wie Rosetten,
Leyervögel, Kolibris und Pfau'n
Wiegten sich auf schwanken Blumenketten.

Harfen tönten aus smaragdnem Laub,
Und aus Lilien flossen schwühle Düfte,
Schmetterlinge mit Brillantenstaub
Zogen goldne Fäden durch die Lüfte.

Singend tanzten wir das Tal entlang
Bis zu einer silberklaren Quelle.
Plötzlich frug der schöne Engel bang:
„Weißt du wo wir sind, mein Spielgeselle?

Weißt du, daß wir hier dein reinstes Glück,
Deines Lebens Seligkeit vergeuden?
Halte an und blicke ernst zurück,
Denn wir sind — am Ende deiner Freuden!

Jede Lust, die dir seit Kinderzeit
Freundlich gab ein wägendes Geschicke,
Hab' ich liebend für dich aufgereiht,
Daß sie dich noch einmal recht erquicke!

Lebe wohl!“ — Und Nacht war's um mich her.
Ich erwachte. — Draußen floß der Regen. —
Bitter schluchzend sah ich freudeleer
Einem neuen trüben Tag entgegen.

Otto Promber.

Sommernachmittag.

Tiefes, wonniges Ermatten
In der sonndurchglühten Luft —
Schläfernd über Korn und Matten
Liegt ein schwerer Sommerduft.

Still, so still. Die Ähren schwanken,
Mohn brennt schlummerheiß herfür.
Langsam geh' ich. Ohne Schranken
Fliegt die Sehnsucht, Lieb, zu dir!

Adolf Hainschegg.

Kommende Ernte.

Fruchtstrotzend geneigt
Steh'n im Felde die Ähren.
Dürrend erwarten sie ruhig
Die Sense des Schnitters. —
Mensch in dem weltlichen Schaffen
Sorge, daß Früchte du trägst!
Wartend im ruhigen Harren
Kommt dir dann jene der Stunden,
Wo zur ewigen Mahd —
Ausholt der finstere Schnitter!

Ernst Ferd. Neumann.

Erntesegen.

Morgen ist's, heiß schon die Sonne blinket
Durch des Äthers wundervolles Blau,
Von dem Glutstrom ihrer Wonne trinket
Reife Saat im feuchten Glitzertau.

Leise wiegt sich in der Halme Reigen,
In der Ähren Gold der Morgenwind,
Sonst ein trautes, sommerliches Schweigen,
Das sich über Berg und Täler spinnt.

Plötzlich kommt den stillen Pfad gezogen
Mit der Sense froh die Schnitterschar;
Hurtig fallen hin die goldnen Wogen,
Öde wird's, wo eben Leben war.

Garben türmen sich in langen Reihen,
Fruchtbeschwert, auf kahlem Stoppelfeld —
Stille, Gott will Segen uns verleihen,
Süßen Frieden einer ganzen Welt!

Otto Welther.

Auf der Hilmwarte.

In hellem Brautschmuck steh'n die Kirschenbäume,
Und duftiger Blütenschauer küßt das Land;
In weiter Ferne am azurnen Rand
Hüllt noch der Schnee der hohen Alpen Säume.

Es scheint, das froher hier die Lenzluft schäume
Und licht're Strahlen hier die Sonne fand.
Auf hoher Warte lehn' ich stumm gebannt
Und seh' zur Gartenstadt im Tal und träume.

Vom Norden schlängelt sich des Flusses Band
Im Sonnenlicht wie zarter Silberflimmer.
Der Wald ringsum gleich grünen Feuers Brand.

Wer so geträumt im süßen Blütenschimmer,
Im Frühlingsfestschmuck prangend dich gekannt,
Der, schönes, liebes Graz, vergißt dich nimmer.

Aurel v. Andics.

Mädel, sei g'scheit!

Mädel, sei g'scheit,
Morgen wie heut;
In Treu' allezeit.

Spiel, Tanz und Liebeslust
Füll' nie dir ganz die Brust;
Mädel, sei g'scheit!

Nie füll' dir ganz die Brust:
Ödes Spiel, eitle Lust;
Morgen wie heut'!

Eitle Lust, nichtiger Schein,
Sei nie dein wahres Sein,
Mädel, sei g'scheit!

Aber dein tiefstes Sein,
Einem dich ganz zu weih'n
In Treu allezeit.

E. Grimme.

Lustige Zeitung.

Der wehmütige Professor. Der Herr Professor Krautlein, der mit einem profunden Wissen und einer keifenden Gattin gesegnet ist, kommt abends zum Theater, allwo ihm eine Textbuchverkäuferin mit der Frage entgegentritt: „Text gefällig?" — „Danke — meine Alte hat ihn mir schon zu Hause gelesen!"

Arzt: „Nun, wie geht's heute mit dem Drucke auf der Brust?" — Patient: „Auf der Brust fühl' ich mich, Gott sei Dank, viel leichter, aber im rechten Schienbeine, da hab' ich grausliche Schmerzen." — Arzt: „Wenn's nur mit der Brust besser geht, das ist die Hauptsache, aus den Schmerzen im Schienbein mach' ich mir nichts." — Patient: „Das glaube ich Ihnen gerne, Herr Doktor, wann Sie's hätten, macht' ich mir auch nichts d'raus."

Gute Replik. Jemand hatte in ein Fremdenbuch geschrieben: „Ich liebe bei allen Dingen den Kern." — Ein anderer schrieb darunter: „Mit dir ist gut Kirschen essen!"

Boshaft. Mutter: „Du, Lina, heute ist, während du abwesend warst, der Bäcker Pappel hier gewesen und hat um deine Hand angehalten. Der Mensch ist mir so verhaßt, daß ich ordentlich Lust hätte, seine Schwiegermutter zu werden!"

Dichter: „Nun, wie hat Ihnen gestern mein neues Drama gefallen?" — Herr: „Ich sage Ihnen, ich konnte die ganze Nacht kein Aug' mehr schließen!" — Dichter: „So aufgeregt hat Sie die Handlung?" — Herr: „Nein, aber ich habe mich schon im Theater ausgeschlafen."

Nicht gesund. Sie: Du willst mir also auf keinen Fall ein Rad anschaffen? Und doch ist es so gesund!" — Er: „Wenn's gesund wäre, würden's die Ärzte nicht empfehlen!"

Anzüglich. Dichter: „Sie waren so gütig, mir für meine Ihnen gewidmeten poetischen Ergüsse eine herrliche Pastete zu schicken!" — Dame: „Da muß ich mich noch entschuldigen — nicht wahr, Sie nehmen es doch nicht übel, daß ich Ihnen für Ihre Gedichte etwas Genießbares schickte?!"

Irren ist menschlich. Dame: Wie man sich täuschen kann! Ich habe geglaubt, der Herr Dr. Weyer, der doch Schriftsteller ist, müsse auch interessant erzählen können. Und da finde ich seine Unterhaltung im höchsten Grade flach und unbedeutend." — Herr: „Ja, meine Gnädige, seine gescheiten Gedanken läßt er alle drucken."

Getroffen. A. (prahlend): „Platz da, ich bin der beste Schwimmer hier." — B.: „Nur nicht so großtun, schwimmen kann jeder Stockfisch."

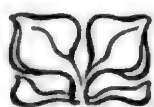
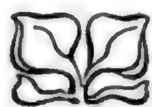
Vornehm. „Nun, meine Herren, schon wat jefangen?" — „Was glauben Sie denn, wir angeln doch nur zum Vergnügen."

Wo ist der König? „Der König von Sachsen fährt von Hamburg kommend durch!" hieß es eines Tages in Magdeburg. Das war eine Kunde, die viele nach dem Bahnhof lockte. Der Zug fuhr ein. Drei Schutzleute nahmen, als er hielt, vor dem königlichen Salonwagen Posten. Reisende stiegen aus und ein. Alles schob und drängte hin und her. Zur Reisezeit ist der Trubel ja doppelt und dreifach groß. Nur vor dem königlichen Wagen und um die drei Schutzleute staute sich die Menge. Leute sammelten sich an. Sie alle blickten nach dem königlichen Salonwagen. „Daß sich der König auch gar nicht zeigt!" — „Ich hätte ihn gern einmal gesehen." — „Nur Geduld, er wird schon am Fenster erscheinen." — Vielleicht steigt er gar

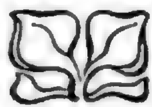
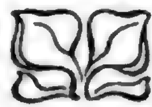
einmal aus." — „J wo! Ein König steigt doch nicht aus, wenn der Zug einen so kurzen Aufenthalt hat. Was denken Sie denn?" Solche Reden schwirrten hin und her. Und unter den Spähenden und Plaudernden stand auch ein Herr, die seidene Reisemütze auf dem Kopfe. Er schaute ebenfalls nach den großen Fenstern im Salonwagen. Sein Auge sucht sicher ebenfalls den König. „Einsteigen!" erscholl es jetzt. Alle Reisenden eilten nach ihren Coupés. Auch der fremde Herr mit der seidenen Reisemütze stieg ein, und zwar in den königlichen Salonwagen. Es war er selbst, den sie alle eifrig gesucht hatten. Mitten unter ihnen hatte er gestanden und sich selbst eifrig mit suchen helfen und so hatte er das strengste Inkognito bewahrt. Nun hatten die guten Magdeburger den König mitten unter sich gehabt und doch nicht gesehen.

Mehr=Zuschlag! Ein Heimgartenfreund in Westafrika schickt uns die folgende Stelle aus Abraham a Santa Clara, die, wie er mit Recht annimmt, in den „Heimgarten" gehört: „Es ist ein Stättel in Meixen, die heißt Cronenburg, alldort kehren die König' ein. Es ist ein Stättel in Palästina, das heißt Bethlehem, alldort kehren die Bettler ein. Es ist ein Statt in Bayern, die haißt Freysing, dort kehren die Musikanten ein. Es ist abermahl ain Statt in Bayern, die haißt Filtzhoffen, dort kehren die Häuter ein. Es ist ein Statt in Schwaben, die heist Meßkirchen, dort kehren die Geistlichen ein. Es ist ein Statt in Sachsen, die heißt Hadersleben, dort kehren die Zankischen Eheleuth ein. Es ist ein Statt in Saltzburgerland, die heißt Lauffen, dort kehren die Botten ein. Zu Schwein- und Ochsenfurt können endlich die Fleischhacker und Metzger einkehren. Wo aber sollen die wackeren Soldaten ihr Quartier haben? Es ist ein Markt in dem Herzogthumb Steyer, der heist Mehr-Zueschlag (Mürzzuschlag), allda müssen die Soldaten einkehren."

Abraham a Santa Clara, in „Auf, auf, ihr Christen!"

Bücher.

Die Schriften der alten Betschwester. Herausgegeben von Josef Wichner. (Berlin. F. Fontane & Co. 1906.)

Wer in diesem Buche den Stil und den Humor Wichners zu finden hofft, der wird enttäuscht sein. Denn die Schrift ist nicht von ihm, wirklich nicht von ihm verfaßt, nur herausgegeben, mit Erläuterungen versehen. Im Falle Wichner selbst der Verfasser, wäre die Dichtung das großartigste Meisterwerk dieser Art, ein beispielloses Aufgehen des Autors in einer fremden Persönlichkeit, oder ein Raffinement ohnegleichen. Nein, unser Volksdichter ist zufällig zu den biographischen Aufzeichnungen eines alten Fräuleins gekommen, die an sich so merkwürdig sind, daß sie herausgegeben werden mußten, wozu die mittlerweile verstorbene Verfasserin auch die Erlaubnis gegeben hat. Die Biographie ist interessant und trostlos. Die Schreiberin ist der Held, der in einem langen Leben nichts tut, als von schlechten Menschen sich ausbeuten zu lassen und es geduldig zu leiden. Sie weiß fast nur von abscheulichen, verbuhlten, rohen, betrügerischen Leuten zu erzählen, mitten unter denen sie allein aufragt voller Güte und voller Einfalt. Christliches Vertrauen kann man da schon nicht mehr sagen, wenn eines so oft angeführt wird und doch immer wieder auf den Leim geht. Nicht einmal Gutmütigkeit kann man sagen, denn die Person widersetzt sich, ihren falschen Freunden und gewissenlosen Drängern Gutes zu tun, und tuts doch, um Ruhe zu haben. Nicht aus freiem Willen, sondern aus Schwäche. Sympathisch ist uns dieses sich ewig Düpierenlassen nicht. Es ist ein tragikomisches Geschick, daß das Fräulein Lilli sich gerade immer für Lumpenbagage hinopfern muß. Ihre verderbte Ziehtochter Julie ist der Mittelpunkt ihres Lebens und der Erzählung, den die Aufschreiberin mit größter Entrüstung und Liebe zugleich behandelt. Dieses Weib ist eine prächtig

charakterisierte Sünderin von der Art der Gutmütigen, die aber verkommen sind und verkommen bleiben. Es ist eine Pein, sich immer durch Gesindel und Gesindel drängen zu müssen, aber man legt das Buch nicht aus der Hand. Die Realität der Gestalten fesselt uns, die Frömmigkeit der ewig Betrogenen rührt uns; aber so recht sympathisch kann das alte Fräulein uns nicht werden, dafür ist sie doch zu — borniert, so klug sie auch zu schreiben weiß und so gebildet ihr Stil uns auch anmutet. Bedeutend ist das Lebensbild nur als Typus. Ja, solche Leute gibt es, und zwar in katholischen Ländern sogar sehr viele. Aus ihnen ziehen schlechte Menschen mehr Vorteil als gute; sie sind nicht geeignet, weder als Handelnde noch als Vorbild zur Veredelung der Menschheit beizutragen. Darum warnt der Herausgeber auch unreife Leser, dieses Buch in die Hand zu nehmen, während der reife gewiß neue Menschenkenntnis daraus schöpft, und vielleicht auch — neuen Pessimismus.

Eine außergewöhnliche literarische Erscheinung ist dieses Buch „Die Schriften der alten Betschwester" ohne Zweifel. Nun gebe der Himmel bald wieder den Sonnenschein Wichnerschen Humors! R.

Gspaßige Menschen! Neue Wiener Geschichten von Gust. Andr. Ressel. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Arme Narren hätte der Verfasser diese wunderlichen Leute auch nennen können, doch es habe, sagt er, ihn das Mitleid überkommen. Der Humor hat über den Zorn gesiegt, der einen wohl packen kann, wenn man gewisse Erscheinungen und Entartungen unserer Zeit betrachtet. Satyren sind es geworden, scharfe Satyren, die noch eindringlicher wirken würden, wenn stellenweise vom Vorrecht der Satyre nicht gar zu ausgiebiger Gebrauch gemacht worden wäre. So auch ist es schade, daß den Verfasser das Temperament hie und da zu persönlicher Parteinahme verleitet hat, während die Satyre objektiv und stets nur mit Ironie durchsetzt sein soll; so daß es den Anschein hat, der Autor halte es stets mit den Menschen und Zuständen, über die er im Grunde Gericht hält. Übrigens sind die „Gspaßigen Menschen" mit aller Frische und großer Gestaltungskraft geschrieben und manches Stück erhebt sich zur Höhe einer Kunstnovelle. M.

Die Heiratsfrage und andere Typen aus der Gesellschaft von Emmi Lewald. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Teufi, Teufi — die Frauen werden uns „über" im Schriftstellern. Besonders dort, wo es drauf ankommt, äußerliches Gesellschaftsleben zu zeichnen. Dieses Buch enthält in Form von Zweigesprächen, zumeist zwischen Herrn und Dame, Ausschnitte aus dem modernen Großstadtleben. In flott moderner Weise schildert und ironisiert die Verfasserin dieses moderne Großstadtleben ganz köstlich. Stellenweise ist es ihr Ernst, zumeist aber hat sie hellen geistvollen Spott für diese schalen, hohlen und unter allen Umständen witzigen Leute, wie sie besonders jetzt in der preußischen Hauptstadt vorkommen. Ja das erste Stück schmeckt dem Leser am besten, das zweite sehr gut, doch allzuviel von der Sorte mag man nicht und wenn das Buch zu Ende ist, hat man auch genug. Nicht die Darstellungsweise, sondern das so ganz kernlose Großstadtmilieu kann allzubald langweilig werden. Ich bewunderte in dem Buche den regen wie ein Falter über alles leicht dahinflatternden Frauengeist und das lose, spitze Zünglein. Z.

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Herausgegeben von Richard Schaukal. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.)

Was ist denn aber das? Das sind Stimmungsgedichte in Prosa, wovon einzelne einen ganz wundersamen Hauch haben. Es sind Gespräche mit der seligen Großmutter über mancherlei Dinge unserer Zeit, über Leben und Tod. Es ist ein Buch der Sehnsucht nach Dingen und Zuständen, die nicht sind, beziehungsweise vielleicht auch nie waren, nach denen nur die Phantasie eines Dichters drängt, der mit der Wirklichkeit der Gegenwart unzufrieden ist. Ursache nach solcher Unzufriedenheit ist ja übergenug vorhanden, doch die Welt wird uns nicht besser, wenn unser Auge immer nur nach dem Schlechten und Törichten ausschaut. Das wäre auf die Länge auch in diesem Buche trostlos, wenn nicht anderseits in schöner Form so viel hoffender, vertrauender Ewigkeitsgehalt in ihm vorhanden sein würde, der es hoch über die plaudersamen Betrachtungen anderer Idealisten erhebt. M.

Das klingende Fließ nennt sich ein soeben im Verlage Dr. Wedekind & Co., Berlin, erschienener Novellenband, welcher Anna Behnisch-Kappstein zur Verfasserin hat. Anna Behnisch-Kappstein, der im Mai d. J. bei den Kölner Blumenspielen der erste Preis für Prosadichtung zugesprochen wurde, nachdem sie von derselben Stelle bereits vor vier Jahren mit einem ersten Preise ausgezeichnet worden war, steht unter den in eigener Kraft emporstrebenden poetischen Talenten in Deutschland in vorderster Reihe. Mit einem scharfen Blick für Menschen und Dinge verbindet sie ein zartes, persönliches Naturgefühl und eine ungewöhnliche Fähigkeit, der Sprache, die sie meister-

haft beherrscht, alle Töne zu entlocken, die durch ihre Seele klingen. Gleich die erste Arbeit des Bandes, die dem Ganzen den Namen gab, ist ein Kabinettstück feinfühliger Psychologie und sprachkünstlerischer Reife. Die Geschichte: „Das Opfer“ erschließt einen Einblick in die Kindesseele mit ihrer oft unerkannten Tragik. An die Grenzen, die das Sichtbare und das Unsichtbare scheiden, führt die Erzählung: „Vielleicht“, während „Da Traußen“, „Die Libelle“ und „Seele“ ihre Stoffe aus dem Leben greifen. In „Der blaue Tag“ macht sich die Verfasserin mit köstlicher Ironie über die moderne Hyperästhetik lustig. V.

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Alle die Eigenschaften, die der so stark und originell ausgeprägten Individualität der Dichterin die bestimmenden Züge geben, finden sich in den hier vereinigten drei Erzählungen: reiche Phantasie, die mit kühner Hand Wirklichkeit und Traumhaftes mischt; sichere Gestaltungskraft, die auch märchenhafte Gebilde und Geschehnisse in feste Umrisse zu bannen weiß; ein für alles Menschenglück und -leid weit offenes Herz, und eine Sprachgewalt, deren Zauber allein schon den Leser bannt. Zu alledem tritt, in diesem neuen Bande zum erstenmal so deutlich bemerkbar, ein ganz eigenartiger Humor, den man, so widersprechend das klingen mag, vielleicht am besten als „groteskfachlich“ bezeichnen kann. V.

Großherzog Friedrich von Baden beging am 9. September dieses Jahres seinen 80. Geburtstag und am 20. September feiert er die goldene Hochzeit mit seiner Gemahlin Luise von Preußen, der Tochter Kaiser Wilhelm des Ersten. Zu diesem Doppelfeste des Großherzogtums Baden ist bei Dr. E. Rose zu Neurode eine Festschrift erschienen: **Badens edlem Fürstenpaar zur goldenen Hochzeit.** Von Prof. Dr. Rösiger. Für das deutsche Herz ist es eine wahre Freude, diese Schrift zu lesen, in welcher einer der edelsten Fürsten Deutschlands in schöner Art charakterisiert wird als Vater seines Landes und besonders auch als jener Mann, der im Jahre 1871 um die Errichtung des Deutschen Reiches sich unvergängliche Verdienste erworben hat. Das Festbuch ist mit reichem Bilderschmuck würdig ausgestattet, wir lernen in demselben auch das schöne Badnerland ein wenig kennen, das gerade unter der langen Regierung dieses Fürsten zu hoher Kultur gekommen ist. M.

Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch mit Benützung ungedruckter Quellen. Von Theodor Kappstein. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. (Berlin. Hupeden u. Merzyn-Verlag. 1906.)

So wie die scharfe Charaktergestalt des Hofpredigers Kaisers Wilhelm I. in diesem umfangreichen Werke mit großem Geschicke herausgearbeitet und Frommels weiter Menschen- und Wirkungskreis geschildert wird, gewinnt man von einem bestimmten, individuellen Standpunkte aus auch ein eigenartiges Bild der Zeit. Der Verfasser versteht es gar trefflich, aus Frommels Schriften die bezeichnendsten Auszüge zu wählen. Frommels Persönlichkeit selbst aber ist so bedeutend und sympathisch, daß man die Lektüre des Buches als einen wahren Genuß bezeichnen muß. M.

Goethes Briefe. Auswahl in zwei Bänden. Herausgegeben und biographisch erläutert von Dr. Wilhelm Bode-Weimar. Mit Bildern Goethes von J. H. W. Tischbein und J. Stieler. („Hausbücherei“ der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung Hamburg-Großborstel.)

Aus der überaus großen Zahl von Briefen, die Goethe während seines langen Lebens geschrieben hat, ist in diesen zwei Bänden, die Dr. Wilhelm Bode-Weimar mit feinem Verständnis herausgegeben hat, das Wertvollste „ins Enge gebracht“, um mit Goethes eigenen Worten zu reden. Die Auswahl ist sehr glücklich getroffen und wird allen denen, die nicht aus fachwissenschaftlichem Interesse oder als Goethe-Forscher an die Lektüre dieser beiden Bände gehen, sondern darin das allgemeinmenschlich Wertvolle suchen, eine willkommene Gabe sein. Herausgeber unterscheidet Goethes Briefe in lyrische und philosophische; von den ersteren sind viele Proben im ersten Bande enthalten: es sind die Briefe an die geliebten Mädchen und Frauen oder an Freunde, denen Goethe seine Liebessachen anvertraute. Der zweite Band ist reich an philosophischen Briefen. Die einzelnen Briefe sind durch einen fortlaufenden Text verbunden, der in schöner, einfacher und klarer Form die wichtigeren Ereignisse aus Goethes Leben bringt, so daß man das Ganze wohl als eine Biographie des Dichters in Briefen bezeichnen kann. V.

Vom Sein und von der Seele. Gedanken eines Idealisten. Von Walter Kinkel. (Gießen. Alfred Töpelmann.)

Dies Buch ist bestimmt für kämpfende, suchende Menschen, die entbehren und verlangen — nicht für dogmatische Philister, die besitzen und genießen.

Das Blaubuch. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Begründet von Albert Kalthoff. Herausgegeben von Heinrich Ilgenstein und Hermann Kienzl.

Ein besonderes Interesse verleiht dieser jungen Wochenschrift die Mitarbeiterschaft Hermann Kienzls, der fast in jeder Nummer mit einem anregenden Aufsatze vertreten ist. Wir erinnern an das schöne Wort, das er in Nummer 30 Ferdinand v. Saar nachruft.

Festnummer der illustrierten österreichischen Alpenzeitung. Erinnerung an **die Reise des Kaisers Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth** durch Kärnten und Steiermark vom 2. bis 14. September 1856. Nach amtlichen Berichten wiedergegeben von Thomas H. Arbeiter. (Verwaltung, Graz, Annenstraße Nr. 19.)

Büchereinlauf.

Karl Maria Kasch (Auch ein Leben.) Von Ludolf Weidemann. (Hamburg Alfred Janssen.)

Pfingsten. Eine Novelle von Gallus Walz. (Zürich. Arnold Bopp. 1906.)

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. (Berlin. Martin Warneck. 1907.)

Ostern. Gedichte von Karl Sax. (Zürich. Arnold Bopp. 1906.)

Mohrazauber. Von Th. Waldbach. (Leibnitz. Franz Hawlik.)

Wintersturm. Ein Sang von der Ostsee von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janssen. 1905.)

Das Schillermuseum in Marbach. (Stuttgart. Deutsche Verlagsgesellschaft. 1906.)

Neue Schriften von Dr. Norbert Grabowsky (Leipzig. Max Spohr. 1906):

Die männlich-weibliche Natur der Menschenseele.

Inneres Leben das höhere Leben, die höhere Liebe des Menschen.

Mein Wirken als Reformator des Innenlebens der Menschheit.

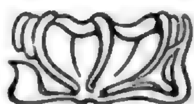
Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. Herausgegeben von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer. Die Sammlung erscheint in zwanglosen Heften, von denen je 30 eine Reihe bilden. (Leipzig. F. Engelmann.)

Chronik der Familie. Mit Einleitung von Franz Blanckmeister. (Leipzig. Arwed Strauch.)

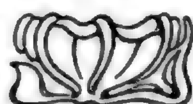
Sächsischer Volkskalender 1907. (Verein zur Verbreitung christlicher Schriften in Sachsen. Dresden.)

Photographisches Unterhaltungsbuch. Anleitungen zu interessanten und leicht auszuführenden photographischen Arbeiten von A. Parzer-Mühlbacher. Mit Abbildungen. (Berlin. Gustav Schmidt.)

☛ Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



W. Z., Wien. Jene Notiz haben natürlich auch wir zu Gesicht bekommen, an ihr aber sofort die Merkmale einer Zeitungsente erkannt. Solche Enten pflegen besonders häufig in den Hundstagen aufzutauchen; sie nähren sich mit Vorliebe von sauren Gurken, und manche wird davon sehr fett.

M. L., Linz. Eine gute Antwort auf Ihre ganz natürliche Frage finden Sie im Aufsatz von Prof. Franz Walter: „Die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend." („Hochland", Sept. 1906.)

Dr. **A. L., Bürm.** Danken verbindlichst für Ihre freundliche Zuschrift. Ein Beitrag in der angedeuteten Weise ist uns erwünscht.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. September 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

. Schneeweiße Jugendlust.

Es würde nicht genug Schnee sein, hatten die Burschen von Eustachen besorgt, als der Förster Friedl sie damals eingeladen hatte zum Rodeln. Aber es war jetzt zu viel Schnee.

In den Mittagsstunden, als sie zusammenkamen vor dem Forsthause bei der Kapelle, und als sie die Siebentaler-Leiten in Angriff nahmen, ging es noch recht gut. Da stapften sie, jeder seinen leichten, selbstgezimmerten Rodelschlitten auf dem Rücken, munter bergan. Der Friedl voraus, hinter ihm die Kameraden, drei Gerhaltsöhne aus Eustachen, die Richterbuben, wie sie genannt wurden, weil ihr Vater, der Gerhalt, seit vielen Jahren Dorfvorsteher war. Sie schleppten gemeinsam einen dreisitzigen Schlitten. Neben ihnen strampften die Säbelbeine des kaiser-königlichen Straßenschotterers Kruspel, der an diesem Tage, obschon Sonntag war, eigentlich kaiser-königlicher Schneeschaufler sein sollte, wenn ihm nicht das Rodeln mehr Vergnügen machte. Er bestand auf seiner „Sonntagsruhe", bei der er sich anstrengte, wie sonst die ganze Woche nicht. Dann noch ein paar Holzknechtbuben und hintendrein Elias, der keinen Schlitten hatte, weil er als Patient vom Vater nicht die Erlaubnis bekommen, mitzutun. Unter allen Umständen dabei sein

Digitized by Google

wollte er doch, so hatte die Sali ihn vom Kopf bis über den Bauch hinab mit Tüchern eingewickelt wie eine Mumie. Als der Junge in dieser Tracht vom Hause so weit entfernt war, daß er durch das Schneegestöber nicht mehr gesehen werden konnte, riß er sich die Tücher vom Leibe, eines nach dem anderen, warf sie in die Kapelle und stapfte in seinem gewöhnlichen Rocke den anderen nach, die steile Leiten hinan. Hatten die Burschen doch ihre Jacken aufgeknöpft; es war gar nicht kalt. Elias bekam, wie die anderen, rote Wangen, das erstemal, seit er aus der Stadt gekommen war. Und je schärfer die Schneeflocken ihn anflogen, je glühender wurde sein Gesicht. Nach einer Weile wurde die Leiten (Berglehne) ein wenig flacher, um dann neuerdings steil anzusteigen bis zu den Felsgruppen, die, so licht sie zur Sommerszeit ins Tal schimmern mochten, heute düster grau sich über dem weißen Schnee erhoben. Länger als eine halbe Stunde hatten sie zu stapfen gehabt, dann waren sie oben bei diesen Wänden und das Abfahren begann. Jeder setzte sich auf seinen Schlitten, lehnte sich rücklings, streckte die Beine hoch und glitt davon. Fast lautlos geschah alles; sie nahmen sich nicht Zeit zum Sprechen, noch weniger zum Singen und Jauchzen, die Gier nach dem Abfahren war zu groß. Und zu köstlich, wie sie nun durch den scharf schneidenden Wind flogen, in einem Meere von Weiß, still und zart, als schwebten, sausten sie in den freien Lüften. Ein Genuß, mit dem sich kein anderer vergleichen läßt.

Elias stand oben und blickte ihnen nach, wie sie davonschliffen, immer rascher und tiefer hinab, bis sie im Gestöber, Nebel und aufgewirbeltem Schneestaub verschwanden. — Was wird er jetzt tun? Er schaute ungewiß in die stöbernde Luft auf. Sein Bruder hatte ihn noch geneckt, er solle doch warten, bis sie wieder heraufkämen, und nicht gleichwie sein hebräischer Namensheiliger in den Himmel hineinrodeln auf feurigem Schlitten. Das hatte der Junge einstweilen auch gar nicht im Sinne. Vielmehr trachtete er sich irdisch zu beschäftigen und Geschöpfe zu formen nach Gottes Ebenbilde. Als sie nach einer Stunde wieder heraufgekommen waren, lachend und keuchend, da war ein stattlicher Schneemann fertig, der auch schon Arme hatte und sie ausstreckte, entweder um die Welt zu segnen oder sich sein gutes Teil von ihr zu nehmen.

Mittlerweile war das Schneegestöber so dicht geworden, daß es keine Flocken mehr waren, nur ein unendliches Gestäube, das nicht fünfzehn Schritte weit sehen ließ. Noch einmal hatten sie es mit dem Abfahren versucht; die Kurven kamen in dem tiefen, feuchtflaumigen Schnee nicht recht vorwärts. Aber das gab keine weitere Verlegenheit. Lustig begannen sie Schneemänner zu bauen, Schneebären, Schneehirschen, Ungetüme mit drei Hörnern, mit zwei Köpfen, mit aufgespreiteten Rachen, ein wüstes Geschlecht, das mitten in dem Gejohle der Väter lautlos

dastand. Nun fiel plötzlich einem der Schneemänner der Kopf vom Leibe und kugelte sachte weiter, bis er liegen blieb.

„Oho, Köpfel!" rief der Friedl, „wenn man einmal was angeht, muß man nit faul werden und liegen bleiben. Weiter!" Er begann den Ballen weiter zu wälzen und der wurde mit jeder Umdrehung größer, jetzt wie ein Zuber, jetzt wie ein Faß, jetzt wie eine Heufuhr — und da wollte er liegen bleiben, denn es war der Boden flach. Hei, wie die Jungen dranstürmten, wie zehn Hände hoben und schoben, um die Wucht weiter zu wälzen. Träge und schwer schlug sie über, einmal, zweimal, zuerst langsam wachsend, immer wachsend, breiter und höher, ein massiger Riesenklumpen, wie ein Haus so groß, wie einer jener Felsklumpen, die sich bisweilen im Gewände loslösen, hinabdonnern, um unten auf grüner Wiese jahrtausendelang als ein Denkmal des Schreckens liegen zu bleiben. Nun kam das weiße, sich mit jedem Augenblicke vom Boden mächtiger mästende Ungeheuer an die Stelle, wo der Hang steiler wird, und nun wirbelte es hinab — hinab — und verschwand im Gestöber. Durch das stille Schneien drang ein dumpfes Dröhnen herauf.

„Jesus, das Haus!" schrie grell die Stimme des Elias. „Das Haus ist hin!"

„Das Forsthaus!"

„Schnurgrad drauf los!" rief der Kruspel mit kreischendem Lachen. „Beim Kugelschieben muß auch der Kegel fallen, mein Lieber!"

Dünn zitterte die Luft. Wie ein hohles Branden aus der Tiefe, so kam es herauf, dann ein gedämpfter Knall, als ob etwas geplatzt wäre, und dann Stille. — Der weiße, unermeßliche Schleier sank lautlos vom Himmel.

Als ob die warmlebigen Burschen selbst Schneemänner geworden wären, so starr standen sie da, schwer erschrocken auch der boshafte Kruspel. Friedl und Elias waren totenblaß. Der Vater ist zu Hause gewesen . . .

Endlich huben sie an, mit zitternden Beinen talwärts zu gehen. Der Friedl versuchte vergeblich den Schlitten. Der Schnee reichte schon bis an die Knie. Rasch und rascher kamen sie trotzdem zur Tiefe. Schon hörten sie die Ach rauschen, alles übrige verdeckte noch der schneiende Nebel. Der Friedl blieb stehen, legte die Hand aufs Herz und sagte: „Elias, ich kann nimmer weiter!"

„Komm, Bruder! Unser Herrgott! Vertrauen wir!"

Er zog ihn mit sich. Beider Augen wie Spieße in die Nebel stechend. Jetzt — dort — ein dunkler Streifen. Die Tauernach. Höher hin eine dunkle Fläche, als ob blauer Rauch stünde. Das ist der Lärchenwald hinter dem Hause. Alles andere grau in grau. Siehst du? Ist dort nicht? Das ist die Tanne, die hinter dem Garten steht. Und wieder verschwimmt alles im blassen Schneewirbel.

„Wenn er nicht mehr ist, Friedl?“ sagte Elias stockend, „wenn er nicht mehr ist?“

„Ich hab's getan!“ sprach dieser vor sich hin.

„Gott hat's getan und niemand anderer.“

„Dort steht es ja!“ jauchzte der Friedl hell auf.

Jenseits des Baches stand klar das dunkle Viereck des Forsthauses.

Doch als sie dann zum Hause hin wollten, über die Brücke, war diese verschüttet von einer wüsten Schneewucht. Da lag der zerschellte Ball. Es war nichts geschehen, auch die Brücke stand.

„Aber mir kommt's doch anders vor wie sonst. Wo ist denn die Kapelle?“

„Die Kapelle ist begraben.“

Die Burschen aus Eustachen haben sich sachte verzogen. Die beiden Brüder kletterten über den Schneehügel auf die Brücke und gingen zögernd dem Hause zu, das im Schleier der sinkenden Flocken stille dastand. An der Türe sind sie eine Weile verblieben. Der Friedl legte seine Hand an die Klinke und drückte doch nicht nieder.

Elias sagte: „Gelt, wir wollen nimmer übermütig sein!“

Der Friedl nickte bedenklich mit dem Kopfe: „Wenn uns heut' der Alte karabatscht!“

Der Alte tat nichts, er wußte es ja auch nicht, welcher Spatz die „Schneelawine“ veranlaßt hatte. Aber die Sali! Die machte kein schlechtes Wetter, als sie den ohnehin immer kränkelnden Studenten durch Schneegestöber herankommen sah. Und zwar ohne Überrock und ohne alle jene Umwicklungen, mit denen sie ihn mittags unter Einschärfung strengster Obacht entlassen hatte. Das Beängstigende zuerst war, daß sie nicht greinte, daß sie schwieg. Dann fuhr sie sich verstohlen mit ihrer Schürze über das Gesicht und endlich sagte sie ganz gedämpft: „Mit den Kindern ist wohl ein rechtes Kreuz!“ Dann fragte sie den Jungen: „Ja, so sag' mir doch um Gottes willen, seit wann ist's denn, daß der Mensch sich selber darf umbringen!“ Aber die Betrachtungen dauerten nicht lange. In drohendem Zorn befahl sie dem Elias, sich ganz augenblicklich auszuziehen und ins Bett zu legen. Dieweilen brüllte im großen Ofen der Schlafstube auch schon das Feuer. Die Sali wärmte an demselben schleunigst die Bettdecken und warf sie über den Jungen. Alle Decken und Kotzen und Kissen, die im Hause zu finden, trug sie herbei und schichtete sie über den armen Elias, daß er kaum atemholen konnte. Solange er noch zu sprechen vermocht, hatte er beteuert, daß ihm ganz und gar wohl sei, daß er sich gewiß nicht erkältet habe. Sie wies nur auf sein nasses Gewand, und es half ihm nichts, er wurde lebendig begraben. Mittlerweile tat die Hilfsmagd schon spanischen Tee kochen,

den er heiß verschlucken mußte. Ferner bekam er für die Nacht an den Füßen noch einen heißen Backstein und heiße Hafendeckeln über den Magen.

Der Junge benützte die Lockerung der Hüllen, um immer wieder auszurufen: „Aber Sali, mir fehlt ja nichts. Ich bin ja ganz gesund.“

„Mach nix. Du wirst schwitzen.“

Das tat er bereits im Übermaß. Gegen Mitternacht, als er buchstäblich in Schweiß gebadet war, versorgte sie ihn mit frischer, durchwärmter Wäsche, trug dem Friedl auf, alle halbe Stunden nachzusehen, ob der Bruder gut zugedeckt sei, fühlte ihm noch den Puls, ob nicht doch das Fieber da wäre, zog dann mit dem rechten Daumen über sein Gesicht ein Kreuz, und endlich ging sie beruhigt in ihre Kammer.

Am nächsten Morgen war der Student frisch und munter. Die Sali sprach nichts mehr von der Sache, gehabte sich aber den ganzen Tag in jener getragenen Stimmung, die der Mensch nach einer großen Tat empfindet. Sie hatte ja dem lieben „Geistlerbuben“ das Leben gerettet.

Der Schligerwitz, der Schligerwitz, der ist ein guter Spatzenschütz!

Seit dem Rodeln auf der Siebentaler-Leiten waren kaum drei Tage vergangen, als der Försterfriedl fand: „A Hetz ists gwest!“ Den Eustacher Kameraden ließ er durch einen Baumrindenführer kund und zu wissen tun, sie sollten am Palmsonntag in die Bärenstuben hinaufkommen zu einem Schneeballwälzen. Drei Büchsenschuß weit hinter dem Forsthause, beim sogenannten Hals, wo das Tal sich engt, und die Tauernach, neben ihr das Sträßlein sich windet, zweigt rechter Hand ein Graben ab. Ein steiniger Weg, der sich immer mit einem ungebärdigen Bächlein verflicht, führt hinein zu einem Talkessel. An den Lehnen Wald, Holzschläge und steile Matten. Der Talboden ist eine Schutt- und Sandhalde, auf deren geschützteren Stellen Erlengebüsch wuchert. An die Berglehne gebaut ist eine ganze Stadt von Scheiterstößen, und davor eine Köhlerei mit rauchenden Meilern. Dieser hochgelegene Talkessel heißt die Bärenstuben. Von Zeit zu Zeit geht das Gerede um, daß dort in unzugänglichen Höhlen noch Bären hausen, die in die Ziegenherde der Holzknechte brächen, und sogar die Almkühe nicht verschonten. Es heißt, man finde wirklich bisweilen zerrissene Körperteile einer Ziege oder eines anderen Tieres; den Bären will auch mancher gesehen haben. Wenn der Förster der Sache aber näher auf den Grund geht, verflüchtigt sich alles und bleibt nichts zurück als die Bärenstuben mit den Holzknechten und dem Krauthasen. Der Krauthas, das ist der Kohlenbrenner, den wir schon einen Augenblick gesehen haben, und zwar bei jenem Faschingbegraben mit der Siebenschellenkappe, derentwegen die

Leut' ihn mit dem Rufe „Schellsiebener“ gefeiert haben. Eine größere Ehre ist diesem Manne sein Lebtag nie wiederfahren.

In den Gruben und schattigen Mulden waren zurzeit noch Schneeaugen. Die schneeigen Berghänge im Hintergrunde des Kessels blinkten in der Sonne blendend weiß, als ob der Schnee überglast wäre.

An der Köhlerei war es, wo die Burschen zusammenkamen. Der Friedl wußte in diesen Gegenden Bescheid. Da mußte er sich die Woche über plagen im Holzschlag, da durfte es Sonntag wohl einmal auch eine Lustbarkeit setzen. Elias war nicht mitgekommen. Er habe an dem Schneeballen auf der Siebentaler-Leiten gerade genug gehabt. Den Krauthasen fanden sie hoch auf einem der runden, rauchenden Meiler stehen und mit einer Krücke die Lösche festpracken an Stellen, wo Feuer zum Vorschein kommen wollte. Der Köhler, ein schlanker, hagerer Mann, war über und über schwarz. Die schlotternde Zwilchhose, mit einem Strick festgebunden, war einmal grau gewesen. Die gestrickte Wollenjacke des Oberkörpers war einmal rot gewesen. Die Tuchmütze auf dem Kopfe war einmal blau gewesen. Jetzt alles schwarz. Im verrußten Gesichte das Weiß und die roten Ränder der Augen, da guckte aus dem Teufel der Mensch hervor.

„Krauthas, steig herab und gib uns ein' Schligerwitz!“ rief der Friedl dem Köhler zu. Der torkelte gleich vom Meiler.

„Junge, saubere Herren da? Muß man wohl, muß man wohl gleich!“ Ein dünnes, fistelndes Stimmlein. Den Kopf neigte er schelmisch lauernd vor, das seine gewöhnliche Haltung, denn der Krauthas war „gnackbucklig“.

Sie gingen in die Hütte. Die war dunkel, aber geräumig. Drei kleine, niedrige Fenster ließen wohl so viel Tag in das Blockhaus, daß auch ungeübte Augen imstande waren, die Einrichtung zu unterscheiden. An der Ecke ein roh gemauerter Herd mit glosenden Kohlen, daneben eine Bretterpritsche mit Stroh und einem alten Lodenmantel. Dann eine Truhe, als Vorratskammer verwendet. An der anderen Wand mehrere ungefüg gezimmerte Brettertische. In früherer Zeit war noch ein zweites Bett da gewesen, in dem das Weib und das Töchterl beieinander schliefen. Seitdem aber das Weib durchgegangen und das Töchterl „in Diensten“ verreist war, wie der Krauthas sagte, konnte aus der Bettstatt ein Tisch gebaut werden für Gäste. Holzknechte sprachen gerne zu, auch Rinden- und Kohlenführer, im Sommer auch Halter, denn der Krauthas schenkte einen Fusel, den er „Schligerwitz“ nannte.

Nun stellte er — „wie viel seid Ihrer denn? Siebene?“ — sieben Stengelgläschen zurecht, hob aus der Truhe einen irdenen Plutzer und ließ mit feierlicher Gebärde das gelbliche Brünnlein rinnen. „Packt ihn an, Prinzen!“ Das kratzte einmal, so daß die Buben mit scharfen

Atemstößen aus der Brust ihre Kehlen ausfegen mußten. Der Friedl warf eine Krone auf den Tisch, sie drollerte eine Weile und blieb endlich liegen. Das ist für alle. „Wir müssen anrucken."

„Wohin wollt Ihr denn?" fistelte der Köhler.

„Auf die Wildwiesen, Schneekugel treiben."

Der Krauthas drehte den Kopf schief, schielte so in die Krume. „Schneekugel treiben? Auf der Wildwiesen? — Teuxelsbuben seid Ihr. Darf ich nachkommen mit einem Plutzerl?"

„Gilt schon! Komm nach!"

„Schau, schau!" pipste der Köhler, „auf der Wildwiesen, da werden s dir aber nit schlecht herabteuxeln!"

„Schaden tun können s nit da drinnen", sagte der Friedl.

„Wenn s kein Bären treffen. Sonst nit. Na, alsdann, meine Herren, ich komm nach!"

Dann voran durch das Hochtal. Weg und Wasser hatten im Sande sich verloren, die Burschen gingen, sprangen, hüpften über das Steinwerk so dahin. Blieb auf einmal einer der Gerhaltsöhne stehen, schaute himmelwärts und sagte: „Das ist gspaßig. Nit ein Fetzerl Gwölk, und mir ists gwest, als hätts gedonnert."

Weiter drinnen begegnete ihnen ein alter Holzknecht. „Wo denn hin, Buben?" fragte er.

„Auf die Wildwiesen."

„Auf die Wildwiesen?"

„Tuts der Schnee? Wir wollen Schneekugel treiben."

Der Alte schaute mit Staunen den Friedel an.

„Und der Försterische will auch mit? Der sollts doch wissen. Schneekugel treiben, jetzt im Frühjahr, wo die Lahnen abgehen! Seit gestern fahren sie. Man kanns eh hören. — Buben, da ists nix mit dem Gspiel!"

Sie schauten einander an und berieten sich. Es war dumm. So weit herein und umsonst. Die einen wollten doch hinauf. Aber der Friedl war jetzt für die Umkehr. „Ich habs halt nicht gewußt, Kameraden, daß der Teufel schon jetzt roglig wird. Die Lahnen heben doch sonst erst nach Ostern an."

„Ganz nach dem Wetter", sagte der Holzknecht. „Jetzt gehns halt einmal ab. Laßt sich nix machen. Na, tut wie ihr wollt, gsagt hab ichs euch." Und ging mit geknickten Knien weit ausschreitend seines Weges. In den Bergen war wieder ein dumpfer Donnerhall.

„Wißt was, Buben", schlug der Friedl vor, „gehn wir zurück. Kehren wir beim Krauthasen ein auf ein Schligerwitz."

So haben sie es auch gehalten und ist's gar lustig geworden in der dämmerhaften Kohlenbrennerhütte.

Der Krauthas gestand, er habe sich wohl gedacht, daß sie ehzeit wieder zurückkommen täten. Und er war bereit. Vom Gesicht hatte er sich den Kohlenstaub gewaschen, daß es nun beinahe menschlich aussah. Der Mann war jünger, als er auf seine geknickte Körperhaltung hin geschätzt wurde. Das Gesicht war mager und wies doch keine rechten Knochen. Um die Mundwinkel hatte es Halbringe. War auch glatt rasiert. Nicht ein Härchen im ganzen Gesichte. Schier wie ein ältlicher Dorfschulmeister. Aber nur, solange er den Mund nicht auftat. Sonst kamen bisweilen unschöne Dinge hervor. Seine Sprücheln und Liedeln, da mußte einer schon mehr als ein Glasel Schligerwitz getrunken haben, wenn sie ihm Spaß machten. Er wartete auch weislich die Zeit ab. Unterhielt die Gäste mit kleinen Taschenspielerkünsten. Gar bedächtig und ehrbar setzte er seine Rede, bis er merkte, daß der Ofen geheizt war. Dann begann er vorsichtig loszulegen und sachte kam es immer dicker und dicker. Dabei das ernsthafteste Gesicht von der Welt.

Nun huben sie einmal an und steckten Pfeifen in Brand. Der Friedl hatte eine Zigarre und zwickte ihr mit dem neuen Taschenmesser die Spitze ab. Es war noch nicht viel los. Den Burschen tat der Branntwein nicht recht schmecken. Und der kaiser-königliche Straßenschotterer wollte der klügste sein. Er goß einige Tropfen Schnaps auf die hohle Hand, rieb sie mit beiden Händen ein und roch. Dann hielt er die Hand dem Nachbar hin: „Riech einmal!“

Der tat's. „O du! Wasch dich besser!“

„Das ist nit die Hand, mein Lieber, das ist der Schnaps.“

„Junger Herr!“ lispelte der Krauthas, und um die Mundwinkel spielten zuckend die Halbringe. „Tu mir mein Schligerwitz nicht schmachen! Der ist wohl ein gar guter Kamerad, muß ich dir verraten. Hast eh kein Schneid! Sauf Schligerwitz!“

Und mit dem Kopfe den Takt wiegend, trällerte er faunisch:

„Der Schligerwitz, der Schligerwitz,
Der is a guater Spatzenschütz,
Der macht a Schneid und gibt a Hitz,
Der Schligerwitz!“

„Halts und bring was z trinken! Hast kein andern?“

„Wisset, bedenket, meine Herren“, bekannte nun der Köhler, „dasmal ist er nit recht graten. Sechs Jahr bin ich Soldat gwest. Und dennoch gehens auf mich los wie die Hund. Weil ein armes Leut nix haben darf. Verboten habens mir das Brennen. Heimlich muß ichs tun — bei der Nacht. Da muß mir was in den Kessel sein gfallen oder was immer. Ich kenns eh selber, er hat ein Gruchen.“

„Larifari. Brennt hast was Schlechtes. Soll ich dir sagen, was d' brennt hast?“

Beim Jackenflügel faßte der Köhler den Gerhaltbuben, der so gefragt hatte, zerrte ihn abseits, als ob's die andern nicht sollten hören dürfen, und flüsterte: „Ein guten Weiberleutfanger hätt ich."

Der junge Gerhalt verstand das nicht. Der Kruspel aber, der gelauert hatte, verstand es.

„Her damit, Krauthas!" kreischte er.

Da begann der Köhler mit Umständlichkeit an dem Riedheu herumzutun, das dort im Winkel gehäuft war, und es kam ein Fäßchen zum Vorschein. Roter Schnaps, süß und süffig. Von dem da, so berichtete der Köhler, täten die Holzknechtburschen im Sommer, wenn sie auf die Alm gehen zu den Schwaigerinnen, gerne mitnehmen. „Zum Drankriegen."

Der schon, der tat's.

„Gelt!" sagte der Krauthas, strich dabei an den Friedel und fragte, ihn vertraulich angrinsend, ob ihm nichts wäre?

„Was soll mir denn sein?"

„Na ja — hab halt gmeint. — Was sagt ihr zu dem da?" Ein Büschel Spielkarten warf er auf den Tisch.

„Die sollst erst einmal ins Bad schicken", spottete der Friedel.

„Geh, meinst?" entgegnete der Krauthas pfiffig. „Kunst dich ja von der Herzdam nit trennen!"

„Wer, ich?"

„Tragst sie eh Tag und Nacht an deiner schneeweißen Brust."

„Ich? Wen? Die Herzdam?"

„Wettst was, du tragst auch jetzt die Herzdam unterm Brustfleck?"

„Die wird wohl bei ihren Kameraden liegen", sprach ein Gerhaltsohn und suchte im Kartenbüschel nach der Herzdame.

„Selm wirst sie nit finden", girte der Köhler, „die duckt sich jetzt an des jungen Herrn Fridolin Rufmann sein heißes Herz."

Der Friedl konnte nicht einmal lachen, so schlecht war der Witz.

„Was wettest?"

„Was du willst, Narr."

„Ein Fassel Rosoli."

„Wegen meiner!"

„Alsdann nachher greif halt einmal eini", sagte der Krauthas gemütlich.

Der Friedel tastet in seinem halboffenen Leibellatz herum. „Teuxel, was ist denn das da drinnen?" Und wie er die Hand hervorzieht, hat er die Herzdame.

Gelächter, Geschrei. Mit einem heiteren Fluche schleudert er das schmutzige Blatt in den Winkel. Und jetzt bezahlt der Friedel allen Rosoli, der heute getrunken wird. Von dem konnte man schon mehr hinabtun, der kratzte nicht, der schmeichelte.

Plötzlich ging der Kruspel auf den Kohlenbrenner los: „Du, sag mir einmal, wo hast es denn? Wo hast es denn versteckt heut?“

„Was versteckt?“

„s Menschl!“

„Ah, das meinst. Das ist jetzt in Löwenburg unten. Der Fratz hat Glück. Ist eine Stadtdam worden. Na, ich glaubs, daß sie sich dorten besser steht, wie in der Bärenstuben.“

Der Kruspel zog seinen langen Kinnbacken auf und nieder und sagte: „Geh, schwarzer Ganggerl, tu uns den Gefallen und tausch mit ihr. Nachher werden wir uns auch besser stehen.“

„Gib du lieber Achting, daß dir dein Kinnbacken nit abifallt!“ lachte ein anderer.

„Keine Amtsbeleidigung! Ich versteh kein Spaß, mein Lieber!“

„Aber ich bitte dich, Kaiser-königlicher, das sieht man ja.“

Derweil hub der Krauthas an, seinen schlangenlangen Leib zu wiegen wie eine kokette Tänzerin und gewisse Liedeln zum besten zu geben. Der Kruspel tat mit. Daraufhin stellte sich der Försterfriedl zu den Gerhaltbuben und sie sangen hell und frisch den „Dreispannigen“, einen dreistimmigen Jodler, der die heiseren Ausgelassenheiten des Kohlenbrenners überjauchzte. Aber sie mußten abbrechen, denn plötzlich krümmte der Krauthas sich zusammen und begann zu wimmern: „Magenweh! So viel Magenweh!“ Es müße ihm was Unrechtes im Magen liegen!

„Ja, deine Schweinereien!“ sagte der Gerhalt.

„Sei so gut, Gerhalt, zieh mir das Bandel außer!“ jammerte der Köhler kläglich. Das Ende eines blauen Bandes stand ihm aus dem Munde hervor.

„Ein Schürzenbandl hat er gschluckt!“ lachte der Gerhaltsohn, „aber beiß mich nit!“ Faßte das Band und zog an. Dieses kam aus dem Munde hervor, es war lang, es kam immer und immer heraus, es brach nicht ab und endete nicht. Schon ellenlang schlängelte das Band sich auf dem Fußboden und immer noch spann es der junge Gerhalt hervor. „Dem Krauthasen sein Bandwurm!“ Unbändig lachten sie, bis endlich doch die Sache zu Ende war. Der Köhler bedankte sich gar drollig, versicherte, jetzt sei ihm wohl und schickte sich an, noch andere „Zaubereien“ zum besten zu geben, um seine lustigen Gäste noch lustiger zu machen.

„Trinkts Buben, morgen sein mer eh in der Höll!“ rief übermütig der Friedl und schenkte die Gläser voll.

Da klirrten die Fenster.

Sie stutzten. — „Was ist denn das?“

„Was ist denn das jetzt gwesen?“ —

„Schon wieder!“

„Die Lahnen! Die Lahnen!"

Sie stürzten vor die Tür. An den Hängen hallten die Donner. An mehreren Stellen sah man es über den Waldwipfeln hoch aufstäuben. Dort drinnen über die weiße Fläche der Wildwiesen herab glitt scheinbar langsam und schwer eine Masse, hinter sich einen breiten, dunklen Streifen lassend. Aber fast gleichzeitig brach es auch vom nahen Berghang herab, daß der Boden schütterte.

Der Köhler faßte seinen Kopf mit beiden Händen, eilte in die Hütte zurück und wimmerte. Das war ein anderes Wimmern, als vorher um das Magenweh. Ein Stöhnen der Angst war's jetzt, ein wahrhaftiges. Und als der Friedl hineinlief, um seinen Hut zu holen, umschlang der Köhler ihm die Beine und wimmerte: „Bleib! Bleib da! Mein liebster Herr Friedl, bleib da bei mir. 's ist der jüngste Tag."

„Der ist noch lang nit, schwarzer Kohlenbrenner! Morgen kriegst das Geld für den Rosoli."

Und haben ihn allein gelassen in seiner Armensünderangst.

Gegen Abend, als der Schnee fror und es in den Bergen wieder ruhig geworden war, gewann der Krauthas auch seinen Mut. Als er die Gläserreste auf den Boden goß und Ordnung machte, sah er auf dem Tisch etwas Glänzendes liegen — ein schönes Zeuglein. Er beguckte es von allen Seiten, kniff die Lippen ein: „Schau, schau, da hat mir einer ein Präsentel gemacht." Und schob es in seine Hosentasche.

„Der Schligerwitz, der Schligerwitz."

Eine himmlische und eine irdische Jungfrau.

Die Burschen ulkten heimwärts. Wo es Schnee gab, da bewarfen sie sich mit Ballen. Wo ein Tümpel war, da suchte einer den anderen hineinzuleichen und der Kruspel mußte wiederholt wegen Beleidigung einer Amtsperson vorstellig werden.

Als sie durch den Hals hinauskamen und das Forsthaus nahe war, wurden sie anständiger. Ihre Rauchzeuge zündeten sie an. Der Friedl hatte keine Zigarren mehr. So wollte er sich ein Haselstöcklein schneiden, um etwas in der Hand zu haben zum Spielen. Er langte mit der rechten Hand in den Sack, dann langte er mit der linken Hand in den anderen Sack, dann wandte er sich um und schaute auf den Weg zurück und dann brach er den Holzzweig mit der Hand ab. Nun hatte er etwas zum Fuchteln, das ist anstatt der Zigarre.

Im Forsthause angelangt, vernahm Friedl, daß Gäste da seien. Der Michelwirt mit seiner Tochter. Der Steirerwagen stand in dem Holzschuppen. Der Bursche wurde bei dieser Wahrnehmung fast nüchtern. Aber er wagte sich nicht ins Haus, warum, das wußte er nicht recht. Er führte seine Kameraden auf die Kugelbahn, die oben am Waldrande

war. Doch keiner traf etwas, die Amtsperson traf nicht einmal den Laden und warf weich.

In der guten Stube des Forsthauses war es schon seit frühem Nachmittage hoch hergegangen. Ja, der Michel war wieder einmal da. Der Förster hatte seine Klampfen, wie er die Laute nannte, vom Wandnagel genommen und so konnten sie sich wieder einmal satt singen miteinander. Schade, daß der schöne Einklang dieser Stimmen von niemandem weiter gehört werden konnte, als von der Helenerl, die in ihrem dunkelgrünen Sonntagsgewand auf der breiten Ofenbank saß und mit innerem Behagen an einem feinen Strümpflein strickte; und von der Sali, die heimlich ihr Ohr ans Schlüsselloch hielt; und von dem Waldl im Hof, der gerührt über den lieblichen Sang heulen mußte.

Weil es in der tiefsten Fastenzeit war, so wählten sie fromme Lieder. Michels Kehle hatte dafür einen weichen Mollton. Der geheimen Horcherin, die eine besondere Marienverehrerin war, zur Freude, sangen sie die süßinnige Weise vom armen Dienstmägdelein.

„Es war ein armes Dienstmägdelein,
Gar keusch und rein im Leben.
Das ging wohl alle Tage in Wald,
Und fand sie eine Bildnus bald,
Sie tragts mit großen Freuden.

Die Bildnus war all verwüst und wild,
Die Bildnus war wohl zu bekleiden;
Sie tat es zieren wunderfein
All Tag mit einem Blümelein,
Wie s' stunden auf der Heiden.

Es stund wohl an sechs Wochen lang,
Da ward das Mägdlein tödlich krank,
Sie wollt' zu Haus nit bleiben;
Zwei Priester zogen wohl durch das Land
Und über dieselbige Heiden.

Der Weg war ihnen unbekannt
Zwei Straßen taten sich scheiden.
Sie setzten sich nieder ganz müd und matt
Der erste, der einschlafen tat,
Der andere tat umschauen.

Da sahen sie ziehen eine ganze Schar
Der schönesten Jungfrauen,
Und in der Mitt' die Helferin,
Maria, die Himmelskönigin,
Noch schöner anzuschauen.

Der Priester fallt nieder auf die Knie,
Er tat sie so schön fragen,
Wo sie wollten gehen hin.
Die hohe Himmelskönigin
Maria tat ihm's sagen:

Sie saget ihm's gar herzlich fein,
Wohl zu dem armen Dienstmägdelein,
Wie sich's hat zugetragen.
So gingen sie der Heiden zu
Und nach dem Mägdlein fragen.

Sie gingen wohl ins Haus hinein,
Da sahen sie das arme Dienstmägdelein
In großen Schmerzen liegen,
Maria stund ihr wohl zur Seit'
Und tat sie so schön küssen.

Da rufen's die Priester zur selbigen Stund
Das Wunder, das geschehen:
Jetzt fallt's nur nieder auf die Knie,
Jetzt ist die Mutter Gottes hie!
Da haben sie's nimmermehr g'sehen.

Um so viel eh haben das Wunder wohl
Die Priester aufgeschrieben,
Dem höchsten Gott zu Lob und Ehr'
Dem Menschen auch zu seiner Lehr':
Maria allzeit lieben."

Während die zwei bärtigen Männer in der Stube dieses liebliche Lied gesungen, hatte die Sali hinter der Tür schon wieder was zu greinen: „Jetzt glaub ich ihnen gar nix meh! Sie mögen noch so viel schelten und fluchen — fromm sinds! Sie mögen den höllischen Ganggerl anrufen, so oft sie wollen, in Himmel kommens. Wer unserer lieben Frau so schön tut singen, den verlaßt sie nit."

Nun hatten die Sänger noch einen anderen Zuhörer, den sie in allen Weiten des Waldes glaubten an diesem schönen Sonntagsnachmittag. Elias lag oben in der Schlafstube zu allerlängst auf dem Boden. Er hatte ganz leise den Holzschuber aufgemacht, der dazu bestimmt war, des Abends die Ofenwärme der großen Stube in die Schlafkammer zu leiten. Heute strömte durch die Öffnung süße Maienluft hinauf, im Liedesklang von der heiligen Jungfrau Maria.

Der Junge hatte Angst, sie würden das Lied unterbrechen, wenn sie sein Schluchzen hörten. Die Jungfrau Maria war ja seine heimliche Liebe, von der er niemand was sagte. Seit die Sali ihm als kleinem Knaben die Marienlegenden erzählt, war dieses himmlische Anbild in ihm. Als Kind hatte er in Marien die Mutter verehrt, als Jüngling liebte er die Jungfrau. Von einem Rosenkranze umgeben, von Engeln umkreist, im schneeweißen Gewand, auf dem Haupte die Krone der Himmelskönigin, ganz wie im Liede, so steht sie vor ihm, wenn er betet oder wenn er aufwacht in stiller Nachtstunde. Ernst und gütig, so schaut sie auf ihn herab und aus den milden Händen, die sie über ihn hält, gehen lichte Strahlen nieder auf sein Haupt: Die heilige Inbrunst seines Herzens, die er nimmer konnte herausbeten, die ihm fast weh tat — in der wundersamen Melodie dieses Liedes löste sie sich selig. Darum mußte der Junge so schluchzen.

Die Sänger stimmten ihre Saiten und räusperten sich für was anderes. Da schlich Elias hinaus, das Marienlied wollte er sich durch keinen anderen Klang aus dem Ohre scheuchen lassen.

Die Sali hatte sich auch zurückziehen müssen von ihrem Horcherwinkel, um den Kaffeetisch zu besorgen. Milch und Sahne, Weißbrot und Butter waren schon lange erwogen und bereitet. Kaffee, die feinste Sorte, wie man sie in Eustachen nicht kriegt, die man draußen beim Kaufmann in Ruppersbach holen muß! Nun steht alles auf dem zierlich gedeckten Tische bereit; aus der Tasse dampft heiß herzerfreuender Geruch — und nun dankt der Michelwirt freundlich und sagt, Kaffee trinke er nicht. Anfangs ist die Sali sprachlos. Allmählich kommt sie zu ihren Kräften. Mit umflorter Stimme, der schier das Weinen nahe war, in dumpfem Ernste frägt sie ihn, weshalb er denn eigentlich die Einladung zum Kaffee angenommen habe, wenn er keinen Kaffee trinke?!

Dieser Mensch ist so leichtsinnig, daß er lachen kann. Wegen eines Essens sei er nicht gekommen, das habe er zu Hause auch. Er nähme am Nachmittag überhaupt nichts. Zum Plaudern und Singen sei er da und zu sonst nichts. Und ließ die Schale klappfest stehen, bis sie eine Haut hatte. Und saß munter am Tische und strich mit beiden Händen seinen Bart. Dieser lange, schwarze Bart! Nie noch war dieser Bart der kleinen Alten so zuwider gewesen, als jetzt, da der Mensch ihr den

Kaffee verschmäht. Die Helenerl konnte nach Herzenslust und mit noch so feinem Schick ihr Butterbrötlein streichen und aus der weißen Schale schlürfen — der Sali Freude war dahin. Belebte sich auch nicht mehr, als der Michelwirt mit schmatzendem Behagen Honigbrot aß und alles was da war, überschwänglich lobte. Mit drolliger Beklommenheit steckte es ihm dann der Förster: „Ist nicht wieder gutzumachen, Freund, es ist nie wieder gutzumachen! Du kannst sie als Ehebrecherin oder als Leichenschänderin verleumden, sie wird dir verzeihen. Aber daß du ihren Kaffee verschmäht hast, das verzeiht sie nimmer."

Nach dem Kaffee ging die Helenerl einmal ins Freie, um sich noch vor dem Abenddunkel die kleine Wirtschaft anzusehen.

Sie begegnete dem Studenten, neben dem sie ein Weilchen einherschritt. Er redete aber nicht viel. Obschon auch sie auf das Reden nicht eingeschossen war, zu dem möchte sie doch was sagen. Wenn sie nur wußte, was man mit so einem kleinen Studenten spricht. Ihre gegenseitige Verlegenheit kam ihr übrigens ganz lustig vor. Ja wahrlich, sie könnte ihn fragen fürs erste, ob er nicht einen Kaffee wollte trinken gehen, fürs zweite, ob er schon ein wenig Messe lesen könne? Überlegte sich's aber, ob das eine, das Bemuttern, sich bei so einem jungen Stadtherrn wohl schicke und ob er das andere nicht etwa für ein Gespötte halten könne. Er ließ sie rechts gehen, blieb ihr aber zwei Schritte im Abstand. So gingen sie nebeneinander bis zur Brücke und über dieselbe. Und auf derselben sagte sie: „Das Wasser tut so stark rauschen, daß man kein Wort versteht."

„Ja", antwortete er, und zog das Wort in die Länge, daß es zur Not auch für zwei gelten konnte. Er hatte also doch verstanden, trotz des Wasserrauschens, und war wieder das ganze Gespräch vom Nichtverstehen überflüssig gewesen. Jenseits der Brücke lagen noch Schneereste und dabei die Bretter, teils entzweigebrochen, teils noch aneinanderhängend. Der zerstörte Brunnen quoll irgendwo aus der Erde und sumpfte den Boden.

„Da soll ja die Kapelle gestanden sein", sagte sie.

„Ja."

Nach einer Weile wieder sie: „Ists wahr, daß sie eine Schneelawine hat umgeschmissen!"

„Ja."

Und wieder nach einer Weile: „Um die Kapelle wird Ihnen wohl recht leid sein?"

„Kein Schade drum", antwortete er, weiter nichts.

Da dachte sie, jetzt laß ich's bleiben. Und war froh, daß der andere kam. Auf der Kugelbahn hatte der Friedl, während er just die

Kugel hinausgeschoben, bemerkt, daß Michelwirts Helenerl dort mit seinem Bruder Elias ging.

Alle Neune konnten fallen, seinetwegen! Er guckte nicht weiter darnach, er eilte hinab und über die Brücke.

„Du bist ja nicht artig, Elias!“ rief er lustig, nahm unter schöner Verbeugung den Arm des Dirndels und hing ihn in den seinen. Dabei lehnte er sich gleich etwas zu stark an, so daß sie leicht zurückwich.

„Oh, verzeih!“ sagte er lachend, „weißt, wenn einer den ganzen Tag auf dem Steinhaufen herumgekugelt ist, da tuts wohl auf dem Blumenbeetel.“

„Sehen Sie, Herr Elias!“ redete sie über die Achsel gegen den Studenten hin, gleichsam: Daran nehmen Sie sich ein Beispiel, so muß man's machen, wenn man mit einem Mädel geht!

Dann erzählte der Friedl, wie er den Tag über mit bösen Buben umgegangen sei, so daß Gefahr bestehe, er könne auch selber einer werden, wenn er nicht noch knapp vor Abend sich an ein liebes Mädel mache.

„Bedank mich schön!“ antwortete die Helenerl, was freilich ein Spott war, aber ein solcher, für den sie wünschte, daß er nicht übel genommen werde. Übel genommen? Nein, das wurde er durchaus nicht. Im Gegenteil, der Bursche gesellte sich noch traulicher, plauderte ihr so nahe ins Gesicht hinein, daß es ein paarmal knapp daran war, sein Mund könne ihre Wange berühren. Die Wirtstochter machte sich nicht viel daraus, sie kannte schon durch Kellnerinnen die Art junger Männer, die etwas unbedacht getrunken haben. Sie hielt ihr Gesichtchen nur ein wenig gegen die andere Seite.

„Aber gar so neidisch sein, Helenerl!“ scherzte er. „Laß' mich doch deine Äugerln anschauen, wird eh bald finster!“

Sie wendete ihr blondes Köpfchen und ließ sie ihn wirklich anschauen. Er tat das schier gründlich und sie schauten sich treuherzig in die Augen.

So waren sie wieder zurück über die Brücke gegangen. Hinter ihnen drein Elias. Das war ihm einmal etwas Neues. Hatte er schon früher keine Worte gefunden, jetzt fand er auch keine Gedanken. Er war verblüfft. Zum Hause gekommen, nahm die Helenerl rasch ihren Arm an sich und ließ den Friedl allein stehen. Er schaute ihr nach und schnalzte mit der Zunge. Zum Fenster rief die Sali heraus, wo sie denn alleweil herumgäulen täten, die Buben? Ob sie den Kaffee das drittemal aufwärmen solle?

Während die beiden Alten in der großen Stube bei der angezündeten Lampe und beim Glase Wein noch frohgemut beisammensaßen, plauderten, erzählten, dann wieder eins sangen, gingen die Brüder noch

einmal über die Brücke und drüben auf der Straße gegen die Schlucht hinein. Es dunkelte schon stark. Sie hatten eine Unterredung. Der Friedl hatte erzählt, daß aus dem Schneekugelschieben auf der Wildwiesen nichts geworden war, weil die Lahnen gingen, daß es hingegen aber um so lustiger beim Krauthasen hergegangen sei. Das wäre ein närrischer Kauz, dieser Krauthas, und was er für Kunststückeln mache mit den Spielkarten, mit Bandeln und anderen Sachen. Feuerfressen könne er auch. Etwas unsauber, aber komisch. Ein kohlschwarzer Zauberer, den müsse der Elias doch einmal aufsuchen: „Ich muß morgen wieder hinauf zu ihm; willst mit?“

Elias sagte rundweg nein.

„Na ja, s ist auch noch ein zu kalter Wind jetzt in der Bärenstuben. Später einmal gehen wir miteinander hinauf. Mußt dir doch auch einmal den Holzschlag anschauen, wo ich meine Arbeit hab. Und auf die Almen, weißt, wie damals auf die Seealm! Sind noch Fratzen gewesen. Wenn man groß ist, schaut's auf einem hohen Berg ganz anders aus. Da mußt einmal mit.“

„Ja, da geh ich einmal mit.“

Auf das Klappern oben am Waldrande sagte der Friedl: „Haben die Bären sich immer noch nit genug Kugel geschoben! Man sieht ja nix mehr. Die Gerhaltischen sind solche Kegelfresser. — Elias, du bist ein Musterbruder!“

Da er seinen Arm zärtlich um den Nacken des Studenten legte, so fragte dieser gelassen: „Willst was von mir?“

„Bloß zehn Kronen, aber die muß ich haben.“

„Und die soll ich dir borgen?“

„Na, gerade das verlange ich nit“, lachte der Friedl, „kannst mir sie auch schenken.“

„Und wenn ich nichts habe?“

„Ich bitte dich, du hast immer was.“

„Und warum hast denn du nichts? Kriegst mehr als ich im Monat, verdienst dir auch was, ich verdiene mir nichts.“

„Und brauchst auch nix. Weil du ein braver Junge bist.“

„Und du?“

„Ich? Ein Lump. Das heißt, nein, noch bin ich keiner. Daß ich halt alleweil so viel aufglegt bin zu allem, was lustig ist. Und daß alles Geld kostet, was lustig ist, ich kann nix dafür. Ist so weit ja nix Schlechtes. Aber wenn man was verspricht und nit hält, dann ist man ein Lump. Und so einer bin ich schon morgen, wenn ich die zehn Kronen nicht hab.“

Elias machte ein strenges Gesicht. An seinen Professoren hatte er es gesehen, wie man die Stirn runzelt und die Augensterne zurückzieht,

tief in die Knochen hinein. „Friedl“, sagte er, „weil wir schon von Lumpen reden, wie heißt denn ein Mensch, der was verspricht und weiß, daß ers nicht halten kann?“

„Das hab ich nit gewußt heute drinnen beim Krauthasen. Auch dich hätte er so gefangen.“ Dann erzählte er die Geschichte von der Herzdam, von der Wette und vom Rosoli. „Es ist eine Spielschuld, mein Lieber!“ sagte er, um die ganze Größe der Angelegenheit darzutun. „Und jetzt, ob ich morgen ein Lump bin oder nit, das kommt auf dich an.“

„Hörst du, das ist eine Erpressung!“

„Wer ist schuld als du, wenn du nit willig hergibst!“ sagte der Friedel lustig.

„Gut, aber zu Ostern mußt du mir meine Sache zurückgeben.“

„Elias“, sagte der Friedl, „zurückgeben, das kann ich nit versprechen. Damit du siehst, daß ich kein Lump bin.“

„Nun, dann muß ich freilich.“ Der Junge zog aus dem Hosensacke sein Geldtäschchen, es war nichts drin, als ein einziger sorgfältig zusammengefalteter Zehnkronenschein.

„Aber das ist das letztemal. Du mußt dich bekehren. Nimm dir ein Beispiel an unserem Vater.“

„Wär mir nit zuwider. Vormittag beim Michelwirt Wein trinken und nachmittag zu Haus Wein trinken. Geh, schau nit so grantig. Will mich ja bessern. Seh's eh ein, daß es so nit kann fortgehen. Es ist halt just einmal zu lustig auf der Welt.“

Leise sagte Elias: „Denk ans Fegfeuer!“

„Jesses, ans Fegfeuer! Laß mich aus mit dem Fegfeuer!“

„Nachher möchte ich dir noch was sagen, mein lieber Bruder.“ Er zuckte ab, aber es kam doch. „Wie du zu der Michelwirtischen bist gewesen, vorhin!“

„Mit wem meinst?“

„Mit der Helenerl. Und noch dazu beim hellichten Tag!“

„Nein, es ist schon bissel dunkel worden.“

„Wie du sie gleich so hernimmst! Und so Sachen plauschen mit einem jungen Mädel! Just, daß du sie nicht hast abgeküßt auf der Straße!“

„Tu nit greinen, geistlicher Herr, ein anderesmal werd ichs schon heimlich tun.“

„Du tust alles verdrehen und ich sage dir, garstig ist das, mir hast gegraust! Ich glaube schon bald, du hättest sie verführen mögen!“

„Du, die mag Einer nit so leicht verführen“, versicherte der Friedel.

„Weil sie schon verführt ist. Eine Kellnerin! Da gehört nicht viel dazu.“

Jetzt blieb der Friedl stehen und betrachtete den kleinen Studenten von oben bis unten. Und schüttelte den Kopf und lachte.

„Allen Respekt! — Aber weißt, mein lieber Bruder, erstens ist das keine Kellnerin. Und zweitens, wenns auch eine wäre! Ein so liebes Täuberl sie auch tut sein, probiers nur einmal mit ihr, mein Lieber!"

Hinter dem Hause plötzlich ein großes Gelächter. Einer der Burschen lief um die Ecke, mit den beiden Händen die linke Wange haltend, als ob sie ihm davonlaufen wollte. Der Kruspel. Eine unerhörte „Amtsbeleidigung". Mit der Helenerl hatte er in seiner Art vertraut werden wollen. So schallend hatte es geklatscht, daß die Gerhaltbuben auf der Kegelbahn anfangs geglaubt, der Förster habe aus seiner „Schrottpfeife" einen Schuß tun wollen und sei ihm bloß das Zündhütchen abgeschnalzt.

Der kaiser-königliche Straßenschotterer, der nun auch die Seine hatte, meinte wohl, das sei gerade der beste Abgang; so tapfte er weit- und krummschrittig heimwärts.

Ihm folgten in gemütlicher Stimmung die Gerhaltbuben. Bald darauf rollte auch das Steirerwäglein die Straße entlang gen Eustachen. Und stille wars im Forsthause. Nächtig träumte Elias von der himmlischen Jungfrau; und der Friedl von der irdischen. (Fortsetzung folgt.)

Der traurige Mond.

(Eine Postbotengeschichte von **Ch. E. Noeldichen.***)

„Wurlich!"

„Jawoll, Herr Postdirektor!"

„Hartleben hat sich nun auch krank gemeldet."

„Ist's die Möglichkeit, Herr Postdirektor, so'n jung' Mensch und meld't sich krank. Da seh'n Sie mich an, Herr Postdirektor, so wie ich hier steh', siebzig Jahre alt und noch nicht einmal krank gewesen; 's ist 'ne andre Welt jetzt, nee, nee, früher war's anders."

Er schüttelte den Kopf und wunderte leise vor sich hin.

„Ja, was machen wir nun, Wurlich? Wo kriegen wir einen Vertreter her? Es ist ja schrecklich in diesem vermaledeiten Nest. Nichts als Sozialdemokraten, und alles arbeitet in der Fabrik. Was dort nicht arbeitet, ist schon gar nicht zu gebrauchen."

---

*) Aus dem Büchlein „Wunderliche Gesellen" von Christian Ehregott Noeldichen. (Berlin, Hufelandstraße 21. Selbstverlag.) Freunden des norddeutschen Volkstums dürften die munteren und harmlosen Humoresken, wovon hier eine Probe, Spaß machen.

Die Red.

Wurlich kratzte sich hinterm Ohr, nahm mit Andacht eine Prise bot dem Postdirektor auch eine an und meinte dann: „Hm, hm, ich könnte ja mal zum Roland gehen. Da sind ja immer noch welche: da ist der grobe Gottlieb, der ‚Harzer', Bruderherz, und den langen Anton find' ich am Ende auch da."

„Ach Gott, Wurlich, das sind doch Pennbrüder."

„I man nich, Herr Postdirektor! Da sieht man wieder, daß Sie noch nicht lange hier sind. Die Pennbrüder stehn auf der Brücke; am Roland stehn nur die Lastträger und Dienstmänner."

„Na, vertrauenerweckend sehen sie nicht aus."

„Denn müssen wir mal seh'n, ob uns der traurige Mond aus der Patsche hilft; ich werde gleich mal hingehn."

„Ist er zu gebrauchen? Ordentlich, ehrlich, fleißig?"

„Na und ob, Herr Postdirektor, für sechs Dreier steht der Kopf."

Wurlich ging. Kopfschüttelnd sah ihm der Postdirektor nach.

„Der ist nicht mehr zu ziehen", murmelte er, „ich kann zufrieden sein, wenn er mir nicht eines guten Tages das „Du" anbietet. Aber diensteifrig ist er, das muß ich ihm lassen."

Langsam ging Postschaffner Wurlich durch die Straßen, hier und da stehen bleibend und einem Bekannten die Prise anbietend. Auf dem niedrigen Sockel des Roland saßen die vier Männer, die Wurlich seinem Chef genannt hatte. Alte Leute, sämtlich mit Kupfernasen. Als sie den alten Wurlich kommen sahen, standen sie auf und riefen ihm schon auf einige Entfernung entgegen: „Tag, Vater Wurlich!"

„Tag, Kinder. — Wollt ihr 'ne Prise?"

Vier Hände langten zu gleicher Zeit zu und die Dose fiel an die Erde.

„Affen", sagte Wurlich, steckte seine Dose wieder ein und ging weiter. Als er die Havelbrücke passiert hatte, wandte er sich nach rechts und bog in den „Altstädtischen Kietz" ein. Dort trat er in ein kleines, schmutziges Haus, ging die Treppe hinauf und stand vor der Tür des Schuhmachermeisters Drehpot. Auf sein Klopfen öffnete eine mittelgroße, häßliche Frau.

„Nu", fragte sie.

„Ist Herr Drehpot vielleicht zu Hause?"

„Herr? Herr? Hahahaha Herr! Herr Drehpot! Woll'n doch mal seh'n, ob der Herr da ist. Herr Drehpot, bist du da? Komm heraus aus deinem Winkel, du Pechvogel."

Ein kleiner, hemdärmeliger Mann mit großer Nase, kleinen Schweinsaugen und einem melancholisch herabhängenden Schnurbart kam aus einem Winkel hervor und grüßte freundlich, als er den Postschaffner sah: „Tag, Herr Wurlich!"

„Ach! Auch Herr! Sieh mal einer an! Das ist ja eine Herrlichkeit ohne gleichen. Die Herren kennen sich wohl? Da kann ich mir ja die Vorstellung sparen. Was wollen Sie denn überhaupt? Sie haben nichts unterm Arm, bringen nichts, wollen nichts, oder wollen Sie doch etwas? Soll Ihnen Herr Drehpot etwa die Stiefel auf dem Fuß reparieren, wie'n Schmied das Pferd beschlägt? Ich helfe; Sie können sich gleich überlegen."

„Aber Frau, aber Amalie", meinte Herr Drehpot, während Wurlich einen Kreis vor seiner Stirn beschrieb. Dann aber fuhr auch er auf: „Verpusten Sie sich, Madame Drehpot, und nehmen Sie zur Beruhigung ein Pechpflaster auf den Mund, ich helfe mit andrücken."

Die Meisterin griff nach dem Besen, aber Wurlich war schon auf der Treppe und verließ lachend das Haus.

„Du vertreibst mir die Kunden, beste Amalie", sagte schüchtern Meister Drehpot.

„Kunden? Netter Kunde! Hatte ja nichts bei sich, wollte dich nur zum Saufen abholen."

„Nein, liebe Amalie, er wollte sich wahrscheinlich neue Stiefel anmessen lassen."

Frau Amalie sah ihren Mann an. „Sag' mal, ist denn bei dir noch alles richtig? Wer läßt denn bei einem Flickschuster neue Sachen machen?"

„Aber liebe, gute Amalie, ich möchte dich doch bitten, meine Kunden besser zu behandeln. Erst neulich hast du das Dienstmädchen vom Oberbürgermeister . . ."

„Schweig, du Pechvogel, von diesem schamlosen Frauenzimmer. Setz dich auf deinen Schemel und arbeite. Wie könnten wir dastehen, wenn du fleißiger wärst. Aber du tust nichts, als läßt dich von deinem Gesindel zum Saufen abholen."

„Aber Amalie . . ."

„Schweig! Warst du nicht gestern erst besoffen?"

„Wovon denn, liebe Amalie? Du hattest mir doch kein Geld gegeben."

„Vom Geld warst du auch nicht besoffen, du Lump, vom Schnapstrinken."

August Drehpot saß längst auf seinem Dreibein, als Frau Amalie endlich mit ihrer Rede zu Ende gelangt war. —

Am Nachmittag kam eine Karte vom Postamt an den Schuhmachermeister Drehpot, mit der Aufforderung, sich sofort im Postamt vorzustellen.

„Siehst du, Amalie, da haben wir's", klagte der Meister, und sein melancholisches Gesicht wurde noch um einen Schatten trauriger.

„Nun machen sie dir den Prozeß, und dann werde ich dich los, dann mußt du sitzen.“

„Das möchtest du wohl und darauf freust du dich wohl schon; aber verlaß dich drauf, mir macht keiner den Prozeß, mir nicht! Die Karte ist für dich; geh du man hin, aber schnapse nicht wieder.“

Drehpot blickte seine Frau halb vorwurfsvoll, halb ängstlich an.

„Mach nicht so'n Gesicht. — Sollten sie mir wirklich an den Kragen wollen“, setzte sie nach einer Weile hinzu, — „was ich aber nicht glaube — dann kannst du ja 'n bißchen nachgeben. Ich hätte das nicht so gemeint, ich litte manchmal an Konfussionen nach'm Kopf.“

Drehpot nickte.

„Denn ärgerlich wär' mir das sehr, wenn sie was aus der Sache machten. Sitzen! Du meine Güte! Da möchte ich wohl die Wackermannsche hören, dieses Klatsch- und Spektakelweib. Nicht eine ruhige Minute hätte ich mehr. Sagt nicht dieses Weib, das den Tag über nicht fünf Minuten den Mund halten kann, zu mir, ich redete mich noch an den Galgen! Der arme Mann, der ist zu bedauern.“

Drehpot seufzte.

„Was hast du denn dabei zu seufzen?“

„Ich bedaure den armen Mann.“

„Das kannst du dir sparen, solltest lieber Gott danken, daß du eine so gute Frau hast.“

Das schien er ja denn auch tun zu wollen; denn er ging in seine Schusterecke. Doch bald kam er wieder zurück, er sollte ja zur Post kommen.

Mit feierlichen Schritten ging „der traurige Mond“, wie ihn die Kietzer nannten, den Kietz entlang über die Havelbrücke der Neustadt zu. Im Postamt empfing ihn Wurlich: „Na, trauriger Mond, was macht deine Alte?“

Drehpot seufzte, nahm eine Prise aus der dargereichten Dose und meinte dann wehmütig: „Sie haben's ja gesehen, Herr Wurlich.“

Dieser führte nun den Schuster in das Amtszimmer des Postdirektors. Hier wurde Drehpot gefragt, ob er auf einige Zeit für einen erkrankten Unterbeamten eintreten könne. Er hätte keine schwere Arbeit und bekäme für den Tag zwei Mark. Drehpot sagte zu und erhielt den Auftrag, sich am Abend um acht Uhr zum Dienst einzufinden.

„Na, da bist du ja wieder. Was machst du denn für ein Gesicht?“ Mit diesen Worten empfing Amalie den heimkehrenden Gatten. „Mensch, rede doch. Du bist doch wirklich ein trauriger Mond! Was haben sie gesagt? Was hast du gesagt? Du Ölgötze!“

„Ich — ich — ich habe ja gesagt.“

„Wozu denn, du Hannefatzke?“

„Ich habe mich bereit erklärt, in die Post-Armen- und Unterstützungskasse sechs Mark zu zahlen.“

„Sechs Mark? Aber August! Konntest du denn nichts abhandeln?“

„Nein, liebe Amalie, es ging nicht; aber ich werde sie nicht bar bezahlen, ich arbeite sie ab und habe mich für drei Tage als Aushelfer anwerben lassen.“

„Daß man die Wackermannsche nichts merkt!“

Am Abend trat Drehpot zum Dienst an. Er mußte Pakete ein- und ausladen, Bier und Schnaps holen und Kaffee kochen.

Abgesehen von den Foppereien der Unterbeamten, behagte ihm das alles ganz gut; er bekam einen ordentlichen Schnaps, der aus einer gemeinschaftlichen Kasse bezahlt wurde, und als Gegengift eine Tasse starken schwarzen Kaffees. Als dann der letzte Nachtzug eingelaufen und die Postsachen vom Bahnhof nach der Stadt gebracht waren, ließ es auch mit der Arbeit nach. Die Schaffner setzten sich zum Schafskopfspiel zurecht und wollten auch Drehpot dazu verleiten. Der aber lehnte ab, denn Amalie hatte ihm kein Geld mitgegeben. Gerade als sie sich niedergelassen hatten, ertönte die Klingel von der Entkartung. Es war noch ein Eilbrief zu bestellen an einen Leutnant weit draußen bei den Kasernen in der Fischerstraße.

„Trauriger Mond, das ist was für dich“, sagten die andern. „Du bekommst 25 Pfennig auf jeden Fall und der Leutnant von Schlaghausen gibt dir sicher ein feines Trinkgeld dazu.

Drehpot überlegte nicht lange — 25 Pfennig, von denen Amalie nichts wußte, ein Trinkgeld dazu — da konnte er schon manchen Schnaps „für abbeißen“.

Eilbestelltaschen hatte das Postamt nicht, der Meister steckte daher den Brief in seine Rocktasche und ging los, während die Schafskopfspieler hinterdranlachten. „Schlaghausen gibt keinen Pfennig; ja, wenn's sein Nachbar wäre, Leutnant von der Lühe! — Wer spielt aus?“

Gemächlich ging der Schuster seines Weges, dachte an das Trinkgeld, die 25 Pfennig und die sechs Mark für seinen Aushilfsdienst und schwelgte schon im Vorgenuß all der Schnäpse. Daß Amalie die Geschichte von der Post-Armenkasse geglaubt hatte! Doch einmal eine Freude in seinem traurigen Leben!

Nach einer halben Stunde war er endlich bei den Kasernen angelangt und wenige Augenblicke später hatte er sein Ziel erreicht. Es war ein zweistöckiges Haus mit einem schmalen Vorgarten, der wie das ganze Grundstück durch ein Gitter von der Straße abgeschlossen war.

Drehpot überlegte einen Augenblick. Wie sollte er da hineinkommen? Die Gittertür war verschlossen. Wer konnte wissen, ob nicht ein Hund als Wächter bei dem Hause lauerte? 25 Pfennig und Trinkgeld! Er sah sich um — die Straße war leer. Vorsichtig kletterte er auf das Gitter, um an das Fenster im Hochparterre zu klopfen, wo der Leutnant wohnte. Es war nicht zu erreichen. Wieder stand er einen Augenblick mit angehaltenem Atem, dann trat er auf einen kleinen Vorsprung des Mauerwerks, erfaßte mit der Rechten das Fensterkreuz und trommelte mit der Linken gegen die Scheiben.

Anfänglich blieb alles still. Nach einer Weile rief eine scharfe Stimme: „Was ist denn das für ein Geklopfe?"

„Herr Leutnant, ich bin's, der Schuster Drehpot."

„Warte, du Bursche, dich werde ich lehren."

Ein Stuhl wurde beiseite gestoßen. Dem Harrenden kam es vor, als ob da drinnen auch ein Säbel rasselte. Himmel, wenn er um das Trinkgeld käme!

„Herr Leutnant, ein Eilbrief, ein wichtiger Eilbrief!"

Der Offizier hatte sich anscheinend jetzt völlig ermuntert und auch die letzten Worte verstanden. Er öffnete das Fenster ein wenig, hielt die Hand heraus und sagte: „Her damit!" Schnell holte der traurige Mond seinen Brief aus der Tasche und reichte ihn dem Offizier, der ihm eine Mark in die Hand drückte und darauf das Fenster schnell wieder schloß.

In diesem Augenblicke wurden Schritte laut; eilig turnte der Meister vom Gitter herunter auf die Straße. Als er aufblickte, sah er wenige Schritte hinter sich den Nachtwächter, der mit einem mächtigen Satz auf ihn zusprang. Drehpot lief, so schnell es seine kurzen Beine erlaubten, immer die Fischerstraße entlang zum Tor hinaus. Endlich konnte er nicht mehr; er stand still und erwartete seinen Verfolger. Der kam keuchend heran. „Ah — du — bist — es — trauriger Mond. Das hätte ich denn doch nicht gedacht. Erst andern die Kunden abspenstig machen und dann stehlen gehen. Ja, ja, die Sonne bringt es an den Tag."

„Nein, Bläser-Fritz, die Sonne bringt gar nichts an den Tag, besonders, wenn sie nicht scheint."

„Du kommst mit."

„Denkst du, ich will hierbleiben?"

„Deiner Frau gegenüber bist du wohl nicht so gut zu Munde?"

„Beleidige mich nicht."

So schraubten sich die beiden, bis sie wieder in der Stadt waren.

„Du, Bläser-Fritz, jetzt laß mal mit dir reden", begann da Drehpot. „Ich bin seit gestern bei der Post und sollte einen Eilbrief

an Leutnant von Schlaghausen bestellen. Da alles ‚zu' war, bin ich auf das Gitter geklettert und habe den Leutnant 'rausgetrommelt. Da gab's was — 'ne Mark. Also von Stehlen ist keine Rede. Hast du Lust? Schultze am Markt hat sicher schon auf — es ist doch wohl schon drei durch?" Wir können noch 'nen Großen nehmen."

„Mensch, ich bin Beamter."

„Menschenskind, ich ja auch."

„Na, meinetwegen, Kollege."

Als der Stadtsergeant Liebesolt nach vier Uhr seinen Patrouillengang machte, fand er die beiden Schuster friedlich in einem Rinnstein am Markt, wo sie gemeinschaftlich „sägten". Da er sie nicht allein fortschaffen konnte, pfiff er einen Nachtwächter herbei und brachte mit ihm die beiden Schläfer hinter den Roland. Da lagen sie nun bis in den Vormittag hinein auf den harten Bänken des Polizeigefängnisses, während ihre Frauen zu Hause warteten und von Mord und Todschlag träumten. —

Gegen zehn Uhr wurden sie entlassen. Ernüchtert schritt der traurige Mond heimwärts. Amalie wollte ihn mit einem Donnerwort empfangen. Er kam ihr aber mit dem Ruf: „Die Wackermannsche!" zuvor. Da schloß sie den Mund wieder, um ihn drinnen in der Stube aber desto lauter aufzutun.

„Bis vier Uhr habe ich gearbeitet, Amalie. Dann sagte mir der Sekretär, wenn ich wollte, könnte ich die übrige Zeit absitzen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen; so war ich denn von vier bis jetzt hinterm Roland. — Nun brauche ich nicht öfter hin zur Post."

Mit der letzten Aussage hatte er recht. Am Mittag bekam er eine Karte vom Postamt, daß es auf seine weiteren Dienste verzichte. Und das kam so. Leutnant von der Lühe beschwerte sich, daß er in der Nacht aus dem Schlaf getrommelt worden sei mit dem Bemerken, es sei ein Eilbrief für ihn da. Er habe den Brief genommen, dann aber gesehen, daß er an den Leutnant von Schlaghausen adressiert war. Der Vorfall sei ihm sehr peinlich und er bitte, den Boten zu bestrafen.

Der Postdirektor fluchte. Der traurige Mond dagegen war jetzt längere Zeit immer etwas auf- und angeheitert, was sich Frau Amalie gar nicht erklären konnte, da sie ihm doch kein Geld gegeben hatte. Sie schimpfte und fragte, August verriet nichts. Da machte eines guten Tages die Wackermannsche allerhand Andeutungen und platzte schließlich mit der ganzen Geschichte heraus. Amalie war wütend. Der traurige Mond aber verhüllte sein Angesicht und wurde trauriger denn zuvor.

Der Stammbaum.

Von **Hans Walser.**

Er war Speerhalter des Germanenherzogs Radolf und hieß Wulfing. Sein Sohn Rabaug war Bärentöter. Dessen Sohn Ham war Hautgärber. Dessen Sohn Bonifazius war Schollenbrecher. Dessen Sohn Josua war Rossetreiber. Sein Sohn Christmann war Landwirt. Sein Sohn Karl war Landwirt. Sein Sohn Gotthart war Wegelagerer und wurde am Pfahl erdrosselt. Sein Sohn Wolf war Wildroder. Dessen Sohn Gutram war Handelsmann. Dessen Sohn Rodolf war Führer einer Freischar. Sein Sohn Titus war Burgherr auf Runstein. Sein Sohn Atzel, das Kind einer Hirtin, war Eseltreiber. Sein Sohn Leonhart war Grobschmied. Sein Sohn Fridol war Pfaffe. Sein Sohn Ulrich war Schafottmeister und richtete über dreihundert Übeltäter. Sein Sohn Petrus war Landsknecht und zog gegen die Türken. Sein Sohn Wahnfried war Wundarzt. Sein Sohn Hironi war Postillon. Sein Sohn Fidibus war Priester und wurde Erzabt zu Fulda. Sein Sohn Aladar, das Kind einer Zigeunerin, war Hofnarr am Hofe zu Prag. Sein Sohn Pretz war fürstlicher Vorreiter zu Prag. Sein Sohn Hermann, das heimliche Kind einer Prinzessin, war Gutsherr auf Rabenstein. Dessen Sohn Gotthart war Gutsherr auf Rabenstein. Dessen Sohn Franziskus war Kaufmann und fiel zu Paris durch das Fallbrett. Dessen Sohn Otto war Advokat und königlich bayerischer Gesandter zu Wien. Dessen Sohn Josef war Revolutionär und floh in die Schweiz. Dessen Sohn Gottfried war Landammann im Kanton Zürich. Dessen Sohn Anton war Hausierer mit Wanduhren, Vogelbauern und Mausfallen in den Ländern Tirol und Kärnten. Und der Sohn Antons heißt Rochele und ist Schriftgelehrter und Steinklopfer auf der Landstraße zwischen Stadt Steyr und Hieflau.

Den Namen Schriftgelehrter konnte Rochele sich mit Fug und Recht selber beilegen, denn wie könnte er sonst die Dokumente lesen, die er in einer großen, einmal rot gewesenen Brieftasche immer am Leibe trägt. In dieser Brieftasche hatte er sein Vermögen und dasselbe bestand eben in den Dokumenten oder Bruchstücken von alten Schriften, auf Grund derer sein oben dargetaner Stammbaum zusammengeschrieben war. Wieso er zu den Urkunden gekommen, das war sein Geheimnis, aber mit seiner langen Ahnenreihe hielt er nicht zurück; prahlte sich aber auch nicht damit. Was ist da viel dran? Jeder Mensch hat eine lange Ahnenreihe, nur daß sie die meisten nicht herzusagen wissen. Und wenn sein Großvater, der Landammann, sich den Spaß gemacht hat, den Vorfahren nachzuforschen und ihre Reihenfolge auf ein Blatt Papier zu bringen, so

war das für einen Bürger der freien Schweiz ein recht kindliches Vergnügen. Der erste bekannte Ahn war Speerhalter eines Herzogs gewesen; der letzte ist Steinklopfer an einer herzoglichen Landstraße, das ist in Ordnung.

Weil er aber doch seinen stattlichen Stammbaum mit den verschiedenerlei Vätern manchmal herzeigte, so zogen ihn die Leute damit auf und er solle doch seinen alten Adel besser ausnützen. Nun war in der Reihe nur einer, auf den er sich etwas zu gute tat, und das war Gottfried, der Landammann, nachdem er sich auch schrieb. Rochele Landammann, ohne viel nach dem zusammenfassenden Geschlechtsnamen der Alten zu fragen. Denn Grübler und Schnüffler ist der Rochele keiner; wenn er's linder hätte auf der Welt, wäre es ihm recht, doch wer einen guten Schlaf hat, für den ist auch der Steinhaufen ein Federbett. Eines Sonntagnachmittags, als er in heiterer Wirtshausgesellschaft saß, redete ihm der vorwitzige Rodelbauß von Sankt Gallen zu, er solle doch gescheit sein und auf Grund seines Stammbaumes um den Adel einkommen. Er bekäme ihn gewiß auf der Stelle; dann wäre er ein gemachter Mann und könne den künftigen Jahrhunderten ein großes Geschlecht von Edelleuten erzeugen. Seine Vorfahren seien ja knapp an Herzögen und Königen vorbeigerutscht, aber seine Nachkommen würden es mitten hinein treffen.

Der Steinklopfer zupfte an dem Spitzchen seines falben Schnurrbartes, wackelte einiges mit dem Kopfe und meinte bescheidentlich, es sei ein zu großes Durcheinander: neben dem herzoglichen Speerhalter der Rossetreiber, neben dem Handelsmann der Wegelagerer, neben dem Prälaten der Zigeuner, neben dem Schloßherrn der Schafottmeister, neben dem Sauhirten der Hofnarr. Diese Mischkulanz, es wäre eigentlich zum Lachen.

„Ja denk' einmal, Rochele“, sagte der Rodelbauß, „geht's den übrigen Edelleuten viel anders? Wenn die in ihren Blutstropfen einmal genau wollten nachgucken! Herr Jesseles!“

„Ihre Alten sind zeitweise wenigstens Erzräuber gewesen oder so was“, antwortete der Rochele. „Meine Leute aber — so vielerlei sie auch getrieben — haben nicht viel Großartiges aufzuweisen.“

„So. Nichts aufzuweisen!“ rief der Rodelbauß lustig. „Ich wollte, einer meiner Ahnen wäre nachweisbar herzoglicher Speerhalter gewesen in der Hermannsschlacht; da möchten mir die Leute mein heldenhaftes Soldatenherz schon lieber glauben. Oder ein Vorfahre wäre Hofnarr gewesen, da hätte ich Aussicht, am Ende noch Hofrat oder gar Minister zu werden. Und wenn dein Schafottmeister dreihundert Spitzbuben gehenkt hat — ja, was willst denn noch mehr! Allen Respekt, das nenne ich was geleistet! Ja, ja, Landammann, du mußt einkommen um den Adel.

Du bekommst ihn, ich wette.“ Halb zum Scherz hatte es der Rodelbauß gesagt, halb glaubte er selbst dran, daß des Steinklopfers Stammbaum bei seinen reichen und vielartigen Früchten dem Kaiser nur vorgezeigt zu werden brauchte, um zum mindesten das Wörtlein „von“ zu bekommen. Steht man mal auf der ersten Stufe, dann trappelt sich's mit einiger Klugheit schon hinan. Dem guten Kerl möchte er's wünschen.

So ging der Rochele eines Tages richtig zum Bürgermeister, um anzufragen, was in solcher Sache zu machen sei. Der Bürgermeister durchlas mit schwerfälliger Umständlichkeit die Schrift des Stammbaumes, zeigte aber dafür kein rechtes Verständnis. Besonders gegen zwei der Ahnen fand er etwas einzuwenden. Nicht zwar gegen den Schafottmeister, der die Leute gehangen hatte, wohl aber gegen den Wegelagerer, der gehangen worden, und gegen den Prälaten, der mit der Zigeunerin den Stammbaum fortgepflanzt hatte. Anderseits dachte er doch wieder, daß dergleichen bisweilen adeliger Brauch wäre. Er riet dem Steinklopfer, höherenorts, etwa bei der löblichen Bezirkshauptmannschaft, vorzusprechen, da würde er schon nähere Einschläge erfahren können. Der Bezirkshauptmann war selbst ein Baron, war's erst vor kurzem geworden. Der würde schon Ratschläge erteilen können, wie man das mache, und gewiß dem beflissenen neuen Standesgenossen gerne die Hand reichen.

Aber dieser Bezirkshauptmann, als er die Stammtafel las, lächelte etwas unverschämt. Auf solche Weise, meinte er, wäre es freilich leicht, zu Ahnen zu kommen. Übrigens, wenn auch alles auf gut legitimem Wege vor sich gegangen wäre, so hätte nach seinem Ermessen ein solcher Stammbaum wenig Wert. Er selbst habe keinen Stammbaum aufzuweisen und den Adel, der ihm durch die Güte Seiner Majestät geworden, glaube er persönlich verdient zu haben. Solches rate er jedem, der hinauf wolle. — Derlei Aussprüche waren für Rochele von keinem Belang. Er wußte mit ihnen nichts anzufangen, nur daß ihm leise eine Ahnung kam, er stünde mit seiner Adelssache hart an dem Punkte, wo der Mensch ausgelacht werde. Er ließ es daher gut sein. Er benützte wie bisher seine Stammtafel nur dazu, um über die einzelnen Väter Betrachtungen anzustellen und zu bedenken, was der Mensch — und wäre es auch nur ein Steinklopfer — eigentlich für ein merkwürdiges Wesen sei, indem es eine Sammlung von Blutstropfen der verschiedenartigsten Vorfahren in sich hat. Alle guten und bösen Eigenschaften, alle möglichen Neigungen und Fähigkeiten sind im Keime vorhanden, den Edelmann wie den Lumpen trägt jeder in sich. Und daß es eigentlich gut sei so. Wenn der Mensch nicht von allem etwas in sich hätte, stünde er ganz dumm da, könnte sich in keinen anderen hineindenken, niemanden verstehen. Dabei kam ihm aber nicht zu Sinne, daß er etwas anderes sein möchte, als Steinklopfer. Keiner der Vorfahren war Steinklopfer

gewesen, aber in einer Welt, wo Fahrer und Reiter gute Straßen haben wollen, müssen doch auch Steinklopfer sein. Wer weiß, ob ein bluteigener Nachkomme nicht als hoher Herr des Weges fahren wird, dem muß man eine schöne Straße bauen.

Ja, Nachkomme! Wie soll der Rochele Landammann denn Nachkommen erwarten können? Da müßte er wohl Näheres mit jenem Wirtstöchterlein zu Mooswiesen ausmachen. Es ist doch wahr, wer von jemandem hergegeben wird, der muß sich auch wieder weitergeben. Er darf sich nicht veruntreuen und wie ein schnöder Flüchtling sich nicht mit seinen tausend kostbaren Blutstropfen in die tote Grube verkriechen. Da hat der Rochele sich vorgenommen, an die schöne Wirtstochter einmal eine Frage zu stellen. Schotterhaufen, wie sie der Steinklopfer macht, sind zwar kein sehr begehrtes Heiratsgut, am wenigsten bei verwöhnten Wirtstöchtern. Anderseits wußte er von mancher Maid, die heimlich nach ihm ausgeguckt, die er jedoch allemal wie zufällig übersehen hat, weil sie ihm nicht gefiel. Gerade entzückend schön, das wußte er, war auch er nicht, aber vom Stammbaume erhoffte er etwas, jetzt bei der stolzen Wirtstochter.

Mittlerweile war es geschehen, daß nach einem Wolkenbruche die Ortschaft Mooswiesen von der Überschwemmung verwüstet worden. Ein eigentliches Unglück gab es nicht, aber eine recht unangenehme Mißlichkeit. Da gab es nämlich einen gemauerten Kanal, der aus dem Dorfe die Abfallwässer und allen Unrat in den Bach hinausleitete. Dieser Kanal war nun durch das Hochwasser so gründlich verstopft worden, daß er anfing, oben allerorts überzugehen. Es war nötig, daß jemand hineinstiege, aber keiner wollte sich dazu hergeben. Wie nun der Steinklopfer Rochele von der wunderlichen Not hörte, in der das schöne Mooswiesen sich befand, überlegte er, daß sich irgend einer doch finden müsse, der mit einer festen Stange dem Unheil steuerte, die Wege des Ortes sowie die Leute und besonders die lieben Wirtstöchter von der Plage befreien. „Will's kein anderer tun, so tu' ich's." Fröhlich bot er sich an und stieg in den Kanal.

Nach kurzer Zeit war der Durchlaß frei. Die Jauchen gurgelten wieder durch und der Rochele sprang in den Teich, um sich von dem Unwesen zu reinigen. Das tat er drei Tage nacheinander. Dann zog er sein Festgewand an und ging in das Wirtshaus. Lachend rückten die Leute von ihm seitab und ließen ihn allein sitzen und die schöne Wirtstochter hielt sich die Nase zu.

Mehr brauchte er nicht zu wissen. Was hilft der Stammbaum, wenn man im üblen Geruche steht. Lachend ging er zu seinen Steinhaufen an der Straße.

Von dieser kleinen Geschichte hatte auch der Bezirkshauptmann vernommen. Und der soll folgendes gesagt haben: „Wenn ich jetzt

Landesfürst wäre, diesen Mann erhöbe ich in den Adelsstand. Aber nicht auf Grund seines Stammbaumes, vielmehr auf Grund seiner vornehmen Gesinnung, die auch den geringsten Stand und die niedrigste Arbeit zu adeln vermag.“ Ich weiß nicht, ob der Steinklopfer von diesem Ausspruche etwas erfahren hat. Wenn auch nicht, er spann Zukunftspläne wegen einer Lebensgefährtin und erfreute sich heiterer Träume. In einer Nacht sah er eine Tafel aus Marmelstein vor sich stehen, darauf zu lesen stand wie folgt: Der Sohn Rocheles, des Steinklopfers, hieß Gottfried und war Kanalräumer. Dessen Sohn Michel war Dachdecker. Dessen Sohn Johann war Holzhändler. Dessen Sohn Julius war Automobilfabrikant. Und dem sein Sohn Adolf war Mechaniker und erfand das lenkbare Luftschiff im Jahre des Herrn zweitausend und siebzehn. Von diesem Jahre an begann eine neue Zeitrechnung.

Der stille Herbst.

Ich hab' den stillen Herbst so lieb,
Deß' Augen klar und sonnig sind;
Den man vom Paradies vertrieb,
Wo Blüten voll von Honig sind.

Den man vertrieb, weil er so klug,
So treu und so bescheiden ist
Und weil er goldne Blätter trug,
Um die er zu beneiden ist.

Er zürnt dem Götterknaben nicht,
Dem Lenz, der dort sich freuen darf,
Da er nur still im reinsten Licht
Die goldnen Blätter streuen darf..

Hans Mittendorfer.

Touristentod im Hochgebirge.

Eine Betrachtung von **Peter Rosegger.**

Vor vielen Jahren, als der erste Tourist in unsere Alpen trat, war das erste, was ihm an Straßen und Stegen begegnete — eine Unzahl von Marterltafeln. Das hätte ihm eine Warnung sein müssen: Nimm dich in acht, wenn du dem Hochgebirge nahest. Es hat unermeßliche Gefahren, denen nicht einmal der kundige und abgehärtete Eingeborne zu entgehen vermag, wie erst du, der fremde, unerfahrene, ungeübte Mensch!

Aber der Wanderer hat sich nicht zurückschrecken lassen. Zwar weniger des Sportes, des Naturgenusses wegen ist er zuerst vorgedrungen, vielmehr als Pionier der Wissenschaft. Und als solcher bedachtsam, mit großer Vorsicht und allmählich. Wer die Touristengeschichte unserer

wilden hohen Berge durchgeht, der ist erstaunt zu sehen, seit wie kurzer Zeit wir einen Großglockner, eine Jungfrau haben, oder einen Ortler. Früher blieb man ihnen in schaudernder Ehrfurcht fern und in Tausenden von Jahren hatte es kein Mensch gewagt, seinen Fuß auf ihr Haupt zu setzen. Die ersten Mutigen, die es taten — welche fast unüberwindliche Hindernisse hatten sie zu bewältigen, welch unbeschreibliche Mühsal hatten sie auszustehen, welche Gefahren zu besiegen, um einzudringen in die unbekannten Wüsteneien, um emporzukommen in die mit unheimlichen Sagen umwobene schauerliche Eiswelt. Und verunglückt waren sie nicht. Mit zweckmäßigen Mitteln — was sie auch kosteten — mit ruhiger Ausdauer, mit strengster Vorsicht, vor allem aber mit der entsprechenden Körperkraft und Gesundheit ausgerüstet, so eroberten sie das Reich. Zum grenzenlosen Erstaunen der Eingebornen haben diese Männer die Standarte aufgepflanzt auf den höchsten Alpengipfeln, ohne die Marterltafeln auch nur um eins zu vermehren. Aber das wurde anders. Den Besonnenen folgten die Tollkühnen. Die Überwindung größter Gefahr pflegt so zuversichtlich, ja übermütig zu machen, daß man dann oft an einer weit geringeren Gefahr zugrunde geht. Wohl wurden die Menschen vertraut mit allen Beschwerden und Tücken des Hochgebirges, und wurden erfinderisch, bis sie sogar glatte, senkrechte, ja überhängende Hochwände überwanden. Jeder hat Gelegenheit, manchmal Abbildungen von Touristenaufstiegen zu sehen, die ihn schaudern machen, die unglaublich erscheinen. Wenn uns nun schon das kleine Bild Entsetzen einflößt, wie erst, wenn wir einen solchen Aufstieg an Ort und Stelle betrachten! Wie sie in Kaminen sich mit gestemmten Gliedern hinanzwängen, turmhoch; wie sie über senkrechten, Hunderte von Metern messenden Abgründen wie Fliegen an der Wand kleben, sich mit Händen und Füßen weitergreifen, wo wir weder Vorsprung noch Spalt zum Festhalten erblicken können, wie sie sich gleich Spinnen an dünnen Seilen hinanarbeiten, in freien Lüften hängen — unerträglich für den Zuschauer. Doch der in der Gefahr Schwebende empfindet keine Angst, er ist ganz erfüllt von der Sicherheit des Gelingens. Und in der Tat, das Wagnis gelingt.

An gefährlichsten Stellen geht anfangs selten jemand zugrunde, da ist die Vorsicht zu groß. Wenn aber solche Stellen öfters passiert werden, ohne daß „etwas geschieht", dann werden sie eben als nicht gefährlich bezeichnet; und nicht gefährliche Stellen geht man mit weniger Vorsicht an. Und der Draht trägt die Nachricht des Unglücks heim zu den verwaisten Familien.

Den Tollkühnen folgen die Nervösen. Das sind die, so mit Hast und in Aufregung den Berg erstürmen wollen. Zumeist Städter, fühlen sie in sich so viel unverbrauchte Kraft zum Steigen, Klettern, Schwingen und Springen, daß ihnen ist, als gäbe es keine Not, kein unbesiegbares

Hindernis. Aber es geht in Ungeschicklichkeit und Übertreibung, bald läßt die ungeübte Kraft aus, Erschöpfung ist da, Zittern und Beben und Mutlosigkeit. Und verunglücken schließlich an ungefährlichen Stellen. Die richtigsten Marterltafelngründer aber sind jene eitlen Gesellen, die sich im Klub schlechterdings einen Namen machen wollen. Sie möchten einen Bergsteig, einen Schrund, einen Gipfel haben, der ihren Namen führt. So müssen sie natürlich einen bisher nicht bekannten Anstieg suchen, einen unbegangenen Hang oder Schrund traversieren, eine jungfräuliche Spitze besteigen. Oder sie wollen mit kühnen Wagestücken die Leistungen anderer übertrumpfen — haben es auf verblüffende Bravour abgesehen. Derer liegen viele in den Alpen begraben.

Dann aber die unzähligen Bergsteiger, die mit allerbestem Vorsatz, vorsichtig zu sein, ihr Heim verlassen, allerlei Sicherheitsmaßregeln beobachten, sich aber auf dem Wege verirren, in Nebel, in Nacht, in Unwetter geraten, nach aufgeregtem Eilen, Klettern, Suchen erschöpft liegen bleiben. Oder die sich bei kleinem Sturz, auch nur einem Fehltritte, verletzen, nicht weiter können, keine Hilfe zu erschreien vermögen und an Ort und Stelle erfrieren oder verhungern. Solche Zufälligkeiten sind oft so unvermeidlich, als sie unvoraussichtlich sind. Und besonders, wenn einer allein geht — er mag sich die kräftigsten Vorsätze machen, gewissenhaft acht zu geben, er mag glauben, für allerlei denkbare Fälle ausgerüstet zu sein, der Weg an sich mag noch so unbedenklich daliegen, plötzlich gibt eine Scholle nach und er rutscht, oder macht einen schiefen Tritt und verstaucht sich den Fuß, oder es kommt von oben ein Stein geflogen, verwundet oder erschlägt ihn. Zu Zeiten des weichen Schnees, der Lawinen, lauert der Tod in allen Hängen. Wanderungen über leicht verschneite Gletscher, Kletterungen über verwittertes Gestein sind nichts anderes als Tänze über dem offenen Grab. Und dann, was in Gewittern die Stürme, die Wildwässer, die Blitze vermögen! Kurz, der Gefahren gibt es unzählige und in allen Formen. Gehen die Wanderer in Gruppen, mit Führern, so ist es oft nur, daß anstatt einer mehrere umkommen. Die Geschichte der Touristik, so jung sie noch ist, weist schon zahlreiche Beispiele auf, wie der „weiße Tod" seine Hand auch gegen musterhaft ausgerüstete Expeditionen ausstreckt. „Der weiße Tod!" Wir sahen ja eben, daß er nicht bloß auf Schnee und Gletschern, im blassen Nebel haust, daß er auch im Grauen und Grünen, in allen Farben vorkommen kann. Doch seit dem Roman von R. Stratz „Der weiße Tod" pflegt man unter dieser Bezeichnung den Touristentod im Hochgebirge überhaupt zu verstehen.

Es läge nahe, hier eine Reihe drastischer Unglücksfälle, wenigstens die typischen, zu beschreiben. Aber das tun die Zeitungen mit großer Passion. Das Abstürzen über Gewände, das Einbrechen in Gletscher-

spalten, das Erschlagenwerden durch springende Steine, das Begrabenwerden unter Lawinen, das an einen Felsen Geschleudertwerden beim Abrutschen oder Abfahren über Gletscher, das Erfrieren an Stellen, wo kein Weiterkommen mehr möglich ist — das sind so die gewöhnlicheren Todesarten. Andere finden den Tod durch versuchsweises Überspringen von Spalten oder durch verzweifeltes Abspringen; oder es kommt bei übermäßiger Anstrengung und Anspannung der Herzschlag. Und dann die unzähligen Vermißten, die in unzugänglichen Schründen und Abgründen zerschmettert liegen, nimmer gefunden und bestattet werden können. Von Hochpartien ohne Führer will ich nicht ein Wort reden. Daß die allermeisten Unglücksfälle bei führerlosen Bergbesteigungen sich ereignen, liegt klar zutage. Doch „auch beim Führer ischt der Tod im Rucksack", wie jener alte Tiroler Kämpe sagte, der mich einmal übers Glocknereis geführt hat.

Wie bei allem, was uns umgibt, so kann man auch in der Hochtouristik wenigstens für Vernünftige die Gefahren mindern, aber nie und nimmer aufheben. Ich beabsichtige mit dieser Betrachtung nicht, die Bergwanderer ängstlich zu machen, doch aber sie an immer wache Vorsicht zu mahnen. Und noch viel weniger sollen und werden sie sich durch die Schilderung der Gefahren abschrecken lassen, diesen herrlichsten aller Sporte zu pflegen. Ja, die Touristik ist mehr als Sport, sie ist höchste Weihe des Daseins. Und die Sache ist so groß, daß man alle Leute, die heute Touristik treiben, dazu erst erziehen sollte. Daß man nicht gerade in die Berge geht, um sich auszulaufen, Bravourstücke zu machen oder Ulk zu treiben. Man müßte ihnen lehren, das zarteste wie das gewaltigste Weben der Natur zu beobachten und dieses hohe Lied von ewigen Dingen zu verstehen, wenigstens zu ahnen.

Manchmal steht der Hochtourist vor einem viele hundert Meter tiefen Abgrund und es fällt ihm ein: wer sich da auch nur ein paar Spannen Länge vorbeugt, der ist von allem erlöst. Er zerschellt in der Tiefe, ohne sich im geringsten weh getan zu haben. — Sollten die gute Gelegenheit sich nicht bisweilen Lebensüberdrüssige zunutze machen? Es mag schon geschehen, aber ich denke, nicht allzu häufig. Mancher mag mit der finsteren Absicht hinaufsteigen; aber in den Herrlichkeiten des Hochgebirges herrscht ein Hauch, waltet ein Geist, der einer Selbstmordstimmung nicht günstig ist. Und diese in solchen Regionen sich steigernde Lebensenergie ist es ja, die alle Touristengier, selbst vielleicht die übermütigste, verstehen läßt, den Touristentod aber um so tragischer macht. Einen Fall indes weiß ich, daß ein überseliger Tourist mit Gewalt zurückgehalten wurde, um nicht in den Abgrund zu springen. Die Natur hatte ihn in eine so göttliche Wohllust versetzt, daß er auf der Stelle jauchzend sterben wollte. Er zürnte heftig, als man ihn daran

hinderte, und rief aus, wie es denn nach solcher Himmelsluft möglich sein werde, das Alltagsleben zu ertragen! — Man kann den Mann fast verstehen. Im grünen Tale angekommen, dankte er aber doch seinen Lebensrettern, die ihn für neue Weltschönheiten und Hochbergfreuden aufgespart hatten.

Nicht so sehr die wildesten und gefährlichsten Berge fordern die meisten Opfer, als vielmehr solche, die in der Nähe einer großen Stadt stehen. Da läuft alles hinauf, Greis und Knabe, Mann und Weib, der Schwächling wie der Kraftprotz, der Dümmling wie der Überkluge. Die meisten Großstadtleute sind ja überhaupt Kinder, wenn sie aufs Land kommen. Da fühlen sie sich zuerst uneingeschränkt, frei, werden vor lauter Freiheit übermütig und sind andererseits den Unbilden schlechter Wege, schlechter Wetter, schlechter Wirtshäuser nicht gewachsen. Da fährt des Morgens der unerfahrene Bursche von Wien ab mit dem Vorhaben, auf den Semmering zu fahren. Unterwegs sieht er die Rax, wie sie bei wunderschönem Wetter so klar, so nahe vor ihm aufragt. Er entschließt sich rasch und ohne alle Ausrüstung, ohne Mundvorrat geht er auf die Rax. Der Münchner wollte ursprünglich einen Ausflug nach Innsbruck machen, unterwegs entschließt er sich für das Kaisergebirge. Ein geringer Umstand genügt, um eine solche, obendrein meist führerlose Bergpartie mißlingen, ja verhängnisvoll werden zu lassen. Wir wissen, daß für Wien die Rax, für München das Kaisergebirge zu einem berüchtigten Touristenfriedhofe geworden ist. Je entlegener und schwieriger ein Berg, je weniger Unglücksfälle wird er aufzuweisen haben. Natürlich, mit Erschließung neuer Hochalpengebiete durch die Eisenbahn, mit dem Aufblühen der Touristik mehren sich auch die Unglücksfälle. Die Wege, die Schutzhäuser, die im Hochgebirge gebaut werden, vermindern zwar einerseits die Gefahr, locken anderseits auch wieder um so mehr Leute herbei, wovon viele mit gutem Weg und Unterkunftshaus sich selbstverständlich nicht zufrieden geben, sondern immer nach neuen Bereichen ausgreifen in der unerschöpflichen Alpenwelt.

Die Touristensaison 1906 hat an Unglücksfällen alle vorhergegangenen Jahre weit übertroffen. Vom Mai bis in den Herbst herein brachte jeder und jeder Tag die Nachricht von einem, oft auch mehr toten oder mindestens schwer verletzten Touristen. Wenn schlechtes Wetter einerseits Touristen von geplanten Partien abhielt, so ist dasselbe schlechte Wetter manch Mutigem zum Verderben geworden. Mit der völligen Eröffnung aller unserer neuen Alpenbahnen, fürchte ich, wird die Zahl der Unglücksfälle noch immer zunehmen. Wimmelte es schon im vergangenen Sommer trotz des vielfach so ungünstigen Wetters im Gebirge von Menschen, was wird erst ein günstiges Jahr leisten an Hochtouren und Unglücksfällen!

Wir erinnern uns noch, wie zu Beginn der Volkstouristik der Unglücksfall mit Entrüstung oder gar mit Spott glossiert wurde. „Die Narren! Warum steigen sie hinauf? Was haben sie denn zu suchen in den Bergen? Dumme Jungen! Bravourjäger! Verbieten sollte man die Fexerei!“ — In unserer Zeit verstummen solche Anschauungen mehr und mehr. Die Unfälle machen ihrer Häufigkeit wegen nicht mehr so großes Aufsehen, man liest sie, bedauert sie und geht an ihnen vorüber, wie an einem Unabänderlichen. Und es wird wohl auch unabänderlich sein, solange die Hochtouristik blüht und das Schicksal dem einzelnen in die Hand gegeben bleibt. Und solange unsere Städte noch immer wachsen, wird als notwendiges Gegengewicht die Wildheit der Natur, die touristische und sportliche Körperbetätigung aufgesucht werden. Insoferne die Touristik der Mode unterworfen — und zum Teil ist das gewiß der Fall — wird sie sich ändern. So kann es im Hochgebirg wieder einmal einsamer werden. Verlorengehen wird das Höhenglück, das der modernen Menschheit gleich wie eine neue Religion geschenkt worden ist, wohl kaum. Und so werden auch die Unglückssäulen, die statt der alten Marterltafeln erstanden, immerfort Zeugnis geben von dem Walten des weißen Todes.

Einiges vom Hofprediger Kaiser Wilhelms I.

Dem Werke „Emil Frommel“ von Theodor Kappstein, das den originellen Geistlichen so trefflich schildert, entnehmen wir die folgenden Züge aus des Hofpredigers Leben.

Die stille Morgenrüste der eigenen Meditation und der Hausandacht ist vorüber; die „niedere Geistlichkeit“ seiner Kirchendiener und Küster hat Vortrag gehalten und ihre Instruktionen für den Tag empfangen. Ein Herr wird gemeldet, früh halb neun Uhr. „Der Name tut nichts zur Sache“, meinte ich. — Frommel erzählt selber. — Der Mann mochte in den Sechzig stehen. Sein Haar war zurückgestrichen, das Gesicht glatt rasiert; eine gewisse Sorgfalt war an dem gekräuselten Hemde zu merken, aber es war alles so ein bißchen, als hätte es bessere Tage gesehen. Mit einem etwas wohlwollenden Baß, der den Brustton der Überzeugung nicht vermissen ließ, begann er: „Herr Hofprediger! Sie und ich — wir haben denselben hohen Beruf: Sie auf der Kanzel, ich auf der Bühne — ich bin nämlich Schauspieler.“ Das Kompliment, was er mir machte, indem er seinen und meinen Beruf zusammenstellte, erinnerte mich an Faust und auch an so manchen Pfarrer, der besser ein Komödiant geworden wäre. „Nun, Herr Kollege, setzen Sie sich.“ Wir waren noch nicht weit im Gespräch gekommen, als mir plötzlich

der leuchtende Gedanke kam, ihn zu fragen: „Sie haben kein Geld, nicht wahr?“ Dieser Gedanke leuchtete auch ihm ein, und er sagte in tiefem, halb flüsterndem Tone: „Welch ahnungsvolles Gemüt!“ Ich mußte mir das Lachen verbeißen — und fuhr fort: „Aber warum kommen Sie denn zu mir? Sehen Sie, Ihre näheren Kollegen haben ja Geld wie Heu und spielen großmütige und edel denkende Menschen, gehen Sie dahin, die werden Ihnen helfen!“ — „Ach“, entgegnete er, „gewiß, sie haben mich auch unterstützt, aber sehen Sie: vor den Lampen die helle Tugend und hinter den Kulissen das schwarze Laster.“ Mir blitzte plötzlich ein Gedanke, und ich fragte ihn: „Nicht wahr, Sie sind Theologe gewesen?“ — „Woher wissen Sie das“, fuhr er schnell auf. „Nun, ich werde Ihnen noch mehr sagen: Sie sind ein Pfarrerssohn.“ — „Mein Gott“, rief er, „wer hat Ihnen das gesagt?“ und eine große Träne rann aus seinem Auge. „Nun“, sagte ich, „es hat mir niemand gesagt, aber ich habe gedacht: Sie kommen wieder und grüßen das Handwerk und denken an alte Tage.“ Als ich ihm dann sagte: „Nun, kommen Sie, erzählen Sie mir mal Ihre Naturgeschichte“, da erzählte er, wie er vor vierzig Jahren in Halle studiert und ein recht anmutiges dramatisches Talent in einem Liebhabertheater entwickelt hatte, wo die besten Familien mitspielten. Zum Schmerze seines Vaters ging er aus Halle fort und landete nach vielen Irrfahrten im Karl-Theater zu Wien. Nun war er alt und krank. Seine fast neunzigjährige Mutter lebte noch in Pommern, da wollte er hin und dort sterben. Seine Papiere, wie ich sah, waren alle in Ordnung, lange war er im Krankenhause in Prag gelegen, dann in Teplitz, und so war er schließlich nach Berlin gekommen. Ich konnte ihm noch etliches sagen und bat ihn, er möge jetzt die übrigen Brocken seiner Theologie zusammennehmen, um die letzte große Reise anzutreten, da er ja wohl fühle, daß er nicht mehr allzuweit habe. Ich gab ihm, was ich hatte, damit er noch ein Stücklein weiter leben konnte, und wir schieden in Frieden und Liebe.“

Frommels alter Kirchendiener, ein richtiger Berliner, oder wie er von sich sagte: „so eener vun die alten Deutschen“, trat ein. „Herr Hofprediger“, meldete er, „da draußen steht eener, det is Sie det reene Objekt.“ „Subjekt“ war in seinen Augen schon was Arges, aber „Objekt“ noch eine Klafter tiefer. Es war ein alter verabschiedeter Herr, der alle Vierteljahre antrat mit der klassischen Anrede: „Herr Hofprediger: Sie haben wenig Zeit — ich habe wenig Zeit — geben Sie mir einen Taler!“ Kaum war dieses Objekt großen, freilich auch verschuldeten Elends fort, da meldet sich ein Fräulein in etwas gereiften Jahren. „Bei Ihren vielen Beziehungen zu vornehmen Familien“, begann sie, „wird es Ihnen leicht sein, mir eine Stelle als Stütze der

Hausfrau zu verschaffen.“ Ich sah sie an und fragte: „Meinen sie aktiv oder passiv?“ — „Wie meinen Sie das, geehrter Herr?“, entgegnete sie. „Nun, ich denke, es gibt zweierlei Stützen: die einen stützen wirklich so eine arme geplagte Hausfrau, die anderen aber muß man selber stützen, weil sie zart und krank sind und nicht viel leisten können. Verstehen Sie den Haushalt?“ — „Nein, damit habe ich mich noch nie befaßt.“ — „Nun, vielleicht können Sie französisch oder englisch?“ — „Nein, das habe ich nicht gelernt.“ — „Ja, was können Sie denn?“ Da mußte sie selbst lachen und sagte: „Ja, eigentlich nichts, ich bin viel krank und sehr kurzsichtig, man könnte sagen, halb blind.“ „Hören Sie, das ist aber schlimm für eine Stütze der Hausfrau.“ — „Nun, ich möchte nur so mehr als Familienglied aufgenommen sein, und da und dort kann man immer noch etwas tun. Ich beanspruche nichts als nur Kost und Logis, und habe auch etwas Vermögen.“ — „Nun, dann kann Ihnen geholfen werden, dann gehen Sie in das Stift, was nicht weit von uns, und lassen sich vormerken, dann sind Sie in gutem Hause und brauchen niemand zu stützen.“ Das leuchtete ihr auch ein, und ein Jahr darauf sah ich sie behaglich in ihrem Stübchen sitzen.

Dem Fräulein folgt ein Herr — er sei ein „Künschtler“, berichtete das Mädchen. „Ich habe die Ehre, nicht wahr, den Herrn Hofprediger zu sprechen, Ihr hohes Interesse für Kunst ist mir bekannt.“ — „Sehr schmeichelhaft“, sage ich, „Sie wünschen?“ — „Ja, wenn ich alle Wünsche sagen könnte, die mein Herz hegt, was hätte ich nicht alles zu sagen!“ — „Nun, ich denke, Sie haben einen Hauptwunsch, der Sie zu mir treibt.“ — „Sie ahnen richtig, ich bin nämlich der Erfinder einer neuen Trommel für die Infanterie, wodurch wesentlich der Klang dieses Instrumentes erhöht, seine Dauerhaftigkeit garantiert wird.“ — „Was soll aber ich mit der Trommel?“ — „Nun, bei Ihren intimen Beziehungen zu dem Kriegsministerium ist es Ihnen ein leichtes, mir Eingang zu verschaffen bei den Behörden. Wäre ich nicht überzeugt, daß meine Erfindung alles Dagewesene übersteigt, ich würde nicht wagen, auf Ihre kunstsinnige Empfehlung zu rechnen. Sie gestatten mir nur eine kleine Probe.“ — „Wenn Sie ein Solo trommeln wollen, so will ich Ihnen vom Fenster aus zuhören, und Sie bemühen sich auf den Hof.“ — „Mein Instrument ist auch durchaus für Zimmermusik geeignet. Sie gestatten.“ Flugs war die Trommel umgehängt und der Mann trommelte lustig darauf los, daß alles im Hause zusammenlief. „Ich bin vollständig befriedigt, aber hier will ich Ihnen an einen Tamburmajor eine Empfehlung mitgeben, an das Kriegsministerium kann ich nicht herankommen.“ — „Die unteren Instanzen kann ich nicht gebrauchen, da herrscht der Brotneid, nur die höhere Intelligenz ist imstande, meine neue Erfindung zu würdigen.“ — „Dann muß ich be-

dauern, Ihnen nicht helfen zu können, ich werde jedoch mit einem trommelverständigen General sprechen, vielleicht daß Sie zum Vortrag kommen. Leben Sie schleunigst wohl." Der war glücklich fortgehalst. — Die Post tritt an. Ich machte den dicksten Brief auf und seufzte. Ach, wieder ein Dichter. Das waren sechs geschlagene Bogen mit Versen, um deren „gütige Kritik und eventuelle Befürwortung" an einen Verleger der hoffnungsvolle Mann bittet. Nach und nach bekommt man eine entsetzliche Schnelligkeit im Lesen und man stößt gleich auf den richtigen Punkt. Ich schrieb folgende Zeilen nieder und sandte sie weg samt den Gedichten:

Viel schöne Wort', und gute Meinung,
Und edler, braver Sinn;
Doch zu der Druckerscheinung
Reichts leider noch nicht hin!
Was in der Still' geboren,
Taugt nicht in lautem Kreis;
Schnell wär' dein Sang verloren,
Sobald die Welt ihn weiß;
Im bunten Menschenschwall
Da — schweigt die Nachtigall!

Der Mann bedankte sich später und gestand offenherzig, daß es ihm „eigentlich nur um ein Autograph" zu tun gewesen. Der Schelm!

* * *

Emil Frommel wird zu einem steinalten armen Weib in seiner Gemeinde am Rhein gerufen; sie sei schwer krank, und es werde wohl ihr letztes sein. „Ich ging schnell zu ihr hinauf und fand sie auch oben in ihrem Dachkämmerlein recht schwach. „Jetzt geht's endlich heim, Herr Stadtpfarrer! Ach, kommen Sie und beten mit mir, daß ich richtig in den Himmel komme." Trotz ihrer Armut war alles doch so sauber und nett da oben. Sie war im ganzen Hause geliebt, weil sie die Kinder hütete, wenn die Eltern fort mußten, und den Kindern konnte sie so schön erzählen und sah dabei selber in ihrer großen, gefältelten Haube und mit dem langen Stabe in der Hand aus wie eine alte Großmutter im Märchenbuch. So hatten die Nachbarn ihr auch jetzt das Zimmer geschmückt. Ich betete mit ihr und segnete sie. Wir reichten uns die Hand zum Wiedersehen im Himmel. Als ich schon an der Tür war, rief sie mich noch einmal zurück.

„Ach, Herr Stadtpfarrer", sagte sie, „ich habe noch etwas auf dem Herzen — aber Sie dürfen mich nicht auslachen." — „Ei, wo werde ich!" sagte ich. „Gewiß nicht?" — „Nein", sagte ich, „gewiß nicht!" Ich dachte nun, sie hätte irgend etwas in ihrem langen Leben begangen, und war gespannt darauf, was sie sagen würde. Aber es kam etwas ganz anderes. „Sehen Sie", sagte sie, „lieber Herr Stadtpfarrer, ich hätt' halt noch einen Wunsch." — „Und was wär' der?" — „Ja, sehen Sie — ich habe mein Lebtag so gerne Kirschen gegessen,

und da hätt' ich den Wunsch: wenn ich mich nur noch einmal im Leben so recht könnte satt essen an Kirschen. Ich sterbe ja gewiß gern; aber nicht wahr, Sie lachen doch?" Wahrscheinlich hatte ich doch das Lächeln nicht ganz über diese Herzensbeschwernis verbeißen können. „Ist das vielleicht eine Sünd'?" — „Nein", sagte ich, „liebe Walzin, das ist keine Sünde, wenn Ihr noch eine Erquickung haben wollt. Die sollt Ihr auch gleich haben." Ich ging hinunter auf die Straße. Dort saß eine Hökerin mit schönen Kirschen. „Nehmen Sie mal den ganzen Korb da, fassen Sie hüben und ich drüben am Henkel und jetzt herauf zur alten Walzin!" Die Frau schaute mich groß an, als sie aber sah, daß es mein voller Ernst war, faßte sie an, und wir gingen hinauf. „Hier, Walzin, der ganze Korb gehört Euch. Nun eßt Euch satt und wohl bekomm's Euch!"

Dankbar schaute sie mich mit ihren alten Augen an und langte vom Bett gleich aus dem Korbe sich die Kirschen heraus. Acht Tage später ging ich auf den Kirchhof — wer lief da herum am großen Stock und humpelte auf mich zu? Niemand anders als — die alte Walzin! „Hab' ich nicht gesagt?" rief sie mir entgegen, „Herr Stadtpfarrer, wie ich die Kirschen alle gegessen gehabt habe, bin ich Ihnen wieder lebendig geworden wie ein Fisch. Ja, die Kirschen und unser Herrgott — die haben's eben auf sich!" Sie wurde wieder ganz wohl und lebte noch, als Frommel von seiner Gemeinde schied.

* * *

Schlagfertig erwies sich Frommel in einer für ihn ein wenig peinlichen Situation dem Kaiser Wilhelm gegenüber. Es war zu Gastein. „Einst war ich auf 4 Uhr zur Tafel befohlen. Mein Tag begann schon des Morgens um 6 Uhr; da war's denn nach dem Frühstück von 7 Uhr morgens bei der kräftigen Bergluft nicht auszuhalten mit dem Appetit bis nachmittags. Also ging ich zu Josef Straubinger, unten im Gelaß eine solide Suppe zu essen. Das hatte der Kaiser bemerkt. Als ich antrat, lächelte er und sagte: „Ei, Frommel, Sie haben schon bei Straubinger diniert — Sie dachten wohl, bei mir gibt's nicht viel!" Ich faßte mich schnell — wußte ich doch, daß er von seinem Fenster aus alles sehen konnte, was bei Straubinger passierte, und daß kein Leugnen half. „Ja wohl, Majestät", sagte ich. „Sehen Sie, unsere selige Mutter, die hielt es immer so, daß, wenn wir als Kinder zu vornehmen Leuten eingeladen waren zu Tisch, dann mußten wir so zwei Stunden vorher drei dicke Butterbröte hinunterwürgen als solides Pflaster, damit wir dann recht hübsch anständig uns benähmen und nicht zu viel äßen. Dann hieß es jedesmal: Die bescheidensten Jungen sind doch immer die des Galeriedirektors." Da lachte der Kaiser und sagte: „Sehr gut, Sie haben doch eine kluge Frau Mutter gehabt."

Sparen und Verschwenden.

Der „Kunstwart“, der nicht in Kunst und Ästhetik allein das Gewissen der Deutschen geworden ist, veröffentlicht in seinem zweiten Augustheft 1906 einen bedeutsamen Aufsatz über Luxus von Wilhelm Bode, dem wir das Folgende entnehmen:

Der Philister erklärt: wer recht viel Geld ausgibt, ist ein nützlicher Mensch; Lebemänner und Weltdamen sind beliebt, weil bei ihnen die Taler und Goldstücke locker sitzen; das Geldrollenlassen gilt im Volke als etwas Volksfreundliches.

Daß diese Meinung entstehen konnte und mußte, begreift man leicht. Die „kleinen“ Leute möchten dem „Großen“ Geld abgewinnen, das Geld, das sie so nötig brauchen; sie bemühen sich auf hunderterlei Weise, ihn zum Spendieren zu veranlassen. Der Sparsame, der sich nicht verlocken läßt, erscheint hart, krallenfingerig, der Verschwender dagegen gutherzig, freigebig, ein freundlicher Gönner. Wer sich selbst ärmer macht, bietet andern die ersehnte Gelegenheit, reicher zu werden. Aber es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, der Verschwender bringe mehr Geld unter die Menge als der Sparsame, er gebe andern mehr Gelegenheit zum Verdienen. Das würde nur zutreffen, wenn die Sparer heute noch ihre Goldstücke in Strümpfen versteckten oder in vergrabenen Töpfen aufhöben. Seit man allgemein das ersparte Geld auf die Sparkasse oder die Bank trägt oder in Hypotheken, Pfandbriefen, Staatspapieren und Aktien anlegt, wird das für solche Anlagen dahingegebene Bargeld von den Kassen und Banken sofort wieder ins Rollen gebracht; es werden damit Häuser gebaut, Fabriken begründet, Ländereien bewässert oder ausgetrocknet und andere Arbeiten bezahlt, an denen sich viele beteiligen können. Das Geld des Geizigen ist ebenso rund wie das des Verschwenders.

Nun pflegt allerdings das Geld des Sparers nach anderen Richtungen zu rollen als das des Lebemannes. Das Geld des ersteren wird in der Regel fleißigen Arbeitern und zuverlässigen Unternehmern zugute kommen; oft knüpft sich ein wundersamer Segen daran, z. B. wenn man einem Erfinder die Mittel leiht, seine Gedanken zu erproben, oder wenn man einem Talente Gelegenheit gibt, sich zu entfalten und auszuwirken. Die Verschwender aber begünstigen gern auch verdorbene Menschen oder sie verderben die noch Unverdorbenen. Wenn ein Mädchen leichtsinnig wird, so spekuliert es auf die Verschwender, nicht auf die Sparsamen. Die Hochstapler, die Bettler höheren Ranges, die Schmeichler und Schmarotzer, die Wucherer und Halsabschneider, die Zuhälter und Erpresser heften sich gern an den Verschwender. Recht oft haben die

Bonvivants und die dazu gehörigen Damen einen Kreis von dunkeln Ehrenmännern und liederlichen Tagedieben um sich, die von ihnen zeitweise ernährt werden. Man predigt dem armen Volke, nur durch ehrliche Arbeit könne es vorankommen. Dabei sieht es aber, daß ein Kellner, der einem Lebemann eine Flasche Wein bringt, zuweilen für diesen geringen Dienst ein größeres Trinkgeld bekommt, als der Asphaltarbeiter oder der Mühlfuhrmann Lohn für die saure Arbeit eines langen Tages. Jener Lebemann mag sich sehr nobel vorkommen, wenn er einen Taler als Trinkgeld hinwirft oder einer leichtfertigen Schönen einen blauen Schein schenkt, aber man glaube doch nicht, daß er durch solches Geldrollenlassen seinen Mitmenschen nützlich wird. Wenn die Fürstin Mellin in ganz Rußland die besten Regalias raucht, das Stück nicht unter 12 Mark, und die Fürstin Dimitri Woronzow die stärksten Havannas, das Stück zu 18 Mark: welchen Nutzen haben die russischen Bauern davon?

Die Verschwender nehmen der Arbeit nötiger Gewerbsleute ihre Ehre. Wer sich jährlich einen Anzug machen läßt, tritt mit seinem Schneider in das allgemeine bürgerliche Verhältnis des Arbeitsaustausches, wobei der eine für Kleidung, der andere für Nahrung, der dritte für Wohnung sorgt; der Schneider wendet in diesem Falle seine Zeit und Kunst an ein Erzeugnis, dessen Nützlichkeit niemand bezweifelt. Lasse ich mir aber im Jahr hundert Anzüge machen, so ist der Schneider mein Sklave, denn er dient meinen verrückten Launen; er kann es unmöglich gern tun und würde die Arbeit verweigern, wenn er nicht meines Geldes bedürfte oder auf die unredliche Idee käme, meine Verschwendungssucht auch auszubeuten, wie viele andere es tun.

Das Ergebnis des Geldausgebens müssen wir noch näher betrachten. Der Gärtner und seine Gehilfen sind brave, sympathische Leute; ihnen einen Vorteil zuzuwenden, scheint allemal angebracht zu sein; aber es macht doch einen großen Unterschied, ob wir ihre Arbeit zu Tand und Spiel oder zu einem dauernden Werke benutzen. Man denke an unsere Begräbnisse: sogar diese ernstesten Feiern hat ein ethisch verwildertes Geschlecht in Prunksachen verwandelt! Selbst wenn die Majestät des Todes vor uns tritt, besinnen wir uns zuerst auf unsere Protzenpflichten. Müssen wir einen Kranz schicken? Wie teuer muß er sein? Oder ist wohl ein Palmenzweig unerläßlich? Es entsteht bei jedem Begräbnis in „guter“ Familie eine Überschwemmung von Kränzen, Palmen und Schleifen, die vorher in den Schaufenstern der Blumenläden zur Schau ausgestellt waren; die Philister zählen sie, wie sie die Telegramme bei einer Hochzeit oder die Glückwunschkarten bei der Konfirmation ihres Töchterleins zählen; man sagt sich gar nicht, daß der Tote unmöglich so viele Freunde haben konnte, wie hier Trauerzeichen eingebracht wurden.

Das Zeug wird dann auf und hinter dem Leichenwagen einhergefahren und getragen; in ein paar Tagen fängt es an zu faulen, und bald findet man von den Spenden nur noch so geringe Spuren, wie sie den Resten der Trauer in den Herzen ihrer Absender manchmal entsprechen. Diese eigenartige Bezeugung unserer Betrübnis kostet bei manchen Beerdigungen Tausende, ja Zehntausende von Mark; die Gärtner verdienen dabei, im übrigen bleibt nur ein bescheidener Beitrag zum Düngerhaufen.

Mit demselben Gelde, das der Kranz kostet, kann ich auch einen Obstbaum pflanzen oder eine Reihe Stachelbeeren oder Johannisbeeren setzen lassen. Da verdient der Gärtner ebenfalls, zugleich entstehen und bleiben wirkliche Güter, die mich bereichern, auch einigen anderen nützlich und angenehm sind und noch meinen Nachkommen Freude bereiten. Es ist kein großer Beitrag zum Wohlstand des Landes, aber es ist ein Beitrag; das ausgegebene Geld ist nicht verschwendet, sondern nützlich verwendet; es ist vorteilhaft umgewandelt. Noch besseren Dienst leistet das Geld oft, wenn wir es nicht für uns, sondern für die Allgemeinheit ausgeben. Eine Dorfgemeinde besitzt an einem Berghange zwischen zwei Straßen einen Streifen Land, auf dem jetzt wilde Blumen und sieben hohe Pappeln wachsen. Die Bauern wollten diesen Streifen Landes rationeller ausnützen, also die Pappeln abschlagen, denn sie bedachten oder fühlten nicht, daß just diese Gruppe hochragender Bäume ihre Landschaft sehr verschönerte. Einer meiner Freunde hörte rechtzeitig davon; er pachtete diese sieben Pappeln der Gemeinde um ein billiges ab, rettete das Landschaftsbild und befriedigte doch auch die Bauern, die bar Geld sehen wollten. So könnten wir oft mit geringen Kosten auch neue Bäume pflanzen lassen, die nach zehn Jahren dem Wanderer Schatten und dem Singvogel einen Nistplatz bieten; und wenn sich die Freunde des verstorbenen Herrn Müller zusammentäten, so könnten sie statt der Palmenzweige sogar eine Baumgruppe an dem Wege, wo er am liebsten ging, schaffen und eine Bank darunter, mit der Inschrift versehen: „Müllers Ruh — gestiftet von seinen Freunden". Ein schönes Beispiel weiser Geldverwendung geben uns diejenigen Fürsten, die prächtige Gärten und Parke schufen und sie jedermann öffneten. Jahrhunderte hindurch erfrischen, erfreuen und erheben sie die Menschen, die darin spazieren. Millionen von Großen und Kleinen laben Augen und Seele an den knorrigen Eichen, an den spitz nach oben zielenden Tannen, an den weiten Rasenflächen, an den funkelnden Farben der Blumenbeete, an dem Leben all des kleinen Getiers ringsum. Herzog Karl August von Weimar hatte ein Jahrzehnt hindurch nicht Geld genug, um sein verbranntes Schloß wieder aufzubauen; er hauste wochenlang in einem Häuschen, das nur

einen einzigen Raum enthält — jetzt dient es als Geräteschuppen — aber den herrlichen weimarischen Park anzulegen, dafür fand er das Geld, und dafür preisen ihn heute noch Menschen aus allen Zonen.

Aber, so wendet man ein, wenn auch der Sparer sein Geld so gut rollen läßt wie der Verschwender, so verbraucht doch dieser mehr Güter als jener, und insofern, als starker Verbraucher, schafft der Verschwender und Luxustreibende mehr Arbeits- und Verdienstgelegenheit. Man wagt solche Einwände wirklich, wie kurz sie auch gedacht sind. Wenn das starke Güterverbrauchen gemeinnützig wäre, dann müßte man auch Feuersbrünste, Überschwemmungen und Kriege als erfreuliche Ereignisse preisen, und der Fresser und Säufer verdiente die Bürgerkrone. Aber in Wahrheit verlieren wir alle, wenn ein Haus abbrennt, denn der gemeinsame Güterbesitz des Volkes wird dadurch vermindert, und ebenso zerstört auch der Schlemmer unberechtigt viel von unserm allgemeinen Vorrat. In gewissem Grade ist auch unsere heutige Gesellschaft kommunistisch, indem wir unsern Anteil höher oder niedriger zu bezahlen haben, je nachdem wenig oder viel Vorräte im ganzen da sind. Wenn die Gutsbesitzer eine reiche Ernte haben, bekommen wir unsern Teil davon durch Verbilligung der Brotpreise, und haben die Viehzüchter ein schlechtes Jahr, so steigen für uns die Fleischpreise. So sind wir auch interessiert an einem großen Vorrat von Wohnungen. Noch deutlicher fühlen wir das Interesse am Wohl des andern in unserer Eigenschaft als Zahler von Steuern und Versicherungsbeiträgen. Freilich kann der starke Verbraucher, wenn er Geld hat, neue Güter durch andere hervorbringen lassen; aber das könnte er auch, ohne das Vorhandene zu zerstören.

Da sind doch die Fabrikanten, die Bauunternehmer und selbst die Spekulanten, wenn sie für ihre eigene Person anspruchslos sind, viel nützlichere Menschen: sie lassen neue Güter hervorbringen, ohne die alten unnützerweise zu vernichten. Wenn ein Pferdebesitzer die Passion hat, junge Tiere zuschanden zu reiten, so braucht er zwar oft neue Pferde und die Händler verdienen an ihm, aber er ist dennoch ein Verminderer des Volksvermögens. Der sparsame Verbraucher, der Anspruchslose, ist als solcher ein Menschenfreund. Auch wenn er zehntausend Arbeiter beschäftigt, so fordert er doch nur wenig Dienste, wenig hervorgebrachtes Gut für sich selber. Oder mit anderen Worten: die zehntausend Arbeiter mühten sich nicht für den alten Krupp ab, obwohl er an ihrer Spitze stand und durch sie große Summen erwarb. Das Übermaß von Arbeit über den Wert des Lohnes hinaus wird vielleicht vom Prinzipal erzwungen, aber verschlungen wird es erst von jenen Schmarotzern, die mehr Güter verbrauchen als sie schaffen. Hier muß

man die wahren Ausbeuter der Arbeiterklasse suchen; dem Sparsamen aber gebührt Ehre, denn je weniger Güter einer für sich verbraucht, desto mehr läßt er für andere übrig, desto mehr Mittel hat er, neue Güter zu erzeugen.

Wenn man nur nicht immer sagen wollte, daß so viele Arme vom Luxus der Reichen lebten! Niemand lebt vom Gelde des Reichen, denn Geld essen wir nicht, man kann sich nicht damit bekleiden, man kann keine Häuser daraus bauen. Der Laie vergißt immer wieder, daß Geld ein wirkliches Gut nur insofern ist, als es eingeschmolzen und zu allerlei Geräten und Verzierungen verwendet werden kann; in der Hauptsache ist das Geld nur ein Tauschmittel und Wertmesser. Leben kann man nicht von Silber oder Geld oder schön bedrucktem Papier. Wir leben alle von dem, was die Arbeit aus dem Erdboden erzeugt; niemals der Arbeiter vom Nichtarbeitenden, sondern immer leben alle Menschen von Arbeitserzeugnissen, von ihrer eigenen oder fremden Arbeit. Wir werden ernährt, bekleidet, beherbergt von den Bauern, Ackerknechten, Müllern, Bäckern, Schustern, Schneidern, Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern, Hausfrauen, Dienstmädchen u. dgl.; wieder andere erfreuen oder erhöhen uns als Künstler, Lehrer, Prediger; wieder andere nützen uns als Besorger unserer gemeinsamen Interessen. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, aber niemals ist der Luxustreibende als solcher ein Lebensspender oder Lebensbegünstiger; vielmehr wirkt er als Arbeitsräuber, als Verschlinger von Kräften und Stoffen, die anderen zum Leben und neuen Gütererzeugen dienen würden. Wenn ich auf den Markt gehe und die Hand erhebe, so eilt ein Dienstmann herbei, um mir ein paar Groschen abzugewinnen; ebenso kann der Reiche über Hunderte von Arbeitern kommandieren, die von ihm das Tauschmittel Geld begehren, weil sie ohne dieses Tauschmittel nicht zu den wirklichen Gütern gelangen können. Aber nicht ich ernährte heute nachmittags den Dienstmann, indem ich ihm fünf Groschen gab, sondern er ernährte mich, indem er eine zu meiner Existenz nötige Arbeit tat.

Nicht selten hören wir die andere Rede: „Es sind genug Güter und Waren da; wir haben Überproduktion; da ist es doch nur erfreulich, wenn recht viel gekauft und verbraucht wird.“ Die Antwort ist: Wenn schädliche Dinge überhaupt produziert werden, so ist das allemal eine Überproduktion; diese Überproduktion muß nicht durch kräftiges Verbrauchen, sondern dadurch beseitigt werden, daß die Produktion überhaupt eingestellt wird. Eine allzugroße Produktion an nützlichen und heilsamen Sachen ist wohl denkbar; hier und da wachsen zuweilen so viele Birnen oder Zwetschken auf den Bäumen, daß niemand mehr Zeit hat, sie herunterzunehmen. Im großen und ganzen hat die Welt aber noch nie eine Überproduktion an nützlichen Waren erlebt. Noch heute

müssen viele Tausende, die wie wir den deutschen Namen tragen und die wir gelegentlich als deutsche Brüder anschwärmen, sich mit einer unzureichenden und unzuträglichen Nahrung begnügen. Viele Kinder gehen an schlechter Ernährung zugrunde oder werden nur halbkräftige Menschen; einem großen Teile der Würmchen, die jedes Jahr geboren werden, wird weder die Muttermilch noch eine gute Kuhmilch gegönnt; allein in ein paar sächsischen Industriestädten geht beständig ein Kindermord vor sich, gegen den der bethlehemitische eine Kleinigkeit war. Man denke ferner an das Wohnungselend der Großstädte, auch vieler Mittelstädte und Kleinstädte. Man bedenke, wie viele junge Menschen beständig an der Ausbildung ihrer Gaben durch große Armut, durch den Zwang, Geld zu schaffen, verhindert werden. Dann wird man erkennen: wir leiden nicht an einer Überproduktion, sondern an einer mangelhaften Verteilung der Güter; die habsüchtigen, prunksüchtigen, schlemmerischen Menschen haben zu viel an sich gerissen, deshalb müssen manche arme Kinder zeitlebens zwischen den beiden hohen Mauern gehen, wie es jener Maler gemalt hat: links und rechts nicken blühende Zweige herüber und verkünden, wie schön es in den Gärten der Reichen ist, aber die Kinder der Armut müssen in dürrem Sande, in zehrender Sonnenglut ihr Dasein weiterschleppen und für jene Reichen die Güter aus der Erde graben. Wer unnützen Konsum pflegt, beutet die Armen aus. Der edle Baltzer prägte den Satz: „Kritikloser Konsum führt zu kritiklosem Handel, zu kritikloser Industrie.“ Ein deutschböhmischer Fabriksbesitzer, Johannes Schicht in Aussig führt es weiter aus: „Alles, was konsumiert wird, muß erzeugt werden. Dazu ist Menschenarbeit notwendig. Pflege ich unnützen Konsum, verbrauche ich unnützerweise Menschenarbeit. Von seinen Mitmenschen unnütze Arbeit fordern, heißt ihre Arbeitskraft mißbrauchen und verhindern, daß Notwendiges produziert wird. Verhindere ich die Produktion notwendiger Dinge, so ist es klar, daß in diesen Dingen Mangel herrschen wird. Ich werde schuld, daß andere oder ich selbst Mangel am Notwendigen leiden. Von allen notwendigen Dingen ist durchaus nicht genug vorhanden. Es sind weder genug Schulen, noch genug Wohnungen, weder genug Verkehrsmittel, noch genug Wohlfahrtsanstalten, noch genug gesunde Nahrung für alle da. Es mangelt an diesen notwendigen Sachen überall, und nur deshalb, weil die Mittel, die dazu erforderlich wären, für entbehrliche Sachen hingeopfert werden.“

Damit es den Reichen etwas leichter werde, den Weg zum Seelenheil zu finden, muß in den unteren und mittleren Ständen die öffentliche Meinung sich viel schärfer gegen den Luxus erklären. Zunächst müßten die Unbegüterten natürlich selber ihre Gelegenheiten zu Üppigkeit oder reichem Schein verschmähen, damit es von ihnen nicht heiße wie

von jener alten Jungfer, die sich beständig über die Männer entrüstet: „Was man verachtet, das begehrt man eben.“ Sodann sollten wir uns für zu gut halten, die Gaffer und Bewunderer zu spielen, wenn die Millionäre einherprunken. Als Lady Godiva nackend durch die Straßen reiten mußte, und ihr langes goldenes Haar als einziger Mantel um ihr hing, da schlossen alle guten Menschen die Türen und Fensterläden und verstopften alle Ritzen, sodaß die edle Frau ungesehen am hellen Mittag durch die Stadt kam; nur ein kleiner neugieriger Bube fand ein Loch, durch das er plieren konnte. Wenn nun unsere Protzen ihr Dicktun nackt zeigen wollen, da sollten wir's doch wohl erst recht den kleinen dummen Jungen allein überlassen, nach ihnen auszuschauen.

Zuweilen wird auch ein Zeichen der Verachtung nicht fehlen dürfen. Es gibt nicht wenigen Luxus, der scheußlichste Tierquälerei oder Massenmörderei voraussetzt; Ziegen werden bei lebendigem Leibe geschunden, um recht feines Handschuhleder zu geben, deutsche Singvögel werden (nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland) gefangen und finden in Fallen einen langsamen peinigenden Tod, damit die Reichen „Krammetsvögel“ essen können u. dgl. mehr. Auf solche Zusammenhänge darf man die Gourmands und geputzten Damen aufmerksam machen, und wenn sie trotzdem fortfahren, ihrem Gaumen oder der Mode zuliebe Auftraggeber der Schinderknechte, Singvögel-Massenmörder, Elefanten-Ausrotter und anderer Teufel zu sein, so darf man ihnen insoweit gewiß auch die herzlichste Verachtung bezeugen. Aber was den Tieren recht ist, ist den Menschen billig; auch die arme Näherin, von der Thomas Hood sein Lied vom Hemde gedichtet hat, leidet schwer; auch die Büglerin wird gepeinigt. Alle übermäßige Arbeit wird verschuldet durch übermäßiges Begehren.

„Fräulein Doktor.“

Von **Max v. Weißenthurn.**

„Frau von Eschen zu Hause?“

„Ja, ich bitte nur einzutreten, gnädiges Fräulein!“ erwiderte mir Gertrud, die alte, treue Dienerin meiner Freundin Natalie Rußberg, welche sich vor etwa anderthalb Jahren mit dem Gutsbesitzer Eberhardt von Eschen vermählt hatte; die junge Frau nahm das alte Familienfaktotum, welches nach dem Tode ihrer Mutter das kaum sieben Jahre alte Kind mit wahrhaft mütterlicher Treue gepflegt und gewartet hatte, in die neue Heimat mit und so kam es, daß das alte traute Gesicht mir Einlaß gewährte, als ich Natalie aufsuchte.

Die Eschens lebten während des größten Teiles des Jahres auf ihrer Besitzung Eschenbach, welche Nataliens Gatte selbst verwaltete, was ihm ziemlich viel zu tun gab. Nur während der Wintermonate kamen sie auf kurze Zeit nach Wien, wo sie ein zwar kleines, aber äußerst gemütliches Heim bewohnten.

Mich hatten die Verhältnisse genötigt, nach dem Tode meines alten Vaters eine Stelle als Gesellschafterin anzunehmen. Ich war zwei Jahre lang mit der Dame, welcher die Zeit zu verkürzen man mich gedungen, im Auslande gewesen und so kam es, daß ich weder bei der Hochzeit meiner liebsten Jugendfreundin hatte zugegen sein können, noch deren Gatten kannte. Ich freute mich nun von Herzen des bevorstehenden Wiedersehens mit Natalie, wir würden uns ja so vielerlei zu erzählen und zu sagen haben! Als ich das gemütliche Wohnzimmer betrat, in welchem mir manche Einrichtungsstücke, die mir aus dem früheren Haushalte meiner Freundin vertraut, gleich alten Bekannten entgegenblickten, empfand ich einige Enttäuschung, da ich das Zimmer leer fand. Türen in anstoßende Gemächer waren durch Portieren verhangen, aber lebhafte Stimmen schlugen von der einen Seite an mein Ohr, die mir verrieten, daß jenes eine anstoßende Gemach wenigstens bewohnt sei; ich vernahm deutlich eine tiefe, offenbar zornig erregte Männerstimme und dann meine Freundin, die antwortete; was sie aber sagte, konnte ich nicht verstehen, nur so viel begriff ich, daß sie weinte und Worte der Klage über ihre Lippen traten. Noch während ich überlegte, ob ich mich zurückziehen oder der häuslichen Szene durch meinen raschen Eintritt ein Ende machen solle, wurde die Portiere hastig zur Seite geschoben; ein hochgewachsener schlanker Mann stürmte, ohne meiner, die ich in eine Fensternische getreten war, ansichtig zu werden, durch das Zimmer der Ausgangstüre zu, blieb dann plötzlich stehen, kehrte noch einmal auf die Schwelle des Gemaches zurück, das er soeben verlassen und rief mit einer Stimme, in der der Zorn noch nachklang:

„Du kannst machen was du willst, Natalie, ich werde mich nie dazu hergeben, aus Wilma nur eine blödsinnige Zierpuppe zu machen, die auf Männerjagd ausgeht und kein anderes Ziel kennt, als eine möglichst gute Partie zu machen. Etwas Tüchtiges soll das Mädel werden, leistungsfähig soll es dastehen im Kampfe des Lebens, einen Beruf soll es ganz und voll ergreifen, kurzum, wenn meine Wünsche auch nur den geringsten Einfluß auf sie nehmen, so wird sie Ärztin! Ich habe immer eine Lanze gebrochen für das Studium der Medizin bei den Frauen und es wäre mein Stolz, wenn ich meiner Mutter, wenn ich so vielen, die mir in meinem Leben dagegen gesprochen, einen glänzenden Beweis liefern könnte, wie sehr ich mit der Vertretung meiner Ansichten im Rechte bin! Doch adieu, Natalie, ich werde im

Klub erwartet und habe mich durch deinen sinnlosen Widerspruch schon lange genug verspätet! Auf Wiedersehen!"

Sprach's und stürmte der Türe zu, die mit unnötigem Lärm hinter ihm ins Schloß fiel.

Ich stand verblüfft. Das war ja ein sehr netter Herr, der nach so kurzer Ehe ohne Kuß, ohne freundlichen Gruß seine junge Frau verließ, die, dessen war ich mehr als überzeugt, sich gewiß kein schweres Vergehen hatte zu schulden kommen lassen. Arme Natalie! O, diese Männer! So sind sie — liebenswürdig, bestrickend unwiderstehlich, bis sie uns betört, um dann, wenn wir uns ihnen hingeben, wenn jede Fiber unseres Seins nur für sie pulsiert, die Maske fallen zu lassen, um mit roher Gewalt uns anzuherrschen, wenn wir nicht blindlings ihrer Meinung sind! Ja, fürwahr, ich hatte den besseren Teil erwählt, als ich den Entschluß gefaßt, ledig zu bleiben, dafür schien die Ehe meiner Freundin Natalie von Eschen wieder ein sprechender Beweis sein zu sollen.

Aus dem anstoßenden Gemache drang jetzt lautes Schluchzen an mein Ohr und da keine zweite begütigende oder zürnende Stimme sich vernehmen ließ, zog ich daraus den Schluß, daß meine Freundin allein sei und ich versuchen könne, ob das Trösteramt, welches ich schon in unserer gemeinsamen Kindheit oft geübt, auch jetzt noch seine alte Kraft besitze. Sachte schob ich die Portiere zur Seite und trat ein.

„Natalie, Kind, was gibt es denn?" fragte ich, indem ich meine Hand auf die Schulter der vor einer Ottomane knienden Gestalt legte, die, das Antlitz in die Kissen vergrabend, konvulsivisch schluchzte. Sie fuhr erschreckt in die Höhe, sah mich einen Moment mit tränenumflortem Blicke an, fiel mir dann um den Hals und weinte abermals zum Steinerbarmen. Ich strich ihr begütigend über das reiche Haar und da ich auf den ersten Blick begriffen, daß die Freundin in einem Zustande sei, der besonderer Schonung bedürfe, setzte ich mich auf die Ottomane, zog Natalie an meine Seite und begann, indem ich sie herzlich umschlungen hielt, in unbefangenem Tone von mir und meiner Heimkehr zu berichten, um ihr die Zeit zu lassen, sich zu sammeln und mir nur das zu erzählen, was sie mir bei ruhiger Überlegung erzählen wollte. So gelang es mir auch, und als ich nach einiger Zeit, wissend, daß es der jungen Frau auffallen müsse, wenn ich von ihr selbst und den Veränderungen in ihrem Leben nicht rede, möglichst unbefangen fragte:

„Und du, Natalie, bist du glücklich? Hat dir die Ehe all das gebracht, was du erhofft?" Da antwortete sie mir viel freudiger als ich es erwartet hatte:

„Ja, glücklich wohl, Marie, aber —" fügte sie nach einer sekundenlangen Pause hinzu, „wir haben heute zum erstenmal einen ernstlichen

Streit gehabt, mein Mann und ich. Ach und er hat mir so abscheuliche Dinge gesagt!" stammelte sie, während ihre Tränen von neuem zu fließen begannen. „Er will nun einmal absolut nicht, daß Wilma heiratet, und ich will es nicht zugeben, daß sie Medizin studiert. Als ob ich es von meinen Brüdern her nicht wüßte, welch schreckliches Leben die Studentinnen führen, über welche sich die jungen Männer lustig machen! Die Heirat ist der natürliche Beruf des Weibes und heiraten soll Wilma! Doch tausendmal besser hausbackene Kindermutter, sogar blödsinnige Zierpuppe, als emanzipierte Ärztin. Bist du nicht meiner Ansicht?"

„Das kommt darauf an, Kind, man müßte beide Teile hören. Die selbständige Stellung der Frau hat heutzutage sehr viel für sich; doch um wen handelt es sich eigentlich? Hat dein Mann eine junge Schwester oder Verwandte im Hause, um die er sich so warm annimmt?"

„Schwester — Verwandte — nein! Wir sprechen von Wilma, deren Wohl und Wehe uns ja doch beide gleich innig berührt!"

„Aber wer ist Wilma, liebes Herz? Ich habe diesen Namen nie früher von deinen Lippen vernommen."

„Wilma —" errötend, zaghaft blickte die junge Frau mir eine Sekunde lang ins Gesicht, dann barg sie das Antlitz an meiner Schulter und flüsterte leise: „Wilma ist unser Baby!"

Ein paar Augenblicke schwiegen wir beide. Unwillkürlich traten mir Tränen in die Augen, obzwar ich eine laute Lache hätte anstimmen sollen. Das ungeborene Kind also war zum Zankapfel geworden zwischen Mann und Weib! Glückliche Menschen! Zwischen Lipp' und Kelchesrand! Das peinigende Bewußtsein, was alles geschehen kann, ohne daß man daran denkt, war meiner Freundin offenbar noch nie durch den Sinn gefahren. Sollte ich Natalie darauf hinweisen? Wozu? Das Leben wird nur allzu früh zur strengen Lehrmeisterin, welche es übernimmt, die Menschen einzuführen in seine düstersten Schattenseiten. Vielleicht mochte die junge Frau einen Bruchteil meiner Empfindungen erraten, als sie in meine tränenumflorten Augen sah, vielleicht beschlich sie eine Vorahnung kommenden Wehs, denn sie rief plötzlich tief bewegt, die Arme um meinen Hals schlingend: „Du nennst mich kindisch, Marie, und du hast recht! Glücklich nur, gesund und glücklich möge unsere Wilma werden, ob auf Eberhards, ob auf meine Art, das ist Nebensache, denn jeder Mensch hat seine Selbstnatur und wandelt seine eigenen Bahnen. Wir Eltern können hoffen, wünschen, beten, aber wir sollen nicht herrschend eingreifen in das Leben unserer Kinder!"

Ich versiegelte den Mund der jungen Mutter, welche so salomonische Weisheit verkündete, mit einem herzhaften Kuß, aber ich konnte doch nicht umhin, lachend die Frage zu stellen: „Wer sagt dir denn überhaupt, daß es ein Mädchen sei?"

„O alle und vor allem meine innere Stimme. Vielleicht habe ich aber heute doch nicht ganz recht gehabt, Eberhardt durch meinen Widerspruch so weit zu treiben, daß er die Geduld verlor! Er ist noch nie heftig mit mir gewesen, der engelsgute Mann! Aber daß unsere „Erstgeborene" Ärztin werden müsse, das bleibt sein Steckenpferd. Ich glaube, seine erste Jugendliebe war es und aus Pietät für sie, die früh gestorben, hält er an dem Gedanken fest!"

Ich verabschiedete mich bald darauf von Natalie, denn ich war nicht Herrin meiner Zeit. Als ich sie nach einigen Tagen wieder besuchte, lernte ich ihren Gatten, einen liebenswürdigen, hübschen Mann, kennen, der seine Frau auf den Händen zu tragen schien. Das Thema Wilma und Ärztin wurde nicht berührt und die junge Frau erzählte mir, als sie mit mir ein paar Sekunden allein war, daß sie vollkommen glücklich sei und Eberhardt ihr auch versprochen habe, die Heftigkeit seines Temperaments, unter der sie freilich erst einmal zu leiden gehabt, aus Liebe zu ihr beherrschen zu wollen.

*
* *

Vierzehn Tage später brachte mir ein Stadtträger einen Brief folgenden Inhaltes:

„Die glückliche Genesung meiner Frau von einem gesunden Knaben beehrt sich allen Freunden ergebenst anzuzeigen

Eberhard von Eschen."

Der erste Streit war also umsonst gewesen; weder Ärztin, noch Emanzipierte, weder hausbackene Kindermutter, noch blödsinnige Zierpuppe war das Baby geworden, welches die erste Meinungsverschiedenheit an dem jungen Ehehimmel heraufbeschworen.

Unerforschlich sind die Wege des Schicksals, und Torheit, sich dagegen aufzulehnen!

Adams Tagebuch.

Neues vom alten Mark Twain.

Von **Dr. Benno Diederich.**

Mark Twain hat das Tagebuch des ersten Menschen aufgefunden; er hat Adams Hieroglyphen entziffert und glaubt, „daß dieser nachgerade als öffentlicher Charakter eine genügende Bedeutung besitzt, um die Herausgabe des Tagebuches zu rechtfertigen". Somit veröffentlicht er:

Montag. Dieses neue Geschöpf mit dem langen Haar fängt an, mir sehr im Wege zu sein. Es ist immer hinter mir her und

lungert beständig um mich herum. Ich mag das nicht; ich bin nicht an Gesellschaft gewöhnt. Ich wünschte, es bliebe bei den übrigen Tieren . . . Es ist heute umwölkt, denke, wir werden Regen haben.

Dienstag. Habe den großen Wasserfall untersucht. Er ist das Beste auf dem ganzen Grundstücke. Das neue Geschöpf nennt ihn „Niagarafall". Das neue Geschöpf tauft alles, was uns gerade in die Quere kommt. Und das immer unter dem Vorwande, daß es so „aussehe".

Mittwoch. Habe mir einen Unterschlupf gegen den Regen gebaut. Aber ich konnte ihn nicht friedlich für mich behalten. Das neue Geschöpf war gleichfalls sofort drinnen. Als ich es hinauszudrängen versuchte, vergoß es Wasser aus den beiden Löchern, mit welchen es sieht, wischte es mit dem Rücken seiner Pfoten fort und gab dabei Töne von sich, wie verschiedene der anderen Tiere, sobald ihnen etwas weh tut oder sie sich fürchten.

Freitag. Das Benennen geht unaufhaltsam weiter. Ich hatte für das große Grundstück hier einen sehr guten Namen erfunden — Garten von Eden. Ich gebrauche den Namen jetzt noch, aber nur verstohlen. Das neue Geschöpf sagt, man sehe in der ganzen Landschaft nur Wald, Felsen und Wasser; sie erinnere nicht im mindesten an einen Garten, sondern sehe aus wie ein Park. So hat es ihm denn, ohne mich weiter zu fragen, den Namen Niagarafall-Park gegeben.

Mein Leben ist nicht mehr so glücklich wie früher.

Samstag. Das neue Geschöpf ißt zuviel Früchte. Wir werden wahrscheinlich bald Mangel daran haben . . . Ziemlich nebelig heute früh. Ich selbst gehe nicht in den Nebel hinaus. Aber das neue Geschöpf tut es. Es geht in allen Wettern aus und kommt dann mit schmutzigen Füßen wieder hereingestampft. Dabei spricht es fortwährend und früher war es hier so angenehm und ruhig.

Sonntag. Hab' ihn glücklich hinter mir. Dieser Tag wird immer ermüdender. Der Sonntag wurde im letzten November zum Ruhetag gewählt und abgesondert. Früher hatte ich in jeder Woche schon sechs solche Tage. Und heute? Heute morgen fand ich das neue Geschöpf, wie es mit Erdklumpen nach dem verbotenen Baum warf, um die Äpfel herunterzuholen.

Montag. Das neue Geschöpf sagt: sein Name sei Eva. Es sagt, der Name sei dazu da, damit ich es rufen könne, wenn ich es bei mir zu haben wünsche. Darauf erwiderte ich, daß der Name dann überflüssig sei. Dies Wort hob mich augenscheinlich in der Achtung des neuen Geschöpfes. Darauf sagte mir das Geschöpf, daß es gar kein „Es", sondern eine „Sie" sei. Mir ist's einerlei; sie mag sein, was sie will, wenn sie nur ihrer Wege gehen und nicht beständig reden wollte!

Freitag. Sie hat es für gut befunden, mich zu bitten, nicht mehr über den Wasserfall zu gehen, wie ich es mir angewöhnt hatte. Ich möchte nur wissen, warum? Ich habe es immer getan, seit ich hier bin. Bin darauf in einem Faß über den Fall hinuntergesegelt — auch das war nicht nach ihrem Geschmack. Dann in einer Waschbutte — sie war noch immer nicht zufrieden. Ich fühle mich hier von allen Seiten eingeengt. Ein Ortswechsel wird mir gut tun.

Samstag. Bin durchgebrannt und habe mir, nachdem ich zwei Tage darauf losgewandert war, einen neuen Unterschlupf gebaut, an einer abgelegenen Stelle. Aber sie hat mich aufgespürt; sie stürzte plötzlich zu mir herein und machte wieder das klägliche Geräusch, das ich nicht hören mag, und ließ das Wasser aus den beiden Löchern, mit denen sie sieht, herausschießen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit ihr zurückzugehen — aber ich werde sofort wieder ausreißen, wenn sich die Gelegenheit bietet.

Sonntag. Habe ihn glücklich hinter mir.

Montag. Ich habe Eva schon wieder an dem verbotenen Baum erwischt. Sie war hinaufgeklettert und ich warf mit Erdklumpen nach ihr, bis sie herunterkam, und sagte, es hätte es ja niemand gesehen. Ich glaube, sie hält das für eine genügende Rechtfertigung, um die gefährlichsten Dinge zu tun.

Dienstag. Das Neueste, was sie mir gesagt hat, ist, daß sie aus einer von meinem Körper genommenen Rippe gemacht sei. Das scheint mir eine gewagte Behauptung. Mir hat noch nie eine Rippe gefehlt!

Samstag. Gestern fiel sie in den Teich, als sie sich zu weit vorbog, um sich im Wasser zu betrachten. Sie tut das immer, sobald sie an einen Teich kommt, nur ist sie bis jetzt noch nicht hineingefallen. Sie hat so viel Wasser geschluckt, daß sie beinahe erstickte. Das sei ein höchst unbehagliches Gefühl, erklärte sie, als sie wieder draußen war. Es machte sie auch traurig wegen der Geschöpfe, welche im Wasser leben müssen, und die sie Fische nennt. Die Folge war, daß sie gestern abend eine ganze Menge Fische einfing, hereinbrachte und, damit sie warm werden möchten, in mein Bett tat. Aber ich habe sie beobachtet und die Wahrnehmung gemacht, daß sie durchaus nicht glücklicher schienen als vordem. Nur viel stiller sind sie den ganzen Tag gewesen. Und wenn es wieder Nacht wird, werde ich sie einfach vor die Türe werfen und nicht wieder mit ihnen schlafen, denn sie sind unangenehm schleimig und naßkalt, und das Liegen zwischen ihnen ist unbehaglich.

Sonntag. Habe ihn glücklich hinter mir.

Dienstag. Jetzt hat sie sich mit einer Schlange eingelassen. Die anderen Tiere sind froh, weil sie beständig an ihnen herumhantierte und sie nicht in Ruhe ließ.

Freitag. Sie sagt mir, die Schlange habe ihr geraten, die Frucht von dem Baum zu kosten, und ihr versprochen, daß das Ergebnis eine große, schöne und edle Fortentwicklung sein werde. Ich riet ihr, von dem Baum fortzubleiben. Sie sagte, sie wolle es nicht. Ich sehe allerlei Unannehmlichkeiten voraus und denke wieder ans Auswandern.

Mittwoch. Ich habe eine bunte Zeit hinter mir. An jenem Abend bin ich ausgerissen und die ganze Nacht hindurch geritten, so schnell mein Pferd laufen konnte. Ich befand mich auf einer grasigen Ebene, auf der Tausende von Tieren versammelt waren, teils schlafend, teils miteinander spielend, wie das bei Tieren Brauch ist. Aber plötzlich stießen sie allesamt ein entsetzliches Gebrüll und Geheul aus und schon im nächsten Augenblick lief auf der ganzen Ebene alles wirr durcheinander. Wie rasend fielen die Tiere übereinander her und zerfleischten sich gegenseitig. Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten, doch wußte ich sofort, was es zu bedeuten hatte — Eva hatte von der verbotenen Frucht gegessen! Tiger stürten sich auf mein Pferd und zerrissen es, sie würden mich selber gefressen haben, hätte ich mich nicht schnell aus dem Staube gemacht. Jenseits der Grenze des Parks fand ich diesen Platz und hier habe ich mich seitdem ein paar Tage äußerst behaglich befunden, bis — sie mich auch hier entdeckt hatte und plötzlich vor mir stand. Das Merkwürdigste dabei war, daß mir das eigentlich gar nicht so unangenehm schien. Auch fand sie den Platz gar nicht übel und hatte natürlich sofort einen Namen für ihn — weil er gerade so aussah. Schließlich war ich sogar ganz froh, daß sie mich aufgefunden hatte, da es hier herum weder Früchte noch Beeren gab, wie drüben im Park, und sie ein paar von den Äpfeln des verbotenen Baumes mitgebracht hatte. Ich war so hungrig, daß ich mich genötigt sah, sie zu verspeisen. Eigentlich ging es gegen meine Grundsätze. Auch etwas Neues habe ich an ihr entdeckt. Sie kam in einer Art Umhüllung von Zweigen und Laubgewinden, und als ich sie fragte, was dieser neue Unsinn bedeuten solle, und ihr das grüne Zeug herunterriß, da zitterte sie an allen Gliedern und wurde rot im Gesicht. Ich hatte noch nie jemanden zittern und rot werden sehen, es schien mir nicht nur unschön, sondern geradezu blödsinnig. Sie sagte aber auf meine Frage nur: ich würde das bald an mir selbst erfahren. Und darin hatte sie recht. Denn trotz meines Hungers legte ich den Apfel halb angebissen beiseite — es war obendrein der feinste, den ich je gekostet habe, noch dazu bei so vorgeschrittener Jahreszeit — und fing an, mich selber mit dem Grünzeug zu behängen, das ich ihr eben vom Leibe gerissen hatte. Dann sah ich sie an, wie sie so dastand, und befahl ihr mit Entrüstung, noch mehr Zweige und Blätter zu holen,

weil es sonst ein wahrer Skandal sei. Sie gehorchte mir mit Eifer, und dann schlichen wir beide nach dem Platze zurück, wo die wilden Tiere vorhin die Vernichtungsschlacht gekämpft hatten, und sammelten einige von den Fellen. Ich befahl ihr daraus für uns ein paar Anzüge zusammenzunähen, in denen wir uns öffentlich zeigen konnten.

Nächstes Jahr. Wir haben es Kain getauft, sie hat es eingefangen, während ich weiter draußen im Land war, um zu jagen und Fallen zu stellen. Sie fing es im Tannengehölz, ein paar Meilen südlich von der Erdwohnung, die wir uns angelegt haben. Es ist vielleicht irgendwie mit uns verwandt. Wenigstens glaubt dies Eva, aber meiner Meinung nach ist es ein Irrtum. Der Unterschied in der Größe rechtfertigt schon die Annahme, daß es nur eine andere, noch neue Art Thier ist, vielleicht ein Fisch. Als ich es aber ins Wasser warf, um mir Gewißheit zu verschaffen, sank es sofort unter, worauf sie ihm nachsprang und es herauszog, ohne mir Zeit zu lassen, die Sache durch meinen Versuch zu entscheiden. Ich bin aber noch immer der Überzeugung, daß es ein Fisch ist, während es ihr gleichgültig zu sein scheint, was es ist. Mir ist an ihr neuerdings überhaupt mancherlei unverständlich. Sie hat noch nie auf ein Tier so große Stücke gehalten, wie auf dieses, doch weiß sie mir keinen Grund dafür anzugeben. Ich glaube wirklich, sie hat ihre fünf Sinne nicht mehr beisammen. Bisweilen trägt sie den Fisch halbe Nächte lang auf ihren Armen umher, wenn er jammert und winselt, weil er ins Wasser will, und wenn ich ihn dann nach dem nächsten Teich tragen und hineinwerfen möchte, so wehrt sie sich dagegen. Sie drückt den Fisch an ihre Brust, klopft ihm leise auf den Rücken und macht mit ihrem Munde allerlei Töne, die ihn beruhigen sollen.

Sonntag. Am Sonntag scheint sie sich's zur Regel zu machen, nicht zu arbeiten, sondern ganz erschöpft von der Wochenarbeit dazuliegen und den Fisch auf sich herumkriechen zu lassen. Sie steckt sich auch seine kleinen Pfoten oder Vorderflossen in den Mund, und er fängt an zu lachen. Mein Lebtag habe ich noch keinen Fisch lachen sehen, und dabei kommen mir allerlei Zweifel.

Mittwoch. Es ist kein Fisch. Das weiß ich jetzt — aber darum kann ich noch lange nicht begreifen, was es eigentlich ist. Wenn Eva es nicht auf den Armen hat, liegt es meist am Boden auf dem Rücken und streckt die Füße in die Luft. Das habe ich noch bei keinem Tier gesehen. Ich glaube, es muß ein Riesenkäfer sein. Wenn es stirbt, will ich es auseinandernehmen, um seine innere Einrichtung zu untersuchen.

Drei Monate später. Die Geschichte wird immer rätselhafter. Das Geschöpf liegt nicht mehr am Boden, sondern kriecht auf seinen vier Füßen herum. Die Kürze der Vorder- und die Länge der Hinter-

beine deuten darauf hin, daß es aus einer Känguruhfamilie stammt. Es muß eine Abart sein, die bisher noch nicht katalogisiert ist. Ich habe es Kængurum Adamiensis getauft. Es muß ein ganz junges Exemplar gewesen sein, als Eva es in dem Tannengehölz fing, denn es ist seitdem beständig gewachsen. Jetzt ist es wohl fünfmal so groß wie damals, und wenn es etwas haben will und es nicht gleich bekommt, macht es dreißigmal mehr Lärm als früher. Zwang und Gewalt machen die Sache nur schlimmer. Sie besänftigt es immer mit Zureden und Schöntun und meistens damit, daß sie ihm alles gibt, was sie ihm zuerst rundweg abgeschlagen hat.

Drei Monate später. Unser adamitisches Känguruh wächst noch immer fort. Ich habe noch nie gesehen, daß ein Känguruh so lange braucht, um seine volle Größe zu erreichen. Es hat jetzt einen Pelz auf dem Kopf. Könnte ich nur ein zweites fangen — doch das ist eine ganz vergebliche Hoffnung. Es ist eine neue Art und von dieser das einzige Exemplar — so viel steht jetzt fest. Seit gestern ist mir auch noch der letzte Zweifel geschwunden. Ich hatte ein wirkliches Känguruh gefangen und mit nach Hause gebracht, in dem Gedanken, daß das unserige in seiner Einsamkeit froh sein würde, wenigstens einem ihm einigermaßen verwandten Tiere zu begegnen. Aber es fiel bei dem bloßen Anblick in solche Krämpfe, daß ich sofort wußte, es habe noch kein derartiges Geschöpf gesehen.

Fünf Monate später. Es ist kein Känguruh! Es kann sich seit wenigen Tagen selbst auf den Hinterbeinen aufrecht erhalten, wenn es sich gleichzeitig mit einer seiner Vorderpfoten an ihrem hingestreckten Finger festhält. Über ein paar Schritte kommt es dabei freilich nicht hinaus, sondern fällt jedesmal wieder auf alle Viere zurück. Viel wahrscheinlicher, daß es eine Art Bär ist.

Vier Monate später. Ich bin wieder auf einem längeren Jagdausflug fortgewesen. In der Zwischenzeit hatte der Bär gelernt, sich ohne Hilfe und auf den Hinterbeinen allein fortzuhelfen und etwas, das wie „Poppa“ und „Mamma“ klang, zu sagen. Ich beabsichtige, seinetwegen auf eine neue Forschungsexpedition auszugehen und die großen Wälder weiter im Norden nach einem zweiten Exemplar zu durchsuchen.

Drei Monate später. Es war ein langer und langweiliger Jagdausflug. Aber er war ganz und gar erfolglos. Und was hat sie in der Zwischenzeit getan? Ohne sich vom Platze zu rühren und sich im mindesten anzustrengen, hat sie unterdessen gerade auf dem neuen Grundstück ein zweites Exemplar eingefangen! Hat man je von solchem Glück gehört?

Tags darauf. Ich habe das neue Geschöpf genau mit dem alten verglichen und es ist gar kein Zweifel, daß sie vom gleichen

Schlage sind. Ich äußerte den Wunsch, eines für meine Sammlung auszustopfen. Aber sie wollte nichts davon wissen. Das neue ist gerade so häßlich, wie das andere zuerst war. Sie hat ihm auch schon einen Namen gegeben — Abel.

Zehn Jahre später. Es sind Jungens! Wir wissen das jetzt schon seit geraumer Zeit. Nur ihre anfängliche Winzigkeit und Gestaltlosigkeit hat uns so lange irregeführt. Wir hatten es noch nicht erlebt, daher unsere lange Ungewißheit. Jetzt haben wir uns bereits daran gewöhnt — auch ein paar Mädel sind schon angekommen.

Abel ist ein guter Junge. Aber wenn Kain ein Bär geblieben wäre, so würde das besser für ihn gewesen sein.

Liadlan in karntnarischer Weis.

Von Karl Krobath.

Mi gfreuts.

Mi gfreuts gar so häufti
Zan Diandlan za gehn.
Weil bei eahran Fensterl
Zwa Nagelstöck stehn.

Zwa Nagelstöck stehn durt
Grad frisch in der Blüah;
Was du senan luschperst
Verraten sö nia.

Der Ane wia Bluat und
Der andre wia Schnee —
Wia Liab und wia Unschuld,
Wia Glück und wia Weh.

Die Nagel begiaßen,
Das ghört sich der Dirn;
Der Bua kummt sö brocan
Und s Schatzerl sekiern.

Hiaz sing i mei Liadle.

Hiaz sing i mei Liadle,
A Liadle, a neus:
Die Tenn hat a Loch und
Durt tanzan die Mäus.

Hiaz sing i mei Liadle,
A Liadle a alts:
Die Liab braucht ka Kerzen,
A Bussle ka Schmalz.

Hiaz sing i mei Liadle.
Vom Ahn däs irb i,
Kreuzlusti werd glebt und
Zar Buaß nochher stirb i.

Hiaz sing i mei Liadle
Vom vurigen Jahr:
Von vurn fang i s an frisch,
Und hinten is gar.

Schau — suach!

A Heirat afs Gsicht glei
Hat viele angschmiert;
Die Jungfer werd Andla*),
Das wache Brot hirt.

Ziagst aus af die Brautschau,
So rat i dir guat:
Schau zua, wia dei Diandle
Den Sterz linden tuat.

Schau nit glei in d Augen,
Schau zerst af die Händ,
Obs Diandle zan Scheantan
Die Mistgabel kennt.

Suach nit bloß s Göschle,
s Bravsan suach a,
Sunst hupfst, wia im Winter
A hungrige Krah.

*) Großmutter.

I muaß wandern.

I muaß wandern von mein Diandlan,
Wia werds Herzerl mir schwar;
Möcht's wohl juchzen, möcht singen,
Wann nit s Wanan nächa war.

I muaß wandern von mein Dörflan,
Han ka Glück, ka Dáham;
Bin a Bach ohne Wasser,
Bin a Bergle ohne Bam.

I muaß wandern von der Hamat,
Weit zar Fremd geht die Ras;
Durten stirb i, verdirb i,
Daß ka Mensch es nit waß.

Ein Tagebuch.

Am 1. September.

Fahrt von Leoben nach St. Michael, um von dort zu Fuß über die Niederung (920 Meter) nach Leoben zurückzugehen. 3 ½ Stunden lange Wanderung. Prächtiger Ausblick über die Murtaler Alpen, in die Tauern und auf die Vordernbergerberge. Schöne Abendstimmung im Walde, dann Mondlicht. — Vierzig Jahre, seit ich das erstemal in Leoben war bei meinem Jugendfreunde Gustl „auf der Mühle". Wie hatte ich diesen dunkelgelockten Jungen gern, der so herzig scherzen konnte, so schwermütige Gedichte machte und immer so verliebt war. Daheim im Walde hatte ich an Jugendfreundschaft wenig erfahren, um so gieriger, leidenschaftlicher genoß ich sie hier an dem Leobener Bürgerssohn, bei dem ich in den Ferien häufig zu Gaste war. Wie oft hatten wir zusammen auf jenen Wald- und Almsteigen dahingescherzt, die ich nun einsam und nachdenklich wieder betrat am Gedächtnistage. In sonstiger Zeit damals schrieben wir uns lange Briefe, üppig an Zärtlichkeit, Liebesangelegenheiten und schwärmerischen Zukunftsplänen, die nicht im entferntesten zugetroffen sind. Sie waren auch allzu bescheiden gewesen. Das dauerte an sieben Jahre, dann heirateten wir fast gleichzeitig unsere Mädchen. Heute ist mein damaliger Gustl ein gesetzter Herr in Rang und Würden, und wenn wir bisweilen noch zusammenkommen, wundern wir uns der holden Flegeljahre, die so schön waren und lauter, daß der Herr sie auch unseren Enkeln ähnlich verleihen möge.

Am 2. September.

Dieser Tage sah ich in einem Industrieort einen Sarg auf den Kirchhof tragen. Ein recht schlichter, fast armseliger Zug und ein Grab in der letzten Ecke. Ein Arbeiter, dem das Stück eines zerspringenden

Rades in die Brust gefahren war. Da dachte ich: unsere Zeit, die doch sonst so sehr auf Ehre hält, hat noch keine Ehrengräber für solche Menschen, die an ihrem Berufe sterben. Manchem mag es einfallen auf dem Weg in die Fabrik: Ob ich Weib und Kind wiedersehe? Es geht ins Feindesland. Und muß doch voran. Und macht mit Gewissenhaftigkeit seine Arbeit. Nach dem Begräbnisse jenes Arbeiters kam dessen Frau zum Bürgermeister und klagte, man werde ihr die Pension vorenthalten, denn ihr Mann sei erst am zweiten Tage in der Arbeit gestanden. Der Bürgermeister vertröstete die Witwe auf die Menschlichkeit. Recht schön und gut, die Menschlichkeit, doch mich dünkt, ein besserer Verlaß wäre auf ein richtiges Gesetz.

Am 3. September.

Was ich suchte, konnt' ich lang nicht finden.
Was ich liebte, tat zu schnell entschwinden,
Was ich haßte, wollt' mich überwinden.

Doch was linde Lieb' nicht mochte wagen,
Das hat droher Trotz zurückgeschlagen,
Und der Kampf hat mich zur Kraft getragen.

Am 4. September.

Erzählte mir ein Tourist, daß er im Gebirge sich verirrt habe, weil die Wegmarkierung ausgelöscht worden sei. Ich: „Ei wieso? Wer hätte Interesse daran, Wegmarkierungen zu fälschen?" Er: „Die Jäger." Ich: „Beweis?" Er: „Erwischt habe ich keinen bei dem feinen Geschäft. Aber es ist Tatsache, daß Jäger in ihren Revieren die Touristen nicht gerne umhergehen sehen, daß sie Wegmarkierungen oft gar nicht gestatten, womit sie freilich das Gegenteil erreichen von dem was sie wollen. Wer am Wege bleibt, der geniert das Wild am wenigsten." Ich: „Wenn die Wege aber keine öffentlichen sind?" Er: „Es ist ein uraltes Servitut, daß Leute auf die Berge steigen; es ist ein Menschenrecht, die Natur zu schauen. Das wird uns niemand abbringen. Hingegen fühlt sich jeder anständige Tourist aufs strengste im Gewissen, daß er das Eigentum achtet, durch das ihn der Weg führt. Wenn aber Jäger die Markierungen vernichten, so daß der Tourist sich verirrt und verunglückt, wie das vor kurzem in Tennengebirge geschehen sein soll, wo durch unrechte Markierung eine Frau verunglückte, da muß man doch den Schutz der Öffentlichkeit anrufen dürfen!" Ich: „Es bleibt eine alte Geschichte, die Jagd ist ein Unheil, sie fügt sich in keinerlei wirtschaftliche und soziale Interessen, überall greift sie hemmend und störend ein." „Ach!" sagte hierauf der Tourist. „Schon seit sechzig Jahren wird gegen die Jagd gearbeitet und es bleibt doch immer beim Alten." Ich: „Warten Sie nur. Es kommt das allgemeine Wahlrecht!" Dieses Wort gehört, lachte er schrill auf.

Am 5. September.

In einem Pariser Postbureau. Der Bürgersmann: „Ich habe da einen Haufen ungebrauchter Postkarten, die ich gegen ebensoviele Kartenbriefe umzutauschen bitte." — Der Beamte: „Kann ich nicht, mein Herr." — „Wieso? Der Kartenbrief kostet jetzt doch ebensoviel wie die Postkarte, zehn Centimes." — „Gewiß, aber wir haben nicht die Ermächtigung, den Umtausch vorzunehmen." — „Aber Sie tauschen mir doch jeden Augenblick beschmutzte und falschadressierte Postkarten um!" — „Ja, freilich: unbrauchbar gewordene Postkarten kann ich zurücknehmen und gegen Kartenbriefe umtauschen. Aber neue Postkarten kann ich nicht zurücknehmen." — „Wenn ich also von meinen Kindern Kerlchen und Tiere auf die Karten malen lasse, dann werden sie umtauschfähig?" — „Natürlich, dann entsprechen sie den Anforderungen der Verwaltung." — Der Bürgersmann geht ans Schreibpult und kritzelt verrückte Adressen auf seine Karten: „Herrn Bérard, Postchef", „Herrn Fallières, König von Frankreich, in seinem Hotel" u. s. w. Dann bringt er sein Geschreibsel zum Schalter zurück. — Der Beamte: „Schön! Hier sind Ihre Kartenbriefe!" — — Dieses hübsche Stückchen habe ich aus einer französischen Zeitung geschnitten, um es auf den österreichischen Altar des heiligen Bureaukratius demütig niederzulegen.

Am 6. September.

Nachsicht und Barmherzigkeit gegen Gauner und Schwindler ist eine Sünde, der die Strafe auf dem Fuße folgt. Das habe ich meiner Tage schon oft erfahren, besonders mit literarischen Schelmen. Einer wimmernden Bitte hielt ich selten, einer Träne nie stand; ich ließ so einen laufen und demnächst zeigte es sich allemal, daß ich einen Gauner in seinem Gewerbe begünstigt hatte. Gegen derlei Leute ist hartherzige Rücksichtslosigkeit die zweckmäßigste Nächstenliebe. — Am 29. August erzählte ich von einem Früchtel, das sich „Rosegger-Vortragsmeister", „Direktor des Rosegger-Theaters in Wien" u. s. w. nennt und in Salzburg unberechtigt eine Vorlesung in meinem Namen ankündigte, er versprach auf den Plakaten, daß ich die Vorlesung halten würde. Als die Lügnerei aufkam, wurde er damals eingenäht. Ich nahm die Sache nicht zu tragisch und protokollierte an die Staatsanwaltschaft den Wunsch, die Naht wieder aufzutrennen. Das erste, was der auf freien Fuß gesetzte Bursche tat, war eine öffentliche perfide Lüge, mit der er sich als verfolgte Unschuld in die Brust warf und durch die er glauben machen wollte, ich hätte von seiner falsch angekündigten „Rosegger-Vorlesung", die auf eine Irreführung des Publikums auslief, vorab gewußt, und zwar, als wäre ich damit einverstanden gewesen. — Solches ist die wohlverdiente Strafe, wenn man einen Schwindler laufen läßt.

Am 7. September.

Vor einigen Wochen brachten Zeitungen das Gerücht auf, daß ich anstatt des verstorbenen Dichters Ferdinand v. Saar ins österreichische Herrenhaus berufen werden würde. Obschon einst mein guter Lehrmeister Natz mir oft prophezeit hat, wenn ich das Handwerk nicht besser lernte, würde ich wohl manchmal auf den Schub kommen, war der Pairschub doch gar zu unwahrscheinlich. Der alte antifeudale Waldbauernbub ins Herrenhaus! Nur in der sauren Gurkenzeit können so fette Enten gedeihen. Die Sache war so unmöglich, daß ich kaum hinhorchte. Für mich ärgerlich wurde die lustige Mär erst, als mißgünstige Zeitungen die Vermutung aussprachen, ich würde das Gerücht wohl selber aufgebracht haben. Ja zu welchem Zweck soll ein vernünftiger Mensch denn solche Gerüchte aussprengen? Etwa, um dann bei Nichtbewahrheitung derselben sich einer Beschämung auszusetzen? — Wer dieses Gerücht vom Herrenhaus erfand, das war kein guter Freund.

Am 8. September.

Widerspruch darf uns nie an sich verletzen. Erst wenn er zu oft und zu absichtlich und gereizt uns entgegentritt, ist er das Zeichen einer sonst versteckten Antipathie gegen uns. Für diesen Fall wird man wissen, was zu tun ist: Dem Widerspruche nicht mit einem einzigen Worte mehr zu entgegnen.

Am 9. September.

Alpenbummel. Ich fuhr über Mürzzuschlag, St. Michael und Selztal zur neueröffneten Pyrhnbahn, mit ihr durch den Bosruck über Windischgarsten, Kremsmünster nach Linz. Überaus lebhafter Reiseverkehr, große Verspätung. Mehrere aufeinanderfolgende Gewitter mit prachtvollem Wetterleuchten ringsum.

Am 10. September.

Vormittags bei Regen Linz besehen; nachmittags zurück in die steirischen Alpen, wo die Berge ihre weißen Nebelfahnen aussteckten — vor der Sonne kapitulierend? Diese Fahrt auf der neuen Bahn soll in einem besonderen Aufsatze erzählt werden. Es steht dafür.

Am 11. September.

Am 25. August gegen Abend war das Wetter plötzlich nervös geworden nach ein paar heißen Tagen. Es stürmte, regnete, blitzte und sonnte wieder, darauf empfindliche Kälte. Am Tage nachher begann schönes, stilles Herbstwetter mit Morgennebel und dann täglich wolkenloser Himmel. Es kamen traumhaft schöne Mondnächte; man mußte halbe

Nächte lang umherschwärmen in Wald und Au. Die Bergsteige begannen neuerdings von Touristen zu wimmeln und manchem, der allein auf der Höhe saß und vielleicht das erstemal in diesem Jahre einen klaren Fernblick hatte, wurde bang vor lauter Wonne. Bang vor lauter Wonne, das ist eine merkwürdige Sache. Der Mensch kann nur ein gewisses Maß von Glücksgefühl gut vertragen. Noch etwas darüber hinaus, und es wird schon ein Leid. Übrigens, wenn solche Leiden der Lust nur recht oft kämen, ich wollte sie schon erdulden. Nein, da bin ich nicht wehleidig. — Zehn Tage hat das wonnige Wetter angehalten. Jetzt ist es wieder wie voreh: Wind, Regen, Schnee.

Am 12. September.

Wer im schönen Oberösterreicherland reist, der kommt viel mit Geistlichen zusammen, Ordensgeistlichen wie Weltgeistlichen. Einen oder zwei gibt es in jedem Zuge. So fuhr ich vor kurzem auf einer oberösterreichischen Lokalbahn im Coupé mit drei Landgeistlichen. Wir unterhielten uns trefflich, sprachen über Politik, Literatur und soziale Einrichtungen, und die Herren hatten nach meiner Ansicht ganz vernünftige Meinungen. Dann kamen wir auch ins Scherzen, ins Anekdotenerzählen, es wurde urgemütlich. Da war es, daß an einem Bahnhofe Leute standen, Männer und Frauen, die immer auf unser Fenster guckten und als der Zug abging, auf einmal anhuben, Tücher zu schwenken und meinen Namen zu rufen. Meine drei Reisegenossen waren anfangs verblüfft. Sie bekamen mißtrauische Blicke, murmelten unter sich, rückten etwas beiseite und verstummten. Mein bescheidener Name hatte sie so erschreckt. Sie denken, dachte ich, an das „Linzer Volksblatt“, daß mich vor Jahren in langen Artikeln ungefähr als den ††† bezeichnet hatte, und ich fürchtete, einer von ihnen würde plötzlich ein Kreuz schlagen, worauf ich eilig mit Hinterlassung eines widerlichen Geruches hätte verduften müssen.

Am 13. September.

Von den Schriften in steirischer Mundart ist jetzt eine neue Auflage zu korrigieren. Und da ergeben sich immer wieder Dialektschwierigkeiten; zwar nicht an sich, aber den Lesern gegenüber. Die Mundartsachen sind seit 42 Jahren allmählich entstanden, manche in diesem steirischen Tale, manche in einem andern; manche im Hinhorchen auf die Redeweise alter Leute, manche in Art der Jugend. Dazu wollte ich in der ersten Zeit den Dialekt ein klein wenig ins Hochdeutsche spielen lassen, damit er leichter lesbar wäre, später aber möglichst genau so schreiben, wie die Bauern sprechen. Und jetzt — das Ganze vor Augen — möchte ich Einheit in die Sache bringen, und das ist nicht möglich, ohne große Teile umzuarbeiten. Es ist ja jede Spielart für sich richtig,

aber der Leser wird es als inkonsequent empfinden, wenn es einmal „gjogt“ und das anderemal „gjogg“, das einemal „däs“, das anderemal „däis“, das einemal „Gott“, das anderemal „Goud“ heißt. Es ließe sich ja jede Art je nach dem mehr oder weniger volkstümlichen Stoff, je nach dem Stande der sprechenden Person u. s. w. begründen, aber solche sprachliche Erklärungen stören die poetische Stimmung. Nun, man muß bei einem Buche auch den Rezensenten etwas zu tun geben; wenn alles sauber aufgearbeitet ist, werden sie verdrießlich. So lasse ich die kleinen äußerlichen Abweichungen stehen. Hauptsache ist, daß die Stoffe, die Denkart, die Satzform volkstümlich sind. Mir vor allem ist es bei diesen drei Bänden um die obersteirische Volksseele zu tun. Zudem ist doch auch in der Schreibweise so viel Gesetzmäßigkeit in meinen Mundartschriften, daß — wie ich glaube — ein Sprachgelehrter auf Grund derselben recht gut eine steirische Grammatik aufstellen könnte.

Am 14. September.

Einer Umfrage über das Verhältnis der Süddeutschen zur deutschen Literatur antwortete ich folgendes:

An unsere Klassiker denkend, müßte man den deutschen Süden das Mutterland der deutschen Literatur nennen. Der Süddeutsche ist eben naiver, warmherziger, phantastischer, also poetischer veranlagt, als der Norddeutsche. Sollte das eine Ursache sein, weshalb der Süddeutsche weniger Sinn für den Büchermarkt hat? Man kauft nur das, was man selbst nicht besitzt. Wer die Poesie in sich trägt, der braucht keine poetischen Bücher. Er schreibt sie vielmehr selber, um sie womöglich an andere zu bringen. War nicht wirklich einmal eine Zeit, in der Süddeutschland die Bücher produzierte und Norddeutschland sie konsumierte? Damit hat der Süden nur immer geistig und künstlerisch gegeben, der Norden geistig und künstlerisch genommen. Was Wunder, wenn das geistige Übergewicht endlich nach Norden sinkt? — Im Ernste aber besinnt sich jetzt das süddeutsche Volk auf die deutsche Literatur. Es besinnt sich auf seine realistisch frischen, phantasiereichen, warmherzigen Dichter, wovon zwar manche erst von den Norddeutschen entdeckt werden mußten, ehe sie im Heimatlande Beachtung fanden. Es besinnt sich jetzt, daß knapp neben der Bierhalle eine Buchhandlung offen ist, daß im trauten Heim neben dem Spieltisch ein Bücherkasten wunderschön stünde. Und das süddeutsche Volk besinnt sich, daß in dieser rauhen, unstillbar nach Geld und grobem Genuß jagenden Zeit das arme Menschenherz verkommen müßte, ohne den beruhigenden, erquickenden, befruchtenden hochgemuten Geist seiner Dichter. So beginnen die Süddeutschen, ihre natürliche Stellung zur deutschen Literatur und ihre Pflicht gegen sich selber wahrzu*nehmen*. — Wenn dieses erwachende Leben nun von Schriftstellern und

Buchhändlern mit gediegenen, billigen Büchern — ich denke besonders auch an populärwissenschaftliche Werke — gefördert wird, so ist das schon an sich eine patriotische Tat.

Am 15. September.

Wie funkelt das Aug' vom Dirndl mein!
„O Kind, das wird ein Irrlicht sein."
Wie leuchtet das Goldstück so schön und fein!
„O Kind, das wird ein Irrlicht sein."
Wie strahlet der Stern auf meiner Brust!
„Mein Kind, die Ehr', das Gold, die Lust!
O folg nicht blindlings ihrem Schein,
Sonst kommst du in den Sumpf hinein!"

„Irrlichter", aus dem Jahre 1859, einer Zeit, in der das Waldbauernbübel von funkelnden Augen, Goldstücken und Sternen auf der Brust blutwenig belästigt worden sein dürfte.

Am 16. September.

Heute in St. Kathrein am Hauenstein Dankfest wegen Wiedererbauung der Kirche, die nun in allen Teilen fertiggestellt ist. — Etwa anwesende Spender oder solche, die um die Kirche Mühe und Sorgen gehabt hatten in langer Zeit, sie brauchten diesmal nicht zu erröten; der Festprediger erklärte, daß nach Gott vor allem dem Bischof der Dank gebühre, der durch sein Gebet den Wiederaufbau der Kirche erwirkt habe.

Am 17. September.

Aus unserem Dorfe reiste gestern eine Mutter mit ihren zwei Söhnlein von vier und fünf Jahren fort nach Amerika, wo der Vater, ein Arbeiter, der ihnen vor einigen Monaten vorausgereist ist, ihrer harrt. Seine Briefe, in denen er Weib und Kind auffordert nachzukommen, sind vage und ohne weitere Reisevorschrift. Die Frau weiß bloß seine Adresse, sonst gar nichts, hat von ihrer Mutter und ihrem verkauften Eigentum ein paar hundert Gulden und so gehts nun kindlich sorglos in die weite Welt. Die alte Mutter daheim, ein armes Weib, sieht ihre Kinder und Enkel fortziehen mit der völligen Gewißheit, daß sie sie nie wiedersieht. Aber sie bleibt ruhig und weint nur, wenn sie allein ist. Vor solcher Heldenhaftigkeit muß sich einer schämen, der schon ungeduldig wird, wenn er seine Kinder und Enkel einmal ein paar Wochen lang nicht sieht. Ich sitze wohlbehalten im Vaterlande und leide schon heute an dem Heimweh, das jene Ausgewanderten haben werden dort, wenn sie zurückdenken an die deutsche Heimat.

Am 18. September.

„Zu beneiden, wer zur Zeit der französischen Revolution gelebt hat!" sagte heute jemand in unserem Kreise. „Damals muß doch die ganze Welt in höchster Erregung gewesen sein." „Das ist sie nicht gewesen", sagte ein anderer. „Oder ist sie's denn heute?" Wir er-

leben in der Gegenwart doch die furchtbarste Revolution, die an Vehemenz und Ausdehnung jene Frankreichs weit übertrifft. Wir nehmen kein Blatt zur Hand, ohne die Berichte von gräßlichen Massenmorden in den russischen Städten zu erwarten, wir sind täglich gefaßt auf die Nachricht von der Ermordung des Staatsoberhauptes und noch Ungeheuerlicheres, und gehen übrigens mit der größten Ruhe und Gleichmäßigkeit unseren Geschäften, unseren Vergnügungen nach. Und doch ist es ein Nachbarsreich, in dem die große Revolution wütet." „Nun ja", sagte der eine, „jetzt sind wir an Revolutionen eben gewöhnt. Damals aber war es die erste und deshalb zitterte die Menschheit." Der andere: „Freund, die Menschheit zittert nie. Mitten in größter Wirrnis und allem Unheil läuft immer noch die Masse ihren gewöhnlichen Trott. Das weiß nur der, so einmal mit dabei war. Gewiß wird nach hundert Jahren jemand sein, der uns beneidet, Zeitgenossen der größten Revolution gewesen zu sein, während er jedenfalls weit mehr von dieser Revolution erfährt und weiß als wir, die nächsten Nachbarn und Mitlebenden. Erst unsere Enkel werden die jetzige russische Revolution kennen lernen."

Am 19. September.

Heute verlebte ich in Mürzzuschlag eine köstliche Stunde mit dem Oberhofprediger Dr. B. Rogge aus Potsdam. Das ist der Mann, der am 18. Jänner 1871 im Thronsaal zu Versailles bei der Kaiserproklamation den Festgottesdienst hielt. Seit Jahren verkehrte ich, wenn zumeist auch nur brieflich mit Rogge, ohne zu wissen, mit welch geschichtlich interessanter Persönlichkeit ich zu tun hatte. Heute nun erzählte er in einem traulichen Kreise von Gesinnungsgenossen, wie es an jenem Tage in jenem Thronsaale zuging. König Wilhelm hatte ihn rufen lassen: „Mein lieber Rogge, nun soll es sein, daß ich diesen unglückseligen Titel (deutscher Kaiser) annehme. Ich habe mich sehr dagegen gewehrt und hatte gemeint, das soll erst meinem Sohne geschehen. Nun, in Gottesnamen, wie die Dinge einmal stehen, kann ich nicht ablehnen. Dann müssen eben Sie, lieber Pastor, dabei sein und zu Beginn der Feier einen Gottesdienst halten." „Gestatten Majestät die Bemerkung, daß ich ganz unvorbereitet bin." „Sie sollen auch keine Rede halten; nur eine Gebetsandacht. Die Feier findet im Thronsaale statt. Das Nähere wird Ihnen der Kronprinz, der die Festordnung überwacht, bekanntgeben." Rogge besichtigte nachher mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Thronsaal. An der Stelle, wo der Thron der französischen Könige gestanden, sollte nun der Altar stehen, der aus einem Tische des Arbeitszimmers Ludwig XIV. erbaut wurde. Gerade darüber an der Wand ragten die Figuren griechischer Göttinnen. Dagegen äußerte Rogge Bedenken. „Wir wollen die Damen mit einer Orangerie vermauern," sagte der

Kronprinz. So wurde nun der weltgeschichtliche Moment mit einem einfachen, deutschen Gebete eingeleitet, in welchem das erstemal aus offiziellem Munde das Wort „deutscher Kaiser“ zum öffentlichen Ausdrucke kam. Nach demselben verlas Bismarck in Anwesenheit der deutschen Fürsten die Proklamation. Schon ein paar Wochen früher hatte Bismarck in einem französischen Schloß halb im Spaß, halb im Ernst geäußert, er sehe nicht ein, was daran hindere, daß gleich an Ort und Stelle Wilhelm zum deutschen Kaiser und zum König von Frankreich ausgerufen werde. — Solcherlei von einem Manne, der dabei gewesen, erzählen zu hören, war für uns ein Erlebnis. Weit schon scheint die herrliche Zeit zurück zu sein, und doch steht der Mann, der über Kaiser und Reich den ersten Segen gesprochen, jetzt in einem Alter, in dem er noch frisch und fröhlich unsere Steiermark durchwandern kann.

Am 20. September.

Der herbstliche Garten war eine üppig prangende, blühende Wildnis. Die Blumen und Rosen wiegten sanft auf und nieder, denn jede war belastet mit Bienengruppen, die emsig Wachs und Honig sogen, um sie in ihren Gehäusen zu sammeln und einzuordnen. Sie arbeiteten ohne Unterlaß vom frühen Morgen bis zum Abend, eine unermüdliche Lebensfrohheit und Sammelfreudigkeit machte ihnen die Arbeit zum höchsten Genuß. — Im Gartensalon saß die Herrschaft und beriet über das nächste Fest. Die Forellen, die Hummern, die Trüffeln, der Bordeaux, der Sekt und Ähnliches, waren bald abgetan, das waren ständige Dinge. Doch ob die neuen arabischen Pferde rechtzeitig ankommen würden, und die Toilette aus Paris und anderlei Exotisches, das sich ziemt, wenn ein solches Haus solche Gäste empfängt — das war die Frage. — Plötzlich flog durch das Fenster eine Biene herein, summte ein Weilchen fein um die Häupter der Herrschaft herum und stach die Frau in den Nacken. Sie war wütend und wollte das Tier erschlagen, wenn es nicht schon dahingewesen wäre. Sie hatte es nicht verstanden, was die Biene gemeint, an was sie mahnen wollte.

Und ein Weilchen später, da war der Schloßgarten überfüllt von Leuten. Jeder Gassenbub durfte heute da herumtreten auf den Gartenbeeten. Es war große Vergantung. Die „Herrschaft“ war durch den rückwärtigen Hof davongefahren auf einem alten Einspännerwagen. Die Bienenkörbe des nahen Maierhofes standen gestrotzt voll von Wachs und Honig. Eines Tages waren auch die Bienen bettelarm, denn der Bauer hatte ihre Körbe plündern lassen. Aber im Frühlinge beginnen sie mit der gleichen Emsigkeit und Freudigkeit wieder zu sammeln. Und jene „Herrschaft“ wartet auf den nächsten Glücksfall, um zerstreuungssüchtig die in den Schoß gefallenen Güter neuerdings flott zerstreuen zu können.

Am 21. September.

An einem Totenbette. Was mir an dem Sterben stets das Unheimlichste ist, was mir immer von neuem den Ruf entlockt: Unfaßbar, unfaßbar! das ist — die Form des Sterbens, des gewöhnlichen Sterbens, daß diese ungeheuerlichste aller Veränderungen im Augenblicke eigentlich keine äußere Veränderung zeigt. Noch lag der Sterbende da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Er lebte noch, er atmete, er konnte uns noch einen Blick zuwerfen, vielleicht noch ein Wort stammeln, ja möglicherweise noch einmal zu sich kommen und genesen. Er war noch unser, der geliebte Mensch. Jetzt liegt er ebenso da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Und er atmet nicht mehr, er lebt nicht mehr. Er ist kein Mensch mehr, nur eine Sache, die man Leiche nennt. Und die von jetzt ab wie eine Sache behandelt wird, die zu nichts, zu gar nichts mehr nütze ist. Etwas Urgewaltiges ist geschehen — aber ganz unauffällig ist es vor sich gegangen. Diese gelassene, ich möchte sagen schlichte Weise des Sterbens ist es, die mich wahnsinnig machen könnte. Wenn die menschliche Gestalt, die eben noch lebend da war, durch den Tod uns plötzlich fortgenommen würde, daß keine Spur mehr davon zurückbliebe, ich fände es sachgemäßer, beruhigender, als das Daliegen dieser erkaltenden, erstarrenden Form, die erst noch ein geliebtes, uns liebendes Menschenwesen war und jetzt nichts als Materie ist, nicht mehr und nicht weniger als eine Erdscholle. Aber so unbeschreiblich als diese in einer einzigen Minute vor sich gegangene Wandlung ist, so unbeschreiblich sind unsere Empfindungen darüber. Und ich Tor habe versucht, sie in Worten anzudeuten.

Am 22. September.

Die Mutter Gottes wird boykottiert! Aber nicht etwa von den schlimmen Sozialdemokraten, sondern von frommen Katholiken. Da liest man in der Zeitung folgende Neuigkeit:

„In der Nähe der an der österreichischen Grenze gelegenen Ortschaft Eisenstadt liegt ein Wallfahrtsort, der alljährlich auch von vielen österreichischen Wallfahrern aufgesucht zu werden pflegte. In diesem Jahre sind die österreichischen Wallfahrer ausgeblieben, angeblich auf Betreiben des Bürgermeisters Dr. Lueger. Infolge dieser Bewegung wurde nun von der Geistlichkeit der Raaber Diözese, zu der Eisenstadt gehört, eine Agitation eingeleitet, daß auch die ungarischen Wallfahrer die österreichischen Wallfahrtsorte, insbesondere Mariazell, meiden mögen. In der Tat hat sich infolge dieser Agitation der Besuch Mariazells seitens der ungarischen Wallfahrer nicht unerheblich vermindert."

Wenn es so fortgeht, wird es doch notwendig werden, auch die Götter zu nationalisieren.

Am 23. September.

Wenn es ernst zu nehmen ist, was unser Dorfhumorist sagt, daß das Waldschulhaus die Universität von Alpl ist, so habe ich heute als Universitätsprofessor meine Antrittsvorlesung gehalten. Geblangt hatten sie schon lange, die Leute von Alpl, zu erfahren, was dieser, ihr Landsmann über sie und ihren Lebenswandel denn alleweil zu schreiben und vorzulesen habe. Ist denn nun, da die Sommerfrischler verwichen sind, die durch ihren lästigen Autographenbettel jede gemütliche Versammlung unmöglich machen, ein Sonntagnachmittag bestimmt worden, an dem ich den Leuten von Alpel ernsthafte und spaßige Bauerngeschichten in ihrer Mundart vortragen sollte. Dieser Sonntag ist heute gewesen. Das Schulzimmer war voll von Bauern, Bäuerinnen, Burschen und Mägden, von Fuhrleuten, Holzknechten, Köhlern und Jägersleuten und ein aufmerksameres Publikum hatte ich nie.

„Vertragen werden wir uns wohl," sagte ich eingangs, „wer lachen will, der darf lachen, und wer rehren (weinen) will, der darf rehren". Das war nun zwar ein wenig Popularitätshascherei, aber sie waren dankbar für die gütige Verstattung und nützten sie weidlich aus.

Ich trachtete, meine Landsleute hauptsächlich mit Humor zu bewirten, mengte aber in den Humus einige Samenkörner, die vorläufig unbemerkt bleiben, aber allmählich wachsen sollen. „Glocht hon ih, daß ma d'Augn san wasseri word'n!" Mit diesem erstatteten Stimmungsbild eines alten Wegmachers konnte ich einstweilen zufrieden sein. Eine alte Bäuerin aber zog jenes Stück an, in dem ein keifendes Weib vorkommt und meinte: „Mih zampp wes, 's se wa mih ongonga!" Eine solche Selbsterkenntnis habe ich noch bei keinem anderen Zuhörer gefunden.

Am 24. September.

Trotz unserere Bücherüberflut haben wir Mangel an einer sehr notwendigen Literaturgattung, an populär-wissenschaftlichen Werken. Solche sind freilich sehr schwer zu schreiben, der Autor müßte Gelehrter und Dichter zugleich sein. Gelehrter, der sein Wissen nicht bloß mit denselben Worten wiederzugeben weiß, in denen er es erhalten, der es auch verarbeiten und in einer anderen Form weitergeben kann. Dazu ist es nötig, daß sein Wissen ihm gleichsam in Fleisch und Blut überging, was nicht bei jedem unserer Gelehrten der Fall ist. Die meisten hängen nur an dem Buchstaben und verlieren den Halt, sobald sie von ihm lassen sollen. Ferner müßte der Verfasser populär-wissenschaftlicher Werke auch Dichter sein, der eine schlichte deutsche Sprache hätte, der ein Abstraktum sinnfällig anschaulich zu machen, es in Beispielen aus dem Leben zu gestalten wüßte. In solcher Weise behandelt, könnte Naturkunde, Geschichte, Technik u. s. w. erst Gemeingut des durch eine gute

Volksschule herangebildeten Volkes werden. Einer, dem dieses Talent eigen wäre, würde heute ein berühmter und reicher Mann werden. Denn der Wissensdurst ist groß in unserem Volke, besonders in der mächtig aufstrebenden Arbeiterschaft. Man hat gefürchtet, daß die Popularisierung der Wissenschaften das Volk verwildern und glaubenslos machen könnte. Ich meine im Gegenteil, daß die vorurteilslose und tendenzlose Vertrautheit mit den konkreten Wissenschaften unser Herz reiner, zuversichtlicher, ewigkeitsfreudiger machen müßte. Wenn Gott alles erschaffen hat, so muß die Kenntnis der Schöpfung doch immer näher zur Erkenntnis Gottes führen.

Am 25. September.

Nach siebzehntägigem Regenwetter begann gestern der Barometer zu steigen und stieg hoch hinauf. Das verstand der Himmel so, daß er nun aufhören solle zu regnen. Es hörte also auf zu regnen und begann zu schneien. Die Wolken, die wie wanstige Mehlsäcke auf den Bergkanten gelegen waren, platzten und das Weiß überschüttete alle Berge ringsum. Auf den Höhen und Lehnen, wo noch Getreidefelder nicht abgeerntet sind, blieb es liegen; im Tale lösten die großen Flocken sich im Grase und auf den noch dicht belaubten Bäumen. Wenn die Wärme noch um einen Grad sinkt, dann brechen morgen früh die Äste von den Bäumen. So plump, dumm und boshaft ist das Wetter schon lange nicht gewesen, als in diesem Sommer. Ich habe bei solchen Launen immer vollauf zu tun, das bißchen Atem zu retten.

Am 26. September.

Der Barometer ging hinauf, der Thermometer ging herab. Unterwegs begegneten sie sich. „Was laufst denn wie nicht gescheit?“ so grüßte der Thermometer. Und der Barometer antwortete: „Eine Bergpartie will ich machen.“ Thermometer: „Bei diesem Wetter?“ Barometer: „Es wird schön werden. Wenn ich bergsteige, wird es allemal schön.“ Thermometer: „Kehr' um. Es wird noch von Tag zu Tag schlechter. Es wird kalt. Ich habe schon meine Handschuhe und Schlittschuhe hervorgeholt. Barometer: „Jetzt im September?“ Thermometer: „September hin, September her. Du weißt doch, daß wir auch im Juli Schnee und Eis gehabt haben. Kehre um. Blamier' dich nicht. Dein Renommee ist ohnehin nicht mehr das beste. Die Leute lachen schon allemal, wenn du steigst, und laufen unter die Dächer. Barometer: „Ja, aber, wenn ich falle, läuft alles in die Stadt, und die armen Landwirte wollen auch leben.“ Thermometer: „Popularitätshascher! Ich sage dir, du wirst dich noch um dein Amt lügen.“ Barometer: „Meinetwegen. Ob schön, ob Regen, ich mache meine Bergpartie.“ Der Barometer stieg bis zum höchsten Gipfel, der Thermometer eilte der Tiefe zu. — So sah ich's heute nacht und als es licht ward, lag im

Tale Schnee und die Tümpel hatten Eiskrusten. Und der Himmel war voll trüber, schwerer Wolken.

Am 27. September.

In dieser Zeit wieder einmal Napoleon I. Ich las das neue Werk von John Holland Rose.*) Leben möchte ich nicht im Schatten eines solchen Kolosses, aber ihn als Bild höchster Menschenmacht und Gewalt zu betrachten, den skrupellosen Revolutions-, Fürsten- und Völkerbändiger, das schützt vor seelischer Verweichlichung, der man sonst leicht anheimfällt. — Wie klein sind dagegen die Durchschnittsmenschen, die Durchschnittsfürsten, alles was sich um uns aufbauscht und groß sein will — Spreu und Kehricht ist es im Vergleich zu diesem unerhörten Korsen. Und wie klein ist dieser unerhörte Korse im Vergleich zur Weltgeschichte! Seine damals weltumstürzenden Feldherrntaten, die ihn vornehmlich groß gemacht haben, sind alle vergangen. Indirekt wirkt ja alles nach, was je gewesen; die Kriegstaten Napoleons aber hat schon ein Jahrhundert nivelliert wie das Meer den Sand. Auch dieses englische Geschichtswerk hält sich nur bei jenen Taten auf, die bereits vergangen sind und streift zu flüchtig diejenigen, die bis heute noch vorhalten. Napoleons Kriegstaten erzeugen in mir Bewunderung und Haß; seine Friedenstaten — ich nenne nur die Schlagworte: Einfachheit der Lebensführung, Abhärtung, Patriotismus, Kräftigung und Schutz des Bauerntums, Gesetzgebung, Zurückweisung der Kirchen in ihre Schranken, Gesundheitsmaßregeln, Straßenbauten u. s. w. — diese Friedenstaten Napoleons sind imstande, meine Begeisterung, meine Liebe zu wecken. Goethe, der den Franzosenkaiser vergöttert hat, ist nur zu rechtfertigen, wenn er es im Hinblick auf sein Friedenswerk getan. Aber dann sinkt uns die Bedeutung Napoleons zu der, anderer weiser und tüchtiger Staatsmänner herab. Und sein kriegerisches Heldentum ist zum Verbrechen geworden, das ihn selbst wahnsinnig gemacht hat. Imponierend an Napoleon ist nur dieser unbändige, alles Gegnerische wie Insekten zertretende Wille. Ein bißchen von diesem Willen möchte man haben, aber nicht den ganzen. — Holland Roses Werk rückt die Napoleongeschichte stark in die englische Beleuchtung und mich verdrießt's, daß versucht wird, bei Waterloo die Verdienste der Deutschen zu schmälern. Daß der Verfasser die Engländer reinwaschen will von dem Vorwurf, als hätten sie Napoleon auf St. Helena willkürlich gequält, ist schön von ihm.

Am 28. September.

Der heilige Augustinus sagt irgendwo, der Krieg sei nur ein Übergang von einer niedrigeren zu einer höheren Stufe

*) Napoleon I. Unter Benützung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose, übersetzt von Prof. Dr. K. W. Schmidt. 2 Bände. (Stuttgart. Greiner & Pfeifer. 1906.)

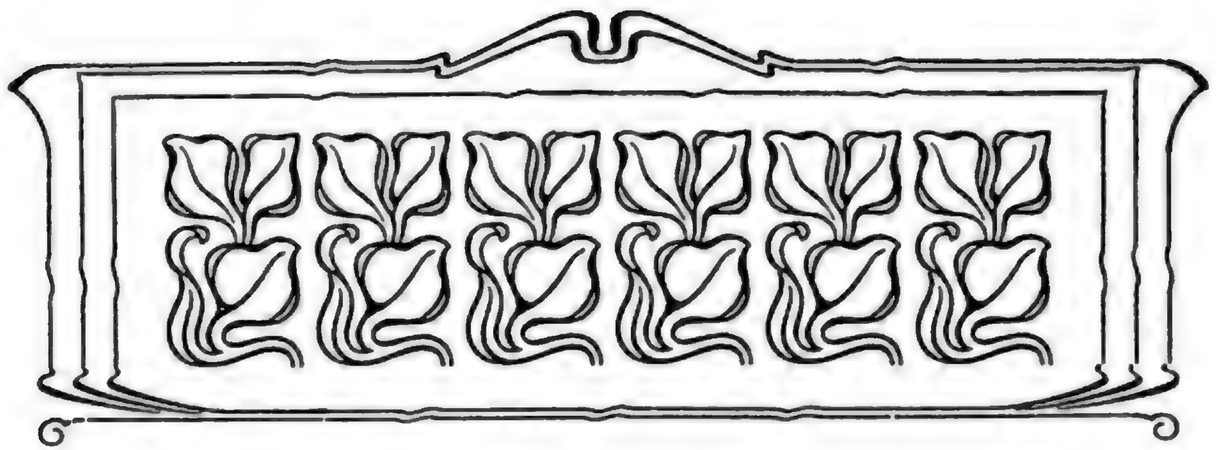
des Friedens. Wenn das Kulturvolk ein wildes Volk bekriegt und besiegt, so mag das der Fall sein. Bei Kriegen zwischen Kulturvölkern dürfte des Kirchenlehrers unchristlicher Ausspruch kaum stimmen. So hoch Deutschland seit 1870 materiell sich entwickelt hat — die sittlichen Zustände vor diesem Jahre waren mir lieber, als die nachherigen.

Am 29. September.

Von der Welt nicht verstanden zu werden, ist gar kein Malheur,
Doch sie nicht verstehen, die Welt, das geniert mich viel mehr.

Am 30. September.

Heute war ein Mann aus Norddeutschland bei mir, der geht hausieren mit einer neuen Weltweisheit. „Bei mir", sagte er, „wird eine neue glückliche Zeit für die Menschheit beginnen. Ich bringe ihr endlich und endgiltig die seeligmachende Lehre. Ich bin der Reformator, der die Jahrtausende vorausgeahnt hat." — Na nu, so was macht neugierig. Er zog aus dem Sack eine Handschrift. Das neue Evangelium lautet: „Verachte die Schätze der Welt, sammle Reichtümer des Geistes. Lebe nicht für dich, sondern für andere. Sei demütig und und verachte den irdischen Ruhm." „Nicht übel", sagte ich. „Na freilich nicht übel", entgegnete er, „und Sie müssen mir Geld verschaffen, um diese Schrift in Druck legen und meine Lehre durchführen zu können." „Aber Sie verachten ja die Schätze der Welt!" Er: „Die Menschheit muß mich ernähren." Ich: „Aber Sie sagten ja gerade, daß Sie für andere leben wollen und verlangen, daß andere zuerst für Sie leben." Er: „Herr, Sie müssen ein Buch über mich schreiben, daß ich populär und gewürdigt werde, sonst kann ich meine Lehre nicht durchführen?" Ich: „Aber in Ihrer Lehre heißt es, daß man irdischen Ruhm verachten solle. Sehen Sie, ich weiß einen, der vor nun fast schon zweitausend Jahren ohne Geld und ohne Ruhm eine Lehre verbreitet hat, die der Ihrigen ähnlich war, nur noch ein wenig besser. Derselbige hat hübsch genau nach seiner Lehre gelebt und nicht gerade im Gegenteil." Das berührte ihn nicht, er sprang über: „Sie Herr, finden Sie das nicht auch merkwürdig, wie schmutzig die materiell Reichen und wie nobel die geistig Reichen sind? Nicht weit von hier haben Sie einen Millionär, dem schenkte ich meine Lehre; er schenkte mir nicht fünf Gulden." Ich lachend: „Ja freilich, Ihre verschenkte Lehre besitzen Sie noch, jener aber hätte um die verschenkten fünf Gulden weniger." Er: „Sehen Sie, weil mein Gut ewig ist, und seines ist nur zeitlich." Schon für diesen Ausspruch verdiente er eine milde Gabe. Wer mehr kann, der soll den armen reichen Idealisten helfen, das schönere Zeitalter zu begründen.



Kleine Laube.

Journalistenleiden.

Ein alter Journalist*) plaudert im „Hochland“ über seiner Berufsgenossen Mühe und Arbeit, Tugenden und Fehler, Freuden und Leiden. Unter vielem anderen läßt er einen Kollegen Federkiel folgendes erzählen über Druckfehlerplagen:

„Abgemattet war ich um Mitternacht auf mein Lager gesunken. Ich lag noch im festen Schlummer, als ein wildes Klingeln erscholl. Es war ein Theaterdirektor, der mich wütend anfuhr, weil in der kaum erschienenen Morgenausgabe seine Frau als Betteldirne beschimpft worden sei. Es sollte Brettldiva heißen. Das Äußerste, wozu er sich verstand, war Verzicht auf Tätlichkeiten und Zweikampf, dafür aber eine regelrechte Beleidigungsklage. Ich ging später auf meine Redaktion. Dort empfing ich nach kurzer Zeit den Besuch eines Polizeikommissärs, der mir im Auftrage der Regierung mitteilte, hochdieselbe werde uns von nun an alle amtlichen Anzeigen und ihr Wohlwollen entziehen, da wir den Oberpräsidenten in frechster Weise beschimpft hätten. Tatbestand: In dem Bericht über den Besuch des Kronprinzen beim Haupt der Regierung war dieses als Oberpräsident bezeichnet, und unglücklicherweise konnte der Druckfehler in dem ganzen Zusammenhang als ein beabsichtigter grausamer Witz angesehen werden. Derselbe Bericht verschaffte mir eine Klage wegen Majestätsbeleidigung, weil darin von dem Hornprinzen die Rede war, der in jeder Beziehung das Ebenbild seines Vaters sei. Von der Kirchenbehörde lief ein entrüstetes Schreiben ein, daß wir von nun an die kirchlichen Anzeigen nicht mehr erhalten würden. Durch ein Versehen des Metteurs war nämlich der Bericht über die evangelische Pfarrkonferenz aus Bodenheim, 25. Juni, unter die Rubrik Viehmärkte, und der Bericht über den Rindviehmarkt vom selben Ort und Datum unter der Spitzmarke Kundgebungen zum Schulantrag in den politischen Teil geraten. Das allerschönste war jedoch eine Klage des Staatsanwalts auf Grund des § 166: Ich hatte unwissentich eine Einrichtung der katholischen Kirche beschimpft; in einem Telegramm aus Rom stand nämlich zu lesen, der Papst habe den Zentrumsabgeordneten Pfarrer Matthias Fottner zu seinem Hausproleten ernannt.“

Herr Federkiel bekennt schließlich, diese ganze schreckliche Geschichte nur geträumt zu haben; aber ähnliche Dinge, wenn auch nicht in solcher Häufung, passieren alle Tage. Und leider muß beigefügt werden: Auch menschliche Bosheit kann die Schuld tragen. Manchmal werden Worte gesetzt, die zwar wirklich im Manuskript stehen, aber nur zur Privatlektüre des Empfängers und beileibe nicht für den Druck bestimmt sind. So im Berichte eines badischen Blattes über den Regensburger Katho-

*) Dr. Hermann Cardauns.

likentag: „Begrüßungsfeier. 12.000 Teilnehmer. Eindruck gewaltig. Die Grüße von Baden überbrachte Pfarrverweser Martin von Konstanz. Bier vorzüglich.“ Und welch reine Freude hat seinen Lesern der Redakteur eines westfälischen Blattes bereitet, der in gerechter Entrüstung über einen besonders miserablen Korrekturabzug denselben mit einigen Titulaturen aus dem Tierreich verzierte; andern Tages lasen die erstaunten Paderborner in dem sonst nichts weniger als zoologischen Artikel den Gefühlsausbruch: „O du Rhinozeros!“

Aber auch im übrigen vernünftige Leute treiben Geschichten, die schon nicht mehr vernünftig sind. Ein Redakteur ist in ihren Augen ein Mann, der alles und jedes zu wissen und zu können verpflichtet ist und dabei über unbeschränkte Zeit verfügt.

Nein, wenn so ein freundlicher Herr handgreiflich nur deshalb an die Redaktion schreibt, weil er einige Groschen für Insertionskosten sparen will, wenn er nur deshalb verwickelte und verantwortungsvolle Rechtsfragen aufwirft, um nicht einen Rechtsanwalt bemühen und honorieren zu müssen, dann soll der Redakteur nicht gefällig sein; denn er ist doch nicht Inhaber eines Auskunftsbureaus und kann seine Zeit für bessere Dinge gebrauchen.

Und doch: Trotz all solcher egoistischen Belästigungen wird jeder Redakteur mit größerer Korrespondenz lächelnd sagen: Es wäre jammerschade um manchen tollen Brief, der mich nicht erreicht hätte. Wer jahrelang systematisch diese Kuriosa sammelt, der kann spielend ein ganzes Buch daraus zusammenstellen und ein recht lustiges. Hier nur einige Pröbchen aus letzter Zeit, buchstäblich, doch mit Kürzungen.

(Aus Amerika.) „Bitte, können Sie mir in Deutschland eine Stelle besorgen als Küster? Ferner, können Sie mir ein Los schicken von einer guten ehrlichen Lotterie?“

„Als alter Abonnent erlaube ich mir 2c. Ich beabsichtige, hier ein Fensterputzgeschäft einzurichten, kenne aber keine Bezugsquellen für Leitern u. s. w. Auch möchte ich gern wissen, wie die Taxen des Bezahlens, Lohn der Arbeiter, überhaupt die ganze Einrichtung eines solchen Geschäftes sind. Vielleicht könnten Sie mir mit einigen Zeilen und Ratschlägen zur Hand gehen.“

„Geliehen und nicht zurückgebracht wurde der Leihwagen Nr. . . . Es ist ein kleiner Gemüsewagen, dunkelbraun angestrichen, Eisenreifen rot gestrichen. Schrift weiß. Vor Ankauf wird gewarnt. Um Aufnahme unter Städtische Nachrichten bittet Abonnent . . .“

„Wegen einer Wette läßt Abonnent X. anfragen, ob man die Lunge eines Flohes auf irgendeine Weise so sehen kann, daß man sie genau studieren kann. Er bittet, einen Fachmann zu Rate zu ziehen und um Antwort mit wissenschaftlicher Begründung unter D. W. im Briefkasten.“

„Ich beabsichtige, jetzt noch, im Alter von zirka 26 Jahren, eine Beamtenlaufbahn zu ergreifen. Vor kurzem las ich nun über landwirtschaftliche Angestellte, wie Rechnungsführer, Verwalter größerer Güter oder dergleichen. Sind solche Stellen noch wohl leicht zu bekommen in Rheinland oder Westfalen? Sind dieselben gut honoriert und kann ein solcher Beamter bald heiraten, eventuell ist Heirat in solcher Stellung gestattet? Gibt es ferner Institute, wo man es in kurzer Zeit noch bis zum Einjährigenexamen bringen kann, eventuell könnten Sie mir einige gute Anstalten namhaft machen? Welche Karriere kann man nach bestandenem Examen am besten einschlagen, vielleicht diejenige des Bankfachs? Wie lange würde man arbeiten müssen, bis man soviel verdienen könnte, um eine Familie zu ernähren?“

„In meiner Ehe wurden mir bisher sechs Söhne und zwei Töchter geschenkt. Es könnte möglich sein, daß sich in nächster Zeit ein Sohn dazu gesellt. Ich möchte

den Kaiser um die Patenschaft bitten. Nun sind aber die Söhne nicht alle aus einer Ehe. Ist es erforderlich, das alle Söhne nacheinander geboren und von einer Ehe herstammen, oder kann auch ein Mädchen zwischen geboren sein? In welcher Weise ist es einzuleiten, daß der Kaiser als Pate in den Kirchenbüchern notiert werden kann?" So geht's noch ein Stückchen weiter, und dann folgt eine sehr eingehend begründete Frage, was der Redakteur zu seiner Absicht sage, Hoflieferant des deutschen Kaisers zu werden?"

Singvögel.

Sterbendes Mädchen.

Ein Wölklein flog im Blauen
Hoch über Berg und Tal.
Im Abendlicht zu schauen
Wie schimmernder Opal.
Das Mädchen nickte leise,
Wie sanft die Wolke glitt;
Zur wundersamen Reise
Zog ihre Seele mit.

Sie fühlt ein taumelnd Wiegen,
Schaut wie im Traum umher,
Sieht sich zu Füßen liegen
Die Länder und das Meer.
In ihrem silberkühlen
Und wanderschnellen Boot
Eilt sie mit Heimgefühlen
Still in das Abendrot.

Wird sie uns wiederkommen,
Die wir geliebt so sehr?
Wer solchen Weg genommen,
Will keine Wiederkehr.
So mag Er sie geleiten,
Der alle Fäden hält,
Aus unsern Dunkelheiten,
Wohin es ihm gefällt.

Franz Karl Ginzkey.

Größenwahn.

Die Arche Noah stand auf festem Land,
Nach langer Fahrt durch feuchte Flutengrüfte.
Befreiend brach die Axt die Bretterwand
Und Jubelrufe brausten durch die Lüfte.
Das weite Fahrzeug ward geräumt im Nu,
Der Sonn' entgegen stürmten froh die Löwen.
Die Störche speisten frisches Froschragout;
Geladen waren Flamingos und Möven.
Die Söhne Noahs probten ein Terzett,
Laut übertönt vom Nachtigallensange.
Vier weiße Kätzchen tanzten ein Ballett;
Schrill klapperte dazu die Klapperschlange.
In weiten Sätzen sprang das Känguruh
Vom Fels hinab zur fetten Wiesenerde.
Schlau grinsend sah der Menschenaffe zu,
Possierlich reitend auf dem Steppenpferde.

Im Schatten einer Fächerpalme saß —
Vor ihnen schimmerte die Wasserfläche —
Das Federkleid noch von der Schilfjagd naß,
Zaunkönig mit dem Gimpel im Gespräche.
„Längst lägen alle Teilnehmer der Fahrt",
Sprach jener, „auf dem Meeresgrund gebettet,
Hätt' eines Mannes Geistesgegenwart
Sie nicht vorm sichern Untergang gerettet.

Die Rabenfittiche der ersten Nacht
Umwehten uns, die weich und warm geborgen,
Da sprach Noah zu seinem Weibe sacht:
‚Verloren sind wir, eh' noch graut der Morgen.
Auf jener Seite neigt der Holzbau sich —
Die Arche ward von mir ungleich verladen.
In Gottes weisen Ratschluß füg' ich mich —
Jehova! nimm zu dir uns auf in Gnaden!'
Und Vater Noah sank aufs Lager stumm . . .
Ruckweise tiefer neigte sich die Arche.
Herr Ochs und Esel schliefen brav und dumm . . .
Ein zweiter Mann nur wachte im Geschnarche.
Mit Riesenkräften trug der kühne Held
Sein Haus — sein Weib — und seine sieben Jungen
Von links nach rechts. Alsdann war hergestellt
Das Gleichgewicht — Unsterbliches gelungen." —

„Wer mag der wackre Mann gewesen sein?"
Der Gimpel frug, neugierig um sich blickend.

„Der Mann war ich!" rief das Zaunkönigle in,
Herablassend zum Abschiedsgruße nickend.

J. M. Toscalio.

Läuterung.

Mir ist, als tönten Glocken,
Geh' ich zur Seite dir,
Mir ist, als würd' ich besser —
So still, so rein wird mir.

Es ist ein neues Lieben,
Das so in mir klingt auf,
Und fern von Angst und Qualen
Nimmt seinen großen Lauf.

Zwei Sehnsuchtsseen blinken
Mich an, die Augen klar,
So quellenfrisch dein Körper,
So duftend kühl dein Haar.

Und nah den Sehnsuchtsseen,
Die Schicksal mir und Tod,
Zwei Purpurrosen locken —
Die Lippen lebensrot.

Und Sehnsuchtsseen und Rosen
Sind so ganz völlig mein,
Das ohne viel Besinnen
Ich mich versenke d'rein. —

Mir ist, als tönten Glocken,
Geh' ich zur Seite dir,
Ich weiß, nun bin ich besser —
So still, so rein ist mir.

Kurt Sonnemann.

Vom Gehorchen.*)

Eine Widerlegung von Fr. Sticker. (Velpe, Westfalen.)

Das letzte Heft des 30. Jahrganges unseres lieben „Heimgartens" bringt eine Abhandlung, die den krassesten Feudalismus verherrlicht.

M. v. W. stellt in den Vordergrund bei der Erziehung den Gehorsam. Was versteht er unter Gehorsam? Die blinde Unterwerfung unter den Willen eines andern. Ist das die erste Forderung bei der Erziehung, daß der Zögling zum willenlosen Werkzeug in der Hand des Erziehers wird? Wie kann ein gebildeter Mensch einer

*) Vom Gehorchen. Von Max v. Weißenthurn. Die mit vollem Namen unterzeichneten Aufsätze haben sich selbst zu vertreten und stehen außer moralischer Verantwortlichkeit der Redaktion. Wir pflegen manchmal einem Redner das Wort zu erteilen, der nicht unsere Ansicht vertritt, weil durch daraus sich gern entspinnende Entgegnungen die Sache geklärt wird. Daher nehmen wir vorstehende Entgegnung mit um so größerem Vergnügen auf, als sie unserer Anschauung entspricht. Die Red.

solchen Forderung überhaupt das Wort reden? Was wollen wir erziehen? Doch charakterstarke Menschen, Menschen, die in den Stürmen und Drängen dieses bewegten Lebens ihren Platz ausfüllen, nicht nach dem Willen eines sogenannten Vorgesetzten unter seinem Gehorsam heischenden Blick. Wenn der Verfasser dem Kasernenhofausdruck „drillen" beistimmt, so hat er von Erziehung keine Ahnung. Eine Selbständigkeit oder einen Gehorsam anzudrillen — welche Begriffsverwirrung! Diejenigen Durchschnittsmenschen, die unter allen Umständen dem herrischen Willen eines andern folgen, sind nach der Ansicht des Verfassers nützliche und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Ist dieser blinde Gehorsam eine Tugend? Nein! Die evangelische Kirche hat mit dieser Anschauung gebrochen. Menschen, die gar keinen eigenen Willen haben, die nur der Einsicht anderer folgen, sind Puppen, Automaten. Die Idee des freien Willens scheint dem Verfasser gar nicht einzufallen oder nicht bekannt zu sein. Nach der Ansicht des Verfassers hat derjenige, der Gehorsam verlangt, immer seine schwerwiegenden Gründe. Ob dieser Befehl aber immer mit den Gesetzen der wahren Sittlichkeit übereinstimmt? Diese Frage läßt der Verfasser unbegreiflicherweise unbeantwortet. Der einzige rechtmäßige Herr unseres Willens ist das Sittengesetz. In der Gebundenheit an das Sittengesetz in unserer Brust gewinnen wir die innere Freiheit, werden Persönlichkeiten. Nicht in dem Gehorsam eines Menschen unter dem Willen eines andern ist das Wohl der Menschen begründet, sondern allein in der sittlichen Gesinnung. Wollen wir noch weiter gehen, so müßte ich dem Verfasser zurufen: Was nützt eine freie Verfassung einem unfreien Geschlecht? Jedenfalls wird der Verfasser auch eine freie Verfassung ablehnen, um diejenigen, welche „die dienende Klasse repräsentieren", auch weiter dienen zu lassen, damit sie im Folgen und Gehorchen „ihren Bildungskreis erweitern können". Ein Ich, eine Persönlichkeit erkennt der Verfasser überhaupt bei denen, die tiefer als die oberen Zehntausend stehen, gar nicht an.

Gehorchen muß der Mensch können, nämlich dem auf wahrer Einsicht beruhenden Willen und diesem die anderen Neigungen und Triebe unterordnen. „Wer befehlen will, muß gehorchen können." Derjenige, der sich selbst gehorcht, der sich selbst beherrscht, der kann befehlen. In diesem Sinne verstehe ich das Sprichwort.

Dann muß ich noch auf die Meinung des Verfassers eingehen, daß die moderne Erziehung den Schwerpunkt des Erziehungswerkes auf „die Heranbildung des Geistes, auf die Vermehrung des Wissens" lege. Nein! Der Wert des Menschen liegt nicht im Wissen sondern im Wollen, und die moderne Erziehung legt den größten Wert darauf, den Zögling zu einer Charakterstärke der Sittlichkeit zu führen.

Auch meint der Verfasser, jeder Mensch müsse in Hinblick auf die großen Züge des Daseins Fatalist werden oder er müßte ein beschränkter Geist, ein schrankenloser Hitzkopf sein. Nach der Lehre vom Fatalismus ist vom Anfang an fest bestimmt, was aus dem Zögling werde, und er wird es mit absoluter Notwendigkeit. Die geistigen Zustände werden durch keinen kausalen Zusammenhang vermittelt, keine äußere Einwirkung kann Einfluß darauf gewinnen. Würde jeder Erzieher Fatalist sein, so könnte ein Übergehen von der Unbestimmtheit zur Festigkeit gar nicht zu erzielen sein (Herbart). Eine erzieherische Einwirkung wäre gar nicht möglich.

Gehen wir nun auf den zweiten anwendenden Punkt der Darlegung des Verfassers ein, auf das Verhältnis des Weibes zum Manne. Der Verfasser meint, das Glück sei begründet in dem Gehorsam des Weibes dem Manne gegenüber. Sollte das Glück nicht ein schöneres sein, wenn die Frau die umsichtige Leiterin des Hauswesens, die sorgsame Hüterin der Kinder, eine treue Beraterin des Mannes ist? Warum bewegt sich der Verfasser in Extremen? Gibt es nichts anderes als blinden Gehorsam oder Widersinnigkeit gegen den Willen des Gatten?

Der evangelische Diakonie-Verein hat ein Programm entworfen für die Erziehung der Mädchen, welches enthalten ist in der Schrift: „Frauenwelt und Frauendienst" von Prof. Dr. D. Zimmer. In derselben wird ein dreifaches Ziel aufgestellt:

1. Selbständigkeit durch Selbsttätigkeit,
2. Gemeinsinn durch Dienst an der Gemeinschaft,
3. Pflichttreue durch Berufsarbeit.

Sollte nicht diese Auffassung die richtigere sein?

Das Glückhämpfeli.

Aus dem Basellande wird uns ein anheimelnder Schnitterbrauch mitgeteilt: Seitdem das reife Getreide, statt wie früher mit der Sichel, nun durch die Sense oder gar mit der Mähmaschine niedergeschnitten wird, ist ein sehr schöner Erntebrauch nach und nach verschwunden. Es ist dies das Schneiden des „Glückhämpfeli", das Heimführen der letzten Getreidegarben und die „Sichellöse". Wenn die Schnittter an dem Schneiden des letzten Fruchtackers waren und nur noch ein kleines Stück zu schneiden war, suchte der Hausvater ein Büschel der schönsten Ähren aus und legte in dasselbe ein kleines Geschenk, bestehend in einigen Batzen oder in einem bunten neuen Taschentuch. War alles Getreide bis an dies Büschel geschnitten, so mußte der jüngste Schnitter, der das Schneiden mit der Sichel meist erst erlernt hatte, das Glückhämpfeli, eben dieses Ährenbüschel, schneiden. Zu diesem Zwecke mußte er mit der Sichel zu dem Ährenbüschel niederknien und laut fünf Vaterunser beten. Die übrigen Schnitter standen dabei und beteten leise mit. Nach Beendigung des Gebetes schnitt der junge Schnitter in drei Zügen, im Namen von Gott Vater, Sohn und heiligen Geist das Ährenbüschel ab. Er nahm natürlich das beiliegende Geschenk und übergab die Ähren der Hausmutter oder einer der größten Schnitterinnen. Schreiber dies hat das Glückhämpfeli vor zirka 50 Jahren auch einmal geschnitten. Beim Heimführen der letzten Garben pflanzten die Schnitter auf dem Wagen ein kleines Tannenbäumchen auf und befestigten daran das Glückhämpfeli, verzierten das Bäumchen wohl auch mit bunten Bändern. Zu Hause wurde das Glückhämpfeli zu einem kleinen Kranz gewunden, der unter dem Kruzifix in der Wohnstube aufgehängt wurde und das ganze Jahr zu sehen war. Ein etwas besseres Nachtessen als gewöhnlich bildete den Schluß der schönen Dankesfeier und heißt Sichellöse. Oft wurde die Sichellöse auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt und so zu einer wahren religiösen Feier gemacht. — Kommt dieser Brauch auch anderswo vor?

Juchhe! wia schmeckt dö Pfeifen guat!

Dö Stadtleut, dö san nit gscheit;
Hiazt bei der kalten Winterszeit,
Da siacht ma s oft spaziern umgehn,
Und hörts oft sagen: „Heunt is schön!"
Oft fahrn s im Schlitten a spaziern,
Und da tuat si's in d Nasen friern!
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Juchhe! wia schmeckt dö Pfeifen guat!

Und aufn Eis tan s Enk wia d Narrn
Auf — Schlittschuach hoaßt mas, umafahrn,
Und kugeln s nieder — ach herrjeh!
Glei san s enk wieder in der Höh,
Und gehn, vom Fall no schneewerlweis
Glei wieder, wia ma sagt, „aufs Eis!“
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Juchhe! wie schmeckt dö Pfeifen guat!

Und große Herrn — s is nit zum glaubn —
Dö Hendel, Anten, Gäns und Taubn
Und woaß Gott was no kunnten habn,
Dö rennen über Gruabn und Grabn
Oft stundenlang an Hasen nach,
Und schiaßen endli erst no z'hoch!
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Juchhe! wia schmeckt dö Pfeifen guat!

Uns hoaßen allweil d' Stadtleut dumm!
Oha! I moan, dös kehrn m'r um!
Is gscheit der, der draußt umawat't
Im Schnee, wo gar koa Steg und Pfad?
Und der si d Nasen gfrört, daß s glanzt?
Und der am Eis n Tschardasch tanzt?
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Wia schmeckt mir da dö Pfeifen guat!

Ferdinand Haberl.*

Lustige Zeitung.

Ahnungsvoll. Schneider (zum Sonntagsreiter): „Was für Farbe soll denn der Reitanzug haben? — Sonntagsreiter: „Möglichst erdfarben!“

Einwand. Techniker: „Der Neuzeit verdanken wir doch auf technischem Gebiete eine Menge großer Erfindungen, wie rauchloses Pulver und geräuschloses Pflaster ...“ — Apotheker: Das ist alles schon seit Jahrhunderten in den Apotheken zu finden!“

Gefällig. Richter: „Angeklagter, der hier als Zeuge erschienene Herr Neumayer will von Ihnen bestohlen sein.“ — Angeklagter: „Sehr gern, Herr Richter. Darf ich fragen, wo der Herr wohnt?“

Am Wirtshaustisch. Bürger: „Sie irren, junger Mann, das Sonnenlicht hat keine so große Schnelligkeit. Vor 25 Jahren habe ich in der Schule gelernt, daß das Licht der Sonne nicht mehr als 30.000 Kilometer in der Sekunde zurücklegt.“ — Student: „Und ich habe gelernt, daß es 300.000 Kilometer sind.“ — Bürger: „Wann haben Sie dies gelernt? — Student: „Im vorigen Jahre.“ — Bürger: Dann mögen Sie recht haben; die Verkehrsverhältnisse haben sich in den letzten 25 Jahren sehr gebessert!“

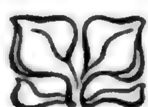
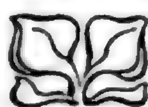
Rache. Tochter: „Denke dir, mein Mann will haben, daß ich selbst koche.“ — Mutter: „Will er? Na, tue das! Da würde ich auch kein Mitleid mit ihm haben.“

---

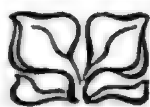
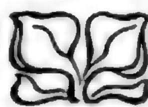
*) Diese Satire auf die Stubenhocker hat ein Naturpoet gedichtet, der für weiteres einiger Aufmunterung bedürftig wäre. Die Red.

Die größte Sorge. Mina: „Mein Bräutigam ist ein sehr netter Mensch, nur hört er sehr schwer.“ — Frida: „Das wäre nichts für mich. Bis man sich da einen neuen Hut herausschreit!“

Beim Spiegelhändler. Vor einiger Zeit kam eine Pinzgauer Bäuerin nach Wien, um dort Einkäufe zu besorgen. Unter anderem trat sie auch in ein Spiegelgeschäft, wo ihr ein prächtig eingerahmter Spiegel sehr gut gefiel. Als sie nach dem Preis frug, erhielt sie vom Verkäufer die Antwort, daß sie den Spiegel kaum kaufen könne, da er sehr teuer sei. Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Bäuerin mit ihrem Schirm zum kräftigen Schlage ausholte und den Spiegel in Scherben schlug. Als diese klirrend zu Boden fielen, sagte sie zu dem Verkäufer: „So, jetzt werst es woll sag'n, was er kost!“ Die energische Frau ist eine Brauereibesitzerin.

Bücher.

Römisches Christentum in kritischer Beleuchtung. Eine praktische Antwort auf die bisherigen Schmähwerke Roms über Luther und die evangelische Kirche, zusammengestellt von R. Schmidt. (Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagshandlung. 1906.)

Vor kurzem las man in einer katholischen Priesterzeitung, daß Luther ein „dicker Sodomit“ genannt wurde, der sich wie ein Schwein in allen schändlichsten Lastern und Verbrechen der schändlichsten Art wälzte u. s. w. Das nur ein Beispiel von hunderten. Was soll bei solch gemeinen Schimpfereien Gutes für die katholische Kirche herauskommen? dachte ich damals. Nun ist oben angeführtes Buch erschienen, und das ist eine Antwort. Es soll nicht weiter angedeutet werden, was alles gegen die römische Kirche vorgebracht wird, es ist ein schreckliches Sündenregister, wie es in solcher Zusammenfassung und Wucht kaum jemals losgelegt worden. Wie es jene römischen Schimpfer und Verleumder treiben, indem sie an der evangelischen Kirche nur das Schlechte hervorkehren, das Gute aber verschweigen, genau so macht es dieses Buch gegen die römische Kirche, und es hat einen ungeheuren Stoff. Da in demselben nie die ursprünglichen Absichten, die geschichtlichen Motive, die Entschuldigung, die im jeweiligen Zeitgeiste lagen erwähnt werden, so fallen die Schläge allerdings noch ungleich wuchtiger aus als die, so gegen den Protestantismus überhaupt geführt werden können. M.

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben, herausgegeben von Richard Schaukal. 2. Auflage. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wir sind bei Schaukal an Überraschungen gewöhnt. Das hervorragendste Zeichen starker und entwicklungsfähiger Talente: der unaufhörliche Wechsel von Stoff, Stimmung und Form ist bei ihm überaus stark ausgeprägt, und es mag über manches seiner so zahlreichen Bücher wie immer geurteilt werden, weder Feind noch Freund konnte ihm bisher den Vorwurf machen, langweilig zu wirken. Seine für alle Regungen modernen Seelenlebens außerordentlich empfindsame Seele geht mit den Eindrücken, die sie empfängt, und so schreitet der Dichter immer suchend ins Ungewisse des Lebens, seiner impulsiven Natur folgend und vielleicht sich selbst überraschend. Das sonderbarste seiner Bücher mag das unlängst erschienene „Großmutter“ sein. Es zeigt uns Schaukal von einer völlig neuen Seite — als begeisterten Pfleger und Prediger der — Pietät. Wie ungewöhnlich das bei einem jüngeren „modernen“ Dichter ist, begreift man erst ganz, wenn man bedenkt, daß gerade Mangel an Pietät, ja geradezu Verhöhnung derselben ein Hauptmerkzeichen der jüngeren Generation ist. Schaukal hat nun in diesem Buche den Mut, als voller Gegenwartsmensch, ausgestattet mit allen Empfindlichkeiten und auch Rücksichtslosigkeiten des modernen Menschen, einige starke Schritte in die Vergangenheit zurückzutun und offen zu erklären, wie wertvoll das Dasein auch zu „Großmutters“ Zeiten war.

Der Vergleich mit unserer überhasteten und zerrissenen Gegenwart, die mit ihren heftigen Stürmen und technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften vielleicht eine große Zeit genannt werden kann, für feinere, nach vornehmer Harmonie dürstende Menschen aber meist qualvoll ist, fällt wohl in fesselnder und ergreifender Weise zugunsten jener vergangenen Tage aus. Kapitel wie „Von der verstoßenen Schönheit“, „Von der Gnade“,

„Von den Dichtern", „Von den armen Reichen", „Von wilden Tieren und Menschen", „Von der Heimat des Toten", die sich von den zarten, oft vielleicht allzuzarten persönlichen Erinnerungen an die edle Erscheinung der toten Großmutter in die erhabene Objektivität eines großzügigen Mitleids, zum „Mitleiden", zur Güte und Gnade erheben, geben diesem auch im Detail künstlerisch fein durchgeführten und sprachlich oft prunkvollen Buche die Bedeutung eines Erbauungsbuches. Schaukal, der sich in stetem Wandel treu Bleibende, hat vor dem Altar der Pietät sein Opfer niedergelegt; er wird nun, wie wir ihn kennen, wieder andere Wege gehen, mit dem guten Rechte eines Künstlers, der sich ändert wie das Leben. G.

Die Frau nach dem Herzen des Mannes. Ein Buch für die Familie von Helene Stökl. (Dresden. Max Seyfert.)

„Die Frau nach dem Herzen des Mannes" ist sicher keine Frau, die ungestüm über die Grenzen hinwegverlangt, die Natur und Herkommen gezogen, die im anspruchsvollen Drängen nach den Rechten des Mannes das hohe Vorrecht, das die deutsche Frau als Gattin und Mutter stets genoß, geringschätzt Das Buch wendet sich an die Frauen, denen das Lob des Gatten, die Liebe der Kinder mehr gilt als irgendeine öffentliche Auszeichnung. die sich nicht „ausleben" sondern für andere leben wollen und ihre soziale Bedeutung darin suchen, dem Manne eine verständnisvolle Gehilfin zu sein und ihre Kinder zu tüchtigen, der Allgemeinheit nützenden Menschen zu erziehen. Dabei nimmt das Buch durchaus keinen veralteten, rückständigen Standpunkt ein, sondern begrüßt dankbar alle wertvollen Errungenschaften der Neuzeit. Der Aufsatz z. B. „Wie machst du deine Tochter tüchtig für die Anforderungen der heutigen Zeit?" dürfte die Zustimmung auch der entschiedensten Frauenrechtlerinnen haben. Beifall aber wird alles finden, was die Verfasserin über Kindererziehung sagt, und es dürfte wenige Eltern geben, welche diese Abschnitte ohne Nutzen und herzliche Freude lesen. V.

Das Duell. Ein russischer Militärroman von A. Kuprin. Einzige autorisierte Übersetzung von Adolf Heß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Das Duell" ist die Geschichte eines jungen, militärisch nicht sehr begabten, aber edel angelegten und fein empfindenden Offiziers, der im öden, monotonen Garnisonsleben einer kulturfremden Kleinstadt zu einem frühen, traurigen Ende getrieben wird und als das Opfer der ehrgeizigen, kalt berechnenden Frau eines seiner Kameraden fällt. Die soziale und geistige Misere, die auf dem Gros des russischen Offizierskorps lastet, die traurigen und unwürdigen Zustände, unter denen der gemeine Soldat seinen Dienst tut, werden in einer Reihe plastisch hervortretender Figuren und anschaulicher Situationen dem Leser in greifbarer Unmittelbarkeit vors Auge geführt. So eröffnet sich als Hintergrund des Einzelschicksals eine weite Perspektive auf die Zustände im russischen Heer, die vieles an dem Zusammenbruch, den wir heute miterleben, uns auch menschlich begreiflich macht. V.

Die erste Saison, lustige Geschichten aus Krummbach, betitelt sich ein im Verlage von Hofer und Benisch in Wr.-Neustadt erscheinendes Buch von Sepp Mohl, das Freunden von landläufigem Humor bestens empfohlen werden kann. V.

Von Kindern und jungen Hunden. Von Rudolf Presper. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Presbers ungekünstelter rheinischer Humor, der ihm schon in seinem letzten Buche „Von Leutchen, die ich lieb gewann" einen großen Erfolg eintrug, ist auch über diese Erzählungen gebreitet. Der Spaßmacher gibt es viele; von Herzen fröhliche Humoristen, die dem öden Pessimismus das sonnige Panier einer zugleich frohen und gütigen Weltauffassung tapfer entgegenhalten, gibt es leider recht wenige. Die gut erfundenen, mit Launen ausgesponnenen und mit feinen Details geschmückten Geschichten dieses Buches, in denen bald ein junger Hund, bald ein Kind oder ein „großes" Kind die wichtige Rolle spielt, sind ganz dazu angetan, den Leserkreis, den sich Rudolf Presber als Erzähler, wie als Lyriker erworben, rasch noch zu erweitern. V.

Kalender des deutschen Schulvereins auf das Jahr 1907. 21. Jahrgang. Redigiert von Hermann Hango.

An diesem Jahrbuche muß man seine Freude haben. Es ist gediegen. Man merkt überall die Gewissenhaftigkeit, mit der der Redakteur nach dem Grundsatz: „Für das Volk ist das Beste gut genug" die Beiträge bestimmt hat. Die besten Namen Österreichs sind vertreten, und auch mancher gute von außen ist da, doch darauf würde kein allzugroßes Gewicht zu legen sein, wenn diese Besten nicht auch Bestes geboten hätten. Vorherrschend ist natürlich die volkstümliche Erzählung, der sich die Lyrik mit wunderschönen Gedichten beiflicht. Gemüt- und geistanregend, bildend im Sinne des deutschen Schulvereins ohne tendenziöse Polemik, stets dem frischen, frohen deutschen Sinne huldigend — so ist er, so lieben wir diesen Kalender, der auch eine Menge Bilder hat, die mit gutem Geschmack ausgeführt sind. Sogar eine feine Musik-

beilage ist vorhanden. Kalendarium und Nachschlagebuch enthalten alles, was man von einem Volkskalender verlangen kann. M.

Thomas A. Edison, der amerikanische Erfinder. Von Eugen Isolani. Mit einem Porträt. Karl Ulshöfer. (Stuttgart. 1906.)

Eine fesselnd geschriebene kleine Biographie des berühmten Zauberers von „Menlopark" in hübscher Ausstattung. Bei dem großen Interesse, das man allenthalben an der Erfindertätigkeit Edisons nimmt, dürfte es gewiß vielen erwünscht sein, auch einmal etwas über sein Leben zu erfahren und einen intimeren Einblick in sein Schaffen zu gewinnen. Das Buch bildet den ersten Band einer Sammlung von Biographien bedeutender Männer aller Zeiten und Völker, die unter dem Gesamttitel „Männer des Erfolgs" bei der Verlagshandlung erscheinen soll. V.

Ebbe und Flut. Bilder aus dem Seeleben von Philipp Kniest. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.) Diese Geschichten, die von Schiffern, Kapitänen und alten Seebären handeln, sind auch mit Anschaulichkeit, Lebenswahrheit und Humor geschrieben. Was seine Menschen in ihrem Alltagsleben und in ihrem Beruf erleben, läßt uns der Verfasser nicht allein lesen, sondern er läßt uns auch einen tiefen Blick in ihre einfachen, schlichten Herzen tun. Wir sehen, daß eben darin und im Alltagsleben der eigentliche wahrste und interessanteste Novellenstoff zu finden ist. V.

Die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende **Illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken** liegt mit den soeben ausgegebenen Lieferungen 53 bis 60, welche die zweite Hälfte des IV. Bandes enthalten, vollständig vor. Auch der IV. Band, in dem des Dichters historische Arbeiten vereinigt sind, bringt diese prächtigen Schiller-Ausgabe aufs beste zur Geltung; er ist wie die vorausgehenden Bände reich mit Illustrationen geschmückt, die größtenteils von bekannten Malern herrühren und die besondere Fähigkeit dieser Künstler, im Geiste des Dichters und im Geiste der von ihm geschilderten Zeiten uns die dramatisch bewegten Vorgänge der niederländischen Wirren und des Dreißigjährigen Krieges mit dem Stift zu veranschaulichen, aufs glänzendste dokumentieren. Die jetzt vollständige Ausgabe darf bei dieser Gelegenheit der großen deutschen Schiller-Gemeinde noch einmal als eine der würdigsten und schönsten aufs angelegentlichste empfohlen werden. V.

Büchereinlauf.

Die goldenen Türme. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Flug ins Romantische. Roman aus der Bühnenwelt von Richard Schott. (Berlin. Otto Janke. 1906.)

Georg Bangs Liebe. Roman von Karl Rosner. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Haus im Grunde. Erzählungen v. Thusnelda Kühl. (Jena. Hermann Costenoble. 1906.)

Das Buch der Könige. Fünf Novellen von Leonhard Schrickel. (Dresden. Berthold Sturm.)

Alpenzauber. Berg-Legende und Volksschauspiel in vier Aufzügen von Leopold Reichenwallner. (Wien. Erste Wiener Vereinsdruckerei.)

Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten von F. Marlow. Neu herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Otto Neurath. (Berlin. Ernst Frensdorff.)

Rheinische Hausbücherei. Herausgegeben von Professor Dr. Erich Liesegang. (Band 10: Hermann Kurz, Ausgewählte Erzählungen. (Wiesbaden. Emil Behrend.)

Margherita. Thüringer Sang aus alter Zeit von Gertrud Hey. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Gedichte von E. Rohrmann. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Der Schritt der Stunde. Lieder vom Übergang von Thor Görg. (München. 1906.)

Lebensfreude. Sprüche und Gedichte. Gesammelt und herausgegeben von P. J. Tonger. (Köln. P. J. Tonger.)

Ein Traum. Episches Gedicht von Eduard Slawik. (Teplitz-Schönau. Im Selbstverlag.)

Dichtergaben. Ein Lesebuch für die Oberstufe mehrklassiger Volksschulen und für Bürger- und Mittelschulen. Herausgegeben von Richard Lange. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1906.)

Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose. Deutsch von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimile-Brief, einem Bildnis Napoleons u. s. w. Zwei Bände. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1906.)

Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken von Theodor Kappstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Unter Mitwirkung von K. Haußmann und V. Fleury herausgegeben v. M. Herwegh. Mit Vignetten von A. H. Pellegrini. (Memoirenbibliothek. Stuttgart. Robert Lutz.)

Vom Ernste des Lebens. Von W. Lamers. Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Karl Emerich. (Dresden. E. Ludwig Ungelenk.)

Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Von Heinrich Hubert Houben. (Leipzig. Max Hesse. 1906.)

Mein Leben. Gesammelte Gedichte von Florentine Gebhardt. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Die Bergpredigt. Für die Gemeinde erläutert von Adolf Schullerus. (Hermannstadt. W. Krafft. 1906.)

Ostara — die Auferstehung des Menschen. Eine Osterfestschrift von Dr. phil. Adolf Harpf. (Rodaun bei Wien.)

Wohin soll ich mich wenden? Drei Bilder von H. Willitzer. (Dresden. E. Pierson.)

Betrachtungen über die Gegenwart. Von einem Hamburger Arbeiter. Mit einem Geleitwort von Moritz v. Egidy. (Altona. Gebr. Harz.)

Der Streit ums Gläschen Bier. Ein Wort zur Klärung und Beruhigung. Von Dr. med. J. Weiß-Basel. (München. Seitz & Schauer. 1906.)

Hugo Wolf-Fest in Stuttgart vom 4. bis 8. Oktober. Festschrift von Dr. Karl Grunsky. (Stuttgart. Karl Grüninger.)

Deutsche Redelehre. Dritte, verbesserte Auflage von Hans Probst. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandluug. 1906.)

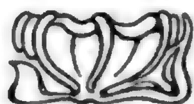
Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Aufl. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die österreichischen Alpenländer als Fleisch- und Milchproduzenten. Eine volkswirtschaftliche Studie von Ing. Ludwig v. Bernuth. (Rodaun bei Wien.)

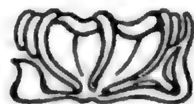
Gedenkschrift der Jahrhundertfeier von C. F. Amelangs Verlag. 1806—1906. (Leipzig.)

Die Selbstherstellung eines Elektrophor und Leydener Flasche nach Modellbogen und einer praktischen Anleitung von Professor E. Filek. (Ravensburg. Otto Maier.)

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In 52 Briefen mit 1000 Illustrationen und einem geographischen und historischen Atlas sowie einem alphabetischen Sachregister, oder in 3 Bänden in Originalleinen. (Wien. Karl Fromme.)



Postkarten des „Heimgarten".



J. W., Hannover. Daß Sie uns Ihr Pamphlet „Die Friedensfanatiker" zum Abdruck anbieten, ist beschämend für den „Heimgarten". Sind wir denn eine Zeitschrift, die das Edle verspottet? Haben wir es je mit den Raufbolden gehalten? Ja, wir lieben den Kampf, aber nur den gegen Faules, Falsches und Feiges. Feiglinge sind auch solche Leute, die sich zu Tode fürchteten auf der Welt, wenn sie nicht immer bis an die Zähne bewaffnet wären.

S. M., Hamburg. Wer da glaubt, daß durch theologische Polemik Klarheit in die Frage käme, der dauert mich. Zank schafft stets nur Wirrnis und Verbitterung. Die einzige Lösung solcher Fragen besteht darin, daß die Keifenden ver stummen, nachdem sie müde geworden sind. An wirkliche Lösungen von Theologen, anderen Gelehrten oder Dichtern, an ein endgültiges Übereinkommen auch nur in einem Punkte der religiösen Frage glaube ich nicht. Darum mag jeder von uns die Art seines religiösen Empfindens zwar bekennen, aber nicht dafür Proselyten machen wollen. Der Jesus im „Hilligenlei", das ist ein bedeutender und interessanter Mann, der aber durch irgendeinen andern bedeutenden und interessanten Mann ersetzt werden kann. Weiter nichts. Ich wiederhole immer wieder: Wenn Sie uns Christus, den einzigen, zerstören, so ist das ein Verlust, der durch gar nichts ersetzt werden kann. Am wenigsten durch die sogenannte „Wahrheit", mit der kein Leidender etwas anzufangen weiß.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Oktober 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Der Krauthas und seine Hauswirtschaft.

Der Förster saß noch spät in der Nacht in seiner Stube, schmauchte die große Pfeife mit dem langen Rohr und las eins aus der Bibel. Er war in einer gehobenen Stimmung, wie allemal, wenn er mit dem Freunde zusammengewesen, dem liebsten, treuesten Menschen, den er nebst seinen Söhnen auf dieser Welt wußte. So wie im Singen harmonierten sie auch in allem anderen. Und wo sie verschiedene Meinung hatten, da war es erst recht köstlich, da trachtete einer den anderen zu verstehen und erweiterte an den Meinungen das anderen sein eigenes Denken. Der Michel hatte mancherlei erlebt und als Wirt an der Straße vieles erfahren, was einem Waldförster sein Lebtag nicht nahe kommt. Mit Handwerksburschen wie mit Bauern, mit Touristen wie mit fahrendem Volk und fahrenden Herrschaften pflegte der Michel stets ein Gespräch anzuknüpfen. Er verstand das gar witzig anzufangen, machte seine Schwänke, seine unbefangenen Bemerkungen und holte damit die Leute aus, ohne daß sie es merkten und ohne daß er es eigentlich beabsichtigte. Seine sinnige Natur trieb ihn auch an, manches Buch zu lesen und die aufgenommenen Gedanken weiterzuspinnen. Er wurde nicht das, was er las oder hörte, und doch änderte sich daran

Digitized by Google

sein Wesen; das rege Gemüt schmiegte sich an manchen fremden Geist, der nicht so treu war als er. Aber auch der Förster war nicht bloß Förster, er war dazu noch ein Mensch, der über die Wipfel seines Waldes hinaus angeregt sein wollte, der sich mitteilen wollte, Teilnahme begehrte. Im Denken und Sprechen war er wohl nicht so fix, doch wenn er singen konnte, mit dem Freunde singen konnte — dann war er ein glücklicher Mensch. Daß sein schöner Baß in Michel den richtigen Tenor gefunden hatte, diese Frohheit faßte er oft in dem Worte zusammen: „Ja, wenn ich den Michelwirt nicht hätt!“ Er hatte ihn, und die ruhige Freude darüber las er in die Bibel hinein und aus der Bibel heraus. Beim Nachtgebet dachte er an seinen Wald, an seine Buben, an seinen Freund und darauf gab's einen guten Schlaf.

Zu einem so gründlichen, murmeltierartigen Untertauchen in das Nichts brachte er es freilich nicht wie sein Sohn Fridolin. Bei dem war alles ausgelöscht, Schneekugelschieben, Krauthas und Helenerl. Er lag im Bette wie ein Klumpen Erdstoff, der atmet.

Elias konnte keinen Schlaf finden. Zuerst hatte er lange gebetet, dann war er ins Sinnen gekommen und dabei war ihm bange geworden. — Was wird's noch werden mit meinem Bruder? Ein so weltlicher Mensch! Von Himmel und Hölle will er nichts hören. Immer Lustbarkeit, Leichtsinnigkeit, sogar sündige Begier. Man hört von ihm kein Morgengebet und kein Abendgebet und nichts. Tut man ihn erinnern, so lacht er; was soll das noch werden? Die rechte Hand möchte ich mir abhacken lassen dafür, wenn er anders wäre. — — Dann betete er wieder, bis auch über ihn der Friede kam.

Sogar die alte Sali hatte vor ihrem Einschlafen den Tag noch einmal überdacht. — Singen können die zwei! Wenn ihnen nit auch die dummen Schelmenliedeln täten im Kopf stecken, Vorsinger kunnten sie werden bei der Wallfahrtschar nach Mariazell. — Aber eine solche Hochmütigkeit! Schau dir einmal die Hochmütigkeit an! Wie viele wären froh, wenn sie so einen Kaffee kunnten haben! Ich halt nix mehr auf den Michelwirt!

Am nächsten Morgen gingen sie miteinander ins Gebirge, der Förster und der Friedl. Ersterer hatte einen Stock, dessen Handhabe aus einem eisernen Griff bestand, der an einer Seite Hämmerlein, an der anderen ein kleines Beil war. Der Friedel trug über der Achsel eine Holzhacke. Auch Elias war miteingeladen worden, mitzukommen. Der blieb zu Hause, er habe zu lernen. In der Schlucht schattete es noch; an den Uferrasen der Tauernach Eiszapfen. Auf den Berggipfeln Sonnenschein. Bald hinter dem Halse trennten sich Vater und Sohn. Der Förster der Ach entlang, dann in den Forst hinan, um schlagbare Stämme zu märken. Es mußte geplentert werden. Aus dem noch nicht

schlagreifen Wald mußten die kranken, schadhaften Bäume entfernt werden. Schnee- und Windbrüche gab es. Die gebrochenen Stämme sind Brutstätten für das Insekt, sie müssen fort. Der Förster zeichnete die Arbeit an. Plötzlich begann er zu fluchen. An einigen Fichtenstämmen waren ihm wieder solche Wunden aufgefallen. „Wenn ich nur diesen gottverfluchten Pechkratzer einmal könnt erwischen! Die schönsten Bäume bringt er mir um! Ich wollts erraten, wers ist. Aber derweil die Untersuchung nicht kommt, muß man den Mund halten. Die Spitzbuben haben heutzutag ein großes Recht."

Der Friedl ging der Bärenstuben zu, nach dem Teschenwald, wo die Holzknechte arbeiten. Bei dem Krauthasen sprach er vor und begehrte ein Stamperl Roten. Im Wirtshaus einkehren und nichts trinken, das schickt sich nicht.

„Kriegen jetzt auch wieder einen guten Weißen", gestand der Kohlenbrenner vertraulich. „Hab schon wieder was im Kessel, da hinten oben!"

„Lang hab ich heut eh nit Zeit. Da hast", sagte der Bursche und warf ein zerknülltes Papier auf den Tisch. „Gib heraus!"

Der Krauthaus machte einen langen Hals, krabbelte mit seinen dürren, rußigen Fingern das Papier auseinander. „Junger Herr, da soll ich herausgeben? Was glaubst denn, daß ein Fassel Rosoli kostet?"

„So laß wenigstens den da", der Bursche deutete auf sein Gläschen, „draufgehen, du alter Rab!"

„Wegen ein andersmal", gab der Köhler bei und der Handel war geschlichtet.

Schon im Fortgehen blieb der Friedel an der Tür stehen: „Du, Krauthas! Hast gestern nicht ein Taschenmesser gefunden?"

„Hast eins verloren? Ah, schad, schad drum!"

„So muß es mir anderswo aus dem Säckel gefallen sein."

„Da bei mir hab ich nix gesehen. — Heilige Mutter Anna! Was kommen denn da lauter für Leut!" Erschrocken hatte der Kohlenbrenner die zwei Gestalten bemerkt, die sich der Hütte nahten. Ein Gendarm und der Gerhalt von Eustachen. Ersterer, in der Hand bereit haltend das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett, schaute zur Tür herein: „Der Bartel Krauthas? ja?"

Hinter ihm der vierschrötige Gemeindefürstand mit einem großen Stecken. Mit behäbiger Würde stand er da, das rote, rauhe Gesicht rasiert bis auf einen grauen Bartkranz, der sich hinter Wangen und Kinn herumzog von einem Ohr zum andern. Unter dem großen schwammigen Filzhut hingen geringelte Haare herab, etliche über die Stirn, dickes Gelocke auf die breiten Achseln.

„Guan Morgn, guan Morgn schön!“ fistelte der Kohlenbrenner. „Darf ich was aufwarten?“ Denn daß sie schon das Schnapsglas bemerkt hatten, sah er.

„Ihr schenkt Schnaps aus, Krauthaus?“ fragte der Gerhalt mit seiner rauhen, aber gutmütig tönenden Stimme.

„Immereinmal ein bissel, ja. Fürs Magenweh. Gelt, Herr Rufmann, jetzt ists schon besser?“

„Magenweh? Ich weiß nix davon“, lachte der Friedl.

„Der Teuxel brennt schon wieder aus!“ kreischte der Köhler und tat, als wollte er hinaus zu den Kohlenmeilern, um Flämmchen zu dämpfen.

„Na, na, Krauthas, er brennt nit aus“, sagte der Gerhalt, „du bleibst hübsch da in der Hütten und tust uns deine Sachen aufzeigen“. Auf den Gendarmen weisend: „Der Herr da ist so viel neugierig, was du alles hast.“

Als der Friedl merkte, hier werde es ungemütlich, ging er davon, eilte in den Teschenschlag zu seiner Arbeit. Unterwegs dachte er noch: „Futsch ist das schöne Messer! Aber dem Elias nichts sagen.“

In der Kohlenbrennerhütte begann die Hausdurchsuchung. Die Truhe barg ein halb Dutzend Schnapsplutzer. Unter dem Riedheu ein Branntweinfäßchen. Wie bedenklich viele Magenleidende es doch in der Bärenstuben geben mußte! In der Ecke hinter einem Bretterverschlag ein Haufen alter Kleider, darunter ein Lodenrock. Der kam dem Gendarmen so groß vor, daß er ihn entfaltet in die Luft hinaushielt: „Krauthas, schliefens einmal in diesen Rock ’nein!“ Doppelt schlug der Lodene dem hageren Manne um den Leib zusammen. Da sagte der Kohlenbrenner: „Ein armer Teufel, der sich sein Gewand muß zusammenbetteln, kann es sich freilich nit anmessen lassen.“

„Was ist denn das?“ fragte der Gendarm und zog aus der Fletzfuge einen eisernen Pechschaber hervor.

Der Krauthas tat ärgerlich. „Jetzt liegt alleweil noch die dumme Pechkratzen umeinander. Schon im vorigen Herbst hats ein Holzknecht, oder was er ist g’west, dagelassen.“

„Du Krauthas!“ rief der Gemeindefürstand und er tat’s mit amtlich erhöhter Stimme. „Du weißt, daß das Pechschaben verboten ist. Ein Ameiseierhäfen hast auch dort unter dem Glump. Ich hab’s schon gesehen. Umd wers nit sieht, der riechts. Daß das Ameisgraben verboten ist, weißt auch. Zweimal hab ich dir schon Verwarnung zugeschickt. Soll ich dich einsperren lassen?“

„Ich bitt, Herr Fürstand“, jammerte der Köhler und stand fast gebrochen da. „Wildern tu ich eh nimmer.“

„Ich glaubs. Weil gar kein Wildbrat mehr umlauft. Vom Pechern ist jetzt die Red! Und leicht noch von was anderem!“

„Ich bitt, Herr Fürstand, s Kohlenbrennen tragt nit viel.“

„Mußt schon so gut sein, Krauthas, und mußt uns ins Steingrabel hinaufführen.“

„Ins Steingrabel? Ja wegen was denn nit! Der Steig ist halt schlecht jetzt im Frühjahr, wird noch aller verschneit sein.“

Er war aber nicht verschneit, der Steig, er war leidlich ausgetreten. Der Köhler trachtete links ab gegen die Erlstauden.

„Na, na, Krauthas, ins Steingrabel wollen wir!“

„Im Steingrabel ist wohl nit viel Rars zu finden. Und tun jetzt auch alleweil die Lahnen gehen.“

„Macht nix, wir wollen just einmal ins Steingrabel.“

Und in dem versteckten Waldwinkel, in der Höhlung eines Felsens hatte der Waldhas seine Branntweinbrennerei. Mehrere Säcke voll gedörrter Ebereschenbeeren, Heidelbeeren und mancherlei Kräuter- und Wurzelwerk. Auch halbverfaulte Schwämme und Unrat in einem Haufen. Aus rohen Steinen waren kleine Öfen hergerichtet, über denselben berußte Kessel, unter denselben Holzscheiter, just zum Anzünden. Als der Krauthas sah, seine Destillationsanstalt wäre entdeckt, meinte er, es sei am besten, aus der demütigen Bittweise zum kühnen Angriff überzugehen. Wenn man den Leuten auch noch ihren letzten Erwerb wegnähme, da müßten sie stehlen gehen oder noch was ärgeres. Was er ihnen getan habe, daß sie ihn zugrunde richten wollten, wie sie seinen Vater zugrund gerichtet hätten. Wie sie dem braven armen Mann die schöne Wiese abgegaunert hätten mit der Siebentalerwette, das hab' er sich gemerkt. Und wenn reiche Leute schelmen und rauben dürften bei hellichtem Tag, so werde ein armer Hascher wohl auch noch ein bissel Pech und Branntwein brennen mögen. „Oder nit? Oder will der Herr Durchlaucht, oder wem's gehört, die Ebereschenbeeren selber fressen?“ So heftig war er geworden, daß sein dünnes Stimmlein mehrmals überschlug. Der Gendarm hatte am schwarzledernen Lendengürtel, neben der Stilettscheide, zwei Handschließen aus glänzendem Stahl hängen. Die nahm er jetzt vor. Aber der Gerhalt meinte, das Wichtigste sei, die Sachen in Beschlag zu nehmen. Sie hoben die Kessel aus den Öfen, schleppten solche herab in die Hütte, taten den eisernen Pechkratzer dazu und allerlei Verdächtiges, das banden sie mit einem Strick zusammen. Der Gerhalt schrieb mit dem Bleistift schwerfällig auf ein Stück Papier: „Dem Bartel Krauthas weggenommen. Martin Gerhalt, Fürst.“

Als sie mit dieser Arbeit beinahe fertig waren, kam der Förster Rufmann daher. Er hatte auf seiner Waldlehne die Markierung geleistet und wollte nun in der Hütte einkehren auf einen Tropfen Schligerwitz. Er wollte sich stellen, als sei er der Meinung, daß der Köhler manchmal einen Plutzer Zwetschgenbranntwein aus Ruppersbach halte,

für sich und zur Magenstärkung für andere. In Wahrheit gedachte er dem Krauthasen auf die Schliche zu kommen. Kaum der Krauthas in seiner Bedrängnis des Försters ansichtig wurde, tat er einen Freudenschrei und fiel vor ihm auf beide Knie. Und bat unter Händeringen um Hilfe. Man wolle ihm sein Restlein Habschaft wegnehmen, er sei ein blutarmer Teufel und müsse sich in die Ach legen, dort wo sie am tiefsten. Dem Förster war es bald hinterlegt, daß er hier den Pechschaber und Ameisengraber vor sich habe. Doch eben, weil man den Mann nun hatte, der auch gar nicht weiter leugnete, war sein Zorn verraucht. Jetzt konnte man sich vor ihm ja leicht schützen. Der Schlucker tat ihm schon leid.

Als der Gendarm den Krauthasen nun fesseln wollte, um ihn bequemer einführen zu können, brummte der Fürsteher: Ist eigentlich eine dumme Gschicht. Jetzt gehen wieder die gerichtlichen Scherereien an." Und sagte der Förster: „Ich denk', meine Herren, das tun wir nicht. Im Kotter wird der Mensch zwar älter, aber nicht besser. Das Brennen kann ich ihm nicht erlauben und nicht verbieten; ist Sache des hochgebornen Herrn Staates, zu wachen, daß die Grafen und Juden in Galizien in ihrem Erwerb nicht geschädigt werden. Aber die Ameishaufenschleiferei und die Pechschaberei ist meine Sach und die soll ihm für diesmal geschenkt sein. Viel wird er's nimmer treiben. In etlichen Tagen, bis diese Meiler abgekohlt sind, soll er schauen, daß er weiterkommt!"

Damit war der Krauthas freigesprochen und davongejagt.

Locken, locken, Eier locken!

In Eustachen und weiter herum ist es Sitte, daß zur Osterzeit in allen Häusern, wo es junge und auch ältere Dirnlein gibt, Eier hartgekocht und rot gefärbt werden. Die Hühner tun um diese Zeit das ihrige. Jede hat ihr besonderes, von der Hausmutter sorgsam gehütetes Nest, wo sie jeden Tag oder jeden zweiten Tag ihr Ei legt. Und wenn eine ihre Frucht an unbekannter Stelle ablegt, so gackert sie nachher so heftig und lange, bis auch dieses „vertragene" Ei aufgefunden wird. Da brauchen in einem hühnerreichen Hof die Leute bloß zu sammeln. Nun, und um die Osterzeit werden solche Eier in kochendem Wasser mit Farbstoff rot gefärbt. Manch eine Maid hält einen ganzen Nähkorb voll roter Eier bereit und wartet auf die Eierlocker. Denn die jungen und älteren Knaben, zu einzeln oder in Gruppen, gehen um diese Zeit von Haus zu Haus „Eier locken".

So hatte der Friedel sich zu den Gerhaltbuben gesellt. An den Osternachmittagen zogen sie von Haus zu Haus, sagten vor der Tür ihr Sprüchlein her und hielten ihre Leinwandsäcklein auf. Wer kein Säcklein

hatte, der brachte eine Zipfelmütze mit. Sie wurden überall gut aufgenommen; die Gerhaltbuben als die Söhne des Fürstandes, der Försterfriedl, weil er der Försterfriedl war. Den hatte man seiner Lustigkeit wegen und weil er ein so hübscher, frischer Junge war, überall gern.

„Du Poldlhoferin“, bettelte in einem der Bauernhäuser ein Gerhaltbub, „magst nit mir auch ein paar geben?“

Seit wann man mit einem Ei nit mehr zufrieden wäre?

„Seit der Försterbub zwei kriegt.“

„Ei, der Dunner! Zwei hätt ich ihm geben, dem Friedl?“

„Wohl, wohl, zwei hast ihm geben, dem Friedl.“

„So muß ich mich narrisch vergriffen haben.“

„Vergreif dich noch einmal narrisch!“

„Ah, ich weiß schon, für seinen Bruder, den Studenten, ist eins vermeint gewesen.“

„Vermein halt meinem Bruder auch eins. Dem, der noch daheim ist.“

Da blieb der Jungbäuerin nichts anderes übrig, als auch dem Gerhaltsohne zwei Eier zu schenken. Der andere Gerhaltbub übte dieselbe Erpressung und sie mußte sich fügen, weil ihre heimliche Bevorzugung des Försterbuben an den Tag gekommen war.

So traten die Buben auch vor die Tür des Michelwirtshauses. Alle drei zusammen, mit gleichtönigen Stimmen, in der Art, wie Bauernleut' beten, sagten sie ihren Spruch auf:

„Die Glocken, die locken
Zur Osterfeier,
Wir locken, wir locken
Die roten Eier,
Bei schönen Dirnlein
Mit rotem Mund,
Frisch und gesund,
Frisch und gesund!“

Trat Frau Apollonia heraus, schaute die Burschen an und sprach mit gutem Humor leise: „Hätt nit denkt, daß die jungen Buben zu einer alten Frau kommen, Eier locken.“

„Nein, nein!“ riefen sie lustig, „zu der Helenerl kommen wir!“

Sollten halt ein bissel ins Haus kommen. Trat denn das Wirtstöchterlein mit dem Nähkorb vor, waren aber bloß etliche Leinwandflecke drin und ein Zwirnsträhnchen.

„Wird halt nix meh da sein“, sagte sie schelmisch und wühlte mit der Hand unter dem Zeug. „Habs schon all weggeben, seid halt zu spat kommen. Schau, schau, da ist noch eins!“ Sie zog ein rotes Ei hervor und schenkte es dem älteren Gerhaltsohn in sein Leinwandsäcklein.

Bettelte der jüngere, sie möchte suchen; es wäre gewiß noch eins drinn.

„Glaub kaum“, sagte sie, „ist keins meh da.“ Sie grub mit der Hand unter dem Zeug. „Richtig, da hats noch was!“ Aber als sie es hervorzog, war es ein Zwirnknäuel.

„Geh, Dirndel, eins ist schon noch drinnen“, schmeichelte er. „Locken, locken, Eier locken!“

Brachte sie schließlich noch eins zum Vorschein und legte es dem jüngeren Gerhaltsohn in die Zipfelmütze, gar behutsam, daß die, so schon drinn waren, nicht Schaden litten.

„Und jetzt, jetzt geht nur wieder um ein Häusel weiter.“

. . . „Ich nix?“ fragte der Friedl. „Locken, locken, Eier locken!“

„Aber Tschapperl, wenn ich nix meh hab!“

Das glaubte er nicht. „Eins hast schon noch, Helenerl“, flüsterte er und machte einen „Krückerlmund“, wie Kinder, wenn ihnen zum Weinen ist. „Schau, Dirndl, — schau! Für mich hast schon noch eins. — Laß mich suchen!“

„Ihrer ein Dutzend hab ich ghabt“, versicherte sie. „All seins weg.“

„Laß mich selber suchen. Ich find noch eins!“

„Nau — wenn du noch eins findest, so such halt.“

Er wühlte im Nähzeug. „Au weh!“ rief er plötzlich und zuckte zurück. Am Nadelkissen hatte er sich in den Finger gestochen. Da wurde er hell ausgelacht. Aber als sie abziehen wollten, winkte die Helenerl dem Friedl mit den Augen, ganz flüchtig, wie ein Blitzchen. Der Försterbub verstand und blieb noch ein wenig allein im Vorhause stehen, bis sie aus der Kammer trat mit einem roten Ei, wunderschön kirschrot, schöner wie die anderen. Sie steckte ihm's rasch zu: „Friedl, das ist für dich extra eins, für dich ganz allein!“ und schlüpfte davon wie ein Vöglein.

Einen Juchschrei hat der Bursch getan, als er über den Antrittstein der Tür hinaussprang. Die Kameraden hatten seine Beglückung nicht wahrgenommen. Sie neckten ihn, daß er abgeblitzt wäre, er trällerte lustig:

„Wir locken, wir locken
Die roten Eier
Bei schönen Dirndlein
Mit rotem Mund!“

Als die Häuser, in denen etwas zu erhoffen, abgegangen waren, wobei es noch mancherlei Schalkerei gegeben, eilten die drei Burschen in eine Heuscheune, denn es regnete. Dort sollte der große Eierschmaus stattfinden. Sie machten behutsam ihre Säcklein auf und zählen die Beute. Und begannen nun, um die Dinger auf ergötzliche Art zu zerbrechen

und dabei weitere Beute zu machen, die üblichen Eierspiele. Sie rollten die Eier über den Bretterboden hin, um mit dem einen das andere zu treffen. Der eine versteckte das Ei im Heu und die anderem mußten es suchen. Der eine hielt in halbgeschlossener Faust das Ei hin und der andere schleuderte ein Zweihellerstück darauf, um es mit der Schneide zu treffen. Dann wieder stellten sich zwei Burschen hin und tutschten mit den Spitzseiten zwei Eier zusammen. Wessen Ei bei solchen Spielen unverletzt blieb, der war Herr auch des zerschlagenen.

Der Friedl hatte das seine vom Wirtshaus nicht aufs Spiel gesetzt, sondern es mit dem Sacktuch umwickelt in der Tasche geborgen, und mit den übrigen gewann er so viel, daß er die Kameraden einladen konnte zu einem Eierschmaus, wobei die versehrten Stücke völlig entschält und die hartgesottenen, glänzend weißen Eierleiber, Eiweiß und Dotter mit Salz verzehrt wurden. Die Gerhaltbuben hatten in einem früheren Jahre einmal die Erfahrung gemacht, wie weit das gehen dürfe mit dem Verzehren harter Eier, so ließen sie es mit vier oder fünf Stücken gut sein, die übrigen schenkten sie kleinen Buben, die beim Eierlocken noch nicht so glücklich gewesen waren als die großen.

Als der Friedl heimwärts ging, traf er auf der Straße den Kruspel, der wollte ihm Eier abbetteln. Da sagte der Försterbub spottweise: „Willst ihrer haben, so geh selber locken. Kannst auch bei der Michelwirtstochter anfragen. Vielleicht kriegst wieder was.“

Da fuhr der Straßenschotterer wütend auf ihn los.

Der Bauernfeiertag.

Am Osterdienstag ging's wieder ausgelassen her beim Schwarzen Michel in Eustachen. Der Osterdienstag ist einer jener Bauernfeiertage, an denen die Leute nicht arbeiten und auch nicht fromm sein wollen.

„Die Kleinfeiertagssünden hab ich allerweil am liebsten!“ rief ein derber Bauernknecht in der Wirtsstube und setzte sich zwischen zwei dralle Mägde, an deren Wangen weniger die Jugend als der Wein blühte. Beim anderen Tisch spielten ihrer etliche Bauern Karten. Mit dem „Zwicken“ hatten sie angefangen, mit dem „Einundzwanzigerln“ wollten sie weiter tun. Der Michel nahm ihnen das Kartenbüschel auf. Sie meinten, er wolle es mischen, aber er steckte es in die Tasche. „Das Einundzwanzigerln, meine lieben Leut, das ist streng verboten. Wer's nit glaubt, der soll die Polizeiordnung fragen, sie hängt an der Tür.“

„Laß sie hängen. Die Polizeiordnung brauchen wir nit und deine Karten auch nit!“ Scharf rief es einer und zog aus seinem Rocksack ein anderes Kartenbüschel.

„Brav bist“, lachten dem die andern zu, „ein guter Christ tragt sein Gebetbüchel immer im Sack bei sich. Also, na vorwärts! Ausgeben!“

Bei einem dritten Tisch hatten sie gewürfelt und waren dabei strittig geworden. Der Wirt trachtete, sie zu beruhigen. Einem besoffenen Schneider verweigerte er weiteren Trank. Da wollte ihm der äußerst Gekränkte das leere Bierglas an den Kopf werfen.

„An den harten Steirerschädel? Schad ums Glas“, lachte ein anderer und nahm es dem Betrunkenen weg. Da fuhr der Schneider so heldenhaft auf, als wollte er einen Mord begehen, stolperte aber an dem Tischpfosten und fiel um.

Das beste Mittel, die wilden Tiere zu zähmen, war fast allemal, wenn der Michel zur Zither griff; doch heute waren ihnen seine Lieder nicht „geschmalzen“ genug. Almlieder, Jägerlieder — fades Zeug. Da wußten sie selber was „Feineres“. Und brachten Unflätigkeiten vor.

Am Tischlein neben dem Uhrkasten saß ein ältliches Ehepaar, das wollte seinen häuslichen Zank abwechslungsweise einmal im Wirtshaus abwickeln. So oft er aus seinem Glase einen Trunk tat, fiel sie ihm in die Hand: „Sein laß! Hast eh schon zu viel!“ Und keifte ihm ins Gesicht hinein, dieweilen er mit der Faust vor ihrer Nase fuchtelte.

Immer noch mehr Leute kamen. Die Stube war schon voller Dunst und Tabakqualm, Gelächter und Geschrei und Gefluche darunter. Die Kellnerin eilte hin und her, aus und ein: „Was schaffens? Bier, Wein, weißen, schwarzen? Kuttelfleck, Rostbraten, Kälbernes?“ Doch die Stimmung war schon weniger für „Kuttelfleck“ als fürs Fluchen, Zündeln und Raufen.

„Ich weiß nit“, sagte das buckelige Weberlein aus Ruppersbach, das an der Ofenbank saß, zutraulich zum Michel, „wegen warum die Leut gar a so tun schimpfen. Ist eh so viel gemütlich im Wirtshaus. Wär eh so viel gemütlich, wenn die Leut nit alleweil taten schimpfen. Warm ists schön. s Weinl ist gut, schön plauschen kann man miteinand und ein Fried hätt ma, wenn d Leut nit alleweil taten schimpfen.“

„Recht hast, Weber“, gab der Michel bei, „ja, wenn halt all' so wären wie du, selm wohl, selm!“

Wurde der Kleine noch zutraulicher und lispelte: „Gelt, Michel, wenn sie kommt, wenn sie gach kommt, du tust mich verstecken?“

„Wer soll denn kommen?“

„Meine Alte, mein du! Bin nit ein Augenblick sicher, gelt, du bist so gut und sagst, ich bin nit da. Dir glaubt sie's schon. Mir tat sie's nit glauben. Mir tut sie gar nix glauben. Mich tut sie ausgreinen“, gestand er weinerlich. „Mein lieber Michel, du glaubst es nit! Alleweil, den ganzen Tag tut sie greinen.“

Bei diesem Eingeständnis verfiel der Weber in ein solches Selbsterbarmen, daß der Michel schelmisch seinen Kopf zwischen die Schultern niederzog, die Lippen über die Zähne einkniff und mit dünner Greisenstimme zu singen begann:

„Der Wirt is mei bester Freund,
s Weib is mei größter Feind,
Daß doch de Weiber
So zwider mögn sei!"

Allsogleich sangen es an den Tischen mehrere nach unter der Melodie eines Wallfahrerliedes und kreischend wurde es wiederholt:

„Und daß doch de Weiber, de Weiber, de Weiber
So zwider mögn sei!"

Durch den Küchenschuber kam fortwährend dampfende, duftende Gottesgab' herein: Braten, Triet, Kuttelfleck, Lüngerln, Kaffee. Und fiel es dem Michel ein: Während wir da das närrische Spottlied lärmen, ist die Frau ununterbrochen mit Fleiß und Sorge tätig, daß die Gäste befriedigt werden. Und wann denn eigentlich ihm, dem Michel, die Frau Apollonia Anlaß gegeben habe, solche Liedeln laut zu machen? Auch seine brave, gute Hausfrau mitzubeschimpfen, um die besoffene Bande zu unterhalten? Ein Grausen befiel ihn. Den Hausknecht rief er: „Poldl, geh bind die weiß Schürzen um und hilf der Kellnerin einschenken. Ich hab ein Weg zu machen." Holte in seiner Stube Rock und Hut und ging davon.

Die Luft war feucht und kühl, es hatte geregnet. Eine friedsame Stille, und dieses leichte, reine Atmen! Wie töricht, in einem dumpfen stinkenden Kasten zu sitzen, zu schreien, zu fluchen, zu schweinigeln, sich krank zu fressen, sich zur Bestie niederzusaufen! Und das nennen sie Feiertag, das ist ein Bauernfeiertag! —

Am Dorfende, wo die Landstraße hinausführt über die braunen Felder, die stellenweise anhuben zu grünen, arbeitete der Kruspel. Mit einer eisernen Krücke kraute er den Straßenkot ab, um ihn dann auf der Schiebtruhe wegzuschaffen. Da dachte der Michel: Das ist zwar eine Dreckarbeit, aber ist Arbeit. Und noch dazu eine ehrliche. Ich bin der Wirt zum Schwarzen Michel, vor dem alle den Hut rucken, und meine Arbeit weist nicht so viel Rechtschaffenes auf, wie die da von dem Straßenputzer. Der schafft den Dreck weg, ich sammle ihn an, eine ganze Stuben voll. Und muß den Kasperl spielen, damit dieser Unflat auch genügend Kurzweil hat. Wegen der paar Groschen da! Ekelhaft. Vor Zeiten, da die Straßen noch voller Leute und Fuhrwerk sind gewesen, ja, da haben solche Wirtshäuser auch was Ordentliches vorgestellt. Und die Wirte schon auch. Ihre Schilder über dem Tor sind ferme Adelswappen gewesen. Mein Vater, Michel Schwarzaug wie ich!

Ha, lachen muß ich! Der hat sich auf den Schwarzen Michel einen Kren eingebildet. Beim Wirtshaus ist das Schild die Hauptsach', hat er gern gesagt. Seit einhundertdreißig Jahren sind die Schwarzaugen auf diesem Einkehrhaus und seit so lange heißt's zum Schwarzen Michel; hat jeder Bub, der das Haus übernommen, Michel heißen und schwarz Aug' und Haar haben müssen. Und wenn ich blond wär' gewesen, hätt' er mich verjagt, wie ein strohgelber Bruder meines Großvaters verjagt worden ist. Das Schild, ja, das ist rein geblieben derweil. Aber das Einkehrhaus will zu einer Lumpenschenke werden. Dazu paß ich nimmer und mein Weib auch nicht und die Helenerl schon gar nicht. Wenn's ein Touristenwirtshaus wäre, ein Alpenhospiz. Wo die harten Stein- und Eisberge, die wilden Wetter Wacht halten, heilige Wacht in der Hochwildnis, daß keine Sündhaftigkeit und kein Frevel mag aufkommen. So ein Bergwirt in der Einsam, zu dem nur die fröhlich-frommen Naturanbeter hinaufsteigen, was kann er schaffen, wie vielen Leuten kann er Gutes tun und wie dankbar sind sie für die Heimstatt, für die wirtliche Sorgfalt in des Wetters Unbill und in den Gefahren der Hochtouren.

So sann der Michel. Mit Wehmut fast erinnerte er sich ans alte Hospiz auf dem Hohen Tauern, wo er einmal eine Weile Kellnerjunge gewesen. Das ganze Haus stand im Dienste der Nächstenliebe. Immer die geheizte Stube, die warme Suppe, wartend auf den erschöpften halberstarrten Ankömmling. Immer stieg jemand auf den Moränen umher, sah und horchte hinab in die Kare, in die Wände, in das Eis, ob nicht etwa jemand in Not sei. Aus vielen Ländern kamen hochgemute Menschen zusammen, fanden sich gegenseitig brüderlich bereit zum Beistand. Alles war lautere Kraftfreude, Naturfreude. Am Abend mahnte der Wirt beizeiten die Gäste zu Bette, auf daß sie am nächsten Frühmorgen mit frischer Begeisterung des Hochgebirges Herrlichkeit genießen und feiern konnten. Ja, da weiß der Wirt, wozu er auf der Welt ist.

„Na, Michelwirt!“ sagte er laut zu sich selbst. „Für so was bist du zu alt. Angehender Fünfziger, da zahlt sich keine große Veränderung mehr aus.“

Damit war aber sein Sinnen nicht zu Ende. Das spann sich weiter: Zuletzt ist eins wies andere. Wie sich's der Mensch einbildet, nit anders. Wie er sich's einbildet. Ja, wenn's so wär', daß der Mensch sein Leben, wenn es aus ist, allemal beim Anfang wieder beginnen könnt'! Und wiederholen, eins wie's anderemal, ganz gleich. Nachher möcht' sich's schon auszahlen, daß man betrübt wär' um das verpfuschte Leben, das sich immer gleich verpfuscht wiederholt. Nachher schon. Aber so nit. So zahlt sich's nit aus, daß sich einer abgrimmt wegen der paar Jahrln da. Vorher nix und nachher auch nix. Bissel Ein-

bildung, paar besoffene Bauern da, haben's eh hart auf der Welt, die Bergbauern, nix Gutes. Bisweilen eine Sauerei, wenn sie sich dabei unterhalten. Warum nit! Ist ihnen zu gunnen. So muß man sich denken; aber Schandbares nix, nur nix Schandbares einbilden. Bissel ehrbar sollt's wohl hergehen im Kopf und im Haus, wenn man schon meint, daß eins ist. Aus den schwarzen Micheln ist ein blondes, blauäugiges Dirndel worden, mit den Schwarzaugen ist's aus. Aber auch ums Blauäuglein herum — wenn man sich schon einbildet, daß eins ist — muß es ehrbar hergehen.

Er war dort, wo die Straße auf einer langen Holzbrücke über die Mur führt, hinauf gegen Sandau und Sandeben. An der Brücke kehrte er um; aber nicht mehr auf der Straße ging er zurück, sondern am Fußsteig, den Fluß entlang. Er schaute ins Wasser, wie es in hohen braunen Wellen daherwogt mit stiller Gewalt, ohne Rauschen und Brausen. Aber der Boden dröhnt leise. Ist es der Regentage wegen oder ist im Hochgebirge schon die Schneeschmelze eingetreten? Auf einem Uferstein sitzt ein fremder Mensch im schwarzen Gewand und hält die Angelstange über das Wasser hinaus, zieht sie aber nie in die Höhe. Der Michel steht hinter einer Weide und schaut dem Fischer zu, will just einmal wissen, wie lange bei Fischern die Geduld vorhält. Ja — sie hält bei Fischern länger vor als bei Wirten, der Mensch sitzt unbeweglich da und hält die Stange unbeweglich hinaus. Da tritt der Michel ihm nahe und spricht mit Fröhlichkeit: „Ja, will denn gar nix anbeißen?"

Der Fischer schaut nicht erst um, wer es sei, der da fragt, gleichgiltig gibt er zur Antwort: „Anbeißen schon, aber s ist allemal nur ein Fisch."

„Ja, mein Lieber, was wollt Ihr denn sonst fischen?"

„Menschen —"

Der Michel schüttelte seinen schwarzlockigen Kopf und ging seines Weges. Den Mann hatte er nicht gekannt. Menschen will er fischen, wie Petrus, vielleicht auf der Straße oder in Wirtshäusern? Gut. Aber aus dem Wasser Menschen!...

Der Einbildung hing er noch lange nach. Dann wollte er durch die Au und das Lärchenwäldchen ins Dorf zurückkehren. Allein hier war das Wasser ausgetreten und aus dem trüben Spiegel standen die Bäume auf. Er mußte wieder zur Straße hinüber. Dort setzte sein Sinnen neuerdings bei den schwarzen Micheln ein und wieder mündete es beim blonden Mädel aus. Was wird die einmal für einen fischen? Na, die fischt nicht, im Gegenteil, daß sie nur nicht einmal wo anbeißt! Angeln tun ihrer etliche. Seit einiger Zeit beobachtet er heimlich. Sie ist das stille, heitere Dirndel wie immer. Ahnt es gar nicht, wie sie

von den Augen junger Männer aufgegabelt wird. Es wäre freilich ein leichtes Anheiraten, ein herziges Weibchen kriegen und ein angesehenes Wirtshaus dazu; das berufenste in der ganzen Gegend von Löwenburg bis in die Sandau hinauf. Sie wird keine schlechte Auswahl haben, ja, sie müßte eigentlich schon drauf gekommen sein und wird's auch. Oh, du stilles Wasser du!

Und war es, daß der Michel schon in der nächsten Viertelstunde zweien Verehrern seines Töchterleins begegnen sollte. Mitten auf der Straße waren zwei Burschen aufeinander geraten, ineinander verschlungen zu einem heftigen Ringen. Der eine suchte den anderen von sich zu schleudern, der andere klammerte sich an den einen fest und wollte ihm ein Bein stellen. So fuhren sie wie ein wildes Tier mit vier Beinen quer auf der Straße hin und wieder, strampfend, schnaufend — wortlos. Es waren der Straßenarbeiter Kruspel und Försters Friedl. Der Michel, der von den Ringenden nicht bemerkt wurde, schaute wohlgefällig zu. Buben müssen raufen, das macht sie stark und mutig. Und der Stärkere wird wohl der Försterische sein! Er war es nicht, wenigstens nicht der Abgefeimtere. Plötzlich lag er, durch eine tückische Wendung hingeschleudert, daß der Straßenkot hoch aufspritzte. Der Kruspel ließ aber nicht ab, er stürzte sich auf den Unterliegenden, stemmte ihm die Knie in den Magen, krampfte seine Finger in die Gurgel und würgte ihn. Als er den Michelwirt gewahrte, wie dieser fluchend herbeisprang, stieß er dem Försterischen noch rasch die Faust ins Gesicht, ließ los und flüchtete sich mit großen Sätzen in den Lärchenschachen.

Der Friedl sprang auf und wollte jenem nach oder davonlaufen. Gerade vor dem Michelwirt, denn er schämte sich, unterlegen zu sein.

„Oho!" rief der Wirt und fing ihn ab. „Im jetzigen Festanzug kannst nit heim. Komm, wir gehen durch den hinteren Hof ins Haus und in meiner Stuben ziehst du einen anderen Menschen an."

Der Friedl, der sich erst den Lehm aus dem Mund sprühen, aus den Augen reiben mußte, sah es wohl ein, daß er in seiner schmutztriefenden Gestalt für alles unmöglich war; er flüchtete sich in das ihm vorgeschlagene Versteck, um sich in den Jägeranzug des Wirtes zu hüllen. Der Wirt selbst hatte stark im Gastzimmer zu tun. Dort waren sie während seiner Abwesenheit glücklich raufend geworden und hieben mit Fäusten und einstweilen noch zugeklappten Messern aufeinander. Die Weibsleute hatten sich in die Küche eingesperrt. Der Hausknecht versuchte, den Frieden mit einem Heugabelstiel herzustellen. Den Stiel fing ihm ein Bauernbengel ab und wollte dann den Hausknecht behandeln wie ein Fuder Heu, da trachtete dieser seiner eigenen Sicherheit zu. Mitten ins Gepolter hinein trat nun der Michel. Da duckten sie ein wenig ab. Vor dem kleinen schwarzen Mann hatten sie Respekt. Wußten

nicht warum, aber hatten ihn. „Ja, Leuteln, was machts denn da!?“ lachte er. Mit gellendem und mit heiserem Geschrei wollten sie ihm die Ursachen des Streites beibringen; jeder war der Unschuldige und alle anderen waren die Lumpen und Hünde und Ochsen. Jeder rief den Wirt zum Schiedsrichter an und verlangte, daß er die anderen durchhauen helfe, wenigstens durchhauen lasse. Blut gab es auch schon, einstweilen nur aus den Nasen.

„Aber Nachbarn und Kameraden“, rief der Wirt, „wenn ich vermitteln soll, so muß der Handel erst ruhig besprochen werden. Das wollen wir auf dem Anger draußen machen. In der Stuben ist mir die Luft zu schlecht.“

Schreiend und lallend torkelten sie über die Schwellen hinaus und als alle draußen waren, schrie ihnen der Michel nach: „Geht heim und schlaft euch aus!“ Und warf hinter ihnen die Tür ins Schloß.

So ist der Bauernfeiertag würdig beschlossen worden.

Zwei Knaben gehen aus bei der Nacht.

Es war tiefnächtig. Elias lag im Bette und seine frommen Betrachtungen über den Schlaf gingen in diesen über und wurden Träume. Da kam der Friedel nach Hause. Manchmal schon war er nächtig heimgekommen, aber so vorsichtig hatte er die Tür noch nie auf- und zugemacht, so leise war er wohl noch nie durch die Stube geschlichen. Ohne Licht zu machen zog er sich aus, pferchte das Gewand auf dem Boden seines Kastens zusammen und suchte seine Werktagskleider hervor für den morgigen Tag. Niemand sollte es wissen, was ihm passiert war. Dann aber schrie er aus dem Schlafe auf, so laut, daß Elias wach wurde. Der glaubte, den Namen Kruspel gehört zu haben. Am nächsten Morgen fiel es ihm auf, daß der Friedel nicht lustig war, daß er etwas blasse Wangen hatte und am Kinn eine Hautabschürfung.

„Fehlt dir was, Friedl?“ fragte er.

„Halts zsamm!“ schnauzte ihn der Bruder ab. Weiter nichts, aß seine Rahmsuppe, nahm das Beil über die Achsel und ging davon. Darüber war Elias den ganzen Tag gedrückt. Er hatte sich in Schulgegenständen Wiederholungen auferlegt; aber im Latein stand der Friedl mit vergrämtem Gesicht, in der Mathematik stand der Friedel schweigsam und finster, das eiserne Beil auf der Schulter. Elias hatte Angst und wußte doch wieder nicht warum. Sind ja so viele Leute ungut aufgelegt, wenn nach einer Reihe von Feiertagen wieder der Werktag kommt. Warum soll denn just der Friedl immer lustig sein! Und hat er ihn nicht schon selbst zu größerer Ernsthaftigkeit ermahnt, wenn er zu lustig war? Und warum soll er nicht das Beil auf die Achsel nehmen, wenn er in den Holzschlag geht? Da nahm sich der Junge

vor, recht besonders lieb zu sein mit seinem Bruder, wenn er am Abend zurückkommt von der Arbeit.

Um die gewöhnliche Stunde kam er zurück, aber nicht mit einem Scherzgruß, wie er sonst die Seinen zu begrüßen pflegte. So wortkarg war er beim Abendessen, daß ihm der Vater fragte: „Ist dir was, Friedl?"

„Nein!"

Bald ging er zu Bette, lag so ruhig, als ob er schlafe. Aber plötzlich, als längst alles still geworden war im Hause, sagte der Friedl halblaut und kalt: „Den Kruspel muß ich umbringen."

Elias hatte es gehört. Hatte es schrecklich verstanden und doch nicht verstanden. Er stand auf, zog sich an und setzte sich ans Bett zu Häupten des Bruders. Dort blieb er unbeweglich sitzen, wohl eine Stunde lang. Zu den Fenstern schien der Mond herein. Elias wußte nicht, was das war. Er betete. Dann legte er seine kühle Hand ganz leicht auf das Haupt Friedls.

„Geh schlafen", sagte dieser, „umbringen nit, aber ein Denkzettel soll der kriegen!"

Wagte es der Student und fragte beklommen: „Friedl, was hats denn gegeben?"

Der Friedl richtete sich im Bette auf. — „Vorgestern, ich will heim gehen vom Eierlocken. Beim lichten Tag ists noch. Auf der Straße, bei dem Lärchenschachen der Wegmacherbub. Wir warteln. Er springt her, packt mich an. Ich wehr mich, er schlägt mir das Bein aus, würgt mich, stoßt mir die Faust ins Gesicht — zweimal, das für die Helenerl sagt er, und das für dich! Der Michelwirt ist just daher gegangen, da lauft er davon."

Der Friedl krümmte sich zusammen und dann stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Und ich bring ihn doch um."

„Also gerauft habt ihr," sagte Elias völlig erleichtert.

„Raufen nennst du das, wo er das Mädel mißhandelt. Gerade so gut wie sie persönlich. Wenn er einmal sagt: das ist für die Helenerl! Weil sie ihn damals gezüchtigt hat, so hat er ihr jetzt die dreckige Faust ins Gesicht gestoßen, dieser Schandbub, dieser Straßenräuber! Dieser Erzgalgenstrick!"

Elias war beinahe froh, daß der Bruder endlich fluchte. Das in Wut halberstickte Erzählen ohne allen Schimpf war ihm unheimlicher gewesen.

Mußt denken, Friedl, sie hat nix davon gespürt."

„Gespürt? Dummian! An dem ists ja nit!"

„Weiß sie was davon?"

„Der Narr bin ich nit, daß ich ihrs hätt gesagt."

„Nun schau, wenn sie nichts davon weiß! Und bist du nicht froh, daß du was für sie hast leiden können?"

„Ich denke, mein Lieber, der Wegmacherbub wird was für sie leiden müssen, dann werde ich froh sein.“ Er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

„Aber Friedl“, sagte Elias, „wer wird sich denn wegen solcher Sachen so giften! Hast ja selber den Schaden vom Giften. Der Kruspel lacht, wenn er's erfährt, daß er dich so wurmen kann. Der Wegmacherbub ist Luft und sonst gar nichts, so mußt du denken. Und dir nichts machen aus ihm. Hernach gift't er sich.“

„Großartig, wie du gescheit bist, Student!“

„Mein Gott, ich gescheit!“ antwortete Elias einfältig. „Wie soll denn ich gescheit sein können! Hab' noch nichts erlebt. Kann mir wohl denken, daß es schwer sein wird, zu verzeihen, wenn einer so was am eigenen Leib erfahren hat. Aber schau, der Christ muß sich was gefallen lassen können. Bist ja im größten Vorteil. Denke, wenn du so gemein wärest, wie der Kruspel, das wär ein Jammer! Er ist ein starkes Tier und hat dich auf den Erdboden geworfen. Du bist ein starker Mensch und stehst wieder auf. Und gehst deines Weges und bist still und vergißt. Hättest du denn keine Freude an dir, wenn du so sein könntest? Gib dich zur Ruh' und denke, daß auch der Herr Jesus hat unschuldig müssen leiden. Was dem Menschen kommt, das soll er mannbar ertragen und still sein. s ist ja bald vorbei. Denke, Fridolin, auf dieser Welt währt's nicht lang und nachher, wie wird der Kruspel in der Ewigkeit ein armseliger Wurm sein und du ein schöner Engel!“

„Weißt du,“ sagte jetzt der Friedl, „meinetwegen mag der Wegmacherbub nachher auch Engel sein, nur Prügel muß er jetzt kriegen. Geh in dein Bett, du frommes Knäblein du, auf deine Christenlehr kommt mir der Schlaf. Gute Nacht!“

Das ist in derselben Nacht gesprochen worden, dann schliefen sie ein und der Mond legte seine blassen Fenstertafeln auf die Dielen hin und der nächtliche Frieden lag über den beiden jungen Herzen, in welchen die Sanftmut und die Rache wohnten.

Dann kam wieder ein Tag und wieder eine Nacht. Der Friedl hatte seines Feindes nicht wieder erwähnt, er war nicht heiter, aber auch nicht mehr finster. Elias war voll Beseligung darüber, daß sein Zureden beruhigt hatte. Aber ganz wie sonst war der Bruder doch nicht. Da ist es in einer Nacht gewesen, daß Elias plötzlich erwacht. Draußen in der Vorstube ein Geräusch, als ob jemand etwas vom Wandnagel herabgenommen hätte. Elias schaute auf das Bett seines Bruders hin, der Mond schien auf das weiße Linnen, es lag wulstig zurückgeworfen, der Friedl war nicht da. Der Junge sprang rasch auf und zog sich an, auch Stiefel und Hut, und ging hinaus. In der Vor-

stube ein Blick an die Wand, wo das Schrotgewehr zu hängen pflegte, das war nicht da. In der nächsten Minute eilte Elias über die Brücke der rauschenden Ach und auf dem Wege dahin gegen Eustachen. Was kann er sonst wollen bei der Nacht? Da gibt's ein Leben zu retten! Nicht an das Leben des Wegmacherbuben dachte er, als er eilte, mehr laufend als gehend. Das Leben seines Bruders, das zeitliche und das ewige! Das ist schon wert, daß sich einer die Lunge zu Tode lauft. So viel wird schon übrig bleiben, um ihn zu beschwören: Bei dem Andenken unserer Mutter, tu's nicht! Der Friedl hatte sie ja noch gekannt, fünf Jahre lang war sie bei ihm gewesen, hatte ihn hundertmal geküßt und gesegnet. Er kann's nicht tun. Mutter im Himmel, bitt für ihn bei Gott zu dieser Stunde! Der Vollmond, der sein weißes Licht so mild vom Himmel gießt, das ist ein Gnadenstrom! — Schon war Elias am Wegkreuze, wo das Hochtal in den Murboden ausweitet und hatte ihn noch nicht eingeholt. Hatte der Friedl den Fußsteig über die Böschung am Waldrande genommen? Dann muß er ihn an der Wegzweigung treffen. Der Kruspel wohnt bei seiner Base in der Lechnerhütte. Also quer über die Wiese hin? Da hört er Schritte, er horcht, er weiß noch nicht, woher, sie tapfen nur so in der Luft; vom Waldrande herab kommt eine schmale, lange Gestalt, gespensterhaft lang, denn es war ein Mann und sein Schatten, die sich in gerader Linie fortsetzten. Elias ging ihm langsam entgegen.

„Wer ist's?" fragte Friedl erschrocken.

Der Student antwortete nicht, trat an den Bruder entschlossen heran und langte nach dessen Gewehr. Sie rangen. Schweigend rangen sie um die Waffe, nicht heftig oder zornig, nur zähe und überlegsam, scheinbar fast gemütlich. Aber die Arme, die sich gegenseitig zu biegen, zu fassen, abzuwehren suchten, waren stramm gespannt. Nach einer Weile standen sie still und schnauften. Elias hielt seinen Bruder am Rockflügel fest.

„Gib mir das Gewehr, Friedl!" sagte er halb drohend, halb bittend.

Der Friedl war ein wenig überrascht von der Kraft des schlanken Burschen, obschon er selbst ihm seine zwanzigjährige Gewalt noch nicht eigentlich hatte spüren lassen. Er hatte nur den Angreifer vor sich festzuhalten, das Gewehr aber hinter dem Rücken zu bergen. Da machte Elias plötzlich einen Sprung, erfaßte den Riemen, im nächsten Augenblicke wurde die Waffe festgehalten von vier Händen, da knallte es und die Schrotte sausten in die Luft hinaus. Damit hatte der Kampf ein Ende. Der Friedl ließ die Waffe los, was sollte sie ihm auch, er hatte keine Ladung für einen zweiten Schuß; seinen Ärger wußte er nicht anders anzubringen, als daß er dem Studenten mit aller Macht ins

Gesicht schrie: „Du dummes Schaf!“ und langsam dahinsüffelte über die taunasse Wiese.

Elias ging mit seiner Trophäe wieder ins Hochtal hinein, dem Forsthause zu. Das „dumme Schaf“ machte ihm gar nichts. Er nahm es für eine Umschreibung des einfältigen Schäfleins, das ja der Christ sein soll. Er kam sich bedeutend vor! Wie ein tapferer Kämpfer, wie ein eifriger Seelsorger. Über den dunklen Bergen lichtete sich der Himmel. Es war der Morgen da. Über die Ach geschritten, versteckte der Junge das Gewehr unter dem Brückenkopf, und wie er aus dem Hause geschlichen war, so wollte er wieder hineinschleichen. Es war ja natürlich, daß von dieser Geschichte niemand etwas erfahren dürfe. Aber es kam anders, als er sich das gedacht hatte.

Ein Weilchen nach Mitternacht hatte die alte Sali an die Schlafzimmertüre des Försters geklopft. Ob er nichts höre? rief sie durch das Holz, im Hause sei ein Unfrieden, vom Vorboden her habe sie etwas vernommen und das Haustor habe sie gehen gehört.

„Hast es abends gut zugesperrt?“

„Zweimal den Schlüssel um.“

„So kann niemand hereingegangen sein.“

„Aber, Herr Rufmann, was hilft denn das! Wenn ich was gehört hab!“

„Wenn was wär, so müßt sich der Waldl gemeldet haben“, meinte der Förster. „Geh einmal hinaus und schau nach.“

„Wer, ich?“ entgegnete sie durch die halbgeöffnete Tür zischelnd, zitternd vor Erregung und Angst. „Nit ums Halsabschneiden!“

„Das wär was Neues, Sali!“

„Ich bin aufgenommen für meine Dienste, Herr Oberförster, aber nit für solche Sachen bei der Nacht!“ „Oberförster“, sagte die Alte, da mußte sie schon arg gereizt sein.

Also stand Rufmann auf und ging hinaus. Das Tor war nicht versperrt, nur angelehnt. Da fiel es ihm ein: Der Friedl! Am Ende geht dieser Racker aus! Er polterte die Treppe hinauf und in die Schlafstube seiner Söhne. Richtig! Friedls Bett ist leer. Der wagt was! Sollt's schon der Vater nicht wahrnehmen, so nimmt's der Student wahr. Und vor diesem schämt er sich nicht? — Er hielt den Leuchter über das andere Bett. Auch der junge Theolog ist nicht da ..... Jetzt war auch die Sali erschienen. Als sie den Förster vor den leeren Betten stehen sah, starr vor Verblüffung, da eilte sie die Treppe herab, klammerte die Finger aneinander, indem sie dachte: Jetzt hab ich was angstellt!

„Eierlocken werden sie sein gangen“, rief sie nachher.

„Ja freilich, Eierlocken! Jetzt bei der Nacht! Weiberleutschmecker sein s'! All zwei. Der jung Lecker auch schon, das krank Buberl! Ja,

wohin soll man die Kinder denn geben zur Erziehung, wenn sie sogar im Priesterseminar nixnutzig werden! — Plutzersakermentsbuben! Wenn ihr heimkommt, freut euch!" Er zog sich vollends an und ging in die Nacht hinaus und horchte. Das Rauschen der Ach. Er schaute in die Gegend hinaus zu den in Berg und Tal verstreuten Hütten. Bei welcher mögen sie Unterschlupf gesucht haben? Diese und jene fiel ihm ein, die so leichtfertig sein möchte. Er ging ums Haus herum. Im Hofe sprang ihn der Waldel an; geschmeichelt von dem Besuch zu solch ungewohnter Stunde wollte er des Hausherrn Gesicht belecken. Dieser schob ihn barsch von sich und schritt weiter. Die kühle Luft brachte sein erhitztes Gehirn so weit herab, daß er den Friedl beinahe verstand. Denn er erinnerte sich zufällig, daß auch er einmal zwanzig Jahre alt gewesen war. Jetzt ist ihm freilich schon die Zeit der Tugend gekommen.

So ein Kindl, wenn's auf die Welt kommt, wie man da gleich meint — was Apartes. Nachher in der kindlichen Unschuld, mit dem weichen, guten Herzlein, mit den hellen Äuglein — so was Himmelartiges! daß man denkt, aus dem wächst sich was Besseres, das macht sich, als ob es die Sach' einmal um ein paar Staffeln höher bringen könnte. Und bis so ein Ding sich auswachst, ist es der alte Adam. Ein Geschlecht wie das andere, wir kommen nicht weiter. Bei dem Älteren möchte ich's noch begreifen, begriffe ich's eher. Aber bei dem Kleinen! Geistlich will er werden, der Ludersbub! —

In solcher Stimmung war der Förster, als Elias ans Haustor kam. Er vertrat dem Jungen den Eingang.

„Wo bist gewesen?"

Elias erschrak und schwieg.

„Wo du gewesen bist!" rief der Förster, und er rief es ein drittes Mal.

Antwortete der Junge: „Ich kann's nicht sagen."

„Weil es ihm in der Geistlichenschule zu streng ist", fuhr der Förster zürnend fort, „so läßt er sich krank melden, damit er aufs Land kann und allerhand Lumpereien treiben. Beim Tag hockt er über den Büchern, dieweilen er wohl an den heimlichen Spitzbübereien sinnt. Beizeiten fängst du an mit dem Heucheln und Huren, hörst du! Die Heuchelei hab ich schon gar gern, alles wollt ich dir lieber verzeihen, als diese gottvermaledeite Heuchelei. Beim Tag ja, da gibt er dem andern gute Lehren, und bei der Nacht — Racker seid ihr!"

Elias schwieg. Starr schaute er dem zornigen Vater ins Gesicht und schwieg.

„Oder hat dich der Friedl verführt?"

„Nein", sagte der Junge schnell und kurz.

„Wo ist der Friedl?"

Der Friedl war vorher vom Waldweg herabgekommen. An der Hausecke hatte er gehorcht und als er nun merkte, was es gab, trat er vor. Der Förster fuhr ihn derb an, wo sie die Nacht zugebracht hätten?

„Mit der Büchse sind wir ausgewesen“, antwortete der Bursche.

Der Förster hob betroffen sein bärtiges Haupt. „Mit der Büchse?“

„Marder schießen.“

Der Förster schwieg ein Weilchen. Dann schüttelte er den Kopf. „Försterbuben. Und wissen nicht, wann man Marder schießt.“

„Ist der auch mitgewesen?“ fragte er, den Studenten am Rockkragen fassend und ihn dem Friedl vorschiebend.

„Wo hast denn das Gewehr?“ fragte der Friedl den Bruder.

„Unter der Brücke ist's.“

„Unter der Brücke? Will doch einmal sehen, ob's wahr ist“, sagte der Förster. Da fand sich unter dem Brückenkopf das Schrotgewehr und nun sollte er es wohl glauben. Und wie gerne! Gerade gescheit ist das nicht, in der Nacht Marder schießen gehen! Aber schöner ist's doch immer, als das andere, was er geargwohnt. Und jetzt tat's ihm leid, daß er den Jungen so wild beschimpft hatte. Er nahm den Studenten beiseite und stellte ihn scharf zur Rede, weshalb er sich bei den Anschuldigungen nicht verteidigt habe. „Mir scheint, mit Absicht hast du mich ins Unrecht setzen wollen — wie? So darfst du es nicht wieder machen. Ein Mann, wenn ihm unrecht geschieht, muß sich rechtfertigen. Gut, ich forder Respekt von meinen Kindern, aber daß sie sich von mir unbegründet schmähen lassen sollen, das mag ich nicht, das schon einmal gar nicht. Irren kann sich ja der Mensch. Und da ist's mir schon lieber, sie widersprechen mir und wenn's auch grob wäre. Lieber wie die Muckerei, wo man sich nicht auskennt. So — Elias, jetzt geh' zu deiner Suppe. Und merk dir's!“

Mit diesem Sermon hatte der Alte sein ungeberdig gewordenes Herz beruhigt. Anstatt sich selbst macht man die Vorwürfe denen, so man unrecht getan hat.

Sie sprechen von einem glückseligen Tag.

Hatte Rufmann sich diesmal gleichwohl geirrt — angestochen war die Frage doch. Er beobachtete den Friedl bisweilen ein bißchen. Fiel ihm weiter nichts auf, als daß er in letzter Zeit statt vorwitziger Gsangeln zarte Liebeslieder sang, ganz kurze, und gar nicht laut sang. Im Text lag's nicht so gerade, der war feststehend für alle jungen Mannsleut im ganzen Tauerngebirge. In der Melodie lag's, in ihr spürte der Vater, und er war Kenner, das heimliche Liebesatmen des Sohnes. Er hatte bald eine Ahnung, von welcher Seite der Maien-

hauch kam. Und eines Tages steckte ihm's die alte Sali vergnüglich — die Leut täten tuscheln! Ja, ja, die täten allerhand tuscheln — vom Försterbuben und von der Michelwirtischen!

„Ah na, das glaube ich nicht", sagte Rufmann. Aber er glaubte es sehr schnell und er glaubte es sehr gern. Es geschieht ohnehin wunderselten, daß ein ganz geheimes Herzensträumen wahr wird. So sehr der Alte sich entsetzte in selbiger Nacht, tatsächlich hatte er für seinen Buben Liebespläne gesponnen, lange bevor diesem von einer Frau etwas eingefallen war. Das war's ja eigentlich, weshalb er so erschrak, als der Bub in der Nacht in Verlust geraten. Wenn er bei einer Unrechten klopfte! Und jetzt soll er warten, bis es die Jungen anzetteln, die lieben, dummen, ungeschickten Jungen. Und sollt sich blind und taub stellen, da doch schon halb Eustachen sehend und hörend ist. Hatte er nicht einen Freund, mit dem er sonst alles zu besprechen pflegte? Wie eine Falschheit kams ihm vor, daß er nicht schon einmal offen über die Sache mit dem Michel geredet hatte.

Eines Tages saßen sie beisammen im Wirtsgarten. Es war ein klarer Tag nach einer klaren kalten Nacht. Erst war das schlanke Mädel zwischen Busch und Baum dahingegangen gegen den Gemüsegarten, an dessen Rande sie auch ihre Blumen hatte, noch kaum erblüht, nur schwellend in zarten Knospen. Die beiden Männer hatten anfangs beim Frühschoppen ein Gespräch geführt, dann huben sie an wie immer zu singen. Was grade so anflog.

„Es waren einmal zwei Knaben,
Die zogen am Morgen aus;
Weiß' Federn auf dem Hute,
Das Herz voll frischem Mute —
Und kamen nimmer nach Haus.

Der erste der ist begegnet
Wohl —"

„So, jetzt weiß ich nicht weiter", unterbrach Rufmann sein Singen. Da sprang der Michel ein:

„Der erste, der ist begegnet
Des Königs Herrlichkeit.
Der tat mit Laub ihn zieren
Und auf das Schlachtfeld führen
Wohl zu dem Todesstreit."

Nun wußte der Förster schon weiter:

„Der andre, der ist begegnet
Wohl einer schönen Frau.
Der tat aus Lieb erblinden
Und konnt den Weg nit finden
Zurück ins Vaterhaus —"

„Du bist um einen halben Ton zu tief gewesen", sagte der Michel.

„Es geht nicht mehr recht. Ohne meine Laute geht's nicht gut.“

„Wir wollen im Sommer wieder einmal auf die Alm, da mußt sie mitnehmen. Wir müssen uns doch wieder einmal einen lustigen Tag machen — nit? Weiß nit, was das ist, im heurigen Frühjahr kommt mir das Sonnenlicht nit so hell vor, wie sonst. Wir müssen uns öfter einen lustigen Tag machen.“

„Ja, wenn man das immer so könnte!“

„Du, man kann's! Rufmann, man kann's! Nur Übung! Mir fehlt sie ja selbst noch arg, die Übung. Im Denken sind wir alle noch Stümper. Können uns das Angenehme nit stärker vorstellen, wie das Unangenehme. Das muß gelernt werden. Nachher ist's gewonnen. Was man sich denkt und einbildet, das ist.“

„Ach, mit deiner Einbildung!“

„Und ich sag dir's, es ist so. Jeder kann sich die Welt machen, wie er sie haben will. Er denkt sie so.“

„Nicht einmal eine Kegelkugel lauft, wie man sie schiebt, und erst die Weltkugel!“ sagte der Förster. „Was hilft's, wenn ich mir zehnmal denke, die Waldbäume sind frisch und gesund, wenn sie doch ihre Wunden haben und dieser verdammte Pechschaber wieder da ist. — Was hilft's, wenn ich mir denke, meine Buben sind unschuldige Kinder, dieweil sie doch schon brandluntenheiß verliebt sind.“

„All zwei?“

„Wenigstens der eine für zwei, der Friedl.“

Der Michelwirt spielte ein erschrockenes Gesicht und antwortete: „Verliebt! Um des Himmels willen, wird doch das nit sein! Ein zwanzigjähriger Bursch verliebt! Das ist unerhört.“ Dann sprang er über: „Sag mir, Rufmann, hast du nie ein Liebeslied gesungen? Wie singen sie sich denn am schönsten, allein oder zu zweien?

„Du hast recht, du hast recht“, sagte der Förster, denn nun hatte er den Wirt dort, wo er ihn brauchte.

„Michel, tut dein Töchterl, die Helene, auch gern singen?“

„Das kannst dir denken. Aber nur, wenn's niemand hört. Mir cheint, das Mädel schämt sich, daß es singen kann.“

„Was wolltest du denn sagen Freund, wenn mein Bub deinem Mädel das Schämen — wegen des Singens meine ich — abgewöhnen möchte?“

„Wenn sie gut zusammenstimmen, warum denn nit?“

„Erst muß er mir noch auf eine Forstschule. Aber ich halte es gut für einen jungen Menschen, wenn er frühzeitig weiß, wem er zugehört.“

„Desweg sag ich ja, Rufmann, wir werden noch einmal einen glückseligen Tag miteinander haben.“

Solches ist gesprochen worden im Wirtsgarten zu Eustachen.

„Der andre, der tat begegnen
Wohl einer schönen Maid,
Der tat vor Lieb vergehen,
Und ist ihm wohlgeschehen
In alle Ewigkeit.“

Sie sangen es selbander und merkten nicht, daß sich das Lied gleichsam von selbst umgedichtet hatte.

Der Tag war heiß geworden. Und als die Sonne herniederbrannte und die Sänger nach besserem Schatten sich umsahen, merkten sie, daß an den Fichten die jungen Triebe welk niederhingen.

„Bissel Nachtfrost haben wir gehabt“, sagte der Förster. „Ich hab's gleich am Morgen bemerkt, die ganze Wiese vor dem Hause grau. Das macht nicht viel. Im Gebirge tut das noch nichts um solche Zeit. Ihr da in Eustachen seid wohl rund um zehn Tage voraus. Euch meint es der Ringstein gut, der den Tauernwind bricht. Nur, daß ihr mit dem Kohlpflanzensetzen noch ein paar Wochen warten müßt.“

Auf dem schmalen Kiesweglein heran kam wieder das schlanke Mädel langsam und nicht gar lustig.

„Nun, Helenerl, was treibst du, was träumst du, was denkst du?“ so grüßte Rufmann das Mädel.

„Meine Freud ist umsonst gewest“, antwortete das Mädel und tat heiter, als wäre das spaßig. „Alle Blumen sind hin.“

„Mach dir nichts draus, mein Kind, sie kommen wieder.“

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!“ summte der Michel.

„Was sagst du?“ fragte der Förster.

„Ach, das Lied ist mir eingefallen.“

„Es ist ein trauriges Lied.“ (Fortsetzung folgt.)

Der rote Zar.

Von **Hans Ludwig.**

Seine Mutter war eine Hörige auf dem Gute des Grafen Tschitschof, zwanzig Werst von St. Petersburg; wie sein Vater hieß, das wußte er nicht? seine Mutter hieß Romanov und sagte, ihr Verlobter sei tief in Asien an der schwarzen Pest gestorben; das Kind taufte sie nach Väterchen „Nikolaus“, so daß zuzeiten im heiligen Rußland zwei lebten, die sich mit Recht hätten Nikolaus Romanov schreiben können.

Aber der Sohn der Hörigen konnte nicht schreiben; wer auch hätte es ihn lehren sollen?!

Auf dem Gute spotteten sie ihn „Gräflein“, denn seine Mutter war schön und schlank — später hat der Kosak sie totgeschlagen, als die Bauern Revolution machten — und Graf Stanislaus Tschitschof,

der Herr auf Krakava und der Bruder vom Fürsten Alexander, dem Herrn zu Podolien, soll der stolzen Magd lange aufgelauert haben.

So spotteten wenigstens die struppigen Dorfjungen. Seine Kameraden beim Militär nannten Romanov „roter Zar“ — der „weiße Zar“ residiert in Zarskoje-Zelo und schickt Heiligenbilder in die Mandschurei.

Der rote Nikolaus war knochig und breitschultrig, dichtes, zottiges Haar wuchs ihm in die Stirn herein; auch trank er gern Schnaps.

So unterschied er sich nicht von den anderen Soldaten des Garderegimentes und zog mit ihnen Sonntags betrunken durch die Straßen Petersburgs, über die Plätze und engen Gassen der Vorstadt, wo Rußland daheim ist, nach dem die Fremden am Newski-Prospekt vergeblich spähen, wo oft Kampf tobt und Mord heult, während der Zar fremden Fürsten Feste gibt und Manifeste für den Frieden schreibt.

In der dunkel verhängten Kneipe der blauen Sara, die Essig in den Branntwein schüttet und Pfeffer, damit er die Kehle ausbeißt und mehr Durst macht, ist der rote Nikolaus auch gewesen; oft ist er dort gewesen: nach der Ermordung seiner Mutter und als sie Ivan Ivanov aufhingen, der sagte, die Kosaken am Don seien Mörder.

Bei der blauen Sara gab er dem Moses Issellcs, dem Peter Kolaski und dem Unteroffizier Watteroff das dreiheilige Wort, er wolle für die „Freiheit“ kämpfen und das „System der Knute“ brechen helfen.

Beim Worte „Freiheit“ stellte sich Nikolaus Romanov etwas sehr Schönes vor — seine Heimat, die blonde Katinka oder so was . . . beim „System der Knute“ dachte er an die glühende Hölle und ihre Teufel. Genau so verstanden es seine Kameraden: der pockennarbige Wassil, der lange Sergius und die anderen.

Auch die Offiziere sagte Moses Issellcs, hielten es mit der Freiheit — nur Oberst Georg Lazaliev nicht, der den Moses über die Stiege warf, als der Jude den Leutnant von der Halten anzeigte, weil ihm der seine Schulden nicht zahlte. Und Israel hatte dem doch Geld gegeben gegen nur zehn Prozent.

David Kohn verlangt von den Bauern zwanzig Prozent und sie müssen ihm noch die Hand küssen.

Oberst Georg Lazaliev, der die blasse Engländerin geheiratet, der Schuft, die Hyäne, der den fleißigen Geschäftsmann um seine ehrlich gesparten Kopeken prellt und über die Treppe wirft — der muß zuerst vertilgt werden, sonst kann kein Segen über das heilige Rußland kommen.

Georg Wladimir Lazaliev muß sterben, damit die Saat der Freiheit aufgeht, und das Volk wird seinem Rächer zujubeln. Moses Isseles ist nicht zum Rächer Rußlands geboren, weil ihn seine Mutter schwach und verkrüppelt gebar; ein toller Baron ritt die Schwangere mit seinem Pferde nieder; und das beschlagene Huf traf sie vor den Leib.

Ein Wunder, daß das Kind lebte.

Aber Nikolaus Romanov, der Zar, ist von Gott auserwählt; er mag damit auch die eigene Mutter sühnen, die der Graf in Schande brachte und der Kosak abschlachtete.

Ein Liter Schnaps für den Richter, der erstand!

Isseles zahlt ihn.

Die blaue Sara mischt doppelt Essig zu.

So wird der Kontrakt fest.

* * *

Oberst Lazaliev reitet mit seinem Adjutanten Boris von der Halten, der dem Moses keine Schulden zahlt, die Front ab. Gewehr bei Fuß steht das Regiment und kaum eine Wimper zuckt unter den Hunderten. Der Oberst streicht den buschigen Schnurrbart zu beiden Seiten und ruft dem herkulischen Flügelmann, dem vom Sumpffieber gelb und fahl gebrannten Chemialkim aus Bessarabien, ein barsches Wort zu.

Den Athem angehalten, wartet Nikolaus Romanov den großen Moment ab . . . auf drei Schritte trabt Georg Wladimir Lazaliev vorbei . . . ein Aufreißen des Gewehres vom Boden und der rote Zar drückt ab. Das Roß, ein seltener Apfelschimmel, bäumt auf, der Adjutant faßt in die Zügel, durch das Regiment wogt und grollt es.

„Jetzt . . .“ denkt Nikolaus Romanov unter Schauern, „jetzt bist du ein großer Mann, hast die Hyäne vertilgt, hast für das Blut deiner Mutter das Blut des Tyrannen gegeben . . . gleich werden sie dich auf die Schultern heben . . . du wirst General . . . die Freiheit ist da . . . vielleicht machen sie dich zum Großfürsten . . . das System ist tot . . . auch Zar kannst du werden . . . roter Zar . . .“

Es sind nur Sekunden, in denen der Sohn der Hörigen seinen tollen Glückstraum träumt und seine verklärten Augen sehen nicht, wie Georg Wladimir Lazaliev aus dem Sattel in den groben Kies fliegt, auf dem ein nasser roter Fleck sich größer und größer ansaugt . . .

Eine flache Reiterklinge saust auf den Mörder nieder, daß er in sich zusammenbricht wie eine geborstene Eiche, in die der Blitz schmettert.

* * *

Nikolaus Romanov, spottweise das „Gräflein“ genannt oder als „roter Zar“ verhöhnt, kauert im Kerker; es sind vier steinerne, notdürftig mit Kalk überworfene Wände, ein schmutziger Boden, aus dessen klaffenden Furchen Ungeziefer kriecht, und eine feuchte Decke; von den nassen Flecken der Decke tropft Wasser; man kann bis fünfundzwanzig

zählen, dann löst sich ein Tropfen vom Mauerwerk und zischt mit leisem Klatschen auf den Boden. Zählt einer schnell, so kann er bis vierzig und mehr zählen, bis ein neuer Tropfen niederfällt.

In die Wände gruben Gefangene mit den Fingernägeln ihre Namen ... oder unbeholfene Kreuze, wer nicht schreiben kann. Auch Sprüche stehen da; Flüche; daneben ein gutes Gebet.

Durch die Luke, die sie Fenster nennen, schillert um jede klare Mittagszeit ein schimmernder Strahl, der den an die eiserne Kugel Geschmiedeten erinnert, daß es noch eine Sonne gibt.

Nikolaus Romanov schleppt sich beim Sonnenleuchten immer zu den Zeichen an der Wand und staunt sie blöd und bewundernd an ... ja, auf dem Gute hat der Verwalter auch Zahlen schreiben können.

Er denkt sehr viel an das Gut und an die Mutter. Die Mutter ist tot, vom Kosaken erschlagen, der Hof vielleicht geplündert, das Herrenhaus versengt ... aber er wird doch hingehen, wenn er frei ist ..., das kalte prickelnde Brunnenwasser trinken und zur blonden Katinka ...

Und er wird sicher frei; ganz sicher! Mögen sie tausendmal sagen, aus der Peter-Paulsveste kommt keiner mehr lebend — sie lügen! Daß sie ihn morgen niederschießen wollen, wie einen räudigen Hund, das lügen sie auch nur vor ... Einen Helden niederschießen! Ihn! den roten Zaren!

Das Geheimnis seiner Rettung schließt Nikolaus Romanov in sich: in der letzten Nacht noch stürmen Moses Isseles, Peter Kolaski und Watteroff das Gefängnis und machen ihn zum Großfürsten. Der verkrüppelte, mißgestaltete Moses schwur es bei allen Propheten; Watteroff schwur es bei Gott.

Reue — kennt der Sohn der Hörigen nicht ... er bringt dem Volk die Freiheit, die herrliche Freiheit, und erwürgt das System, das grausame System.

Aber Mitleid hat der Held einmal gehabt, vor dem Kriegsgericht — nicht mit sich oder dem Gemordeten ... mit der blassen schwarzen Frau, die leise aussagte ... Und sie weinte nicht ... wer weiß, hat sie den Toten geliebt ... und wenn auch ... im heiligen Rußland leben noch bessere Menschen als Georg Wladimir Lazaliev einer war ... viel bessere ... und auch der letzte Glanz von Mitleid erfror im roten Zaren, als der Wärter ihn mit der Kette ins Gesicht schlug und das Blut über die zottige Brust rann ... und die Frau, die ihm leid tat, hart und haßerfüllt zusah ...

Nikolaus Romanov hat da den verlöschend glosenden Funken einer höheren Liebe in sich erstickt. Bestien sind sie! Bestien! Alle ... Alle! Aber er ein Held ... ein tapferer Streiter für die Freiheit, gegen das System!

Nur nachts stiegen in ihm Zweifel auf . . . wie, wenn seine Kameraden nicht wüßten, wann er hingeschlachtet werden sollte . . . wenn sie zauderten . . . zu spät kämen . . . er hat sie nicht verraten . . . keinen . . . hat sich quälen lassen und geschwiegen . . .

Moses Isselles schwur dreimal, ihn zu befreien — die gewaltigen Propheten der Bibel hörten es . . . Watteroff hat sein heiligstes Wort verpfändet; er ist der stärkste Mann im Regiment; stark und groß und furchtlos.

Der rüttelt an den Mauern, bis sie bersten!

. . . Wenn sie dennoch nicht kommen . . . oder zu spät . . . über die mit Haaren verwachsene Stirn des roten Zaren rinnt der Angstschweiß, seine Glieder fangen zu zittern an und die irren Augen suchen eine Hacke, einen Hammer, ein . . Etwas, um es zu fassen, gegen die Eisentür zu schleudern . . . um sich selbst zu befreien . . .

Nichts! Nur die morsche Bettstatt, darin verfaultes Stroh und die Kugel an der Kette. Die Kugel hebt kein Arm vom Boden weg . . . sie kollert langsam, kraftlos hin und rollt schwach gegen die Tür . . . Immer rollt er sie . . des Nachts . . . seit Wochen . . . vergebens . . . nach endlosen, fruchtlosen Versuchen, die Peter Paulsveste von innen zu zertrümmern, hält Nikolaus Romanov jedesmal erschöpft inne und sinkt schwer in das modrige Stroh.

Und weint . . . darüber schläft er ein.

Heute ist der letzte Tag . . . noch eine letzte Nacht . . . Eben spielt ein gebrochener Sonnenstrahl um die vergitterte Luke . . . Moses Isselles kommt sicher . . . ganz sicher . . . bei allen Propheten gelobte er . . . und dem Talmud, der dem Juden gleich gilt, wie dem guten Christen Maria, die heilige Mutter Gottes!

Und Watteroff . . .

Ein Held darf nicht hingeschlachtet werden . . Der rote Zar kann nicht sterben . . .

Was sagte die blonde Katinka dazu? Und das weise Väterchen; das gütige Väterchen läßt seinen Sohn nicht verbluten . . .

Zusammengekrümmt grübelt Nikolaus Romanov in der Ecke . . . zwischen dem Grübeln zählen die wulstigen Lippen mechanisch die Wassertropfen, die von der Decke sickern . .

Eins . . . zwei . . .

Watteroff . . . Watteroff . . .

Auf jedes ferne Geräusch horcht der Zar . . . die Befreier! . . Zwei rotgeränderte verzweifelte Augen verblassen zu angstvollem Schreck, wenn die Schritte verhallen, die Kommandoworte verklingen . . .

Da . . . endlich . . endlich . . der rote Zar legt das Ohr an die Eisentür . . . und prallt beim Knarren des Schlüssels zurück . . .

Isselles ... Mattaroff ... die Kameraden ...

Der Pope ist's.

Georgios Sedlineff, der Pope, hat in letzter Zeit viel zu tun; jeden Tag einen zum Tod Verurteilten trösten — außer Sonntag; dafür Montags zwei. Neben ihm besorgen noch acht andere das Amt. Georgios Sedlineff gilt als gutmütiger Mensch und die Tartarenkinder seiner Herbergsfrau ziehen ungestraft an seinem langen verfilzten Bart; unter den drohenden, buschigen Augen lächeln ein paar Augen dazu...

Aber jeden Tag einen Verbrecher zu Gott zu führen, das macht stumpf und gleichgültig.

Vielleicht auch furchtsam, obwohl der Pope eines gesunden Bauern Sohn aus der Ukreina ist ... aber seitdem der wüste Chalikim mit den Fäusten auf ihn losfuhr ...

Nikolaus Romanov kauert wieder in sich zusammen: „Der Pope ... Das Ende ..."

Anderes denkt er nicht...

„Mein Sohn!" sagt sanft, ohne Wärme, Sedlineff. „Ich bin da, dir das Sterben zu erleichtern, dir zuzusprechen, dir Gnade zu verkünden, denn du fühlst Reue, willst dich mit deinem Gott versöhnen. Du hast ihn gekränkt... Das böse Kind den Vater im Himmel!"

Tagtäglich predigt der Pope so.

Romanov antwortet nichts und stiert verglast auf den Tropfen an der Decke...

„... Der Pope... Das Sterben..."

„Du willst dich aussöhnen mit Gott!" hebt der Pope von neuem an... du bereust..."

„Nichts bereue ich..." knirscht der rote Zar, „ich bin ein Held..."

Geringschätzig lächelt der Pope und setzt sich vorsichtig auf den Bettrand.

„Mein Sohn... geh in dich... denk an das ewige Gericht..."

Lang und breit und gewöhnlich mahnt er und das Schweigen des verstockten Sünders in der Ecke reizt ihn... daß er endlich droht, flucht, zetert... die Hölle und alle peinvollen Strafen verkündet...

Mit aufgesperrten ratlosen Augen und offenem Mund, röchelnd vorgebeugt wie eine sprungbereite Raubbestie zieht Nikolaus Romanov die Glieder an. „Was drohst du, Pope... ich bin ein Held, gebäre die Freiheit..."

„Freiheit!" Der andere lacht auf.

Ungestört fährt der Mörder fort: „Und ich habe das System ermordet, das scheußliche System, ich werde befreit..."

„System!" wiederholt Georgios Sedlineff langsam, „was ist ein System? Ein Schall! Ein Wort! Ein Nichts kannst du nicht morden,

Schrecklicher.. Deinen Obersten, einen Menschen hast du getötet... Das büßest du..."

„Büßen! Ich! Ich! brüllt der auf, „weil ich das Glück gebracht!"

„Glück!" Dabei schaut der Pope sehr ernst, „von den Kameraden deines Regimentes erschossen sie jeden zehnten... deinetwegen..."

„Watteroff!" stöhnt der rote Zar fürchterlich.

„Watteroff lebt und ist unschuldig," sagt Georgios. Er will noch sanft und gut reden... der Mörder sinkt in tote Lethargie und rührt sich nicht.

Es wird Nacht... finster im Kerker...

Dem Popen gruselt bei diesem wilden Tier... er geht...

Nikolaus Romanov schleudert die eiserne Kugel gegen die Tür, hinter der Sedlineff lauscht... und jetzt spricht der rote Zar seine Verteidigung...: „Sie haben meine Mutter erschlagen... meine Mutter... sie morden, morden, morden und ich nehme Rache an ihnen... Aug' um Aug'... Blut für Blut... Gerechtigkeit..."

Leise schleicht der Pope davon und schüttelt bekümmert den mächtigen Schädel.

Erschöpft fällt der rote Zar in Halbschlaf...

Er phantasiert stammelnd von Issellés und Watteroff... von seiner Mutter...

Eine lange, lange Nacht...

Frühmorgens holen ihn vier Kosaken, nehmen ihm die Kugel ab und fesseln seine Arme auf den Rücken.

Er läßt es ruhig geschehen... Von Maria, der seligen Jungfrau, hat ihm geträumt, sie küßte seine Stirn und er nannte sie Mutter... Watteroff erschien im Traume und segnete ihn...

Ganz sicher wird er frei... ganz sicher... jetzt... auf dem Gange werden sie vorstürzen, die Kosaken fortschleudern... sicher... ganz sicher... es hat ihm auch vom Talmud geträumt, dem Gott des Moses Issellés...

Auf dem Gange... nichts...

Es zuckt weh um die blutleeren Lippen des roten Zaren...

Spät... spät ist es...

Sie sind schon im Hof.

Da steht ein starker Eichenpfahl in die Erde gerammt, daran binden sie ihn mit Riemen. Zehn Schritte gegenüber die Kameraden, Gewehr bei Fuß... wie damals... und der Adjutant des toten Obersten, Boris von der Halten, der deutsche Adelige.

Und Watteroff... Watteroff blickt zur Seite.

Nikolaus Romanov atmet einen freien Atemzug... Watteroff hilft und Peter und Chenualkim... wo ist nur Sergius...?

Jetzt kommt die Rettung!

Sie binden ihn an den Pflock...

Er lächelt... Watteroff ist da... es kann ihm nichts geschehen...

Ein Kommando — die Kameraden reißen das Gewehr an die Wange — Nikolaus Romanovs Augen treten aus den Höhlen... ‚nein... nein‘... die Stimme versagt.

„Feuer!“ befiehlt Watteroff.

In dem Geknatter der Salve verhallt der grausame, gellende Schrei...

Nikolaus Romanov hängt tot und schlaff am Richtpflock; neun Kugeln von zehn zerrissen seine Brust; die zehnte steckt in der Mauer.

*
* *

Auf den Adjutanten Boris von der Halten wartet Moses Isselles vor der Festung und bringt ihm das versprochene Darlehen.

Nur gegen zehn Prozent.

„Blaß sehen Sie aus, Herr Leutnant!“ sagt der Geldverleiher. „Zum Teufel! Alle Tage als Frühstück eine Justifizierung und jeden Monat einen Oberst kostenlos drein.. Das legt sich auf Nerven und Magen... Keuscher Moses, heut' noch quittier' ich den Dienst...“

„Aber mein Geld, wenn Sie gehen in Pension, Herr Leutnant,“ seufzt devot der Jude.

„Hol dir's!“ lacht belustigt über die Jammergestalt der Offizier und schlägt mit der Reitpeitsche nach dem Wucherer; dann zieht er fröstelnd den Pelz enger um die Schultern.

Im stickigen Nebel, der schwer und grau aus der Newa aufsteigt, verschwindet Boris von der Halten.

Moses Isselles reibt sich ächzend die geschlagene Stelle und rechnet auf dem Heimweg nach, wie viel er am Leutnant nach Abzug der Spesen verdient...

Vom Himmel hoch da komm' ich her!

Von **Martin Kilner.**

Weihnachten! Die moderne Zeit verleugnet jenen Sinn für das Heimliche und Trauliche, der uns Deutschen im Blute liegt. Er paßt nicht in das Zeitalter des Verkehrs und in die Mietkaserne der großen Stadt. Er findet keinen Raum bei den geselligen Veranstaltungen des heutigen Lebens, er verkümmert im Klub und im Ballsaal, im Kaffeehaus und im Bierpalast. Und doch! es ist eine alte Erfahrung, daß ein Naturtrieb sich rächt, wenn man ihm Luft, Licht und Boden entzieht. Was ist es denn, das den verwöhnten Städter aufs Land, ins Dorf, in primitive Sommerfrischen hinaustreibt? Dort be-

gnügt er sich mit Räumen, die er bei sich zu Hause keinem besseren Dienstboten anbietet, und fühlt sich wohl darin, sobald nur der Zuschnitt des Lebens seiner bäuerlichen Hausleute, die pittoreske Eigenart der ländlichen Verhältnisse ihm das bietet, wonach er unbewußt hungert und dürstet; die Poesie des kleinen Lebens, die Heimlichkeit des Herdwinkels. Diese Sehnsucht hat die Alpenländer so beliebt gemacht, bis tief in den deutschen Norden, sie hat die Butzenscheiben und die hohen Giebel der Renaissance im Triumphzuge durch die Welt geführt, sie zwingt uns die noch unüberwundenen Formen der modernen Kunst für Schönheit auf, denn diese hat die wohnliche Halle, den sonnigen Fensterwinkel, die behagliche Plauderecke wieder zur Geltung gebracht; der Drang danach, er ist nicht umzubringen.

Der deutsche Träumer geht eben immer noch durchs Land; vorbei an den rauchenden Schloten der Fabriksviertel und mitten durch die Millionenstädte. Einst ist er im blauen Mantel gewandert, den Schlapphut über sein linkes Auge hängend; man kennt ihn nicht, man hat ihn nie erkannt, er lächelt mit mildem Blick und sinnt und sucht. So er dann aber einen findet auf seiner Fahrt, der ihm des Verweilens wert scheint, dann bleibt er bei ihm und fördert jede innige Regung, jeden tiefen Gedanken.

Er hat als Knappe Walter von der Vogelweide durch die Lande geleitet:

„Von der Elbe bis an den Rhin
Und wieder zurück nach Ungarland . . .“

er hat Hans Sachs seine Kernsprüche ins Ohr geraunt, er ist mit Dr. Faust an der Bibel gesessen und hat ihm die deutsche Übersetzung diktiert: „Im Anfang war die Tat!“

Im Zeichen seines Schlapphutes haben sich Tausende am Fest zu Hambach gefunden, an dem ein neuer Morgen aufgegangen ist; er war's, der den Taktstock schwang, als zum erstenmal „ein Ruf wie Donnerhall“ im Männerchor durchs deutsche Land brauste; er hat mit seinem Wanderstab den Distelzweig berührt in der Festung Silberberg, so daß Fritz Reuter von ihm „statt Disteln Feigen“ pflücken konnte. Er hat Schwind, Richter, Spitzweg, Hermann Vogel den Griffel gereicht, er hat an französischen Kaminen deutsche Märchen geträumt und den Waldschulmeister herausgehoben aus der Enge seines Daseins in die Welt unvergänglicher Gedanken. Wie haben die vernünftigen Leute den Kopf geschüttelt, als er, der deutsche Träumer, in dem entlegenen alten Städtchen des Frankenwaldes einen Tempel gebaut hat, ein Festhaus seinen Traumgestalten. Er hat's gewagt, er hat gesiegt. Wenn ihm der Raum und die Gestalt zu enge wird, so schafft er sich andere Räume und auch andere Gestalten, denn das ist der Wille, die Macht, das Recht des deutschen Träumers.

Er zieht heute noch um in seiner schlichten Art, mit seinem schauenden blauen Blick, allerorts und allerzeit, soweit die deutsche Zunge klingt; besonders aber an Weihnachten, denn das ist sein Fest, die heilige Feierzeit des deutschen Träumers. In den geheimnisvollen zwölf Nächten ist er seit Urzeiten leibhaftig erschienen. Als Himmelsstürmer, der den goldenen Eber mit kraftvollem Griff der Sonne wieder zuwendet, und dann sanft als Frau Perchta mit der goldenen Spindel, den Guten, den Fleißigen Fülle und Segen spendend. Als wilder Jäger, mit der heulenden Meute in den Wipfeln des Waldes, mit allen Schauern der Gefahr für jeden Einsamen; als Weihnachtsmann im rauhen Pelz und weißen Bart, den Quersack über der Schulter; als Christkind selbst im goldenen Haar, mit einem Gefolge von flügelrauschenden Engelein. — — Und wo er erscheint, da wird der Sinn milde, das Herz gebefreudig unter seinem sinnenden Blick, seiner segnenden Hand. In keinem Volke, in keinem Lande hat das Fest jemals diese Bedeutung gewonnen, als im Wandergebiete des deutschen Träumers.

Weihnachten! Die Sehnsucht nach dem traulichen Herdwinkel feiert es mit. Sie zieht und lockt und kaum gibt es ein Menschenherz, welches so verknöchert ist, daß es sich nicht hingezogen fühlt zu einem Heim am heiligen Abend. Der wilde Student, die übermütige Schauspielerin, der nüchterne Geschäftsmann, die kühle, ruhige Lehrerin und tausend andere, sie überwinden die weite Entfernung, das Unbehagen der Reise, sie scheuen keine Auslagen und Mühen, sie eilen nach Haus, an — — Weihnachten!

Der alte Schloßbrunnen.

Von Otto Promber.

Ein grauverwitterter Löwe liegt
Am Schloßtor und zeigt seine Pranken,
Um seine bauschige Mähne wiegt
Der Efeu die schwarzgrünen Ranken.

Aus weitem Rachen ergießt sich ein Strahl.
Wie klingt das Geplätscher so helle!
Als Knabe hielt ich unzähligemal
Die Hand vor die eisige Quelle.

Der Löwenrücken glänzt dunkelgrün
Vor Moos und schlüpfrigen Flechten;
Zur Linken seh' ich zwei Veilchen blüh'n,
Und Gräser zittern zur Rechten.

Aus dunklem Gewinkel kam oft versteckt
Eine Kröte und sprang auf die Mähne;
Auch Salamander, hübsch gelb gefleckt,
Schlüpften keck zwischen die Zähne.

Hier füllte sich mancher Wandrer die Hand
Und führte sie durstig zum Munde,
Und mancher blickte tief über den Rand
Nach einem Nixlein im Grunde;

Und manches verschwiegene Liebespaar
Ist abends hier eingetroffen —
Brachte sich feurige Küsse dar
Und träumte selig und wunderbar
Von neuem Lieben und Hoffen!

Von der verstoßenen Schönheit.

Von **Richard Schaukal.***)

Großmutter, das war eine schöne, schöne Zeit damals, als du jung warst! Damals gab es noch Männer und Frauen mit stillen innigen Augen und gelassenen Schritten, Männer und Frauen mit tiefen warmen Herzen und sanften blauen Träumen. Damals war ja die Schönheit noch unter den Menschen, mitten unter ihnen, auf dem Markte, in ihren niedrigen behaglichen Stuben, in ihren Gärten hinter den lebenden Hecken.

Auf seinen festgegründeten Schlössern saß der landtreue alte Adel und noch nicht die Holz- und Zuckerbarone; auf seinem eigenen Boden stand der Bürger und schaffte für Kinder und Enkel in regsamem Fleiße; der Handwerker, vom Künstler beraten, selbst ein bedächtiger Künstler, gab Stück um Stück an sorgfältig und erfahren Wählende. Heute ragt allenthalben qualmend Schlot an Schlot; um die Knie der tausend Kolosse wimmelt's von gehetztem bleichen Elend; Städte und Länder aber überfluten die wohlfeilen Massenerzeugnisse einer immer verruchter gesteigerten Technik, sie drängen sich, falsch und gleißend, neben das Edle, Gewachsene, stoßen es weg, treten das Gediegen-Schlichte unter ihre tausend trampelnden Füße. Die Menschen, hastig, zerfahren, atemlos, haben keine Augen mehr, sondern dumpfe, angelaufene erblindete Löcher im Kopf. O über ihre Unrast und Würdelosigkeit! Wie stumpf sind ihre Sinne geworden! Alles um uns ist auf eine Art lärmend, daß der Feinergeartete sich im Bauche der Hölle wähnt. Tagsüber leidet er unaussprechliche Qualen durch all die fürchterlichen Geräusche, die uns vom frühen Morgen an begleiten, unbarmherzig, gehässig in ihrer brutalen Selbstverständlichkeit. Da sind schütternde Türen und schepperude Fenster, die zugeschlagen, eiserne Rolladen, die mit Donnern, hölzerne Jalousien, die mit Prasseln herabgelassen werden, die durchdringenden, schrillen Signale, das Kreischen, Quietschen und Pfauchen der unzähligen Bahnzüge, die das Land durchsausen und in den Straßen der Stadt an der immer wieder gestrafften Ringkette der Fristen und Distanzen ruhelos hintereinander gleiten, unter unseren Füßen oder unseren Köpfen brausen; Zug, Staub und Schmutz; behäbig holpernde Spritzwagen, die einem die Straße, die man eben passieren will, vor den eiligen, zurückzuckenden Füßen in Lachen, die Wagenspuren in Rinnsale verwandeln; Fuhrwerk mit tosenden Eisenplatten, klirrenden Vorhängeketten, polternden, getürmten Kisten; an-

*) Aus „Großmutter“. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen. Von Richard Schaukal. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.) Siehe „Heimgarten“ XXXI. Jahrg., Seite 78.

preisende Hausierer, zudringliche Straßenbettler, schmeichelnde Blumenverkäuferinnen; Automobile mit Höllengeratter und Pestgestank, Fiakerkutscher, die einem auf Schritt und Tritt die Tatsache, daß hier ihre Gefährte stünden, unter die Nase rufen, Lieferanten, die einander die Haustürklinke in die Hand geben; Glocken und Dampfpfeifen, Klaviere und Leierkasten, knatternde und klingelnde Schreibmaschinen; dazu stellt man sich Papageien ins Zimmer, hängt Viertelstundenschlaguhren an die Wände oder stellt Turmglockenspieluhren auf . . .: der moderne Mensch ist einfach ein Scheusal. — Es ist ein beständiger Zwang der Außenwelt, der von Menschen belebten und geschändeten Außenwelt, der unsere Sinne langsam hinschlachtet. Aber das ist noch nicht alles. Man läßt einem ja heute keine ruhige Minute mehr. Da sind die zu allen Tagesstunden einen überfallenden Journale mit ihrem Mosaik nichtigster Tagespolitik, aufreizenden Personalnachrichten, überhasteten Mitteilungen. Alles drängt sich einem auf. Da sind die zwecklosen, mit Dank zu erwidernden lauten Begrüßungen von Eckengaffern und Begegnenden, grinsende Gespräche mit unerwünscht Stehenbleibenden, das unaufhörliche Läuten der Haustelegraphen, die Dienerschaft mit unnötigen Meldungen und Anfragen, briefliche Betteleien, Subskriptionsanliegen, Annoncierungen nicht gewünschter Bedarfsartikel, Effektenlotterien und Generalversammlungen.

Wie anders, Großmutter, zu deiner Zeit! Damals hatten die Menschen noch Rhythmus, anmutige Melodie in ihren Beziehungen zur Mit- und Umwelt. Vor allem aber, wie beruhigt konnten die Sinne sich entfalten!

Großmutter, wie schön war es, da du jung warst! Dein Vater verfertigte aus Silber zierliche Körbe und schwere getriebene Leuchter; unter seinen Gesellen wog er den edeln Stoff, verteilte die Arbeit, schob den Gewinst in die Lade. Und war sein Tagewerk vollbracht, dann wusch er Gesicht und Hände, kleidete sich in den feinen blauen Tuchrock und die gelben gestrupften Nankinghosen, tat den blanken Kastor auf das glattgescheitelte Haupt und fuhr mit seinen Kindern in der eigenen Kalesche hinaus durch die blühende Lindenallee zu seinem Garten. Und Garten lag an Garten gereiht, und in ihnen, von der Straße abseits, standen weiße Häuser mit breiter Stirn, schön gegliedert die Front in drei Längenteile, das Mittelstück um einen halben Meter etwa vorgerückt. Tief hinab reichten die gegiebelten Dächer. Und der Vorbau ruhte auf vier schlanken Säulen, um die sich Wein oder Efeu rankte. Weiße Rahmen umschlossen zärtlich die tüchtigen Fenster, an der glatten Tür blinkte das messingne Schloß mir kräftiger Klinke. Orangen- und Lorbeerbäume standen in grünen Kübeln zu Seiten der leicht geschwungenen Rampe . . .

Und du tratest an der Hand des Vaters, den du bewundertest als den schönsten, gütigsten und gerechtesten Mann, in den gebohnten räumlichen Flur. Da lagen die Zimmer in wohlig atmender Kühle und wohin du auch blicktest, zwischen Reben, dein seliges Kinderauge fand sich beruhigt im Einklange mit der sanft zur Weihe des Hauses geladenen Natur. Da gab es freundlich und geheimnisvoll träumende Veduten über Sandsteinbänken durchs Laubwerk hinaus, murmelnde Fontänen, eine Flora etwa in der dunkeln beschnittenen Taxuswand, einen kleinen Amor, der im Brunnen den Bogen spannte, moosübersponnen, wie aus Biskuit geformt.

Weißt du, Großmutter, was sie heute mit deinen Häusern machen, diese Barbaren, unter denen dein geängstigter Enkel lebt? Sie verachten sie, nennen sie mit groben Namen, weisen höhnend auf die Risse der ehrwürdigen Mauern und ringen die Hände über die wohnliche Niedrigkeit ihrer lieben weißgedünchten Decken.

Die alten Gärten betrachten sie mit mißbilligendem Kopfschütteln. Sie wollen nichts wissen von ihren verschwiegenen Geißblattlauben, ihren weich und schmiegsam vom Rasen umlagerten Brunnenrändern. Sie messen mit berechnendem Stirnrunzeln die Bauplätze und brechen deine lieben alten Häuser ab, ihre Mongolenschrecknisse von Aftergebäuden schändend an die geweihten Stätten deiner Jugend zu setzen. Da regt es sich bald von klotzigen Kasernen, „verziert“ vom Affensinn der Neuzeitlichen mit Urnen und Pyramiden, Medaillons und Lyren, Göttinnen und Festons, Zinken und Türmchen, alles durcheinander, wie's eben kommt und im Formenbuche steht oder als „modern“ gilt. Ziegel an Ziegel wird geschichtet und aus Lehm einem Pöbel von Bummlern eine Steinarchitektur vorgetäuscht von knickernden Händlern. Bis ans Dach muß das entsetzliche Haus angefüllt werden mit Einwohnern: drei Zimmer und eine Küche, drei Zimmer und eine Küche, drei Zimmer und eine Küche und noch einmal und noch zehnmal so.

Die Gärten aber der Ahnen, tief und schattig gebreitet in gelassenem Rhythmus, heute sind sie auf ein mageres Endchen verringert, mit der Elle zugemessen und hinter angestrichenen Bleirohren mit vergoldeten Blechspitzen in ihrer frierenden Armut schamlos zur Schau gestellt. Grelle Plakate, meterhohe, verschieden gefärbte Buchstaben, auf die Mauern gemalt, brüllen und quieken von allen Enden den an, der den Talmifrieden dieser Blumenmausefallen genießen zu wollen bescheiden genug ist. Wahnsinnige freistehende Giebel mit antiken Masken, bebend gehalten von eisernen Stangen, bedrohen den arglos darunter Hinwandelnden. Vor schmalen, lächerlich hohen Fenstern ohne Bord hängen etwa Blechkästchen für krüppelige Topfgewächse und zwischen gigantischen Firmenschildern fast erdrückt sind da und dort ängstlichenge schenkelhohe gußeiserne Balkons

an die Fronten genagelt, aber — elektrisches Licht „durchflutet" allabendlich die mit dem Schockfirlefanz der Galanteriewarenhändler angeräumten, nach Fußbodenwichse und der anstoßenden Küche riechenden Räume, in denen der Hausvater, fertig gekaufte Gummizugstiefletten an den verkrüppelten Füßen und die auf Karton gepappte Stoffkrawatte um den angeknöpfelten Hemdkragen geschnallt — nicht lose umgewunden das seidenweiche weiße Halstuch wie dein Vater — als einzige „geistige Kost" vor dem Schlafengehen das Abendblatt liest. Die Söhne des Hauses jedoch sitzen bei gefälschtem Wein rauchend im „Tingeltangel" oder machen zwischen einem Kognak und einer Tarockpartie der Kassierin des Cafés „Renaissance" den Hof, ehe sie sich in die kleine Mohrenblutgasse begeben, wo Fenster an Fenster die zärtlich winkenden geschminkten Dirnen lauern, giftgeschwollene Spinnen . . .

„Geist der neuen Zeit", unlauterer häßlicher Geist, wie Vandalen hausen deine klimpernden Hilfstruppen im Weichbilde unserer alten Städte. Zinskasernen überall — und so seien es denn nur Zinskasernen! Aber da hat man allerlei „Kunst"gesinnungen und derlei unehrliches Gepäcke im Ranzen und darauf los wird gebaut in „Stilen" und mit einem „Dekor", daß das von groben „Unternehmer"knochen arg bedrängte empfindliche Künstlerseelchen sich in Krämpfen windet und meint, elendiglich vergehen zu müssen angesichts dieser als „Errungenschaften" der modernen Architektur etikettierten Greuel und Gräßlichkeiten der „erweiterten Straßenzüge".

Wo ist die Schönheit hin, die ihr in den Adern trugt, ausatmetet wie den Atem, den euch Gott gegeben hatte, einsogt wie den Duft eurer geliebten Blumengärten! Häßlich und unsäglich traurig ist diese Welt des „Fortschrittes" geworden, häßlich, verstaubt und arm, bei all ihrem unaufhörlichen Geklapper bettelarm! O, ihr seid arm, Nachfahren erlauchter Ahnen, arm bis ins enge Gehirn, ins engere Herz hinein! Ruhelos stoßt ihr einander durchs Leben. Eure Vergnügungen sind Orgien der nackten behaarten Barbarei, eure Sorgen wie Stechmücken quälende Daseinsfragen, die ihr euch in Reinkultur heraufzoget. Ihr habt kein Heim, keinen Hof, keine gefällige Kleidung, keine Sitte mehr. Sitte, anmutige Ordnerin der übereinder schwebend gelagerten Gesellschaftskreise, wo bist du in dieser Welt der frechen Nüchternheit, der Gottesvereinsamung geblieben, die von Jobbern, Protzen und Zeilenschmierern regiert wird? Du Welt, in allen Furchen und Falten deiner welken Fratze gleißend von ätzender Jauche eines verlogenen Gründerliberalismus, Welt der Güterschlächtereien und falschen Diamanten, der Gips„supraporten", die Holzgesims vorstellen, der „Glasmalereien" aus Papier, der gestärkten „Vorhemden" über schafwollener Unterwäsche, der Plüschfauteuils auf Drahtgebein!

Die Wolkenkämpfer.

Von Thor Görg.*)

Ich liebe die trostlos Schreibenden,
Die ewig ruhlos Bleibenden,
Die ziellos Treibenden
Und die sich hoffnungslos Zerreibenden;
Weil ich die Brüder erkenne.

Sie glauben nichts
Und rauben nichts.
Sie kämpfen mit den Wolken.
Und wenn sie kommen,
Haben die Frommen
Die Kühe längst gemolken.

Ich liebe diese kranken Brüder.
Sie werden jetzt schon Jahr für Jahr
Immer blasser, immer müder . . .

Und stirbt dereinst die Kämpferschar,
Bleibt's doch, wie's war.

Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger**.

Ich habe schon viele zweijährige Kinder gesehen, aber ich habe noch kein zweijähriges Frauenzimmer gesehen. Bevor die Traudel kam. Die ist geboren am 20. Juni 1904, und heute, am 26. Juli 1906, ist sie komplett. Sie hat alle wesentlichen Eigenschaften der Menschen fertig, so besonders die Energie, die Arbeitsamkeit, die Güte, die Klugheit, die Schlauheit. Da diese Eigenschaften kaum noch steigerungsfähig sind, so müssen wir froh sein, wenn sie nicht sinken. Die Zeiten, wo das Menschenkind ein „Fratz", ein wilder Flegelknabe oder ein dummer Backfisch wird, kommen erst später. Wenn du immer zweijährig bleiben könntest, Trauderl, ich glaube, auch du würdest damit am besten fahren. Daß du dich heute vor den Mücken so angstvoll fürchtest und den brüllenden Rindern so vertrauend nahest, ist zwar eine Torheit, aber eine sehr weise. Aller Tage sind die großen Tiere der Menschheit nie so gefährlich geworden, als die kleinen. Der Mensch tötet den Wallfisch und wird von den Bazillen getötet.

Darum ist heute auch das winzig kleine Dirndel unbändiger, als es das große sein wird. Eine Gönnerin hat dieses Wesplein in eine bunte Hülse gesteckt. Aus altem Mägdekittel ein neues Steirergewandel, kirschroth, mit weißen Tupfen, ein kurzes, faltiges Kitterl, das bei

*) Aus „Der Schritt der Stunde". Lieder vom Übergang von Thor Görg. (München. 1906.)

jeder ihrer raschen Bewegungen lebhaft um die Beinchen schlägt. Auf dem weißen Hemd laufen die roten Kittelhalter über die Ächslein. Weiße Strümpfe mit Bundschuhen, ein spitzes, breitkrempiges weißes Strohhütlein mit grüner Schnur und kühn aufstehender Hahnenfeder — saget, kann ein Mensch überhaupt vollkommener gekleidet sein? Die Hemdärmlinge hat sie zurückgeschlagen, so daß die Vorderärmchen nackt sind — bei den Sand- und Erd- und Steinarbeiten kann man das flatternde Zeug nicht brauchen.

Die Kleine ist stets mit Bauarbeiten beschäftigt. Sie gräbt Löcher in die Erde, sie führt Sandwälle auf, sie baut Türme aus Steinen, sie zieht Schanzgräben und leitet Wasser hinein. Und alles persönlich, mit eigener Hand, ohne alle Umstände. Ihr eigener Architekt, Bauherr und Baumeister, ihr eigener Grundfestengräber, Maurer und Dachdecker, führt sie emsig und schweigend in einer Viertelstunde die Festung auf. Federleicht wie sie ist, torkelt sie bei jedem schiefen Trittchen, kippt um, huscht auf, und arbeitet und baut wieder, läßt sich von keinem Zuruf und Lobspruch beirren, gräbt mit den Fingern, formt und glättet mit der Hand die Sandwälle, um nach Vollendung alles wieder mit ein paar Ruckern zu zerstören, wenn es nicht ungefähr von anderen Mächten geschieht — um sogleich wieder mit derselben Arbeit zu beginnen. Oder sie fängt an anderer Stelle an, schier vergessend des alten Baues und der Erfahrungen, die sie dabei gemacht. Das ist das Bauen der Natur, so baut die Ameise, die Biene, der Bieber, die Schwalbe, nur ein bißchen mehr für den praktischen Zweck, während das Schaffen des kleinen Menschenkindes ein ideales ist. Für das Ungeschickte und Unbrauchbare hat der Mensch nämlich das schöne Wort „ideal" erfunden. Oder will mir die Natur durch diesen kleinen, ununterbrochen krabbelnden Menschenkäfer zu verstehen geben, daß alles nur an der Regsamkeit und Tätigkeit liegt, ob nun daraus was entsteht oder nicht? Wenn meine kleine Traudel nicht schläft oder nicht just einmal todkrank ist, wie damals in der Halsbräune, so hat sie das mit der Erdkugel gemein: „sie bewegt sich doch". Ja selbst, wenn der alte Josua käme und seinen weltenhemmenden Befehl erließe: Kleine Sonne, stehe still! — es würde ihm nichts nützen. So wenig wie der Mutter mit ihrer dringenden Bitte: „So sitz auch nur einen Augenblick still, daß man dir um Gotteswillen wenigstens die Schuhbandeln kann zuknüpfen!" Sie bewegt sich doch und das rote Kitterl fliegt. Beschäftigt sie sich mit einer Sache, dann vermag nichts sie davon abzulenken. Für Personenkultus ist sie nicht zu haben, wer auch herumstehen mag und ihr Beistimmung aussprechen oder von ihr ein Patschhanderl erschmeicheln will, sie blickt gar nicht auf, sondern gräbt, zieht, schiebt, hämmert und flattert umher wie ein roter Falter. Vor der Großmutter für brav zu gelten, das ist ihr einziger

Ehrgeiz, und diese Auszeichnung ist kinderleicht zu erreichen. Sie mag sich am Brunnen pritschelnaß machen, sie mag den Sand handvollweise essen, sie mag alle Schlüssellöcher mit Steinchen verstopfen, sie mag Brüderleins Fahrwägelchen mitsamt dem Brüderlein umwerfen — so daß von allen Seiten die drohendsten Gewitter aufsteigen —, bei der Großmutter ist sie „brav“, da „kann sie nix dafür“, da „sollen die Großen gescheiter sein“ und „vorher auf sie schauen, das Kind ist ja noch nicht vernünftig genug!“ Obschon sonst Großmutter das Dirndel für das „gescheiteste“ erklärt, für das „allergescheiteste auf der ganzen Welt“; wenn es gilt, Gefahr abzuwenden, dann verschmäht sie entschuldigend die Worte „unvernünftig“, „kindisch“ nicht. Ja, als eines Tages Traudel den Schuh auszog, aus der Kanne die Milch hineingoß, um sie aus dem Schuh bequemer trinken zu können, vergaß die Großmutter sich sogar einmal bis zu einem „dummen Ding!“ Doch dauerte diese Anschauung nur ungefähr drei Sekunden lang. Dann sagte nämlich die Kleine ruhig und ernsthaft im Tone der Mißbilligung: „Taudel tut’s nicht mehr. Taudel vom Fascherl tinken“, und Großmutter rief entzückt aus: „Habt ihr’s gehört, was sie sagt? Aber mein Gott, das ist doch das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!“

Die Kleine spricht von sich selbst in dritter Person: „Taudel bav!“, „Taudel muß Wasser pitscheln“ (muß sagt sie, wenn sie etwas will), „Taudel geht safen“. Oder: „Sie muß pitscheln“, „sie geht safen“. So auch zur zweiten Person, zum Beispiel zur Mutter: „Sie soll Taudel vom Bunnen wegtun, sonst tut Taudel pitscheln!“ Dinge, die sie haben möchte, aber nicht haben darf, will sie von sich entfernt wissen. „Großmutter, Messer wegtun! Sonst Taudel sich Finger seiden!“ Dann wieder die Großmutter: „Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!

Da habe ich aber der kleinen Person den Spaß verdorben. Aus Besorgnis, die viele Bravheit und Gescheitheit, die sie immer zu hören bekommt, möchte ihr das Köpfel verdrehen, habe ich die Hauskatze, wenn sie kratzte oder sonst was Unschönes tat, ein „braves, gescheites Vieh“ genannt und das so lang wiederholt, bis die Kleine Großmutters Lobsprüche für Rügen hielt und sich wehrte: „Taudel nicht bav! Taudel nicht gescheit! Taudel nicht katzen!“

Diese bösartige Begriffsverwirrung hat mir natürlich keine Rosen gezeitigt. Großmutter erklärte die Traudel offiziell für ihren Liebling, mir aber rief sie einen anderen Namen schnurgerade ins Gesicht. Wüßte ich mich von der klippen Bezeichnung ganz unbetroffen, so könnte ich sie ja wiederholen. Ich wiederhole sie nicht.

Sonach ist es auch begreiflich, daß die Beziehungen Traudels zu Großvater nicht die denkbar intimsten waren. Er war in ihrer Gegen-

wart zwar auch geneigt zu Schmeicheleien und Katzbuckeleien, aber sie ignorierte das. War sie einmal auf seinen Arm geraten und in Gefahr, auf ihren Wänglein seine Bartstoppeln zu fühlen, so trachtete sie von ihm loszukommen, aber möglichst unauffällig, stets die gute Form wahrend. So sagte sie, hinabverlangend: „Taudel muß Büderl wiegen!“ oder „Taudel muß pitscheln!“ bis sie losgelassen auf freiem Erdboden stand. Ja, meine Gegenwart war ihr selten so recht behaglich, da gab es bisweilen ein: „Pst!“ das sie zu stören schien und das manches Kosewort unangenehm überwog. Eines Tages im Garten, als ich wieder einmal lange in ihrer Nähe stehen blieb und ihr einstweilen noch schweigend zusah, wie sie auf dem Resedenbette herumtrippelte und Rosenknospen abriß, wendete sie sich plötzlich nach mir und sagte gelassen, aber deutlich: „Er soll auf seine Stube gehen! — Auf seine Stube soll er gehen!“ Und ein anderesmal im Zimmer, als ich mit irgendeiner Dreinrede unbeabsichtigt den Traudel-Kultus störte, der eben von mehreren Frauen lebhaft gefeiert wurde, wendete die Kleine sich mir zu und sagte — physisch von unten herauf, psychisch von oben herab: „Er soll in die frische Luft gehen?“

Da sie aber bald merkte, daß mit so entschiedenen und unmotivierten Abdankungen nicht viel auszurichten war, bediente sie sich feinerer Formen. Saß ich einmal am Fenster und schaute hinaus. Gegenüber auf dem Platz war ein Ringelspiel mit Musik. Traudel machte sich in meiner Nähe zu schaffen, stieß ein wenig an den Stuhl, streifte an mein Knie. „Goßvater!“ sagte sie endlich mit ihrem zarten Stimmlein, bei dem das alte Trommelfell allemal wonnevoll erzittert. „Was denn, Kind?“ „Er soll auf Goßmutters Bett sitzen.“ Das tat ich nämlich gern, blieb aber doch jetzt sitzen am Fenster und blickte hinaus. „Goßvater soll auf Goßmutters Bett sitzen!“ wiederholte die Kleine. „Ja, warum denn?“ „Beim Fenster kalt ist,“ antwortete sie. Gerührt ob ihrer Besorgnis für meine Gesundheit setzte ich mich aufs Bett. Wupps, war sie auf dem Stuhl am Fenster und guckte hinaus aufs Ringelspiel. O du kleiner Schlaumeier!

Lieber als mit den Anwesenden befaßt sie sich mit den Abwesenden. Vom „Vaterl“, der schon seit Wochen auf hoher See ist, spricht sie täglich und manchen guten Bissen, sei es nun Backwerk oder Obst, legt sie dem „Mutterl“ in die Hand, daß sie ihn für „Vaterl“ aufhebe. Auch hat sie des Abends vor dem Einschlafen für „Vaterl“ ein bestimmtes Gebetlein. Als aber Tante Anna, die ihr's gelehrt, ins nördliche Eismeer fuhr, um endlich einmal den Nordpol zu entdecken, und Mutterl ein Abendgebet mit Traudel beten wollte, stutzte und stockte das Dirndl und sagte: „Das ist das jechte nicht!“ Bis schließlich im Familienrat der Urtext festgestellt wurde, der der „jechte“ war.

Mit aller Fürsorge bemuttert sie das einjährige Brüderlein, rückt ihm das Bettkissen, streichelt ihm die lichten seidenfeinen Härchen, hält ihm das Milchfläschchen in den Mund: „Tjink, Peterl, Kinder müssen Milch tjinken,“ wobei sie ihm manchmal noch ein Übriges gönnt und ihm ein Löffelchen voll Sand in den Mund stecken will. Sand hält sie nämlich für einen besonderen Leckerbissen, aber die Umgebung hat ein Vorurteil dagegen. Ferner, wenn das Brüderl gesättigt ist, singt sie ihm Kinderlieder vor:

„Saf, Kinderl, saf,
Ofen ob sie Saf,
Die wazen und die weißen,
Tun slime Buben beißen.“

Einmal hörten wir, wie sie das Liedel unterbrach und plötzlich fragte: „Freut dich das Leben, Peterl?“

„Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!“ Wen sollen solche Ausrufe der Großmutter noch wundern! Trotzdem geschieht es, daß Großmutter sich auch mit einem andern Enkel zu schaffen macht. Anfangs pflegt Traudel das zu übersehen und macht sich stolz mit irgendeinem Festungsbau oder einer notwendig anzulegenden Wasserleitung zu schaffen. Wenn's aber zu lange dauert, das Kosen mit den übrigen jungen Zeitgenossen, dann schießt sie plötzlich auf Großmutter hin und erinnert, daß sie der „Liebling“ sei.

„Aber ja, du bist mein Liebling, du bist das bravste, gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!“

Das genügt. Dann macht sich die Kleine wieder an ihre Arbeit. Wenn andere Kinder miteinander spielen und tollen, da hält Traudel sich am liebsten abseits. Wenn Peterl sich an Großvater macht, um ihm mit behenden Kunstgriffen den Hut vom Kopf zu ziehen, die Augengläser vom Gesicht zu reißen, wobei der Alte allemal mitscherzt, blickt Traudel vielleicht einmal ein paar Augenblicke darauf hin — aber mit größter Geringschätzung, gleichsam: das sind schnöde Kindereien, des Jungen wie des Alten gleich würdig.

Eines Tages hatte Traudel lange scheinbar gleichgiltig zugesehen, wie andere Enkel gehätschelt und gefüttert wurden, besonders der kleine dicke Friedel war Hahn im Korb. Als dieser immer wieder nach Großmutter begehrte, um sich womöglich den Titel des zweitbravsten zu erschleichen, war Traudel mit ihrer Geduld am Ende. Zuerst nahte sie sich dem Friedel, legte ihm die Hände auf die Achseln und blickte ihn schelmisch an, so ungefähr, ob er nicht ein Tänzel mit ihr machen wolle. Der Friedel, zwar um ein Stück größer wie sie, schaute zaghaft drein, nicht wissend, wie man sich einem so zutunlichen Frauenzimmer gegenüber zu verhalten habe. Da packte sie ihn jäh um den Leib, zerrte ihn aus dem lachenden Kreis in die Zimmerecke, die zur Walstatt

erkiesen war. Dort erhob sich denn von ihrer Seite ein heißes Ringen, daß das rote Röcklein flog, während der Friedel in seiner gesetzten Weise mehr den passiven Widerstand beobachtete. Daß man in solchem Falle nicht Gewalt anwendet, das war ihm ritterliches Gesetz. Aber mit diesem Gesetze lag er bald am Boden, während die Siegerin über ihm hockte und ihn tüchtig knetete. Der pessimistische Teil der Zuschauer hielt das für Rache, während die Lösung des Kampfes dafür sprach, daß der Handel nichts anderes als eine heftige Zärtlichkeit gewesen war. Denn die Traudel nahm den Friedel schließlich um den Hals und herzte ihn lieblich. Während das Büblein seine Ruhe bewahrte, aber noch lange konsterniert auf die dreiste Angreiferin blickte. Die Kleine hat auch ihre Seelenkämpfe, wie es sich für jedem ordentlichen Menschen geziemt. Wird ihr befohlen: „Schön guten Tag sagen! Schön Handerl geben!" so tut sies nicht. Da ließe sie sich lieber totschlagen. Ist aber der Absolutismus vorüber, dann kommt sie freiwillig: „Duten Tag!" und reicht das Händchen. Letzteres kompliziert sich insoferne, als es immer das rechte sein soll, wobei es sich herausstellt, daß man die rechte Hand allemal auf der andern Seite hat, als der Gegenübermensch.

Doch über derlei kommt der Mensch hinweg. Schlimmer sind die Käferchen, so über den Schuh laufen, davor faßt sie Entsetzen, während sie ruhig zu den klobigsten Rindern hintritt. Wenn ein solches dann weitertrottet, ruft die winzig kleine Person ihm beruhigend zu: „Schjek dich nit, Kuhdlmuh, Taudel tut dir nix."

Einmal ging sie an der Hand des Vaters durch den Garten, es war schon Sternenhimmel. Da stach die Kleine mit dem Zeigefingerchen hinauf und zählte die Sterne: „Eis — zei — dei — vie — füf!" — „Was, du kannst schon bis fünfe zählen?!" bewunderte sie der Vater. Und später in der Stube hatte er Anlaß zu sagen: „Du Traudel! Wer schon bis fünf zählen kann, der soll doch das Höserl nimmer naß machen!" Die Kleine schwieg. Am nächsten Tag zählte sie wieder: „Eis — zei — dei — vie. — Jetz daf sie das Höserl naß machen." — Mit weiser Überlegung hatte sie nicht bis fünfe gezählt, bei dem — nach Vaters Äußerung — die Pflicht eintrat, das Höschen trocken zu halten. — Sonst sucht sie überall nach dem Rechten und pflegt leitend einzugreifen. Die Magd hatte einen schweren Kasten zu rücken und brachte ihn nicht von der Stelle. Da Traudl beobachtete, daß die Magd sich vergeblich mühte, wir anderen aber alle müßig herumstanden, so rief sie plötzlich ihrem Vater zu: „Aber, Franzl, so hilf doch!"

Einmal spielte sie im Zimmer — wo derlei verboten ist — Ballen und warf richtig so glücklich, daß die Bombe auf den Kaffeetisch in den Topf fiel und die Milch allen Umsitzenden ins Gesicht spritzte. Entsetzt

fuhr die Gesellschaft empor, darob erschrak Traudel ein wenig und murmelte zerknirscht in sich hinein: „Sie war slimm!"

So häufte Traudel Missetat auf Missetat. Da kam die Lebensrettung. Es ist schon gesagt worden, daß der kleine Peter, wenn er Großvaters Gesichte nahe kam, stets nach den Augengläsern plangte. Vielleicht, weil ihr strenges Funkeln den natürlichen Blick des Großvaters manchmal zu sehr fälschte. Kurz, der Kleine lechzte darnach, sie vom Antlitz zu reißen. Allerdings reizte der Alte sein Begehren, indem er die Nase ganz nach ihm vorstreckte, um — als der Kleine nach den Brillen haschte, den Kopf zurückzubiegen. Eines Tages, als der Alte auf dem Angerrasen saß, kroch der Peterl ihm sehr lebhaft ins Gesicht, um endlich einmal die Beute zu erringen; um so mehr wuchs aber der Kopf nach hinten. Da glaubte nun aber der kleine Friedl mit eingreifen zu sollen, denn im Haschen und Habenwollen fühlt auch die junge Menschheit sich von gemeinsamem Geiste beseelt. Der Friedl kletterte dem Alten rasch aufs Knie, an die Brust, klammerte sich an, trachtete einen Haarfetzen zu erwischen, um das Haupt nach vorne zu zerren. Ich — ja, ja, ich! — wehrte mich wie ein Löwe gegen die beiden Feinde, erwägend, daß ich zur Zeit nur das einzige Augengläserpaar besaß und daß sie kaput zu machen nachgerade nichts anderes hieß, als mir das Lebenslicht auszublasen! Ein lustiges Kreischen und Lachen begleitete den Kampf und schon wollte es gelingen, mit strammen Armen die Gegner von mir zu schütteln, da kam ein dritter Feind dazu. Der Walterbub. Und der wußte, wo ich meine Achillesferse habe. Ich habe sie an der linken Seite knapp unterhalb der dritten Rippe. Dort bin ich kitzlich. Kaum fühlend, daß an der Stelle die Fingerspitzlein krabbelten, schmolz ich mit kreischendem Gekicher ohnmächtig hin. Traudel hatte anfangs dem Ringen von Ferne ruhig aber mit einiger Verblüffung zugeschaut. Nun sie merkte, dem Großvater ginge es an die Haut, warf sie die Ärmchen in die Luft und schrie: „Nit! Nit! Nit Goßvater weh tun!" Aber das war gerade so, wie wenn bei dem blutigen Kriege zweier Staaten ein dritter Staat mit Zeitungsartikeln beschwichtigen will. Als Traudel merkte, daß ihr Geschrei ganz und gar unbeachtet blieb und der Unterliegende nur noch leichte Zuckungen machte, nahm sie ihre Sandschaufel und warf den Angreifern den ganzen Festungswall ins Gesicht. Die Feinde stoben krächzend auseinander und meine Brillen — sie hingen schon schief über die Wange herab — blieben vor dem Äußersten bewahrt.

Seit dieser schönen Heldentat hat sich das Verhältnis Traudels zu Großvater völlig geändert. Eine schweigende Intimität hat Platz gegriffen. In normalen Zeitläuften kümmert sie sich nicht viel um ihn, alle Gemütsduselei ist ihr ja ein Greuel. Wenn sie aber den Großvater irgendwie benachteilt glaubt, dann tritt sie auf das energischeste ein,

um ihn zu seinem Rechte zu helfen. In allen zweifelhaften Fällen und bedenklichen Situationen stellt sie sich auf Großvaters Seite, besonders wird ihr Auge finster beobachtend, wenn der kleine Peter nach den Brillen tastet.

Löbn und Liab.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

s Lacha und s Zwidasein.

s Lacha
Kann Kranki gsund macha;
Herentgegen s Zwidasein
Bringt Regn statt Sunnschein,
Pflanzt Distln aufn Lebnsweg
Und baut ön Tod an gschwindn Steg.

Sitzt . . .

Sitzt beim Tisch und hast Essn gnua,
Hau zua!

Laßt dar a lästigi Fliagn koa Ruah,
Hau zua!

Geht zu dein Dirndl a fremda Bua,
Hau zua!

Bin valiabt.

Bin valiabt wiar a Rauchfang,
Der raukt, wanns drin brennt;
Und i schau so gwiß drein,
Daß s an iada glei kennt.

Bin valiabt wiar a Sackuhr,
Dö stehn bleibt um vier:
Meini Wünsch und Gedanka
Zoagn grad bis zu dir.

Bin valiabt wiar a Beißzang,
Dö an Nagl auszìagt
Und dö ehnda nöt auslaßt,
Bis s n außa hat kriagt.

Bin valiabt wiar a Haifisch,
Der hungari is:
Der, wann di dawischat,
Der fressat di gwiß!

Da Himml wird rot.

Da Himml wird rot
Wiar a Dirndl, das d bußt,
D Vogerl hebn s Singa an,
Das is a Lust!

Frischa wia s Tau im Gras
Heb i mein Blick:
Daß i koa Schlafhaubn bin,
Herrgott, dös Glück!

Herrgott, i dank da schen!

Guat, wer alloani is,
Wann sei Weg sloani is.
Herrgott, i dank da schen,
Daß d mi alloan laßt gehn,
Daß d ma koa Gspannin hast
Anghängt als schwari Last.

Wohl habn s nu alli gsagt,
Dö i um Rat han gfragt:
D Liab is a süaßi Last!
Aba wanns d gheirat hast — —
Herrgott, i dank da schen,
Daß d mi alloa laßt gehn!

Wann d Sunn wieda kimmt.

Du moanst, es hat dunnert,
Wann s d schnalzt mit da Zung;
Und wann s d stampfst mit n Fuaß,
Es kriagt d Erdn an Sprung.

Schrei zua und stampf zua!
Kam a Sandkerndl rührst,
Kam a Vogerl fliagt auf,
Bis d schon d Müadigkeit gspürst.

Wiar a Kinderl wirst müad
Von dein Stampfn und Schrein,
Wiar a Kinderl machst d Augn zua,
Wirst still und schlaffst ein.

Und wann d Sunn wieda kimmt
Volla Pracht an Tag drauf,
Aft weckt di da Herrgott
Zum Glücklisein auf.

Wann i vaheirat wa.

Wann i vaheirat wa,
Woaß i nöt, wia ma gschah:
Soviel alloan mit ihr —
Was sollt i toan mit ihr:
Himmlwärts engerltragn?
Oda zum Teufl jagn?

Odar a Häuserl baun
Mit an schen Gartnzaun,
Rosnstaudn hin und hin
Und a paar Kinda drin —
Jessas, wia guat ma gschah,
Wann i vaheirat wa!!

A Frag.

A wundaliabs Engerl
Mit Flügln sunnliacht
Guakt außar a wengerl
— Halt grad, daß ma s siacht —
Sitzt drin in dein Augn;
Schau, dös Guckfensterl mag eahm
Wohl gar so guat taugn!

Und a kohlschwarza Gankerl
Aus da gluathoaßn Höll
Mit an sammatan Jankerl
— Du, was will denn der Gsöll
Nebn an Engerl in Augn?
Ja, dös Guckfensterl muaß a
Dem Spitzbüabl taugn!

Dös Teuferl, das glüahdi,
Fangt dö Buabn alli zsamm;
Aba s Engerl, das bhüat di,
Wann s was Schlechts im Sinn habn.
Doh, wia lang — derf ma fragn —
Wird si s Engerl, das liacht,
Mit dem Teuferl vatragn?

Ein Tagebuch.

Am 1. Oktober.

Gelegentlich eines Kriminalprozesses in Innsbruck wird jetzt viel darüber gesprochen, ob ein Geschworener vor Schluß des Gerichtsverfahrens seine Meinung über den Fall jemandem äußern dürfe oder nicht. Die einen sagen, er könne eine Meinung schon darum

nicht äußern, weil er vor Ende des gerichtlichen Verfahrens eine Meinung gar nicht haben dürfe. Wer aber — so frage ich — kann den Geschworenen hindern, in irgendeinem Stadium des Prozesses eine bestimmte Meinung zu haben? Es ist ein Vorurteil, das im nächsten Stadium schon korrigiert werden kann, aber in diesem Augenblick ist es da. Und schließlich kommt's doch in bezug auf das Verdikt nicht auf die Äußerung der Meinung an, sondern auf die Meinung an sich, die richtig oder unrichtig sein kann, ob sie vorwegs geäußert oder nicht geäußert wird. Aber, sagen die andern, eine vorschnelle Meinung äußern heißt in anderen eine Voreingenommenheit erwecken. Was schadet solch eine Voreingenommenheit im Publikum denn besonders? Solche Voreingenommenheiten sind im Volke, das die Gerichtsverhandlung verfolgt, in unendlicher Menge da; kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger an? Anders, wenn das Volk zum Prozeß was dreinzureden hätte. Nur in jenen Kreisen sollte der Geschworene seine Meinung verschweigen, die beim Verdikte beteiligt sind. Das sind die Mitgeschworenen. Und gerade diesen gegenüber darf er sich äußern, gerade die maßgebenden Personen darf er beeinflussen! Das sind Unvollkommenheiten. — Heute hörte ich jemanden sagen: Unvollkommen ist das Richterkollegium und unvollkommen ist das Geschworeneninstitut. Schwere Verbrechen müßten durch Volksabstimmung entschieden werden. „Dasselbe Volk, das indirekt durch das Gesetz spricht, sollte unter Umständen auch direkt seinen Willen erklären dürfen. Nicht darauf kommt er an, ob ein Angeklagter an einer bestimmten Tat mehr oder weniger schuldig sei, sondern darauf, ob der Angeklagte infolge seiner Gesamteigenschaften nach dem Willen des Volkes leben soll oder nicht". Der Ausspruch ist so merkwürdig, daß ich ihn aufschreibe. Vielleicht kommt die tastende Menschheit auch einmal dazu, diesen Weg zu versuchen.

Am 2. Oktober.

Vor einiger Zeit erhielt ich die rührende Zuschrift eines alten blinden Mannes aus Tirol. Derselbe hatte sich um sein geringes Erspartes in ein Kloster eingekauft. Er dürste nach ein bißchen geistiger Nahrung und bat mich um eines meiner Bücher. Ich habe ihm das I. N. R. I. geschickt. Nun schreibt mir der Mann, daß eine gute Klosterschwester ihm einige Tage lang je eine halbe Stunde daraus vorgelesen habe, hernach aber ausgeblieben sei. Auf sein Befragen, weshalb die Lektüre unterbrochen worden, erklärte die Oberin, das Buch hätte ein Prostestant verfaßt, es sei unchristlich, sie müsse erst von Seiner Hochwürden dem Herrn Dekan prüfen lassen, ob es ihm, dem alten blinden Mann, vorgelesen werden dürfe. Dieser hatte — wie er nun mitteilen läßt — in dem Buche Erbauung gefunden und war em-

pört über eine solche Bevormundung und Beschränkung seines geistigen Lebens. Da verunglückte in der Nähe jenes Ortes ein norddeutscher Radfahrer, er kam ins Spital, das neben dem Kloster steht, und als Rokonvaleszent las er im Garten dem Blinden das ganze I. N. R. I. vor. — Nein! Manchmal weiß man wirklich nicht recht, wo der liebe Herrgott hinaus will. Daß er trotz des klösterlichen Verdammungsurteiles dem einsamen Manne zum „protestantischen“ Buche auch den — protestantischen Vorleser schickte!

Am 3. Oktober.

Diese göttlichen Einsamkeiten! Wie köstlich erst im Vergleiche zu den Städten, wo die meisten Menschen nur zwei Bestrebungen haben: Die eine, im Kampf ums Dasein sich vor der Gesellschaft zu wehren, die andere, um sich in Gesellschaft zu unterhalten. Ein notwendiges Übel ist dort die Arbeit und ein notwendiges Übel die Unterhaltung. Jetzt tagt in der Stadt große Festlichkeit. Eine soche Stadt braucht Fremde, um nicht zu verkommen, und die Fremden sollen mit allerhand Ergötzlichkeiten herbeigelockt werden. Bis die Fremden die Ergötzlichkeiten satt sind, einen oder zwei Tage, so lange bleiben sie, dann gehen sie wieder heim und fragen sich verwundert, was denn eigentlich Ersprießliches dabei herausgekommen? Hingegen hier, „fern von des Lebens verworrenen Kreisen“, ein gelassenes tüchtiges Tagewerk und am Abend ein Gang über die herbstlichen Felder. Bald bricht stille Dämmerung herein, die Wolkendecke ist niedergesunken bis auf die Berggipfel. Von fern her der Hall eines Hirten, der mit frohem Lärmen die Herde heimtreibt, dieweilen sein auf dem Felde angemachtes Feuer sachte verglost. Dann wird es ganz still, nur der Ton einer Gebetglocke, man weiß nicht von wannen er kommt, man weiß nicht, ob die Glocke schon aufgehört hat oder ob sie noch läutet. Man ist mutterseelenallein, aber nicht mit seinem armen Menschenkörperlein, vielmehr allein mit der Schöpfung, mit Gott, mit der Ewigkeit — eine selige Einheit mit allem. — Wie einem da ist, das läßt sich nicht sagen, aber nach meinem Empfinden ist es das Süßeste, was man auf dieser Welt haben kann.

Am 4. Oktober.

Als ich die Bergstraße hinanging, sah ich, wie vor dem Paßwirtshaus zwei Pferde mit Wagen standen und ein etwa fünfjähriger Knabe, das Wirtssöhnlein, sollte am Leitriemen die unruhigen Tiere festhalten. Das Büblein wurde mit fortgerissen und war in Gefahr, unter die Räder zu kommen. Ich nahm ihm den Riemen aus der Hand und stieg, um herrschen zu können, auf die Hafersäcke, die im Wagen waren. „Wo ist der Fuhrmann?“ „Im Haus“, antwortete der Kleine. „So geh’ und sage ihm, er solle schnell zu seinen Pferden kommen!“ denn auch mir wollten

sie nicht parieren, doch dachte ich, man dürfe sie nicht allein lassen. Der Fuhrmann kam aber nicht heraus, die Tiere ließen sich nicht mehr halten und trabten mit mir davon. So ging's holperig, aber schnell wegabwärts, ich mit aller Kraft, aber vergebens am Riemen zurückzerrend. Diese Bestien hatten keine Flügel und doch will ich hundertmal lieber den Pegasus bändigen. So war ich plötzlich zu Roß und Wagen gekommen, aber wohin geht's jetzt? Was wird jetzt? Der alte Wegmacher begegnete mir und lüpfte lachend die Kappe vor dem flotten Fuhrwerk. „Pack's Roß!" rief ich ihm zu, da nickte er beifällig und war hinter mir. Der Mann ist ja schwerhörig. Die Pferde mußten schon Heimgier haben, sie trabten immer munterer, es ging scharf abwärts, ich fand zuerst die Schleifschraube nicht, dann konnte ich sie nicht handhaben, heftig schnellte es mich auf den Haferbündeln hin und her. Ich sah schon allerlei Möglichkeiten, da begegnete mir an der Reide der Kohlenführer Patritz. Der merkte sofort, daß das kein Geschäft und kein Sport war, er fiel den Pferden in den Zaum und brachte sie zum Stehen. Er hatte noch die Barmherzigkeit, bei mir zu bleiben, bis endlich der Eigentümer meines Fuhrwerkes fluchend nachkam. „Was gehn denn Ihna meine Rösser an!" rief er zornig, riß mir den Riemen aus der Hand und fuhr davon. Das war in Ordnung, so einen Dank ungefähr hatte ich erwartet. Dann nahm der Patritz mich auf seinen Kohlenwagen und bergan ging es wesentlich langsamer als bergab. „Ich kann's halt nit so gut wie du!" spottete der Patritz.

Am 5. Oktober.

Kam ich wieder einmal in das alte Dorf, das an Herbstabenden so friedlich und dunkel daliegt. Nur aus manchem Fenster schimmerte rötlicher Schein. Außerhalb des Dorfes aber, wo die Au den Fluß entlang liegt, brannten hoch auf Stangen zwei Reihen scharfer Lichter. „Was ist denn das?" fragte ich meinen Begleiter, den alten Wegmacher Markus aus Alpel. „Ja", antwortete dieser, „kennst du sie nit? Das sind B a h r l i c h t e r!" „Bahrlichter? Wieso? Da im Freien, auf der Einsam!" „Es sind Bahrlichter", wiederholte der Markus. „Und weißt, wer da auf der Bahr liegt? Schau just einmal hin, er liegt eh so schön da im roten Glast." Ich sah nichts als Stöße entschälter Baumstämme, Sägeblöcher, wie sie an den Sägewerken aufgeschichtet sind. „Das ist er ja", sagte der Markus, „unser guter alter Bekannter aus Alpel. Wohl, wohl, unser Heimatwald. Der Fischbacherwald, in dem wir als Halterbuben so oft herumgelaufen sind, weißt es noch? Da liegt er jetzt." — Also fand ich ihn wieder, herausgeschleppt aus dem Berggraben zu dem großen Sägewerk, dessen Holzplatz mit elektrischem Licht beleuchtet war. Und wirklich wehte es mich an, als stünde ich an der feierlichen Bahre eines lieben alten Freundes.

Am 6. Oktober.

Mein Töchterl Martha stand auf der Waldheimatwarte, die in großer Einsamkeit aufsteigt, und blickte hinaus ins weite Bergland. Da ist vom bewachsenen Hügel herüber plötzlich ein kurzer, greller Schrei. — Einen Augenblick steht das Mädel versteinert. Der Schrei wiederholt sich, da läuft sie, ja stürzt beinahe die Treppen herab und stöhnt der Freundin zu: „Der Vater! Dem Vater ist was geschehen, er hat um Hilfe gerufen!“ Denn ich hatte sie vorhin allein gelassen und war einen Lieblingsweg gegangen durch jungen dichten Anwuchs hin. Auf ein Angerlein dann gekommen, wo man die Warte sieht, wo ich das lichte Mädel auf der Warte stehen sah, tat ich einen hellen Frohruf und winkte mit dem Taschentuch. Und das war von dem jungen romantischen Mädchenherzen wie ein Hilferuf in der Wildnis verstanden worden. Fast zu Tode erschreckt, in bebender Angst kamen die Mädeln gegen mich her und selbst als sie mich wohlbehalten herangehen sahen, konnte mein liebes Dirndl sich kaum fassen vor lauter Schluchzen. — Bange Herzen sind leicht geweckt und in mir zitterte das süße, wehe Erbarmen nach den ganzen Tag. Aber merkwürdig, merkwürdig, daß das Jauchzen eines alten Menschen wie ein Notschrei klingt!

Am 7. Oktober.

Ein norddeutscher Gelehrter hat vor kurzem in Wien konstatiert, daß man im Ausland vom Wiener Bürgermeister Lueger eine ganz falsche Meinung habe, die von jenen Zeitungen herrühre, so aus Parteiinteressen an diesem Manne kein gutes Haar lassen, während Luegers gemeinnützige Leistungen den nach Wien kommenden Fremden hoch überraschen. Darob wieder heftiges Geschrei in den Blättern, die sich getroffen fühlten. Leute, die vorurteilslos denken und Tatsachen objektiv betrachten können, denen es klar ist, daß bedeutenden Männern manche Schwäche gerne vergeben werden sollte, solche Leute wußten es freilich schon lange, daß Dr. Karl Lueger weit besser ist als sein Ruf, ja daß seine Verdienste als Bürgermeister der Residenz einfach groß sind. Übrigens kenne ich mehr als eine maßgebende Wiener Zeitung, die im Laufe von zehn Jahren von einer scharfen Luegergegnerin zu einer redlichen Luegerfreundin geworden ist. Wozu nun das Geraunze über den norddeutschen Gelehrten, der ohne gehässige Tendenz nur eine Tatsache ausgesprochen!

Am 8. Oktober.

Fand ich in meinen alten Schriften ein gewaltiges Drama. Vor sechsunddreißig Jahren hätte das aufgeführt werden sollen. Es ist sehr kraftgenialistisch und staatsgefährlich. Die Zensur hat manche Seite, die eigentlich die schönste war, durchkreuzt. Unter anderem auch in einem

grandiosen Satze die Worte: Gott weiß es! gestrichen. Darüber hatte ich damals mit dem Polizeibeamten eine Unterhandlung gehabt. Der wohlwollende Mann machte aufmerksam, daß der Ausdruck in dem sonst profanen Stücke eine Gotteslästerung bedeute, er riet mir dafür zu setzen: Der Himmel weiß es. Dagegen erlaubte ich mir die Bemerkung, daß der Himmel an sich nichts wissen könne, weil er keine Person sei. Das gab der einsichtsvolle Beamte zu und sagte: „So nennen Sie irgend jemand!“ Darauf ich übermütig: „So dürfte es, um alle Blasphemie zu vermeiden, vielleicht heißen: Der Herr Polizeirat weiß es? Denn der Herr Polizeirat wissen es jetzt ja wirklich.“ Achselzuckend antwortete er: „Dagegen habe ich nichts einzuwenden.“ So hat hernach der betreffende Satz gelautet: „Wenn es Wahrheit ist, daß die Kanaille mir untreu ward, so — der Herr Polizeirat weiß es! — ersteche ich sie wie ein Kalb!“

Am 9. Oktober.

’s ist wirklich so, die alte Welt geht unter. Ich erschrak nicht wenig. Die Bauern verkaufen ihre Götter. Eine ältliche Bäuerin, gutmütig und bieder nach altem Schlage, fromm und freundlich und ein wenig schlau dabei, die seit Jahren Eier ins Haus brachte, die kam heute mit einem verhüllten Korb zum Nachbar. Eier habe sie diesmal nicht. Also Obst? Auch Obst nicht. Es sei was anderes. Sie habe gehört, daß die Frau so alte Sachen zusammenkaufe. — Ob es Zinn sei? — Nein, Zinn sei es nicht, wenn es Zinn sein müsse, dann sei sie schon nicht an der rechten Tür. Eine alte Muttergottes wär’s halt. Sie tat ein aus Holz geschnitztes Bild hervor, die Maria mit dem Kinde. Ganz ähnlich, wie das Gnadenbild in Mariazell, auch von derselben Größe. Die Maria rot angestrichen, das Kind grün; beide auf dem Haupte Krönlein. Eine alte, unbehilfliche Schnitzerei. Ja, woher sie dieses Bild habe? Mein Gott, bei ihnen daheim in der alten Hauskapelle sei es gestanden, gewiß schon hundert Jahre; ihr Großvater und Urgroßvater hätten schon ihren Rosenkranz davor gebetet. Jetzt, weil die Kapelle zusammenfalle, wolle sie das Bild hergeben. Was sie dafür haben wolle? „O du mein, was wird denn so ein altes Figurl wert sein. Viel Schönes ist nit dran.“ So an vierzig Kreuzer habe sie gedacht; nun, was man halt geben wolle. Die Frau gab der Bäuerin für das Bild einen Gulden. Erst, dünkt mich, hat die Bäuerin ein wenig gestutzt darüber, daß solches Bild so gut bewertet wurde. Hatte sie doch gemeint, es wäre wertlos. Wenn die Frau einen Gulden dafür gibt, ist es sicher noch mehr wert. Sie sagte nichts, aber man merkte ihr an, daß sie sich für übervorteilt hielte. Etwas ungleich ging sie davon, doch von dem Gemütswert dieser uralten geweihten Hausstatue scheint ihr nichts eingefallen zu sein. Das Bildnis

wurde in einen Wandwinkel gestellt, zwischen profane Dinge hinein. Ich stehe davor und betrachte es und bin nachdenklich. Ein wunderliches Zeichen der Zeit. Sie verkaufen . . .

Am 10. Oktober.

War der Tiroler Bildhauer Jakob Gliber bei mir. Aus Ainet bei Lienz. Derselbe, der unter vielem andern manches schöne Bildwerk für die Wiener Votivkirche und für die Admonter Stiftskirche geschaffen hat. Die kunstvolle Blasiusstatue über dem Hochaltar der Admonterkirche ist ebenfalls nach seinem Entwurf. Sein Wesen und Gehaben ist das eines alten, gescheiten Tiroler Bauers. Er ist 81 Jahre alt, kann nun aber in seiner Kunst den Grödnern nicht mehr recht standhalten, verlegt sich daher auf die Musik, da können die heiseren Grödner nicht nach. Mit einer Laute reist er über Berg und Tal und singt Volkslieder. So ist der rüstige Greis vor kurzem vom Glocknerhaus, wo er acht Tage gesungen, über die Pfandelscharte nach Gastein gewandert, dann nach Wien. Im nächsten Winter will er den Grazern einmal was vorsingen. Er möchte nämlich Geld zusammenlocken zur Hebung der Kirchenmusik und für eine Volksliederanstalt in seinem Heimatsdörfchen.

Am 11. Oktober.

Ich erlebe nichts mehr. In früheren Zeiten brachte ich fast von jedem Spaziergang Beute mit heim. Ich band eben an mit Leuten, die mir begegneten, plauderte, scherzte mit ihnen, erzählte und ließ mir erzählen. Jetzt finde ich das nicht mehr an ihnen, was ich suche, es ist ein anderes Geschlecht. Mit einem fremden Gruß geht man aneinander vorüber. Ich bin auch besorgt geworden um meinen guten Leuteglauben. Die meisten Leute sind nur an der Oberfläche liebenswürdig, schürft man zu tief, so kommt Ungutes zum Vorschein. Man erfährt's und weicht ihnen dann in weitem Bogen aus. „Von Leutn weit weg, recht weit weg, sans guat liebn!" sang ein Waldpoet schon vor dreißig Jahren. — So hält man sich auf seinen Wanderungen an die Natur, aber schließlich gibt auch die nichts, als uns selbst. Wie wunderschön hat sich heute meine heitere Seele gespiegelt am sonnigen Herbstabend. Dieses Farbenleuchten an Waldhängen habe ich selten so klar gesehen. Die Fichten schwarz, die Buchen rot, die Lärchen gold. Und rot wie einst die Erdbeeren, so jetzt deren Blätter. Und kupfern-schillernd das Brombeerlaub und gelb die Blätter der blaublühenden Enzianen. Die Sonne schleicht arg südlich den kürzeren Weg in ihren Abgrund, da ist um mich auch schon alles erloschen und die Waldberge liegen schwarz unter dem Himmel. Hinter denselben aber stehen in schauriger Glut die Felsen des Hochgebirges — nur für wenige Minuten, dann sind auch sie ausgelöscht und am Himmel wachsen die Sternlein herab. Ich sitze nächtig auf dem

Stein und fällt mir aufs Herz die ungeheure Veränderung, die in kaum einer Stunde da vorgegangen ist. Tag und Nacht! In keiner Minute hat man eine Änderung gesehen und doch war es erst licht, eine helle, grelle Welt, und jetzt alles versunken in Dunkelheit. Ich betrachte die blasse Milchstraße, in der, wie überall, die Sterne stehen. Und da fällt mir ein, daß man die Milchstraße immer an der gleichen Stelle sieht, quer über den Zenith hin von Nordost nach Südwest. Wie kann sie denn stillstehen? Sie müßte ja auch wie alles Gestirn sich nach Westen ziehen im Laufe der Nacht. Mir wird ganz unheimlich über das plötzlich entdeckte Riesenloch in meinen astronomischen Kenntnissen. Da muß man doch eilends einen Gelehrten fragen.

Am 12. Oktober.

„Lieber Freund!" sagt heute der Gelehrte. „Sie waren gestern nur verwirrt. Natürlich reigen auch die Gestirngruppen, die wir mit dem Namen Milchstraße zusammenfassen, den ewigen Kreislauf. Vielleicht sehen Sie den blassen Streifen nur deshalb immer ungefähr an der gleichen Stelle, weil Sie ungefähr um die gleiche Stunde zu ihm aufschauen. Gucken Sie einmal spät nach Mitternacht, da werden Sie nicht bloß die funkelnden Straßenwanderer, sondern auch die lichte Straße in einer anderen Gegend des Himmels finden. Der „Gelehrte", der mich so belehrte, war ich selber, denn weitum in der Gegend ist weder Astronom noch astronomisches Lehrbuch, und so ist man halt Sterngucker auf eigene Faust. Und auch durch dieselbe, in Ermanglung eines Teleskops.

Am 13. Oktober.

Auf Einladung des Vereines „Deutscher Bund" wieder einmal die alte Eisenstadt Steyr besucht — das nördliche Tor zu unserem Erzberg. Als ich vor 40 Jahren zu Fuß wanderte von Hieflau bis Steyr, zwei Tage der grünen, tiefbettigen Enns entlang, da pochten noch allenthalben die kleinen Eisenhämmer, mit Sicheln, Sensen, Nägeln, Tisch- und Taschenmessern die halbe Welt versorgend. Jetzt läßt die rasche Eisenbahnfahrt keinen Einblick mehr zu in das Leben und die Arbeit des Volkes. Ich fuhr von meinem Heimatstale aus dahin einen ganzen sonnengoldigen Herbsttag und noch zwei dunkle Abendstunden, dem Feste zu. Dieser Vereinsabend war der Typus eines gemütlichen deutschen Geselligkeitsfestes. Aber als die Festreden, Festsprüche, Festblumen, Festkränze anfingen, mir zu gelten, floh ich vorzeitig in mein Hotel — so anmutsvoll auch das Mädchen war, das mir Rosen und Lorbeer überreicht. Alles so lieb und gut, aber es erdrückt mich. Ich ging nach Steyr, um dem nationalen Zweck mein Scherflein zu opfern, aber nicht, um gefeiert zu werden. Immer peinlich, wenn man seinen „Ruhm" gar so unmittelbar erlebt.

Am 14. Oktober.

Auf der Rückfahrt nach Steiermark mit einem Schweizer über Land und Leute gesprochen. „Eure Steiermark“, sagte er, „ist die größte Zukunftsgefahr für die Schweiz. Wenn das wilde Gebirge wieder einmal aus der Mode kommt und das Liebliche und Wohnliche der Landschaft gesucht wird, dann lassen die Engländer und Amerikaner die Schweiz rechts liegen und gehen bis an die Enns, an die Mur, an die Drau.“ Uns kann's recht sein. Aber dann kam anderes vom Schweizer. Der Mann war Antialkoholist und verglich im Laufe des Gespräches den Weingeist und den Schöngeist in den Unterhaltungsbüchern — beide Geister hätten die gleiche Wirkung. „Unter dem Vorwande der Anregung stumpfen sie den Menschen ab, schwächen die persönliche Kraft, verflachen den Charakter und wirken zersetzend. Nichts schädlicher, besonders für junge Leute, als viel Belletristik zusammen zu lesen, Romane zu verschlingen. So wie es Leute gibt, die täglich den Wein literweise trinken, so gibt es Leute, die täglich ein ganzes Buch verschlingen. Jene wie diese verblöden.“ — Es ist hart für einen Belletristen, solches hören zu müssen, und um so härter, als ich mir Ähnliches selbst schon gedacht habe. Überall werden jetzt Volksbibliotheken gestiftet. Man nehme sich inacht! Der Mensch soll lesen. Auch der Bauer und der Handwerker. Aber wenig und gründlich und das Richtige. Ein Mensch, der monatlich ein Buch verdaut, wird geistig gedeihen; wer aber wöchentlich ein paar Bände frißt, der wird ein Trottel. Die Volksbibliotheken-Gründer und Verwalter setzen ihren Stolz darein, nur recht viele Bücher beisammen zu haben und möglichst viele Leser zu gewinnen. Möchten sie doch ein bißchen tiefer denken! Gerade von der Volksbibliothekspraxis des deutschen Bundes in Steyr wäre zu lernen. Wir brauchen ein Lehrbuch für die Auswahl und Handhabung der Volksbibliothek. Wer wird es schreiben?

Am 15. Oktober.

In dem so viel Aufsehen erregenden Hohenlohe-Tagebuch — was Bismarck anbelangt — konnte man doch nicht gar so viel Außerordentliches finden. Ungefähr so hat man sich einen Bismarck ja immer gedacht, ungefähr so machen es die großen Diplomaten alle. Aber eine Illusion ist mir durch Hohenlohes Veröffentlichung zerstört worden. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß nach den Ereignissen der Jahre 1870—1871 Bismarck in seinen Kreisen, besonders beim Berliner Hofe, die bewundertste und angebetetste Persönlichkeit gewesen sein müßte. Statt dessen stellt sich nun ans Licht, daß der Schmied des Deutschen Reiches mitten im geeinigten Vaterlande von lauter grimmigen Feinden umgeben war. Aber auch daran ist, wie die Menschen schon einmal sind, im Grunde genommen, nicht viel Verwunderliches.

Am 16. Oktober.

Ein Bauer in seiner Kornmühle. Er machte feines, weißes Mehl, hob eine Handvoll aus dem Mehlkasten und betrachtete es mit Wohlgefallen. Der Seppel ist noch einer vom alten Schlage. Er kann das Mahlen so gut wie das Schmieden, das Ölpressen, das Webern, das Gärben, und sein eigentlicher Beruf ist doch nur das Feldbauen, Viehzüchten und Holzwirtschaften. Wir redeten von Schule und Bildung, und ich meinte, es sei auffallend, daß der Bauer weniger bildungslustig und wissensdurstig sei, als etwa der Fabriksarbeiter. Darauf gab mir der Bauer folgende Antwort: „Ja, mein Lieber, das wird halt so sein: Die einförmige (zumeist mechanische) Beschäftigung eines Fabriksarbeiters kann den Geist nicht satt machen. Der Bauer hingegen hat so Vielfaches zu tun und zu denken, daß er für andere Weisheiten keine Zeit und keine Lust hat.“ — Dieses Wort eines „ungebildeten“ Bauern hat mir gut gefallen.

Am 17. Oktober.

Kam ich auf meiner Wanderung zu einer Wegkapelle, in der das aus Holz geschnitzte Bild des heiligen Sebastian steht. Fast lebensgroß, entblößt, mit zahlreichen Pfeilen bespickt, wie das bei dieser Figur dargestellt zu werden pflegt. Hier aber waren die Pfeile herausgezogen und die Wunden mit Leinwandpflastern überklebt. Beim nächsten Bauernhofe erkundigte ich mich, wer den armen Heiligen denn endlich einmal in ärztliche Behandlung genommen habe. „Jo, jo“, sagte der Bauer lachend, „die olt Luisl. Däs hot die olt Luisl ton. A sechs Wochn eingspirt is s gwen. Da Herr Dokta hot s einspirn lossn, weil s ollaweil kurpfuscht hot mit Glodern und Solban. Hiaz, weil die Olt ban Leutn neama kuriern därf, geht s d Heilin on. A naraschi Dudl.“ — Närrisch! Närrisch mag sie freilich sein. Aber ein gutes Leutel wird sie auch sein. Nicht? Weil sie den anderen Leuten in ihrer Weise nimmer Gutes tun darf, will sie's den Märtyrern tun. Euch Gescheiten fällt's ohnehin nicht ein, diese Heiligen vom Leiden zu erlösen, will sagen, diese widerwärtigen Bildnisse wegzuräumen. Die alte Luisl verklebt deren Wunden wenigstens mit Lappen. Eine Guttat und eine Andacht, auf die die Frommen sonst nicht zu kommen pflegen.

Am 18. Oktober.

Siebenundzwanzigster Jahrestag seit meinem ersten großen Asthmaanfall. Solche Tage merkt man sich, aber man feiert sie nicht. In den ersteren Jahren waren die Asthmaanfälle besonders heftig, stets mit Bronchialkatarrh verbunden. Der Zustand trat zumeist im Sommer auf, fast alle Monate, allemal 8 bis 10 Tage lang; darunter Stunden unbeschreiblicher Qual. Alle Mittel dagegen zeigten sich wirkungslos, die Sache nahm stets den gleichen Verlauf und die gleiche Wiederkehr. Seit

fünfzehn Jahren aber bewährte sich der Rauch des holländischen Stramoniumkrautes, der in die Lunge gesogen wird, als vortreffliches Linderungsmittel. Es stillte nach jedem Gebrauch das Asthma auf vier Stunden, zeigte sich aber in letzterer Zeit als nicht ganz verläßlich, obschon die Anfälle im allgemeinen milder wurden. Nun bin ich durch Zuschriften aus der Schweiz, aus Deutschland, aus Amerika aufmerksam gemacht worden auf eine neue Asthmaheilmethode von Nathan Tucker („Onaway London“). Ein Apparat, durch den man sich eine Flüssigkeit in die Nasenhöhlen stäubt. Alle Zuschriften waren voll des höchsten Lobes, doch zögerte ich — Humbug fürchtend — lange, mir den ziemlich kostspieligen Apparat mit der geheimnisvollen Flüssigkeit zu bestellen. Endlich, vor einigen Monaten tats meine Frau für mich. Bei jeder Asthmaanwandlung wende ich das Mittel nach beigegebener Vorschrift an — und siehe, das Leiden lindert sich noch weiter. Die Einstäubung, die in die Athmungsorgane dringt, wirkt ganz unmittelbar, das Unbehagen, die Athemnot ist wie weggeblasen. Ich gebrauche das Mittel bei jedem Anzeichen eines beginnenden Asthmas: einmal versäumte ich's, das Asthma wurde überaus heftig, aber auch in diesem Stadium hat das Mittel sofort geholfen. Der Erfinder sichert bei fortgesetztem Gebrauch gänzliche Heilung zu, was auch private Zuschriften von Freunden und Lesern aus der Ferne bestätigen. — Ich bin sonst für exotische Heilmittel nicht leicht zu haben und am wenigsten mache ich dafür Propaganda — diesmal aber mußte ich's doch den Leidensgenossen sagen, was mir zur Erleichterung geworden ist.

Am 19. Oktober.

Ein Staatsstreich in Berlin. Ein Mann in Berlin, (der Name tut nichts zur Sache, besonders, da man ihn nicht kennt) verkleidet sich in einen königlichen Hauptmann, requiriert aus einem vom Übungsplatz zurückkehrenden Trupp Soldaten zwölf Mann, fährt mit ihnen nach Köpenick, besetzt das Rathaus, nimmt den Bürgermeister und den Kassier gefangen, läßt sie nach Berlin abführen, er selber fährt mit der Kassa ab. Also geschehen dieser Tage nächst der deutschen Metropole. Es war wohl auf die Sparkasse-Millionen von Köpenick abgesehen, doch erbeutete der Gauner nur wenige tausend Mark. Für den genialen Feldzug ein mäßiger Sieg. Der sich aber von anderen Feldherrnsiegen dadurch unterscheidet, daß er kein Blut kostete. — So hätte nun auch das Weltreich der Gauner seinen Alexander, seinen Cäsar, seinen Napoleon.

Am 20. Oktober.

Nach dem sehr lückenhaften Fremdenbuch und meinen Aufzeichnungen kamen während dieser fünf Sommermonate in mein Haus 219 persönliche Besuche. Etwa 90 dieser Besuche blieben nicht über

eine halbe oder eine Stunde. Ein größerer Teil nahm bei uns mehrtägigen Aufenthalt.

Am 21. Oktober.

Abschied von der Waldheimat. Auf Bergeshöhe die Warte. Ringsum und tief unten im Goldscheine gilbender Lärchen liegt herbstlich besonnt, still und feierlich das Paradies der Jugend. Es schweigt. Hat es mir nichts mehr zu sagen? Nur mancher alte Baum oder Strunk, oder Steinhaufen flüstert noch alte Geschichten. Ich wende mich ab — 's ist alles vorbei. Ein letzter Blick noch, ein Dank und ein Lebewohl. Dann möge der Winter kommen und dich in seine weiße, weiche, tiefe Baumwolle wickeln. Ich gehe in die große, glänzende Stadt. Vor dem Waldschulhaus stehen vierzig arme Kinder und blicken mir nach.

Am 22. Oktober.

„Das literarische Echo" hat eine Rundfrage ausgeschickt an 150 deutsche Schriftsteller, ob sie bei ihren Arbeiten Alkohol zu sich nehmen, ob sie durch den Alkohol Steigerung oder Verminderung ihrer Schaffenskraft wahrgenommen, und was sie über die Alkoholfrage im allgemeinen dächten. Diese Rundfrage haben 115 Schriftsteller beantwortet, und zwar mit einer größeren Übereinstimmung, als das sonst bei derlei Rundfragen vorzukommen pflegt. Die meisten versichern, daß sie vor und während ihrer Arbeit keinen Alkohol zu sich nehmen, fast alle, daß — ob nun bei zufälligem oder absichtlichem Alkoholgenusse — ihre geistige Arbeitskraft nicht gestärkt, sondern vermindert wird. Nur bei der Konzeption erweise sich der Alkohol oft als vorteilhaft, so auch bei der Plänefassung, während er bei der Ausführung nur hemme und schwäche. Im übrigen sind dem mäßigen Weingenusse zum Zwecke der Zerstreuung und Geselligkeit fast alle gewogen. Nur etliche Abstinenzler sind, die es aber auch nicht wären, wenn bei der schwachen Menschennatur im allgemeinen die völlige Enthaltsamkeit nicht das einzige Mittel wäre, um — sich nicht zu versaufen. Ein gutes Wort spricht Philipp Langmann: „Merkwürdig, daß wilder Wein und wilder Hopfen Schlingpflanzen sind, die den jungen Baum niederdrücken und ersticken." Und J. V. Widmann sagt: „Mir scheint es richtig, in edlen Wein kein Wasser, aber auch in den kastalischen Quell — keinen Wein zu schütten." Mir ist in der abendlichen Erholungsstunde der Viertelliter Tiroler ein angenehmer Gesellschafter. Zu einem Kameraden im Beruf aber könnte ich ihn nicht brauchen. Der Kerl ist mir zu geistreich und zu kraftarm. Ein geschwätziger Plänemacher, aber ein lüderlicher Arbeiter.

Am 23. Oktober.

Heute nach fünfmonatlichem Landaufenthalt in die Einsamkeiten der Stadt zurückgekehrt. Zur Stunde, da diese Anmerkung geschrieben wird, leuchten die elektrischen Kugeln zu den Fenstern

herein und überstrahlen das schlichte Lampenlicht im Zimmer. Ununterbrochenes Wagengerassel rauscht draußen wie ein Bergstrom. Und das Landhaus, das gestern um diese Zeit noch belebt war von Gästen, Kindern, Packern und dem zielbewußten Kommando der tapferen Hausfrau, steht jetzt still und verlassen im Mondenscheine. Der Sommer ist dahin. Ein ziemlich unruhiger, unfruchtbarer Sommer für mich. Fast nichts geschrieben, wenig gelesen, mancherlei gesonnen und geträumt und in Gesprächen mit unterschiedlichsten Leuten viel leeres Stroh gedroschen. — Aber Berg und Alm, Wald und Fels, Tal und Wasser habe ich mitgebracht eine Hirnschale voll, nur die Augen brauche ich zu schließen und — ich sehe, durch die poetische Ferne noch verschönert, alles wieder. Und das ist meine Beute vom Sommer.

Am 24. Oktober.

Mein Sohn Hans, der das vorige Semester auf der Züricher Universität zugebracht, ist heute mit seiner jungen Frau abgereist nach Heidelberg, um an der altehrwürdigen Ruperto Carola seine soziologischen Studien zu vervollständigen. Er war schon auf gutem Wege zu einer gesicherten Stelle als Jurist; aber die Sehnsucht nach seinem Lieblingsstudium ließ sich nicht bändigen. So hat er in rührender Wissenschaftsgläubigkeit den weiten, umständlichen Weg durch die Lehrkanzel zur Lehrkanzel gewählt. Möge er sein Ziel in einer von mir noch absehbaren Zeit erreichen! Mit welch gehobenen Empfindungen blicke ich ihm nach auf den Weg nach Heidelberg!

Am 25. Oktober.

Bei meiner Freude an neuen Verkehrswegen befuhr ich gestern die Grazer Tramwaystrecke nach St. Peter und ging dort auf eine Höhe der Petersberge. Schöner Blick auf das weite, ortschaftenreiche Grazerfeld und die westlichen Alpen, auf Graz und dessen Gebirgshintergrund, über dem zur Stunde abendliche Gewitterstimmung lag; vor deren dunklen Bläue trat die Stadt scharf und hell hervor. Der Blick auf Graz ungewohnt. Hierher verirrten sich bisher nur wilde Spaziergänger. Ebenso wild ist der prachtvolle Aussichtspunkt, ohne Weg, ohne Wegweiser, ohne Bank. Oft hat's mich schon gewundert, daß in unserer sonst so geschäfts- und fortschrittsregen Zeit gerade die Bevölkerung der Umgebung von Graz so bescheiden ist. Da weiß man anderswo, sogar in entlegenen Gegenden, den Vorteil viel besser auszunützen. St. Peter bei Graz müßte der Lage nach ein gar beliebter Ausflugsort der Städter werden. Aber die vielen Wirtshäuser allein tuns nicht.

Am 26. Oktober.

„Aber Herr!" rief mir heute jemand ganz überlaut ins Gesicht, „Sie müssen ja Tag und Nacht arbeiten. In allen Zeitungen

findet man Ihre Beiträge, in Monatsschriften, in Wochenblättern, in Tagesblättern, in Witzblättern, in Fachblättern, in kleinen und großen — überall Arbeiten von Ihnen. Das muß Geld geben!" — „Und Sie", hatte ich darauf zu antworten, „müssen in keinem Blatte meine Beiträge lesen, sonst fiele es Ihnen wohl auf, daß es vielfach dieselben sind. Sie werden doch nicht glauben, daß ich für alle Blätter, in denen Sie mich finden, arbeite. Es sind, mit verschwindenden Ausnahmen, Nachdrucke, und die meisten — unberechtigt." „Und freut Sie das nicht sehr?" „Aber natürlich. Doch bisweilen verklagt man so einen Freibeuter; das haben die Herren übrigens nicht gern und nennen es undankbar, wenn man grob wird dafür, daß sie so uneigennützig den Ruhm verbreiten." Mit diesem „Ruhm verbreiten" hat sich tatsächlich vor etlichen Tagen einer zu entschuldigen geglaubt, der eigenmächtig eine größere Erzählung von mir in seinem Blättchen abdruckte, natürlich ohne Quellenangabe, hingegen mit dem Vermerk „Nachdruck verboten". Schon früher ereignete es sich einmal, daß ein unbefugter Nachdrucker aus dem Originaldruck das Sätzlein mitdruckte: „Nachdruck verboten". Darüber zur Rede gestellt seine Antwort, er habe geglaubt, dieser Satz gehöre zur Novelle als Motto.

Am 27. Oktober.

Der Sieger von Köpenick ist gefangen! Ein simpler Schuster ist es. Ein 57jähriger Mann, der nie Soldat gewesen, der sich nur in Strafanstalten ausgebildet, hat mit preußischer Heeresmacht das Rathaus von Köpenick erobert. So hat die Komödie nun auch ihren guten Schluß. Nun befriedigt sie fast allgemein. Selbst die braven Köpenicker haben nur Nutzen davon; die paar Mark, die ihnen noch entgehen (den größten Teil des Diebstahls hat der gewissenhafte Hauptmann ja noch im Sack gehabt), sind reichlich vergütet durch den Fremdenzuzug, dessen sich die nun so berühmte Stadt erfreut. In dieser vergangenen Woche war halb Berlin draußen, um das merkwürdige Rathaus von Köpenick zu bewundern. — Durch die Entdeckung des Helden ist aber eine Lebenshoffnung zerstört worden. Erst vor ein paar Tagen hat mir ein armer Teufel gestanden, er wolle nun nach Berlin gehen und sich für den „Hauptmann" ausgeben, da ihm sonst alle Anstrengungen, berühmt zu werden, bisher fehlgeschlagen hätten. Nun ist auch diese Aussicht, als der gescheiteste und kühnste Mann von ganz Europa eingesperrt zu werden, dahin. Manche Leute haben halt kein Glück.

Nachdem wir über die Köpenicker Geschichte einmal genug gelacht haben, erinnern wir uns auch an ihre ernsten Seiten. Sie macht Schule. Da der Gaunerstreich überall bejubelt und verherrlicht wird, lockert er das sittliche Bewußtsein und setzt das Gaunertum der ganzen Welt in einen noch frecheren Schwung. Und trotzdem wird es

selbst für die Richter des ollen Wilhelm Vogt schwer halten, ihr ernstes Gesicht zu bewahren.

Am 28. Oktober.

Besuchte ich die Räume des alten Handelsakademie-Gebäudes, wo ich von 1865 bis 1869, als Gast aufgenommen, mir eine allgemeine Bildung aneignen konnte. Reale wie humanitäre Lehrgegenstände wechselten in gutem Gleichgewichte ab, so daß bei mir in diesen vier Jahren gewiß ein besserer Erfolg erzielt wurde, als wenn ich ein Gymnasium absolviert hätte. In dankbarem Gedenken drängte es mich, noch einmal die Lehrzimmer zu sehen und meiner Professoren zu gedenken, die unter zwei einzigen Ausnahmen alle auf die ewigen Ferien gegangen sind. Mehrere meiner damaligen Lehrer waren kaum älter als ich gewesen und standen mir, dem „Waldbauernbuben", in der Not meines ungeübten Fassungsvermögens wie Freunde bei, während ältere Lehrer sowie auch der Verwaltungsrat der Anstalt väterlich für mich sorgten. Als ich nun heute in jenen Zimmern stand, sonntägig still war's um mich, tauchte jene für mich so ernste und doch ach wie glückliche Zeit mit allen ihren Gestalten so lebhaft auf, daß ich sie alle leibhaftig sah, die Professoren Dawidowsky, Alwens, Falb, Bischof, Ruck, Wallnöver, Subicz, Winter, Botteri, Challomel u. s. w. und die Kollegen, wovon auch nur mehr wenige am Leben sind. Wie ersprießlich sind unserem Herzen solche Geistererscheinungen! — In das Gebäude ist jetzt eine Realschule übersiedelt, während die Handelsakademie vor wenigen Tagen in ihren neuerbauten Palast einzog. Sie ist erfreulich emporgekommen und Staatsschule geworden. Obwohl nun weder Person noch Lokal mit jener Zeit mich verbinden, immer werde ich diese Anstalt segnen.

Am 29. Oktober.

Die weißen Gestalten im Grazer Stadtpark sind verschwunden — es kommt der Winter. Knapp vor Allerseelen wollen die Unsterblichen zurücktreten, dieser Tag gehört den Toten. Den Statuen der Dichter Friedrich Schiller, Anastasius Grün, Robert Hamerling hat man Hütten gebaut, aus Besorgnis, sie könnten vom Zahn des Winters zu scharf benagt werden. Denn nicht bloß die Leiber der Großen sind hinfällig gewesen, auch die sandsteinernen und marmornen Denkgestalten sind es, die man ihnen gesetzt hat. Wie bald gehen auch solche Denkmäler den Weg alles Irdischen, es vergehen die Bücher der Dichter und die Buchstaben sind vergessen. Nur der Geist ihrer Werke, namenlos geworden, lebt und waltet fort. Man sollte sich von ihnen kein anderes Bild machen, als das wir uns nach ihnen bilden. Wenn Ostern kommt, steht der sandsteinerne Anastasius wieder auf. Und auch die anderen. Nichts weiter.

Am 30. Oktober.

Träumte mir, in den Kellern der Nationalbank sei aus Zufall ein Beamter eingeschlossen worden. Anfangs habe er sich heiser geschrien, vergebens. Dann sei er zwischen den eisernen Truhen, die Milliarden bergen, verschmachtet. Aufgewacht fielen mir jene modernen Industriestaaten ein, die ungeheuere Reichtümer erzeugen, aber kein Brot. Wenn sie einmal eingeschlossen werden, müssen sie verschmachten.

Am 31. Oktober.

Heute ist die „Kleinoschecker" altdeutsche Weinstube: „Zum Krug im grünen Kranz" nach 25jährigem blühenden Bestande aus Baulichkeitsgründen geschlossen worden. Ich war im Kreise meiner Freunde der letzte Gast, wie ich einst der erste gewesen. Diese Weinstube, von uns „der Krug" genannt, hat zur Winterszeit wöchentlich einmal eine Tafelrunde beherbergt (suche 6. Jänner), der ich gar viele Erholung, Erheiterung und Anregung zu verdanken hatte, wozu allerdings weniger der Alkohol, als die Gesellschaft beigetragen. Der letzte Abend verlief ohne Übermut und ohne Sentimentalität. Mir war aber bei dem letzten Blick in den trauten Raum zu Mute, als wäre es der Abschied von einer lieben Person, denn ich empfinde es oft so, daß Sachen, die uns lange im Leben dahinbegleiten, allmählich eine Seele bekommen, einen Teil unserer eigenen Seele. — Otto Sommerstorff, der während seines Grazer Aufenthaltes der Tafelrunde angehört hat, sandte uns aus Berlin ein Begrüßungsgedicht, welches — ohne daß der Verfasser von der Schließung der Weinstube wußte — zum Abschiedsgruß geworden ist. Es lautet:

Da sitz' ich wieder nun auf märk'schem Sande,
Vom Lärmgewühl der Riesenstadt umtost,
Und Heimweh packt mich nach dem Steirerlande,
Ich schau um mich und finde wenig Trost.

Ich sehe nichts als starre Häusermassen,
Kein Bergwaldgipfel, der herniederschaut,
Ich sehe nichts, als endlos lange Gassen,
Und Menschen, Menschen ohne Zahl — mir graut!

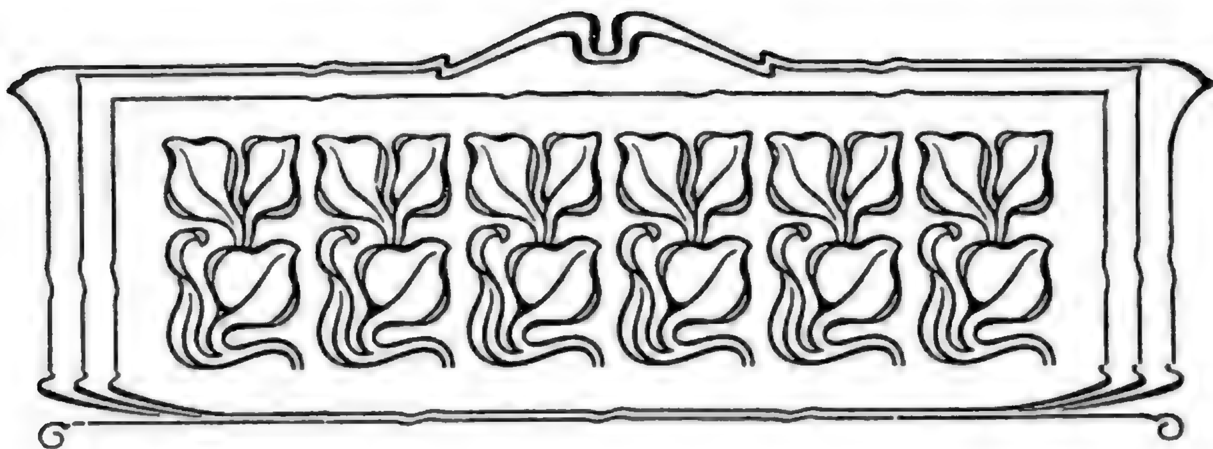
Die Spree erscheint mir wahrlich auch nicht schöner,
Seit ich sie mit der stolzen Mur verglich,
Der Kreuzberg, dieser Stolz der Spreeathener,
Wie klein, o Schöckel, ist er gegen dich!!

Wie „klein o Schöckel"? — Liegt in diesen Lauten
Ka=lauernd nicht ein trauter Klang versteckt?
Mich mahnend an den Namen, den vertrauten,
Der mir die freudigste Erinnrung weckt?!

Ja „Kleinoscheg"! — Du Krug im grünen Kranze,
Du Hort des Frohsinns und der Weisheit Quell,
Wie hab ich mich gelabt, gesonnt im Glanze,
Der von dir ausgeht, strahlend, rein und hell!

Und Freitag ist es. — Um die achte Stunde
Kehr' ich im Geiste freudig bei Euch ein.
Heil dir, du Geistesritter=Tafelrunde,
Ich grüße dich und dankbar denk ich dein!

Otto Sommerstorff.



Kleine Laube.

Habsburger Anekdoten.

In einem schwarz-gelben Umschlag, mit dem Porträt des Kaisers geschmückt, ist soeben ein Buch erschienen, das für jeden Österreicher von besonderem Interesse sein wird: „Habsburger Anekdoten" von Dr. Franz Schnürer (Robert Lutz, Stuttgart). Mit diesem Buch ist zum erstenmale der Versuch gemacht worden, das Anekdotenmaterial, das über die Habsburger Dynastie bis auf den heutigen Tag vorhanden ist und soweit es zu patriotischen Zwecken für die Öffentlichkeit taugt, zu vereinigen. Die kleinen und kleinsten Charakterzüge, die hier gesammelt sind, erwecken in uns oft eine sinnlichere Vorstellung von dem Wesen jedes einzelnen, geben uns ein schärferes Bild von seinem Charakter und seiner Bedeutung als politische Großzüge.

Und dabei haben die Anekdoten den Vorzug, uns die betreffenden Fürsten menschlich nahe zu bringen, wir blicken durch den Kaiserpurpur hindurch in ihr Inneres, das oft durch eine einzige Anekdote schlaglichtartig erhellt wird. So ziehen sie vor dem Leser vorüber, von Rudolf I., dem ersten Habsburger auf dem Kaiserthrone, bis zu Franz Josef, dem ehrwürdigen Herrscher von Österreich, wobei wir sie alle in den Eigenschaften kennen lernen, die sie ihrem Volke besonders wert gemacht haben oder durch die sie sich in irgendeiner Weise von anderen Menschen unterscheiden. So kennzeichnet z. B. das folgende Geschichtchen die Galanterie Maximilians I., des „letzten Ritters", und den Ton, in dem er mit dem schönen Geschlechte verkehrte: „Mit den Nürnberger Frauen und Jungfrauen tanzte er gerne. Einstmals ließ er sich von ihnen entwaffnen und gefangennehmen, um noch einige Tage länger bei ihnen zu weilen. Es ist auch bekannt, daß er in Regensburg sogar der Spezies von Frauen, die damals ‚die fahrenden' hießen, sich gnädig bezeigte. Während der Reichsversammlung hatte der Magistrat nämlich diese Frauen aus den Stadtmauern verwiesen; sie aber empfingen den lustigen Kaiser in corpore, als er zum Tore einritt, und klagten ihm ihr Leid. Da befahl er lächelnd der Zunächststehenden, den Schweif seines Pferdes zu fassen; der zweiten gebot er, den Rock der ersten zu ergreifen und so fort. Auf diese Art schmuggelte er die verbannten ‚fahrenden Frauen' am kaiserlichen Pferdeschwanze wieder in Regensburg ein." Oder könnte Maria Theresias Lebhaftigkeit, das Impulsive in ihrer Natur und die Freude am Sichmitteilen besser charakterisiert werden als durch folgendes?: „Als am 12. Februar 1768 ihrem zweiten Sohne, dem nachmaligen Kaiser Leopold II., der erste Sohn geboren war, erhielt die Kaiserin diese Nachricht am Abend, als sie in ihrem Kabinette arbeitete. Sofort stürzte sie im Nachtkleide durch die Vorzimmer und Gänge ins Burgtheater und rief hier, sich weit über die Logenbrüstung beugend,

ins Parterre hinab: „Der Poldel hat an Buabn, und grad zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant!"

Aus der Fülle der Anekdoten über Josef II., den Liebling des Volkes, sei eine hervorgehoben, die am meisten dazu angetan scheint, seine Liebe zu Natürlichkeit und Einfachheit und die feine Art, mit der er eine Lehre zu erteilen wußte, zu schildern: „Als ihm einst die Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, versicherte, daß sie sich in allem seinem Willen fügen werde, bat er sich nur aus, daß sie sich in ihrem Leben nie schminken und auch ihre Hofdamen bewegen wolle, es zu vermeiden. Ebenso verhaßt waren ihm Prätensionen und leeres Zeremoniell. Eine Dame antwortete einmal auf die Frage des Kaisers, ob sie Kinder habe: „Ja, Euer Majestät, drei Fräulein und zwei junge Herren". Da meinte Josef II. lakonisch: „Ich habe auch ein Mäderl gehabt, es ist mir aber gestorben." Recht bezeichnend ist auch folgende Anekdote über Franz I.: „Der Sekretär legte dem Kaiser eine Bittschrift vor, in der ein Beamter, der nach langem Dienste krank und schwach geworden war, um Unterstützung bat. Der Kaiser ergriff die Feder und fragte: „Wieviel ist denn in solchen Fällen üblich?" — „Fünfhundert Gulden wär' fürs erste wohl genug", meinte der Sekretär. Der Kaiser nickte und schrieb. Als aber der Sekretär Sand über die Schrift streuen wollte, entdeckte er, daß der Kaiser statt der fünfhundert — fünftausend geschrieben hatte, und machte ihn darauf aufmerksam. „Ei wirklich!" lachte Franz, „ich hab' ein Nullerl zu viel geschrieben! Nun, es schadet nichts; was einmal geschrieben ist, soll stehen bleiben. Der Mann hat fünf Kinder — dem will ich das Nullerl gerne schenken!"

Zu den Fürsten, die sich durch Leutseligkeit und Gutmütigkeit die Herzen der Wiener eroberten, gehörte auch der Erzherzog Franz Karl, von dem u. a. erzählt wird: „Als dem Erzherzog nach sechsjähriger Ehe endlich ein Kind, und zwar ein Prinz, der jetzige Kaiser Franz Josef, geboren wurde, nahmen die Wiener jubelnden Anteil an seinem Glück. Der Erzherzog hatte sich in offenem Hofwagen in die Burg begeben, um dem Kaiser persönlich über das glückliche Familienereignis zu berichten, und kehrte nun nach Schönbrunn zu Frau und Sohn zurück. Ein Schwarm Schul- und Lehrbuben folgte nun dem Wagen mit freudigem Halloh und wenn auch die kleineren und schwächeren bald ermattet zurückblieben — es fanden sich immer neue Begeisterte, die atemlos neben dem Wagen herrannten und die ganze Straße mit ihrem Jubel füllten. Da erhob sich der Erzherzog im Wagen und rief in seinem Wiener Dialekt dem Kutscher zu: „Fahrt's nöd so g'schwind, die armen Buben rennen sich ja d' Lungelsucht auf'n Hals!"

Besonders reichhaltig und interessant ist der Abschnitt des Buches, der einzelne Züge des jetzigen Kaisers von Österreich schildert. Von seiner frühesten Kindheit an bis in die neueste Gegenwart hinauf tritt er in den einzelnen Anekdoten als der gütige, leutselige, auch Scherz und Humor nicht abgeneigte Herrscher auf, als der er von seinem Volke geliebt und von aller Welt verehrt wird. Wir sehen ihn im Audienzsaal und auf der Straße, im Park von Schönbrunn oder Gödöllö und hoch oben im Gebirge, bei Regierungsgeschäften und bei seiner Lieblingserholung, der Jagd — sich immer gleichbleibend an Pflichttreue, Herzensgüte, Natürlichkeit und Fürsorge für sein Volk.

Ein großes Geschlecht, das fast ein halb Jahrtausend lang die Geschicke der halben Welt in Händen hielt. Es sind fromme und starke, wilde und zarte, gemütreiche und rauhe Herzen, Männer von Eisen und schlicht-nachgiebige Naturen darunter, wie sie die Zeit, die Anlagen, die Umgebung reiften. V.

Kunstverständnis?

Man spricht soviel von Kunstverständnis heutzutage und betreibt es mit so vielerlei Mitteln, als: kunstgeschichtlichem Unterricht, kunstkritischen Vorträgen u. s. w. meist ohne andern Nutzen als den, daß man Namen und Werke lernt und Renaissance und Biedermeierstil geläufig unterscheiden kann. Was aber hat das im Grunde mit Kunst zu tun, mit der Kunst, die den innern Menschen bildet? Ein solches Wissen über Kunst und von Kunstwerken kann eine Hilfe — keine übermäßig große! — zum Verständnis werden, aber nur unter der Voraussetzung, daß man diese Mittel nicht mit dem Zweck verwechselt, sondern sich bewußt bleibt, worauf es zuletzt ankommt. Nämlich nicht so sehr darauf, daß wir ein Kunstwerk nach Stil, Geschichte, Inhalt begreifen, sondern weit mehr darauf, daß es uns ergreift, daß es zu unserer Seele sprechen kann.

Wer selbst zu viel spricht, der kann nicht hören, was ihm die oftmals stummen Werke der Kunst zu sagen haben. Allem Großen und Ernsten gegenüber, und dazu gehört ganz sicher auch jedes wahre Kunstwerk, bedarf es der Sammlung und des Ernstes. Es ist ein großer Irrtum, die Worte, „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" so aufzufassen, als stünde die Kunst abseits vom Leben und sei nur gut, müßige Stunden angenehm auszufüllen. Genuß im landläufigen Sinne des Wortes — also Vergnügen, Annehmlichkeit — ist keineswegs ihr Wesen. Sie will und kann den ganzen Menschen adeln und vertiefen — durch Freude zwar, aber durch Freude, die in einem Gefühl der Andacht wurzelt. Dieses Gefühl ist nicht mit kunstgeschichtlichem Wissen zu erlernen. Wer bescheiden, mit offenem Herzen vor ein Kunstwerk treten kann, bei dem wird es sich einstellen und ihn auf sonnige Höhen des wahren Genusses führen. Wer aber nicht los kann von persönlichen Alltagsinteressen, wer erfüllt von künstlerischen Schlagwörtern herzukommt, dessen Herz, fürchte ich, bleibt zu, die reine Freude am Schönen zieht nicht hinein. Man muß still werden können der Kunst gegenüber. Erst dann, wenn alles andere in uns schweigt, hören wir sie; denn „die Stimme der Schönheit redet leise".

Diese trefflichen Worte finden sich in den „Grenzboten" in einem Aufsatz über Kunstverständnis.

Gibt es eine Vorsehung?

Allen, die angesichts der schweren Erdbebenkastrophen des letzten Jahres diese Frage in bangem Zweifel aufgeworfen haben, werden die Betrachtungen von Dagobert von Gerhardt-Amyntor im Oktoberheft des „Türmers" (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) zu Hilfe kommen.

Die Erde, so führt der Verfasser aus, wird von zirka 1500 Millionen Menschen bewohnt, und von diesen sind jährlich mindestens 20 vom Tausend dem Tode geweiht; das ist ein Gesetz jenes organisierenden Prinzips, eine Naturnotwendigkeit, über die wir, da wir sie erfahrungsmäßig kennen, nicht mehr außer Fassung geraten. Es sterben also jährlich über 30 Millionen Menschen, d. h. täglich 82.000; wahrscheinlich ist die Anzahl aber weit größer. Wenn wir das allumfassende Auge Gottes hätten, so würden wir täglich dem Untergange von 82.000 Menschen beiwohnen, von jungen und alten, reichen und armen, Männern und Frauen, Bräuten und Familienernährern. Nur unser blödes Auge vermag dieses Massensterben nicht zu sehen, nur rechnungsmäßig wissen wir von ihm und deshalb geraten wir nicht täglich außer Fassung. Wenn es dem Tode aber einmal gefällt, seine Tagesernte nicht mehr vom Gesamtgebiete des weiten irdischen Ährenfeldes, sondern ausnahmsweise von einem

kleinen begrenzten Teilchen desselben einzusammeln, dann entsetzen wir uns, weil wir gewissermassen einmal mit dem allumfassenden Auge Gottes zu schauen vermögen. Wer sich aber immer wieder daran erinnert, daß das Menschheitsleben ein Krieg ist, in dem täglich eine Schlacht geschlagen wird, und daß jede dieser Schlachten durchschnittlich 82.000 Menschenopfer fordert, daß dies von Anbeginn so gewesen ist und bis zum Untergange unseres Planeten gewiß auch so bleiben wird, der wird auch durch den Eintritt von massenvertilgenden Erdkatastrophen in seinen Glaubensfundamenten nicht mehr so leicht erschüttert, der verliert nicht mehr so leicht den Kopf, und die bange, aber törichte Zweifelsfrage: Gibt es einen Gott? erstirbt auf seiner Zunge. Einen Gott gibt es allezeit und überall, aber nicht allezeit und nicht überall gibt es nachdenkliche und beherzte Menschen, die auch in den blutigsten Lebensschlachten ihre Nerven und ihren Glauben zu behaupten vermögen. Ein wissenschaftliches Naturerkennen, das des religiösen Bedürfnisses des Menschen als einer ebenfalls naturgewollten und wissenschaftlich erhärteten Tatsache nicht vergißt, und eine Religion, die jede naturwissenschaftliche Tatsache freimütig anerkennt und sich mit ihr ins Einverständnis zu setzen weiß — es ist beides dasselbe — wird uns auch den furchtbarsten Katastrophen gegenüber in unsrer Zuversicht auf Gott nicht wankend werden lassen, wir werden die Hände rühren, um zu helfen, zu lindern und zu trösten, aber wir werden nicht verzagen und nicht kleinmütig und nicht furchtsam werden . . . Das, was wir alle sicher wissen, ist die ausnahmslose Notwendigkeit des Sterbens für alles hienieden Lebende; tatsächlich ist es ganz gleichgültig, ob sich dieses Sterben nur vereinzelt an verschiedenen Orten unseres Erdballs vollzieht, oder ob es einmal auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt den trügerischen Schein des Maßlosen und Ungeheuerlichen annimmt. (Kurzsichtig nennen wirs „sterben". Vielleicht ist es Verwandlung zu vollkommener Existenz. Die Red.)

Singvögel.

Alpenrose.

Alpenrose, edle Blüte,
Welch Geheimnis wohnt in dir —
Wonne weckst du im Gemüte,
Alles Leid verstummt in mir:
    Seh ich dich — der Ruhelose —
    Alpenrose — Alpenrose.

Rascher schlagen meine Pulse,
Frischer wird es mir zu Mut,
Seh' ich dich auf hohem Felsen
In der Sonne goldner Glut,
    Herzhaft jauchzt der Sorgenlose:
    Alpenrose — Alpenrose!

Eine Welt von Glück und Freuden
Lacht hinaus ins Morgenrot —
Eine Welt so schön, so heiter,
Wie der Liebe junges Rot!
    Und ich träume Alpenrose,
    Süße lichte — Alpenrose.

Sage, liebe Blume, sage:
Bist du nicht dem tiefen Herzen
Mutter Erde rein entsprossen:
Um zu lindern unsere Schmerzen?
    Deine Seele schwebet lose —
    Alpenrose — Alpenrose.

Nie will ich der Seele rauben
Das, was still in ihr erglüht:
An die Liebe mußt du glauben —
Und die Freude treu erblüht!
    Glücklich wird der Freudenlose! —
    Alpenrose — Alpenrose!

Otto Heinrich Hoerner.

Dem Lebenden danke!

Ob mancher Schuld wird deine Reue
Durch spät're Wohltat eingelullt.
Doch leicht erwacht in dir aufs neue
Nicht ausgelöschte Dankesschuld.

Weilt noch, dem du verdankst, hienieden,
Ist wohl dein Trost: Noch hat es Zeit!
Doch stört die Schuld oft deinen Frieden,
Ging er schon ein zur Ewigkeit.

Dann, gleich der Sorge, bleich und hager,
Umflorend deinen frohen Sinn,
Steht er des Nachts an deinem Lager
Und hält die Hände heischend hin.

Und ob du willst, du kannst nicht geben,
Du streckst ins Leere deine Hand
Und siehst als Schatten schnell entschweben,
Der eben mahnend vor dir stand.

Unüberwindlich sind die Schranken,
Die uns gesetzt des Todes Bann.
Drum auf, dem Lebenden zu danken,
Der sich des Dankes freuen kann!

Wilhelm Idel.

Ein altes Thema.

Ich brach eine Rose — zu schmücken
Die heißgeliebte Braut,
Und hab' dabei gar bedeutsam
In ihre Augen geschaut.

Denn die Rose mit ihren Dornen
Im dunklen Blättergrün
Ist Sinnbild der Liebe und Hoffnung
Mit ihrem Tränengewinn.

Drum hab' ich auch der Rose
Die Dornen alle geraubt
Und so des Bildes Deutung
Zu ändern mir erlaubt.

Die Rose ohne Dornen
Sei Sinnbild der Liebe allein,
Die Hoffnung mit grünem Stabe
Mag treu ihre Führerin sein.

Ich glaubte so gern an die Deutung
Als ich die Rose ihr gab . . .
Doch plötzlich senkt sie verwelkend
Ihr Häuptchen zur Erde hinab.

Gebell-Ennsburg.

Dämmerstunde.

Des Abends, nach des Tagewerks Hasten,
Da sitz' ich still im Dämmerlicht,
Und lass' die müden Hände rasten,
Bis Stern um Stern die Nacht durchbricht.

Erinnerung zieht ihre Kreise,
Spinnt mich in ihre Schleier ein,
Geliebte Schatten nahen leise,
Beleben hold den Dämmerschein.

Da ist mir holde Ruh' beschieden,
Das Herz so sehnsuchtsvoll und weh,
Und doch erfüllt von tiefstem Frieden,
So ruhig wie ein stiller See.

Mir ist, als sollt' ich immer lauschen,
Auf einer fernen Stimme Laut,
Als suchten Zwiesprach auszutauschen
Geschied'ne Wesen, lieb und traut.

Auf leichten Sohlen kommt's gegangen,
Wie Geister der verrauschten Zeit —
So nimm mich ganz und gar gefangen,
Mein Jugendglück — Vergangenheit!

Auguste Posch.

Weihnachten.

Nun brennen die Lichter wieder
Am grünen Baum.
Nun steigt zur sehnenden Menschheit hernieder
Der Weihnachtstraum.
Man jubelt und froht sich.
Wer gegeben, genommen.
Zu beiden ist heute
Christus, der Geber
Und Nehmer, gekommen.

Nun ist das Hasten und Jagen
Auf Stunden zu Ende.
Es ruhen vom Schaffen und sorgenden Tagen
Die fleißigen Hände.
Entrückt dem Alltag
An Zeit und Raum —
Träume, du Christenheit,
Den seligen, seligen
Weihnachtstraum.

Die Welt, sie geht in Trümmer,
Das ist gewiß.
Der Menschheit bleibt doch immer
Ihr Paradies.
Erde und Sonne
Vergeht und zerfällt;
Die sehnende Seele
Träumt sich zur anderen —
Zur besseren Welt.

Ernst Ferd. Neumann.

Ein Frevel in der Bauernschilderei.

Jemand, der sich „de Nora" nennt und schriftstellert, erzählt, daß irgendwo im Winter die Leiche eines alten Bauers im Keller des Sterbehauses wochenlang liegen blieb, weil sie des hohen Schnees wegen nicht auf den Friedhof gebracht werden konnte. Das kann schon verkommen. Doch weiter. Dieser „de Nora" will nämlich in jenes Gebirgshaus gekommen sein, hatte sich von der Witwe in den Keller führen und den Toten zeigen lassen. Dann erzählt er:

„Das ist er", sagte die Witwe mit jener gleichgültigen Art, mit welcher Menageriebesitzer ein Krokodil sehen lassen, und fügte in derselben Weise bei: „Fünfundsechzig Jahre war er gerade um Michaeli, Gott geb' ihm die ewige Ruh'."

Dabei hielt sie das Licht hoch, damit ich ihn recht gut sehen konnte.

Das Gesicht des Lenzhofbauern war braun, fast schwärzlich geworden, die Augen lagen tief in den Höhlen und bewirkten, daß seine Nase, diese große, scharfe Habichtnase mit dem noch nicht ganz verblaßten Bordeauxrot ihrer Schnapsfärbung noch größer, noch unförmlicher und schärfer in die Luft ragte und daß ihr Schatten an der Wand aufwuchs wie ein Felsen aus einer dunkeln Wüste. Am auffallendsten aber war der Mund, dessen uns zugewandte Hälfte tief und schlaff herabhing, mit weitgeöffnetem Mundwinkel, so daß man die gelben Zähne des aufklaffenden Unterkiefers sah und ein Stück grauer, schmieriger Zunge, die wie eine Maus hinterm Loche lauerte.

„Ich würde ihn nicht mehr erkannt haben, liebe Frau", sagte ich. „Der Tod und die lange Zeit haben sein Gesicht entstellt und besonders die rechte Hälfte sieht schrecklich aus. Er muß zum Schluß eine Art von Schlaganfall erlitten haben, durch den diese Seite gelähmt wurde. Ist es so?"

„Ach, Sie meinen wegen dem Maul da? O nein, Herr, das hat nichts zu bedeuten. Da häng' ich nur immer den Leuchter ein, wenn ich Kartoffeln für die Leute heraufhole, denn es ist recht komod so, und wo sollt' ich ihn sonst hinhängen?"

Und wie zum Beweise des Gesagten schob sie den langen Griff des Leuchters mit einer gewohnheitsmäßigen Geschicklichkeit in den Mundwinkel des Toten. Seine Zunge wich zurück, sein Mund verzog sich wie zu einem breiten Grinsen, als ihn das schwere Gewicht nach abwärts zog, und die Flamme, die jetzt ganz dicht bei seiner Nase war, warf spielende Lichter über sein Gesicht. Das sah durch diese Grimasse aus, als ob es listig blinzle und sich lustig mache über mich und die Alte, die am Boden kniete und mit vollen Händen die Früchte in ihre Schürze strich. Ich hatte den Alten wahrhaftig noch nie so vergnügt gesehen.

Die Lenzhofbäuerin war mit den Kartoffeln fertig, stand auf, ergriff ein Tannenzweiglein, das in einer Schüssel zu Füßen des Toten lag, und bespritzte ihn mit dem geweihten Wasser. Dann nahm sie ebenso ruhig den Leuchter aus seinem Munde und ging voran. Das sind eben ganz andere Menschen da oben in den Bergen als wir, müßt ihr wissen. —

Zu solcher Darstellung kann man nur eins sagen: Es ist frivol, es ist ekelhaft und es ist erlogen. Ein lustiger Spitzbub hat diesem Berichterstatter eine spottgemeine Anekdote auf die Nase gebunden, er scheint sie zu glauben, verallgemeinert sie und erzählt sie in einem Buche ganz ernsthaft weiter. Die Bauern sind im Grunde nicht andere Menschen als „wir", deren Mehrzahl bei mehr oder weniger Zwischenahnen von Bauern abstammt. Kommt einmal eine Abnormität vor, so muß sie als solche behandelt werden. Wollte man Einzelfälle verallgemeinern, so müßte man von nun ab alle Volksschilderer für — die geschmacklosesten Aufschneider halten. M.

Fritz Reuters Urteil über eine hochdeutsche Ausgabe seiner Werke.

K. Schrattenthal veröffentlicht in der „Preßburger Zeitung" folgenden Aufsatz:

Mit dem 12. Juli 1904 waren dreißig Jahre seit dem Tode des großen plattdeutschen Dichters Fritz Reuter vergangen und seine Werke für den gesamten Buchhandel zum fruchtbringenden Geschäftsartikel geworden; nun konnte con amore ausgeschrotet werden. Ich will hier nicht der verschiedenen mehr oder weniger verdienstvollen Reuterausgaben gedenken, sondern im besonderen auf die Tatsache hinweisen, daß man auch daranging, hochdeutsche Ausgaben zu veranstalten. Die erste, von O. Heidmüller*) veranstaltete, sucht den Mittelweg zwischen ganz Platt und ganz Hoch, indem der Übersetzer die heimatliche Mundart Reuters insofern wahrt, als er den erzählenden Text hochdeutsch wiedergibt, die Zwiegespräche aber unberührt läßt.

A. Conrads Ausgabe (Verlag R. Lutz in Stuttgart) bringt eine völlige Verhochdeutschung. Wir wissen alle zur Genüge, daß die Resultierende zwischen Kritik und Volkesstimme oft ganz unerwartete Richtungen einschlägt und in den beiden uns vorliegenden Fällen könnten nur die Verleger Aufschluß geben darüber, ob der buchhändlerische Erfolg für ihre Unternehmungen spricht oder nicht. Wie verhalten sich nord- und süddeutsche Kritik zu dieser Frage? Hören wir zwei gewichtige Stimmen. Johannes Gillhof, der in einem verdienstvollen Aufsatze („Literarisches Echo"), sämtliche Reuterausgaben bespricht, bringt den beiden Übertragungen ins Hochdeutsche nicht eben viel Sympathie entgegen. Über die Heidmüllersche Ausgabe sagt er: „Trotz der aufgewandten Mühe genügt die Übersetzung auch bescheidenen Ansprüchen nicht. — Das Buch gleicht einem Dach, das auf einer Seite mit Ziegeln, auf der anderen mit Stroh gedeckt ist: ein reines Kompromißdach; aber zwischen den Ziegeln ist hier und da eine handvoll Stroh stehen geblieben. Es war ein interessanter Versuch; aber er ist verunglückt." Bezüglich der Conradschen Übersetzung kommt er zu dem Schlusse: „Auf diese Weise erhalten wir einen gemeindeutsch frisierten Reuter, aber einen schlecht frisierten."

Und wie faßt man die Sache im deutschen Süden auf? Rosegger äußert sich bezüglich der Übertragung von Reuters Schriften ins Hochdeutsche wie folgt: „Wenn Reuter wirklich ein großer Dichter ist, so ist er es nicht bloß in der Form, sondern auch im Gehalt und dann muß er sich — wie alle großen Dichter — auch in andere Sprachen übersetzen lassen. Wie erst recht in die Muttersprache .... Die Zeit der allgemeinen Verdeutschung Reuters mußte kommen, und wer ihm die abspricht, der verkennt seinen Dichterwert. Nicht etwa, als ob wir wünschten, er selbst hätte seine Werke im Hochdeutschen geschrieben! Die größte Torheit, das nur zu denken! Ich wollte, unsere Heimatdichter schrieben alles in ihrer Heimats-

*) Bei Hinstorff in Wismar in Mecklenburg.

mundart; um eine „Verdeutschung“ des Guten für die Allgemeinheit wäre mir nicht bange.“

Und welchen Standpunkt nahm seinerzeit Fritz Reuter selbst in der Frage der Verhochdeutschung seiner Werke ein? — Durch einen glücklichen Zufall kam ich in den Besitz zweier Briefe des Dichters, die sich besonders dieser Frage widmen; sie hat also schon zu seinen Lebzeiten die Gemüter beschäftigt. Die beiden Briefe empfing ich aus dem Nachlasse der Frau Minna Fiala, geb. Heller, der Schwester des Schriftstellers Robert Heller (1812 bis 1871), der im Jahre 1848 in Frankfurt a. M. die so berühmt gewordenen „Brustbilder aus der Paulskirche“ schrieb und dann später die Redaktion des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten“ durch mehr als zwanzig Jahre leitete. Aus diesen Briefen geht hervor, daß Robert Heller mit der Absicht umging, eine Verhochdeutschung einzelner Werke des von ihm verehrten plattdeutschen Dichters vorzunehmen. Wer konnte dies damals mit mehr Aussicht auf Erfolg tun, als eben Robert Heller, von dem man seinerzeit in Hamburg sagte: „Er macht gut und schlecht Wetter für alles, was Kunst und schöne Wissenschaft betrifft.“

Der erste der beiden Briefe Fritz Reuters ist aus Neubrandenburg vom 16. Jänner 1862 datiert und lautet:

„Mein lieber Herr Doktor!

Meine Abwesenheit vom Wohnorte ist daran schuld, daß Sie nicht umgehend freundliche Antwort auf Ihr Schreiben erhielten. Ich war im Pommerlande und die Reise und allerlei verdrießliche Geschäfte haben die Beantwortung Ihres Briefes verzögert. Nun zur Sache!

Recht mit Behagen und herzlicher Dankbarkeit habe ich Ihre Kritik meines Buches aus den „Hamburger Nachrichten“ herausgelesen — so etwas schmeckt — und habe dabei bedauert, Sie nicht persönlich kennen gelernt zu haben; ich traf Sie nicht bei meiner Anwesenheit in Hamburg. Was nicht ist, kann aber wieder kommen, und einen so freundlichen Mann, wie Sie, soll man nicht am Wege stehen lassen, der gehört ins Haus, wo ehrliche Herzen schlagen.

Die „Franzosentid“ hat seit zwei Jahren zwei Auflagen, zusammen in 2800 Exemplaren erlebt, und, wie mir mein Verleger schreibt, ist zu Ostern eine neue nötig. Der Erfolg ist also kein schlechter. Ich selbst habe schon daran gedacht, die Geschichte ins Hochdeutsche zu übersetzen; aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich bei dem Versuche, die originellen Wendungen des Plattdeutschen in die geschniegelte Krinoline der gebildeten Schwester zu stecken, in Verzweiflung geriet. Ich ärgerte mich, daß mir das nicht gelang; ich hatte das Plattdeutsche so recht mit Behagen geschrieben und nun sah mich mein hochdeutscher Versuch so trocken und kläglich an, daß ich es aufgab.

Bei Ihnen ist dies aber ganz etwas anderes — Sie haben die Geschichte nicht selbst durchgelebt und können des obgesagten Ärgers entraten. Keinem besseren Mann kann ich meinen kleinen plattdeutschen Schlingel zu einer hochdeutschen Erziehung anvertrauen, als gerade Ihnen. Sie wohnen im plattdeutschen Lande, und wenn Ihnen etwas im Verständnis fehlen sollte, so haben Sie mich als Aushilfe. Darum also:

Machen Sie sich mit meiner vollen Bewilligung daran und übersetzen Sie — eine freie Bearbeitung im hochdeutschen Stil halte ich nicht für zuträglich — und dann senden Sie mir Ihr Manuskript, nicht um darin mit Altklugheit hineinzupfuschen, nur um einen richtigen Kuchen-Sächser die kleinen plattdeutschen Fußsteige zu weisen. Dies ist keine kleinliche Eitelkeit von meiner Seite, sondern nur eine Hilfe, die ich dem Arbeiter im Weinberge des Herrn anbiete.

Die pekuniären Angelegenheiten überlasse ich Ihnen ganz; einen Wunsch will ich aber dabei aussprechen, nämlich den, daß Sie bei Hinstorff in Wismar verlegen lassen; er hat so ziemlich alle meine Sachen und bezahlt auch ziemlich gut: für eine neue Auflage von „Olle Kamellen“ 440 Reichstaler (1500 Ex.)

Sie werden sich dafür interessieren, daß in nächster Zeit — Februar oder März — der zweite Teil von „Olle Kamellen“ erscheint: „Ut de Festungstid“, denn ich habe einmal sieben Jahre auf preußischen Festungen gesessen.

So aus einem Guß, wie die „Franzosentid“ konnte dies begreiflicherweise nicht werden; aber ich habe es doch versucht, auch die traurigste Zeit meines Lebens ins Humoristische zu übersetzen und den vielen, jetzt erscheinenden Gefangenengeschichten ein heiteres Paroli zu bieten.

So! und nun, mein verehrter, lieber Freund, lassen Sie mir Ihre letzte Willensmeinung zukommen.

Mit dem herzlichsten Gruße Ihr Fritz Reuter.“

Auf das Antwortschreiben Hellers, daß sich wohl in Fritz Reuters Nachlasse befinden dürfte, folgt ein Brief aus Neubrandenburg unter dem 28. Jänner 1862, er lautet:

„Mein bester Herr Doktor!

Ihren Vorschlag habe ich mir genügend durch den Kopf gehen lassen und muß ihn — abgesehen von Hinstorffs Ansicht — leider ablehnen. Eine Umarbeitung ins Hochdeutsche verträgt die kleine Geschichte nicht; auch Sie werden meine Meinung teilen, wenn Sie nur beachten wollen, daß der Hauptreiz in der Erzählung in den originellen Wendungen des plattdeutschen Dialogs liegt — nicht mein, sondern der Sprache Verdienst — ja, daß sogar der nur selten angewandte Kontrast zwischen Hoch und Platt und Messingsch das Seine für das Interesse des Ganzen beiträgt.

Dies würde allerdings mehr oder minder auch gegen eine simple Übersetzung anzuführen sein, und weil ich diese Originalität der Sprache und diesen Kontrast im Hochdeutschen nicht wiederzugeben vermochte, bin ich selbst von der Sache abgestanden.

Noch ganz anders würde sich die Sache mit einer hochdeutschen Bearbeitung stellen. Um in Ihrem Bilde zu bleiben: wie würden sich die hochdeutschen Falten bei dem alten Müller, bei Fiken und vor allem beim Mamsell Westphalen machen? Jetzt geben die meisten von ihnen allerdings allerlei lächerliche Geschichten an, dann aber würden ihre Personen selbst lächerlich werden, wie uns der Bauer im schwarzen Frack und das Bauernmädchen in einem Kleide mit drei „Balanzen“ (Volants) lächerlich vorkommen muß. Und wie sehr würde das Sentimentale und Naive in den beiden Liebesleuten leiden. — Ich weiß aus Ihren Novellen sehr gut, wie sehr Sie im Stande sind, im Dialog die Sprache der Vornehmen und Geringen zu unterscheiden; wenn Sie dies aber auch mit Ihrer ganzen Virtuosität hier anwendeten, so würde doch der ganze deutsche Hintergrund verschwinden; das Ding wäre das nicht mehr, was es eigentlich sein soll: ein getreuer Abklatsch niederdeutschen Lebens und Empfindens. — Auch Robert Prutz hatte die Absicht, die Geschichte zu übersetzen, er hat es aber, wie er mir selbst gesagt hat, aufgegeben, weil er — obgleich geborener Plattdeutscher — den rechten Ton fürs Plattdeutsche im Hochdeutschen nicht wieder finden konnte.

Sie haben in Ihren beiden Briefen mich versichert, daß eine ablehnende Antwort Sie nicht verletzen würde, und darauf baue ich fest, denn ich würde höchst unglücklich sein, wenn ich in den Augen eines Mannes undankbar erschiene,

der mir mit so freundschaftlichen Gesinnungen entgegengetreten ist. Ich erlaube mir hierbei ein Ex., mein eigenes, der 2. Auflage zu übersenden.

Mit herzlichem und freundschaftlichem Gruße Ihr Fritz Reuter.

P. S. Wenn ich die Übersetzung jemals herausgeben sollte, so würde ich dieselbe nur unter meinen eigenen Augen vornehmen lassen, damit ich hie und da nachhelfen könnte, mich aber nicht selbst zu ärgern brauchte. Sie müßte Verbotenes sein."

Wenn es sich in den beiden Briefen auch nur um eine Erzählung Reuters handelt, so läßt sich doch seine im ganzen ablehnende Meinung über eine Verhochdeutschung seiner Werke klar herauslesen.

Soweit K. Schrattenthal.

Diesen Meinungen, vor allem der des Dichters, vollste Hochachtung. Aber hat Fritz Reuter im Jahre 1862 schon gewußt, daß einmal das ganze deutsche Volk an seinen Werken Anteil haben will? Hat er bedacht, daß hochdeutsche Übersetzungen den Norddeutschen ihr Platt nicht nimmt, den Süddeutschen aber große urdeutsche Dichterwerke gibt? Wir meinen nur Übersetzungen, nicht etwa Bearbeitungen, denn bessermachen wird diesen Dichter kaum jemand. Die Übersetzungen, ob sie nun gut oder nicht gut sind, schaden der plattdeutschen Ausgabe und Leserwelt doch nicht im geringsten. Bei der Übersetzung sind zwei Fälle möglich, entweder sie wird in weiteren Landen gekauft, dann erfüllt sie literarisch ihren Zweck, oder sie wird nicht gekauft, dann ist das eben Buchhändlerschaden, der uns nicht ereifert. In beiden Fällen bleibt Fritz Reuter was er ist. Also finde ich den Streit, ob Reuter ins Hochdeutsche übersetzt werden soll oder nicht, ganz müßig.

Da kommen in der Literatur ganz andere Gewalttaten vor als solche Übersetzungen. Wie wird heute mit den Klassikern umgesprungen? Sie werden gekürzt, verstümmelt, umgedeutet, gefälscht, also tüchtig „bearbeitet". Und das Schlimmste daran, daß der Leser oft nicht mehr weiß, wo der Klassiker aufhört und sein — Verbesserer beginnt. Und wie geht's uns selbst, den noch Lebenden, vor deren Augen ihre Schriften bearbeitet werden „für die Schule", „für die Jugend", „für das Volk", ja sogar für allerlei Partei- und Sonderzwecke.

Ich mache mir, in eigener Sache gesprochen, nicht viel draus, wenn an meinen Schriften herumgearbeitet wird. Nur an Gehalt darf man mir nichts ändern, nichts an der Stimmung, nichts an dem Sinne, am wenigsten an der Gesinnung. Will man diese Dinge ernstlich respektieren, so wird einem die Lust zur Bearbeitung bald vergehen. Für jeden Fall verlange ich bei einer Bearbeitung den beigedruckten Hinweis auf den Urtext und auf den Zweck der Bearbeitung.

Es ist wohl freilich das Los der Dichtung, wenn sie lange Nachwirkung hat, daß sie allmählich von dem Namen des Dichters getrennt wird. Sie hat Gemeingut zu werden. Sie wird endlich nicht einmal mehr gedruckt und nicht mehr gelesen, der Dichter ist „vergessen", aber seine besondere Wesenheit wird in Blut und Seele des Volkes übergegangen sein.

In Erwägung solcher Entwickelungen dürfte Fritz Reuter sich über gewissenhafte Verhochdeutschung seiner Werke nicht arg den Kopf zerbrochen haben. Rosegger.

Lustige Zeitung.

Bei der Audienz. Minister (zu einer Deputation von schwäbischen Weinbauern): „. . . Ja, das ist alles recht, Ihr lieben Leute, was Ihr mir da vorgetragen, aber wie soll es denn ferner mit der Weinakzise gehalten werden!? —

Sprecher: „Am besten wär's halt, Euer Exzellenz, wenn man's so einführen tät, wie's im Badische ischt! — Minister: „Ja, wie ist's denn im Badischen?“ — Sprecher (nach einer Verlegenheitspause): „Weiß denn keiner von Euch, wie's im Badische drübe ischt?“

Bauernhumor. Im Wirtshaus streiten einige Gäste. ob man in Österreich Tabak pflanzen dürfe oder nicht. Onkel Ungermann entscheidet schließlich mit großer Bestimmtheit: „Jo, jo! Toobak konn ma bau'n!“ „Sie irren sich,“ ruft erregt der Herr Lehrer, „früher konnte man bauen, aber jetzt absolut nicht . . . ich habe unlängst ausdrücklich gefragt.“ Komisches Entsetzen malt sich in den Mienen Onkel Ungermanns: „Gefrogt? Gefrogt?? — Jo — frog'n derf ma ne, ob'r bau'n konn ma!“

Vornehm. „Nun, meine Herren, schon wat jefangen?“ — „Was glauben Sie denn, wir angeln doch nur zum Vergnügen.“

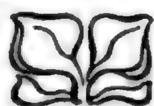
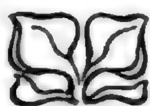
Zuviel gesagt. „Jetzt antworten Sie,“ sagt der Vorsitzende des Gerichtes, „ja oder nein! Das Gericht will nicht wissen, was Sie glauben. Ich glaubte heute morgen z. B., daß ich meine Uhr in die Tasche gesteckt habe; in Wirklichkeit habe ich sie auf meinem Waschtisch liegen gelassen. Das Gericht will Tatsachen, keine Vermutungen.“ Nach dieser praktischen Belehrung des Zeugen nahm der Prozeß ohne Störung seinen Fortgang. Als der Richter nach Hause kam, fragte ihn seine Frau: „Du warst wohl sehr ängstlich wegen deiner Uhr, daß du vier Boten nach ihr geschickt hast — vier Stück, einer nach dem andern?“ — „Was!“ rief der Richter, dem eine Vermutung aufstieg, „hast du sie jemandem gegeben?“ — „Natürlich,“ sagte sie, „ich gab sie dem ersten; er wußte genau, wo du sie hattest liegen lassen.“

Die ideale Ferienreise. „Haben Sie Ihren Urlaub in diesem Jahre angenehm verlebt?“ — „Ja. Sieht man es mir nicht an?“ — „Allerdings, Sie sahen nie besser aus. Nicht jeder erholt sich so gut auf seiner Sommerreise.“ — „Nein. Doch ich war auch besonders glücklich in der Wahl meines Aufenthaltes. Es gefiel mir so gut an dem Ort, daß ich sicher auch meine nächsten Ferien dort verleben werde.“ — „Guter Tisch?“ — „Vorzüglich. Ich konnte alles bekommen, was ich wünschte.“ — „Angenehme Leute?“ — „Reizende Leute. Und das beste war, daß es gar nicht förmlich zuging. Wir konnten tun und lassen, was uns gefiel.“ — „Ruhig?“ — „Das wollte ich meinen. Ich war nie an einem ruhigeren Orte.“ — „Gute Betten?“ — „Ausgezeichnete Betten. Auch ein Privatbad.“ — „Es war sicher sehr teuer?“ — „Im Gegenteil. Es waren die billigsten Ferien, die ich jemals verlebt habe!“ — „Aber Mensch, sagen Sie mir doch auch, wo das war!“ — „Zu Hause!“

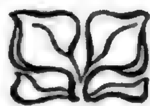
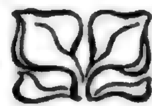
Verteidigung. Mutter: „Wie ungeschickt, Marie, das Glas mit dem guten Wein umzuwerfen!“ — Gast: „Gnädige Frau, das Kind ist unschuldig — der Wein ist so schwach, daß er von selbst umgefallen ist!“

Unbestreitbar. Fremder: „Sie sagten doch, es sei ein laufender Brunnen im Hof, ich sehe aber bloß einen Pumpbrunnen.“ — Bauer: „Darfst bloß a bissel anzieh'n, dann lauft's.“

Steirisches Eisenbahnidyll. Der Schnellzug Fehring—Hartberg hält unvermutet. „Sind wir schon in Fürstenfeld?“ fragt ein Passagier. — „Nein, nein!“ antwortet der Schaffner, „'s ist eine Kuh auf dem Bahngeleise“. Die Kuh wird verjagt und der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Bald darauf hält er von neuem. „Ja, zum Kuckuck!“ ruft der ungeduldige Passagier, „da ist wohl eine andere Kuh auf dem Geleise?“ — „Nein, nein!“ antwortet ihm der Schaffner, „'s ist dieselbe“.

Bücher.

Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken von Theodor Kappstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Durch Auszüge aus den Werken einen Dichter zu charakterisieren, das gelingt selten jemandem so trefflich als Theodor Kappstein. Das hat er in seinem Werke „Peter Rosegger" gezeigt und in manch anderer Schrift, und das beweist er in diesem seinem Lessing-Buche auf glänzende Weise. Einer kurz gehaltenen Übersicht über Lessings Leben folgen Auszüge aus Lessings Schriften über Religion und Theologie, Geschichte, Kunst und Kritik, aus Lessings Lehrhaftigkeit, Weltanschauung und Polemik und Beispiele seiner persönlichen Eigenart. So ist ein Volksbuch für Gebildete zustande gekommen, dazu geeignet, die Leser in Lessings Werke und Geist einzuführen. Unter den ethischen Verirrungen der letzten Jahrzehnte ist Lessing etwas in Verruf gekommen; aber die Gesittung, wenn sie sich retten will, muß zu solch ernsten humanitären Geistern nicht zwar zurückkehren, sondern — vorwärts schreiten. Z.

Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Professor Dr. Eduard Castle. Mit 10 Bildnissen und 5 Schriftproben. 2 Bände. (Leipzig. Max Hesse.)

Eine glänzende Erscheinung. Eine auf den Briefen und Gedichten Lenaus, den unveröffentlichten, höchst charakteristischen Aufzeichnungen Sophie Löwenthals mit eindringendem Verständnis aufgebaute Darstellung des Verhältnisses zwischen den beiden leitet das Werk ein. Die Reisebriefe Lenaus, die dann vollständig folgen, zeigen sein mannigfaches Erleben, Leiden und Lieben; die Gespräche, die Sophiens Gatte, Max Löwenthal, aufgezeichnet hat, lassen gleichfalls ungemein interessante Einblicke in die Ansichten, Erlebnisse und Gefühle des Dichters tun, in sein Verhältnis zu den Mitlebenden und die Disharmonie mit sich selbst. Der zweite Band enthält außer einer Reihe von aphoristischen Entwürfen die Briefe an Sophie Löwenthal während zehn Jahren, von denen der Herausgeber sagen kann, daß sie „des Schönsten enthalten, was die Weltliteratur in dieser Gattung aufzuweisen hat". V.

Neue Scheffel-Briefe. Briefe hervorragender Menschen gelten mit Recht als hochinteressante Dokumente für die Beurteilung ihrer Verfasser. Handelt es sich dabei um eine der Nation besonders teure Persönlichkeit, so erhöht sich unser Interesse noch um ein Bedeutendes. Das ist ziemlich der Fall bei einer Publikation, die im Verlage von Georg Merseburger in Leipzig soeben erscheint: „Josef Viktor v. Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. (Nebst Briefen der Mutter Scheffels.) 1845 -1886."

Der briefliche Verkehr zwischen den beiden, die sich auf der Universität Heidelberg kennen lernten, um dann fürs Leben Freunde zu bleiben, hat über 40 Jahre, bis zum Tode Scheffels, gedauert. Schwanitz überlebte den Freund um 17 Jahre und in seinem Nachlaß fanden sich die vorliegenden Briefe. Was Scheffel an den in der Öffentlichkeit wenig hervorgetretenen, stillen und schlichten Schwanitz fesselte, das war dessen einfach-treuherzige, zuverlässige, mannhafte Art. V.

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier, gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.)

Diese Sammlung von Aussprüchen des großen Briten verdient Dank. Sie ist wirklich ein Brevier und ich rate, jeden Tag ein paar Seiten drin zu lesen. Aber nur ein paar, denn es ist eine schwere Kost und nur gut verdaut geht sie ins Blut über. Z.

Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. Von Graf E. Reventlow. (München. J. F. Lehmann.)

„Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht, doch zuzeiten sind erfrischend wie Gewitter gold'ne Rücksichtslosigkeiten."

Reventlow schildert zuerst das Wesen des Byzantinismus, um dann an der Person und dem Charakter des Kaisers nachzuweisen, in wie hohem Maße viele Eigenschaften des Kaisers dazu angetan sind, das Byzantinertum zu fördern. Die glänzende, wenn auch etwas einseitige Begabung des Kaisers und sein unermüdliches Streben für des Reiches Wohlfahrt zu sorgen, wird rückhaltlos anerkannt, aber es wird auch auf die furchtbaren Gefahren hingewiesen, die aus seinen anderen Eigenschaften hervorgehen sollen. Der Byzantinismus der Presse — im allgemeinen muß ihr ein gutes Zeugnis ausgestellt werden, wie z. B. bei der Rede über die Schwarzseher — wird in ihren typischsten Vertretern, den Scherlschen Blättern, drastisch vorgeführt. Das Positive — und darin besteht in unseren Augen der beschränkte Wert des Buches — besteht darin,

daß der Verfasser zeigt, wie Kaiser Wilhelm beeinflußt werden kann oder könnte, wenn seine Berater und seine Umgebung sowie Presse und Volk zielbewußt dem Byzantinismus und den Eigenschaften des Kaisers, welche diese befruchten, ehrfurchtsvoll aber mit Entschiedenheit entgegentreten. Dem Verfasser, der einer der Vorkämpfer der Flottenvergrößerung ist, war es sicher nicht leicht geworden, dieses Buch zu schreiben, sowie es uns nicht leicht wurde, es zu lesen. Denn mit manchem kann man sich schlechterdings nicht einverstanden erklären. R.

Der Schulbursch und anderes. Erzählungen von Oskar Wilsdorf. (Dresden. E. Piersons Verlag.)

Der durch seine mehrfach aufgelegten Schriften über die Gräfinnen Kielmannsegge und Cosel, über Koch- und Haushaltungsschulen und Schulgärten bekannte Verfasser bietet hier ein originelles, inhaltsreiches Büchlein dar, dessen einzelne Stücke bereits beim ersten Erscheinen in der Presse Beifall fanden. Die fünf Erzählungen berichten vom Lehrerelend vergangener Zeiten, von schwerer Leibes- und Seelennot und jungem Liebesglück und zeigen den Verfasser als scharf beobachtenden, warm empfindenden Schriftsteller von abgeklärter, philosophisch geschulter Denkart. Von der dritten Erzählung an entfaltet er eine ganz eigentümliche Art der Landschaftsschilderung, auf poetischer Intuität ruhend, mitunter ins Phantastische sich steigernd, durchzogen von schwermütiger Herbststimmung. Eigenartige Wendungen und Bilder, poetische Züge, die an Stifters Kunst erinnern, im Kleinsten und Unscheinbarsten die ewige Gottesschönheit aufzuspüren, fesseln die Leser, welche zur Fahne Jean Pauls schwören und mit dessen Jüngern Storm, Jensen, Raabe, und Höfer gern weltabgewandte Pfade wandeln. Die Darstellung ist knapp und läßt oft mehr ahnen, als sie ausspricht. Jedem Freunde ursprünglicher Berg- und Waldnatur empfehlen wir diese Bilder aus dem östlichen Erzgebirge; sie bieten ihm willkommene Rückerinnerungen an genußreiche Sommerfrischen und eignen sich vortrefflich als sinnige Gabe für den Weihnachtstisch. Von dem Verfasser, der erst im Nachsommer seines Lebens unter die Poeten gegangen ist, erwarten wir, daß er seine unleugbaren dichterischen Qualitäten einmal einer größeren Darstellung erzgebirgischen Volkslebens zuwendet; dazu befähigen ihn seine Sachkenntnis und sein Darstellungstalent. Harrt doch das Erzgebirge immer noch des Dichters, der seine verborgenen Schätze im Natur- und Volksleben hebt und dem deutschen Volke vor Augen stellt.

Hugo Möbius.

Der Armendoktor. Eine Erzählung von Berta Sarturny. (Graz. Franz Pechel. 1906.)

„Nicht der Drang, die Geheimnisse des menschlichen Körpers zu erforschen, nicht die Aussicht auf reiche Praxis hatte ihn bewogen, Arzt zu werden, sondern einzig und allein die Liebe zur Menschheit.“ In diesen Eingangsworten des Büchleins liegt wohl auch die Idee desselben. Z.

Die Verteidigung Roms. Roman von Ricarda Huch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter den bisherigen epischen Werken Ricarda Huchs ist kaum eines, das nicht zugleich und in engster Verbindung mit seinem rein poetischen Gehalt irgendeinen Niederschlag des historischen Sinnes, den die Dichterin besitzt, und ihres reichen, in ernsten Fachstudien erworbenen historischen Wissens aufwiese. So werden die Verehrer ihrer Muse, die ihr neuestes Buch zur Hand nehmen, es sofort gewissermaßen als Resultat einer natürlichen Entwicklung empfinden, daß die talentvolle Frau, zu deren Vorbildern und Meistern ja in erster Linie Konrad Ferdinand Meyer, der Klassiker der historischen Erzählung, gehört, ihre dichterische Begabung auch einmal in den Dienst des historischen Romans im eigentlichen Sinne gestellt hat. Doch wie immer, wenn die Dichterin in eine neue Phase ihres Schaffens trat, so bereitet sie auch diesmal ihrer Lesergemeinde Überraschungen. In einer Trilogie mit dem Titel „Die Geschichten von Garibaldi“ will uns die Dichterin die Taten und Schicksale des italienischen Nationalhelden von seinem entscheidenden Eingreifen in die Geschicke Italiens an schildern. Der vorliegende erste Teil der Trilogie läßt erkennen, daß Ricarda Huch sich nicht zu viel zugetraut hat. Mit fast spielender Leichtigkeit weiß sie den Stoff zu meistern, indem sie sich streng an die historische Wahrheit hält und völlig getreu, nur mit Betonung und Ausmalung des Bedeutungsvollen die Vorgeschichte und die Hauptepisoden des wechselvollen Kampfes schildert, den Garibaldi in den Jahren 1848 und 1849 um das ewige Rom führte. V.

Helene Laasen. Roman von Hans von Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Der gute Klang, den der Name dieses jungen Erzählers bereits hat, wird durch das neue Buch noch gesteigert werden. Die Handlung ist nur einfach, die Geschichte eines Mädchens, dem nach einer freudlosen Kindheit eine friedvolle Mädchenzeit beschieden ist. Aber nicht für lange. Das Schicksal dieses Mädchens, dieser stillen Frau, der die Sorgen hurtig und unablässig nach-

laufen, ist das Schicksal eines Menschen, dem das Unglück erbittert nachhetzt, den es immer wieder einholt, jedesmal, wenn er nur ein wenig rasten will, um mit dem Glücke Zwiesprache zu halten. V.

Totentanz. Ein Dutzend Novelletten von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Mit Ausnahme von ein oder zwei unerhörten Brutalitäten ein interessantes Buch, voll kernig konzentrierten Lebens und Todes. Beträchtliche Gestaltungskraft und markanter Stil. Z.

Bergbauern. Lustige Tiroler-Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann, 1906.)

Der Humor dieses Büchleins ist mitunter etwas grobkernig,. Es sind Geschichten, heiter wie ein Dorfwirtshaus am Sonntag nachmittags. Leute, die auf einmal nicht lange lesen wollen, denen es bisweilen nur um einen Schluck erfrischenden Enzians zu thun ist — bildlich gesprochen natürlich — der greife nach diesen kleinen Bergbauerngeschichten. Z.

Im Kriminal. Eduard Pötzls gesammelte Skizzen. Vom Verfasser gesichtete Ausgabe in 18 Bändchen. Mit einem Vorwort von Peter Rosegger und dem Bildnisse des Verfassers. (Wien. Robert Mohr.)

Das Vorwort, welches den Geist und Gehalt dieser Schriften kennzeichnet, ist ein Geleitbrief an den Verfasser: „Lieber Freund! Seit etwa fünfunddreißig Jahren, als Friedrich Schlögl seine ersten Wiener Skizzen herausgegeben, habe ich die Schilderungen des Wiener Lebens mit Aufmerksamkeit und Vergnügen „verfolgt". Wir haben wahre Meister dieses Genres. Zu bedauern war nur, daß von solchen Autoren keine verhältnismäßig erschöpfenden, abgerundeten Volksausgaben erschienen, die eine einheitliche und übersichtliche Darstellung des Lebens und Treibens der Großstadt geboten hätten. Du kannst Dir also denken, daß die Absicht, aus Deinen in Zeitungen und Einzelbüchlein zerstreuten Volks- und Großstadtskizzen eine einheitliche Gesamtausgabe herzustellen, auch mit etlichem Neuen bereichert, meinen Beifall hat. Dieses lebendige Wien, das Du im Laufe der Jahre festgeschrieben hast, wird, für künftige Zeiten in Spiritus aufbewahrt, ein fröliches Gedächtnis sein. Dieses warme Gemüt, mit dem Du die Vorzüge, besonders den erdständigen Humor Deiner Heimatsgenossen kristallisiert hast, wird den Nachkommen eine gesunde Mahnung sein, die gute Art der Vorfahren nicht verkommen zu lassen. Und dieser teils liebenswürdige, teils auch gesalzene Sarkasmus, mit dem Du die Torheiten Deiner Zeitgenossen gezüchtigt, mag späteren Bewohnern der herrlichen Stadt und unseres Vaterlandes zeigen, daß nicht alle mit der falschen Gemütlichkeit, dem Schlendrian und der geistigen Versumpfung unserer Tage einverstanden gewesen sind. Du siehst, daß ich Deine Schriften nicht in die gewöhnliche Unterhaltungslektüre einschätze — so köstlich sie mich auch manchmal unterhalten haben — daß ich sie vielmehr, schon auch wegen ihres herzfrohen Humors, zur echten Poesie rechne und für einen Bestandteil unserer Literatur betrachte. Deshalb ist es löblich, daß diese Schriften noch vom Verfasser neu gesichtet, bearbeitet und geordnet in einer einheitlichen und handlichen Ausgabe erscheinen. Ich denke, daß Du mit Deinen herzigen Büchlein viel Vergnügen erregen und dafür manchen Dank einheimsen wirst. V.

Ver sacrum. Heiliger Frühling. Lieder eines jungen Priesters von Alois Roik C. M. (Graz. Ulr. Mosers Buchhandlung.)

Innig fromme Lieder einer jungen katholischen Priesterseele. Wie weltfremd, wie weltverachtend! Und doch wird niemand über diese Weihesänge eines kindlichen Gemütes spotten. Wäre die katholische Kirche stets in diesem Geiste fromm, sie würde wenig Feinde zählen. K.

Aus der Waldheimat. Deutsche Wald- und Jägermärchen für jung und alt von Ernst Ritter v. Dombrowski. (Neudamm. J. Neumann.)

Der Titel bezieht sich nicht auf unsere steirische Waldheimat, die Geschichten spielen in verschiedenen Waldgegenden Deutschlands und Österreichs. M.

Handbuch des Deutschtums im Auslande nebst einem Adreßbuche der deutschen Auslandsschulen und Kartenbeilagen. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulvereine zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. (Berlin. Dietrich Reimer. 1906.)

Welch eine Arbeit! Welch eine Fülle von Wissenswertem für den Deutschen, der seine Nation lieb hat. Eine Übersicht des Nationalen, der Gesittung und der wirtschaftlichen Verhältnisse aller Deutschen der ganzen Welt (außerhalb des eigentlichen Deutschen Reiches). Die Deutschen in Europa, mit besonderer Berücksichtigung unseres Österreich, die Deutschen in den übrigen Weltteilen werden uns in guter, knapper Einteilung vorgeführt So sehen wir, daß im Deutschen Reiche 52,100.000, in Österreich 9,200.000, in Ungarn 2,100.000 Deutsche leben. In der Schweiz 2,300.000, in Frankreich 100.000, in Italien 30.000, in Griechenland 1000, in der Türkei 15.000, in Rußland 2,000.000. In Europa also ungefähr 70 Millionen Deutsche. Asien zählt 65.000, Afrika 70.000, Nord- und Mittelamerika 11,400.000, Südamerika 500.000,

Australien und Ozeanien 110.000. Gesamtzahl der Deutschen auf Erden 87,145.000. Und dieses Volkes Geschichte und Kulturverhältnisse (mit Ausnahme derer des Reiches, die ja allgemein bekannt) werden in diesem Buche uns kurz vor Augen geführt. R.

Kleine Steine. Von Richard Sauneck. Vorwort von Heinrich Schrottenbach. (Dresden. O. und R. Becker.)

Die Steine sind so klein, daß sie nicht leicht zu Steinen des Anstoßes werden können. Mancher ist dabei, der recht hübsch glitzert. Im ganzen trage ich Bedenken, den jungen Verfasser für weitere Dichtungen und ihre Veröffentlichung aufzumuntern. Dem unbedeutenden Büchlein, das man in einer halben Stunde durchgelesen hat, ist das Bildnis des Autors beigegeben, wofür man weniger die Eitelkeit des jungen Anfängers, als die Taktlosigkeit des Verlegers verantwortlich machen mag. Z.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Bändchen 35: „Das Leben der Ameisen und ihrer Gäste." Von H. Schmitz S. J. Mit Illustrationen. (Regensburg. G. J. Manz. 1906.)

Das Büchlein behandelt nur die in Deutschland und den angrenzenden Ländern vorkommenden Ameisenarten und gibt von jeder Art ein abgerundetes Gemälde nach biologischen Gesichtspunkten. Zugleich ist der Versuch gemacht, eine gründliche Anleitung zur Beobachtung der einheimischen Ameisenarten zu bieten und diese Seite des Werkchens ist es, welche demselben auch in den Kreisen der Entomologen sowie Liebhaber von Terrarien, Insektarien u. s. w. großen Anklang verschaffen wird. O. v. T.

Der demokratische Imperialismus Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Von Ernest Seillière. Autorisierte deutsche Ausgabe von Theodor Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf.)

Seillière versucht die Arbeiten der bedeutendsten Soziologen dahin zu ergänzen, daß er noch eine imperialistische Psychologie sowie eine Machtethik aufbaut. Er versucht ferner das größte Hindernis vom Wege des ethischen Imperialismus, den vorherrschenden Gegensatz von Imperialismus und Demokratie, die seiner Ansicht nach im Grunde identisch sind, zu entfernen. Der plebejische und proletarische Imperialismus liefern nämlich die einzige Quelle der heutigen demokratischen Bewegung.

Dieser proletarische Imperialismus wurde aber von seinem Begründer J. J. Rousseau, der zugleich Vater der Romantik ist, auch romantisch und mystisch gefärbt — und dies bedeutete bisher seine Gefahr! Ihn in die Wege einer gesunden Vernunft zurückzuführen ist der Zweck und das Ziel dieses Bandes. Romantik ist Krankheit, Imperialismus hingegen Kraft — eine erlaubte Umdeutung des bekannten Wortes Goethes, dieses großen, durch eigenen Willen zur Gesundheit zurückgekehrten Romantikers!

Die Ausführungen des geistvollen Franzosen beweisen vor allem, daß er seine Materie beherrscht, daß er sich in den Schriften der von ihm behandelten Autoren zu Hause fühlt und daß seine Urteile, wie immer sie auch sein mögen, selbständige sind. Daß er es zugleich verstanden hat, sein Buch lebendig und geistreich zu schreiben, trotz der oft sehr trockenen Materie, ist ein weiterer Vorzug, der sicherlich manchen „Laien" veranlassen wird, nähere Bekanntschaft mit den Geisteshelden zu machen, deren Lehre er schildert und von denen wir hier nur Machiavelli Hobbes, Boulainvilliers, Mandeville, Shaftesbury, Kant, Rousseau, Proudhon, Hegel, Marx anführen wollen. V.

Erziehung zur Mannhaftigkeit. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Die neue Schrift, die wir hiermit dem Studium aller deutschen Männer und Frauen empfehlen, die für das Wohl ihrer Kinder und damit für die Zukunft des Volkes besorgt sind, fordert eine gründliche Umgestaltung unserer herrschenden Erziehungspraxis. Das Ziel dieser Forderung wird jedermann als berechtigt anerkennen: Unsere Knaben sollen zu Männern werden. Gurlitt führt den Nachweis und beruft sich dabei auf zahlreiche Zeugnisse von Gewicht, daß unsere Schulen zwar pflichttreue Beamte, fleißige Kirchengänger, gehorsame Untertanen und tüchtige Fachgelehrte heranbilden, daß aber die Pflege der wahrhaft mannhaften Tugenden unter der kleinlich überwachenden Zucht von Eltern, Lehrern, Offizieren, Vorgesetzten, Staat und Kirche notwendig verkümmern. V.

Über das Wesen und die Heilbarkeit des Krebses. Von Dr. Karl Laker.

Unter diesem Titel ist im Verlage von Franz Deuticke (Wien) ein kleines Buch erschienen, welches einigermaßen Licht in das Dunkel zu bringen scheint, das bisher diese für das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit so wichtigen Fragen einhüllte. Tuberkulose und Krebs sind die beiden Würgengel der Menschheit; erstere für die Jugend, letzterer für das Alter. Von hundert Personen sterben fünfzehn an Krebs. Das Wesen des Krebses kann nur durch Zurückführung auf biologische Gesetze erklärt werden. Er entsteht durch das Zusammentreffen zweier Faktoren: einer lokal gesteigerten Wachstums- und Vermehrungskraft von Epithelzellen, wozu sich im Leben jedes Menschen genug Veranlassungen

finden, meist hervorgerufen durch örtliche Entzündungsprozesse. Solche Krankheitsherde können aber niemals einen bösartigen Charakter annehmen, wenn sich nicht ein zweiter Faktor hinzugesellt, ein chronischer, sich allmählich im menschlichen Organismus vorbereitender krankhafter Allgemeinzustand, welchen Laker den „einkeimblättrigen oder eingewebigen Senilismus" nennt und der sich von dem „normalen" Senilismus, dem als Altersschwäche wohlbekannten Zustande, wesentlich unterscheidet. Ersterer ist eine Teilerscheinung der Kulturdegeneration der Menschheit und wird hauptsächlich durch unnatürliche Lebensweise hervorgerufen. Auch die Erblichkeit spielt dabei eine Rolle. Was die Heilung des Krebses anbelangt, so ist von vornherein klar, daß diese Frage durch einen richtigen Einblick in die Natur der Erkrankung wesentlich gefördert wird.

Wohltuend wirkt die schlichte bescheidene Art, in der dieser Gelehrte seine Studien und Erfahrungen darlegt. Es ist ein Mann, der freilich weniger auf Theorie Gewicht legt als auf praktische Ausübung, die ihm besonders als Arzt für Hals-, Ohren- und Nasenleiden einen so weitbekannten Namen gemacht hat. Z.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage.

Um den ungeheuren Stoff, der in einem großen Konvers.-Lexikon auf 16 und mehr Bände verteilt zu werden pflegt, in zwei Bänden zu bewältigen, ohne eine große Anzahl von Schlagwörtern einfach weglassen zu müssen, ist natürlich den einzelnen Artikeln nur ein bescheidener Raum zuteil geworden. Dagegen sind Gebiete von Wichtigkeit und allgemeinerem Interesse auf Beilagen ohne Seitenzahl eingehender behandelt worden, und diese Beilagen — mehr als fünfzig an der Zahl — bilden eine außerordentlich wertvolle Ergänzung und Erweiterung des Textes. V.

In den **Büchern der Weisheit und Schönheit**, herausgegeben von J. E. Freiherrn v. Grotthuß (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) sind nun auch erschienen: **Dante**, eine Auswahl aus der „Göttlichen Komödie", der „Vita nuova" und dem „Canzonière", herausgegeben von Richard Zoozmann; **Schumanns Briefe** in Auswahl, herausgegeben von Dr. Karl Sterck.

Die beliebte Sammlung „Wiener Humoristika" (Verlag Robert Mohr, Wien) erfährt Bereicherung durch ein soeben erschienenes Bändchen, betitelt: **Das neue G'wand.** Wiener Skizzen und Geschichten von Fritz Stüber-Gunther.

Inhalt: Das neue G'wand. — Amis Legat. — Heurigenfahrt. — Influenza. — Bloßfüßig. — Die Sommerwohnung. — Die Brücke. — Der Gesellige. — Nebenverdienst. — Die Adaptierung. — Der Postschlitten.

Sohnreys Dorfkalender 1907. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Das ist doch wieder einmal ein Volkskalender, wie man solche nur noch selten findet. Was sonst unter diesem Titel herauskommt, ist mit wenigen Ausnahmen ein Sammelsurium von allerlei zufälligen belletristischen Erzeugnissen, ob es nun fürs Volk tauge oder nicht. Sohnreys Dorfkalender enthält nichts, was nicht zu unserem deutschen Bauerntum in irgendeinem Verhältnisse stünde; alles in ihm ist für sein Wohl berechnet, zur sittlichen wie zur wirtschaftlichen Förderung. Dazu ist der reichhaltige Kalender mit vielen Bildern geziert. Ich wünschte, wir Deutschösterreicher hätten auch einen von diesem Schlage. R.

Monatsschriften. Zu den besten und interessantesten Monatsschriften Deutschlands gehören vor allem:

Die hochvornehm ausgestatteten **Westermanns Monatshefte**, illustrierte Zeitschrift für das gesamte Leben der Gegenwart (Braunschweig. Georg Westermann.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg. (Berlin. Gebr. Partel.)

Der Türmer, Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgegeben von J. E. Freiherrn v. Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Das Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (München, Kemptem. Jos. Koselsche Buchhandlung.)

Letztere im katholischen Geiste gehalten.

Büchereinlauf.

Königsglaube. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Dresden. Karl Reißner. 1906.)

Hans im Glück. Ein Roman aus dem Dänischen von Henrik Pontoppidan, übertragen von Mathilde Mann. Zwei Bände. (Leipzig. Inselverlag. 1906.)

Rains Entführung. Roman von Louise Westkirch. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Kettenträger. Roman von L. Frei. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine Hilflose. Roman von Mite Kremnitz. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Fetisch-Haß. Roman von Gustav Adolf Weber. (Berlin. York-Verlag.)

Anders Hjarmsted. Roman von Jakob Knudsen, deutsch von Hermann Kiy. Mit Geleitwort von Sven Lange. (Leipzig. Johannes v. Schalscha-Ehrenfeld.)

Im Lande der Leidenschaft. Roman von Traugott Tamm. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Auf Rosnaes. Roman von O. Lie-Singdahlen. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Sonnenkinder. 16 Novellen von L. G. Ricek-Gerolding. (Leipzig. R. Hoffmann.)

Am Rheinfall. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert von Georg Speck. (Zürich. Verlag A. Bopp.)

Hartes Holz. Erzählung aus den Bergen der Urschweiz. Von Franz Odermatt. (Zürich. Verlag A. Bopp.)

Zugvogel. In der Heimat und überm Ozean. Skizzen von Ernst Frey. (Zürich. Verlag A. Bopp.)

Pfingsten. Eine Novelle von Gallus Walz. (Zürich. Arnold Bopp.)

Sumpf und Sonne. Von Rudolf Strauß. (Wien. Verlag „Die Wage".)

Die da leiden. Von Paul A. Kirstein. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien von Frances Külpe. (Dresden. E. Pierson.)

Was die Sennen erzählen. Märchen und Sagen aus dem Wallis. Aus dem Volksmunde gesammelt von Dr. J. Jrgerlechner. (Bern. A. Francke. 1907.)

Bertha v. Suttners gesammelte Schriften. Vollständig in 60 Lieferungen. (Dresden. E. Pierson.)

Alexander L. Kiellands gesammelte Werke. Übersetzt von Marie Leskien-Lie. (Leipzig. Georg Merseburger. 1906.)

Der Hochverräter. Aktuelles Drama in fünf Akten von Dr. Hermann Clarus. (Leipzig. Max Spohr.)

Menschenopfer. Drama in drei Akten von Wilhelm Henzen. (Leipzig. Oskar Leiner. 1906.)

Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht von Wilhelm Idel. (Elberfeld. Martini & Grüttefien.)

Graumulus oder **das Salzfaß.** Dressurparodie in vier Aufzügen von Helmuth-Guhn-Moyn. (Dresden. E. Pierson.)

Der Kantor von Streudorf. Epische Dichtung in 15 Gesängen von Olgerd von Brunegg. (Dresden. E. Pierson.)

Sternbahnen. Ein Epos von Walther Großkopf. (Dresden. E. Pierson.)

Hagar. Dichtung in vier Akten nach einer biblischen Legende von Wilhelm Steiner-Osten. (Dresden. E. Pierson.)

Traum und Tag. Neue Gedichte von Therese Köstlin. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Liebe und Leben. Von Heinrich August Tritschler. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Die Schrift im Sarge. Aufzeichnungen einer Schiffbrüchigen. Von Maria Lina Lasius. (Dresden. E. Pierson.)

Tagebuchblätter eines Weltpriesters. (Dresden. E. Pierson.)

Aus dem Dollarlande. Von Henry F. Urban. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Elias, Jahve und Baal. Von Professor H. Gunkel. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Christus und Sophie. Von Johannes Schlaf. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Welcher unter Euch ist ohne Sünde? Bilder von der Schattenseite. Von Th. Rüling. (Leipzig. Max Spohr.)

Des Heilands Wiederkunft. (Leipzig. C. G. Naumann.)

Sanetoschi im Okzident. Soziale Briefe eines Japaners von Dr. O. D. Tyrka. (Dresden. Blasewitz R. v. Grumbkow. 1906.)

Mesalliiert. Erzählung aus dem Nachlasse von Sophie Löwenthal-Kleyle. Mit Bewilligung des † Freiherrn Arthur v. Löwenthal herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Eduard Castle. Mit dem Bildnis der Verfasserin. (Leipzig. Max Hesse.)

Das Berliner Dirnentum. Von Hans Ostwald. In 20 abgeschlossenen Abteilungen. Männliche Prostitution. (Leipzig. Walther Fiedler.)

Lebenskunst—Heilkunst. Ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke. Unter Mitwirkung von W. Siegert, herausgegeben von Dr. med. Fr. Schönenberger, zwei starke Bände mit 13 farbigen Tafeln, 1276 Seiten mit 233 in den Text gedruckten Abbildungen und einem zerlegbaren Modell des menschlichen Körpers. (Zwickau. Förster & Borries.)

Jungfräulichkeit? Una poenitentium. (Frankfurt a. M. Heinrich Demuth.)

Über mangelhaften gesetzlichen und behördlichen Schutz gegen maskierte Erpressungen weiblicher Personen. Studie aus unserem Rechtsleben. Von Dr. Karl Laker. (Leoben. J. Hans Prosl. 1905.)

Natur- und Stimmungsbilder vom Sankt Gebhardsberg (Schloß Hohenbregenz), eine lyrische Bergpredigt. (Wien. Rosner, jetzt Stern. 1906.)

Erhaltet unserer Heimat die Vogelwelt. Von Dr. Konrad Guenther. (Freiburg i. B. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Anleitung zur Malerei auf jede Art Stoff sowie zur waschbaren Malerei. Für Anfänger und Fortgeschrittene dargestellt von P. Monfort. (Leipzig. E. Haberland.)

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Jährlich 12 Hefte.

Flugblätter für künstlerische Kultur. (Stuttgart. Strecker & Schröder.) I. Habe ich den rechten Geschmack? — II. Kultur der Feste — III. Neue Theaterkultur — IV. Vom Kulturgefühl.

Verhindert die Vogelmassenmorde in Welschtirol!

An die Adresse der Vogel- und Tierschutzvereine.

(Nachdruck erwünscht.)

Levico, 19. Oktober 1906.

Die herrlichen, warmen Herbsttage verwendet man hier am besten zu Ausflügen, zu größeren oder kleineren Spaziergängen, deren es im Suganatale eine reiche Auswahl gibt. So pilgerte ich gestern nach dem etwa eine halbe Stunde vom Städtchen entfernten St. Biagio. Der mäßige Hügel liegt westlich von Levico, prächtige Edelkastanien wachsen auf dem Wiesengrunde zu seinen Füßen, ein Mantel aus Fichtenbäumen legt sich über seinen Rücken, durch Weingärten aber führt der Hauptweg zur Höhe hinan. Etwas unter dem Gipfel befindet sich ein Kirchlein aus dem XVI. Jahrhundert, von wo aus sich schon ein hübscher Blick auf das jetzt im Herbstschmucke besonders farbenprächtige Suganatal mit Levico und dem Levicosee sowie auf das aus der Cina Dodici, dem Piz di Levico, den Monti di Lavarone, dem Cornetto u. a. gebildete Bergrund auftut; nur die herrlichen, gezahnten Spitzen der Brentagruppe sind von hier aus noch nicht sichtbar, sie treten jedoch auf einem in nächster Nähe befindlichen, abgezäunten Gupf, vor dem eine Tafel mit der Aufschrift: „Entrata proibita!" (Verbotener Eingang!) angebracht wurde, in den Gesichtskreis.

Da ich heraufgekommen war, um den vollständigen Anblick zu genießen, verstand ich als Deutscher einfach nicht der Worte Sinn, öffnete das „Türl" und stieg noch die paar Stufen bis zur Höhe hinan.

Welches Schauspiel bot sich nun meinem Auge dar! — Drüben, im Westen, ragte allerdings die wilde Brentagruppe majestätisch in den blauen Himmel hinein — viel näher aber mußte ich andere Dinge schauen, die mein gesteigertes Naturempfinden plötzlich in tiefe Empörung, Abscheu und Trauer verwandelten. Das Herz krampfte sich zusammen bei dem Anblicke!

Gewiß mehr als hundert unserer lieben, gefiederten Sänger waren hier in ein paar Dutzend Käfige hineingepfercht, auf dem Boden standen diese Marterkästen, auf den Bäumen hingen sie, kaum so viel Raum gebend, daß die armen Tierchen einen spannweiten Sprung zu machen vermochten, und daneben und darüber, wohin man sah, spreizten glänzende Leimruten ihre drohenden Finger in die Luft hinaus. Die armen Geschöpfchen rangen vergeblich nach Freiheit und pipsten gar jämmerlich — ihre Rufe waren auch gehört, denn es kamen Väter, Mütter, Brüder und Schwestern herzu und gingen gerade so auf den Leim wie ihre Vorgänger.

Es war das erstemal, daß ich, ohne es zu ahnen, eine solche Stätte des Barbarismus betrat. Hier konnte ich an Ort und Stelle sehen, wie die Welschtiroler unsere Poesie einfangen, um sie schließlich — aufzufressen.

Der Vogelfang und Vogelmord ist bei uns in Österreich verboten, es ist aber wie ich mir sagen ließ — ein offenes Geheimnis, daß sich in Welschtirol alle Kreise, von oben bis unten, direkt oder indirekt, an diesem „Sporte" beteiligen; selbst die junge Brut wird ausgehoben und aufgefüttert, um schließlich als „uccelli con polenta" den Tisch der welschen Leckermäuler zu zieren.

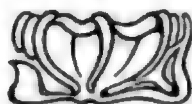
Und was nicht gefangen wird, das fällt dem Pulver und Blei zum Opfer. Auf deinen Wanderungen begegnen dir allerorts „Schützen", halbwüchsige Bursche, alte und junge Männer, „Signori" mit umgehängten Flinten — bald knallt es da, bald knallt es dort und die „Himmelsboten" fallen zu Tode getroffen in die Klauen gemütsroher Menschen. Erst heute wurde von einem Landmanne wieder ein ganzer Korb voll toter Vögelchen in die Stadt gebracht und veräußert, das Stück — je nach Größe — zu sechs bis acht Heller. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Obstkulturen von dem vielen Ungeziefer, das sich überall breit macht, arg mitgenommen werden.

Und die Behörden?

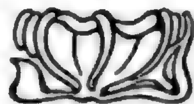
Keine Hand rührt sich gegen solch groben Unfug, kein Wächter des Gesetzes will die Fangstellen sehen, kein Ohr hört die hundertmal des Tages sich wiederholenden Schüsse, ja — — Nun, mehr will ich nicht sagen . . .

Aber die Vogel- und Tierschutzvereine rufe ich heute an! Denn hier gibt es ein gar breites Wirkungsfeld für dieselben. Sie mögen sich unverzüglich ins Zeug legen und Mittel und Wege finden, die dem vom Staate gegebenen Gesetze zu seinem Rechte verhelfen. — Auch eine Überwachungsorganisation sollte geschaffen werden, aber bald muß die Abhilfe kommen, noch ehe die letzten „uccelli" in die Mägen der welschen Nimmersatte Eingang gefunden haben.

Franz Goldhann.



Postkarten des „Heimgarten".



J. W., Wien. Bei der Unmenge eingesandter Bücher könnten wir schon des mangelnden Raumes wegen nicht alle kritisch besprechen. Es geht anderen auch, wie Ihnen, sogar die elendsten Machwerke können bei uns Raummangels wegen nicht verrissen werden, also trösten Sie sich.

* In Westermanns Monatsheften (November 1906) steht ein Aufsatz „Altersmundarten" von Rudolf Pamritz. Den sollten recht viele Kindererzieher und Schulmeister lesen. Altersmundart heißt so viel als Kindermundart. Der Verfasser sagt: „Als mein erstes Kind geboren wurde, begann erst meine Erziehung." Das Wort kennzeichnet den Inhalt des Aufsatzes, der einmal etwas ausspricht, das noch selten oder nie gesagt wurde und doch so naheliegt.

J. C., Wölfnitz. Ihr Schreiben berührt uns sympathisch, wir sind größtenteils damit einverstanden. Sie übersehen nur, daß jener Aufsatz, wie auch bemerkt, einem Büchlein: „Die gute alte Zeit" entnommen wurde. Ausgerottet sind die Fälle des krassen Aberglaubens auch heute nicht und jene Beispiele beziehen sich auf die Dummen überhaupt, ob sie nun auf dem Lande oder in Markt und Stadt leben.

J. P., Wien. Verstehen Sie. Doch sollten Sie sich nicht gedrückt fühlen, vielmehr an Krobaths Worte denken:

Von Gnaden lebst du?
Nein! Du gibst Gnaden,
Wenngleich die Protzen
Zum Mahl dich laden.

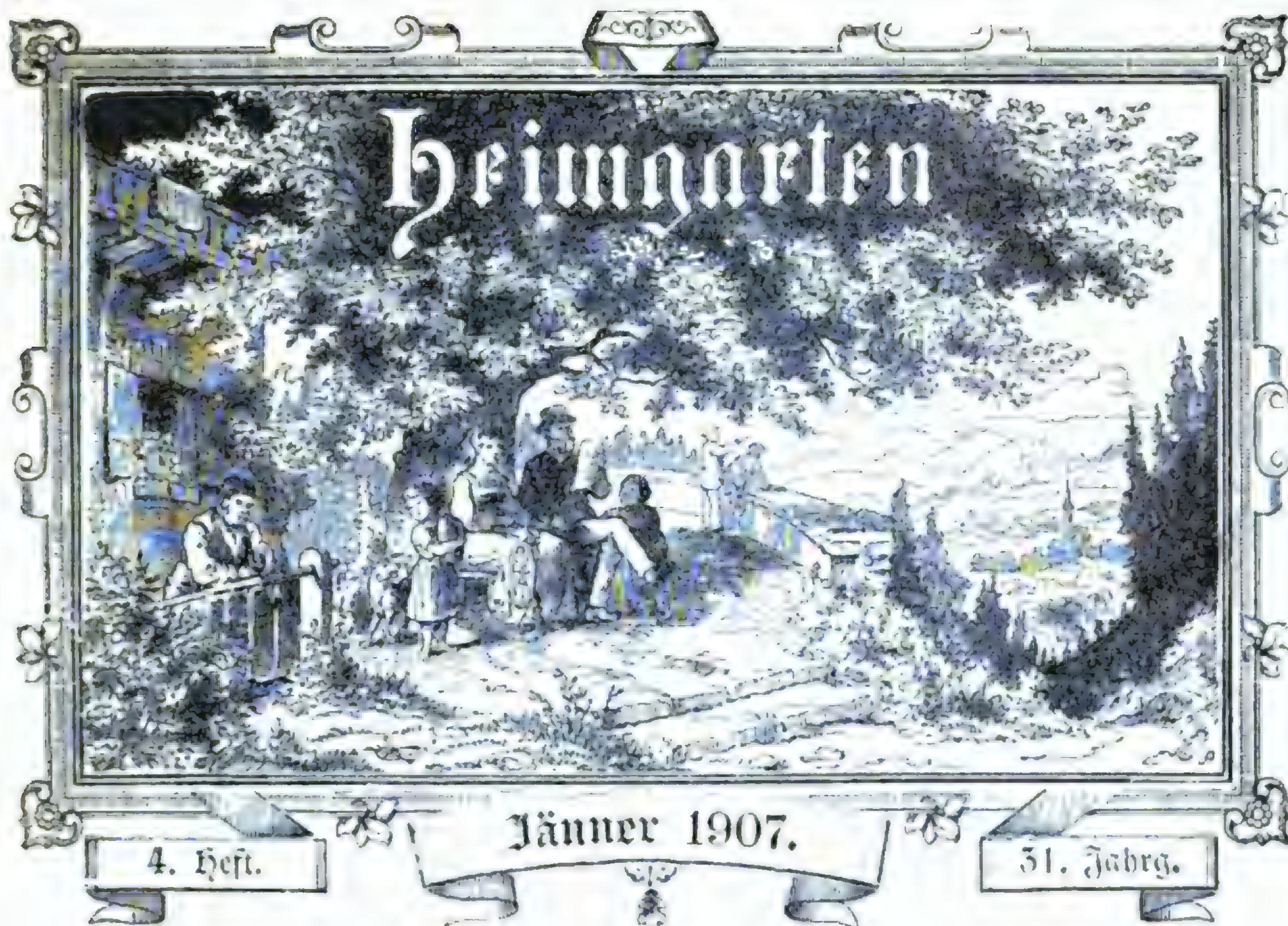
Sie reichen Brot dir;
Du gibst vom Geiste,
Wie einst ein Großer
Zehntausende speiste.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. November 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Elias bleibt lieber daheim.

Auf seine Anfrage ans Seminar, wann für Elias der Urlaub zu Ende sei, war der Bescheid gekommen, der Junge könne selbstverständlich jeden Tag einrücken. Sollte es aber zu seiner völligen Kräftigung notwendig sein, so wolle man raten, ihm das Jahr dreingehen zu lassen, daß er sich im Herbste zum neuen Schuljahre frisch und gesund einfände. Rufmann besprach sich darüber mit dem Michelwirt. Der fragte zuerst, was dem Studenten eigentlich fehle? Man merke ihm nichts an. Der Förster gab zu, daß er selber nicht klug werde. „Die Sonne will ihn nicht bräunen. Und leicht ermüdet, wie Jungen in diesem Alter schon sind, wenn sie stark wachsen. An Appetit fehlt's gerade nicht; Kostverächter, sagt die Sali, wäre er keiner. Auf den Rahmkaffee, sagt sie, gehe er wie ein Wolf aufs Schafblut. „Aber" — so schilderte Rufmann weiter — „zu wenig lustig ist er mir, zu totig, lost so herum. Bissel schneidiger, wenn er wäre."

„Die Stadtkrankheit hat er", sagte der Michel. „Nervös ist er. Beim Studieren hat er sich überanstrengt. Das gefällt mir von seinem Rektor, daß er ihm Urlaub gibt zu einer gründlichen Kräftigung. Daß das Werkzeug fest sein muß, wenn der Geist was leisten soll, das wollen

die gelehrten Herren sonst nit immer einsehen. Laß ihn halt heraußen ein halbes Jahr."

„Ein Jahr länger in der Sorge. Ist halt bitter", meinte der Förster.

„Es bezahlt sich, Rufmann. Es geht nachher um so flotter vorwärts. Endlich und schließlich, mein Freund, sollst du nit vergessen, daß auch unsereiner ein Recht hat auf das Patenkind. Kannst du dich noch erinnern, bei der Taufe, wie ich ihm den Namen Elias hab ausgesucht? Weil ein Vetter von mir, den ich gern gehabt, auch so geheißen hat. Und daß er, hab ich spaßeshalber gesagt, nit zu Fuß in den Himmel muß wandern, hingegen nobel fahren kann, wie sein Namenspatron. Hast du drauf gesagt: dann sollt ich ihm schon auch den feurigen Wagen dazu kaufen —"

„Aus Fürwitz, Michel, aus Fürwitz."

„Wenigstens für ein Radel dazu werd ich doch gut sein. Feurig machen muß er den Wagen freilich selber, wenn er für den hochwürdigen Beruf die rechte Begeisterung hat. Ob unser Elias einmal mit einer bischöflichen Kalesch wird fahren, das ist stark ungewiß. Wie mir scheint, tut er sich mehr auf einen frommen Landpfarrer zusammen, als auf einen Kirchenfürsten."

„Wäre mir alles eins, nur daß er sein Amt ordentlich erfüllt, das liegt mir an. Ist aber nicht zu glauben, Michel, wie diese zwei Brüder unterschiedlich sind! Nur ein Viertel, wenn der Student von des andern leichten Sinn hätte! Und der andere so viel von des einen Ernsthaftigkeit und Frommheit. Wenn man die könnte so ein bissel durcheinanderschütteln, wie, möchte ich sagen, der Pfarrer beim Altar Wasser und Wein.

„Laß nur Zeit", sagte der Michel, „unser Herrgott wird den Kelch schon schütteln. Bis der Friedl nur erst den Lebensernst kennen lernt — es pressiert nit! Laß es nit pressieren, Rufmann! — Dann wird er schon ernsthaft werden. Und wird auch er nit verschont bleiben, von der Not. — Die Not macht den Menschen fromm oder schlecht. Schlecht macht sie deinen Buben nit, dafür steh ich fest. Und beim andern, beim Elias wirds so sein: Der kommt erst zum leichten Sinn, bis er an anderen und sich selbst einmal erfahren hat, wie hart es hergeht, auf der Welt. Jetzt besteht sein Welt- und sein Himmelsglauben noch aus Buchstaben. Später wird er aus Arbeit, Leiden und Mitleiden bestehen. Und um solche Zeit wird der Mensch, der einen Kern in sich hat, heiter und gemütlich. Elias ist zu früh ins Institut gekommen; ist schon derowegen nit schlecht, wenn er jetzt ein wenig herumsteigen kann und sehen, wie's ausschaut in der Welt."

„Ich werde ihn einmal fragen, ob er jetzt lieber ins Seminarium will, oder daheimbleiben derweil im Forsthaus."

„Frag ihn. Wollen's einmal sehen. Dir ists lieber, wenn er sagt: Seminarium. Mir ists lieber, wenn er sagt: Forsthaus."

Eine Freude war es dem Rufmann, wie der Michel diesmal wieder gesprochen hatte, so recht aus der Wirklichkeit heraus. Der Wirt aber hatte sich dabei gedacht: Ich muß ihm so sprechen, daß er sich bessere Sachen kann einbilden. Er hat den Buben ja doch weitaus am liebsten daheim.

Und am nächsten Sonntag, als der Förster und Elias miteinander von der Kirche gingen aus Ruppersbach, sprachen sie davon. Auf die Frage, was ihm lieber sei, antwortete zuerst der Student, er gehe gern ins Seminar und er bleibe auch gern daheim.

„Das ist wieder einmal keine ordentliche Antwort, Bub! Deine Herren Professoren wünschen vor allem, daß du gesund werdest."

„Aber Vater, was ihr nur habt. Ich bin ja gar nicht krank."

„Also willst du wieder hinein?"

Jetzt schwieg der Junge und ging still hinter dem Vater einher. Als dieser einmal umschaut, hat der Student nasse Augen.

„Mir scheint, Elias, du bleibst jetzt doch noch lieber daheim!"

Barg der Junge sich leidenschaftlich schluchzend an des Vaters Brust: „Ich bleibe gern daheim. Ich bleibe viel lieber daheim. Mein Vater — ich mag nit fort, ich bitt dich, laß mich daheim bleiben!"

Das war Antwort genug.

Wer hat dich aufgebaut, du hoher Wald!

Um das Forsthaus, wie sehr es auch im kühlen Schatten der Berge steht — begann sachte die Herrlichkeit. Die Eriken, Schneeglöckchen und Weidenkätzchen hatten schon lange den bunten Tanz eröffnet zwischen Schnee und Eis. Nun waren auf den Angern die weißroten Nuckerln da und der goldkronige Löwenzahn, auf den Wiesen die blauen Meingedenk, selbst in den Sümpfen der Ach leuchteten die Dotterblumen. Blumen und Rosen aller Art hatte die Sonne hervorgelockt aus feuchter Scholle, um sie zu küssen und in warmer Liebe zu erziehen zu Wesen, die was taugen. An den Hängen grünten die Lärchen, aber je höher hinauf, je blasser ihr Grün. Nahe den Almen standen sie noch in ihren fahlen winterlichen Besen. Auch die Fichten setzten schon ihre weichen Triebe an und die Blätterröllchen der Laubhölzer entfalteten sich mehr von Tag zu Tag. Die Ach rollte rasch und wild in ihrem Bette. Je sommerlicher der Tag, je wilder schwoll die Tauernach. Die Brücke zitterte leise. Aber das Grollen und Drohen kam nicht auf. Vogelsingen überall und ohne Ende, und wo irgend ein paar Bäume sich gegenüber standen, da saßen auf den Wipfeln Finken und führten miteinander das hellzwitschernde Vogelgespräch. Aber auch die Amsel

war überall, die Lerche war schon da, allerlei Gefieder schwätzte, lockte freite, zankte, sang und jubelte durcheinander und mehr als einer auf den Gipfeln rief mit heller Stimme: „Elias! Elias!"

Dieser bereute es nicht, sich für das Bergland entschieden zu haben. Mit dem Bruder gab's zwar jeden Tage Meinungsverschiedenheit; aber wenn er glaubte, ihn gekränkt zu haben mit seinen lehrhaften Zusprüchen, ging er ihm so lange nach und legte ihm alles was er hatte zu Füßen, bis der Friedl wieder „gut" war. Insgeheim nahm dieser dem Studenten nichts übel, er tat nur manchmal so, um den kleinen Theologen unterzukriegen. Elias fing nun an, seine Bücher zu vergessen. Gerne ging er mit dem Vater in den Wäldern um, ließ sich von ihm das Wesen der Bäume deuten, das Leben der Holzknechte schildern und auch die Arbeit von da an, wo mit blinkender Blattsäge der Baum gefällt, zu Blöcken geschnitten, auf Holzrinnen zu Tal gefördert, zu Scheitern gespaltet, zu Meilern geschichtet, mit Löschkohle bedeckt, angezündet und zu kostbaren Kohlen gebrannt wird. Oder wie die Stämme in langen „Blöchern" nach Eustachen zum Sägewerk geschleppt und dort zu Brettern geschnitten oder als Zimmerbäume der fernen Eisenbahn zugeführt werden. Die Lärchenstämme reisen in die weite Welt zu Wasserbauten, zu Schiffsmasten. Das Holz der Buchen und Wildulmen wird in den Häusern als Brennstoff verwendet. Die Aborne bekommt der Böttcher, die Birken der Wagner, die Eschen der Holzschnitzer; aus dem verknorrten Gezirm zimmert der Tischler die wertvollsten Möbel für Touristenhäuser und Jagdschlösser. Da staunte der Elias. Das waren andere Buchstaben, als die in seinen Grammatiken standen. So buchstabiert aus dem Wald sich ja die Welt zusammen!

Eines Tages kamen sie in die Bärenstuben. Dort waren gewaltige Holzstöße geschichtet und daneben mehrere Meiler gebaut. Aber sie rauchten nicht. Der Förster öffnete mit einem eisernen Zungenschlüssel die Hüttentür. Modrige Luft auf dem Fletz, wüstes Gestrohe und ein paar faulige Lappen. Er erzählte dem Jungen, wie hier eine Weile der Krauthas gehaust habe. Ein tüchtiger Kohlenbrenner, aber sonst ein Strick. Um die mühseligen Eltern zu ernähren, habe der Sohn einmal zu wildern angefangen und sei dann eine Weile gesessen. Habe nachher keine Arbeit finden können, bis man es bei der Kohlbrennerei mit ihm versucht. Aber es sei nicht mit ihm gegangen. Mit einer Wurznerin hätt er zusammengewohnt, die sei ihm durchgegangen, ihre Tochter wäre ein bildschönes Dirndel gewesen, das ein Herr aus Löwenburg, der es auf einer Gemsjagd kennen gelernt, mit sich genommen. Viel Ehre würde auch da nicht herausschauen. Bei der Tochter solle der Krauthas nun auch wohnen. „Wenn dieser Mensch nicht viel nutz geworden ist," schloß der Förster, „so muß es einen nicht groß wundern. Was so ein armer

Teufel durchzumachen hat — der müßte aus besserem Holze sein, als die meisten Leut, wenn er nicht schließlich ein Spitzbub werden soll!"

Dann besuchten sie die Holzschläge des Teschenwaldes und der Wildwiesen, wo Elias das erstemal Respekt bekam vor seinem Bruder. Der Friedl werkte mit Beil und Säge wie ein richtiger Holzknecht in Hemdärmeln und hübsch verschweißt wie die anderen. Flink griff er ein. Bei der Niederlegung einer großen Tanne, die während des Falles an dem Geäste anderer Bäume hängen geblieben war, verriet er eine solche Geschicklichkeit, daß der Förster schon Bravo rufen wollte, wenn es ihm nicht noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß die Arbeit kein Theater ist. Gar ernsthaft und schier schweigsam gehabte sich der Friedl; wenn er aber zwischen Schub und Hieb doch ein kurzes Wörtlein sagte, so war es ein lustiges. Der Wegmacherbub war endlich verschwitzt. Elias hatte dem jungen Holzknecht eine Weile schweigend zugeschaut, dabei kamen ihm aber ungute Gedanken. Er maß diese kernige Arbeit an der seinen auf dem Papier. Wie die windig ist! Hier sah er, daß körperliche Arbeit gar nicht so mechanisch ist, wie man sagt. Wie viel Denken und Geschicklichkeit gehört dazu, bis so ein mächtiger Tannenbaum in Scheitern liegt, oder gar zu Bauten verarbeitet ist. Und wie wenig Geist ist vonnöten, um grammatikalische Regeln zu lernen, nach der Schablone mathematische Rechnungen auszuführen, die Kapitel aus Katechismus und Kirchengeschichte zu memorieren und dergleichen. Ist nicht im Lehrzimmer die Mechanik und im Walde der Geist?

Von jetzt ab hatte Elias Hochachtung vor dem Bruder und um so größer war auch seine Zufriedenheit, ihn bei jenem wilden Beginnen verhindert zu haben. Das war auch eine Tat gewesen und nicht ein Schulpensum.

Eines Tages hatte sich auf ihren Waldwanderungen auch der Michelwirt angeschlossen. Der hatte einen Bergstecken bei sich, denn seine Absicht war: höher hinauf. Auf dem Rauhruckjoch besaß er ein Touristenhospiz, das stets mit den feinsten und vornehmsten Gästen überfüllt war. Aber nur in der Vorstellung. Es machte ihm mehr Vergnügen als das Wirtshaus in Eustachen, und gar keine Sorgen. Ein nicht eingebildeter, sondern ein wirklicher Besitz von ihm war eine Schwaigerei auf der Twengalm, die im nächsten Sommer in Betrieb gesetzt werden sollte. So wollte er nun nachsehen, ob Sturm und Schnee die alte Hütte nicht mitgenommen hatten im vergangenen Winter, oder welche Ausbesserungen nötig sein sollten.

Durch den Hals hinein bildeten sich die munteren Männer, der Rufmann und der Michel, ein, sie wären ein paar frische Holzknechte und sangen zu zweien:

„Und die Holzknechtbuben
Müssen fruh aufstehn,
Müssen s Hackerl nehmen
Und in Holzschlag geh'n.

Wann die Sonn schön scheint
Und das Hackerl schneidt't,
Lebt der Holzknechtbua
In frischer Freud."

Später auf stilleren Forststeigen war der Michel wieder einmal zu kleinen Betrachtungen aufgelegt. „Das ist der Unterschied," sagte er, „der Holzknecht hat Sonntag, wenn er ins Wirtshaus geht und der Wirt, wenn er in den Wald geht. Da hab ich einmal gelesen: Im Wald geht der Mensch spazieren durch seine Kindheit. Kann mir denken, wies gemeint ist."

„Ja," sprach der Förster, „der Wald ist auch unser Ahnensaal. Vor tausend Jahren sind wilde Menschen da gewesen, vor zehntausend Jahren wilde Thiere."

„Und vor ungezählten tausend Jahren nichts als der Wald allein. Die Tanne soll ja der älteste Baum sein, noch aus der Eiszeit her."

„Und hat uns doch aus der Urzeit die Sonnenwärme aufbewahrt, wenn man an die Steinkohlen denkt."

„Aber — ein Holzschlag, wenn man's nimmt, ist was Trauriges", meinte der Michel.

„Warum? ich machs nicht so wie der Kaiser, der — wenn Krieg ist — die Leut in ihrer besten Jugend schlagen läßt. Ich schlage den Baum mit achtzig Jahren. In früheren Zeiten hat man so einen Stamm hundertfünfzig Jahre stehen lassen können und noch länger, ist immer noch besser geworden. Bei euch draußen in Eustachen stehen ein paar Holzhäuser, die sind über zweihundert Jahre alt, und wenn das eingezimmerte Holz auch ungefähr so alt war, nachher kann man wohl sagen, diese Häuser sind noch vor der Entdeckung von Amerika gewachsen. Aber es ist ganz des Teufels, auch der Wald verlumpt. Das Knieholz am Rauhruck oben ist einmal hochstämmig gewesen und diese stattlichen Fichten und Lärchen werden auch einmal Knieholz sein, oder armseliges Gestrüpp. Dazu gehört freilich mehr als ein hundertjähriger Kalender."

Dann sprach der Förster, der nun so recht in seinem Bereiche war, von der Wesenheit der Fichten. „Die hat's gern im Gestein, in Spalten, und erzeugt sich selbst den Erdboden aus den Nadeln, die alle Jahre abfallen. So schaffen sich auch andere Bäume ihre Scholle."

„Wenn auch der Mensch sich seinen Boden selber machen könnte!" sprach der Michel.

„Das ist der Unterschied. Die Pflanze nährt den Fruchtboden, der Mensch verzehrt ihn."

„Glaubst du nicht, daß wir gute Erde geben werden in Pfarrers Garten?"

„Habe nie gehört, daß auf dem Kirchhof bessere Erdäpfel wachsen, als auf dem Acker mit Kuhfladen."

„So ein Baum," meinte nun mit einiger Schalkheit der Michel, „kann sich auch billiger hergeben, weil er sich billiger in Händen hat. Ein Samenkorn fällt zu Boden und bald steht ein kleines Fichtlein auf."

„Ganz so einfach wirst dirs nicht vorstellen dürfen", sagte der Förster.

Noch besser als die Fichte kam bei diesen Betrachtungen die Tanne weg. Der Graf unter den Nadelbäumen. Sein feines Holz, seine köstlichen Öle, sein weiches Grün, der heilige Christbaum! Auch singen kann er. Die Resonanzboden der Zither, der Geige, der Laute, mein lieber Michelwirt, sind aus Tannenholz. Ist nicht bloß im kalten Norden, ist auch im klassischen Süden daheim. Den schönen Weibern des Kaukasus grünt die Tanne, die Banditen des Apennin verbirgt sie, den Spaniern schmückt sie die Altäre, den Hirten Arkadiens baut sie Hütten und vom Libanon hat sie das Kreuz Christi geliefert.

„Und hier, sieh dir einmal diesen Lärchbaum an", sagte der Förster, „so glatt und schlank und weich er in seiner Jugend gewachsen, so verkrüppelt und verknorpelt ist er jetzt in seinem Alter. Aber die Gicht hat er doch nicht. Ich will ihn noch zwanzig Jahre stehen lassen. In der zarten Jugend läßt er sich gerne verdrängen von den Nachbarn; wird er aber einmal groß, dann zeigt er ihnen den Herrn. Er überdauert alle. Wenn alles fällt um ihn, er ist der einzige, der auf dem Schlage stehen bleibt. Im Winter wirft der Kerl seinen grünen Pelz weg, wohl der Abhärtung wegen. Davon mag es kommen, daß er so stark ist."

Der Michel ging darüber hinweg und sagte: „Soll ja der Muttergottesbaum sein. Wenigstens bringen die ungarischen Wallfahrer der Maria in Zell grüne Lärchenkränze mit, die sie unterwegs gepflückt und geflochten haben und mancher trägt aus dem Gebirg einen weißgeschälten Lärchenstab mit heim auf die Pußta. Wenn der Mann stirbt, wird ihm der Stab mit in den Sarg gelegt."

Über die Kiefer, die im Fichtenwald eingesprengt war, sagte der Förster, daß sie durch Wohlleben in üppiger Erde leicht verdorben werde, auf schlechtem, dürren Boden gedeihe sie um so frischer. Sie sauge so viel Sonnenschein in sich, daß sie den ganzen Winter über die Bauern mit Kienspahnlicht versorgen könne. Selbst im Walde leuchten der Kiefer rote Stämme wie Glutsäulen auf in das Gewölbe der Baumkronen.

Der Michelwirt hatte seine Freude daran, wie der Rufmann im Walde so poetisch wurde und fing den Sang an:

„Es steht ein Baum in Oderwald,
Der hat viel grüne Äst,
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Schatz gewest."

Der Förster tat nicht mit, besann sich plötzlich seiner Amtspflicht und hub an zu fluchen. Es war stellenweise das Gefälle nicht sauber aufgearbeitet, da konnte der Borkenkäfer nisten, der den Fichtenwald umbringt. Da war unter einem Lärchbaum ein auseinandergestörter Ameishaufen. Die Ameisen aber sollte man lassen passieren, wie sie die Stämme hinaufwurlen und ins Astwerk hinaus, als Jäger nach allerlei Gewürm und Gezücht, dieser Schmarotzerbrut, die den Baum krank machen und allmählich töten kann. Seht ihr die zarten Falter dort im Geäste der Kiefer? Was ist der kleine Kiefernspinner für ein großes Ungeheuer. Er legt sein Ei in das Holz und züchtet Verderben. Aber da kommt die Schlupfwespe, legt ihrerseits Eier in die Raupen des Kiefernspinners. Der Schmetterlingsleib hat ein Wespenherz und an diesem Zwiespalt stirbt der Falter. Die Förster können diesem Baumverderber nicht bei und sind der Schlupfwespe sehr dankbar für ihr Schelmenstück. Wer nun im Walde morschendes Holz liegen läßt oder die Ameisen stört oder die Schlupfwespen vertilgen wollte, den trifft des Försters Fluch. „Da sollen sie sich anderes Wildpret suchen, meinetwegen!"

„Wie der Michl das Wort „Wildpret" hört, rollt s ihm auch schon hell aus der Kehle über die Zunge:

„Bin a lustiger Wildbratschütz,
Und spann mein Hahnl guat,
Und wenn ich Reh und Hirschen siach,
Da wachst mir halt, da steigt mir halt
Mei Federl auf m Huat!"

„Weißt kein besseres?" fragt der Förster.

„Also singen wir halt ein anderes", sagt der Michel munter. „Zank nit, gestrenger Herr Forstverwalter und tu mit.

Wenn ih geh auf die Pürsch
Zittern d Reh, zittern d Hirsch,
Ja, sie fürchten mei Blei,
Ih schiaß selten vorbei!"

Aber auch da sang der Rufmann nicht mit. „Solche Gsanger kann ich nit leiden."

„Bist ein merkwürdiger Förster, der von der Jägerei nix wissen will."

„Ob der Schmarotzer Hirsch heißt oder Borkwurm. Im Wald kann ich solch Getier nicht brauchen. Die Gemsen, das ist was anderes, die sind im Steingebirg, die können nicht viel schaden. Die Gemsen hegt und schießt der Fürst und wenn wir ihm im Herbst einmal Gemsenlieder singen —"

„Frisch auf, zum Gamselschiaßen!“ trällerte der sanglustige Michelwirt. Es kam aber heute zu nichts. Ein alter graubärtiger Waldbär, der Holzmeister Fernand, begegnete ihnen und brachte für den Förster frischen Ärger. Er kam vom Hochgebirge her, wo er zeitweilig beim Jagdschlosse nachzusehen hatte. Quer über den Rücken aneindergebunden trug er ein Paar Ski, die nach beiden Seiten lang hinausstanden. Oben um das Jagdschloß lag der Schnee noch klafterhoch. Und doch hatte der Teufel den Weg dahin gefunden. Der Fernand berichtete, daß im Jagdschloß eingebrochen worden sei. Durch das Dach, und die Diebe müßten es hoch haben hergehen lassen im Fürstenzimmer; die Öfen voll Asche, Reste von Konserven, geleerte Weinflaschen und Zigarrenkisten. Der Silberschrank jedoch sei nicht erbrochen worden.

„Ist mir unlieb,“ brummte der Förster, „so sinds keine Berufsdiebe gewesen, so ists wer von unseren Leuten gewesen.“

„Etwan ich!“ bäumte der Holzmeister sich auf und funkelte mit Adleraugen auf den Förster.

„Na, freilich, du,“ lachte dieser und klopfte dem Alten auf die Schulter. „Der Fernand schaut gerade so aus, als ob er in fürstlichen Jagdhäusern heimliche Gelage hielte.“

„Kann auch mein' Dienst aufsagen, wenn Mißtrauen ist.“

Sie hatten zu tun, ihn zu beruhigen.

Endlich kamen sie zur Stelle, wo unsere Freunde sich auf den Rasen setzten, ihr mitgebrachtes Mittagsbrot verzehrten und zu endgiltiger Schlichtung auch dem Holzmeister davon boten. Dann sagte der Michel: „So, jetzt heißts auf die Höh!“ und bog ab, den Fußsteig nach der Twengalm.

Der Förster und sein Sohn Elias gingen über den breiten Bergrücken hinaus, zwischen jungen Fichten. Mehrmals hörten sie den Michel jauchzen auf seinem steilen Anstiege. Der Förster jauchzte zurück und eiferte den Studenten an, es auch zu versuchen. Dieser hätte es ganz gern probiert mit einem lustigen Juchschrei, aber er schämte sich und tat es nicht. Doch wenn er schon nicht jauchzen mag, so möchte er jetzt beinahe etwas sprechen: es ist ihm das Herz gar zu voll geworden. Diese Waldnatur! Dieser Kampf der Wesen, dieses im Gleichgewichtbleiben und ewige Sieghaftsein des Gleichen! Diese wonnesamen Liebestriebe überall, und diese Geheimnisse . . . Fast war ihm, als flüstere etwas: Elias, hier verlierst du deinen Glauben! Aber ein lebhafteres Gefühl wogte ihm durch Leib und Seele: Elias, hier findest du ihn! Wer hat dich aufgebaut, du schöner Wald? —

Als sie nachher auf einer Waldblöße rasteten, im Anblicke der weiten Landschaft, über Berg und Tal hin, bis zu dem ätherblassen Gebirgsstreifen, hinter dem die Welt erst groß anhebt, hier, so recht im

stillen Sonnenfrieden des Mittags, sagte Elias mit leiser Stimme: „Vater, ich möchte mit dir einmal was reden.“

„Liebes Kind, so rede. Ich schaue dich ja schon lange auf das hin an, daß du was auf dem Herzen hast, und kommst nicht dazu, es zu sagen. Du weißt ja, daß du mir alles anvertrauen kannst. — Was hast du mir denn zu sagen, Elias?“

Diese Worte sind so grundgütig gesprochen worden, daß dem Jungen das Weinen näher stand, als das Reden. Er schwieg noch ein Weilchen und dann begann er seine Mitteilungen.

„Du wirst dich gewundert haben, Vater, daß sie mich für krank heimgeschickt haben, und daß ich doch nicht krank bin. Aber wenn ich hätte dort bleiben müssen —. Hab nimmer lernen können, nimmer essen und nimmer schlafen.“

„So bist du doch krank gewesen.“

„Vielleicht, Vater. Aber anders.“

„Heimweh?!“ fragte der Förster.

„Dann hätte es die Jahre früher kommen müssen. Es ist was anderes gewesen.“ Elias zuckte ab und mit der Stimme leise zitternd setzte er bei: „Den Glauben habe ich verloren.“

„Den Glauben? An was? Ans Lernen, an deine Fähigkeiten?“

„Den Glauben an Gott!“

„Den Glauben an Gott verloren? Das versteh ich nicht.“

„Es ist auch nicht so, ich kanns nur nicht sagen.“

„Solltest du in schlechte Gesellschaft geraten sein?“

„Beim Religionsunterricht.“

„Ja, was redest denn, Elias!“ rief der Vater, „gerade der Religionsunterricht in Ruppersbach hat dich dahingebracht, daß du Priester werden wolltest!“

„Das war der Religionsunterricht bei unserem Herrn Pfarrer. Wo wir immer von Gott gehört haben, der uns alle auf den Händen trägt und nicht verläßt, von Jesus Christus, dem lieben Heiland, und wie er uns lehrt und tröstet, durch sein heiliges Vorbild und Opfer uns zum ewigen Leben führt. Aber im Seminar ist das was anderes.“

„Wieso? Liegts an dem Religionslehrer?“

„Oh, der ist gut. Der hat mich immer gefragt, warum mir denn kein Essen schmeckt, warum ich so schlecht aussehe, ob mir was wäre? Ob ich warme Kleider hätte? Vom Religionsunterricht hat er mir nie was gesagt außer der Stunde. Er kann auch nichts dafür, daß es so vorgeschrieben ist.“

„Und was sagen denn die anderen, deine Kollegen?“

„Nichts. Die schimpfen nur über das viele Memorieren. Das Memorieren macht mir nichts, aber sonst —. Du mußt dir unser

Religionslehrbuch einmal ansehen, ich habs mitgebracht. Ja, und da ist mir halt so kalt geworden und bang. Wie wenn man den Glauben verliert. Und bin krank geworden."

„Du mein, du mein!" murmelte der Förster. „Das soll ein anderer verstehen. — Wie gehts dir denn jetzt?"

„Wie ich wieder in unser Hochtal komme, ist mir auf einmal wieder gut gewesen."

„Über Religionssachen soll man nicht grübeln, mein Kind!"

„Aber im Seminar muß man grübeln, das ist es ja. In dem Buch ist alles so beschrieben und ausgeklügelt und bewiesen, wie eine Mathematikaufgabe. Einmal auf dem Spaziergang im Garten habe ich es dem Religionslehrer doch gesagt, da antwortete er: Rufmann, denke doch nicht immer, wie Gott ist, denke vielmehr wie du sein sollst. Das hat mir gefallen. Aber in der Religionsstunde ist immer so viel von den Beweisen Gottes und der Kirche die Rede und ich weiß nichts damit anzufangen. Je mehr mir Gott bewiesen wird, je fremder wird er. Ich habs gar nicht gewußt, daß man an Gott zweifeln kann und bei diesen Beweisen ist mir der Zweifel erst gekommen. Und habe ich gesehen, die Kirche ist nur da, um immer zu sagen: Glaube, glaube! Gott ist, erstens weil, und zweitens weil und drittens weil. — Und alles so ausgetrocknet, so dürr. Und denkt man endlich: Wenn so viele Beweise und Versicherungen nötig sind, da ist er am Ende gar nicht. Und wenn man alle Tage hört, daß es Millionen und Millionen Ketzer gibt auf der Welt, die nicht an Gott glauben und nicht selig werden können. Und so ohne Liebe von ihnen die Rede ist und daß man mit ihnen nichts zu tun haben soll. Daß sie wohl auch an ihre Gottheiten glauben, die aber alle falsch sind. Und doch auch die Heiden ihren Glauben beweisen und sagen, daß es der einzigrichtige wäre. Und haben auch die nicht den rechten Glauben, die sich ganz und strenge ans Evangelium halten und haben die nicht den rechten Glauben, die in Gottvertrauen und Nächstenliebe und Sittsamkeit und Geduld leben: sie können nicht selig werden, wenn sie nicht auch alles andere glauben und tun, was die römisch-katholische Kirche verlangt. Immer nur diese Kirche und immer nur von dieser Kirche, und alles andere von der ganzen Welt ist nichts, nur diese eine Kirche, die fort und fort sagt: Glaube mir, nur mir, keinem andern und hieße er auch Christus."

„Jetzt übertreibst du aber doch, Elias!" mahnte der Vater, „wenn du sagst, daß die Kirche wahrer als Christus sein will."

Da sagte der Student in immer größerer Erregung: „Wir haben einen Ausspruch lernen müssen, nämlich, daß ein katholischer Priester größer sei als die Heiligen im Himmel, als die Engel, ja als die Mutter Maria, weil der Priester bei der Messe Jesus Christus er-

schaffen könne und die anderen können das nicht. Und ist der katholische Priester größer als Jesus Christus selbst, weil der Schöpfer ja über dem Erschaffenen geht — so ungefähr, mir schwindelt alles im Kopf. Solche Sachen! Da muß man ja krank werden."

„Nun schüttelte der Förster gar bedenklich den Kopf, wußte aber nichts anderes zu sagen, als „das geht vorbei. Elias, das muß vorbeigehen. Du sagst es selber, wie der Religionslehrer gut ist. Halte dich an ihn, nicht ans Buch. Das Buch wird so was Theoretisches sein, wie mein Handbuch der Botanik. Ist notwendig, so ein Leitfaden, aber wenn ich die Forstwirtschaft praktisch darnach einrichten wollte — na ich danke! Man vergißt ja so bald alles wieder."

„Und habs schon fast vergessen," sagte Elias. „Jetzt daheim, da ist es ja wieder besser. Wenn man immer so im Wald sein könnte! Da könnte man freilich den Glauben nicht verlieren."

„Warte nur, mein Sohn. Wie du beschaffen bist, da werden sie dich ohnehin in ein entlegenes Walddorf stecken als Kaplan. Und wenn du gar Bergpfarrer in der Einöde sein wirst, da kannst du die Bücher, die du nicht magst, in den Ofen schmeißen und mit dem Herrgott persönlich verkehren. Verloren hast du den Glauben nicht. Sei nur wieder froh, wie du es als Kind bist gewesen."

Der Junge schaute dem gütigen Vater treuherzig ins Gesicht und sagte: „Jetzt ist mir auch schon leichter."

„Sei nur so gut, und sage niemandem davon. Auch dem Friedl nicht, am wenigsten der Sali. So Sachen muß man mit sich selber ausmachen. Du bist nicht der einzige, dem es so ergeht. — Hörst du den Michel? Jetzt ist er schon oben bei seiner Hütten. Wie hell der kann jauchzen! Dem seine Stimme, wenn ich hätte."

Der Fremde aus dem Preußenland.

Um die Feierabendzeit im Wirtshause „Zum schwarzen Michel," als sie wieder einmal in Weilchen gesungen hatten, tat der Förster Rufmann einen Trunk aus seinem Weinglase und fragte halblaut den Wirt, ob er das Lehrbuch des Studenten schon angesehen hätte? Der Michel holte das Buch aus dem Wandkästchen hervor, legte es dem Förster hin und sagte: „Du kannst es schon mitnehmen."

„Was sagst dazu?"

„Mein, was ist da viel zu sagen. Die jungen Leut müssen so viel wissen, daß ihnen zum Glauben nix mehr übrig bleibt."

Der Förster dachte nach, neigte ein paarmal den Kopf und sagte: „Ist auch eine Antwort." Wußte aber doch nicht viel damit anzufangen. Das viele Wissen, dachte er, wäre ja wohl nicht schlecht, wenn man nur auch das wüßte, ob alles wahr ist, was man wissen muß.

Die Sache war damit erledigt. Rufmann steckte das Buch, über welches er vom Freunde die Meinung hatte hören wollen, in seinen Sack. Der Michel klimperte auf der Zither. Da rief die Kellnerin Mariedel, die, wenn ihre Beine nicht laufen mußten, den krausigen Kopf gerne zum Fenster hinaussteckte: „Jeß, wer steigt denn lauter auf der Straßen daher?"

Einer der Holzknechte, die hemdärmlig am Nebentische saßen, guckte auch. „Oho! das ist ein Seltsamer! Muß ein Geistlinger sein."

„Ein Geistlinger, du Lapp!" rief die Kellnerin lachend. „Und hat ein' großmächtigen Schnurrbart."

„So ists halt ein Husar."

„Mit einem pechschwarzen Gewand?"

„Ist ja eh weiß bis zu den Knien hinauf."

Das war richtig. Der Wanderer auf der Straße war fast bis zu den Knien des schwarzen Beinkleides von Straßenstaub belegt. Hingegen stak im Knopfloch des um die Beine schlänkernden schwarzen Rockes eine kleine Heckenrose. Eine stattliche und vollgepfropfte Seitentasche war halb verhüllt durch einen grauen Mantel, den der Reisende über der einen Achsel hängen hatte. Die offene Weste, die ebenfalls schwarz war, und eine Uhrkette an sich hängen hatte, ließ das Wollenhemd sehen, das ohne Kragen und Krawatte nur mit einem Bändchen am Halse zusammengehalten zu werden schien. Der schwarze weiche Hut war über und über besteckt mit Feldblumen. Er saß so weit hinten am Nacken, daß man die braunen Haarlocken sah, die feucht und wirr über die Stirn herabhingen. Dieses Gemisch von Würde und Lässigkeit war auch in dem stark geröteten Gesichte mit den funkelnden Brillen und dem buschig über den Mund niederhängenden Schnurrbart. Mit einem tüchtigen Knüppelstock setzte er weit aus und mit großen Schritten eilte er, das Wirtshauszeichen an der Wand musternd, dem Tore zu. Im Vorhaus erhob er seine laute, etwas schnarrende Stimme und fragte, ob hier Nachquartier zu haben wäre.

„Herr Vater!" rief die Kellnerin den Wirt. Dieser blieb an seinem Tische sitzen, Bauernwirte laufen ihren Gästen nicht entgegen, und gab durch die Tür hinaus Antwort: „Nachtquartier? Warum denn nit? — Mariedel, führ den Herrn ins Haarstübel hinauf!"

Die Kellnerin wollte dem Fremden Mantel und Tasche abnehmen, dieser sagte fast rauh: „Lassens Jungfer! Ich trage meine Sachen selbst." Und wie merkwürdig er die Worte aussprach. Als kaue er im Munde etwas hin und her und werde damit nicht fertig.

Das „Haarstübel" war recht heimlich, es hatte mehrere Kästen, einen alten Schubladenschrank, dessen obere Lade als Tisch herzurichten war, und auf der Bettstatt einen Berg von Kissen, Decken, Tuchenten,

den die Kellnerin Mariedel abzutragen begann, um aus diesen Dingen ein Bett zu bauen. Zwei Fenster mit roten Vorhängen gingen nach dem Garten hinaus. Der Fremde warf seine Sachen auf einen ledernen Lehnstuhl und öffnete sogleich die Fenster. Das tat er mit merklicher Lebhaftigkeit und brummte etwas von schlechter Luft.

„Der Luft ist eh gut", meinte die Kellnerin, „aber schmecken tuts a bissel. Der Haar tut a so schmecken."

Was die für eine Sprache hat! Der Luft! Der Haar!

„Weil das die Haarkasten sein!"

„Haare habt ihr in diesen Kästen?"

„Und bramelvoll auch noch!" antwortete das Mädel.

Es mögen wohl Pferdehaare sein, dachte der Fremde, von Mähnen und Schweifen. Solche sollen sich gut verkaufen. Die Kellnerin tat stolz um die Schätze und öffnete einen der Kästen. Da sah er nun die weißgelblichen, wachsglänzigen Flachsrocken, die in länglichen Ballen gewunden, geordnet übereinanderlagen.

„Ah, schön! Flachs, Flachs, ich liebe ihn den Flachs — aber nur im Kasten, nicht am Leibe. An den Körper gehört Wolle. Seien Sie mal so charmant, Jungfer, und bringen Waschwasser! Aber gleich einen Bottich voll, nicht im Rasiertellerchen, wie es hier zu Lande üblich ist."

In der größten Krautschüssel, die im Hause auffindbar war, brachte sie frisches Wasser und einen großen Seifenwürfel. „Wünsch gute Verrichtung!" sagte sie, denn mit so einem Herrn muß man höflich sein, und ging davon. Dann nahm er sich in die Arbeit.

Als der fremde Gast nach einer Weile ins Gastzimmer kam, war er „wie aus dem Schachterl". Das schwarze Gewand rein gebürstet. Am Halse ein frischer Wollenkragen mit rothblau gestreifter Binde; aller Schweiß aus Gesicht und Haar getilgt, sogar der Schnurrbart nach beiden Seiten ausgekämmt und die Brillen klar gemacht. Der Michelwirt, ohne sich vom Sitz zu rühren, lud den Fremden ein, an seinem Tische, gegenüber dem Förster Platz zu nehmen. Die Kellnerin fragte: „Was schaffens, Bier, Wein, schwarzen, weißen? Was zu essen?"

„Bringen Sie mir mal ein Glas Milch."

„Milch?"

„Milch."

„Milch will der Herr. Weiß nit, ob eine ist."

„Vorhin sah ich von der Weide fünf Kühe in den Hof gehen", sagte der Fremde.

„Mir noch ein Bier!" rief einer der Holzknechte.

„Und mir ein halben Liter Wein!" rief ein anderer.

Hernach kam Frau Apollonia selber von der Küche herein. Den Mann mit solchem Begehr wollte sie sich ansehen. Der gefiel ihr.

Die aufgeärmelten Arme über die Brust gelegt, fragte sie ruhig: „Wollen Sie gekochte Milch oder rohe?"

„Ungekocht. Natur."

„Süße oder saure? Oder Buttermilch? Oder kuhwarme?"

Jetzt mußte der Fremde lachen über die große Auswahl an Milchsorten. Dann verlangte er saure.

Die Holzknechte pochten mit ihren Gläsern auf den Tisch: „Mariedel, hörst nit! Noch ein Bier mag ich!"

Und als der Fremde die Hälfte des großen Milchglases auf einen Zug leer trank, packte am Nebentisch der Holzknecht den Henkel seines Bierglases und trank es auf einen Zug aus. Stieß das Glas auf den Tisch: „Nachfüllen, Kellnerin!" und schaute beinahe herausfordernd den Fremden an: So macht mans hier zu Land im Wirtshaus!

Der Wirt leitete ein Gespräch ein mit den üblichen Fragen: „Woher? wohin?"

„Ja, mein lieber Herr Wirt," antwortete der Fremde halb ernsthaft, halb lustig: „Ich komme und weiß nicht woher, ich gehe und weiß nicht wohin. Nächsther einmal von Löwenburg."

„Und von da aus?"

„Über die Hügel."

„Wo ist das, über die Hügel?"

„Über den Rauhruck, oder wie das heißt."

Der Michel blickte den Förster an, als wollte er sagen: Kommt dieser Mensch denn vom Himalaja, daß er unsere Berge Hügel nennt? Wir wollen es schon noch erfahren.

„Ich halte ihn für einen Preußen", murmelte der Förster.

Im weiteren Gespräch erfuhr man jedoch nichts, als daß der Herr auf einer größeren Fußreise in die Alpen begriffen sei.

„Fußreise! Das ist einmal was Gescheites", sagte der Wirt. „Der Mensch kommt mit zwei Beinen auf die Welt und nit mit dem Radel."

„Wenn schon, so hat einer im Kopf um ein Radel zu viel!" bemerkte drüben einer der Holzknechte. Das war auf Leute gemünzt, die statt Bier — Kuhmilch trinken! — Indes, der Fremde aß auch Hausbrot dazu.

Die Frau Apollonia kam noch mit einem verbundenen Glastopf herein und fragte, ob etwa Honig gefällig sei? Der Fremde fand das prächtig. Milch und Honig! Das Land habe er schon lange gesucht.

Nachdem er geschmaust, kam er mit einer Frage vor. Was das zu bedeuten hätte in diesem Ort? Unterwegs, als er ans Dorf gekommen sei, habe er gesehen, wie man im Wäldchen junge Birken und Lärchen von der Wurzel gehauen habe, um sie dann längs der Straße an beiden Seiten in die Erde zu stecken. Es seien aber keine Kinder gewesen, die

etwa im Spiele diese merkwürdige Allee gepflanzt hätten, sondern Erwachsene, alte, ernsthafte Männer darunter.

„Ah,“ sagte der Wirt, „das ist wegen der Fronleichnamsprozession. Der Herr muß von weit kommen. Morgen ist ja Fronleichnamstag und da schmückt man die Gassen, wo die Prozession geht, mit solchen Bäumlingen. Bald werden sie auch da vor mein Haus kommen mit ihren Steckstangen, die Bäumelsetzer. Da draußen auf dem Anger wird sogar ein Altar aufgerichtet fürs zweite Evangelium. In Eustachen geht es immer feierlich her dabei. Weil wir alle drei Jahre nur einmal Fronleichnam haben. In den anderen Jahren ist die Prozession unten in Ruppersbach, wo der Herr eh vorbeigekommen sein wird. Wir Eustacher haben halt keine Kirchen, nur eine Kapellen da unten auf dem Platz; dort wird morgen das Amt gehalten und von dort geht der Umzug aus.“

Indes schien der Fremde sich weniger für die Fronleichnamsprozession zu interessieren, als für die hingeschlachteten Jungbäume.

„Habt ihr denn keinen Förster im Land?“ fragte er.

„Ihrer nit viele, aber auch nit schlechte,“ antwortete der Wirt.

„Und was sagen sie zu dieser grauenhaften Waldverwüstung?“ rief der Fremde aus.

Wendete sich der Rufmann, sein langes Pfeifenrohr auf den Tisch legend, so halbwegs gegen ihn und sprach lässiger Weise, als ob es ihm nicht eigentlich dafürstünde, da mitzureden: „Der Förster wird wahrscheinlich sagen, daß es für den Jungwald ganz vorteilhaft ist, wenn bisweilen geplentert wird. Sonst erstickt ein Jungling den andern. Bei dem Lärchenanwuchs kommt höchstens der Zehnte auf, alle anderen werden an sich hin, wenn man sie nicht herausnimmt. Hat der Herr nicht selber den Hut voller Blumen, toter, statt lebendiger! — Na ja, die Wiese hat ihrer noch genug. Und die Birken sind erst recht nicht umzubringen; da kann man alle Jahre lichten. Jawohl, die Bäume langen bei uns just noch aus, daß man ihrer etliche auch zur Ehre Gottes verwenden mag.“

„Sagen Sie mir einmal, lieber Herr“, sprach darauf der Fremdet „was denken Sie, wird euer Herrgott die lebendigen Bäume nich, lieber haben, als die Baumleichen an der Straße, die morgen schon welk ihre Zweige hängen lassen?“

Der Ausdruck „euer Herrgott“ rauchte dem Förster in die Nase. „Mein Herr“, sagte er, „wenn Sie einen anderen Herrgott haben, so kümmern Sie sich um den und lassen den unseren in Ruh!“ Bald hernach stand er auf, reichte dem Michelwirt die Rechte und ging heim ins Forsthaus.

Die Holzknechte am Nebentisch hatten es dem Fremden so oft und gründlich gezeigt, wie es hierzulande im Wirtshaus der Brauch

ist, bis sie ihr überlautes Geschrei nur noch lallen konnten. An Pfeifen saugend, in denen nichts mehr brannte, gröhlten sie nach Bier und Wein. Als der Wirt ihnen dartat, daß nichts mehr eingeschenkt werde, schimpften sie noch eine Weile über einen solchen „Hadererwirt“ und torkelten endlich davon.

Als der letzte die Zimmertür polternd hinter sich zugeschlagen hatte, sagte der fremde Gast mit dumpfer Ernsthaftigkeit: „Die sind vergiftet!“

„Was?“ rief der Wirt, beinahe auffahrend. „Vergiftet? Wieso? Von wem?“

„Vom Bier.“

„Gehns weiter, besoffen sind sie.“

„Es ist eine Alkoholvergiftung, Herr Wirt. Nur schade, daß ich bei der löblichen kaiser-königlichen Staatsanwaltschalt nicht die Anzeige machen kann, daß im Wirtshaus zum „Schwarzen Michel“ wieder einmal einige Personen vergiftet worden sind.“

Da der Michel jetzt erst die Schalkheit merkte, mit der die Anklage versetzt war, so sagte er lachend: „Nicht bald etwas wär mir lieber, als wenn die Polizei mir immer einmal die Stuben ausfegen wollt! ’s ist wirklich und wahrhaftig eine Schweinerei.“

Nun kam der Fremde in einen guten Redefluß, davon ausgehend, daß es sich nicht bloß um die Schweinerei handle, vielmehr um das Verderben des Volkes. Er sprach von naturgemäßer Lebensweise und kam auf den Alkohol, als den größten Feind des Menschengeschlechtes. Verarmung, Verkümmerung, Verblödung, Totschlag, Mord, unbeschreibliche andere Verbrechen und früher Tod in allen Arten.

„Soll denn das wirklich so arg sein?“ sagte der Michelwirt.

„Über die Maßen ärger, als mans sagen kann!“ rief der Fremde mit Leidenschaft. „Cyankali, Arsenik, Strichnin und alle Gifte zusammen sind nicht so gefährlich als Alkohol. Weil die Bestie so falsch ist, weil sie anfangs so wohl bekommt, weil sie sich sogar für heilsam ausgibt, während sie den Organismus langsam aber sicher zerstört, bis das Opfer jäh zusammenbricht und hin ist.“

Der Wirt sagte nichts, schlug aber die Hand auf den Tisch. Auch er hatte ein Glas Wein vor sich stehen, wenn auch stark gewässerten. „Ganz trocken kann einer doch nit dasitzen bei den Gästen.“ Aber jetzt hatte er keinen Durst. Die Kellnerin kam, rieb sich mit der Schürze die Hände ab, was so ihre Gewohnheit war, wenn sie die Lumpentische abgeräumt hatte, und fragte den Gast: „Schaffens vielleicht zum Nachtmahl was Gebratenes?“

„Haben sie Hafergrütze? Natürlich nein, das habe ich mir gedacht. Aber doch Weizenmehl und Öl? und ein paar Eier? Gut, so lassen sie mir einen Pfannenkuchen machen.“

Da ging in der Küche wieder das Bedenken an. Pfannenkuchen mit Öl? Nun, wems schmeckt! — Als nachher der Fremde in seiner Mehlspeise statt Tafelöl Leinöl hatte, wollte er aufbegehren, schwieg aber, dachte: Ländlich, sittlich! Leinöl ist vorzüglich — und aß mit Geduld den Pfannenkuchen.

Endlich begleitete der Wirt den Gast in die Schlafstube, brannte dort die Talgkerze an und schob Schreibzeug vor mit der Bitte, sich in den Fremdenzettel einzutragen. Während es der Gast tat, guckte der Michel ihm über die Achsel. — „Nathan Böhme aus Frankfurt."

Als der Fremde in der Stube mit ihrem eigentümlichen Flachsgeruch allein war, ging er an die Tür, zog von außen den Schlüssel ab, steckte ihn von innen an und schloß ab. Dann untersuchte er Kästen und Wände, leuchtete mit der Kerze auch unters Bett. Dann stützte er die Ellbogen aufs Fensterbrett und schaute hinaus in die Nacht. Links von der Straße her der Schein einer Fackel und das Geräusch arbeitender Burschen, die Birken und Lärchen in die Erde steckten und einen Bau aufführten. Rechts über dem Dache eines Wirtschaftsgebäudes und über dem Heckengebüsche des Gartens her dunkle Bergkuppen, darüber der gestirnte Himmel, über welchen in langem Striche eine Sternschnuppe niederfuhr gegen das Gebirge. — Endlich schloß er das Fenster und ging ans Bett, wo er aufs Nachtkästchen die Uhr legte und unter das Kopfkissen ein Ledertäschchen barg.

An demselben Abend hat der Michel mit Frau Apollonia noch Mutmaßungen angestellt über den Nathan Böhme aus Frankfurt.

„Frankfurt soll es aber zwei geben, eines liegt in Preußen. Der Aussprache nach ists einer. So ein räsonierender Besserwisser. Verdächtig ist mir der Namen."

„Ich halte ihn für einen anständigen Menschen," sagte Frau Apollonia, „er hat so schön fürlieb genommen mit der Dienstbotenkost. Möcht froh sein, wenn die Dienstleut sich allemal so ein Essen taten gefallen lassen."

„Weils wahr ist, daß unser Herrgott allerhand Kostgeher hat," sagte der Michel, da gab Frau Apollonia keine Antwort mehr. Sie schlief.

Der Michelwirt aber mußte seinen Tag fortschleppen noch tief in die Nacht hinein. Dieser wich nicht aus dem Kopf. Auch vergangene Tage kamen herbei, wie hungerige Hunde und fraßen den Schlaf. Dem Michel war eingefallen, wie in Eustachen und Umkreis gar so viele Leute stürben, zumeist Männer in den besten Jahren. Seit einem Jahre der Franz am Brückl an einem Nierenleiden, der Oberhuter am Schlagfluß, der Siedelknecht an Leberentartung, der Schnellheißer und der Schuster-Hans haben auch an den Nieren was gehabt. Dem Fankelknecht ist das Hirn zergangen. Der Dämmerlschneider ist gar ins Wasser

gefallen heimwegs bei der Nacht. Das alles in kurzer Zeit. In früheren Jahren auch nicht viel anders. Auf dem Kirchhof Hügel an Hügel, eine lange Reihe, Männer und Männer in jungen Jahren. Die Weiber leben länger, die gehen nit so viel ins Wirtshaus! — Und nun kam es ihm vor, wo denn diese Leute ihren Tod geholt haben könnten? Wohl gar in seinem Haus! Im Wirtshaus! Wenn er doch recht hätte, dieser Räsonierer! Wenns halt richtig wahr wäre, das mit dem Alkohol! Man hört neuzeit öfter und öfter davon, daß geistige Getränke so schädlich sein sollen. Darum nur recht viel Wasser ins Faß! — Dieser echte Gastwirtsgedanke hätte bei einem andern die grabenden Bedenken ertränkt, der Michel jedoch sah immer noch die Gräberreihe auf dem Kirchhof.

(Fortsetzung folgt.)

Der unverstandene Mann.

Ein Typus aus der modernen Welt von **Emmi Lewald.***)

Territet. Terrasse des Grand Hotels.

Wie ein hängender Garten der Semiramis schwebt diese Terrasse mit ihren leuchtenden Rabatten, den reingezeichneten Kieswegen, den frischen Musastauden, mit ihrer ganzen raffinierten Gepflegtheit über dem Schienengeleise, das unter ihr, dicht am Seeufer, entlang zieht, eine rauchgeschwärzte, entheiligende Linie.

Es ist ein Spätherbsttag, alles blau in blau, Luft und Wasser in eins verschwimmend . . .

An einem rohrgeflochtenen Teetische, der das gleiche Rot hat wie die Geranien der Riesenbeete, sitzt ein hochzeitsreisendes Paar.

Sie sind am Ende der dritten Woche.

Er Mitte vierzig, Oberregierungsrat aus Breslau — sehr sorgsam gekleidet (vielleicht etwas reichlich patent), sehr angenehm, zuverlässig, männlich (vielleicht etwas reichlich phlegmatisch).

Sie dreiundzwanzig. Auffallend hübsch. Mäßig intelligent, obwohl sie drei Semester studiert hat. In sehr elegantem Kleide, das jedoch etwas um seine Wirkung gebracht wird, da hier und da Haken offen und Spitzen verschoben sind. Sie sitzt nachlässig zurückgelehnt, die Knie übereinander, die Linke in die Hüfte gestemmt. Im Gesichte etwas von der weichen Süße der Leonardoschen Simonetta. Nur über den Brauen eine Falte des Mißbehagens, die nicht zu diesem Stil paßt . . .

Sie (kopfschüttelnd): „Nein, nein, Grand Hotels sind mir nach wie vor odiös! Wenn es nach mir ginge, packte ich noch heute

---

*) Die Heiratsfrage und andere Typen aus der Gesellschaft von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1906. So köstlich wie dieser Auszug ist das ganze Buch. Die Red.

meine Sachen und zöge hinüber nach St. Gingolph, das ist ein Ort für mich! Das finde ich weit schöner als Territet samt Glion und Caux dazu. Diese ganze Seeecke hier ist ja von Hotelwirten einfach verschandelt — die Uferberge wie kariert mit Drahtseilbahnen und anderen fauchenden Ungetümen. Der arme, schöne, blaue See — was hat man aus ihm gemacht! Vollgepfropft mit Reklamen ist er wie ein englischer Bahnhof. Wo eine große Wiese mit schönen Riesenbäumen darauf zum Seeufer niedergeht, da stehen wie Regimenter aufgereiht die Schokaladenfirmen nebeneinander und stören das Bild — an jedem Wasserfall ragt ‚Gala Peter' auf zwei Stangen — es ist zu dumm."

Er (begütigend): „Aber du ißt doch so gern Schokolade."

Sie: „Natürlich — Schokolade ist gut, wenn man sich langweilt im Zimmer! Aber man will doch nicht immer in der freien Natur an sie erinnert werden. Hier wird überhaupt alles Schöne künstlich banal gemacht. Die großen Erinnerungen nutzt man geschäftlich aus. Bonnivard, an die Säule festgebunden, malt man als Hotelreklame auf die Tür des Omnibus, und es gibt wahrhaftig Leute, die da hoffen und glauben, daß sich in wenigen Jahren eine Terrasse mit englischen Korbstühlen — vermutlich so greulich rot wie diese hier — um das Schloß von Chillon herumzieht, wo man Tea und Buttertoasts kriegt — reserviert, natürlich für die Bewohner dieses Riesenkastens da — das alte Savoyer Schloß mit seinem Byronnimbus Dependance eines Grand Hotels."

Er zuckt die Achseln und verschweigt schonend, daß er solchen Chillontea sehr nett finden würde.

Sie (immer gereizter fortfahrend): „Wissen möchte ich nur, was die Hotelwirte hier darum gäben, wenn sie den Montblanc so schieben könnten, daß er auch in die Bucht von Montreux hereinsieht! Ich glaube, ihre Seelen verkauften sie, wenn sich die Felsen von St. Meillerie abtragen ließen oder jemand sonst eine Erfindung machte, Berge zu versetzen."

Er: „Rege dich doch nicht auf. Territet ist mein Lieblingsaufenthalt. Verleide ihn mir nicht. Wenn man das ganze Jahr durch gearbeitet hat, tut gerade diese Mischung von Schönheit und Komfort so wohl. Ich bin nun schon zum fünftenmal hier. Ich finde Territet tadellos und finde damit nur, was viele finden . . ."

Sie (sich erschrocken vorbeugend): „Rudolf? — Das sagst du von dir?"

Er: „Was meinst du?"

Sie: „Du hast eben gesagt: ‚Ich finde, was viele finden.' So schätzest du dich also ein? Das ist ja aber entsetzlich!"

Er: „Liebe Lulu — meinen Nachmittagsmokka trinke ich gern in Frieden."

Sie: „O Rudolf! Ich möchte gar nicht leben, wenn ich fände, was viele finden! Dann gehörte ich ja zur blöden Masse, zur Herde!“

Er (vollkommen ruhig): „Ich halte mich weder für blöde, noch halten mich andere dafür.“

Sie: „Ja, ja — das ist auch ein Symptom.“

Er: „Wie denn?“

Sie (eindringlich): „Es nicht zu merken, daß man Schablone ist ... Adela sagt immer, das wären die Bedauerlichsten.“

Er (langsam und ruhig seine Zigarre an der Mokkatasse abstreichend): „Adela ist eine Dame, die immer in grands mots macht. Bloß weil sie mal irgendwo irgendein Examen bestanden und ein paar Semester studiert hat, meint sie, daß alle Männer Staub unter ihren — notabene etwas großen Füßen sind.“

Sie: „Du irrst. Adela ist sehr für Männer. Sie wird sich auch verheiraten, gerade wie ich.“

Er: „So?“

Sie: „Ja, wie unser ganzer ‚Freier Bund‘.“

Er: „Und wo wird euer ganzer ‚Freier Bund‘ Männer herbekommen? Sieh mal, mit dir ist’s etwas anderes — du bist so hübsch! Aber die übrigen waren, wenn ich an die Profile bei unserem Hochzeitsdiner zurückdenke, gerade keine Grazien.“

Sie (gekränkt, mit hochgezogenen Brauen): „O, sie werden sich verheiraten, denn sie wollen es. Wir erreichen alles, was wir wollen. Die Satzungen unseres Bundes schlossen den Passus in sich, daß alle Mitglieder nach Möglichkeit beweisen sollten, daß man perfekte Gattin sein kann trotz des Studiums ...“

Er: „Das sind ja sehr löbliche Statuten ...“

Sie: „Ja — und drei Jahre muß man es jedenfalls in der Ehe aushalten ... wenn dann aber die innere Leere zu groß ist oder der Mann sich als zu inferior bewiesen hat, darf man ohne Skrupel seiner Wege gehen.“

Er (räuspert sich — nach einer Pause): „Du hättest mir eigentlich loyalerweise vor der Hochzeit ein Exemplar dieser Statuten verehren müssen.“

Sie: „Ich wollte auch — aber Adela verbot es. Sie sagt, in der Ehe sollte man den anderen Teil zu heben und zu entwickeln trachten, ohne daß er es merkt.“

Er (freundlich-ironisch): „Soll ich wirklich noch gehoben und entwickelt werden? Im nächsten Monat werde ich fünfundvierzig.“

Sie: „Ja, wenigstens versuchen muß ich es. Das ist meine Pflicht.“

Er: „Nun gut. Wenn ich mich also darauf einließe, solch freundlichen Versuch an mir vornehmen zu lassen — wie dächtest du dir denn zunächst die Sache?“

Sie (leuchtenden Auges, da sie Boden zu gewinnen glaubt): „Ich dachte so: Die letzten drei Wochen habe ich ganz dein Leben mitgelebt. Klaglos habe ich mich in diese, in meinen Augen so unberechtigte Daseinsart hineingeschickt. Ich habe in den unbequemen Kleidern, die mir deine Mama für die Hochzeitsreise aufzwang, zwischen einem Heer geputzter Affen in einem Luxus gesessen, der mir gräßlich war. Dabei habe ich dich genau studiert. Ich kenne dich jetzt. Ich weiß jetzt, daß du keinen Menschen nach seinem sittlichen Wert, sondern alle nur nach ihrer Chaussure — ihrer ‚Aufmachung', wie du es nennst, beurteilst. Ich habe bemerkt, daß du gar kein Bedürfnis nach ernster Lektüre hast, daß du dich am wohlsten fühlst, wenn du gedankenlos thé complet trinken kannst, daß dich landschaftliche Schönheiten kaum hinnehmen, aber neue Hoteltricks enorm interessieren. Wenn ich nachts die Sterne betrachtete, besahst du nur das ‚collier de Caux' — ich will ja gar nicht leugnen, daß es hübsch ist, wenn es so wie ein Diadem am Berg aufflammt — aber Lichter des Himmels sind doch wahrhaftig suggestiver als Lichter eines Hotels! (Sie wird immer erregter, was ihr reizend steht) . . . In dem wunderbaren Kreuzgewölbe von Chillon hast du gefroren, und als ich dein Urteil über Rousseau hören wollte, hast du von ihm als von einem ‚ganz veralteten Kunden' gesprochen."

Er: „Mit einem Worte also: ich mißfalle dir gründlich . . ."

Sie: „Nein, nein, Rudolf! Ich liebe dich ja! Ich liebe dich so, daß ich dich herausreißen möchte — in ein befriedigenderes, geistigeres Dasein! Ich möchte arbeiten an dir! Ich möchte einen wahren Menschen aus dir machen — denn so, wie du bist, bist du doch eigentlich nur . . . (mit traurigem Vorwurf) ein Bonvivant."

Er (noch immer ganz geduldig): „Und wie denkst du meine Menschwerdung einzuleiten?"

Sie: „Also wir reisen noch heute ab. Wir wollen sofort abrüsten in diesem schrecklichen Hotel. (Sie umfaßt schmeichelnd sein Handgelenk.) Und nicht wahr, Rudolf — du gibst nicht wieder so übertriebene Trinkgelder? Was du geben wolltest, gibst du lieber in die Kasse des ‚Freien Bundes'. Es ist gar nicht nötig, immer so an Kellner zu verschleudern, wie du es machst — mich, die ich den Pfennig ehre, bost es ordentlich . . ."

Er: „Und weiter?"

Sie: „Wir ziehen für den Rest des Urlaubs nach St. Gingolph. Wir ziehen fort aus dieser übertriebenen Kultur in das kleine Grenzwirtshaus, wo der wilde Wein so romantisch an den Fenstern heraufkletterte und alles so still war und so verlockend."

Er (kategorisch): „Und so schmutzig . . ."

Sie: „Das vielleicht — aber nach dieser trivial reinen Schweiz, die wie täglich frisch abgeseift aussieht, tat dies staubige Stück Frank-

reich mir gerade so unendlich wohl. Und die stillen Segel im Hafen! Und die bunte Wäsche, die unter den Linden flatterte . . . und kein Lift ringsum und keine Kellner — ach! Und wie gut roch es da! Nach frischgefälltem Holze und feuchten Steinen — nicht wie in dieser Bucht von Montreux, wo es immer riecht, als würde täglich ein Lohseladen über das Ganze ausgegossen."

(Sie sieht träumerisch herüber zu „Savoyens veilchenfarbenen Höhen", die am anderen Seeufer in die Lüfte steigen — dann hoffnungsvoll aufseufzend): „Und, Rudolf! Laß mich wieder Reform tragen! Du ahnst es nicht, wie ich mich nach meinem grauen Sacke sehne. Mir ist tailor-made und so was zu schrecklich! Es schnürt mir direkt die Seele ein. Sieh mal, es war ja rührend von deiner Mutter, aber richtig war's nicht! In unserer kurzen Verlobungszeit wollte sie mich unausgesetzt für dich ‚bilden', wie sie es in ihrer Naivität nannte. Na, gutmütig, wie ich bin, ließ ich's ja auch über mich ergehen. Sie weihte mich in all deine Eigentümlichkeiten ein — ‚liebenswürdige Schwächen' nannte sie das . . . daß du morgens im Bette schon Kaffee verlangst, daß du nichts von Dienstbotensorgen hören willst, daß du Stiefel mit Gummizug verabscheust und Roastbeef nur englisch ißt und so fort. — Und einen Kleidertrousseau schaffte sie mir an, der mich schaudern machte, wie ich ihn sah. Alles, was ich nicht leiden kann, Modepuppenwirtschaft, Spitzen, an denen man hängen bleibt, Schleppen, die einen am freien Ausschreiten behindern, Taillen, an denen man eine Viertelstunde zuhaken muß . . ."

Er (leise, lächelnd): „Wenn man's tut."

Sie: „‚So mag Rudolf es' — das war die Zauberformel . . . Na, ich tat alles, was Rudolf mochte. Sogar das obligate Brautkleid trug ich, obgleich es eigentlich im ‚Freien Bund' ausgemacht war, ohne Kranz und Schleier vor den Altar zu treten. Du kannst nicht leugnen, daß ich musterhaft war?"

Er (freundlich ihr Handgelenk umfassend): „Ja, musterhaft! Und du schwurst meiner Mutter, daß du alles, was an Blaustrumpf grenzte, abstreifen wolltest — weißt du das auch noch?"

Sie (die diesen Moment nur in vager Erinnerung hat): „Solche Schwüre darf man überhaupt nicht abverlangen . . . übrigens blieb ich sitzen, als ich das schwur . . . dann gilt es nicht oder nur halb . . ."

Er: „Man sollte denken, du hättest Jurisprudenz statt Philologie studiert, so juristisch klar ist diese Ausführung, so überaus lichtvoll . . ."

Sie (die dieser Einwurf gar nicht anficht, mit klagender Stimme): „Und dann noch eins, Rudolf — ich dachte auch, die Ehe würde mich viel längere Zeit ausfüllen, aber ich kann nicht dafür. Schon jetzt fühle ich eine grenzenlose Leere in mir. Es ist nicht mehr das wie am Anfang.

Unsereins ist eben nicht dazu geschaffen, sich dauernd an Liebesgetändel genügen zu lassen. Gegen dies Gefühl innerer Ödigkeit gibt es nur ein Heilmittel: Arbeit. Drüben in St. Gingolph könnte ich so gut meinen Essay über die Griechen beenden."

Er (räuspert sich anzüglich, was sie aber ganz ignoriert).

Sie (die Hände über dem rechten Knie faltend und ins Blaue starrend): „Die Frage interessiert mich so furchtbar: wie waren denn diese Griechen nun eigentlich in Wirklichkeit? Waren sie so munter und heiter, wie bei Curtius und Schiller, oder nahmen sie alles so entsetzlich schwer, wie Burckhardt das glaubt? . . . (tiefsinnig) Meiner Ansicht nach liegt die Wahrheit in der Mitte."

Er (ganz gelassen): „Die Wahrheit in der Mitte . . . das ist übrigens eine Auskunft, mit der sich alle Probleme höchst bequem lösen lassen. Nun, eine neue Schule, liebe Lulu, wirst du mit solchem Resultat deiner Betrachtungen nicht gerade begründen! (Mit erhobener Stimme, sehr energisch:) Meiner Ansicht nach bist du überhaupt kein schöpferischer Geist, sondern nur ein harmloser Dilettant auf dem Gebiet der Wissenschaften. Im ersteren Falle würde ich dich auch gar nicht geheiratet haben — nur die felsenfeste Überzeugung des Gegenteils machte mir zu diesem Wagestücke Mut."

Er wirft seine Zigarre in die nächste Palme, steckt beide Hände in die Tasche und betrachtet mit einem Gemisch von Liebe, Spott und leiser Entrüstung sein schönes Gegenüber.

Sie (ganz kalt und ruhig): „Wie willst du das beurteilen können — du, der du doch von klassischer Bildung gar nichts weißt?"

Er (ebenso ruhig): „O nein — meinem eigenen Urteile würde ich in diesem Falle ja auch gar nicht trauen — aber ich zitiere deinen verehrten Professor, den du doch immer selbst als deinen Mentor bezeichnet hast. Sieh mal, wenn der mir gesagt hätte, daß in dir ein neuer Zeller oder neuer Curtius zu erwarten sei, so würde ich ja nie gewagt haben, deine Siegeslaufbahn durch einen Heiratsantrag aufzuhalten . . . aber solche Annahme hielt dein Professor eben für außer dem Bereiche des Möglichen."

Sie (achselzuckend): „Er galt immer dafür, jüngere Talente nicht anerkennen zu wollen —"

Er (lächelnd): „Bisher lobtest du ihn doch als Ideal sans phrase —"

Sie (hautaine): „Dies richtet den Mann — übrigens, Rudolf, finde ich es, milde gesagt, heimtückisch, daß du ohne mein Wissen in dieser Weise über mich korrespondiert hast."

Er (langsam): „Meinst du denn, man heiratet jemand aus der ganz besonderen Spezies, zu der du gehörst, so ins Blaue hinein? Das

kann man doch gar nicht! Man hat doch Rücksichten zu nehmen. Jedenfalls muß man doch so ungefähr wissen, was ihr ausgesessen habt!“

Sie (streng): „Rudolf —“

Er: „Sieh mal — du und Adela. Ihr machtet das Studium ja doch nur als Mode mit, ohne irgendwie vom heiligen Feuer durchglüht zu sein. So wie die Schlachtenbummler kommt ihr mir vor, die auch dabei sein wollen, wenn's losgeht, aber gern darauf verzichten, ins Haupttreffen und den Ernst der Sache hineinzugeraten — oder wie die fröhlichen Marketenderinnen, die immer mitzogen, wenn eine Kriegstrommel ging, und ihr Teil Amüsement aus den großen Gelegenheiten herausschlugen. Mit den beiden Hesses ist's ganz was anderes — die sind mit Leib und Seele bei ihrer Medizin. Und Adela hat auch noch einen Pas voraus vor dir — denn sie hat wenigstens einen Gedichtband herausgegeben, der, wenn auch nicht gerade für Backfische, so doch nicht ohne Talent ist.“

Sie: „Woher weißt du das? Es ist doch tiefes Geheimnis —“

Er: „Wie gesagt, ich erkundigte mich —“

Sie (sich indigniert zurücklehnend): „Ich finde das in einer Weise illoyal . . .“

Er (sanft): „Ist es nicht ein ganz berechtigter Wunsch, daß man wissen will, wen man heiratet? Du selbst warst ja ziemlich sparsam gegen mich mit Notizen aus jener Zeit.“

Sie: „Der ‚Freie Bund‘ hatte natürlich unverbrüchliches Stillschweigen über alles gemeinsam Erlebte festgesetzt.“

Er: „Übrigens war das Resultat meiner Erkundigung ein höchst schmeichelhaftes für euch.“

Sie (erstaunt und erleichtert): „Wie meinst du das?“

Er (mit sanfter Ironie): „Nun ja — ihr brachtet etwas Ungewöhnliches fertig. Ihr gingt immer bis an die Grenze — aber nie über die Grenze! Man weiß gar nicht, was man an eurer Spezies mehr bewundern soll: die geniale Unvorsichtigkeit der Lebensführung oder die grenzenlose Naivität —“

Sie (ihr Unbehagen hinter Unnahbarkeit verbergend): „Das wird ja immer besser —“

Er: „Ihr habt in München doch ganz und gar wie Studenten gelebt.“

Sie: „Bitte, es war durchaus standesgemäß. Wir waren ein geschlossener Kreis für uns, alle aus guten Familien — Minka ist Oberstentochter, und der Vater von Adela ist sogar Exzellenz gewesen.“

Er: „Ja — aber eine Exzellenz, die sich vermutlich im Grab umdrehen würde, wenn sie wüßte, wie naiv — ich sage immer nur: wie naiv — seine Tochter den Münchner Fasching mitgemacht hat.“

Sie (mitleidig und gekränkt): „Das gehört dazu. Der Münchner Fasching ist kulturhistorisch interessant. So etwas muß man kennen."

Er: „Das eigentliche Studium war eben Nebensache für euch. Wesentlich machtet ihr Radeltouren ins Isartal — immer mit ‚zufälligen Bekannten'. Unter dieser Rubrik waren die sonderbarsten Nummern. Ihr müßt wirklich ganz besondere Schutzengel gehabt haben, daß ihr nie bei der Wahllosigkeit eurer Beziehungen stärker angeeckt seid. Daß Kinder Schutzengel haben, weiß man — daß diese aber die Universitäten mitbeziehen, ist wohl eine neue Einrichtung der Vorsehung . . ."

Sie: „O bitte — unsereins ist eben außerordentlich gefestigt . . ."

Er (unbeirrt fortfahrend): „In regulären Studentenbuden wohntet ihr. Der Billigkeit halber frühstücktet ihr Kognak und Zwieback, und mittags nährtet ihr euch von Weißwürsten. Ihr hattet da ein Lokal mit einem höchst sonderbaren Namen . . ."

Sie: „Ja, wenn wir gleich den Tag mit einem thé complet angefangen hätten, würden wir schwerlich durchs Semester gekommen sein. Wir hatten eben alle kein Geld — das war das Schöne, das Poetische . . ."

Er: Ja, ja, ich finde auch alles sehr rührend, das mit dem Kognak und das mit den Weißwürsten — aber verzeih! Eure Familien zu Hause rangen doch immer die Hände! Und deine Eltern speziell, liebe Lulu, waren selig, als ich ihnen die moralische Verantwortung für dich definitiv abnahm — deine Mutter dankte mir sogar mit Tränen . . ."

Sie (achselzuckend): „Nun ja, Mütter — Mütter von modernen Töchtern sind immer Angsthasen! Die denken beständig wunder was passieren könnte — erst in der Theorie geben sie ihren Segen — jawohl, man darf studieren! Es liegt in der Zeit, ist sogar ein Glück, wo mehrere Schwestern sind. Aber wenn man studiert, ist ihnen allerhand unvermeidliches Beiwerk nicht recht. Sie sagen A, aber nicht B. — Übrigens bin ich sehr erstaunt, lieber Rudolf, daß du trotz des gänzlich schiefen Bildes, das du dir von meiner Vergangenheit machst, dennoch vorurteilslos genug warst, mich zu heiraten!"

Er (der diesen Einwurf schon längst erwartet hat und sich amüsiert, daß er nun ganz normal von Stapel geht): „Der Grund ist doch klar. Wie ich dir schon öfters versichert habe, verliebte ich mich in dich — ja, ich verliebte mich in dich, trotzdem ich immer Front gemacht hatte gegen Mädchenstudium — trotzdem ich jedesmal, wenn entfernte Tanten mir Photos von dir zeigten, es für einen Wahnwitz deiner Eltern erklärte, daß man ein so hübsches Mädchen — ja, so sagte ich — so sich depoetisieren ließe! Ich war in der Theorie dein geschworener Gegner — aber als ich dann bei dem großen Familientage plötzlich

vor dir stand, da wurde mir trotz dieser Theorie sehr sonderbar zumute! — Eine höhere Tochter ohne wissenschaftlichen Anstrich wäre mir ja natürlich lieber gewesen — aber so nett, wie du sein kannst, so nett frauenzimmerlich! Au fond bist du ja doch eine ganz regelrechte Eva und die Aufmachung als gelehrte Virago doch wirklich nur ganz äußerlich! Und dann, je näher ich dich kennen lernte, wunderte ich mich immer mehr über eines, nämlich: wie du es fertig gebracht hast, überhaupt durchs Abiturium zu kommen? Du weißt ja allerhand — aber es geht doch alles in einer Weise durcheinander ... mir, der ich mein bißchen Wissen wenigstens fest eingeordnet habe, schwindelt oft ..."

Sie (mit Kälte, tief empört): „Ich weiß nicht, was dich dazu veranlaßt, mir verhüllt anzudeuten, daß du mich für einen Idioten hältst ..."

Er: „Ich möchte dir nur klarmachen, daß du der Frauenfrage wirklich nichts entziehst, wenn du gänzlich auf sie verzichtest! Ach, Lulu, du hast ja gar nicht studiert — geradelt hast du und getanzt — während des Faschings sogar zuweilen bis drei Uhr morgens. Wie Nachtwächter habt ihr gelebt, den Tag geschlafen und die Nacht durchwacht ..."

Sie (mit hochgezogenen Brauen): „Und woher stammen diese Detektivenotizen?"

Er: Von jemand, der euch mal gesehen hat, so im Morgengrauen, heimkehrend von einem Feste des Simplizissimus, alle ganz sezessionistisch, als moderne Linien, mit Abendmänteln darüber, die aus dieser Linie fielen — Morgengrau über München — die Bäckerjungen brachten schon die Frühsemmeln. Die Soldaten zogen gerade aus. Sämtliche Bajuwaren grinsten, wie sie eurer ansichtig wurden ... Sieh mich nur nicht so schrecklich verächtlich an, liebe Lulu, als wenn ich der dernier des mortels wäre — du mußt dich auf das Momentbild der Münchener Zeit doch auch besinnen, denn ein stilisiertes L schritt dieser Gruppe voran ... Gott, es ist ja gar nichts dabei — nur studieren nenne ich es nicht ..."

Sie: „Jetzt weiß ich, wen du ausgequetscht hast: Vetter Leo! Jawohl, der stand den Morgen irgendwo am Hofgarten, da er eine Kur mit Milchtrinken und Morgenspaziergängen brauchte. Ich weiß, er sah uns ganz verglast an ... er ist ein ganz öder Flaps, ein Jammermann. Erst machte er sich an unseren ‚Freien Bund' heran, was er konnte, pochte immer auf die Verwandtschaft, obwohl für uns doch nur Geistesverwandtschaft galt. (Sie trommelt mit den Fingern auf den Tisch und bekommt immer rötere Backen, da ihr diese Rückblicke auf die Münchener Zeit keineswegs behaglich sind. Sie tut ihm fast leid — aber er ist fest entschlossen, alles auf einmal zu sagen und sämtliche

Waffen zugleich aus seiner Rüstkammer zu holen.) Anfangs nahmen wir ihn mal mit. Er blamierte uns alle, indem er sich fortwährend als garde dame aufspielte. Übrigens verachte ich ihn einfach, denn er hatte uns geschworen, niemals Mitteilungen über uns zu machen . . ."

Er: „Vielleicht hat er bei diesem Schwure auch gesessen . . . Übrigens will ich zu seiner Ehre gestehen, daß ich ihm erst tüchtig Sekt einflößen mußte, ehe er mitteilsam wurde."

Sie: „Ich kann nur sagen, ich bedaure, mich verheiratet zu haben!"

Er (der auch diesen Einwurf erwartet hat): „Das bildest du dir ein. Gewissermaßen hast du mich doch auch aus Liebe geheiratet. Ich will nicht leugnen, daß zugleich von beiden Seiten tüchtig geschoben worden ist — was ich konstatiere, damit du es nicht in der nächsten Minute konstatierst. Aber du warst doch so nett gegen mich, daß es mir ernstlich leid tun würde, wenn ich das nun retrospektiv für Heuchelei ansehen sollte! — Und wenn du jetzt schon eine Leere in dir fühlst, so bedauere ich das für dich. Mich aber grämt oder wundert es nicht sonderlich. Ich wußte im voraus, daß ab und zu das obligate Gejammer über Unverstandensein angehen würde. Das haben alle meine Freunde in ihren Ehen erlebt. Auch das liegt in der Zeit — darüber muß man sich gelassen hinwegsetzen . . ."

Sie (spöttisch): „Du hast eine bequeme Art, die Konflikte aus dem Wege zu räumen . . ."

Er: „Ja — ich bin gutartig, aber ich will Ruhe. Siehst du: die unverstandene Frau, das ist heutzutage ein überwundener Typus. Man gähnt ja bereits, wenn man ihn in Novellen immer wieder antrifft. Er ist alltäglich. Den Reiz der Neuheit besitzt er nicht mehr. Neben diesem Typus aber hat sich in den letzten Jahren ein anderer, weit bedauernswerterer entwickelt: der unverstandene Mann! Das ist der Mann, der im Kampfe mit einer heftigeren Gewalt resigniert geworden ist, dem die kleinen Freuden des Lebens grausam abgezwackt werden, der tausend Seufzer still für sich seufzt. Und in diese Rubrik möchte ich begreiflichweise durchaus nicht hinein."

(Sie sieht ihn immer erstaunter und fast imponiert ob seiner Lebensweisheit an. Er, um nicht zu schnell liebevoll zu werden, sieht stramm an ihr vorbei, krampfhaft auf die Dent di Midi, die hinter dem dünnen, blauen Dunstschleier wie ein weißes Riesenphantom sich erhebt.) Energisch fortfahrnd: „Angesichts dieser Berge schwöre ich, daß ich niemals auch nur einen Zoll breit von irgendeiner meiner ‚liebenswürdigen Schwächen' abweichen werde. Ich werde stets schon eine Tasse Kaffee im Bette trinken, das Roastbeef englisch verlangen und Stiefel mit Gummizug verachten. Ich werde weiter gegen Reformkleider zu

Felde ziehen und immer wünschen, als ein neuer Savonarola diese neuen Moden auf einem neuen Scheiterhaufen verbrennen zu können . . . und wenn du durchaus darauf bestehst, nach St. Gingolph hinüberzuziehen, so muß ich dich bitten, mich in Territet zu belassen, und würde dann vorschlagen, daß jeder von uns seine Hochzeitsreise einspännig zu Ende bringt. Ich würde dich dann voll Bedauern dem ‚Freien Bund' zurückgeben müssen mit dem Vermerke, daß du dich doch zur beglückenden Gattin nicht recht zu eignen scheinst. Denn wenn in euren Statuten auch steht, daß ihr drei Jahre à tout prix in der Ehe aushalten sollt, so ist darum doch euer Ehemann noch nicht verpflichtet, es so lange mit euch auszuhalten . . . So — und nach dieser langen Rede bestelle ich mir einen thé complet — und wenn du vielleicht das Schiffsorario für St. Gingolph haben willst, so kann der Kellner es ja gleich mitbringen."

Sie (mit Tränen kämpfend): „Ich hätte nicht gedacht, Rudolf, daß du imstande wärst, mich so schnell aufzugeben! Ich kann auch jetzt nicht auf das alles antworten — das stürmt alles so plötzlich auf mich ein — das mit der Naivität — und das mit Leo — und daß ich ein Idiot bin . . . und wo du bisher nichts von alledem gesagt hast . . . ich muß es erst durchdenken — in drei Tagen werde ich mich entscheiden . . ."

Er: „Drei? Ich glaube: zwei genügen! Sieh mal, du schreibst ja doch brühwarm an Adela über das alles, und da Adela augenblicklich auf dem Gornergrat sitzt, kann ja bereits übermorgen Antwort da sein — denn wie ich Adela taxiere, schreibt sie postwendend und schleudert aus ihrer Alpenhöhe umgehend ein Anathema über mich . . . Sagen wir also zwei Tage."

Sie (sich langsam erhebend): „Ich wundere mich über dich, Rudolf — früher sagtest du, einer deiner Glaubensartikel sei, Szenen zu vermeiden, und nun so —"

Er: „Ja, ich hasse Szenen, zumal die kleinen, immer wiederkehrenden — darum mache ich lieber ein einzigesmal eine große, luftreinigende. Wenn sich der unverstandene Mann nicht gleich bei erster Gelegenheit zur Wehre setzt, so ist er für ewig verloren. — Also zwei Tage! Und bis dahin schlage ich Frieden vor. Laß die Griechen und die Seeufzer ins Leere — trage deine hübschen Kleider, und wenn du ein Engel sein willst, mach auch noch alle Haken zu — sie sind ja gewissermaßen dazu da . . . übrigens bin ich jederzeit bereit, einen Beitrag in die Kasse des ‚Freien Bundes' zu stiften, wenn sie es nötig hat — nur mußt du mir erlauben, daß ich ihn nicht vom berechtigten Verdienste der Kellner und Stubenmädchen abziehe . . ."

Sie würdigt ihn keines Wortes mehr und geht hocherhobenen Hauptes — langsam und entschlossen wie Maria Stuart zum Schaffott — durch die Palmen davon.

Er bleibt, sich selbst bezwingend, sitzen, obgleich er weit mehr Lust hätte, ihr nachzulaufen und alles wieder zurückzunehmen.

Sie (für sich): „Ich muß für mich sein — ich werde natürlich an Adela schreiben — ich bin tief empört."

Sie will über das Geleise zum Hotel hinüberschreiten, wird aber durch die von Chillon kommende Tram, die „Nestles Kindermehl" an der Stirne trägt, einen Moment aufgehalten und sieht durch die Büsche auf ihren Mann zurück. Er gefällt ihr immer noch — trotz allem! Und mit einem gewissen Erstaunen konstatiert sie, daß sie allerdings empört ist — aber weniger auf ihn als auf Vetter Leo und Adela.

Mit gerunzelten Brauen: „Leo ist eine ganz unterwertige Kreatur ... an allen wird man irre ... auch an Adela. Ihre Menschenkenntnis ist schließlich unter aller Kanone. Für alle Möglichkeiten wußte sie im voraus Rat, aber daß der Mann aufbocken könnte — diese Möglichkeit hat sie nicht vorausgesehen. —

„Vielleicht ist das Geschlecht doch nicht so inferior, wie Adela immer tat ..."

Flocken.

Von Otto Promber.

Ob hart und herb dein Lebenslauf
Bleib gut und rein — aus Treue.
Dann erst hast du ein Recht darauf,
Daß dich die Welt erfreue.

*
* *

Das sind die Großen, die wir ehren
Und deren Tod wir einst beweinen,
Die ihre beste Kraft verzehren,
Um uns (der Kerze gleich) zu scheinen.

*
* *

Ständ'st du im Licht, von güt'gen Fee'n umringt,
Denk' an den Abend, der die Schatten bringt,
Und wär's ein Leidenstag, ein noch so trüber —
Nur froh und unverzagt! Er geht vorüber.

*
* *

Der Gute strebt nach Flammenreinheit,
Den Schlechten lockt nur die Gemeinheit,
Des Lebens Lüge, Schmutz und Rauch;
Drum schreit ein klägliches Gesindel:
Die ganze Welt ist voller Schwindel —
Nun gut — ich schwindle eben auch!

*
* *

Gib nicht zu viel der Welt dich hin!
Sie kann dir vieles wiedergeben,
Nur eins nicht —: kindlich frohen Sinn,
Und Glück für ein verbrauchtes Leben.

*
* *

O glaube nur: Der schönste Segen
Entsprießt nur unserm heißen Müh'n
Und wie wir uns're Blumen pflegen,
So werden uns're Blumen blüh'n.

Ottokar Kernstock als Gelehrter.

Von phil. F. Wastian.

„Ein lop ist niht ein lobelin."

Wie Josef Viktor v. Scheffel, der Dichter der „Frau Aventiure" und des „Ekkehard", durch seine germanistischen Studien, die er teils schon als Student, besonders später aber als Bibliothekar anstellte, zur Poesie angeregt und begeistert wurde, wie Wilhelm v. Hertz, der spätere Sänger des köstlichen Klostermärchens „Bruder Rausch", viel früher der große Münchener Gelehrte war, bevor er mit dichterischer Seele seine prächtigen Dichtungen „Parzival" und „Tristan und Isolde" schuf, so ist auch Ottokar Kernstock, der mit diesen beiden oben erwähnten Dichterpersönlichkeiten in vielen Punkten eine geistige Verwandtschaft zeigt, in ähnlicher Weise durch langjährige, tief eindringende Studien in der deutschen Altertumskunde, die sich auf dem Gebiete der Geschichte wie der Literatur ergehen, zum — Poeten erweckt worden. Es erging da Meister Ottokar gerade so, wie es Viktor v. Scheffel aus innerster Erfahrung mit den schönen Worten gekündet hat: „Den Poeten aber ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genauer bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen

Stunden und sprechen: „Verdicht' uns!" — Doch Ottokar Kernstock ist durch seine historischen und germanistischen Studien nicht nur allein zum Dichter des „Zwingergärtlein" begeistert und erhoben worden, sondern er hat dieselben auch in einer Reihe tüchtiger, wertvoller Arbeiten niedergelegt, die ihn heute berechtigen, neben dem Ehrennamen eines deutschen Dichters auch den eines deutschen Forschers und Gelehrten zu führen. Es ist in letzter Zeit über den Dichter Kernstock viel Gutes und Schönes geschrieben worden, so daß es nicht unberechtigt erscheint, in einer kleinen Arbeit nun auch einmal den Gelehrten Kernstock zu würdigen und seine wissenschaftlichen Arbeiten näher zu beleuchten.

Schon als junger Gymnasialschüler erregte Ottokar Kernstock vor allem durch seine glänzenden, ausgezeichneten Arbeiten in der deutschen Sprache die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, von denen er sich das innigste Lob erwarb. Er scheint also schon frühzeitig lebhaftes Interesse an der deutschen Sprache und ihrer Literatur gehabt zu haben. Während seiner Studienzeit auf der Grazer Hochschule erhielt dann der junge Theologe am steiermärkischen Landesarchive durch den Direktor des Archives Josef v. Zahn den bestmöglichen Unterricht in der Urkundenlehre und Paläographie.

Auf solche Weise wissenschaftlich aufs beste gebildet, wurde der junge Mönch im Jahre 1872 Archivar und Bibliothekar des Chorherrenstiftes Vorau und mit diesem Zeitpunkte beginnen auch die ersten wissenschaftlichen Arbeiten Ottokar Kernstocks.

Und wie Scheffel — die Parallele ist hier unverkennbar — beim Ordnen und Einreihen der berühmten Bibliothek des großen Germanisten Freiherrn von Laßberg die aus 273 Handschriften und beiläufig 12.000 Druckbänden bestand, in die fürstlich Fürstenbergsche Bibliothek zu Donaueschingen zum erstenmale mit der unendlich großen und schönen Geisteswelt des deutschen Altertums näher vertraut wurde, so ist auch in Ottokar Kernstock, dem die schwere Aufgabe zuteil ward, das Vorauer Archiv und die Bibliothek, die „Quellen der Gestaltenscherei", zu ordnen, bei dieser mühevollen Arbeit das Interesse für die deutsche Vorzeit neu erwacht, das ihn bis auf den heutigen Tag nimmer verlassen hat. Es mag sich wohl auch bei ihm während dieser Arbeit jener innere Zwiespalt mächtig geregt haben, von dem sein berühmter Vorgänger erzählt: „Ich war Bibliothekar und hatte ein mir interessantes Amt. Wenn ich meinen dichterischen Studien nachhing, machte ich mir innerlich Vorwürfe, daß diese Zeit den Katalogarbeiten und technischen Dingen, wofür ich angestellt und honoriert war, entzogen sei . . . Versenkte ich mich aber pflichtgemäß ins Geschäft, so kam in stillen Dämmerstunden die Muse, streifte mit leisem Finger die Stirn und sprach: ‚Mußt du den Revisoren mehr gehorchen, denn mir?'"

Der junge Bibliothekar und Archivar hatte zunächst bei seinen eifrigen Arbeiten Glück, denn es gelang ihm, aus den ungeheuren literarischen Schätzen, die das alte Chorherrenstift Vorau*) in seinen friedsamen Klostermauern birgt, einige literarisch sehr wichtige Funde und Entdeckungen zu machen. So fand er im Jahre 1872 den „Heiratsbrief" des berühmten Astronomen Johannes Kepler, der vom Jahre 1594—1600, wo er durch die Gegenreformation vertrieben wurde, als „Landschaftsmatematikus" in Graz wirkte. Diesen Heiratsbrief, der als Bucheinband verwendet worden war, hat dann Dr. A. Luschin ergänzt und die Urkunde in den „Mitteilungen des historischen Vereines in Graz" der Öffentlichkeit übergeben. Bald nachher stieß Ottokar Kernstock auf lebensgeschichtliche Aufzeichnungen des Dr. J. Wittich aus dem XVII. Jahrhundert, die er im Jahre 1876 im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", dem Organe des Germanischen Museums in Nürnberg, unter dem Titel: „Aus den Erlebnissen eines deutschen Arztes" zum Abdrucke brachte. In der Einleitung zu diesem Aufzeichnungen schreibt der gelehrte Forscher: „Das Buch — ein mächtiger Quartant aus der Bibliothek des Chorherrenstiftes Vorau — war vom Ende des XVI. bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts im Besitze eines deutschen Arztes, der teils in margine**), teils auf den eingeschlossenen Blättern zahlreiche chronikalische Notizen hinterlassen hat, die uns über manche Zeitereignisse, vorzüglich aber über den an wechselnden Geschicken und Odysseusfahrten reichen, unruhvoll bewegten Lebenslauf des Verfassers Aufschluß geben. Er nennt sich Johannes Wittichius (Wittich) und gibt sein Geburtsdatum in dem Horoskope, das er sich selber gestellt hat, folgendermaßen an: „Natus J. W. anno 1575. X. Junii, hora 6 $^1/_2$ p. m. sub elevatione poli 51°". — In welchem der deutschen Gaue seine Wiege gestanden, wie seine Jugendjahre verflossen, ob er vielleicht in irgendwelcher Beziehung zu dem berühmten Arzte gleichens Namens gestanden, der Ende des XVI. Jahrhunderts als Leibarzt des Grafen von Schwarzburg in Arnstadt starb, darüber enthalten sämtliche Aufschreibungen keinerlei Nachricht. — Er scheint seine medizinischen Studien an der hohen Schule zu Prag absolviert und dort auch, mitgerissen von der durch Kaiser Rudolf inaugurierten Geistesströmung, und im Verkehr mit den damals in der böhmischen Hauptstadt versammelten Koryphäen der Geheimwissen-

*) Vergleiche den Aufsatz des Herrn Professors K. Reissenberger: „Ein literarischer Klosterschatz zu Vorau". Montagsrevue 1884, Nr. 15, 17, Wien. Dann: A. Rathofer: „Das Chorherrenstift Vorau". Würzburg 1883. Mattias Pangerl: „Die Handschriftensammlung des Chorherrenstiftes Vorau". Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 1866. Die übrige Literatur über Vorau findet sich in A. Schlossars: „Literatur der Steiermark" verzeichnet. Ferner: „Die Inkunabeln des Stiftes von Vorau" von Lampel.

**) Am Rand.

schaften, jene Vorliebe für Astronomie, Astrologie und die Mysterien der Kaballa gewonnen zu haben, die durch zahlreiche diesbezügliche Zeichnungen und Anmerkungen von seiner Hand genügend illustriert ist. Von seinem Prager Aufenthalte datieren auch die ersten der oben gedachten Aufzeichnungen, die sich bis in das Jahr 1641 fortsetzen." — Und nun folgen nach diesen einleitenden Worten im lateinischen Wortlaute die Aufzeichnungen des Dr. Wittich, die der gelehrte Herausgeber mit Erläuterungen versehen hat. Der vielgewanderte Arzt hat treulich in sein Lebensbuch den Tag seiner Verlobung und seiner Heirat, die Geburt seiner Kinder nebst vielen anderen, kulturellen Eintragungen verzeichnet und fast humorvoll berührt den späten Leser die Notiz, die Wittich, der ein „Weinschwelg" gewesen zu sein scheint, im Jahre 1605 als Ereignis einzuschreiben für nötig hielt: „Hoc anno fuit ubique vini proventus magnus et optimus!"

Weiters stieß der unermüdliche Forscher und Gelehrte auf Kompositionen deutscher Minnelieder aus dem XIV. Jahrhundert, die mit neumatischen Notenzeichen versehen waren und teils vom deutschen Minnesänger Heinrich Frauenlob, teils vom bekannten sangeskundigen Schmied Bartel Regenbogen und zum Teile von verschiedenen unbekannten und ungenannten Dichtern herrühren. Kernstock hat diese Ergebnisse im Jahre 1877 im gleichen Organe, in dem er die „Erlebnisse eines deutschen Arztes" herausgegeben hatte, unter dem Titel: „Mittelalterliche Liederkompositionen" veröffentlicht. „Dem Studium der musikalischen Archäologie", schreibt Kernstock, „bietet die Manuskriptensammlung des Chorherrenstiftes Vorau in Steiermark eine reiche und noch wenig ausgebeutete Fundgrube dar. Vom Ende des XI. Jahrhunderts an ist es da dem Forscher vergönnt, der Entwicklung der Notenschrift und vor allem dem Wesen jener rätselhaften Tonzeichen, die wir unter der Benennung „Neumen" begreifen, nachzuspüren, und zwar stehen ihm zu diesem Behufe nicht bloß dürftige Fragmente, mühsam gerettete Überbleibsel zu Gebote, nein: kompendiöse, vollständig ausgestattete und erhaltene Antiphonare, altersehrwürdige Gradualien und Sequentiare u. s. w. gewähren ihm eine unerschöpfliche Fülle von Material. — Doch nicht allein der Pflege streng liturgischer Musik war die Sorgfalt der sangeskundigen Regelherren des Mittelalters zugewendet, auch der leichter beflügelte Rhythmus des Liedes — des geistlichen wie des weltlichen — scheint in ihrer Mitte eine freundliche Kultusstätte gefunden zu haben." Im gleichen Jahre gelangte noch im „Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit" ein Bruchstück eines lateinischen Mysterienspieles aus dem XII. Jahrhunderte, das Kernstock gefunden hatte, unter dem Namen: „Eine Reliquie dramatischer Dichtkunst aus dem Mittelalter" zum Abdrucke.

Das Bruchstück dieses Mysterienspieles, das mit dem ältesten bekannten Tegernseer Osterspiele „De adventu et interitu Antichristi" eine innige geistige Verwandtschaft zeigt, führt den Titel: „Ordo de Isaac et Rebecca et filiis eorum". Wir stimmen dem Entdecker dieses Spieles vollkommen bei, wenn er zur Würdigung desselben sagt: „Je seltener die Erzeugnisse der geistigen, dramatischen Poesie sind, welche über das XIV. Jahrhundert zurückreichen, um so freudiger müssen derartige Fundstücke selbst dann noch begrüßt werden, wenn sie sich uns nur mehr in fragmentarer Gestalt präsentieren."

Zuletzt endlich entdeckte Kernstock noch Bruchstücke des „Wigalois" Wirnt von Gravenbergs, die zu Vorsteckblättern und Falzen eines Vorauer Kodex verwendet worden waren. Diese Bruchstücke*) hat hernach Hofrat Professor A. E. Schönbach mit einer Einleitung und einem wissenschaftlichen Apparate ausgestattet und dieselben im Jahre 1887 als Festschrift der Grazer Universität zum Jubelfeste der Hochschule in Tübingen herausgegeben. Neben diesen rein germanistischen Arbeiten schrieb der vielseitige und gewandte Forscher auch verschiedene Aufsätze, die sich auf historischem und kulturhistorischem Gebiete ergehen. Zunächst fesselte, und das ist wohl natürlich, den jungen Mönch die Vergangenheit jener Stätte, an die er sein Lebensglück gebunden hatte, die Vergangenheit des Chorherrenstiftes Vorau. Und so beschrieb er zunächst, sich in überalte Urkunden vertiefend: „Ein Fronleichnamsfest im Chorherrenstifte Vorau aus dem XIV. Jahrhunderte."**) Die vielen, weitausgreifenden Anmerkungen, die der kleinen Arbeit beigegeben sind, zeugen für das tiefe, eingehende Wissen des Verfassers. Eine größere Arbeit über „Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau"***) folgte darauf. Gleich zu Beginn seiner Arbeit schreibt Kernstock: „Bei der bedauernswerten Erfahrung, daß gerade die liturgischen Werke älterer Zeit so häufig dem betrübenden Lose der Vernichtung anheimgefallen sind, und die Büchenstellen sonst opulenter Bibliotheken in dieser Hinsicht namhafte Lücken zeigen, ist es eine erfreuliche Erscheinung, in dem reichen Handschriften- und Inkunabelschatze des Chorherrenstiftes Vorau einer ansehnlichen Sammlung solcher Werke zu begegnen, die ein günstiges Schicksal in unsere Tage herübergerettet hat. Ansehnlich nicht bloß durch ihre Zahl sondern auch durch ihr Alter und ihre oft künstlerische Ausführung." Eine eingehende, bibliographisch genaue und den Inhalt beschreibende Untersuchung der einzelnen Bücher folgt nun der Einleitung. Tiefer in die Geschichte des Chorherrenstiftes Vorau greifen drei Arbeiten

*) Vorauer Bruchstücke des Wigalois. Gratulationsschrift der Eberhard-Karls-Universität Tübingen zur 400jährigen Stiftungsfeier, August 1887, gewidmet von der Karl-Franzens-Universität, Graz. Herausgegeben von A. E. Schönbach. Verlag Leuschner & Lubensky.

**) Kirchenschmuck. 1875. VI. Jahrgang, Nr. 2.

***) Kirchenschmuck. 1876. VII. Jahrgang, Nr. 1, 2.

ein, die Kernstock einige Jahre nachher veröffentlicht hat, nämlich die Aufsätze: „Chronikalisches aus Vorau“*), dann das „Protocollum Voraviense antiquissimum“**) und die „Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark. Aus den Papieren eines steirischen Prälaten.“***) Der Aufsatz „Chronikalisches aus Vorau“ gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teile bringt Kernstock den ältesten Abschnitt der Vorauer Hausgeschichte, während er im zweiten Teile die Notizen, die ein schlichter Pfarrherr von Sankt Georgen a. d. Stiefing im Kalender seines Breviers hinterlassen hat, wiedergibt. Der feinsinnige Forscher bemerkt zu diesen Aufzeichnungen: „Wie wir heute jene Erlebnisse, die uns erinnerungswert erscheinen, Notizheften oder den Blättern eines Tagebuches anvertrauen, so pflegten unsere Altvordern zu gleichem Zwecke die Vorsteck- oder Deckelblätter ihrer Bücher, Angehörige des geistlichen Standes wohl auch die Marginalräume der ihren offiziellen Gebetbüchern angehefteten Kalendarien zu benützen. Solche Aufzeichnungen bewegten sich teils nur in den intimsten Kreisen häuslicher und Familienbegebenheiten, teils schweiften sie auch über diese enggezogenen Grenzen hinaus und machten Ereignisse von kulturgeschichtlicher und welthistorischer Bedeutung zum Gegenstande ihrer Besprechung.“ Unter anderem berichtet auch der schlichte Pfarrherr in seinen Aufzeichnungen die Hinrichtung Baumkirchers und Greiseneckers. Er schreibt zum 23. April 1471: „Georgii pro festo quando sol cadit recol(!) esto: plectentur ense Povwmkirher(!) et Greiseneker.“ Das „Protocollum Voraviense antiquissimum“ ist ein Sammelbuch, das unter der segensreichen Regierung des Propstes Leonhard (1453—1493) zu dem Zwecke angelegt wurde, um in der stiftischen Kanzlei Formularien, Muster und bewährte Kopien zur raschen, stilistisch richtigen Abfassung verschiedener Konzepte und Schriftstücke zu besitzen. Es ist im eigentlichen Sinne eines jener Schemenbücher, die unter dem Namen „Formelbücher“ bekannt sind. Das „Protocollum Voraviense“ bietet unter Propst Leonhards Regierung eine Sammlung von 50 Urkunden, 3 Verbrüderungsbriefen, 27 Totenroteln, 17 Briefen und 11 Notizen. Im XVI. Jahrhundert, in dem das Ansehen des Stiftes bedeutend gesunken war — auch ließen die Stürme der Reformation und des Krieges zu friedlichen Arbeiten der Feder keine Zeit — sanken auch die Eintragungen; nur 9 Urkunden, 6 Verbrüderungsbriefe, 6 Totenroteln, 2 Briefe und 1 Notiz sind aus diesem Zeitabschnitte zu verzeichnen. Erst unter Abt Benedikt von Perfall aus Berchtesgaden, dem 38. Propste des Chorherrenstiftes, von dem wir gleich später zu

*) Beiträge zur Kunde steirischer Geschichtsquellen. XIV. Jahrgang 1877.
**) Beiträge zur Kunde steirischer Geschichtsquellen. XXII. Jahrgang 1887.
***) Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark. 25. Heft, 1877.

hören bekommen werden, stieg das Ansehen des Stiftes und mit ihm die Eintragungen, die sich auf die Zeit seiner Prälatur (1593—1615) auf 30 Urkunden, 84 Briefe belaufen. Propst Philipp Leisl (1691—1717) hat dann die letzten Eintragungen in das uralte „Formelbuch“ gemacht, 4 Urkunden und 16 Notizen. Um dem oben genannten Propste Johann Benedikt von Perfall ein rühmliches Denkmal zu setzen, schrieb Kernstock die kulturhistorische Studie: „Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark. Aus den Papieren eines steirischen Prälaten.“ — Kernstock entwirft von dem wackern steirischen Prälaten folgendes ehrenvolle Bild: „Johann Benedikt von Perfall, der 38. Propst des Chorherrenstiftes Vorau, gehört ohne Widerspruch zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, die je daselbst den Krummstab geführt. An seinen Namen knüpft sich eine Reihe der heilsamsten Reformen, eine vollständige moralische, wie materielle Regeneration des von ihm geleiteten Ordenshauses. Durch die gewaltigen Einflüsse der lutherischen Geistesströmung in ihrem Personalstande stark reduziert, von den kriegerischen Bewegungen des XVI. Jahrhunderts teils direkt, teils durch die deshalb veranlaßten hohen Subsidiargelder und Dona gratuita schwer getroffen, überdies durch die Mißwirtschaft einiger Prälaten dem pekuniären Ruine nahe gebracht, schien die altehrwürdige Stiftung mit dem Tode des Propstes Zacharias (1593) die Reihe ihrer Vorstände und die eigene Existenz beschließen zu wollen. Vor diesem Äußersten rettete sie nur das tätige Eingreifen des Salzburger Erzbischofes, welcher durch die Postulation des Kanonikus Johann Benedikt aus dem Reichsstifte Berchtesgaden einen Mann an die Spitze des dissoluten Konventes stellte, dessen Schultern allein imstande waren, die erdrückende Atlasbürde zu tragen und den scheinbar überwältigenden Schwierigkeiten energisch die Stirn zu bieten. Wie er diese bekämpft, wie er mit bewunderungswürdiger Geduld und Umsicht die tausenderlei odiosen Angelegenheiten des Stiftes wie seiner Untertanen selber in die Hand nahm und abwickelte, wie er in den ernstesten Zeitläuften den Ereignissen mit ungebrochenem Mute und besonnener Tatkraft gegenübertrat, darüber gibt uns sein schriftlicher Nachlaß Auskunft, den er in den Blättern eines im XV. Jahrhundert angelegten Formelbuches deponiert hat.“

Aus dem hochinteressanten Nachlasse des Vorauer Propstes liefert nun Kernstock einige Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark, so einige Episoden aus den ungarischen Rebellenkriegen von 1605, unter denen die Oststeiermark viel zu leiden hatte, weiters verschiedene Vorfälle aus den Jahren der Gegenreformation Kaiser Ferdinands, und am Schlusse bringt er ein Verzeichnis all jener Persönlichkeiten, mit denen der auf das Wohl des Stiftes stets bedachte Prälat im Briefwechsel gestanden hat. Die Arbeit über Propst Benedikt gehört

zu dem Besten, was Kernstock auf wissenschaftlichem Gebiete in dieser Art geleistet hat. Aus dieser Zeitepoche ist noch ein kleiner Aufsatz: „Zur Vervollständigung der Lavanter Bischofsreihe“*) beizufügen, in dem Kernstock durch zwei Vorauer Dokumente gestützt den Konjunkturen Karlmann Tangls, des Verfassers der: „Reihe der Bischöfe von Lavant“, zu Hilfe kommt, indem er das Todesjahr des Bischofes Almerich (1267) urkundlich festlegt.

Inzwischen war Ottokar Kernstock aus der Enge des friedlichen Stiftes hinaus in die Seelsorge gesendet worden, so zuerst nach Waldbach, dann nach St. Lorenzen am Wechsel, später nach Dechantskirchen, schließlich nach Reinberg, einem idyllisch gelegenen Burgkirchlein, dem Gotteshause der ehemaligen Veste Reinberg, und es ist wahrlich zu verwundern, daß die schriftstellerische Tätigkeit des geistlichen Forschers und Gelehrten in diesen stillen Waldpfarren, wo ihm geistige Mittel, wie Handschriften, Quellenbücher doch schwer zu erreichen waren, nicht sonderlich gelitten hat, oder gar gänzlich versiegt ist. Allein Kernstock gereichte emsige, geistige Arbeit stets zur Trosteinsamkeit und so sind auch aus dieser Zeit einige wissenschaftliche Arbeiten zu verzeichnen. Im Jahre 1886 erschienen seine „Talberger Reminiszenzen“,**) und ein Jahr hernach 1887 das Muster einer Burgenstudie: „Burg Talberg bei Friedberg“;***) 1889 endlich gelang es dem geistesregen Priester, einen dauernden Wohnsitz durch die Ernennung zum Pfarrherrn auf der romantisch gelegenen Festenburg zu erringen, auf der Kernstock heute noch wohnt, und auf der zum größten Teil all jene herrlichen Lieder von ihm erlebt wurden, die den einsamen Mann in der weiten, großen Welt als Dichter des: „Zwingergärtleins“ bekannt und mit Recht so geliebt gemacht haben. Aber nicht nur mit diesen seltenen Liedern hat Kernstock seinen Namen für alle Zeiten an die ehrwürdigen Mauern der Festenburg geknüpft, auch hier hat der Gelehrte in einsamen Stunden, die nicht seiner Muse gewidmet waren, geforscht und edles Metall zu Tage gefördert. Hier ist vor allem sein Buch: „J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde“†) zu nennen, das aus einem Separatabdrucke aus dem „Kirchenschmuck“ entstanden ist. Haben wir in den bisherigen Arbeiten den Germanisten und den Historiker kennen gelernt, so entpuppt sich in diesem Buche der gelehrte Pfarrherr als Kenner der Kunst, als sicherer Kunsthistoriker. In sechs Kapiteln: 1. „Wie J. C. Hackhofer nach Festenburg kam“, 2. „Der Bilderschmuck der Festenburger Schloßkirche“, 3. „Die Festenburger Passion“, 4. „Die Bilder zum glorreichen Rosenkranz“, 5. „Der freuden-

*) Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 13. Jahrgang. 1876.

**) Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark. 1886. 34. Heft.

***) Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark. 1887. 35. Heft.

†) J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde von O. Kernstock. 1903. Festenburg. Im Selbstverlage des Verfassers.

reiche Rosenkranz“ und 6. im „Schluß“ führt uns Kernstock das Leben und die schönsten Werke des berühmten Freskenmalers mit feinsinnigem Kunstverständnisse vor Augen. Wir, die wir wissen, mit welcher Liebe der Dichter an der wetterharten Festenburg, die er nach Wolfram von Eschenbach mit „Munsalvaesche“ verglichen, wir fühlen mit den schönen, innigen Worten, mit denen der Gelehrte sein prächtiges Buch geschlossen: „Und so stehen die Gebilde eines wackeren Künstlers, an denen er durch Jahre mit Liebe gearbeitet, nur mehr als kümmerliche Reste einstiger Schönheit da und gemahnen an die Klage des Propheten: ‚Quomodo obscuratum est aurum mutatus est color optimus, dispersi sunt lapides sanctuarii!‘ — Könnte Propst Philipp Leisl aus seinem Grabe aufstehen und den Verfall seiner Lieblingsschöpfung sehen — sein Herz, das jetzt in der Kreuzkapelle in Staub zerfällt, würde ihm weh tun.“ Unter dem Titel „Aus alter Zeit“ *) schrieb dann Kernstock noch einen Aufsatz, in dem er aus einem alten Hausbuche, einem sogenannten „Schafferbüchel“, das im Festenburger Pfarrarchive aufbewahrt wird, „Das Verzeichnuß alles Dessen, was einem Herrn Administrator bey der Herrschaft Vestenburg in der Haushaltung dienlich seyn kann“, in humorvoller Weise wiedergab. Als Probe schildert er daraus die Osterbräuche im alten Burgschlosse. — Das Bild des Gelehrten wäre nicht vollständig, wenn man nicht auch der rein schriftstellerischen Arbeiten Kernstocks gedächte, der Bücherbesprechungen und der übrigen Aufsätze, in denen die gewandte feine Feder des Schriftstellers ebenso zur Geltung kommt, wie in seinen übrigen gelehrten Arbeiten. Zu erwähnen ist hier sein Aufsatz: „Des dreißigjährigen Krieges Friedensfeier“,**) und die wunderhübsche, eigentlich mehr dem Dichter wie dem Gelehrten zuzuschreibende, paläographische Novelle: „Die Memoiren eines Folianten.“***) Ferner gehört hierher eine Aufsatzreihe, die Kernstock als Feuilletons im Jahre 1883 in der „Oststeirischen Zeitung“ geschrieben hat, so die Aufsätze: „Drei Gedenktage“, dann „Kunst und Künstler in Oststeiermark“, eine Besprechung von Professor Josef Wastlers „Steirisches Künstler-Lexikon“ und endlich „Der Aushalter“, auch eine Gestalt aus dem Volke der österreischen Alpenwelt. Angeregt durch das Buch seines Freundes Rosegger: „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt“, in dem Kernstock unter der Anzahl von Volkstypen, die Rosegger darin gezeichnet hatte, eine volkstümliche Gestalt, die des „Aushalters“, vermißte, hat er in dem zuletzt genannten Aufsatze aus der Schar dieser Miserables eine Gestalt herausgegriffen, der er ein unver-

*) Grazer Volksblatt, 3. April 1904, Osterbeilage.
**) Deutscher Hausschatz 1876.
***) Deutscher Hausschatz 1878.

geßliches Andenken bewahrt, — „einen Heros des Jammers, hervorragend unter seinesgleichen, wie der vielgeprüfte Odysseus unter seinen Gefährten, wie ein Eichbaum unter dem Dornengestrüpp des Elends.“ Es ist eine ergreifende, tief zu Herzen sprechende Geschichte, die Lebensgeschichte des „Aushalter Franzl“, den der weltabgeschiedene Festenburger Pfarrherr auf seinen Seelsorgegängen im Gebirge kennen gelernt und liebgewonnen hat, und wie tief sie ihm selbst zu Herzen gesprochen, geht aus den innigen, poetisch schönen Worten und Gedanken hervor, mit denen er die Leidensgeschichte dieses Armen geschildert hat. „Ich bin mit Andacht“, so schreibt der edle deutsche Priester, ja, mit stiller Ehrfurcht am Sterbebette dieses Ärmsten der Armen gestanden. Was sind die künstlichen Lehrgebäude aller Philosophen von Zeno, dem Stoiker, angefangen, bis auf die traurigen Apostel des modernen Pessimismus — was sind sie alle gegen die praktische Philosophie dieses geborenen Stoikers, dieses unentwegten Optimisten, den das herbste Leben und das verlassenste Sterben nicht abwendig machen konnte von der fröhlichen Überzeugung, daß die Welt wie sie Gott geschaffen, allzeit und überall die beste Welt. Man baut Museen, Prachtpaläste um Antiquitäten: die Scherben einer egyptischen Amphora, einen römischen Torso, Trümmer griechischer Statuen aufzubewahren und großmütige Mäcene spenden Tausende von Gulden, um derlei Anstalten zu dotieren. Möchten diese großmütigen Mäcene ihre Freigebigkeit auch bewähren, wenn es gilt eine Bewahranstalt, eine Herberge zu erbauen für lebendige Antiquitäten, für gebrochene Menschenherzen, für in Scherben geschlagene Existenzen.“

Ob Kernstock als Feuilletonist die Schriften seiner Landsmännin Rosa Fischer bespricht, oder ob er literar-historischen Themen seine Aufmerksamkeit zuwendet und „Schillerreminiszenzen aus Alt-Österreich“ schreibt, oder ob er mit seltenem Freimute und einziger Offenherzigkeit „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken“ *) bespricht und hierbei die Zustimmung und Anerkennung des Thüringer Dichters Fritz Lienhard sich erringt — oder ob er mit verschiedenartigen Aufsätzen, die alle zu nennen und anzuführen hier nicht möglich ist, an die Öffentlichkeit tritt, immer bleibt er der gleich liebenswürdige Gelehrte, der durch packende Darstellung, eleganten feinen Stil seine Leser für alle, auch noch so nüchternen Stoffe fesselt und im Banne hält. Und so bin ich denn mit dem Bilde des Gelehrten und Forschers Kernstock eigentlich zu Ende und es bleibt nur mehr einiges Allgemeine übrig, der fertigen Zeichnung hinzuzufügen.

Auch in seinen Gedichtbüchern: „Aus dem Zwingergärtlein“ und „Unter der Linde“ guckt neben dem Dichter zuweilen der Gelehrte her-

*) Grazer Volksblatt, Mai 1905. Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus. 1899. Nr. 12. 13. Wien. Verlag Fromme.

vor, wenn er vor allem in einzig dastehenden mittelhochdeutschen Weisen und im Sprachstande des XIV. und XV. Jahrhunderts singt, wenn er Zitate längst vergessener Sänger seinen lyrischen Blütensträußen voranschickt, wenn er lang vermoderte Gestalten deutscher Vorzeit durch seine Poesie ausgräbt und zu neuem Leben erweckt und wenn er längst verklungene Kehrreime lateinischer und französischer Sprache mit neuem, lebendem Wohlklange seiner Verse wieder erfüllt. Dabei muß jedoch gesagt werden, daß bei ihm die Wege des Gelehrten, wie zum Beispiel bei Dahn und Ebers dies leider geschehen ist, nie die des Dichters störend gekreuzt haben, sondern daß vielmehr, und hier gleicht Kernstock wieder den beiden Dichtern Scheffel und Hertz, der Gelehrte dem Dichter nur genützt hat und förderlich war. Nur aus diesen Umständen, aus dem ungeheueren Wissen, dem innigen Verständnisse und der tiefen Vertrautheit mit dem Wesen der deutschen Vorzeit, Dinge und Eigenschaften, die nach Scheffel und Hertz vielleicht wenigen deutschen Dichtern zu eigen, läßt sich die innere Echtheit der Dichtungen Ottokar Kernstocks erklären, die innige Harmonie zwischen dem Dichter und seinen Liedern deuten, Vorzüge, die leider vielen Dichtungen Rudolf Baumbachs und in höherem Grade den Werken Julius Wolffs mangeln oder gar fehlen. Ottokar Kernstock beherrscht die ganze Geschichte der Literatur und der Kultur des deutschen Mittelalters, mit den deutschen Minnesängern, mit Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Ulrich von Liechtenstein, Oswald von Wolkenstein, Otto von Botenlaube und vielen anderen, die der Dichter in seinen Liedern verherrlicht hat, ist der Gelehrte schon seit seinen Jugendjahren innig vertraut. Erst jüngst hat Ottokar Stauf v. d. March in einem Aufsatze über den Dichter auch des Gelehrten mit folgender Stelle gedacht: „Wir nehmen Platz in einem geräumigen, hellen Saalzimmer, das eine herrliche Fernsicht bietet und nun beginnt ein angeregtes Wechselgespräch zu dritt, das, von einem vorzüglichen Steirerweine befeuert, zu keinem Stillstande kommt. Und der Gegenstand? Zuerst und zumal natürlich Dichtung und Literatur. Und da mußten wir staunen über das ungemeine Wissen, sogar von Einzelheiten, das der Pfarrherr auf der weltfernen Festenburg von den Dingen besitzt. Er kennt die zeitgenössische Literatur ebensogut wie die frühere, die moderne genau so wie die klassische, und zeigt sich, er, der abseits Stehende, über sie nicht viel weniger unterrichtet als einer, der mitten im Getriebe steht. Sein Urteil ist feinsinnig und mindestens stets gut begründet. Wenn er auch seiner ganzen dichterischen Anlage zufolge nicht das entfernteste mit der modernen Poesie gemein hat, so beschäftigt er sich doch ziemlich viel mit ihr und wird ihr gegenüber in seinem Urteil kaum jemals schon im vorhinein ungerecht. Und wie er über das Schrifttum fest und

sicher, fesselnd und anregend zu sprechen weiß, so auch über Politik, Sozialismus, Volkstum und was dergleichen mehr."

Warum in Kernstock heute der Gelehrte mehr in den Hintergrund getreten ist und warum nur mehr der Dichter zu Worte kommt? Die Frage ist für jeden, der Kernstocks Wesen kennt, leicht zu beantworten. Weil der Dichter nun an seinem Lebensherbste die Früchte des Gelehrten auch ernten will, weil sich in ihm heute, was sich früher zu gelehrten Arbeiten ergeben, zu herrlichen Liedern und Gesängen gestaltet. Heute wirken, wie bei Scheffel, um mit Johannes Prölßs Worten zu sprechen, seine germanistischen Studien, sein Lesen in den alten Heldensagen, denen fahrende Spielleute ihre jetzige Gestalt gegeben, sein Forschen in den duftigen Liedersträußen, die Minnesangs Frühling der Welt hinterlassen, in aller Stille dahin, ein romantisch-verklärtes Ideal des fahrenden Künstlertums, wie es der Kultur einer früheren Zeit unserer deutschen Geschichte eigen war, in dieser Stimmungswelt heranzubilden. Und wenn er heute, wie einst Scheffel, mit wachsender Vorliebe die Carmina Burana studiert, so daß sie auch ihm weiterhin zum Lieblingsbuche geworden, so vernimmt sein Ohr nicht bloß die übermütig-kecken, teils tiefempfundenen Gesänge mit Ausdruck vollen Lebens, sondern sein geistig Auge sieht auch die jugendlichen, waghalsigen Gestalten, auf deren Lippen solche Weisen zuerst erklangen. Und doch wird man auch heute nicht über den Dichter den Gelehrten und Forscher ganz vergessen dürfen, denn der liebenswürdige Märenerfinder, den heute alle Welt aus den „Fliegenden Blättern" sowie aus seinen Liederbüchern kennt und schätzt, ist doch aus dem stillen, ernst-suchenden Forscher hervorgegangen, und wer die Ideenwelt des Dichters ganz verstehen will, der wird auch den Forscher und den Gelehrten zuerst zu erfassen suchen. Wenn einst die Verdienste Ottokar Kernstocks um das deutsche Schrifttum in Summe gezogen werden, dann wird man diese Seite seines Wirkens wohl ebenso hoch anschlagen müssen, als man seine poetische Seite bereits angeschlagen hat. Der Germanistik als Wissenschaft hat er durch seine zahlreichen, literarischen Funde Rühmenswertes geleistet, dem Lande Steiermark und dem Chorherrenstifte Vorau, denen er zur Zierde gereicht und die auf ihn stolz sein dürfen, hat er durch emsige Erforschung ihrer Geschichte unvergänglich Dankeswertes dargebracht, und so glaube ich denn am Schlusse dieser schlichten Arbeit den lieben, tiefgründenden Gelehrten und Forscher Kernstock in seiner grünen Waldeinsamkeit nicht besser begrüßen zu können als mit den letzten Versen jenes altdeutschen „Trinkspruches", den ihm sein lieber Freund, der Dichter Franz Goltsch, gewidmet hat:

„So zwingt mich's heute mächtig: mit braunem Münchener Naß
Heb' ich den Humpen andächtig und bring ein schäumend Glas
Dem Finder wonniger Mären, dem Sänger im Talar,
Dem Künder deutscher Ehren, dem teuren Meister Ottokar!"

Unser Gulian!

Zu Wilhelm Kienzls fünfzigstem Geburtstage.

Von **Peter Rosegger.**

Als ich im Jahre 1875 das erstemal in das Haus des damaligen Grazer Bürgermeisters Doktor Kienzl kam, eines ausgezeichneten Mannes, mit dem später mich innige Freundschaft verbinden sollte, stürmte des Abends ein überaus lebhaftes blondgelocktes Bürschchen zur Tür herein, eine Melodie jauchzend, eilte auf das Klavier zu und entriß ihm mit fabelhafter Fingerfertigkeit einen Strom jubelnder Töne. Was mag doch dem für ein unerwartetes Glück widerfahren sein! dachte ich. Es war aber nichts Außerordentliches, es war seine gewöhnliche Stimmung — die Freude, daß er lebte und daß es eine göttliche Jugend gibt. Mit fröhlicher Lebhaftigkeit rief die Frau Bürgermeisterin, den Jungen vorstellend aus: „Das ist unser Gulian!"

Wie hätte ich damals, bei diesem zufälligen und flüchtigen Zusammentreffen denken können, daß dieser Name, dieser Mensch und seine Werke mich durch ein noch langes Leben begleiten würden wie eine personifizierte Freude! „Gulian" (der durch das Französische gesprungene Wilhelm) hat für mich ungefähr den Klang wie das harmlos heitere Lachen eines innig glücklichen Menschen. Eine Begegnung mit Gulian bedeutet für mich Anregung und Frohsinn und seine Werke sind mir zur Quelle von Freude und Erhebung geworden. Denn ich rede von Wilhelm Kienzl, dem Dichterkomponisten des „Evangelimann", des „Heilmar", des „Don Quixote", dem Vertoner so vieler echtdeutscher Lieder, wovon so manche aus dem vorigen Jahrhundert weit in das gegenwärtige hineinklingen werden, bis sie in dem nächsten vielleicht zum Volksliede geworden sind, bei denen man den Komponisten nicht mehr nennt. Der höchste Sieg des Sängers.

Wilhelm Kienzl begeht am 17. Jänner 1907 seinen fünfzigsten Geburtstag. Und natürlich nicht ungebüßt. Auch er muß es an diesem Tage über sich ergehen lassen, daß wir ihm sagen, was sonst selten über die Lippen will und soll, daß wir ihm sagen, was er uns ist. Er kann's ja ruhig über sich ergehen lassen und sich sein Teil denken. Z. B. daß es nicht auf Jubiläen ankommt, sondern auf das in der Menschheit still fortwirkende Werk.

Welch feierliche Gehobenheit ist im Theaterpublikum zu bemerken, wenn der „Evangelimann" zur Aufführung kommt. Der erste Teil führt uns ins bunte, tolle, schuldvolle Erdenleben; im zweiten Teile hören wir himmlische Verheißung, wie sie inniger und herrlicher noch nie auf der Bühne vernommen wurde: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich!" Dieser Gesang aus dem Munde des unschuldig Verfolgten, sich selbst Überwindenden und

Verzeihenden, dieser Gesang aus dem Munde der unschuldigen Kinderschar, diese Töne, wie sie den evangelischen Worten erhabener nicht angepaßt werden konnten, zähle ich zu den Ereignissen meines inneren Lebens. Um sie hat sich bei mir ein dauerndes Seligkeitsgefühl konzentriert, über das ich mir nicht Rechenschaft geben kann und das so glühend ist, daß alle irdischen Mücken darin verbrennen. In solchen Stunden empfand ich es manchmal ganz leidenschaftlich, auf den Komponisten hinzueilen, ihn zu umarmen und zu küssen und zu stammeln: Mensch, ich danke dir! — Aber wenn ich dann wirklich zu ihm komme, so ist die Blödigkeit da, und es ist gut, daß gerade bei dem tiefsten Dankgefühl die Schamhaftigkeit uns hindert; denn vielsagender als unzulänglicher Ausdruck ist das Schweigen. Wann jedoch wird ein Lyriker schweigen! Als ich mein Herzensbuch I. N. R. I. herausgab, konnte es nicht unterlassen werden, es dem geliebten Komponisten des „Evangelimann“ zu weihen, als ein Denkmal dessen, was sein Lied mir geworden.

Und dann der symmetrische Gegensatz, die Oper „Don Quixote“. Hier wie dort die Christusnatur — der verspottete, glückselige Idealist, der mit seinem inneren Himmelreiche arglos und aufrecht über alle Jämmerlichkeiten der Welt dahinschreitet. Beim „Heilmar“ zeigt sich Ähnliches. Jeder große Künstler ist so geartet, daß alle Gestalten, die durch ihn gehen, seine Seele annehmen. Oder sein Ideal. Mit der Objektivität, in der der Künstler sich persönlich verleugnen und sich ganz hinter sein Kunstwerk verstecken soll, ist es nicht weit her. Solche Gestalten kränkeln an Blutleere. Das Kunstwerk darf nicht just berechnet, es muß empfunden sein. Was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen, diese triviale und deshalb unbedingte Wahrheit empfindet man bei Kienzls Operngestalten. Und doch — ein schöpferisches Wesen ist ja so kompliziert! — wird es wenige Künstler geben, die mit so allseitiger, tiefgehender Erwägung und Überlegung schaffen, als Kienzl. Dafür spricht ja schon auch seine strenge Genauigkeit in der Lebensführung, seine in meinem Bekanntenkreise einzigartige Ordnungsliebe, die sich vom Größten bis auf das Kleinste erstreckt.

Und da ich schon so mit dem Ellbogen an seine Persönlichkeit streife (oh Pardon! ruft der Schalk, obschon er's beabsichtigt), so muß gleich gesagt werden, daß er noch derselbe herzfrische, heitere, sprühende Bursche ist, wie vor zweiunddreißig Jahren. Er scheint es nicht immer, er kann ernst und herb sein wie in seiner Kunst, so auch im Leben. Aber seine Freunde kennen ihn als den kindlich Heiteren, den liebenswürdigen Spötter und Geistsprüher, in dessen Gesellschaft die längsten Winterabende kurz und warm wie ein Pfingstabend sind. Wenn ich diesen Mann überleben müßte, ich würde aus Zorn darüber des Wehrlosen Briefe veröffentlichen, die er mir im Laufe der Jahre geschenkt

hat. Einen solchen Zorn würden die Leser als Wohltat empfinden, denn die Briefe sind eine Quelle übermütigen und herzinnigen Humors. In der Tat, Kienzls schlagfertige Einfälle, seine Ulke, die — so keck sie manchmal sein mögen — er auch auszuführen stets bereit ist, werden einmal ein umfangreiches Anekdotenbuch geben, und dieses Anekdotenbuch wird den Titel führen: „Eines lieben Kerls Schwänke und Abenteuer“. Und da wird man sich fragen, ob dieser liebe Kerl denn wirklich der Schöpfer des „Evangelimann“, des „Don Quixote“, des „Heilmar“ ist. Es gibt eben gottbegnadete Naturen, die alle Stimmungen des Menschen kennen, alle Skalen spielen und demnach sowohl dem Himmlischen wie dem Irdischen zu eigen sind. Das ist der ganze Mensch, der von vielen geliebt, von noch mehreren bewundert, von allen geachtet wird.

Unser Gulian ist einer der nicht häufigen Künstler, die es sich angelegen sein lassen, das Schwerste zu vollbringen, auch aus sich selbst ein Kunstwerk zu gestalten. Er ist als Kritiker milder gegen andere, als gegen sich selbst. Ihm ist es gegeben, sich wie von außen zu beobachten, die Gegensätze des Empfindens und Erkennens, des Wollens und Sollens abzumessen, die geheimen Schliche — die ein niedrigerer Teil unseres Herzens stets versucht, um den edleren zu übervorteilen — zu durchschauen. Da kann ein tiefes Gemüt nicht im Frieden leben, wenn es dem Nachbar nicht gefällt, falls dieser Nachbar der wägende Geist ist. Doch dem Starken gelingt es mit fünfzig Jahren, die widerstreitenden Mächte der Seele zu bändigen und zu versöhnen und dieses Kunstwerk ist — so sehe ich es — meinem Freunde gelungen. Nicht zu den fünfzig Jahren, vielmehr zu seinen Kunstwerken beglückwünsche ich ihn heute.

Er wird zwar zanken darüber, daß hier verräterischerweise sein fünfzigster Geburtstag den übrigen öffentlichen Zeitfragen angereiht wird, aber schließlich — was kann er machen? Der Künstler ist Eigentum seiner Gemeinde und mit Eigentum schaltet man nach Belieben. — Unser Gulian! So hat ihn einst im Familienkreise seine Mutter genannt. Unser Gulian! Das ist er heute seinem Volke.

Eine Fahrt auf der Bosruckbahn.

Von **Peter Rosegger.**

„Jetzt will er wieder einmal mit dem Kopf durch die Wand!“ rief unser Dorfhumorist, als er von meiner Absicht hörte. Zum Glück hat die Wand dort, wo ich mit dem Kopf durch wollte, ein großes Loch, durch das die Eisenbahnzüge fahren.

Ja, das ist der wildwändige Bosruck im Ennstal, der rauhe, über 2000 Meter hohe Grenzwächter zwischen Steiermark und Oberösterreich, an dem sich über den Pyhrnpaß bisher nur ein Bergsträßlein vorbeidrückte. Es ist der „bös" Rucken, der sich manch böse Tat schon hat zu Schulden kommen lassen und nach beiden arglosen Kronländern so grausig drohend abstürzt. Man könnte — um erklecklich sprachkundig zu erscheinen — den Namen auch ableiten von „boser", steirisch so viel als: besser, stärker, vornehmer, hervorragender, der „boser Rucken". Oder soll er des nahen Passes wegen, einmal Paßruck geheißen haben? Das Nächstliegende ist unseren Sprachgelehrten manchmal das Fernstliegende. Doch bleiben wir beim „bös Rucken", der geniert uns nicht, wir haben es nur mit seinem Fuß zu tun. Ohne viel an ihm hinanzuklettern hat die Eisenbahn kurzen Prozeß gemacht, hat ihn in einer Talhöhe von siebenhundert und so viel Metern kurzer Hand durchbohrt. Und jetzt ist das Loch offen ins Nachbarland, durch das man auch mit dem Kopf durch die Wand fahren kann, ob's nun ein steirischer Dickschädel oder ein oberösterreichischer Mostschädel ist.

Damit sind jetzt die beiden Landeshauptstädte, die bisher auf Umwegen erreicht werden mußten, sich so nahe gerückt, daß der Eilzug von Graz bis Linz nicht mehr als fünf Fahrstunden brauchen wird. Oder auf derselben Bahn von Prag über Klagenfurt bis Triest in vierzehn Stunden! Solches, sagen die Leute, wird seine Schuldigkeit sein auf das hin, was diese neuen Bahnen kosten. Ich meine, auf ein paar Stunden kommts dabei nicht an; es war endlich die Notwendigkeit da, um — vom Kriegsfall gar nicht zu reden — unsere Südbahn, die fast mehr als menschen- oder bahnenmöglich leistete, ein wenig zu entlasten. Unser Graz wird durch die Ablenkung kaum viel stiller werden, als es ist. Ohne daß an der Bahnhofecke von St. Michael eine hölzerne Hand wird angenagelt werden müssen: Weg nach Graz! werden manche Reisende aus aller Herren Ländern gewahr werden, was der Besucher der Ostalpen am wenigsten versäumen darf. Und wir Grazer, wenn wir heute durch den Bosruck die schöne Linzerstadt besuchen, begegnen auf den Bahnhöfen von St. Michael und Selztal eine Menge fröhlicher Linzer, die jetzt einmal auf dem bequemeren Wege Graz sehen wollen. — Warum die neue Bahn „Pyhrnbahn" heißt, das muß ich zur Beantwortung dem Dorfhumoristen zuweisen. Der meint, sie hieße Pyhrnbahn, weil sie nicht über den Pyhrn geht. Eine andere Erklärung wüßte auch ich nicht, als etwa die, daß man, des alten Römerpasses Pyhrn gedenkend, historisch bleiben wollte. Wir bleiben einstweilen bei der Bosruckbahn.

Eines Tages im September vorigen Jahres machte ich meine Poeten-Inspektionsreise auf der neuen Bahn nach Linz. Der Verkehr war so ungeheuer, daß in den Bahnhofrestaurationen um Bier und

Kaffee förmliche Schlachten geliefert wurden, wobei gerade die Stärkeren, die es weniger nötig hätten, den Schwächeren die Nahrung wegnahmen. Auf den Korridors der Züge standen die sitzlosen Leute zu Dutzenden herum, so daß jemand dem Schaffner den Rat gab, er solle doch die Räume ganz voll pfropfen, dann stünden die Leute leichter, weil sie nicht umfallen könnten. Die Anschauung, daß man in solchem Fall genügende Waggons anhängen müßte, ist bei unseren Eisenbahnen nicht populär. Es dürfte manchmal wohl auch seine Bedenken haben, ob die mit einer zwar besseren Bequemlichkeit versehenen größeren Züge nicht eine größere Verspätung und Gefahr mit sich bringen?

In Selztal, ein wenig gegen Admont hin, zweigt die Bosruckbahn von der alten Kronprinz Rudolfsbahn links ab, durchquert das braune moorige Tal und übersetzt die hier fast unbewegliche spiegelglatte Enns. Zum Abschied entfaltet das Ennstal noch einmal seine Herrlichkeit. Dort oben, alle hohen Berge massig überragend, der graue Grimming. Dort unten die wie Flammen leuchtenden Felsenberge des Gesäuses. Im Vordergrunde auf dem Waldhügel steht die zweitürmige Wallfahrtskirche Frauenberg. In der Station Ardning steckt der Schaffner noch drei bäuerliche Wallfahrer in die erste Klasse, wo allein noch knapp so viel Raum vorhanden war, um die Leutchen mitzunehmen. Als im drohenden Gewitter einen vier Stunden langen Umweg über den Pyhrnpaß zu nehmen, bequemten sie sich doch lieber, zwanzig Minuten lang, in den roten Samt gedrückt, mitten unter lauter „Heerischen“ zu fahren, wiewohl es dem Weibel bedenklich schien, ob derlei zur wallfahrlichen Buße gehöre oder nicht. Hinter dem Bosruck stieg ein so finsteres Gewitter auf, daß der Berg davor ganz magisch leuchtete; da flogen durch die Scharten schon die weißen Nebel nieder und wir rollten in den Berg. Dreizehnhundert Meter tief unter der Erde hat man den solidesten Regenschirm, obschon auch hier das Wasser beim Baue unangenehm geworden ist.

Nach einer ziemlich raschen Fahrt von etwa sieben Minuten (der Tunnel ist nahezu 5 Kilometer lang) waren wir im regnenden Oberösterreich. Zwischen steilen bewaldeten Bergen ein enges frischgrünes Wiesental und da unten liegt malerisch das alte Spital am Pyhrn, jahrhundertelang ein Hort an der Römerstraße. Das Klostergebäude mit der Kirche, über der zwei Kuppeltürme gleich Silber schimmern, liegt wie ein lichter Edelstein auf grünem Samt. Bald weitet sich das Tal, das im Norden durch den ruhigen Wall des Sengsengebirges begrenzt wird. Und da liegt das freundliche Windisch-Garsten mitten in Wiesen und Matten, umgeben von einem reich und schön gegliederten Gebirgskranz. Die Gegend hat schon den Charakter des nördlichen Alpenauslaufes. Die Berge sind noch steil, aber niedriger, mit Felswänden

und Kämmen bestanden; die hohen Felsgebirge bleiben im Hintergrunde und treten nur bei Stoder noch einmal hart an unser Auge, als der Priel, des Totengebirges erhabener König und Herr, durch einen Leibadjutanten majestätisch auf uns niedergrüßt. Von seinem Thronschemel, dem Hinterstoder, herab, aus steirischen Bergen quellend, kommt die rührige Steyr; sie hat ihr tiefes Bett gegraben, es ist eine hin und hin durch das Tal ziehende Engschlucht, an deren senkrechten Uferhängen die Erd- und Steinschichten von Jahrzehntausenden Zeugnis geben. Eine Stunde lang fahren wir an diesem Bergwasser in Windungen dahin. Die Bauobjekte der Strecke kann man ja natürlich auf der Fahrt nicht so sehen; der flotten Fahrt nach zu schließen, die man zwei Wochen nach der Eröffnung schon wagt, scheint der Bau vollste Sicherheit zu gewähren. Jetzt rollts über hohe Brücken, jetzt durch Tunnels, bis endlich bei Kirchdorf das Tal sich lichtet und das Hügelgelände anhebt. Die Berge rücken in den Hintergrund, ihre braune Farbe wird blau, und fremd stehen sie in der Ferne. Als hätten wir nicht erst vor einer Stunde in ihrem Bereiche geschwelgt. Wir rollen dahin unter dem weiten Himmel der Donaulande. Aber über diesen Himmel treiben Wolken, ein Gewitter jagt das andere, dazwischen stechender Sonnenschein, in welchem die Bahnhofgebäude grell dastehen. Hin und hin zahlreiche Haltestellen, aber selten eine größere Ortschaft. Auf Matten, die sich sanft über Anhöhen hinziehen, stehen üppige Baumgruppen von Buchen, Eschen und Eichen, die sanften Höhen sind berandet mit Wald. Schon begegnen uns die geschlossenen viereckigen Bauernhöfe, die einfach aber trotzig wie Burgen dastehen, und Obstbäume beginnen die Landschaft zu beherrschen.

Mittlerweile hat die neue Bahn sich ohne Effekt ablösen lassen von der älteren Kremstalbahn und wir nahen dem berühmten Kremsmünster. Links auf der Anhöhe liegt das Stift vornehm da, überragt von dem astronomischen Turm, der, ähnlich einem zwar bescheidenen amerikanischen Wolkenkratzer, das behagliche Bild ein wenig stören würde, wenn der Zweck nicht wirklich das Mittel heiligte. Diese Mönche blicken auch mit wissenschaftlichem Auge gegen Himmel, während am Fuße ihres Klosters der Marktflecken blüht, eine reiche Kultur sich breitet über das schöne Land und bedeutende Männer dem Staate dienen, die aus dem freieren Geiste dieser Benediktinerabtei hervorgegangen sind.

Wir kommen nach Unterrohr, wo nach beiden Seiten Bahnen abzweigen, links nach Wels, rechts nach Bad Hall und Steyr. Eine mit Gewitterdunkel vereinte Abenddämmer hat rasch die Nacht gebracht. Im Norden, vom Böhmerwalde her, zucken Blitze auf und ab, deren Schein einen mit Türmen gekrönten Berg und die Konturen einer Stadt zeigt. Wir nahen uns dem Bahnhofe von Linz, in den der Zug vorsichtig einfährt. Bei einer Fahrzeit von vier Stunden von Selzthal

her waren wir des großen Verkehrs wegen fünf Stunden gefahren. Dem Eilzug wird es bald ein Spiel sein, dieselbe Strecke in zwei Stunden zurückzulegen. Am nächsten Tage hatte ich Gelegenheit, das großstädtische Treiben auf dem Linzer Bahnhofe zu beobachten. Fortwährend hatte der Ausrufer ankommende und ablaufende Züge in die Restauration zu melden, mit der Bezeichnung des Geleises, auf dem sie einfuhren. Da kamen in kurzer Zeit die Eilzüge von Wien, von Prag, von Nürnberg, von München, von Salzburg, nebst den gewöhnlichen Personenzügen dieser und anderer Strecken. Auf der Wiener Strecke allein verkehren täglich, wie der Sommer-Kurier zeigt, an fünfzig Eil- und Personenzüge! Wie dazwischen noch die zahllosen Lastenzüge weiterkommen können, ist schwer zu verstehen.

Die schöne Linzerstadt war meine Jugendgeliebte, allerdings nicht die einzige. Dort war ein Studienkollege daheim, den ich in den Ferien mehrmals besuchte. Eines Kaufmanns Sohn, wohnte am großen Platz, dem schönsten Punkte der Stadt. In Linz sah ich auch das erstemal den klassischen Mundartdichter Franz Stelzhamer, der zur Stunde ein wenig verkommen aussah und etwas unsicher über den Platz wandelte. In Linz lernte ich Adalbert Stifter kennen, der damals ein kranker Hofrat war, sehnsüchtig von seinen Fenstern aus die sommerlichen Berge anschauend, die er nicht mehr erreichen konnte. Von Linz aus machte ich einst Wanderungen durch den Haselgraben nach Kirchschlag hinauf, wo Stifter seine rührenden Sommerbriefe geschrieben hatte; durch den Kürenbergerwald, wo der Nibelungenlieddichter gewaltet haben soll; nach dem Stifte Willering, wo mich und meinen Studienfreund der weißköpfige Abt einmal zu einem Pfingstmahl mit Knödeln und Sauerkraut eingeladen hatte, wonach — weil wir so demütig damit zufrieden waren — er uns erst zur großen Tafel ins Refektorium führte. Damals war ich über die nordischen Alpen gerne zu Fuß hergekommen und dann auf der Donau nach Wien gefahren. O, ihr goldenen Zeiten!

Ich bin mitterweile zwar um vierzig Jahre älter geworden, aber Linz hat sich verjüngt. Trotz des regnenden Tages besuchte ich nun alte Erinnerungsstätten. Mit besonderem Hochgefühl auch eine neue auf der Promenade, das Denkmal Adalbert Stifters. Soweit der Dichter nach persönlicher Begegnung und nach dem Eindruck seiner einzigen Werke in mir lebt, könnte diese Statue kaum vollkommener sein, als sie ist. Da sitzt er in ganzer Gestalt, als Wanderer, ruhend auf einem Fels seines Böhmerwaldes. Und so freundlich und behaglich blickt er hinaus, wie einst über die weite, sonnige Heide bis hin, wo in fernster Ferne das Band der Alpen liegt. So sinnt er und dichtet; über dem alltägigen Lärm des Tages dichtet er das hohe friedliche Lied der Natur. Viele Denkmale habe ich schon gesehen, keines ist mir so lebendig geworden als dieses.

Der ganze Stiftersche Dichtergenius lächelte aus diesem Antlitz auf mich herab. Und inniger als je konnte ich ihm in solchem Augenblick danken für das, was seine Dichtung mir geworden ist.

Und dann zum Dom. Viele Jahre schon baut man an ihm und viele Jahre wird es noch dauern, bis er fertig ist. Er wird ganz aus Quadern aufgeführt und ist eine grandiose Steinmetzarbeit. Erst das kommende Geschlecht wird seine Vollendung erleben, und seltsam! das jetzige sieht schon, wie er sein wird. Ganz fertig und frei steht der hohe gotische Turm da als herrliches Wahrzeichen der Donaustadt, und es steht da der Vorderteil der Kirche mit dem Hochaltar; ebenfalls völlig fertig. Diese Hochaltarkapelle an sich ist schon so groß oder größer als die größte Kirche des Landes. Nun liegt aber zwischen diesem Hochaltarteil und dem Turm noch ein weiter, langer, freier Raum, auf dem erst einige Quadernpfeiler langsam aus der Erde hervorwachsen, zwischen grünem Gras, auf das die Sonne scheint. Erst wenn dieser Hauptbau die Hochaltarkapelle und den Turm verbindet zu einem Ganzen, wird man staunen über ein architektonisches Wunderwerk, wie unser großes Vaterland kaum ein zweites hat. Der etwas finstere Bischof Rudigier hat hier ein Werk gestiftet, in das künftige Jahrhunderte ihren Geist und ihr Licht hineintragen werden.

So war ich in der Muße des Alleinseins einen halben Tag lang herumgebummelt in Linz. Da der Himmel trübe blieb und die Regenwolken immer noch tiefer sanken, so tief, daß schon die Spitze des Domturmes in den Wolken verschwand, ging ich zum Bahnhof, um durch das kühle, frische Land wieder den steirischen Alpen zuzufahren. Als nachmittags der Zug drüben aus dem Bosruck rollte, lagen die rötlichweißen Felsen des Ennstales im Sonnenschein.

Grüaß Gott!

Gedichte in oberbayerischer Mundart von Heinrich Zeller.*)

In Tirol drin.

Tirol ist mei Lebn,
Mein ganzs Herz tuats ma hebn,
Ob i drobn auf der Höh
Oder druntn rumgeh.

Und drobn auf der Höh
Kann ma jodln, juche,
Und heruntn im Tal,
Da hats aa an schön Hall.

Und Madln, o Bua,
Kann ma findn grad gnua.
Und dösfell siecht ma bald,
Daß s der Maler gern malt.

Im Wirtshäusl drein
Gibts an heurign Wein,
Und a Musik spielt auf,
Daß ma tanzn kann drauf.

Beim Sternwirt in Ötz
Tanz ma draußt auf der Flötz,**)
Und beim Sternwirt in Imst
Tanz ma drinna, wannst kimmst.

In Tirol, holdrio,
Geht s bergauf und bergo,
Wanns dahingaang schnurebn,
Waar s a langweiligs Lebn.

*) Unter obigem Titel ist bei A. Bonz & Komp. in Stuttgart ein beachtenswertes Büchlein erschienen, das in seiner Lyrik und seinen Anekdoten rechtschaffen volkstümlich ist. Zur Probe folgende Gedichte.

**) Hausflur.

s Teligramm.

Der Natzi kriagt a Teligramm,
Wo drunter steht an Hans sein Nam.
Und wia ers lest, da hat er gschaut
Und hätt der Botschaft bald net traut.

Er sagt zum Kathl: „Schaus no an!
Moanst, daß vom Hans dös kemma kann?“
„Koan Schein!“ moants Weib, „da nimm i Gift!
Dös is ja net amal sein Schrift!“

Mein Diandl.

Diandl, dir ghör i zua
Ewigi Zeit,
Bi scho so lang dei Bua,
Hat mi nia greut.
Mag di so herzli gern,
Daß i kunnt narrisch wern,
Kann net gnu einischaugn
In deini Augn.

Du kannst so liab und nett
s Goscherl verziagn,*)
Wann i di no net hätt,
Müaßt i di kriagn.
s Grüaberl im Gsichterl drin
Kimmt ma net ausn Sinn,
Steht dir so tantschi**) an
Denk allwei dran.

Backerln so frisch und fein,
Grad wia ma s malt,
Macha so liabli dein
Schutzenglgstalt.
Haar wia der Flachs so lind,
Bist a ganzs Wunderkind.
D Stimm wia a Glöckerl hell,
Geht ma in d Seel.

Gschmacherl***), dös werd a Lebn,
San ma a Paar.
Nacha werds Busserlgebn
Nimmamehr gar.
Wann i aa Köni wurd,
Gaang i von dir net furt,
Schatzerl, es bleibt dabei:
Du werst mein Wei(b).

Kirtatag.†)

Heut is der Kirtatag,
Heut tua i, was i mag,
Juxdibux oans zwoa drei,
Heut bin i frank und frei!
Muaß i sunst Tag für Tag,
Ob i will, ob i mag,
Arbatn flux und fix,
Heut tua i nix.

Heut werd ers gschpürn, der Magn,
Heut muaß er alls vertragn.
Kimmt daher, was da will,
Heut iß i guat und viel.
Wirt, zapf an Panzn an,
Daß i brav trinka kann,
Nimm fein oan groß und schwaar,
Heut werd er laar!

s Hochamt, dös ham ma glei,
D Predi is schnell vorbei.
Unser Herr Pfarrer, Leut,
Macht uns recht gern dö Freud.
D Veschper und d Letanei
Bleibt für die Altn frei,
Geht ja eh d Musi scho
Namittag o!

Diandl, geh her zu mir!
Heut gehn ma fest ins Gschirr,
Heut tanz ma, daß s grad rauscht,
Daß si der Kittl bauscht.
Lusti und kreuzfidel
Sing i a Liedl hell,
Heut gehn ma gar net zhaus,
Heut halt ma aus!

Z dumm.

Der Glocknbauer hat zwoa Buabn,
An Simerl und an Klaus.
San dö amal im Wirtshaus drin,
So kemma s nimma raus.

Bei jeder Musi san s dabei
Und tanzn wia net gscheit,
Und gibts was zraafa, ham s erscht recht,
Die allergrößti Freud.

Wenn s furtgehn, sagt jedsmal der Alt:
„Seids brav und gebts an Ruah!
Du Simerl, mußt der Gscheiter sein,
Du bist alt gnu dazua!“

Heut sagt ers aa. Da draaht si glei
Der Simerl fuchti††) um:
„Jedsmal müaßt i der *Gscheiter sein*,
Dös werd ma iatz bald *zdumm*!“

---

*) Zum Lachen. **) Reizend. ***) Anmutiges Mädchen. †) Kirchweihtag. ††) Ärgerlich.

Der Feinschmecker.

Der Michl kriagt a Schweinas heut,
A heidnmäßigs Stuck.
Er richt si zerscht dös fetti her
Und legt dös mager zruck.

Denn s mager mag er gar so gern,
Drum spart er si s halt auf;
Na is der letzti Broda rar,
Und schmeckt a Maßl drauf.

Der Michl haut fest ein und ißt
Dös fetti zsamm verwegn;
Und wia dös mager kemma soll,
Da hat ers nimma mögn.

Z spät.

Oft steht iatz in der Zeitung drin:
s Vertuschn, dös hätt gar koan Sinn.
Ma soll dö Kinder alls erklärn;
Die Gschicht vom Storch muaß ausgrott wern. —

„Ja", denkt der Hans, dös is scho wahr!"
(Er hat a Büaberl von siebn Jahr)
Und fangt glei s Unterweisn o.
Da sagt der Kloa: „Dös woaß i scho!"

Der Zweifl.

Der Wastl macht a Wallfahrt mit,
Sunst hätt sein armi Seel koan Fried.
Nebn seiner geht der Willibald,
Der is im Glaubn a weni kalt
Und plappert her an Rosnkranz.
Auf oamal kriagt sein Gsicht an Glanz,
Als fallat eahm was Bsunders ein.
„Du, Wastl, lacha müaßt i fein,"
So sagt er mittn unterm Betn,
Wenn mir den rechtn Glaubn net hättn.

s Ghreimnis.

Der Hans und der Wastl
Hams s Ghör lang verlorn;
Sie schrein si, wann s redn,
Lautmächti in d Ohrn. —

Heut gehnga s mitnander
Ins Wirtshäusl num;
Da schrein s voller Eifer,
Daß s hört die ganz Stubn.

Und zletzt sagt der Wastl
Zum Hans nach dem Gschroa:*)
Und dös, was ma gredt ham,
Bleibt unter uns zwoa!"

Ein Tagebuch.

Am 1. November.

Diese ständige Plage für mich! Der öffentliche Mißbrauch meines Namens. Ich rede da von den ungezählten unrechtmäßigen Nachdrücken meiner Arbeiten in allerlei Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern, Sammlungen, so hergerichtet, daß die Leser glauben müssen,

*) Geschrei.

die Sachen seien eigens für die betreffenden Unternehmungen verfaßt. Ich rede von den willkürlichen Anführungen meines Namens „als Mitarbeiter", dort wo ich's nicht bin. Ich rede von dem zumeist zwar gutgemeinten Zeitungsnotizeln über mich, das dem Publikum fade und mir zuwider ist. Ich rede von der Ausnützung meiner Meinung über Bücher lediglich für Geschäftsreklame. Und so weiter und so weiter. Ach, wie peinlich ist solches fortwährende Herumgezerrtwerden in der Öffentlichkeit! Blätter, die an meinen Büchern Jahr für Jahr schweigend vorbeigehen, können meinen Namen, wenn er mit irgendeiner Tagesnichtigkeit verknüpft ist, nicht oft genug abdrucken. Aber das geht höher. Im Grazer Orpheum wird jetzt von Clowns ein widerlicher „alpiner Akt" aufgeführt, der auf dem Theaterzettel mit dem Titel „D Roseggers" angezeigt ist. — Indes hat die Gesellschaft soeben öffentlich erklärt, daß der zufällige Titel auf meinen Namen keinerlei Bezug hätte. Aber es ist klar, daß dieser an sich recht bescheidene Name hier wieder einmal frech zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Ich sprach über den Fall mit unserem Herrn Polizeidirektor. Er ist für Toleranz. Gut. Es ist ja nicht übel, wenn ein Polizeidirektor die Toleranz liebt.

Am 2. November.

„Arme Seelen!" So nennt man die nach katholischer Vorstellung durch den Tod vom Leibe getrennten Seelen. Warum arme Seelen? Sind es nicht vom ekelhaften, leiddurchseuchten Leib befreite Seelen, erlöste Seelen? Selige Seelen. Allerdings ist die Frage: Auf wie lange? Bis sie wieder Bekanntschaft machen mit Körpern, die sie neuerdings herabziehen in das Erdige. Wann wird die Menschenseele so erstarken, um den Leib mit sich emporzuheben, anstatt sich von diesem in die Tiefen des Elends ziehen zu lassen! Lenau sagt irgendwo, die alten Ägypter hätten ihre Leichen vielleicht deshalb so sorgfältig einbalsamiert, damit die Seele sich nicht in dem durch Zersetzung der Materie sich bildenden Ungeziefer verlaufen konnte, sondern daß sie, im Körper festgehalten, sich konzentrieren sollte für ein höheres Sein. — Ich hingegen meine, daß dieser Erdenleib für die Seele keine besonders empfehlenswerte Erziehungsanstalt ist.

In den tieferen Schichten unseres Volkes wütet heute noch das leibhaftige Fegefeuer. Tausende von armen Herzen winden sich in der Vorstellung, daß ihre lieben Gestorbenen im Feuer schmachten, Tag und Nacht wimmernd um Hilfe flehen. Wer hat — als ob des natürlichen Erdenleides nicht genug wäre — dazu diese Hölle angezündet? Wer ist es, der Tag für Tag auch noch Scheiter und Seelen in die ewige Hölle wirft? Diejenigen, die immer vorgeben, uns den Himmel zu bringen. — Aber, sagt einer von ihnen — die Bestie Volk muß in Ketten gehalten und die Ketten müssen im Feuer geschmiedet sein.

Am 3. November.

Wurde im herrlich gelegenen Brauhause zu Gösting ein neuerbautes „Rosegger-Stübel“ eröffnet, wozu die Tischgesellschaft vom „Krug zum grünen Kranz“ geladen war. Ein warmgemütlicher Abend, der für mich nur den einen Fehler hatte, daß ich zum Mittelpunkte der Feier gemacht wurde. Da das — wie soll ich nur sagen — vornehm volkstümlich ausgestattete, überaus heimliche Stübel nebst meinem Bilde eine Anzahl Bildnisse der schönsten Landschaftspunkte in Steiermark und andere auf die Heimat sich beziehenden Embleme hat, so konnte ich die Ehren, die für mich zu reich und schwer gewesen wären, zwar schweigend in Empfang nehmen, aber sie dann auf das Heimatland und wohl auch andere verdiente Persönlichkeiten dieses Landes übertragen. Den Teil, der mir gebührt, behalte ich natürlich für mich, dankbar für die edle Form, in der mir diese dauernde Ehrung dargebracht worden ist.

Am 4. November.

Heute will ich mir wieder mal einen guten Tag antun nach einer gestern vollbrachten und vor einer morgen beginnenden Arbeit. Recht heiter will ich den Tag zubringen. Was werde ich tun? Ich hab's schon — ich lache über den Hauptmann von Köpenick. Es ist das heiterste, erquickendste Lachen, das wir jetzt haben. Nur eines trübt mir den Genuß, nämlich, daß der alte Schuster Voigt, nein, Wilhelm, der große Schelm, seiner glorreichen Tat wegen eingesperrt werden könnte. Eingesperrt ist der Mann lange genug gewesen und es hat nichts geholfen. Gebt ihn dem Volke hin zur beliebigen Justifizierung! Wisset, was das Volk mit dem Hauptmann von Köpenick tun würde? Ihm die Hauptmannspension zuerkennen.

Am 5. November.

Seit Anfang Oktober fast einzigartig schönes Wetter, mit Ausnahme des in diesem Jahre obligaten monatlichen Schneefalls auch im Oktober und des Schirokko-Regensturms am Allerheiligentag. So war die heutige Wagenfahrt mit den Meinen nach Judendorf fast ein Ereignis. Denn so schön war es noch kaum jemals. Nie noch war das Glas der Luft so rein geputzt, nie die Sonne so klar, die Schatten so scharf, die Berge so plastisch. Das bei jeder Witterung prächtige und lebendige Landschaftsbild an der Weinzöttelbrücke erschien mir heute geradezu wie eine Offenbarung. Wessen? Ja, das weiß ich nicht, das kann man nicht beschreiben. Da hat man den brandenden wirbelnden Strom, die alte malerische Brücke, die weiße Reichsstraße, den scharfen Faden der Eisenbahn, das schmucke Dörfchen im Wiesental, den goldigbesonnten Waldberghang rechts, den finsteren Hang, den starren Fels und die zackige Ruine links. Und im Hintergrunde des engen Tales das violette

Hochgebirge. Solches Bild ist zu sehen eine kleine Fußstunde fern der Hauptstadt. Einmal habe ich geschrieben: Mich berauscht nicht der Wein, aber mich berauscht das Wasser — und bin dafür ausgelacht worden. Ja, weiß man denn nicht, wie einem in dem Brausen und Tosen wilder Wässer zu Mute werden kann? Der Rausch solchen Naturempfindens ist aber viel zu fein und himmelseelenhaft, als daß er sich mit anderen Räuschen vergleichen ließe. Wir kehrten auf der Rückfahrt in dem neueröffneten Göstinger Brauhause ein, aber statt Bier oder Wein haben wir uns auf der Terrasse dort einen neuen Becher Naturgenusses reichen lassen, denn vor unseren Augen lag wieder ein ganz anderes Landschaftsbild — eine weite liebliche Hügelrunde, mitten drin die türmereiche Stadt und der Schloßberg mit seinen leuchtenden Zinnen. Graz, wie bist du schön unter dem Abendleuchten des Himmels!

Am 6. November.

Kam ein Jüngling zu mir und überreichte mir mit der Aufregung eines zuversichtlichen Hochgefühles — Gedichte. Das eine, welches er mir als das allerbeste bezeichnete, lautet kurz und gut:

„Du sollst nicht müßiggehen,
Du sollst arbeiten gut,
Das will Gott so
Und machet frisches Blut."

Ein zweites steht dem nicht nach:

„Redlichkeit ist eine Pflicht,
Drum sollst du nicht betrügen,
Auch sollst du nicht schimpfen,
Auch sollst du nicht lügen."

So ähnlich alle anderen.

Da sagte ich: „Sie bekunden eine rechtschaffene Gesinnung, doch Poesie ist das nicht." „Aber", erlaubte der Jüngling bescheiden einzureden, „von rechtschaffener Gesinnung kann man halt nicht leben." „Von Poesie noch weniger." „Ja!" rief er fast auffahrend, „soll ich denn dichten, daß man müßiggehen soll? Daß man lügen und betrügen soll?" „Freund, Sie sollen gar nicht dichten." Als er abtretend in der Tür stand, rief er noch zurück: „Die Konkurrenz fürchtet man, deshalb will man mich nicht aufkommen lassen." „Auch sollst du nicht schimpfen!" zitierte ich ihn. Noch so jung und schon zitiert!

Am 7. November.

Mit den Büchern geht es mir so wie mit den Menschen: den einzelnen habe ich gern, die Menge mag ich nicht. Im Wohnzimmer ringsum die Wände voll Bücher sind mir ein Greuel, eins schlägt das andere; jedes wendet mir den Rücken zu, möchte aber doch gelesen sein. Und während man das eine liest, denkt man schon zerstreut an andere.

Habe auch nie verstanden, wie man in einem Bibliothekszimmer lesen kann. So wenig, wie in einem Keller trinken. Und nichts ist für mich körperlich so anstrengend, als das Hantieren mit Büchern, man saugt dabei nicht ihren Geist ein, nur ihren Staub. Das wäre noch mein Ideal: Einen einzigen Bücherkasten mit etwa hundert Büchern; jedes hat seinen traulichen Platz, mit jedem ist man befreundet — und neue Bekanntschaften will man kaum mehr machen. So habe ich mir heute vorgenommen, einmal Bücher auszumustern, alle, zu denen man in keinem besonderen Verhältnisse steht, fortzugeben. „Die besseren zu verkaufen, die schlechteren an Volksbibliotheken zu verschenken", wie ein anwesender Menschenfreund riet. Nun wollte ich von meinen tausend Büchern so viele ausscheiden, bis mir nur meine wenigen Lieblingsbücher blieben; die mir bisher so viel waren, sie sollen meine Kameraden bleiben bis ans Ende. Aber nun gebt acht: Als ich ein Buch ums andere aus dem Kasten nahm und es ansah, aufschlug, da war mir's allemal: Um das ist's schade, das ist eigentlich ein ganz hübsches Buch; einmal wird man's schon lesen; ja, man sollte eigentlich gleich drangehen. Ich stellte es wieder in den Schrank. Und so erging es mir mit den allermeisten; etwa zwanzig Bände wurden ausgestoßen, alle anderen blieben in den Kästen und werden mich ärgern und plagen, und gelesen werden sie wahrscheinlich niemals. Jedes einzelne der Bücher, wie wertvoll, wie unschätzbar, wenn es das einzige wäre, das man besitzt! — So geht es uns auch mit den Menschen, der einzelne als Freund, wie unschätzbar! Jeder an sich könnte es unter Umständen sein, in jedem sind für den, der sie zu heben versteht, Schätze verborgen. Man darf keinen verwerfen. Und weil man den einzelnen nicht verwerfen kann, muß man die Menge ertragen.

Am 8. November.

Stand ich vor einer Zeitungspresse und hörte dem energischen Geräusch zu, womit sie die Blätter druckte und hinwarf. Warum denn so heftig und laut? Ach ja, du bist ja der Kanzelredner, der große Prediger unserer Zeit. Die Worte, die du jetzt so leidenschaftlich hervorstoßest, hallen in wenigen Stunden durch das ganze Land. Du predigst in den Wirtshäusern, in den Kaffeehäusern, in den Straßenwagen, auf den Eisenbahnen, in den Privathäusern und mächtig auf allen Marktplätzen. Wo ihrer im Geschäfte, in Vereinen, in Geselligkeit mehrere beisammen sind, bist du mitten unter ihnen und predigst. Und nicht wie auf der Kirchenkanzel verhallt dein Wort, kaum daß es gesprochen ist; was im Gedächtnisse des gierigen Lesers nicht haften bleibt, das haftet auf dem Papier, und wer es nur anschaut, dem predigst du fort und fort. Und predigst Tag für Tag ohne Ruh und Rast.

Aber was, du gewaltiger, allgegenwärtiger Kanzelredner, was ist es denn, das du predigst? Es ist vom Tage und für den Tag. Könnte es nicht vom Tage für das Jahrhundert sein? Der Tag braucht freilich auch sein Wort, so wie selbst in der Kirche an die Predigt schließend der Tages- und Wochenplan der Gemeinde verkündet wird. Predige du aber doch auch das Beständige, das Hohe und Unsterbliche. Predige nicht immer Geld und Macht und Eigennutz, nicht immer Genuß und Ergötzung, nicht immer Zank und Streit zwischen den Menschen. Predige in die Köpfe hinein geistiges Leben, predige in die Herzen hinein glühende Tatkraft und Liebe. Eine Liebe, die für den Tag sich betätigt, die aber so groß ist, daß sie hinausreicht über den Tag, über die Partei, über den Staat, über die Nation. Dein Journal über unsere Zeit — bedenke es — soll ein Blatt der Weltgeschichte sein. Es wird gesagt, daß der Apostel Paulus, wenn er heute lebte, Journalist geworden wäre. Daraus läßt sich folgern, daß der Journalist von heute ein Apostel Paulus sein soll.

Am 9. November.

An der Universität haben die konservativen Studenten soeben bei dem Rektorate ein wichtiges Schriftstück eingereicht, worin gestattet wird, daß die fortschrittlichen Studenten, nämlich solche, die sich nicht schlagen, die Universität bis auf weiteres zwar betreten dürfen, aber nur unter der Bedingung, daß dieselben ohne Schläger, ohne Couleur und ohne Hosen erscheinen. Letzteres Verlangen schien für den ersten Augenblick zwar etwas befremdlich, doch wurde es damit glänzend motiviert, daß „Studenten, die sich nicht schlagen", keine Männer sind, folglich auch keine Hosen zu tragen haben.

Am 10. November.

Erzählte mir ein Arzt, wie man die Länge des menschlichen Lebens im vorhinein schätzen könne. Man nimmt von der betreffenden Person ein Blutströpfchen, bringt es zwischen die beiden Pole einer elektrischen Batterie und läßt elektrische Schläge durchgehen, die eine bestimmte einheitliche Stärke haben. Während der Schläge wird der ursprünglich dunkelrote Blutstropfen immer blasser bis zum lichten Rosa; diese Farbe zeigt, daß der Blutstropfen zersetzt ist. Mancher Tropfen zersetzt sich nach wenigen Schlägen; die betreffende Person hat schlechtes Blut, das äußeren Einflüssen, Entzündungen, Ansteckungen u. s. w. nicht standhält. Durch Blutstropfen anderer Personen müssen Hunderte von elektrischen Schlägen gehen, ehe sie blaß werden. Solches Blut läßt ein langes Leben voraussagen. Dieser Gradmesser der Lebenskraft — wenn er sich bewährt — kann in der menschlichen Gesellschaft von größter Wichtigkeit werden, besonders bei Lebensversicherungen, bei ärztlicher Prognose und Diagnose und bei Eheschließungen. Da wird manche

Maid von ihrem Bräutigam ein Probe-Blutströpfchen haben wollen, ehe sie endgiltig ja sagt.

Am 11. November.

In meinen Schriften kramend, kommen Erinnerungen. Als ich einst über ein Buch den Titel „Waldheimat“ schrieb, sagte der Verleger: „Waldheimat wird man doch nicht wohl sagen dürfen, das ist nicht deutsch. Es muß doch heißen Waldesheimat.“ Trotzdem nannte ich das Buch „Waldheimat“. Später war mehreren Kritikern der Titel eines andern Buches, „Gottsucher“ nicht recht. Gut deutsch müsse es heißen: Gottessucher. Heute sind meine beiden Wörter in der deutschen Literatur eigenständig, sie werden sehr häufig gebraucht. Lasset doch auch der Zunge eine Wahl in der Sprache; die Zunge ist ihre Mutter, nicht die Feder. Auch „Waldschulmeister“ wollte anfangs nicht behagen. Es sollte heißen „Waldesschulmeister“, wenn der Wald überhaupt Schulmeister brauche. Viele verstanden damals unter Waldschulmeister nichts anderes als Förster, die eine Baumschule haben und den Wald erziehen.

Am 12. November.

In der Ausstellung des steirischen Kunstvereines. Welch großes Vergnügen hatte ich in jüngeren Jahren an Bildwerken. Aber je mehr die Naturfreude überhand nimmt, je mehr tritt die Kunstfreude zurück. Erfreulich ist es allerdings, zu sehen, wie junge Maler, besonders in unserer Stadt, aufstreben, — wenn nur nicht so manche jene Wege gingen, die allerdings schon zu breiten Straßen ausgetrippelt worden sind, wo aber für unsereinen die Kunst aufhört. Nebst vielem Schönen dieser Ausstellung sind es besonders zwei große Bilder, vor denen man lange stehen bleibt. Es sind die Gemälde des Tiroler Malers Egger-Lienz: „Die Wallfahrer“ und „Das Kreuz“. Letzteres, eine Art letztes Aufgebot in den Tiroler Befreiungskriegen, wirkt geradezu dämonisch und entläßt den Beschauer lange nicht. Diese fanatisierten Charaktergestalten, in denen das Rachegefühl gegen den Feind schon bis zum Wahnsinn gesteigert erscheint, und die in rasender Mordgier ein großes Christusbild als Talisman mit sich reißen — vergißt der Beschauer nicht wieder. Ich weiß kein Kampfbild, kein Schlachtenbild, in dem Angst und Wut, Bigotterie und Mordlust der Menge einen so wild düsteren, entsetzlich gewaltigen Ausdruck fände, als in diesem Werke eines neu aufsteigenden Künstlersternes. Ja, du liebe Bildnerei! solche Vorgänge sieht man freilich lieber in der Kunst, als in der Natur. Aber in meinem Zimmer möchte ich dieses Bild nicht haben.

Am 13. November.

Ein Familienvater war in wirtschaftlichen Verlegenheiten. Ein ferner stehender Freund erfuhr es zufällig und schickte ihm einen Betrag.

Nach zwei Tagen kam dieser zurück, begleitet von einem ganz impertinenten Brief. Der dürftige Mann und Familienvater hatte die wohlgemeinte Sendung als eine Beleidigung empfunden. Der Spender — er klagte mir's nachher — war darüber fast trostlos. Das ist mir schon oft aufgefallen, es gibt Leute, die jedes Opfer, auch das empfindlichste, skrupellos annehmen — nur kein Bargeld darf es sein. Das ginge gegen ihre Ehre. Und wenn sie es schon annehmen, so muß die Spende in ganz verhüllter Form geschehen. Woher kommt das? Etwa daher, weil vielen das Bargeld etwas so intim Heiliges ist, daß die Schamhaftigkeit dabei wirkt? Gewisse Dinge darf man eben nicht berühren ohne zu erröten. Dazu scheint auch das liebe Geld zu gehören. Wozu dieser große Respekt vor dem Gelde? — Man gebe, wenn man kann, und nehme, wenn man braucht, ohne viel Geschichten dabei zu machen.

Am 14. November.

„Wie können Sie mit ihrer aristokratischen Gesinnung dem allgemeinen Wahlrecht beistimmen?" fragte heute jemand. „Ja ja, aristokratische Gesinnung, wenn Sie auch Bauer sind, oder just deswegen. Sie sagten doch immer, die Menge müsse von einer starken Persönlichkeit regiert werden." — „Und das soll sie auch. Nur daß bisher bei der kleinen Auswahl sich starke Persönlichkeiten allzu spärlich gefunden haben. Wählen alle und werden viele gewählt, auch aus bisher ganz brach gelegenen, ursprünglichen Volkskreisen, so ist eben die Auswahl an passenden Persönlichkeiten eine größere, und der starke Regierer, der sicher irgendwo vorhanden ist, wird gefunden werden. Auch aus tieferen Volksschichten kann der Aristokrat hervorgehen. Das Volk als solches wird niemals regieren, aber den regierungsfähigen Aristokraten soll es hervorsuchen." — „Der dann von der Krone bestätigt zu werden hätte!" setzte der jemand lebhaft bei. — „Aber natürlich!" beruhigte man ihn.

Am 15. November.

Seit einiger Zeit beschäftigen mich „Lenaus Briefe an die Familie Löwenthal", die bei Max Hesse in Leipzig, vervollständigt und mit Tagebuch versehen, neu erschienen sind, so daß nun das mehrdeutige Verhältnis des Dichters zu dem Hause, besonders zu Frau Sophie Löwenthal ziemlich klar daliegt. Wohl ergreifend ist es zu lesen, wie unerfüllte Liebe diesen Mann zugrunde gerichtet hat. Ein seltsames Gemenge von Geist, Witz, Humor und Tragik. Wie kann ein Mann, der Welt und Leben in den einen Satz zusammenfaßt: „Es ist halt nichts", sich so aufregen! Welch ein Wichtignehmen von Kleinigkeiten, welch ein Kümmern und Ärgern wegen Bücherherstellung, Ehre und Ruhm,

wegen Gesellschaften, Essen und Trinken! Welch eine schwankende Neigung und Abneigung Freunden gegenüber, welch eine weichliche Weibesliebe, die von vornherein aussichtslos ist! Welch eine Verbitterung in kleinen Mißgeschicken, welch eine Wehmut im Glücke! Das ist alles so krank, so krank, so trostlos, noch lange bevor der Wahnsinn eintritt. Und doch, welch reger, sprühender Geist! Wer nur den Dichter kennt, der hat keine Ahnung von dem eleganten und grotesk witzigen Plauderer, als der er in diesen seinen Briefen an die Löwenthals erscheint. Aber diese Löwenthals sind auch interessante Menschen. Die schöne, feine Sophie, bei der Liebe und Koketterie, Güte und Laune sich eigentümlich verflechten. Und der gutmütige Gatte, der in Literatur dilettiert, ein interessantes Tagebuch führt und ein prächtiger Kerl ist.

Am 16. November.

Seit vielen Jahren gibt mir der Steirer-Verein in Wien Gelegenheit, dort ein wenig Christkindel spielen zu können. Da setze ich mich am Leopolditag in den Bösendorfersaal, der voll herbeigelockter Leute ist, und lese Geld zusammen für die Christbaumbescherung dürftiger Steirerkinder in Wien. Ha, es ist so leicht zu geben, wenn man nicht in den eigenen Sack zu greifen braucht. — Aber gesund müßte man sein. — Diesmal hatte ich — meine Schlaflosigkeit steigert sich — die vier vorhergegangenen Nächte fast nichts geschlafen, war den ganzen Tag erschöpft, abgespannt und besorgt, abends meine Aufgabe, über eine Stunde zu lesen, nicht leisten zu können. Es ging aber recht passabel, blieb sogar noch so viel Energie übrig, um nach dem Vortrag im Kreise lieber Freunde ein lukullisches Mahl mitbewältigen zu helfen. Dabei gab ich nichts mehr aus, nahm nur ein, geistig wie leiblich — bis Mitternacht. Aber auch die zweite Hälfte der Nacht, im vorzüglichen, ruhigen Bette, blieb wieder gänzlich schlaflos. Seit fünf Tagen kaum soviele Stunden geschlafen und doch verhältnismäßig munter. Ob ich alle denkbare Diät einhalte oder gar keine — es bleibt gleich. Und da soll man mit der Zeit nicht leichtsinnig werden?

Am 17. November.

Heute habe ich eine ordentliche Dummheit gemacht. Unter Bildern kramend fand ich seine Photographie. — Ei, der alte, liebe Kerl! dachte ich, von dem habe ich auch schon lange nichts mehr gehört, dem muß ich doch schreiben. Und schrieb auf eine Postkarte einige vom Herzen kommenden Worte. Und später, als die Karte schon im Briefkasten war, fällt es mir ein: Dieser Mensch, auf den bist du ja bös! Der hat dich ja schwer beleidigt damals; hast dir vorgenommen, ihm nie wieder ein Wort zu gönnen. — Ich eilte auf die Post. Ob eine gewisse Postkarte mit so und so und an so und so noch zurückgenommen werden könne?

Leider nicht. Schon abgegangen. Na, g'horsamer Diener, was wird sich der von mir denken? Daß ich jetzt auf einmal wieder um seine Freundschaft buhle, nachdem ich seit einem Jahre so großartig den Beleidigten gespielt. Dieses Hundegedächtnis! Der wird's nicht schlecht ausnützen. Mich wurmt es ganz abscheulich.

Am 18. November.

Wurde eingeladen zu einem Verein für Erhaltung der alten Volkstracht im Gebirge. Verwies auf alte Jahrgänge des „Heimgarten", in welchen wiederholt gezeigt wird, daß solche Dinge nicht künstlich erhalten werden können. Da müßte bei den Gebirgsbauern erst die Hausindustrie wieder aufkommen, denn die Volkstrachten werden nicht in der Fabrik gemacht und beim Kaufmann gekauft, sondern daheim im Hause erzeugt. Darin liegt ja auch hauptsächlich ihre wirtschaftliche, nationale und sittliche Bedeutung. Nur eine Tracht, die aus dem Inneren, aus eigenem Können, aus Anhänglichkeit an die Vorfahren, aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des Volkes herauswächst, ist eine Volkstracht. Für Bauern, die selbst nichts mehr Rechtes erzeugen, die am liebsten schollenflüchtig werden und mit der Lebensweise der Städter liebäugeln, ist das windige, halbstädtische, der Saisonmode unterworfene Baumwoll- oder Tuchzeug die richtige „Volkstracht". Darum halte ich nichts auf solche durch Vereine und äußere Nötigungen künstlich erzeugte oder aufrechterhaltene Bauerntracht. Halte nichts auf Hirschlederhosen und Bauernjoppen, die in der Stadt mit barem Geld gekauft werden, oder gar auf Pump. Sie wären nur eine Verfälschung des gegenwärtigen Volkstums, aus dem solche Tracht nicht mehr hervorgeht.

Am 19. November.

Täglich Zuschriften junger Schriftsteller, ich möchte ihre im Druck erschienenen Werke in Zeitungen besprechen und protegieren. Es ist Sitte geworden, so bei Kollegen und Zeitungen um Reklame zu betteln. Daher habe ich jetzt einem jüngeren Dichter, der ein starkes Talent besitzt und doch auch in oben bemerkte Unsitte verfallen ist, eine Erinnerung geschrieben. „Vor vierzig Jahren hat mir Anastasius Grün gesagt: Dichter dürfen niemals um Lob und Reklame betteln, weder bei ihren Berufsgenossen noch bei Zeitungen, noch bei irgendwem; sie müssen bescheiden im Hintergrunde stehen bleiben und geduldig warten, bis das Werk selbst für sich spricht. Ich habe (unter ein paar Ausnahmen, wo es sich um altruistische Zwecke handelte) mich stets an diesen Rat gehalten und bin dabei nicht schlecht gefahren. Ich rate Ihnen Ähnliches. Freilich wird's für junge Literaten immer schwerer, durchzudringen, doch wenn schon Reklame nötig ist, so hat sie der Verleger zu besorgen." (Der tut das zumeist auch auf das ausgiebigste.) Ich war schon beklommen, den

Kollegen, dem ich so freimütig schrieb, gekränkt zu haben. Aber er antwortete mir freundlich, daß er eine selbst betriebene Reklame nie für besonders vornehm gehalten habe, daß er durch böse Beispiele dazu verleitet worden sei, daß er jedoch meinen Rat befolgen wolle. Ich habe mich an dieser schlichten Bekehrung sehr gefreut und empfehle sie zur Nachahmung.

Am 20. November.

Es klopft. Noch vor dem „Herein" geht die Tür auf, er eilt auf mich zu, fällt mir um den Hals, küßt mich heftig und in den Augen steht ihm das Wasser. Mein „Feind" ist's, dem ich vor einigen Tagen irrtümlich die freundliche Karte geschrieben. „Du guter, du edler Mensch!" sagte er schluchzend. „Du weißt nicht, wie mir war, die Zeit her und hundertmal habe ich's bei mir bereut. Aber um Verzeihung zu bitten — ein viel zu dummer Stolz. Hab Dank, hab Dank, daß du den Bann gebrochen hast." — „Aber Mensch!" rief ich lachend, „es ist ja nur aus Versehen geschehen. Ich hab's einfach vergessen gehabt, daß wir so böse aufeinander sind. Daraus siehst du, daß die Geschichte nie tief gesessen sein kann. Sonst könnte ich's nicht getan haben; da bin schon auch ich ein Hartgesottener. — Bei meiner Treu', jetzt freut's mich wieder! Grüß dich Gott!"

Am 21. November.

Den Einladungen aus fernen Städten, dort Vorlesungen zu halten, sind häufig prophetische Schilderungen beigefügt von Ehrungen, die mich dort erwarten sollen. „Wir können Sie eines riesigen Beifalls versichern." „Das Volk wird Sie auf den Händen tragen." „Die Presse wird Ihnen begeisterten Empfang bereiten." „Auch im Theater wird eine Huldigung geplant." „Ein Festbankett soll Gelegenheit geben, um Ihnen zu zeigen" u. s. w. — Die Liebenswürdigen! Wenn schon sonst die Möglichkeit vorhanden wäre, die Einladungen anzunehmen, solche Perspektiven müßten mich ganz unfehlbar abschrecken. Ich bin ja dankbar erfreut über die Sympathien, die ich etwa genieße, Personenkultus aber ist etwas, dem ich meilenweit ausweiche. Meine geringe Kraft habe ich ganz auf die Vorlesung zu beschränken und muß alles ablehnen, was vor oder nachher (wenn auch noch so ehrende) Ansprüche stellt. Am liebsten ist es mir, unmittelbar vor der Vorlesung ankommen und unmittelbar nach derselben abreisen zu können. Kam ich krank von einer Vorlesung heim, so waren fast allemal die lärmenden Geselligkeiten schuld. Derlei Vergnügungen haben bei mir zumeist Verödung und eine übermüde Brust zur Folge, oder einen verdorbenen Magen.

Am 22. November.

In dieser Woche mit großem Unbehagen zwei neue Bücher gelesen: Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner" von Graf Reventlow und „Unser Kaiser und sein Volk! Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher." Das erstere, fein geschrieben, geht vorwiegend gegen die Schmeichler, „die den deutschen Kaiser verderben"; das letztere, eine Art Nachschrift des ersteren, geht plump gegen den Kaiser selbst. Beide, „dem deutschen Volke zulieb" verfaßt, werden den Feinden des deutschen Volkes sehr gut gefallen. Es ist traurig, daß von national gesinnten Deutschen solche Bücher geschrieben werden können und noch trauriger, wenn sie geschrieben werden müssen. Wilhelm, bewundert vom Auslande, geliebt von solchen, die ihn nicht kennen, die sein Charakterbild nur den byzantinischen Zeitungen verdanken. Das der Tenor. Des Monarchen redliches Wollen wird in diesen Büchern anerkannt, aber auch nichts weiter. Seine Politik seit achtzehn Jahren habe dem Reiche, seine persönlichen Eigenschaften, so glänzend sie wären, den Deutschen nur geschadet. Die Absicht, den Kaiser herabzusetzen, ist unverkennbar. Daher müssen diese Veröffentlichungen tief verstimmen. Bei der geschilderten Neigung zur „Despotie" dieses Fürsten nimmt es einen nur Wunder, daß solche Bücher frei im Lande herumlaufen dürfen. Der Kaiser läßt sie nicht konfiszieren, er schweigt. Und dieses Schweigen wirkt vielleicht günstiger, als — manche seiner Reden.

Am 23. November.

Was mir heute passiert ist! Tritt eine fremde junge Dame ins Zimmer, bittet mich um ein Autogramm, bleibt dann vor mir stehen, sagt mit leiser Stimme: „Durch Ihre Schriften bin ich ein wenig besser geworden," streckt sich nach meinem Kopf und küßt mich auf die Stirn. So schnell, daß ich's nicht habe verhindern können. „Für die Stirn bin ich noch nicht alt genug!" wollte ich bummelwitzig sagen, aber das Seltsame der Situation ließ mich stumm bleiben. Dann war sie auch schon davon.

Am 24. November.

Fahrt nach Villach. Vorlesung für die „Südmark", für die es gerade an diesem heißumstrittenen Platze viel zu tun gibt. Hinfahrt in klarem, warmem Sonnenschein, der dies Jahr nicht aufhören will. Nur in der Klagenfurter Gegend Nebel; der See, dessen jenseitige Ufer vom Nebel scharf begrenzt waren, log mir das Meer vor. Unterwegs bei Beobachtung der Leute Gedanken über die Eitelkeit. Die alltägliche lohnt sich zwar keines Gedankens. Aber bei markanteren Personen sitzt sie gerne tiefer. Öffentlich wirkende Personen, besonders Künstler, werden

mit List und Gewalt eitel gemacht, sie mögen wollen oder nicht. Wenn sie aber einmal wollen, dann sind sie unersättlich. Aber was soll man bei dieser verbreitetsten der menschlichen Kulturschwächen tun? Die Eitelkeit anderer möglichst schonen und die eigene möglichst bezähmen. An sich selbst merkt man die Vettel schwer, da versteckt sie sich gerne hinter den „Ehrgeiz". Aber an anderen sehen wir, wie lächerlich sie ist. Ich war in jüngeren Jahren sehr empfänglich für Ehrungen, überaus empfindlich gegen Lob und Tadel. Dann habe ich eine Art Abhärtungskur angewendet. Den Ehren, die am Wege lagen, wich ich absichtlich aus, so gerne ich sie gehabt hätte. Auf Lob horchte ich nicht hin; mir gemachten Tadel verbreitete ich in meinen Kreisen und stellte mich hinten an, wo ich vorne hätte stehen mögen. Das mag manchmal ein bißchen nach Heuchelei geschmeckt haben, ich meine aber doch, daß es redliche Selbsterziehungsabsicht gewesen ist. Gemeint war es so. Nun plagt mich der Ehrgeiz kaum mehr. Und darauf wäre ich gerne stolz, wenn —. Ach, die Eitelkeit, man entkommt ihr nicht.

Am 25. November.

Um der Autographenbettelei und deren Umständlichkeit ein wenig zu steuern oder sie nutzbar zu machen, hat der Waldheimatphotograph einen neuen Brauch aufgebracht. Er ließ eine Anzahl meiner Bilder von mir mit dem Namen versehen. Dieselben verkauft er teurer und liefert per Stück eine Krone für den Waldschulhausfonds ab.

Am 26. November.

Die Geschwindigkeit hätten wir nun weg — sie ist keine Hexerei. Nun sollten wir uns einmal in der Langsamkeit üben. Ich war auch so ein ungeduldiger Patron. Nichts ging mir schnell genug. Aber das hat weder körperlich noch geistig wohl bekommen. Seit einiger Zeit übe ich mich an langsamem Gehen, an langsamem Arbeiten, an langsamem Essen, in allem an einem gemäßigten Tempo — und damit ist eine größere Behaglichkeit in mein Leben gekommen. Langsamere Bewegung bringt eine tiefere Bedächtigkeit, die sich der Mensch nicht erst fürs Alter aufheben sollte. Nur die Poststunde habe ich noch nicht überwunden. Da die Post leider, leider Beherrscherin meines Tages geworden ist, so sehe ich ihr schon allemal mit Spannung entgegen, sehe sie mit Hast durch, trachte sie in Eile abzutun, um wieder ein Bißchen Freiheit und Muße zu erlangen. Das regt mich auf und spannt mich ab. Ich glaube, die Post allein mit ihren täglich neuen widerhaarigen Ansprüchen könnte meinen Nerven gefährlich werden. Die Post bringt mir allergrößtenteils freundliche Sachen und doch empfinde ich — wenn die Pakete, die Briefe, die Zeitungen u. s. w. zur Tür hereingebracht werden — sie als etwas

feindliches, als etwas, das überwunden werden muß. Oder man wird der Sklave fremder Willkür. Wenn täglich zehn verschiedene Zuschriften je irgend etwas von mir haben wollen, so ist mir der Tag genommen, ob ich die Wünsche nun erfüllen kann oder nicht. Ich habe schon so verzweifelte Postleiden durchgemacht, daß es mir zu Sinn kam: die Post darfst du gar nicht mehr vorlassen. Du mußt jemanden bestellen, der sie ungefähr in deinem Sinne abwickelt, ohne daß du davon zu wissen brauchst. Das wird schließlich nötig sein, um sich selbst wieder zu finden.

Am 27. November.

Sind zwei Knaben zum Falle gekommen. Die Ursachen waren die gleichen: Steine des Anstoßes; die Wirkungen waren verschieden. Auf meinem Spaziergange war ich fernerstehender Zuschauer, wie ein etwa vierjähriges Knäblein auf dem Wege stolperte und hinfiel. Der Vater, „besseren Ständen" angehörig, hob es zärtlich auf, überschüttete es mit Worten des Mitleids und trug es auf den Armen weiter. Der Knabe weinte kläglich, obschon ihm gar nichts geschehen war, aber er erbarmte sich so sehr. Der zweite Fall war so: Das etwa dreijährige Bübel fiel auf den Weg, die Mutter, ein Weib aus dem „Volke", eilte herbei, schalt den Kleinen tüchtig aus, daß er nicht achtgeben könne und versetzte ihm, daß er sich's merke, mit der flachen Hand ein paar auf den Hinterteil. Der Knabe stand eilig auf und blieb ruhig, obschon ihm die Nase blutete. Anfangs fand ich es roh von dem Weibe, nachher leuchtete mir ein, daß sie vielleicht erziehlicher gehandelt hatte als jener Vater, der das Kind nur sentimental macht. Das Richtige hat nach meiner Meinung keines getan. Bei Kindern sollte man derlei kleine Unfälle am besten gar nicht beachten. Die Kleinen stehen schon selber wieder auf und lernen auf sich am sichersten achtgeben und nicht weichlich sein, wenn sie wissen, daß sich um sie in solchen Sachen niemand kümmert.

Am 28. November.

Mancher Mensch — besonders wohlhabenden Leuten passiert es — läuft Gefahr, daß er in Stumpfheit und Mißmut verfällt, in ein schweres und beständiges seelisches Unbehagen, das man „Nervosität" oder auch anders benennt. Solche Leute zerfallen zuerst mit den allgemeinen Idealen, dann mit den Nebenmenschen, dann mit sich selber. Weder mit Medizinen noch mit klimatischen Kurorten, am wenigsten mit erbaulichen Zusprüchen ist da was auszurichten. Mein Rat wäre, so ein armer Mensch sollte sich, so lange es noch Zeit ist, in einen bestimmten Beruf einspannen und denselben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen trachten. Ich habe in meinem Leben manche

Zeit gehabt, die öde und freudlos war. Das eine aber hat mich immer erfrischt — täglich meiner mir zumeist selbstgestellten Aufgabe scharf nachzugehen. Am meisten Befriedigung gewährte mir stets, ein gegebenes Versprechen genau eingehalten zu haben. Man braucht sich ja nicht Allzuschweres vorzunehmen; aber die Aufgabe mit aller Gewissenhaftigkeit und Verläßlichkeit zu erfüllen, daraus habe ich mir anderen gegenüber immer eine Ehre gemacht und war es mir stets zur weiteren Kräftigung. Der meisten Leute Fehler ist, daß sie bei ihrem Berufe immer nur an den Lohn, nie an die Arbeit denken. Der Lohn entspricht sehr oft der Leistung nicht, und wenn auch, so wäre damit unserem Werte an sich nicht Genüge getan. Wer nicht schon in der Arbeit eine Genugtuung findet, der wird nie zur Zufriedenheit gelangen. — Diese Gedanken wurden wieder wach, als ich heute einem mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallenen Menschen begegnete, der sich an allem übersättigt hatte. Dem rufe ich eindringlich zu: Mensch, suche dir eine Pflicht! Und übe sie gewissenhaft. Dann bist du gerettet!

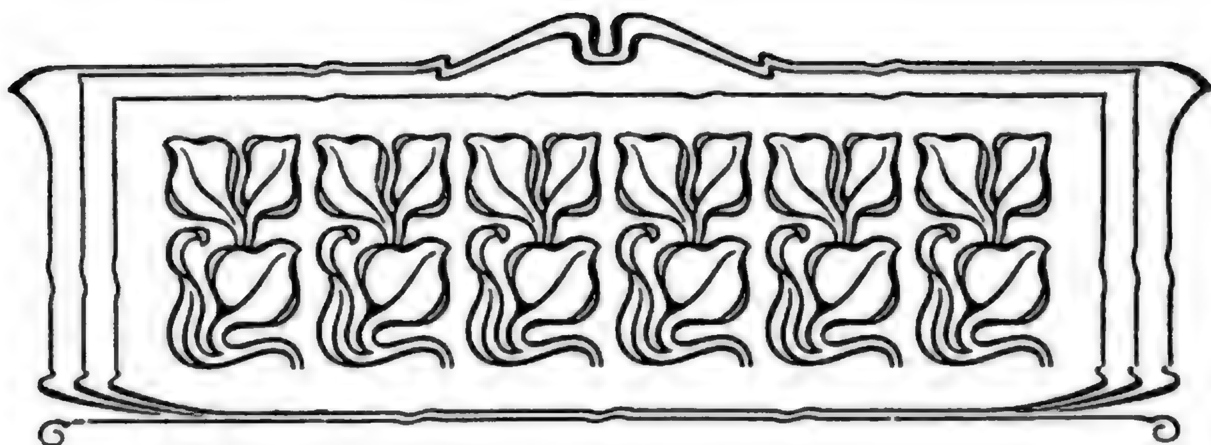
Am 29. November.

Las ich die „Gedanken und Erinnerungen von Bismarck". Für den Österreicher ist die Szene in Nikolsburg von höchstem Interesse. Man kann sich nicht oft genug ihrer erinnern. König Wilhelm und sein Generalstab wollen nach dem großen Sieg bei Königgrätz den Krieg weiterführen, in Wien einziehen und Österreich noch tiefer demütigen. Bismarck, weitschauend, denkt an die drohende Franzosengefahr und an die Notwendigkeit eines mit Deutschland befreundeten Österreich, er will mit diesem unter glimpflichen Bedingungen Frieden machen. Der König widersetzt sich ihm heftig, er wolle den Sieg ausnützen und den „Schuldigen" (Österreich) bestrafen. Bismarck: Wir sind nicht da, um zu richten, sondern um deutsche Politik zu machen. — Der König: Österreichs Rivalitätskampf gegen uns! — Bismarck: Ist nicht strafbarer, Majestät, als der unsere gegen Österreich. — Aber der König bleibt bei dem entschiedenen Nein — Fortführung des Krieges. Da eilt Bismarck ins Nebenzimmer und bricht, zutiefst von den Vorgängen erregt, in einen Weinkrampf aus. Zur selben Stunde kommt ihm der Gedanke, sich vom offenen Fenster seines vierten Stockes in die Tiefe zu stürzen. Da tritt leise der Kronprinz Friedrich Wilhelm zur Tür herein, legt ihm die Hand auf die Achsel: Ich bin gegen diesen Krieg gewesen, Sie wissen es. Nun, er ist ausgebrochen, Sie tragen die Verantwortung. Wenn Sie glauben, daß der Zweck jetzt erreicht ist und Frieden machen wollen, so will ich Ihnen bei meinem Vater dazu helfen. — Er eilt zum König, kommt nach einer Weile

zurück: Es hat schwer gehalten, aber er hat zugestimmt. — Der König: Nachdem mich mein Minister vor dem Feinde im Stiche läßt und ich ihn nicht ersetzen kann, so muß ich, auch von meinem Sohne bestimmt, den schmachvollen Frieden annehmen. — Die Worte waren stark, Bismarck ertrug sie gelassen in dem Bewußtsein, unabsehbares Unheil von seinem Volke abgewendet zu haben. Das nur das politische Moment. Was in diesen Tagen der Mensch Bismarck empfunden haben mag, das wird einst der Dichter erzählen. Heute wissen wir nur soviel: Wäre damals der Krieg gegen Österreich rücksichtslos fortgesetzt worden, so hätte die europäische Politik andere Wege eingeschlagen und es gäbe noch kein Deutsches Reich, und sicher auch kein starkes Österreich. — In unserem Graz gibt es eine versteckte Partei, die vom schönsten Platz der Stadt die Tafel „Bismarckplatz" gerne herabreißen möchte. Ich glaube, wir lassen sie hübsch oben.

Am 30. November.

Als man dran war, nach den beispiellosen deutschen Siegen in Versailles die deutsche Kaiserwürde zu errichten, konnten die Herrschaften sich wieder einmal nicht einigen. Bismarck, der Kronprinz und viele Bundesfürsten wünschten den Ausdruck: „Deutscher Kaiser". Aber König Wilhelm I., der sich anfangs gegen die Annahme des Kaisertitels überhaupt geweigert hatte, wollte endlich den Titel „Kaiser von Deutschland" haben. Bismarck gab sich mit allen möglichen Argumenten Mühe, den König von dieser Bezeichnung abzubringen, sagte unter anderem auch, Kaiser von Deutschland sei eine territoriale Machtanmaßung, während es sich doch um nichts als um einen das deutsche Volksideal zusammenfassenden Titel handle. Der König gab nicht nach. Noch zur Stunde der Kaiserproklamation am 18. Jänner 1871 war die Frage ungelöst. Der Großherzog von Baden, der das abschließende Hoch auszubringen hatte, half sich dadurch, daß er weder den „deutschen Kaiser" noch den „Kaiser von Deutschland" leben ließ, sondern ausrief: Kaiser Wilhelm lebe hoch! — Wenn der Hofprediger Rogge, der bei jener Proklamation im Versailler Königsschlosse den Gottesdienst zu halten hatte, mir erzählte (suche 19. September), daß bei seinem damaligen Gebet das erstemal das Wort „deutscher Kaiser" zum Ausdruck kam, so kann das allerdings nicht buchstäblich offiziell, sondern nur im Sinne der Kaiserwürde überhaupt gemeint gewesen sein.



Kleine Laube.

Napoleon, der Nichtige.

Entgegen der landläufigen Meinung weist eine geistvolle Studie von Hermann Löns im „Türmer" (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) dem Korsen Bonaparte vorwiegend, ja fast ausschließlich die Eigenschaft zu, daß er Phantasiemensch gewesen.

„Denn er war immer unglücklich, unglücklicher als je ein Mensch; er war aus einem Nichts ein Alles geworden, war der Kaiser Europas, der Herrscher der Welt, hatte mehr erreicht, als seit Jahrtausenden je ein menschgeformter Geist, und war doch unglücklich.

Er wäre es nicht gewesen, wäre er ein Verstandesmensch gewesen; ein solcher ist mit dem persönlichen Erfolge zufrieden; seine Sehnsucht ist Macht; nach Macht aber strebt nur der Machtlose.

Er aber war mächtig, er konnte schaffen; er tat es nicht, er vergaß, was seiner Jugend Ziel und Traum war, und zerstörte.

Zwischen den Schlachten las er Werthers Leiden; der einzige Mensch, zu dem er nicht hinabsah, war Goethe; als Mann sprach er: ‚Die Phantasie beherrscht die Welt.' Des jungen Napoleon Schaffensdrang hatte sich in Versen ausgetobt.

Das sind merkwürdige Eigenschaften für einen Mann, der ganz aus Verstand und kaltem Willen zusammengesetzt zu sein scheint; aber das waren nur Anpassungserscheinungen, nicht innere Wesenseigentümlichkeiten.

Seine glühende Rhetorik, seine Vorliebe für die Phrase, seine übersprudelnden Liebesbriefe, seine Theatralik, seine Koketterie, sein Haschen nach Äußerlichkeiten, seine Verleugnung seiner selbst durch seinen Kniefall vor dem Feudalismus — das alles beweist, daß seines Wesens Urgrund nicht der enge, besonnene Verstand, sondern die weite, schrankenlose Phantasie war.

Ihr verdankte er seine Erfolge; seine Niederlagen brachte ihm der Verstand, seines Geistes schwächere, von ihm aber künstlich großgezogene Seite; das war sein Unglück, nicht Waterloo und St. Helena, ebensowenig wie Austerlitz war ein Glück für ihn.

Auf der höchsten Höhe seines persönlichen Glückes war er nicht glücklich; seines Werkes Glanz und Pracht konnte ihn blenden und ergötzen, konnte ihn aber nicht befriedigen; in stillen Stunden fühlte er das, in den wenigen stillen Stunden, die sein in Äußerlichkeiten aufgehendes Leben ihm ließ.

Denn was war das, sein Werk? War es wirklich ein Werk? Ein Werk hat Dauer; er war zu klug, um nicht zu wissen, daß sein Werk nicht von Dauer sein könnte.

Sein Werk war ein Einfall, ein weltgeschichtlicher Witz, ein ungeheures Virtuosenkunststück, eine großartige Negation, aber keine positive Tat; es stand und fiel mit ihm, war an seine vergängliche Person gebunden, lebte nicht länger als sein Leib, hatte nur ein episodisches, nur ein durch seine riesenhaften Umrisse epochal erscheinendes Dasein; solche Werke hatten Herostratos, Kaiser Etzel, Chan Tschingis auch vollbracht; nichts war davon geblieben als ihr nackter Name.

Wenn er sein Werk ansah, mußte er weinen; eine Welt wollte er schaffen, Kulissen hatte er gemalt; ein Epos wollte er dichten, eine groteske Posse wurde es.*) Ein Marmorbildwerk träumte er, eine Gipsfigur entstand.

Goethe schuf mehr als er; der vollbrachte eine lebendige, lachende, blühende Welt von ewiger Dauer.

Er aber hatte Welten vernichtet, hatte Millionen lebendiger, blühender, lachender Welten, die in Menschenhirnen lebten, zu Brei zermalmt; sein Schaffensdrang hatte sich zu Henkerswerk gewandelt, er war zum Mörder einer Menschheit geworden.

Er wurde es, weil er an sich zum Mörder wurde; einen großen, kühnen, freien Schöpfergeist gab ihm das Geschick; er mißbrauchte ihn; Ewiges, Unvergängliches, Herrliches sollte er schaffen; Episodisches, Zerfliegendes, Grausiges schuf er.

Die Menschheit zahlte es ihm schrecklich heim; als ein Nichts starb er auf der Klippe im Meere den langsamen Tod der Langeweile, ein armer Mann, ein geistiger Bankerotteur, ein entgleister Künstler, der sich im Material vergriffen und sein Leben in Nichtigkeiten, seine Kraft in Nebensächlichkeiten, sein Können in Belanglosigkeiten vergeudet hatte.

Als er tot war, blieb von ihm nicht mehr übrig, als von einem Menschen ganz gemeiner Art; die Weltgeschichte verzeichnet seinen Namen unter den großen Vernichtern, unter den negativen Helden.

Darum scharrte ihn, den entgleisten Künstler, das Schicksal in der Armensünderecke der Geschichte ein.

Und auf seinen Grabstein schrieb es nur die zwei Worte: Lui-Même.

Weiter nichts.

Goethe im deutschen Zusammenbruch vor hundert Jahren.

In dem soeben erschienenen jüngsten Heft der Zeitschrift „Stunden mit Goethe“ unternimmt es der Herausgeber, Dr. Wilhelm Bode in Weimar, des Dichters Stellung in den Jahren des deutschen Zusammenbruches objektiv und eindringlich zu würdigen. Er beleuchtet dabei die für uns heute gewiß nicht immer leicht verständliche Art von Goethes Patriotismus und erinnert allen Zweiflern gegenüber an die untrüglichen Beweise seines tief innerlich vaterländischen Gefühls, namentlich an das Gespräch mit Luden im November 1813. Ludens Bericht zeigt uns, daß Goethe bei allem, auch damals noch andauernden, Mißtrauen gegen die nächste Zukunft doch an eine spätere große Zeit Deutschlands glaubte:

„Glauben Sie ja nicht“, sagte der Dichter, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise

*) So ein Hauptmann von Köpenick im großen. Die Red.

hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn fest, diesen Gedanken.

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft. hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird (denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters), als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, nach seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Singvögel.

In vino veritas.

In den Keller zu Admont
Kam ich manche Jahre,
Um zu forschen, ob im Wein
Liegt das ewig Wahre.

Träumend von dem Rebenland,
Sah ich Trauben reifen,
Lernt' das Sprichwort mit der Zeit
Nach und nach begreifen.

„Was dem Erdenschoß entsprießt,
Wächst im Sonnenscheine,
Das ist gut, ist wahr und echt!"
Sagten mir die Weine.

O, ich zweifle nicht daran,
Will die Wahrheit preisen,
Such' mit stetem Wissensdurst
Nach weiteren Beweisen.

H. H. Just.

Am Posten!

Die Sterne blinken in der Runde
Und blitzen, selbst der kleinste tritt
Hervor aus seinem Hintergrunde
Und macht den prächt'gen Aufzug mit.

Kein Zeichen stört die tiefe Ruhe,
Die ganze Gegend liegt erstarrt,
Der Schnee nur unter meinem Schuhe
Bei jedem Schritt und Tritte knarrt.

Leicht, aber scharf die Luft von Osten
Um Nase mir und Ohren bläst,
Zehn Uhr vorbei, ich steh' am Posten
Und denk zu Haus ans warme Nest.

Ferdinand Reichel.

Alpenrose*).

Alpenrose, edle Blüte,
Welch Geheimnis wohnt in dir,
Wonne weckst du im Gemüte,
Alles Leid verstummt in mir:
Seh ich dich, der Ruhelose —
Alpenrose — Alpenrose! —

Rascher schlagen meine Pulse,
Frischer wird es mir zu Mut,
Seh ich dich auf hohem Felsen
In der Sonne goldner Glut; —
Das Herze jauchzt, der Sorgen lose:
Alpenrose — Alpenrose! —

Eine Welt von Glück und Freuden
Lacht hinaus ins Morgenrot,
Eine Welt, so schön, so heiter
Wie der Liebe junges Rot! —
Und ich träume selig, lose; —
Alpenrose — Alpenrose! —

Sage, liebe Blume, sage:
Bist du nicht dem Herzen
Mutter Erde tief entsprossen, —
Um zu lindern unsere Schmerzen?
Deine Seele schwebet lose; —
Alpenrose — Alpenrose! —

Deiner Seele will ich glauben
Dem, was still in ihr erglüht;
An die Liebe mußt du glauben,
Und die Liebe treu erblüht! —
Glücklich wird der Freudenlose! —
Alpenrose — Alpenrose! —

Otto Heinrich Hoerner.

Mei Wunsch.

Ön altn Jahr sei Liacht brinnt aus,
Ma merkts, weils ehzeit dunklt;
Drum schickt uns da Herrgott a neugs ins Haus,
Das glanzt und strahlt und funklt.

Er hat ja sei herrlichi Welt so gern
Und will, daß d Leut drin sehan.
Wanns drauf amal ewigi Nacht wollt wern,
Ön Herrgott selm tats am wehan.

Für gstorbni Leut an mancha Bahr
Ums ewigi Liacht her i betn;
A dö lebadn habn, daß eah a neugs Jahr
Ins Herz einileucht, vonnötn.

Drum wünsch i ma d Welt, so weit ma schaut,
Voll Sunnschein draußt und drinnan,
A Jahr, a liachts, bis zum letztn Laut,
Bis dö Totenkerzn brinnan.

Hans Mittendorfer.

Der Segen der Mundart.

Wenn wir mit dem Vater Jahn das deutsche Vaterland überall da suchen wollen, wo die deutsche Zunge klingt, so werden wir einen ganz überraschenden Formenreichtum unserer Sprache finden. Aber auch wenn wir uns nur auf das beschränken, was in Deutschland selbst in gepflegter Ausdrucksweise gesprochen wird, müssen wir zugeben, daß wir keine Sprache haben, die in einer allgemein gültigen Form im Norden und Süden geradeso gesprochen würde, wie im Osten und Westen. Ja, der Engländer versteht sich womöglich weit besser mit einem Plattdeutschen als dieser mit einem Alemannen, und ein echter Berliner dürfte Not haben, einen oberbayrischen Wälderbauern zu verstehen, wo doch alle deutsch reden. Sollen wir das beklagen oder begrüßen? Wäre es wünschenswert, daß hier eine Gleichheit einträte oder stellt nicht eher die Verschiedenheit einen eigenartigen Reichtum dar? Wenn man der Schule glauben wollte, so wäre es das einzig Richtige, dialektfrei zu reden, und unfein klänge es, wenn man sich anmerken ließe, woher man stammt. Auch die einzelnen Stämme unseres Volkes hänseln sich untereinander mit ihrer Mundart; der Norddeutsche sieht in der langsameren Art des Süddeutschen zuweilen einen Beweis langsamen Denkens, und dieser rächt sich, indem er dem schnellredenden Bruder auch vorschnelles Urteil vorwirft. Und all das hindert doch die Masse nicht, Dialekt zu reden.

*) Nach Wunsch des Verfassers die ursprüngliche, nicht durch die Redaktion korrigierte Form. Die Red.

Die geschichtliche Betrachtung lehrt uns, daß man zurecht die Mundarten festhält. Denn sie sind die ursprünglichen Erscheinungen und hätten sich vielleicht im Laufe der Jahrhunderte in ähnlicher Weise untereinander verschieden gestaltet, wie das die romanischen Sprachen tun, die doch auch alle auf das gemeinsame Latein zurückgehen. Wenn dann Luthers Bibelübersetzung uns eine gemeinsame Schriftsprache geschaffen hat, so ist das zwar eine der größten nationalen Taten eines Deutschen, aber er, der meinte, man müsse „dem Volk aufs Maul schauen", um auch volkstümlich zu reden, wäre der Letzte gewesen, der der Vernichtung der Dialekte das Wort geredet hätte.

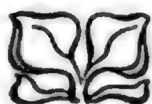
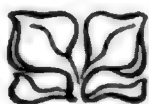
Reden wir schriftdeutsch, d. h. vermeiden wir bewußt alle dialektischen Eigentümlichkeiten, so reden wir künstlich in einer gemachten Sprache, die nirgends gesprochen wird. Wir müssen das oft tun, weil diese sogenannte dialektfreie Sprache die mittlere Linie darstellt, auf der wir in ganz Deutschland verstanden werden. Anderseits ebnet diese offizielle Sprache alles Hervorstechende allzusehr ein; sie macht allzu gleichmäßig und schneidet die üppigen Zweige zu stark zurück, die am alten Eichenstamme unserer deutschen Sprache sprießen. Der Dialekt aber bietet im Wort und in der Form gerade das, was dem Charakter des Volksstammes besonders eigen ist. Das Urwüchsige der Sprache hat in der Mundart seine Quelle, wie die vielen treffenden Bilder oder bildlichen Ausdrücke beweisen. Vor allem stammen die Wörter alle aus dem Dialekt, die ganz eigentümliche und nicht genau bestimmbare Laute darstellen („gurren, glucksen, staren, grunzen" u. s. w.), während die Schriftsprache dafür oft ganz farblose Worte findet. Vor allem aber erhält die dialektische Sprache viel Altertümliches aus Gebräuchen früherer Zeit. Unsere jetzige Art, Schulden festzustellen, kennt z. B. kein Holz mehr, in das man Schnitte einhieb, um Zahlen sich zu merken, aber wir sprechen davon, daß man „etwas auf dem Kerbholz habe"; das Futter unserer Kleider spielt nur eine untergeordnete, bei Männerkleidern sogar eine verborgene Rolle; aber da man früher bei Schlitzärmeln im Mittelalter das feine Seidenfutter besonders herauszog, um es dann mit Bändern am Handgelenk und Ellbogen festzubinden, so redete man von einem Ausband wie heutzutage noch. Und so gibt es viele Beweise davon, daß der Dialekt Altertümliches festgehalten habe. Aber vor allem äußert sich im mundartlichen Ausdruck die ganze Fülle des Gemüts, denn der Dialekt ist die ungekünstelte und unmittelbare Sprache, während die Schriftsprache sich des überlegenden und abwägenden Geistes bedienen muß. Die Werke von Fritz Reuter, Peter Hebel und Klaus Groth haben nicht zuletzt ihrer Form die große Beliebtheit zuzuschreiben. (Ebenso steht es mit der oberbayerischen Mundart eines Stelzhamer, Rosegger und Stieler.) Denn die Seele eines Menschen schaut uns viel klarer ins Auge, wenn dieser sich in der natürlichen Sprache ausdrückt, wie er es im Elternhaus als Kind gelernt hat, während die Schriftsprache immer auf Fremde Rücksicht nimmt und einen fast gewaltsamen Eindruck machen kann.

Wem also daran gelegen ist, den alten Stamm der deutschen Sprache zu erhalten, der muß vor allem auch seinen Dialekt pflegen. Wohl ist es im Leben nötig, die Schriftsprache oder doch eine gemäßigt dialektische Sprache zu beherrschen, aber man sollte doch nicht ohne Not ganz auf die ursprüngliche mundartliche Ausdrucksweise verzichten. Man kann ja auch nachweisen, daß die größten Schriftsteller Spuren des Dialektes zeigen, und wenn wir auch nicht mit dem jugendlichen Schiller „Menschen" auf „Wünschen" reimen dürfen, so müssen wir doch lesen: „und Marmorbilder stehn und sehn mich an: was hat man dir, du armes Kind, getan", nicht „an" mit kurzem a. Ja, wenn Goethe gar sagt: „ach neige, du Schmerzensreiche" u. s. w., so beweist das, wie wenig er sich darum gekümmert

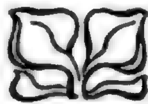
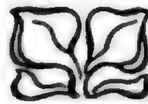
hat, ob seine Sprache rein oder dialektisch sei. Bei Uhland „forcht sich der wackre Schwabe nit“; bei Mörike heißt es „des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad“. Das, wie viele ähnliche Beispiel, mutet uns besonders gemütlich an, eben weil es sich von der nivellierenden Schriftsprache entfernt. Das Naturgemäße des Dialekts ist aber zugleich auch das, was ihn so stark macht und gegen Angriffe sicherstellt. Wenn seit Jahrhunderten die ausgleichende Schriftsprache Vereinfachungen hervorgebracht hat, hat der Dialekt noch uralte Formen festgehalten. So sagt man zwar „zwei“ durch alle drei Geschlechter, aber z. B. im Alemannischen noch „zwo Froue“, „zwee Manne“ und „zwei Chind“. Wir reden davon, daß eine Tür zu sei, und nennen sie „geschlossen“. Der Dialekt sagt eine „zuene Tür“ wie eine „offene Tür“. Dies ist eine Probe der Sprachbildung, wie wir sie auch oft dem Dialekt verdanken. Jedenfalls ist die Mundart eine äußerst lebenskräftige Form der Sprache, die Altes enthält und für neue Bedürfnisse auch bald neue und bezeichnende Worte schafft.

Vor allem ist die Sicherung der Mundart in solchen Gegenden notwendig, wo das Deutschtum gefährdet ist, und man beobachtet auch vielfach, daß durch Generationen, ja durch Jahrhunderte hindurch in solchen exponierten Landesteilen die ursprüngliche Mundart sich mit der Treue zum alten Vaterland erhalten hat. Eine Ausgleichung der dialektischen Eigentümlichkeiten würde eine Schwächung der Sprache und den Anfang zu ihrer Vernichtung bedeuten, während in der Mundart sich ja auch die alte Stammesart noch klar ausprägt, die notwendig im Kampf um die Existenz der Nationalität festgehalten werden muß. Dem Vorurteil also, als sei der Dialekt eine minderwertige Form der Schriftsprache, muß man mit aller Klarheit entgegentreten, weil es geeignet wäre, eine mächtige Hülfe in der Festhaltung des deutschen Wesens zu vernichten.

Karlsruhe. Dr. Edmund v. Sallwürk.

Bücher.

Eine Hilflose. Roman von Mite Kremnitz.

Von einem Buche will ich sprechen. Nicht im Talar, das Käppi auf dem Kopf, nicht als Richter. Ich finde die Kritiker lächerlich, die sich eine Amtsgewalt über die Kunst anmaßen, die mit Büchern, Noten oder behauenem Marmor spielen wie mit einem Angeklagten, und in irgendeiner Majestät Namen Schuld- oder Freispruch fällen.

Über ein Buch will ich sprechen, nicht richten. Jedem, der es lesen wird, überlasse ich es, sein Verhältnis zu dem Buche zu beziehen. Aber ich weiß im voraus, daß gar manche es mir innig danken werden, sie gerade auf dieses Buch gewiesen zu haben. Denn es ist nicht wie viele. Es flattert nicht anmutig an der Seele — vorbei. Es macht keinen sensationell-brutalen Stoß gegen unser Inneres, dem von da alsbald der Gegenstoß folgt — und dann ist alles glatt und ausgeglichen. Es senkt sich schwer und schön in unsere Tiefe. Und wenn es dort ruht, so verschwindet es nie mehr in Vergessenheit. Wenn wir es in stiller Erinnerungsstunde wieder betrachten, so fühlen wir unsere Herzen, die das Buch in sich aufgenommen haben, gehoben. So schlicht der kleine Roman ist, von dem ich spreche, er hat eine wunderbare stille Kraft. Die Kraft, die er mit den meisten seiner Geschwister, den übrigen Dichtungen der Mite Kremnitz, teilt: er stammt nicht nur aus der bildnerischen Begabung der Phantasie und dem Fond durchdachter, vielfältiger Beobachtung — er ist ein Kind der großen Liebe. Der großen, selbstlosen Liebe. „Eine Hilflose“ heißt der kleine Roman.*)

Ein jeder kann ja nur für sich selbst einstehen, und mir ist es mit den Schriften der Dichterin so ergangen: Der Zufall spielte mir vor Jahr und Tag ihren Novellenband

*) „Eine Hilflose“. Roman von Mite Kremnitz. (Berlin W 50, „Concordia“ Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, 1906.)

„Mann und Weib“ und die Erzählung „Sein Brief“ in die Hände. (Beide im Verlage Schottländer, Breslau, erschienen.) Mein Gott! Wie viel, wie überviel, „erzählt“ doch die neue, neueste „schöne“ Literatur an jedem Tage! Und seit die Frauenbewegung die unbeschäftigten Kräfte der Frauen mit einer Einseitigkeit, die im Widerstande der Objekte begründet ist, recht wütig auf die Literatur losgegangen hat, wächst Vorsicht zum Mißtrauen aus. Aber hier — das war etwas anderes! War in der männlichsten Führung dieses Geistes das weibliche Element zu erkennen, dann gewiß nicht in redseligen Lyrismen, nicht in der variierten Wiedergeburt dessen, was die Schöpferischen früher schon gegeben hatten, auch nicht in überstiegenen Orgien entzügelten Bacchantentums, mit denen manche Schriftstellerinnen die Befreiung ihres Geschlechtes zu erweisen wähnen; wohl aber in der feinsten Analyse der weiblichen Psyche, deren vielleicht nur eine Frau fähig ist — und in jener Verankerung der persönlichen Ethik, deren gewiß nur eine Frau, aber eine unter vielen tausend, fähig ist. Ja, das sind sie, die großen Gedanken, die aus dem Herzen kommen! Der weite Ausblick der hochgebildeten Schriftstellerin lehrte sie die vollkommenste Objektivität. Sie sieht nicht Schuld und sie bestraft nicht, wo die Natur allein anzuklagen wäre. Die kompliziertesten Verhältnisse liebender und hassender Menschen, alles, was die Gesellschaftsmoral gut und böse nennt, entwirrt sich vor ihrem einsichtigen Begreifen als Wirkung natürlicher Ursachen, die es nur zu verstehen gilt. Dennoch — bei all ihrer bewundernswerten Objektivität, einer als „männlich“ bezeichneten Eigenschaft — steht sie der Natur nicht nur zur Seite, sondern hebt sie auch über sich empor. Sie steht der Natur zur Seite, indem sie — unbewußt in der naiven Gestaltung ihrer Werke, denen kein Moralin anhaftet — alle schwierigen Probleme auf die Einheit der Formel zurückführt: „Lebenerhaltend oder lebenzerstörend“ (natürlich eine Frage, die immer nur individuell zu beantworten ist, denn hier erhält, was dort zerstört); und sie erhebt ihre innere Welt über die rohe Natur, indem sie, wie Ibsen, im Siege der Liebe über die Leidenschaft, des Ewigen über das Zeitliche, in der Verklärung der Entsagung zu dauerndem Besitz die Veredelung des Menschengeschlechtes erkennt. Mite Kremnitz ist keine ätherische Asketin, keine schwärmende Verleugnerin des Fleisches. Die weltlichen Gesetze achtet sie nicht, das Herz, das diese Gesetze mit einem heiligen Willen durchbricht, hat den Segen der Dichterin, wenn es aushält. Sie weiß aber — und ergreifend schildern es die meisten ihrer Dichtungen — daß der Weg durch diese Welt ein Weg des Leides ist; daß die feindlichen Objekte der Weltgesetze nur deshalb so drückend mächtig sind, weil wir Menschen zumeist viel zu hinfällig und schwach sind, unseren eigenen persönlichen Einsichten treu zu bleiben. An der Untreue, an der Unbeständigkeit des anderen geht zumeist der Eine in ihren Dichtungen zugrunde; oder er rettet sich in die Region des stillen Leides, das über den Dingen schwebt, und verzeiht. Äußerlich triumphiert in manchen dieser Erzählungen die korrekte Welt; aber der leise Ton des Hohnes und des Schmerzes, der sich in den stets objektiven Vortrag des Realen mischt, verwandelt solchen Sieg in Klage und Anklage.

So lernte ich die Schriftstellerin, deren Ethik ein so realistisches Gewand trägt, daß man Mite Kremnitz frühzeitig mit den Meistern des neuen Stils verglich, aus einigen ihrer Werke kennen. Dann die Dichterin persönlich. Ihr Können und ihr Wissen, ihr Erfahrenhaben, ihr Müssen und Wollen, ihr einsames Verharren inmitten einer weltlichen Welt, ihr von scharfer Erkenntnis und weichem Begreifen erfülltes Gemüt und ihre leidgeklärte Selbstlosigkeit geben in dieser seltenen Frau das Bild eines Ausnahmemenschen, das sich treu in ihren Werken spiegelt. Außer den schon genannten Novellen seien der bedeusame rumänische Kulturroman „Ausgewanderte“ (2. Auflage, Kröner, Stuttgart) und die kühne, gegen die Sexualvorurteile gerichtete Novelle „Mutterrecht“ (Schottländer, Breslau) hervorgehoben. Nebenbei und nur zur vollständigen Charakteristik sei erwähnt, daß Mite Kremnitz auch historisch-politische Werke verfaßt hat, so u. a. das von der Fachkritik gewürdigte vierbändige Memoirenwerk des Königs von Rumänien (Stuttgart, Cotta).

Nun das neue Buch, der Roman: „Eine Hilflose“. In dem gedrängten, pragmatischen Stil der Dichterin, der jede Arabeske meidet und nur Tatsache an Tatsache reiht, zieht ein armes, hohes Frauenschicksal an uns vorüber. Nur Tatsachen. Aber alles, was da geschieht, wächst aus dem echten Erdreich der Seele. Die Dichterin stimmt keine Harfe, ihrer blassen Lucie zu lobsingen. Als eine ruhmlose Heldin geht Lucie in den schweigenden Opfertod der Liebe. Mit ihr verblutet aber ein Hohes auf Erden: ein selbstloser Mensch. Lucie, die Mißgestaltene, deren erster Gatte sich vor der Brautnacht erschossen hat, findet die kurze Illusion des Liebesglückes. Es drängen sich ihr Beweise von der Untreue ihres Mannes auf. Die verständige Dichterin macht diesen Mann nicht etwa zum Schurken. Er ist nicht schlechter, als die besten, die einer Leidenschaft erliegen. Er ist — das ist Mite Kramnitz' tiefes Erkennen der immer selbstverständlichen Natur, und den Verbildeten erscheint es kompliziert! — er ist sogar fähig, zwei Frauen zu lieben. Doch Lucie . . . Nicht daß

sie sich den Tod gibt, macht sie groß. Was böte ihrem mißhandelten Dasein das Leben? Aber daß sie es tut ohne einen Gedanken an Vergeltung und Rache, daß sie sorgsam alle Spuren tilgt, die ihren Gatten zur Selbstanklage und Reue leiten könnten, weil sie ihn frei und glücklich dem Leben erhalten will — das macht sie in ihrer tiefen Bescheidenheit wahrhaft erhaben. Und das ist Blut vom Blute der Dichterin! Wie Mite Kremnitz die Tragödie darstellt, so wortarm, so trocken fast, das verrät ein Stilgefühl von höchster Kultur. Nur Tatsache ist an Tatsache gereiht — und uns bleibt das Sinnen und Träumen. Wir denken an Beate in „Rosmersholm“, die lautlos vom Stege ins Wasser glitt, um Johannes freizugeben. Das Drama des Überlebenden fehlt in dem Romane; in Ibsens Drama dagegen taucht Beate nur als Schatten aus der Vergangenheit. Die Dichtungen ergänzen sich fast.

Noch einmal: Ich kann nur denen Gutes versprechen, die mit mir fühlen und denken. Denen empfehle ich den kleinen Roman „Eine Hilflose“. Männern und Frauen ... Daß er manchen tief ergriff, bezeugen begeisterte Stimmen. Der bekannte englische Schriftsteller Sidney Whitman schreibt im „Petit Bleu“, dem Brüsseler Weltblatte:

„Die literarische Kritik hat in letzter Zeit ihre Aufmerksamkeit in ganz besonderem Maße einer deutschen Schriftstellerin zugewandt, deren erste Werke weit über Deutschlands Grenzen einen großen Widerhall gefunden haben. Einige davon sind gemeinsam mit Rumäniens Königin Carmen Sylva verfaßt, und man hat die Frage aufgeworfen, ob Carmen Sylva jemals wieder eine so glückliche Hand gehabt hat wie damals, als sie mit Mite Kremnitz schrieb unter dem Doppelpseudonym Dito und Idem ... Will man dieser feinen, poetischen und schöpferischen Schriftstellerin in dem Maße gerecht werden, wie sie es beanspruchen darf, so genügt es nicht, den künstlerischen, auch nicht einmal den geistigen Wert ihrer Werke zu betrachten. Die Ethik ist's, welche uns vor allem bei ihr entgegentritt. Das Wesen einer Frau, die viel gelitten hat, ringt nach der gewaltigen Liebe jener Ausnahmenaturen, die viel verlangen, aber dafür auch alles geben Das ist's, was sich aus dem Werke der Mite Kremnitz heraushebt.“

Hermann Kienzl, Berlin.

Oststeirisches Bauernleben. Von Rosa Fischer. Zweite Auflage. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. (Graz. Leykam. 1906.)

Als vor drei Jahren dieses Büchlein zum erstenmal in die Welt trat, war unter den Freunden des steirischen Volkstums, besonders unter den Kritikern, sofern sie den neuen Namen und die neue Erscheinung nicht übersehen haben, helle Freude. War es doch wieder einmal eine echte, urwahre Darstellung unseres Volkslebens, wie es in der östlichen deutschen Steiermark heute noch herrscht, teilweise aber gerade schon im Erlöschen ist. So unmittelbar, so warm, so treu waren diese Menschen geschildert, wie es nur ein künstlerisch veranlagtes Gemüt, das selbst so ganz und gar seinem Volke angehört, zustande bringt. Ich kann mir eine Schilderung des Landvolkes nicht schlichter, nicht wahrhaftiger und nicht liebreicher denken, als sie Rosa Fischer bietet, das tapfere „Bauern-Dirndl“ von Hartberg. Schon mit dem ersten Auftreten erzwang sie es, ernst genommen zu werden, und nicht eine Stimme ist mir bekannt, die etwas gegen Rosa Fischers Büchlein einzuwenden gehabt hätte. Es müßte denn sein, daß die Verfasserin trotz ihres ganz vorzüglichen Stiles hie und da sprachliche Unebenheiten übersah bei der Korrektur, oder gar einmal einen Gedanken oder Ausdruck, der auf irgend jemanden mißverständlich gewirkt hat. Solche Dinge sind nun auch geschlichtet in der zweiten Auflage, die eben erschienen ist. Auch um ein gutes Stück vermehrt wurde das Buch, das seiner Natur nach ja nie abgeschlossen sein kann, weil der Stoff unerschöpflich ist. Das Werkchen, welches unsere heimische Literatur so ehrenvoll vervollständigt, wird stehen bleiben, wie es die Dichterin meint, als ein Markstein deutscher Frömmigkeit, Urwüchsigkeit, Zufriedenheit, Schaffenskraft und Vättersitte — auch wenn diese Tugenden in den unseligen Wirren und Irren der Zeiten untergegangen sein werden.

Rosegger.

Die goldenen Türme. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

„Die goldenen Türme“ sind das Sinnbild eines Zieles, welches je nach der Individualität und dem Berufe der Hauptpersonen des Romans verschieden — immer aber ein Ideal ist. Im Mittelpunkte der Handlung steht zunächst ein junges Heidebauernehepaar: die Frau eine starke Natur von außergewöhnlicher Willenskraft, der es gelingt, den Makel ihrer Herkunft zu tilgen; der Mann ein schweigsamer, kernechter, aber zur Sinnierung neigender Kätnersohn, der einen verlodderten Heidehof zu einem wohlbestellten Gut erhebt. „Die Stadt mit den goldenen Türmen“ zu erobern, liegt zwar außer seiner Macht, aber die Hoffnung, daß es seinem Sohne gelingen werde, trägt ihn durch die Mühsale seiner Tage. Auch dieser Sohn sieht die goldenen Türme im Westen des Heidehimmels stehen, wenn die Sonne untergegangen ist Aber sie bedeuten für ihn ein anderes Ziel als für den Heidebauer; denn er hat eine tiefe Abneigung gegen den väterlichen Beruf. Die Darstellung der geistigen Entwicklung dieses Kindes, des trutzigen und doch zugleich verträumten Heideknaben, der durch die Mühseligkeit der Armut den Lorbeerkranz des Dichters sich er-

ringt und die goldenen Türme erobert — das ist die Aufgabe der zweiten Hälfte des Romans. Neben diesem Helden steht (und wächst in ihrer Herzens- und Seelengröße weit über ihn hinaus) ein Heidemädchen, das sein Glück und Leben ihm opfert, damit er zum Ziele gelange — die Figur eines Weibes, die in der deutschen Literatur ebenso einzigartig ist, wie sie einst im Leben einzigartig war, da sie — — Friedrich Hebbel durch das Elend seiner Tage leitete. — Der Roman ist in seinen Figuren von einer unnahbaren Keuschheit des Empfindens, von vollendeter Reife künstlerischer Darstellung. V.

Die Familie Pfäffling. Eine deutsche Wintergeschichte von Agnes Sapper. (Stuttgart. D. Gundert. 1907.)

Eine warmherzige Erzählung, der deutschen Familie bestens zu empfehlen. M.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. Volksausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Nicht nur ergreifende Zeitbilder und Einzelschicksale aus den furchtbaren Dezennien des Dreißigjährigen Krieges, sondern ein Stück von dem innersten Leben und Leiden unseres ganzen Volkes. Ein Bild in verhältnismäßig engem Rahmen, aber frisch und kraftvoll in den Farben, weite Perspektiven eröffnend auf die Dinge, die jenen vernichtenden Krieg unvermeidlich machten, aber auch auf die Kräfte, die der Vernichtung Trotz boten und ihr ein neues, reicheres, einheitlicheres Leben abrangen. V.

Anton Renks Vermächtnis. Im Nachlasse des kürzlich so früh aus dem Leben geschiedenen Tiroler Dichters Toni Renk fanden sich zahlreiche ungedruckte oder umgearbeitete lyrische Gedichte, Erzählungen, Schilderungen und Skizzen, so daß sie mit dem bereits Gedruckten ein bedeutendes Stück literarischer Lebensarbeit darstellen. Seine jungtirolischen Freunde beabsichtigen nun, eine Auswahl in vier Bänden zu geben als ein Denkmal für den verewigten Dichter, das „besser und haltbarer ist als Erz und Stein“, wie es in dem Aufrufe heißt, den der dramatische Dichter Franz Kranewitter in Innsbruck verfaßt hat. Der Verleger G. Müller in München erklärte sich bereit, vier Bände von Renks Werken zu geben, wenn eine entsprechende Anzahl von Abnehmern gesichert sei, daher werden die Freunde des Dichters und seiner Muse gebeten, den Betrag von ungefähr 20 K zu zeichnen, wofür Bestellbogen aufgelegt werden. Es gilt, einen der Besten unserer jüngeren Schriftsteller zu ehren, der für sein Volk warm empfunden und treu gearbeitet hat! P – m.

Von Kindern und jungen Hunden. Von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

„Von Kindern und jungen Hunden.“ Er hätte das Buch gerade so gut betiteln können: „Von Greisen und alten Katzen“. Es würde nicht schlechter gedeckt haben. Am besten, der Autor hätte das Buch überschrieben: „Köstliche Humoresken“. Die Leute würden das zwar nicht bloß für unmodern, sondern auch für anmaßend gehalten haben, aber nur vor der Lektüre. Nach derselben hätte jeder gesagt: Der Titel paßt. Köstlichere Humoresken wird man nicht leicht lesen. Der Inhalt ist satyrisch und warmherzig zugleich, die Form ist ein lustiges Raketenspiel, voll von drolligsten Redewendungen und pudelnärrischen Einfällen. Man lese einmal den „Flocki“, oder den „Mann mit dem persönlichen Einfluß“ oder gar „Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann“, und man wird sich klar darüber sein, an Rudolf Presber einen deutschen Mark Twain zu besitzen, aber vielleicht einen verbesserten. M.

Lilith und Eva und andere unmoderne Betrachtungen von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1907.) Ernste Betrachtungen wie heitere Plaudereien wechseln anmutig ab. Kunst und Natur, Schule und Leben, Künstlergeschichten und auch rührende Erinnerungen. Ein herziges Büchlein. Z.

Sonntagsgedanken eines Alltagsmenschen. Plaudereien von Carl Werckshagen.

Alle Vorkommnisse des Lebens läßt der Verfasser in buntfarbigen Bildern, die von einem ethischen und sozialen Idealismus durchsonnt sind, am Auge des Lesers vorüberziehen. V.

Paradiesäpfel. Moderne Fabeln, lustig anzusehen und gut davon zu essen. Von Paul Georges. (Berlin. „Harmonie“.)

Über diese Sammlung von allerlei Kleinigkeiten ist nur zu sagen, daß sie bei weitem das nicht halten, was der Titel verspricht. K.

Welche Mädchen dürfen heiraten und welche nicht? Von Dr. med. Prager. (Leipzig. Max Spohr.)

Diese schicksalsschwere Frage findet in der vorliegenden Schrift ihre Beantwortung vom Standpunkt des erfahrenen ärztlichen Praktikers. Mit eindringlichem Ernste und vollkommenem Sachverständnis schildert der Verfasser den verhängnisvollen Einfluß, den körperliche und seelische Defekte der Braut auf den Verlauf einer Ehe auszuüben vermögen.

Heiratsalter, Konstitution, erbliche Veranlagung, Schwäche des Nervensystems, gewerbliche Gesundheitsschädigungen, Mißbrauch mit Genußmitteln, verwandtschaftliches Verhältnis der Ehegatten u. s. w. werden in ihren Beziehungen zu Verlobung, Heirat, Ehe u. s. w. mit Gründlichkeit erörtert. Dr. L.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom „Kunstwart". 27. und 28. Folge, Blatt 157—168. (München. Georg D. W. Callwey.)

Die 27. Folge enthält: Blatt 157, Raffael: „Die schöne Gärtnerin". — Blatt 158, Dürer: „Madonna mit der angeschnittenen Birne". — Blatt 159, Pieter de Hoch: „Holländische Stube". — Blatt 160, Menzel: „Blücher". — Blatt 161, Andrea del Sarto: „Madonna". — Blatt 162, Millet: „Der Frühling".

Die 28. Folge enthält: Blatt 163, Dürer: „Die heilige Dreifaltigkeit". — Blatt 164, Holbein: Aus „Bilder des Todes". — Blatt 165, Van der Goes: „Anbetung des Kindes". — Blatt 166, Frans Hals: „Die Adriaensschützen". — Blatt 167, Rembrandt: „Die Kreuzabnahme". — Blatt 168, Andrea del Sarto: „Der heilige Johannes".

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 8. Band: „Rembrandts Radierungen." — 9. Band: „Moritz v. Schwind." (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.)

Die Deutsche Verlagsanstalt hat zur Ergänzung des Rembrandt gewidmeten Bandes II ihrer vortrefflichen Sammlung: „Klassiker der Kunst" nun auch die Radierungen des berühmten Malers in nicht weniger als 402 Abbildungen, also geradezu in absoluter Vollständigkeit vorgelegt. Es ist bekannt, daß Rembrandt als Radierer noch fast Bedeutenderes geschaffen hat denn als Maler und wohl der erste und berühmteste aller genannt werden kann, die auf diesem edlen Gebiete der Kunstschöpfung tätig gewesen. Die vortrefflich wiedergegebenen Blätter gewähren in der Tat Einblick in ein erstaunliches künstlerisches Schaffen. Die trefflichen Worte, welche H. W. Singer als Text vorausschickt, bilden eine wertvolle Einführung zum vollen Verständnis.

Einem weiteren Kreise als jenem der Kunstgelehrten allein wendet sich der stattliche Band IX dieses gediegenen künstlerischen Sammelwerkes zu. Er bietet uns alle Schöpfungen des Meisters Moritz v. Schwind. also eines Künstlers, welcher noch in lebendigem Zusammenhange mit unserem gesamten Kunst-, Kultur- und Literaturleben steht. Wie bedeutend Schwind in Beziehung auf die Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts erscheint, wird uns erst aus dieser reichen Zahl seiner Schöpfungen klar, welche von den allerersten bis zu den letzten Meisterwerken hier in der vorzüglichsten Reproduktion wiedergegeben wurden. Kupferstiche, Holzschnitte, Aquarell- und Freskogemälde des vielseitigen genialen Mannes sind reproduziert, von denen so manchem selbst näheren Kenner kaum etwas bekannt geworden. Jeden Schritt in des Malers Entwicklung von den ersten schüchternen Versuchen verzeichnet diese Sammlung im Bilde und das Ganze erweckt Staunen über die Gedankenfülle und Reichhaltigkeit eines so unermüdlichen Schaffens. Neben den poesiereichen Märchenschöpfungen treten uns Blätter köstlichen Humors, neben sinnigen Allegorien große Schöpfungen aus der Geschichte oder Sage unseres Volkes in diesem Buche entgegen, welches so bewunderungswürdiges, volles reiches Schaffen eines Künstlers bietet. Eine treffliche Biographie Schwinds und reichliche Erläuterungen zu den Bildern hat Otto Weigmann dem Bande beigegeben. Dr. A. Schl.

Meyers Kleines Konversationslexikon Siebente gänzlich neu bearbeitete Auflage in 6 Bänden. (Leipzig. Bibliographisches Institut.) 1. Band 1906.

In dem unermüdlichen und durch den textlichen Wert der von ihm herausgegebenen Werke ebenso wie durch vortreffliche Illustrations- und Kartenherstellung ausgezeichneten Verlage ist soeben der 1. Band dieses Lexikons erschienen, dessen siebente Auflage damit eröffnet wird. Obgleich in knapperer Form als das große Lexikon derselben Verlagsanstalt bietet doch dieser kleine „Meyer" eine solche Fülle des Wissenswerten und in so ausgedehntem Maße, daß er als vorzüglichstes Nachschlagebuch allen, welche aus irgend einem Grunde das große Lexikon anzuschaffen nicht in der Lage sind, dafür vollständigen Ersatz leistet. Gegen die sechste dreibändige Ausgabe ist bei der Überfülle an Material diese Auflage um drei Bände vermehrt worden. Dafür erhält der Benutzer aber auch Auskunft bis in die kleinste Einzelheit und selbst Literaturangaben über jeden behandelten Gegenstand in genügender Menge. Die ersten Fachleute auf jedem Gebiete bilden den gelehrten Mitarbeiterkreis und somit sind die allerverläßlichsten Angaben geboten. Zugleich ist in diesem Werke ein vollständiges Fremdwörterbuch gegeben, aber auch eine Sammlung der vorzüglichsten Karten, Pläne und vieler Illustrationstafeln in schwarzem und prächtigem farbigen Druck. Dieser 1. Band reicht von A bis Cambrics und sollen in etwas über Jahresfrist alle sechs Bände vollständig vorliegen. Es bedarf wohl kaum einer weiteren Empfehlung dieses überaus nützlichen ja unentbehrlichen Nachschlagewerkes.

In demselben Verlage ist auch der als Hausfreund längst eingebürgerte 11. Jahrgang von **Meyers historisch-geographischem Kalender für 1907** erschienen, jener für Schule und Haus gleich wertvolle Abreißkalender, dessen reiche Mitteilungen für jeden Tag, in Verbindung mit den abwechslungsreichen, belehrenden Bildern eine Fülle von brauchbaren und interessanten Angaben und Anschauungsmaterial enthalten. Auch dieser Kalender hat verschiedene wesentliche Verbesserungen in seinem neuen Jahrgange erfahren, so unter anderem auch durch das am Ende beigefügte alphabetische Register der Abbildungen, welches somit am Schlusse des Jahres nicht verloren ist.

A. Schl.

Der betrogene Bua von Karl Krobath. Männerchor in Kärntner Weise. (Klagenfurt. Joh. Leon.)

Der Chor ist in seiner ganzen Anlage glücklich jenen leichten, einfachen und doch anheimelnden Weisen anempfunden, welche wir am Kärntner Volkslied lieben, dessen bester Vertreter, Koschat, diesem Chore ein freundliches Geleitwort voranschickte.

Die Stimmenführung ist rein und bewegt sich trotz der einfachen harmonischen Anlage fließend; die Höhenlage ist gut und leicht sangbar, so daß der Chor seine freundliche Wirkung gewiß nicht verfehlen wird.

Anton Seydler.

Wie alljährlich, machen wir auch heuer wieder auf die im Verlage „Leykam" in Graz erschienenen beliebten Kalender für das Jahr 1907 empfehlend aufmerksam; dieselben tragen dem Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung, zeichnen sich durch gediegenen Inhalt wie durch schöne und geschmackvolle Ausstattung vorteilhaft aus, so daß sie gerne gekauft und zu kleinen Festgeschenken häufig benützt werden. Vor allem ist zu nennen der **Grazer Schreibkalender** (123. Jahrgang), ein wahrer Hausschatz mit seiner reichen Auswahl von Aufsätzen und wertvollen Erzählungen hervorragender Schriftsteller, mit seinen gemeinnützigen Mitteilungen zur Belehrung und Orientierung 2c. Außer einem kolorierten Titelbilde „Kaiser Franz Josef-Kai mit dem Schloßberg in Graz" enthält der 272 Seiten starke Kalender noch eine Reihe hübscher Textillustrationen und eine illustrierte Jahresrundschau. — **Den neuesten Schreibkalender für Advokaten und Notare** (116. Jahrgang), Vormerk-, Geschäfts- und Auskunftsbuch. — Von den Blockkalendern sind Leykams **Wochennotiz Blockkalender** mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon- und Stempeltarifen, zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleine **Tages-Blockkalender** mit schönem Farbendruckwandteil hervorragend. — Der elegante **Taschenkalender** mit dem Porträt unseres gefeierten Landsmannes J. C. Poestion präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend — der **Brieftaschenkalender**, der **Grazer Taschenkalender** broschiert und gebunden, die reizend ausgestatteten **Portemonnaie-Kalender** in Leder und Metall gebunden, der **Blattkalender**, der **Farbendruckkalender** ist heuer besonders schön ausgefallen, er bringt das malerische Murau zur Darstellung, der kleine und große Wandkalender sind nicht minder beliebt. Schließlich gedenken wir noch des steirischen Unikums **„Neuer Bauernkalender"** (Mandelkalender), dessen k. k. Privilegium: „Bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen" — lautet.

V.

Bauernbündlerkalender für das Jahr 1907. Ein besonders in landwirtschaftlichen Kreisen beliebter Kalender.

Außer dem praktisch veranlagten Kalendarium finden wir in diesem Jahrbuche zahlreiche, zum großen Teil illustrierte Erzählungen sowie eine größere Anzahl belehrender statistischer Vergleiche. Für Landwirte, welche zugleich auch Gewerbetreibende sind, finden sich Formularien in Gewerbeangelegenheiten. Hervorgehoben zu werden verdient ein instruktiver Artikel über die russische Revolution. V.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. (Münster. Albert Ostendorff.)

Wie die Verlagshandlung mitteilt, haben die ersten Autoritäten der katholischen Kritik dem Pöllmannschen Unternehmen das höchste Lob gezollt; dreißig deutsche Bischöfe haben ihm ein empfehlendes Wort zum Geleite gegeben. Das genügt, um dieses Blatt, das uns zur Rezension zugeschickt wird, zu kennzeichnen. Religiöse Gemüter finden in dieser Schrift Anregung und Erhebung. Freilich auch anderes, das mehr nach vernunft- und herzloser Scholastik riecht, als nach christlicher Religion. Z.

Weihnachtskatalog 1906. Herausgegeben von Albert Koch. (Stuttgart.)

Ein guter Ratgeber für Bücherkäufer und an sich ein hübsches Bilderbuch, besonders mit Porträts zeitgenössischer Autoren. Seinen besonderen Wert erhält dieser eigenartige Katalog durch die Erörterung einer Rundfrage über die Stellung Süddeutschlands in der modernen Literatur. Diese Rundfrage hat eine Menge frischer und erfreuender Gedanken hervorgebracht. Kurz, aus diesem Katalog ist ein prächtiger Literaturkalender geworden, der eine lebhafte Spiegelung unseres geistigen Lebens bietet. Z.

Für Friedrich Marx. Dem heimischen Dichter Friedrich Marx soll in seinem Geburtsorte Steinfeld im Drautal eine Gedenktafel errichtet werden. Spenden für diese Ehrung eines unserer edelsten Geister werden erbeten und öffentlich bestätigt. Hier einige Adressen, an die gütige Gaben für den schönen Zweck zu richten wären: Karl W. Gawalowski, Graz, Schlögelgasse 9; Karl Krobath, Klagenfurt, Bahnhofstraße 20; Franz Goldhann, Bozen, Runkelsteinstraße.

Büchereinlauf.

Alles um Liebe Goethe-Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Von Ernst Hartung, (Düsseldorf. Langewiesche & Brandt.)

Die Entstehung der christlichen Glaubenslehren. Von D. Dr. August Dorner. (München. J. F. Lehmann. 1906.)

Fußnoten und Texte des Tages. Von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber. 1906.)

Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien. Ein imaginäres Porträt von Richard Schaukal. (München. Georg Müller. 1906.)

Von Georg v. Pertzen erschienen bei J. Bielefeld in Freiburg i. B.: **Aus den Papieren eines Grüblers. – Memoiren des Zufalls.**

Adam Volmann. Ein Leben in der Zelle. Roman von Fritz Philipp. (Berlin. G. Grotesche Buchhandlung. 1906.)

Anständige Frauen. Roman von Emil Mariot. (Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1906.)

Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. Von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Am Abend. Roman von Fedor Sommer. (Leipzig. Arthur Cavael. 1907.)

Erzählungen von Adalbert Stifter. **Aus Adalbert Stifters Briefen.** (Leipzig. C. F. Amerlangs Verlag.)

Flor del Fango. Eine Blume aus dem Morast. Aus dem Spanischen. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Der Industriebaron. Geschichte eines amerikanischen Millionärs von Upton Sinclair. (Hannover. Adolf Sponholtz. 1906.)

Habsburger Anekdoten. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. (Stuttgart. Robert Lutz. 1906.)

Neue Bücher von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.):

Appelschnut. Neues und Altes von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Mit Bildern von Richard Scholz.

Bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erschienen:

Bergpsalmen. Von J. V. Scheffel.

Ekkehard. Von J. V. Scheffel.

Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Von J. V. Scheffel.

Gesammelte Gedichte in oberbairischer Mundart. Von Karl Stieler.

Aus Traum und Sehnsucht. Neue Gedichte von Karl Bienenstein. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Ein Traum. Episches Gedicht von Eduard Slawik. (Teplitz-Schönau. C. Weigend.)

Wechselnde Klänge. Verse und Skizzen von Otto Saft. (Bergedorf—Hamburg Herm. Wobbe.)

Hildegund, Ännchen von Tharau, Goldschuh. Dramatischer Nachlaß, und **Nachgelassene Gedichte.** Von Marie v. Najmajer. (Wien. W. Braumüller. 1905.)

Jesus und Judas. Tragödie. Von W. K. Schirmer. (Schwäb.-Hall. Wilh. German.)

Kunlöd. Ein dramatisches Gedicht von M. Melde. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1907.)

Jenseits der Liebe. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Stephan Milon. (Wien. Wallishauser. 1907.)

Weiße Lilien. Stille Weisen von Elisabeth Kolbe. (Leipzig. G. G. Wallmann. 1905.)

Lose Worte. Eine Auswahl aus meinen Mappen von Hans Gottlieb Golz. (Straßburg. Josef Singer. 1906.)

Die Ernte. Aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt von Will Vesper. (Düsseldorf. W. Langewiesche & Brandt.)

Ortrun und Ilsebill. Eine Märchenkomödie in fünf Akten.

Die Perleninsel. Eine nordische Mär von Georg Galland. Buchschmuck von Franz Stassen. (Leipzig. Abel & Müller.)

Alles im neuen Gewand. 10 Tiermärchen von Robert Bruck. Buchschmuck von E. Pelikan. (Dresden. C. C. Meinhold u. Söhne.)

Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder, ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von H. Lefler und J. Urban. (Wien. F. Tempsky. 1907.)

Die deutsche Finanzreform der Zukunft. Von einem Deutschen. (Zürich. Zürcher und Furrer. 1906.)

Zwölf Predigten über freie Texte. Von Pfarrer List. Reden über Selbstmord, Aberglauben, Arbeit, Gesundheit, Krankheit, Tod, Geld, Lebensfreude, Fasten, Gottesdienst, Herrschaft, Zufriedenheit. (Stuttgart. Adolf Lung.)

Geschichte der rumänischen Literatur. Von Dr. G. Alexici, deutsch von Dr. R. Dieterich. (Leipzig. C. F. Amelang. 1906.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze v. Franken. 12. Auflage. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Das Schauspielbuch. Ein Führer durch den modernen Theaterspielplan von Dr. Rudolf Krauß. (Stuttgart. Muthsche Verlagshandlung.)

Am Meeresstrande. Von Joseph Nießen. Mit Illustrationen. 36. Bändchen der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek“. (Regensburg. 1906. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Gottmenschen. Von Theophilus. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Lebenswege. Silhouetten von Franz Wolff. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Los! Werdephantasien von Tim Moser. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Peter Rosegger. Von Dr. Richard Plattensteiner. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Hans Ahorn. Ausschnitte aus einem modernen Lehrerleben. Novelle von K. Maximilian. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Lebensnot. Aus dem Tagebuche einer Einsamen von Helga Nicolassen. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Allerlei lose Blätter. Aus dem Leben eines modernen Pädagogen von Eduard Freihold. (Straßburg. Josef Singer. 1907.)

Der Wiener Bote und **Der Jahres-Bote** für Österreich-Ungarn für das Jahr 1907. (Wien. R. v. Waldheim.)

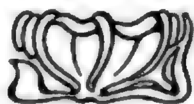
Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.)

Goldene Tage. Kalender für die deutsche Jugend 1907, begründet und herausgegeben von Egon Hugo Straßburger. (Wien. Hugo Heller & Cie.)

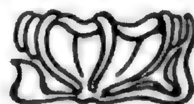
Eisenbahn- und Bahnhofbau. Von Otto Mayer. Ein Kinderspielwerk. (Ravensburg. Otto Maier.)

Selbstherstellung eines guten Telephons. Sechs Modellbogen und Anleitung von Ernst Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



* Verleger und Autoren beklagen sich, daß der Bücherbettel immer mehr überhand nimmt. Nicht bloß von einzelnen Personen, die, wenn sie arm sind, lieber berücksichtigt werden, auch politische, gesellige Vereine, Volksbibliotheken, Schulbibliotheken u. s. w., ja sogar literarische Vereine, die vorgeben, Literatur äußerlich unterstützen zu wollen, gehen hausieren zu Schriftstellern und Verlegern, um Bücher zu erbetteln. Anstatt daß solche Vereinigungen und Anstalten ein Buch teuerer kaufen sollten als Einzelpersonen, weil sie ja mit jedem Exemplar eine größere Anzahl Leser absorbieren, wollen sie die Bücher umsonst haben. Bald wird kein Einzelner mehr ein Buch kaufen, weil er ja durch die Bibliotheken versorgt wird, die Bibliotheken aber wollen ihre Bücher geschenkt haben. Ein gutes Geschäft für Autor und Verleger! K.

F. F. N., München. Ihre teils etwas vorwitzigen Fragen verweisen wir auf den Aufsatz „Der ewige Gehalt der Religion“ von Dr. Robert Saitschick im „Hochland“, November- und Dezemberheft. Obschon die genannte Zeitschrift es nicht wagen darf, mit diesen Ausführungen des „Theophilus“ einverstanden zu sein, muß doch der moderne und religiös empfindende Mensch, selbst wenn er zufällig Katholik wäre, sich dazu bekennen.

O. H., Wien. Wenn Sie sich nicht beurteilen, resp. korrigieren lassen wollen, so dürfen Sie auch nicht um Beurteilung ersuchen. „Kritisiere mich, aber lobe nur!“ Loben lassen wollen Sie ihr Produkt von uns, drucken lassen in einem andern Blatt. Komischer Kauz!

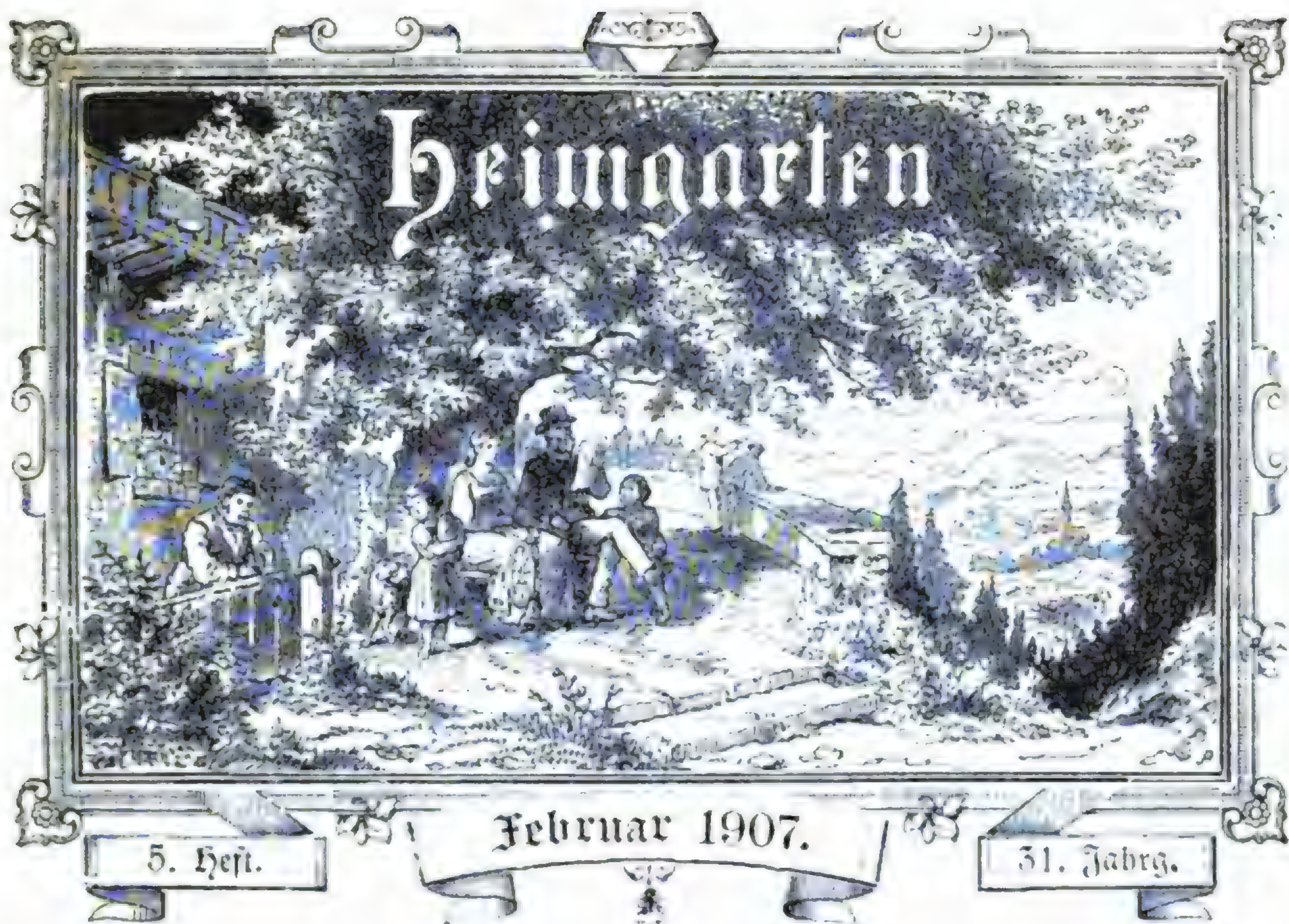
* In Amerika wird der deutsche Dichter einfach ausgeplündert. Während diese Banausen da drüben arme Schriftsteller um ihren Arbeitslohn beschummeln, ersticken sie physisch und und psychisch an ihren Milliarden. Allen Luxus gönnen sie sich, nur den nicht, vornehm zu sein.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 20. Dezember 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Coelesti benedictione ...!

Am nächsten Morgen — viele hundert Kinder hatten tagelang darum gebetet — glasklarer Himmel. Schon vor Sonnenaufgang hörte Nathan Böhme das Getrappel von der Straße her. Ein Pöllerschuß auf der nahen Anhöhe hatte ihn geweckt. Der Kaisertag! Höher kann sich bei einem deutschen Bürger heutzutage der Gedanke kaum schwingen. In Eustachen heißt's: Der Herrgottstag! Die Straßen und Gassen sind hin und hin so dicht bestanden von grünendem Jungbaumwerk, daß man die Gebäude dahinter kaum sieht und alles in einem Parke zu wandeln glaubt. Die Morgensonne beleuchtet die weißen Wände der gemauerten und die roten der alten hölzernen Häuser, die geschmückt sind mit Ranken. In allen Fenstern stehen Heiligenbilder mit Blumen und Kerzenleuchtern. Die Gassen und Plätze sind belebt von weißgekleideten Mädchen, jungen und alten, die auf bloßem Haupte den Rosmarinkranz tragen. Alles Weibervolk der Gegend, was sich noch mag und will als jungfräulich bekennen, hat heute ins Haar ein grünes Kränzchen geflochten. Am unteren Ende des Dorfes vor der gemauerten Kapelle, die unter den drei Linden steht, versammelt sich das Volk und die Geistlichkeit von Ruppersbach. Und die zwei Glöcklein bimmeln

immer, auch jene zu rufen, die noch nicht da sind. Vom Michelwirtshause ist schon alles fort und das Haustor geschlossen. Die Fenster haben besonders reiche Zier, gestiftet von dem Haustöchterlein Helenerl. Von einem Fenster des oberen Stockwerkes, zwischen Blumen und Lichtern durchguckend, schaut der Fremde herab. Das hat ihm aber Frau Apollonia gesagt, er muß sich so halten, daß er nicht gesehen wird. Sie möchte ungern einen Gast im Hause haben, der nicht an der Fronleichnamsprozession teilnimmt. Freilich war auch sonst noch einer zu Hause geblieben, und zwar der alte Einleger Wenzel, der an dem stundenlangen Marsche dieses Gottesdienstes nicht teilnehmen konnte, weil er fast lahm war. Er sollte auch achtgeben, daß an den Fenstern kein Licht „auf Schaden brenne". Nun hatte er sich neben dem Fremden eine Bank ans Fenster gerückt, um auch ein wenig mithinausgucken zu können.

„Wenn sie kommen, nachher tun wir eh miteinand einen Rosenkranz beten", schlug er vor. Aber dazu kam es nicht, abgesehen davon, daß der Frankfurter kaum mithalten hätte können. Vielmehr sie kamen allmählich ins Schwätzen und der verkrüppelte Alte mußte alles erklären was da war und geschehen sollte.

Böhme hatte sich aus der Reisetasche den Feldstecher geholt und beobachtete mit steigendem Interesse das Leben auf der Straße. Es war so freudig erregt und gehoben, als ob alle Menschenkinder heute Bräutigam und Braut wären. Auf dem Platze gegenüber dem Fenster stand der Altar mit seinem Quaderntische, seinen Marmorsäulen, seinen goldenen Engeln, seiner alabasternen Marienstatue, mit seinem rotsamtenen Tabernakelbaldachin, seinen bunten Ranken und Rosen und endlich den zwölf silbernen Leuchtern — wie aus der Erde gezaubert. Es war bemaltes Holzwerk, aber so stilvoll ausgeführt, daß Böhme sich an den oft gehörten Ausspruch erinnerte, die Älpler wären geborene Künstler; der kirchliche Kultus fördert in ihnen den Hang zum Schauspiel, zur Musik, besonders aber zur bildenden Kunst. Um diesen Altar war ein Wald von jungen Lärchen, Fichten und Birken, die sich in einem weiten Halbrund um den Platz auseinanderflügelten.

Die Leute verloren sich allmählich vom Altar und der letzte, der davon ging, zündete die Leuchterkerzen und in der roten Ampel vor dem Tabernakel das „ewige Licht" an. Es war still geworden, und der Fremde fühlte sich in eine Spannung versetzt, wie einst in seiner Jugend beim Einzuge des Kaisers Wilhelm in Berlin. — Da verkünden plötzlich Pöllerschüsse, daß unten an der Kapelle der Gottesdienst begonnen hat und dort das erste Evangelium bereits stattfindet. Über den Hausdächern her klingen die Glöcklein, tönt das Singen und Beten des Volkes. — Es kommt näher. Es kommt immer näher, bis über der grünen Allee das Kreuz auftaucht und die erste Fahne. Eine rote große Kirchenfahne,

von Männern auf drei Stangen getragen. Das Bild auf der Fahne stellt das Bild des heiligen Rupertus dar, den Patron der Pfarre. Dieser Fahne folgt eine lange Reihe von Schulknaben zu Paar und Paar; sie beten mit ihren hellen Stimmen den Psalter, dann folgt eine ebensolange Reihe von Schulmädchen, solchen, die so arm sind, daß sie kein weißes Kleid haben. Aber ein Kränzlein trägt jedes auf dem Haupte. Diese Mädchen singen ein Lied und tragen eine kleine grüne Fahne voraus mit dem Bilde, wie die heilige Mutter Anna ihrem Töchterlein Maria das Lesen lehrt. Hierauf folgt unter der blauen Fahne des heiligen Eustach die ältere Männerschaft der Pfarre in einem dichten breiten Strom, der die ganze Straße füllt. Sie beten unter gemeinsamer Stimme den Rosenkranz mit dem stets wiederkehrenden Satze: „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars!" — An den Platz gekommen, stellte sich alles in weiter Runde auf. Nach den Männern kamen die Jünglinge. Diese beteten laut die Litanei vom Herzen Jesu. Ein strammer Bursche trug die weiße Fahne mit dem Bildnisse des heiligen Aloisius voran. Und den Jünglingen folgte die weiße Reihe der kranztragenden Jungfrauen. Vier derselben trugen eine Muttergottesstatue, über die sich zwei gekreuzte Bogen mit roten Rosen spannten. Die Jungfrauen sangen klingend laut das Lied vom Herzen Maria.

Der Einleger machte den Fremden aufmerksam auf ein schlankes Mädchen mit zwei langen Haarzöpfen und der blauen Schleife um den Leib. Das war die Wirtstochter. Sie schaute frisch in die Welt, tat weniger fromm als froh und ihr Singen war bisweilen ein liebliches Jauchzen. „Wo die sonst das Göscherl nit aufmacht!" murmelte der Alte.

Die Reihe der paarweise gehenden Jungfrauen wollte nicht enden und wollte nicht enden.

Zwischen dem Singen und Beten durch hatte man schon einigemale das klingende Spiel der Musikkapelle gehört. Nun kam sie in Sicht. Die durch zwei Schullehrer geleiteten Musikanten und Spielleute von Ruppersbach und Eustachen zusammen mit Klarinetten, Trompeten, Flügelhörnern, Trommeln, „Bombardon" und Tschinellen. Sie spielten einen lustigen Marsch. All das Beten, Singen, Läuten und Musizieren vermengte sich in der Luft zu einem summenden Getöse, das der Fremde mit dem Worte „Heidenlärm!" bezeichnete. Den alten Wenzel stieß das Wort, er wollte ihm etwas entgegnen, bewegte schon Lippen und Kiefer, kaute eine Weile an der beabsichtigten Rüge und schluckte sie endlich hinab. Hinter der Musikkapelle war eine neue Gruppe von Fahnen, glänzenden Stäben und Bildwerken, die in die Luft ragten, sichtbar geworden. Es kamen noch die Honoratioren, die „Fürsteher" der beiden Gemeinden, der Arzt, etliche Beamte und —

„Unser Herr! Dort ist unser Herr!“ flüsterte der alte Wenzel erregt. Er hatte den kleinen schwarzen Michelwirt bemerkt, der mit zu Boden gekehrtem Gesicht einherschritt. Er schien versunken zu sein in das heilige Begängnis. „Wenn man weiß, wie der immer einmal lustig sein kann!“ sagte der Wenzel. „Schauns, jetzt kommen die Blumenmadeln!“ Drei weißgekleidete Mädchen streuten aus Handkörbchen allerhand bunte Blümlein und Rosenblätter auf den Weg. Das Heiligtum war nahe. Über den wogenden Häuptern heran wehten zwei Fähnlein, glänzend in weißer Seide, funkelnd mit ihren goldenen Kreuzen. Auf ihren Tafeln waren zwei rote brennende Herzen, das eine mit der Dornenkrone umwunden, das andere von einem Schwert durchbohrt. Dann kamen vier in der Luft schaukelnde Laternen, dann kamen sechs alte Männer in roten Mänteln, große Windlichter tragend, dann zwei Knaben in weißen Chorhemden, jeder in der Hand ein Metallglöcklein schwingend, so daß das eine mit tieferem, das andere mit höherem Klang abwechselte, dann kamen noch zwei Knaben in weißen Chorhemden, qualmende Weihrauchgefäße schwingend, und nun —

Der Fremde sah, wie sein alter Cicerone still neben ihm niederkniete, das Haupt senkte und betete. Es kam der auf vier Stangen schwebende Baldachin: er war aus roter Seide, mit vier goldenen Knöpfen über den Stangen und goldenen Quasten ringsum. Darunter schritten in glitzerndem Ornat drei Priester, wovon der mittlere, umfangen vom weißen Seidentuche, die Monstranze hielt, einen goldfunkelnden Stern mit dem weißen Sonnlein im Mittelpunkte — das Allerheiligste. Mit gesenktem Haupte hielt er es hoch vor sich hin, nach oben etwas zurückgeneigt. Dem Priester, so schien es, zitterten vor Andacht die Hände, womit er das Heiligtum trug. Die Priester an beiden Seiten hielten ihre Köpfe in Demut geneigt, die Augen gesenkt, die Hände in Anbetung gefaltet.

Hinter diesem Höhepunkt ein kleiner Abstand. Dann kam die blaue Fahne der Ehefrauen mit dem Bilde des allerseligsten Josef und seiner Ehegattin Maria. Hinter derselben trappelten ohne weitere Ordnung die verheirateten Weiber, die Witwen, die alten Mägde und Mütterlein am Stocke. Diese beschlossen den Zug, dessen Anwandeln nahezu eine halbe Stunde gedauert hatte.

„Man glaubts gar nit, wie viel Leut es gibt auf der Welt!“ flüstert der alte Einleger. „Aber jetzt Herr, jetzt kommt der Segen!“

Nathan Böhme hatte mehrmals Ausrufe des Staunens getan, nun schwieg er und schüttelte den Kopf. Er hätte es nicht geglaubt! Viel hatte er von der katholischen Fronleichnamsprozession gehört, doch daß eine arme Gebirgsgemeinde so etwas zu leisten imstande ist, das war ihm unfaßbar. Entweder es mußte in den Leuten eine abgrundtiefe

Frömmigkeit vorhanden sein, die zu so großartiger Gestaltung drängt, oder — gar keine. Alle religiöse Stimmung veräußerlicht, in Kunsttrieb übersetzt — was bleibt übrig drinnen? Auf jeden Fall ist dieser Aufzug merkwürdig. Das Mittelalter zieht mit fliegenden Fahnen durch unsere späte Welt. Wenn so etwas abkäme, es wäre jammerschade. Was Religion! Muß denn im kirchlichen Kultus immer Religion sein? — So die Gedanken des Fremden. Aber er jagte sie bald davon.

Das Volk mit seinen Fahnen war auf dem Platze zum Stillstand gekommen, ein brodelndes Meer von Menschenhäuptern. Das laute Singen und Beten war verstummt. Die Gruppe des Baldachins mit ihren Fähnlein und Lichtern wendete sich dem Altare zu, wo der goldene Stern, die Monstranze, in das Tabernakel gestellt wurde. Dort an den Leuchtern flackerten alle Kerzen in der sonnigen Mailuft. Die Priester erhoben lateinische Gesänge, die von der Musikkapelle respondiert wurden. Dann las ein Geistlicher in lateinischer Sprache das Evangelium. Über der Menge ein großes Schweigen, von dem Kirchlein her klang die Glocke. Plötzlich stiegen vor dem Altare Weihrauchwolken auf, daß sie das bunte Bild fast verschleierten. Der Duft kam prickelnd herüber. — Der Priester hob die Monstranze, wendete sich damit gegen das Volk, das niedersank auf die Knie. „Coelesti benedictione . . .!“ Während jedes mit der Faust auf die Brust schlug, schwang er das Heiligtum feierlich in Kreuzesform zum Segen. Da klingelten die kleinen Glöcklein und krachten die Pöller, daß die Wände schütterten.

Böhmes Aufmerksamkeit war von einem jungen Burschen gefesselt worden. Ein schlanker Junge in dunklem Anzuge stand nahe dem Altare und wendete sein blasses Gesicht unverwandt der Monstranze zu. Anders wie die übrigen stand er da, hielt die Hände gefaltet, halb gehoben in die Luft, und mit einer wundersamen Versunkenheit schaute er auf das Heiligtum. Böhme erinnerte sich an ein altes Gemälde, die Anbetung der Hirten. So wie dort der Jüngling in schwärmerischer Ehrfurcht das Kind in der Krippe anbetet, so dieser Bursche, der jetzt, als die Glöcklein klingelten, niedersank auf beide Knie. Unbeweglich aneinandergelegt die schmalen Hände, das Haupt geneigt, die Augen geschlossen — und an der Wange eine helle Träne . . .

Als der Segen gegeben war, erhoben sich die Fahnen, bewegte sich die Menge, hub an die Psalter weiter zu beten, die Litaneien zu sprechen, die Lieder zu singen, und der Zug wallte in der Ordnung, wie er gekommen, weiter. Eine Strecke noch die Straße entlang, dann über den Feldweg zu den Häusern an der Ach, wo an einem ähnlichen Altare, wie das vor dem Wirtshause, das dritte Evangelium abgehalten wurde. Das letzte der vier Fronleichnamsevangelien fand ebenso feierlich

wie vorher das erste im Lindenschatten statt, nahe der Kapelle. Damit schloß die Prozession und löste sich auf.

Die Ruppersbacher nahmen ihre Fahnen, Laternen und anderen Kirchengeräte unter oder über die Achseln und gingen heim, hochbefriedigt von dem Begängnisse. Die Eustacher spazierten froh erregt durch die Gassen, die so schön glatt getreten waren und auf denen die zertretenen Blumen und Rosenblätter lagen. Die Lichter an den Altären, in den Fenstern wurden ausgelöscht, soweit es nicht schon der Wind getan hatte, die Bildnisse aber blieben den ganzen Tag zur Schau gestellt.

Der alte Einleger Wenzel hatte für seine Auskünfte von dem fremden Gast ein Viertelliterlein Wein verhofft und erschrak, als ihm statt dessen ein silbernes Guldenstück in die Hand gelegt wurde.

„Gnädiger Herr!“ fragte der Alte, „ist das alles Trinkgeld?“

„Hol's der Teufel mit eurem Trinkgeld! Eßgeld ist es. Nähren sollst du dich besser.“

„Im Essen fehlt mir eh nix,“ gestand der Einleger bescheidentlich. „Immer einmal ein Tröpfel Wein, das man haben möcht'!“

Was fängt er jetzt an mit dem Gulden, wenn er sich damit nicht immer einmal ein Tröpfel Wein soll kaufen dürfen! — Mit Schwermut betrachtete er das Geldstück, während er draußen im Garten vor der Bienenhütte saß. Er hatte dem Wirt die Bienen zu bewachen, falls sie plötzlich schwärmen sollten und der neue Schwarm etwa davonfliegen möchte auf Nimmerwiedersehen. Zwei Körbe waren dies Jahr noch ausständig. Wenn die Schwärme ausfahren und eingeholt werden, kriegt der Wenzel ein Viertel Wein. Das ist was. Aber was ist ein Silbergulden, den der Mensch nit vertrinken darf!

Mit Schwermut betrachtete der Alte am Nachmittag die kleinen Kranzjungfrauen, die an den Wirtsgartentischen heiter umhergaukelten, Backwerk verzehrten und süßen Wein tranken. Sie waren Gast der Frau Apollonia, die mit solcher Ehrenbewirtung das Freudenfest Fronleichnam würdig zu beschließen pflegte.

Ein Ruf nach Nichtsein.

Der Michelwirt hatte erwartet, daß Herr Nathan Böhme am nächsten Tage weiterreisen werde. Der Fremde bezahlte zu jeder Mahlzeit seine Milch, seinen Honig und Butter, seinen Roggenbrei, sein Gemüse, sagte aber nichts von einer Abreise. Nun, ist ja recht, läßt sich mit ihm gut plaudern und von einem Allesbesserwisser kann man doch auch manchmal was lernen. Und fragte ihn der Wirt einmal, wie die Fronleichnamsprozession gefallen habe.

„Da möchte ich nur eins gerne wissen,“ antwortete Böhme, „ich sah in der Nähe des Altars einen jungen Mann; wie ein Bauer

sah er nicht aus, eher wie ein Studio aus dem Gymnasium, ein schmächtiger, etwas blasser Knabe."

„Ah, das wird der Student gewesen sein, ein Sohn des hiesigen Försters."

„Sehr andächtig."

„Ist es schon, ist es schon, der Elias Rufmann, Seminarist, will in die Theologie."

„In die Theologie will der? Ach, das ist schade!" sagte der Fremde.

„Ist etwas kränklich, dahero jetzt auf Urlaub."

„Der Junge hat mich interessiert," sagte Böhme. Mehr sprach er nicht davon.

Tagelang blieb nun dieser Fremde im Wirtshause zu Eustachen. Tagsüber ging er in der Gegend umher, abends saß er in der Wirtsstube und hielt solchen, die zuhören wollten, förmliche Vorträge darüber, wie der Mensch leben müsse, um gesund zu bleiben, glückselig zu sein und alt zu werden.

„Wenn einer aber nit alt werden mag, wen geht denn das was an!" redete einmal ein Trinker entgegen. „Was habt ihr denn alleweil gegen den Wein? Der Wein macht lustig und kurz, meinetwegen. Ist's nicht gescheiter, als wie traurig und lang? Michel, was sagst denn du dazu?"

„Ich?" entgegnete der Wirt, „ich sag nit: lustig und kurz, und ich sag nit traurig und lang; ich sag: lustig und lang!"

„Geht, hört mir auf!" knurrte von einem andern der besetzten Tische ein alter Almhirt herüber. „Vom Sterben mag ich nix hören, schon einmal gar nit!" Und er tat aus dem Weinglase einen derben Zug.

„Wie die Leute doch wunderlich sind!" sagte Böhme, „da wollen sie vom Tode nichts hören und laufen ihm auf kürzestem Wege in den Rachen!"

Der Michel hatte sich diesmal keinen Trunk vorsetzen lassen. Doch hielt er mit seiner Meinung so wenig zurück als sonst.

„Weiß auch nit," sagte er nun, „was die Leut so viel Wesens machen mit dem Leben da. Das Leben ist doch nur ein klein bissel was. Wir werden müssen nachher in alle Ewigkeit ohne Leben auskommen und wird auch gehen. Was hat man denn von so etlichen Dutzend Jahren, wo man das Wehtun spürt? Was ist denn das Leben anders, als daß man Wehtun spürt? Und so was soll man sich auf alle Mittel und Weise erhalten wollen. Ich versteh das nit. Ein gutes Glasel Wein und ein kleines Schlagel drein, hat mein Vater gern gsagt und ists auch wahr worden, ehvor er von Krankheit und Alter was erfahren hat."

Böhme strich sich ungeduldig übers Haar und rief: „Was solch ein Wirt schlaue Rechtfertigungen findet für seine Gifthütte!"

Jetzt widersprach der Michel nicht, denn insgeheim war es so, er fühlte, daß in ihm ein böses Gewissen zu betäuben war. Geht's nicht mit Wein, so geht's mit Worten. Die Worte waren ihm heilig ernst, mit dem Leben meinte er's wirklich so, daß es nicht der Mühe wert ist. Aber nur, wenn er drüber nachdachte; wenn er bloß so hinlebte von einem guten Tag zum anderen, wie lustig war ihm das Leben!

Nun hatte ihn dieser Fremde doch beunruhigt. Er genoß nicht mehr so kindlich froh, er begann immer mehr und mehr nachzudenken, und jetzt war's manchmal, als käme die lichte Welt, die durch sein schwarzes Auge einzog, stark verdunkelt in seine Seele.

Einer der Gäste wußte zu erzählen, daß er in Ruppersbach seit zwei Tagen die Bichelbäuerin auf die Gasse heraus schreien höre. „Mit aufgehobenen Händen schreit sie, daß man sie erlösen soll um Gottes willen von den schreckbaren Schmerzen.“

„Ja, da habt Ihr's“, sagte der Wirt, dem Fremden zugewendet, „die Pichelbäuerin, ein krankes Weib, noch gar nit alt. Eine Wucherung im Bauch. Kann ihr niemand helfen, der Arzt sagt, es kunnt noch Wochen dauern und hätt die Mittel und laßt sie leiden. Und sie bittet und weint wie ein kleines Kind: Macht ein End mit mir, ihr lieben Leut! Und das ganze Haus, die ganze Freundschaft betet: Wenns nur endlich einmal aus wär, s ist nimmer anzuhören, geschweige zu ertragen. Und der Arzt steht da, sieht die schrecklichen Schmerzen, die er noch besser muß kennen, als die anderen, und weiß, daß sie so grausam muß vergehen und doch nit kann vergehen. Und hätt was und tut nix. Ich frag: Ist das ein Christenmensch?“

„Aber, mein lieber Herr, das Gesetz!“ erinnerte Böhme überlaut, um dieses Gespräch noch weiter zu führen.

Und der Wirt: „Ich pfeif drauf! Was geht den Arzt das Gesetzt an, helfen soll er! Die Krankheit soll er heilen, so oder so. Wenn ers kann und tuts nit — wahnsinnig kunnt man werden! Mein Lebtag hab ich die Nächstenliebe so aufgefaßt: Was einer ganz und gar nimmer ertragen kann, das muß man ihm abnehmen. Aber diese Leut binden es ihm nur noch fester an, wenn sie können. Wenn ein Armer, den sie haben niedergetreten und verachtet ohne Barmherzigkeit, wenn er nimmer aus und ein weiß und in den Teich geht, hei, da ist das ganze Dorf auf, um ihn zu retten, man wagt für ihn sogar ein bissel Leben, und alles tut groß mit der Nächstenliebe. Und wenn er dann wieder soweit trocken ist, lassen sie ihn langsam verhungern. Und all Schmerz und Pein kümmert sie nit.“

„Wahr ists, wahr ists,“ grollte es durch die Stube.

„Wer ruft denn da: Wahr ists?“ fragte Böhme hin, „im Ernstfalle macht ihr's doch alle genau so.“

„Ich nehm mir die Glückseligkeit, wo ich sie find!“ rief einer und trank.

Da sagte der Fremde: „Habt ihr denn noch nichts gehört von demselben Mann, der seine Seele dem bösen Geist verschrieben hat gegen sieben glückselige Jahre? Die hat der Mann richtig bekommen und dann hat ihn der Teufel geholt. Der böse Geist ist der Alkohol.“

Doch eben gegen den Preußen ging es, als der Michel in seiner Erregung noch beisetzte: „Ihr alleweil nur: Lang leben, lang leben! O nein, Herr, das Leben grad nur drum ist nicht die Hauptsach. Lustig muß das Leben sein, dann solls nur dauern je länger je lieber. Wenns aber nit lustig, wenns ein Elend ist, nachher —. Ich sags, es muß noch ein Werk der Barmherzigen werden: Die Unheilbaren erlösen.“

Nathan Böhme blickte dem Michel mit heimlicher Begeisterung ins zuckende Bartgesicht. Das ist ja ein ganz prächtiger Kerl, dieser Wirt! Aber die Stunde war da, in der ein naturgemäßer Mensch zu Bette geht. Er rief die Kellnerin, um seinen Tag zu bezahlen. Die Mariedl nahm die Banknote, gab sie dem Wirt und dieser schob sie dem Fremden wieder zu über den Tisch her. Es eile nicht, er könne nicht herausgeben.

„Wenn mir“, sagte hierauf Böhme schier betroffen, „wenn mir in Eustachen keiner die Hundertkronennote wechseln könnte! In der Wüste ist schon mancher bei dem Goldklumpen verhungert.“

„So lang dableiben, bis er aufgeht“, riet der Michel.

„Nau“, lachte ein Bauer, „da kann der Herr alt werden, bis er um hundert Kronen Milch und Mehlnudeln wegbracht hat!“

„Einen Hunderter!“ rief vom dunklen Uhrkastentisch eine dünne Stimme her, „vielleicht kann ich!“ Ein hagerer, gebückter Mann kam herbei, mit ungeübten Fingern kletzelte er die Banknote vom Tische auf, hielt sie gegen die niederhängende Öllampe, um zu prüfen, ob das Papier auch echt sei.

„Ja freilich, du!“ spottete der Michel, „du wirst da wechseln können, Krauthas!“

„Kann auch nit, kann auch wirklich nit!“ pipste dieser und grub in seinen Säcken herum. „Weil ich die Teuxelsbrieftaschen han liegen lassen daheim.“

Jetzt lachten die Leut'. Doch fiel einigen sein besserer Anzug auf, den er jetzt trug. Halb herrisch, halb bettlerisch. Der Wirt fragte: „Wo bist denn jetzt daheim, Krauthas, wo kommst denn her? Stromerst alleweil so herum. Ins Haus bist ganz heimlich herein.“

„Mit Musik hab ich mich mein Lebtag nit ins Wirtshaus bleiten lassen“, antwortete der einstige Kohlenbrenner. „Nicht einmal zur Zeit, als es mir schlecht ist gangen. Und wenns einem gut geht,

muß man erst recht bescheiden sein.“ Damit zog er sich wieder in seinen Winkel zurück, wo er Schnaps trank und Rauchfleisch aß. Aber er nagte die Knochen nicht mit fletschenden Lippen bauernmäßig ab: mit einem zierlichen Taschenmesser löste er ganz geschickt das Fleisch los und brachte es säuberlich in den Mund. Als der Fremde sein Geld wieder in die Ledertasche getan, diese in dem Brustsack geborgen hatte und dann mit einem barschen „Gute Nacht!“ auf seine Stube gegangen war, bezahlten auch die übrigen Gäste ihre Sach' mit Nickel und Kupfer und verzogen sich.

Übriggeblieben in der Gaststube war nur noch der Krauthas. Der klingelte mit den Fingernägeln auf dem leeren Schnapsgläschen.

„Heut wird nix meh geschenkt!“ beschied die Kellnerin.

„Nachher zahlen!“

„Was haben S denn?“

„Nit bei dir, beim Wirt will ich zahlen.“

„Sie rief den Michel, der schon zu seiner kleinen Familie in die Schlafstube gehen wollte.

„Na, was ists denn, Krauthas? Schlafenszeit!“

„Wo darf ich schlafen? Da auf der Bank, gelt?“

„Zahlen will er“, rief die Kellnerin. Da gestand der Mann dem Wirte ein, zahlen könne er heute nicht.

„Weil du daheim ja die Brieftaschen vergessen hast“, lachte der Michel unwirsch auf.

„Hast einmal unrecht, schwarzaugiger Michel. Vergessen kann ich nix, weil ich nix hab!“

„Hast ja doch das große Geld wechseln wollen, Prahler!“

„Prahler? — Das nit, Wirt. Geprahlt hab ich mich mein Lebtag mit nix, außer mit meiner Nixnutzigkeit. Und die hab ich nit von mir selber.“

„Was gehst denn nachher zum Tisch übri?“

„Weil ich einmal ein Hunderter han sehen wollen.“

„Also, was haben wir denn ghabt, Krauthas? Ein Geselchtes, ein Schnaps. — Zwei Schnäps?“

„Jetzt klammerte der Mann die dünnen Finger ineinander: „Mein liebester Michel, ich muß heut schuldig bleiben! Und nit bloß das. Ich muß dich um was recht schön bitten. Ich weiß mir nimmer zu helfen.

„Hast nit ehender gsagt, daß es dir gut geht?“

„Ja, so lang ich Rauchfleisch han gfressen.“

„Willst leicht nit arbeiten?“

„Lassen mich nit. Erst habens mir mein Sach weggnommen, jetzt auch meine Arbeit.“

„Man weiß schon warum.“

Der Krauthas rülpste und murmelte: „Recht habens eh."

„Was treibst denn jetzt? Wo hältst du dich denn auf?"

„Wo soll ich mich aufhalten? Bei meiner Tochter in Löwenburg. Aber die hat selber nix. Der bin ich schuldig und wenn jetzt nit sechzig Kronen da sind, so wird sie gepfändet. Dasmal hilf mir noch aus, Michelwirt. Ich verdien mir nachher schon wieder was. Und zahls fleißig zurück. Das Alte auch."

„Krauthas, nit einen Heller", antwortete der Wirt. „Nur die heutige Zech ist bezahlt. Schlafen kannst in der Scheune auf dem Stroh, wenn du keine Tabakpfeifen hast. Aber leihen, nit einen Heller mehr."

„Nit?" sagte der Krauthaus, „gut." Ganz leise sagte er's und hub an, sich zusammenzupacken. Anscheinend mit großer Gleichgiltigkeit tat er's. „Nit. — Ist gut. Ist auch gut. Nachher hast vielleicht ein altes Leinwandbandel? Ein Spagat tuts auch . . ."

„Geh, geh, Krauthas, auf dein Komödiegspiel geb ich nix mehr. Du hast das Aufhängen schon zu oft versprochen. Wer so viel davon redet, der tuts nit. Ist überhaupt alles erlogen, was du sagst. Mach, daß du fortkommst. Der Hausknecht führt dich auf die Scheune."

Als der Michel allein war, verfiel er wieder in seine Grübelei, der er um so öfter nachhing, je tiefer der Zwiespalt wurde zwischen seiner ursprünglichen Lebenslust und seinen trüben Vorstellungen. — Daß der Kerl, so dachte er dem Krauthasen nach, alleweil noch freiwillig weiterlebt! Liegen wirds darin, daß der Bauer nix ißt, was er nit kennt und daß der Jud die Katz nit im Sack mag kaufen. Schon wer in der Früh aus festem Schlaf geweckt ist, kunnt eine Spur haben, wie gut das liebe Nitsein ist. Das Nitsein — das liebe Nitsein! — Aber die Leut haben keinen Glauben, sie können an das Nitsein nit glauben. Und fürchten gar, es kunnt drüben noch jämmerlicher hergehen, als da herüben. Kann mans wissen? Es ist halt doch eine gewagte Sach. — Und schließlich kam er zur Ansicht: In dem, was der Mensch ist, soll er aushalten, so lang es an sich hält. Daß er wenigstens selber keine Schuld hat. — In Gottes Namen!

Fünf Minuten später war er wieder einmal im lieben Nichtsein auf etliche Stunden.

Von der „Fahne mit dem sauberen Weibsbild".

Förster Rufmann war in übelster Laune. Je seltener das vorkam, um so tiefer griff es. Mit dem „Fürstand" von Eustachen hatte er einen Auftritt gehabt.

Der Dorfvorsteher Martin Gerhalt besaß die einzige Brettersäge in der Gegend. Sie stand an der Tauernach, dort, wo das Hochtal in den Murboden mündet. Seit Menschengedenken hatte diese Säge zum

Gerhalthof gehört und alle Bretter, aus denen in Eustachen, Ruppersbach und weiterum die Heuhütten gezimmert, die Fußböden gelegt, die Dächer gedeckt wurden, waren aus dieser Brettersäge. Die Schneidblöcher hatten entweder die Bauern selber herbeigeführt aus ihren Wäldern oder wurden vom fürstlichen Forstamte geliefert, altherkömmlich um mäßigen Preis. Für jeden geschnittenen Laden ein Reinertrag fiel dem Gerhalt in den Sack und sein Wohlstand beruhte zum großen Teile aus dieser Brettersäge, die oft nicht mehr als einen Mann beschäftigte und täglich mehrere Dutzend Läden auswarf.

Und nun baut die fürstliche Verwaltung einen Kilometer weiter oben ein großes Sägewerk mit zwei Rotierern und allen neuen Einrichtungen, ein Ungeheuer, das in wenigen Wochen ganze Wälder zu verspeisen imstande ist. Sie sollte nicht allein Bretter schneiden, sondern auch Zimmerholz, Tischlerholz aller Art, und zwar unvergleichlich billiger, als es die alten langsam auf- und niederfahrenden Blattsägen leisten konnten.

Als nun eines Morgens Deichgräber anhuben, für den neuen Bau an der Ach Erde auszuheben, kam der Gerhalt zum Förster und fragte zuerst ganz höflich an, was er ihm, dem Rufmann, nur getan habe, daß er ihn jetzt wolle zugrunde richten. Der Förster stellte dem Bauern vor, daß er in dieser Sache nichts sei als der Diener seines Herrn. Fürstliche Ingenieure hätten alles angeordnet und davon habe das Forstamt nur ganz weniges auszuführen. Der Gerhalt ließ sich nicht beruhigen, wurde nur heftiger, erklärte, daß die hohen Herren dem kleinen Mann nichts gönnen, daß sie alles unter ihren Hut und alles in ihren Sack bringen möchten. Daß es wohl noch dazu kommen werde, wie alte Leute geweissagt hätten, zum große Herren Erschlagen . . . vom Förster aufwärts!

Ganz wohlmeinend hatte Rufmann dem Bauern zugehört, nun aber erwachte sein Zorn. Er unterbrach den Mann und wies ihm die Tür. Im Vorsteher kochte die Wut, doch er rang nach Würde.

„Herr Förster“, sagte er, „den Werksmann haben Sie abgewiesen, aber der Fürstand tritt wieder herbei.“ Er stieg neuerdings die drei Antrittsstufen hinauf. „Denn er hat ein paar Worte zu sprechen mit dem Papa des jungen Herrn Fridolin?“

„Was ists mit dem, was habt Ihr?“

„Ja was ists mit dem?!“ sagte der Gerhalt nach. „Ich hätt leicht gar nix gesagt, wenn nit schon die Leut davon taten reden. Ihr Herr Sohn. Bei der Fronleichnamsprozession hätte er sollen die Aloisiusfahne tragen wie in früheren Jahren. Wissen Sie was er gesagt hat? Wenn ein sauberes Weibsbild dran wär, wollt er die Fahne schon tragen. Der heilige Aloisius ginge ihn nichts mehr an!“

„Hat ers gesagt, so hat ers im Spaß gesagt, der dumme Bub. Er schwätzt immer so. Wenn man alles für ernst halten wollte, was der sagt — herrje!“

„Ja wohl herrje! Und während der Prozession hockt er hinter der Kapelle im Busch und tut mit ein paar Zigeunerbuben würfeln. Um Geld! An solch einem Tag, während des Gottesdienstes! Die Leut wissen schon davon, auch der Herr Pfarrer. Und alles sagt: So was dürft nit einreißen in unserer Gemein! Einen gesalzenen Schülling auf der Abachseiten! Vor Zuschauern zur Abschreckung!“

Der Förster, wie ein Bullenbeißer fuhr er drein: „Wer hat das Recht, meine Kinder zu schanden zu machen? Wenn eins in Schuld ist, so werd ichs schon selber zu strafen wissen. Und jetzt will ich Ruh haben in meinem Haus! Himmelkreuz verflucht noch einmal!“ Mit gehobenen Armen drang er auf den Gerhalt ein. Dieser wendete sich und ging mit scheinbarer Gelassenheit davon.

Dann war's am Abend, als der Friedl heimkam vom Holzschlag. Am Brunnen, der im Hof des Forsthauses aus einer Röhre in den Trog sprudelte, wusch er sich den harzigen Waldstaub von den Händen. Trat der Förster zu ihm und sprach: „Du wirst dich lange waschen müssen, mein lieber Friedl!“

Der Bursche tat nicht viel desgleichen. Es rauschte das Wasser. Der Förster dachte, ich will ihn erst sein Abendbrot essen lassen, später könnte es ihm nicht schmecken. Nahrung braucht er ja doch auf das harte Tagewerk. — Nach dem Abendessen rief er ihn in die Kanzlei, wo sonst nur Geschäftssachen mit Fremden abgetan wurden. Elias braucht von der Geschichte nichts zu wissen; die Sali noch weniger. Der Förster setzte sich nicht in den Lehnstuhl, sondern blieb aufrecht, fast strammer aufrecht, als er sonst war, stehen und fragte den Burschen: „Sag mir einmal, Friedl, wo bist du am Fronleichnamstage gewesen während der Prozession?“

Der Friedl stutzte einen Augenblick, dann zuckte er ein wenig die Achseln und entgegnete: „Wo werde ich denn gewesen sein? Halt mit.“

„Wo mit? Bei dem Umzug? Ich habe dich nicht gesehen. Hast du nicht deine Fahne wieder getragen?“

Auch hierauf die trotzige Antwort: „Soll sie einmal ein anderer tragen. Ich bin kein Kirchenwaschel mehr.“

„So. Zu gering ist dir das. Und beim Faschingbegraben hast du die Ludersstange vorausgetragen. Das war dir nicht zu gering.“

Der Bursche schupfte wieder die Achseln.

„Du sollst gesagt haben, wenn ein Weibsbild dran wär, dann wolltest sie schon tragen. — Hast du diese abscheulichen Worte gesagt?“

Der Bursche starrte auf den Fußboden und antwortete: „Nein.“

„Siehst du", sprach der Vater mit einem erleichternden Aufatmen, „ich habs ja auch nicht geglaubt. Daß du mit Zigeunerbuben solltest gewürfelt haben ums Geld, wird ebenfalls nicht wahr sein."

„Mit wem soll ich gewürfelt haben? Mit Zigeunerbuben? Wo hätt ich denn die hergenommen? Mit den Ruppersbacher Schneiderbuben hab ich gewürfelt."

„Wann?"

„Nu halt — wird eh am Fronleichnamstag gewesen sein."

„Um welche Stunde?"

„Das weiß ich nit mehr. Was kümmern mich so Sachen."

„Aber mich kümmern sie, mein Sohn! Die Leute sagen, du hättest während der Prozession gewürfelt. Wie die Judenbuben um den Rock des Herrn. Das geht im Dorf um und sie wollen dir deswegen was antun."

„Mir? Weil ich gewürfelt hab? — Sie sollen nur kommen!"

„Die dürften ein wenig stärker sein, als du, mein Freund! Der Fürstand und — der Gemeindediener! Du kannst dirs ungefähr denken, was sie dir wollen."

„Mir?!" Der Bursche lachte grell auf. „Sie sollen achtgeben, daß ich ihnen nit —!"

„Was denn, was denn?"

Der Friedl, glühend rot im Gesichte, stürmte hinaus ins Freie und schlug hinter sich das Haustor zu, daß es schmetterte.

Am nächsten Tage trug der Förster sein Anliegen zum Freunde. Der Michel wußte schon davon. Er lachte.

„Aber mir ists deinetwegen", sagte Rufmann. „Daß du nicht etwa glaubst, so ein Weiberjäger, daß er wäre!"

„Wenn die Rechte auf der Fahn wär — warum denn nit?"

„Aber er hats nicht gesagt, sagt er."

„Warum soll so ein junger Kerl das nit gesagt haben."

„So was wäre mir neu. Hats doch unsereiner nicht auch so gemacht."

„Ich bitt dich, unsereiner!" rief der Wirt. „Unsereiner ist gar nix besser gwest im gewissen Alter. Wir haben unseren Eltern just so viel Sorgen gemacht, nit um ein Tüpfel weniger, als unsere Brut uns. Aber nachher alles verschwitzt. Sich den Kindern zum Muster hinstellen wollen! Weißt du, Rufmann, wenn der Vater zum Sohn sagt: Ich bin in meiner Jugend ganz brav gewest! so lügt er gerad so, als wenn der erwachsene Sohn sagt: Ich weiß nix und will nix."

„So lange einer an eine denkt, ists ja so weit in Ordnung."

„Du! Eine ist keinem genug, so lang er sie nit haben kann."

„Ah, so meinst. Daß er wüßte, wem er zugehört. Na, mir ists nicht zuwider, wenn wir einmal Ernst machen."

„Daß der Friedl bissel ein leichtes Bürschel ist — man siehts ja. Aber nur nit gleich alles so aufbauschen. Laß ihn ein paar Wochen im Holzschlag und der Tratsch ist vergessen."

Rufmann ging beruhigt heim. Der Michel findet halt allemal das richtige Wort. Die Sache war: Der Wirt hatte wieder einmal das und gerade das ausgesprochen, was er selber in seinem Vaterherzen empfand.

Leichtsinnige Kinder stehen dem Elternherzen oft näher, als wohlgeartete. Es droht ja Unheil, das der Vater bangend von ferne kommen sieht, während die jugendlichen Wesen noch in arglosem Leichtsinne dahintanzen.

Die Ewigkeit ins Wasser gefallen!

An dem Baue des fürstlichen Sägewerks wurde tüchtig gearbeitet. Die Grundmauern waren größtenteils fertig, Zimmerleute hackten große Stämme aus, um auf dem Mauerwerke die Zimmerung zu beginnen. An dreißig Männer waren beschäftigt. Dazwischen ging der junge Student hin und her und sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu, das Rasenstechen der böhmischen Deichgräber, wo die Ach ihren Fluderarm bekommen sollte; das Behauen der rohen Granitblöcke, aus denen die festgekittete, so hübsch geradlinige Mauer entstand; das Aushacken des klingenden Holzes, das Ineinanderschroten der viereckigen Stämme an den Ecken, und wie sicher und behäbig die Leute daran arbeiteten, das mutete ihn an. Er empfand die Freude, etwas werden zu sehen. Wenn aber die deutschen Zimmerleute mit den welschen Maurern und den böhmischen Deichgräbern haderten, das wollte ihm nicht gefallen. Da suchte er zu beschwichtigen, hin- und herschießenden Spott und Hohn ins Harmlose zu lenken, wofür er schließlich von allen drei Nationen ausgelacht wurde. Daraus machte Elias sich zwar nichts, seine Mission als Friedenstifter machte ihn hochgemut, und der Zimmermeister Josef meinte, wenn das ein Pfäffel werden wolle, so müsse es sich natürlich schon frühzeitig üben im Friedenstiften und im — Ausgelachtwerden.

An diesem Tage erschien auf dem Bauplatze noch ein zweiter, den sie Lust hatten, auszulachen. Taten es aber nicht, denn er war sehr zutunlich und offenherzig. Der Fremde wars, den sie den Nathan hießen, oder auch den Preußen, der in seinem schwarzen Anzug, mit den Feldblumen auf dem Hute, immer so herumging, ohne daß jemand wußte, weshalb. Nathan Böhme beglückwünschte die Leute, daß sie hier ein modernes Sägewerk bekommen sollten, worauf einer der Arbeiter entgegnete: „Was geht uns das Sägewerk an, Lohnerhöhung möchten wir haben."

Gegen die Mittagszeit bildeten sich drei Herde, wo gekocht wurde.

Als ein Zimmermannsjunge für seinen Herd ein paar alte Bretter hernehmen wollte, die von der Ach angeschwemmt worden waren, machte

ihn ein Kamerad aufmerksam, daß die Bretter gewißlich von der Eustach-kapelle herrührten, die der Schneeball zerstört hat. Sie waren noch so zusammengenagelt und von dem Spruche standen noch die Worte: „In Ewigkeit Amen“ drauf.

„Wirst aus dem geweihten Holz doch nit Sterz kochen wollen?“

Da legte der Zimmermannsjunge die Bretter wieder ehrerbietig an das steile Flußufer, wo sie über die runden Kieselsteine ein wenig niederwärts glitten. Es war anderes Brennholz genug vorhanden auf dem Zimmerplatz.

Und dann begannen die drei Völker sich auszuleben. Die Böhmen kochten Powidl, die Italiener Polenta, die Deutschen Brennsterz. Darüber war Nathan Böhme vergnügt und er wollte es als Beispiel geben, daß Kraft und Macht der Völker aus der Einigkeit und aus der vegetarischen Nahrung komme.

Dann setzten sie sich in drei Gruppen zusammen, die Böhmen an die Weiden der Ach, die Welschen auf einen sonnigen Steinhaufen, die Deutschen in den Schatten einer breitästigen Fichte, die auf der Matte stand. Dann huben sie an aus riesigen Pfannen zu essen, die Deich-gräber packten und zerrissen ihre Kuchen mit den Fingern und schoben die großen Brocken in den Mund. Die Maurer stachen ihren Polenta hastig mit breiten Gabeln auf und die Zimmerleute huben ihren Sterz mit großen Löffeln aus, langsam und wuchtig. Nathan, der sich ein wenig abseits auf den Rasen gesetzt hatte, bewunderte die Eigenheit und Tüchtigkeit dieser Leute, die auch im Essen hervortrat. Elias wollte just sein Überröcklein nehmen, das er an den Baum gehangen hatte, um ins Forsthaus zu gehen, stand aber jählings still und horchte. Dann trat er einige Schritte hintan, zog sein Hütlein vom Haupte, faltete die Hände und betete.

Von Ruppersbach herauf kamen durch die Luft geschwommen die Klänge der Mittagsglocke. Böhme betrachtete wieder den in Andacht versunkenen Jungen, wie er es am Fronleichnamstage getan. Heute möchte er gerne mit ihm anbinden.

Als der Zimmermeister Josef das Beispiel des Studenten sah, stellte er sein Sterzschaufeln ein und sagte: „Läuten tuns. Wir wollen den englischen Gruß beten.“ Da standen sie schwerfällig auf, zogen ihre Hüte ab und beteten laut und einstimmig: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, daß sie empfangen hat vom heiligen Geist. Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern —“

Als das Gebet vorüber war und sie wieder aßen, trat der Fremde näher zur Gruppe.

„Wollens mithalten?“ lud ihn der Zimmermeister ein und suchte nach einem frischen Löffel.

Nathan Böhme ging nicht darauf ein. Sein Auge hatte ein scharfes Feuer, sein Schnurrbart schien sich zu spießen. „Jammerschade!“ rief er aus, „jammerschade um dieses brave Volk! — Männer, warum habt ihr gerade dieses Gebet gebetet, das die Kirche diktiert hat, warum nicht das vom Herrn Jesus; wie er sagt, so sollt ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel! — Ihr solltet euch doch mehr ans Evangelium halten.“

„Wir haben den englischen Gruß gebetet“, antwortete der Zimmermeister, „und mir scheint, der steht wohl auch im Evangeli.“

„Allerdings, aber die Kirche hat etwas anderes daraus gemacht. Und überhaupt. Überhaupt, ihr Leute! Euer Fronleichnamsfest! Ja, hat mir sehr gut gefallen. Festaufzug! Wirklich sehenswert. Wenn ihr aber glaubt, es wäre ein christlicher Gottesdienst!“

„Jesseles, Jesseles, die Ewigkeit ist ins Wasser gfallen!“ rief jählings der Zimmerjunge aus; er hatte gesehen, wie das Kapellenbrett mit dem Spruchteil umgeschlagen hatte, in die Ach gerutscht und in derselben verschwunden war.

Allsogleich knüpfte der Preuße wieder an: „Was sagt der Junge? Die Ewigkeit ist ins Wasser gefallen? Komisch! Aber es kann euch schon passieren, Leute. Das kann übrigens uns allen passieren. Vielleicht sprechen wir einmal davon. Ist es euch recht, so kommen wir Sonntags einmal zusammen. Ja, ja, der Preuße weiß Neuigkeiten!“

Die Zimmerleute schauten den Sprecher verwundert an, hörten ihm zu und aßen weiter. Böhme redete noch mancherlei durcheinander, entwickelte dann seine Ansichten über das Heidentum der Kirche und über das Evangelium des Sohnes Gottes. Er sprach von dem großen Religionsreiniger Martin Luther. Der wahre Christ habe zu glauben an die Gnade durch die Erlösung Jesu Christi; die Heiligenanbetung, die kirchliche Prachtentfaltung sei nichts als Heidentum. Die Kirche gehe nur auf Macht, die Geistlichkeit auf Geld, man sehe es überall. Jesus habe es mit den Armen gehalten, seine Lehre wäre nicht die Ausbeutung gewesen, sondern die Nächstenliebe, und der Weg zum Himmel gehe nicht durch allerlei Sakramente, vielmehr durch ein sittenreines Leben.

Als er in solcher Weise sich ausgelassen, da nickte der eine und der andere beistimmend mit dem Kopf, es sei eh wahr, es werde eh so sein!

„Jetzt ist eine Zeit der Veränderung,“ sagte Böhme, „überall traten die Leute zum evangelischen Glauben über, wollet nicht auch ihr einmal darüber nachdenken. Bei dem Mauteinnehmer in Löwenburg kann man die Schriften bekommen, ganz umsonst, wer sich unterrichten will.“

„Mit dem Mauteinnehmer wollen wir nichts zu tun haben!“ rief einer.

Und ein anderer: „Wenn die Lutherischen nit müssen mautzahlen, werde ich auf der Stelle lutherisch!"

„Abscheulich, wer so redet!" schrie Böhme. „Wer nicht aus Überzeugung übertritt, der soll bleiben, was er ist!"

„Wir bleiben Zimmerleut und jetzt wollen wirs wieder angehen," so der Meister und damit war das unerquickliche Gespräch abgeschnitten und die Tafel aufgehoben.

Wer bei den Ausführungen des Fremden den Studenten beobachtet hätte! Der stand hinter dem Baum, horchte zu und dabei begann sich sein blasses Gesichtlein zu verzerren, als ob er einen Schmerz hätte. — Also, das ist so einer! Ein Seelenfänger! dachte Elias. Wenn sie sich beschwatzen lassen und wenn sie ihm ihr Wort geben wollen, da werde ich schreien, soviel meine Brust kann schreien und sie auf den Knien beschwören, daß sie ihrem alten Glauben treu bleiben. Als er sah, daß die Arbeiter ohne weiteres an ihre Zimmerei gingen, beruhigte er sich und nahm seinen Weg über Matten und Wiesen, dem Forsthause zu. Nathan Böhme ging ihm nach. Als Elias es bemerkte, wollten seine Beine eilend werden, dann aber sagte er sich: Vor dem davonlaufen!

Der Fremde holte ihn ein. „Der junge Rufmann, nicht wahr, der Studiosus!"

Elias grüßte kühl und schweigend.

„Der Zufall ist gut," sagte Nathan Böhme. „Ich habe dir schon lange nachgesetzt, junger Rufmann. Weißt du wohl, daß du ein rührender Mensch bist? Den Götzendienst hast du zwar auch mitgemacht, aber wenn ich damals Herrgott gewesen wäre — direktemang auf die Arme hätte ich dich man genommen und in den Himmel getragen."

Also, ohne alle Einleitung, wie gewohnt, hatte er den Jungen angepackt, gleich mit dem vertraulichen Du. Aber Elias zuckte trotzig mit den Augenwimpern.

„Um das kindliche Glauben ists ja etwas Köstliches," redete Böhme weiter. „Aber merke dir, Junge, es bleibt nicht lange. Wie ich höre, bist du Schüler in einem Priesterseminar. Na, Prost die Mahlzeit! Da möchte ich gerade in paar Jahren wieder nachsehen, ob du die Monstranze noch so engelhaft anbetest, als jetzt. Mit äußerer Miene vielleicht, im Inneren nicht — dafür werden deine Lehrer mit ihrem Unterricht sorgen. Den Kopf wirst du eines Tages voll Theorien und Dogmen haben — und das Herz voll Gleichgültigkeit oder Bitterkeit. Eine Weile wirst du dich abquälen um deinen Kindheitsglauben, dann gibst du es auf. Schließlich kommts so: Das, was du erst bei der Fronleichnamsdemonstration so fromm angebetet hast, ist ein dünnes Mehlbrötchen geworden, so du der Gemeinde aufstellen sollst als wahren Gott und Menschen."

Elias war stehengeblieben, über sein Gesicht flammten rote Flecken. Aber sanftmütig sagte er: „Was wollen Sie denn von mir, lieber Herr“?

„Ja gewiß, gewiß, so wird es sein,“ rief der Fremde lebhaft. „Aber ich will dich behüten, lieber Knabe. Du sollst kein heuchlerischer Götzendiener werden.“

Elias war erschrocken, aber nicht von der rücksichtslosen Rede, sondern deshalb, weil der wunde Punkt in ihm berührt worden. Seine quälende Ahnung war hier plump ausgesprochen. Aber er antwortete immer noch gelassen: „Wenn ich Rat bedarf, so wende ich mich an meinen Gott.“

„An deinen Beichtvater, willst du sagen. Da bist du schon am richtigen. Ne, ne, Junge, du darfst nicht katholischer Priester werden. Du weißt nicht, was dir bevorsteht. Ich weiß es. Ein einsames, glückloses Leben, ein elendes Knechteleben, ohne Freiheit und Freude, ohne Freund und Familie. Ganz das Werkzeug fremder unfaßbarer Mächte. Merke auf: kein Mensch, nur Werkzeug, um die Menschheit vom Erdenglück loszureißen und ihr Phantome dafür zu bieten. Und was du tust, das wird nicht etwa Irrtum sein, sondern Betrug. Denn du wirst sagen, was du nicht glaubst. — Junger Freund, noch ist es Zeit, rette dich zum Evangelium.“

Da sagte Elias schon unsicher: „Ich bete jeden Tag zum göttlichen Heiland um Erleuchtung.“

„Was heißt göttlicher Heiland!“ rief Nathan Böhme barsch. „Das ist ein Ausdruck der Kirche. Glaube an den einzigen Gott, das steht in der Schrift. Zu Gott mußt du beten, nicht zu Jesus, der selbst bloß Mensch gewesen ist.“

„Was haben Sie jetzt gesagt?“ fuhr der Student auf. „Jesus bloß ein Mensch?“

„Die Wahrheit über alles.“

„Die Wahrheit? Wo Sie vorher eben gelogen haben!“ Mit Heftigkeit rief es Elias: „Haben Sie nicht gerade früher zu den Leuten anders geredet? Haben Sie ihnen nicht gesagt von der Erlösung durch Jesus Christus? — Die Heiligen, ja die haben Sie schon dort an der Ach weggeworfen. Die Mutter Gottes haben Sie auch weggeworfen. Jetzt werfen Sie den Heiland weg und sagen, Sie glaubten allein an Gott. Und morgen werfen Sie Gott weg.“

„Morgen werfe ich Gott weg, meinst du?“ versetzte der Fremde, seinerseits nun sanftmütig geworden: „Ja, mein Kind, dafür kann man natürlich nicht garantieren, daß unsere Anschauung die gleiche bleibt. Sie ändert sich mit unseren Erfahrungen, mit unseren Fortschritten in der Wissenschaft. Und wenn die Wissenschaft uns mal dahin belehrt, daß wir Menschen animalische Wesen sind, nichts weiter, jeder einzelne

aus dem Nichts gekommen und in das Nichts versinkend, wie jenes Stück Holz dort im Wasser versank — so müssen wir uns eben beugen vor der Wahrheit. So schwer es uns werden mag, so viel sogenanntes Seelenglück dabei verloren gehen mag. Der heiligen Wahrheit seine Seele, seinen Heiland, seine Ewigkeit opfern — das ist das göttliche Opfer, das ist das allerheiligste Sakrament, welches du einmal ebenso fromm und demütig anbeten wirst, als jenes am Fronleichnamstage."

Während dieser Worte war der Mann dem eilenden Studenten stets auf der Ferse gefolgt, bis Elias sich plötzlich umkehrte und ihm wütend das Wort ins Gesicht schleuderte: „Geh hinter mich! Du bist ein Teufel!"

Mit beiden Fäusten hieb Elias in die Luft hinein und sprang in weiten Schritten dem Forsthause zu, das schon nahe war. Böhme starrte verblüfft drein. Was hatte er denn nur gesagt, daß der Junge sich so entsetzte?

O Wanderlehrer aus dem Norden! Du magst Nathan der Gelehrte, der Wohlmeinende, der Eifrige, der Überkluge sein, aber Nathan — der Weise bist du nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann.

Eine Geschichte von **Rudolf Presber.***)

Er hatte nur unter den größten Schwierigkeiten eine Frau bekommen. Es ist lächerlich, zu behaupten, daß das an seiner Persönlichkeit lag. Es lag am Namen.

Gewiß, er war nicht schön. Die unansehnliche Figur, die etwas Verbogenes, Geknicktes an sich hatte, sah in dem langen schwarzen Gehrock, den er immer trug, nicht gut aus. Er erinnerte, wenn er so daher kam mit dem schief nach links über den altmodischen Kragen nickenden Kopf und den lang herabhängenden Armen, die immer die Knie kratzen zu wollen schienen, an einen jener dressierten Urwaldbewohner, die ein Zylinderchen auf dem Kopf, auf ein geduldiges Ponychen mit heimlichen Riemen festgebunden, als erste Nummer unter dem Jubel der Kinderwelt in melancholischem Galopp die „Abend-Gala-Elite-Vorstellung" der Affentheater einzuleiten pflegen. Auch waren seine Füße unverhältnismäßig groß und erweckten beim Gehen den Eindruck, als ob jeder von ihnen eigensinnig just auf denselben Fleck treten wolle, den der andere gerade inne hatte; und dies mit solcher Vehemenz, daß es ein wahres Wunder genannt werden mußte, wenn

*) Aus R. Presbers anmutigem „Von Kindern und jungen Hunden". (Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Anton Brömmelmann sich bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre noch nicht die Zehen abgetreten hatte auf seinen Geschäftsgängen.

Denn zum Vergnügen ging er nie. Das Geschäft war ihm alles. Er arbeitete dafür den ganzen Tag; er erholte sich davon, indem er abends in alten Geschäftsbüchern blätterte und alte Geschäftsbriefe im Kopierbuch las; und er träumte davon in der Nacht. Das Geschäft war sein Glück — denn es blühte. Und es war sein Unglück — denn es hatte seinem Namen einen wenig seriösen Klang gegeben. Und just um dieses Klanges willen hätte Anton Brömmelmann beinahe keine Frau bekommen.

Eine geschickte Reklame des Vaters — der auch schon Anton geheißen und den Ruhm des Geschäftes begründet hatte — war dem Namen Brömmelmann verhängnisvoll geworden; insofern als er diesen nicht sinnverwirrend schönen, aber auch nicht ohne weiteres verwerflichen Geschlechtsnamen braver kleiner Beamten und Pastoren plötzlich laut, heftig und dauernd mit — ja, es muß schon gesagt werden: mit Wasserklosetts in Verbindung brachte.

„Anton Brömmelmanns Wasserklosetts für Privatwohnungen, Klubs, Hotels, Spitäler, Kasernen und Gefängnisse“ waren weit über Neuenburg hinaus eine Berühmtheit. Durch unzählige Annoncen in den Tagesblättern hatte er sie — wenn das so auszudrücken erlaubt ist — dem Herzen des Publikums eingeschmeichelt. Er hatte Gutachten über ihre Diskretion im Geräusch und Wasserverbrauch und über ihre Unentbehrlichkeit im Großbetrieb fleißig gesammelt und veröffentlicht; hatte enthusiastische Zustimmungen von Hygienikern, berühmten Schauspielern, Anstaltsdirektoren, ja sogar von zwei Wirklichen Geheimen Räten mit dem Prädikat Exzellenz seinem Katalog anheften können. Und so hatte er mit der Wahrhaftigkeit, wie sie nur die Todesstunde verleiht, auf dem Sterbebette seinem einzigen Sohn feierlich und nicht ohne Genugtuung versichern dürfen, daß es in und um Neuenburg, wenigstens in menschlichen Wohnstätten, die etwas auf sich hielten, keinen geheimen Ort, den ein guter Mensch betrat, gebe, der nicht an bescheidener Stelle auf weißem Porzellangrund den Namen „Anton Brömmelmann“ rühmend dem nachdenklichen Beschauer nenne.

Das aber war das Fatale. Welches junge Mädchen von sittlichem Gefühl verliebt sich in einen Mann, der mit so unentbehrlichen, aber doch so ungern genannten Gebrauchsgegenständen handelt? Welches wohlerzogene Bürgerstöchterlein tauscht froh und reulos seinen mehr oder minder wohlklingenden Vatersnamen gegen einen Namen, der immer und immer wieder Annoncen in den Tagesblättern in solch merkwürdige Erinnerung bringen; der immer und immer wieder von weißem Porzellangrund abzulesen ist? . . .

Wenn Anton Brömmelmanns Ahnherr im Dreißigjährigen Krieg nachweislich gehängt worden wäre; wenn sein Großvater beim Rastatter Gesandtenmord eine üble Rolle gespielt und seine Großmutter im berüchtigten Hirschpark von Versailles zeitweise unrühmlichen Aufenthalt genommen hätte — das wäre alles kein so trauriges Ehehindernis für Anton Brömmelmann gewesen, als der fatale Umstand: daß sein fleißiger und rechtlicher Vater gar so viel Lobendes über seine vortrefflichen Fabrikate veröffentlicht hatte.

Und außerdem: mitten in der Hauptstraße, zwischen der appetitlichen Konditorei von Grötschel und der poesievollen Blumenhandlung der stets in tiefe Trauer gekleideten Witwe Schwiebus — die drei verletzend naturalistischen Riesenerker des Brömmelmannschen Geschäfts! Welche Frauenseele in jenem glücklichen Alter, da man sich Verse von Lenau ins Album schreibt und mit Leutnants tanzt und Lieder von Schumann singt, bebte nicht scheu zurück vor einem noch so braven Mann, der ein so absonderliches Geschäft sein eigen nennt?

Anton Brömmelmann hätte von den Körben, die er sich seufzend in guten Bürgerfamilien geholt, ganz bequem einen Korbhandel eröffnen können. Aber er sah mit Goethe, den er übrigens nicht las, in der Ehe „Anfang und Gipfel aller Kultur“; und er war betrübt, ja niedergeschlagen, daß gerade ihm weder Anfang noch Gipfel beschieden sein sollte, obschon oder gerade weil er als Geschäftsmann just der Sohn seines Vaters und ein Kulturträger von nicht zu unterschätzender Bedeutung war.

Endlich aber fand er in Annemarie Bickebach doch noch ein weibliches Wesen, das großherzig genug war, über die ganzseitigen Annoncen und die Riesenerker in der Hauptstraße und schließlich auch über manche negativen Vorzüge seiner Erscheinung mit ihren leidlich hübschen Augen hinwegzusehen.

Annemarie war die Tochter eines Oberpostsekretärs, der pensioniert werden mußte, weil sich in ihm die fixe Idee entwickelte, er müsse der Welt die Unsinnigkeit der Ansichtspostkarte beweisen; und der in diesem Sinne eine Reihe von Broschüren im Selbstverlag erscheinen ließ und zahlreiche Eingaben an den Reichstag und „Offene Briefe“ an die vorgesetzte Behörde richtete. Das langaufgeschossene magere Mädchen war zweimal verlobt gewesen. Einmal mit einem melancholischen Bergassessor, der leider bald darauf mit einer Dame vom Variété nach London gegangen war; und einmal mit einem sommersprossigen Predigtamtskandidaten, der ihr eines Tages eine „frivole Auslegung paulinischer Briefe“ vorgeworfen, ihren Ring, zwei gestickte Schlummerrollen und einen gebrannten Haussegen zurückgeschickt und

drei Monate später aber eine vermögliche, aber reizlose Witwe aus Kottbus standesamtlich und kirchlich geheiratet hatte.

Annemarie hatte das stille Wesen aller Mädchen, die zweimal verlobt waren und einmal am Variété und einmal an den paulinischen Briefen gescheitert sind. Sie sah zwar, daß Anton Brömmelmann keineswegs eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem jungen Griechengott, nicht einmal mit einem melancholischen Bergassessor zeigte; aber er war schließlich ein Mann, der seine hübschen Einnahmen hatte und dessen mit der Erinnerung an zahlreiche Körbe belastetes Herz die Unzartheit nicht besitzen würde, sie an ihr entschwundenes Liebesglück zu erinnern. Und sie hatte es satt, immerzu „Eingaben an eine hohe k. k. Oberpostdirektion“ ins reine zu schreiben.

Der Oberpostsekretär a. D. machte seine Einwilligung zur Verehelichung davon abhängig, daß Anton Brömmelmann sich eidlich verflichte, niemals in seinem Leben eine Ansichtskarte zu benützen. Ein Schwur, den Anton Brömmelmann um so eher ablegen und halten konnte, als er überhaupt keine privaten Mitteilungen ernsten oder neckischen Inhalts jemals zu Papier brachte, sondern nur Geschäftsbriefe schrieb und im Geschäftsverkehre die Ansichtskarte für durchaus unstatthaft hielt. Der Oberpostsekretär holte übrigens für diese Gelegenheit seinen alten Galadegen aus dem Schrank, eine sehr merkwürdige Waffe, die nach halbstündigem sorgsamen Einfetten und anstrengendem Ziehen endlich aus der Scheide fuhr. Auf die rostige Klinge mußte Anton Brömmelmann feierlich die Schwurhand legen und den vom Oberpostsekretär persönlich vorgesprochenen ebenso umständlichen als konfusen Eid mit lauter Stimme wiederholen. Dann erst bekam er von der tief errötenden Annemarie den Verlobungskuß und jenen gebrannten Haussegen, den der sommersprossige Predigtamtskandidat unbegreiflicherweise verschmäht hatte.

Die Ehe war nicht unglücklich.

Annemarie hielt ihren Haushalt gut in Ordnung; und wenn Anton Brömmelmann aus dem Geschäfte kam, so war sie bereit, seinen gehabten Ärger mit aufmerksamer Teilnahme anzuhören, und schmierte ihm Käsebrötchen dazu.

Jeden Sonntag aß der Herr Oberpostsekretär a. D. bei den beiden zu Mittag. Es gab dann „falschen Hasen“ — weil dem Oberpostsekretär die Vorderzähne fehlten — und der Geladene würzte das bescheidene Mahl durch heftiges Schimpfen auf die k. k. Regierung, die keine seiner Eingaben, die er nun selber schrieb, jemals beantwortete.

Als er an einem Sonntag im Herbst wieder zum falschen Hasen kam, teilte ihm Anton freudestrahlend mit, daß sie beide heute allein

essen müßten, da Annemarie ihn heute morgens durch die Geburt eines Sohnes erfreut habe und noch der Schonung bedürftig sei.

Obgleich der Oberpostsekretär, wie er sich recht wohl erinnerte, bei der Eheschließung der beiden mit einer solchen Möglichkeit gerechnet hatte, kam ihm die Nachricht nun, da er, mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, die natürlichen Anzeichen des kommenden Ereignisses völlig übersehen hatte, doch sehr überraschend. In der Freude seines Herzens ging er eiligst einen notwendigen Einkauf zu machen; und da er nicht recht wußte, was zu dieser Gelegenheit am passendsten erscheinen könnte, kam er eine halbe Stunde später wieder mit einer Mandeltorte und einem Bilderbuch, das für den ersten Leseunterricht sehr zweckentsprechend eingerichtet war. Dieses Buch legte die Wartfrau, die wenig von Pietät hielt, unter das Gestell der Kinderbadewanne, das einen zu kurzen Fuß hatte. Die Mandeltorte aber teilte sie mit der Hebamme, die zufällig gerade, wie dies bei Hebammen das übliche ist, ihren Geburtstag hatte.

Im Nebenzimmer aber saß der Oberpostsekretär, dämpfte seine Stimme zu einem diskreten Piano, das kaum mehr hörbar war, und fragte den glücklichen Vater, der sehr wichtig und sehr zwecklos bald eine Zuckerdose, bald einen Aschenbecher umhertrug:

„Anton, wem sieht's ähnlich?

„Die Wartfrau meint: mir", gab Anton schüchtern zurück.

Er mochte nicht gestehen, daß er persönlich bei einer ersten Begegnung mit seinem Sohn, die allerdings im Halbdunkel der Wochenstube stattfand, keinerlei Ähnlichkeit hatte wahrnehmen können, vielmehr den Eindruck gewonnen, anstatt eines Kopfes eine runzliche, nicht mehr ganz frische Tomate auf dem Kissen zu sehen.

Die Hebamme, die aus unbekannten Gründen immer heftig nach altem Rotwein roch, kam herein und verkündete:

„Neun und ein Viertelpfund! Eben gewogen. Es ist ein Mordskerl!"

„Das soll er erst werden!"

Anton Brömmelmann hatte dieses vortreffliche Wort gefunden und damit stolz und tüchtig in nuce ein ganzes Erziehungsprogramm entrollt.

Das eine stand bei Anton Brömmelmann fest: der Junge sollte es mal in jeder Beziehung besser haben, wie er; er sollte sich nicht selbst die Zehen abtreten beim Gehen, keine lächerliche Figur in einem schwarzen Gehrock spielen und seinen Namen nicht am Tage wie eine Last und nachts wie einen Alp tragen. Das Geschäft — Gott behüte! — das war nichts für den Jungen. Diese Überzeugung stand schon bei Anton Brömmelmann fest, wenn er des Abends, aus dem Kontor

heimgekehrt, zusah, wie im Soxhletapparat die sechs appetitlichen Fläschchen für Nacht und Morgen hergerichtet wurden. Immer ein Strich Milch und zwei Striche Wasser. Und jedesmal setzte seine besorgte Frage ein:

„Kriegt der Junge auch nicht zu wenig Milch und zu viel Wasser?“

Berthold wurde er getauft.

Niemand in der Familie hieß so. Der Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, war der einzige dieses Namens, den Anton Brömmelmann — natürlich nicht persönlich — kannte. Aber das war's gerade: Der Junge sollte einen aparten Namen haben. Und wer konnte das wissen — die Sache mit dem Schießpulver! . . . Der Junge konnte ein verdammt kluges Gesichtchen machen und hatte eine Art, das rosig marmorierte Fäustchen in den Mund zu stecken, die hohe Intelligenz bewies. Und das Geschäft sollte ihm nicht den schönen Namen und das schöne Leben verderben — das war immer der Schluß von Anton Brömmelmanns reiflichen Erwägungen. Und damit all dieses nicht geschehe, sollte der Bub' keine Ahnung davon haben, welcher Art seines Vaters Geschäft war. Bis er dann zur Schule kam, würde man schon sehen.

Von nun an dachte Anton Brömmelmann nur daran, sein Geschäft zu verkaufen.

Er trat sich im Nachdenken noch eifriger auf die Füße, schlenkerte noch heftiger mit den Affenarmen als früher und wechselte bogenlange Briefe mit Reflektanten.

An der verlangten Kaufsumme scheiterte es nie. Er hatte genug geerbt und zurückgelegt und forderte einen Betrag, der für das flottgehende Geschäft ein Spottpreis genannt werden mußte. Eben erst hatte der Landtag eine größerere Bestellung gemacht und mit einer anonymen Gesellschaft, die das öffentliche Wohl im Auge hatte, stand er in Verhandlung.

Aber eines schreckte die Bewerber: Anton Brömmelmann stellte die Bedingung, daß innerhalb fünf Jahren die Firma geändert werden und sein Name mithin von Firmenschild, Briefbogen und Porzellan verschwinden müsse. Hier lag der Haken. Denn die Firma „Anton Brömmelmann“ war eben als solche weit berühmt; und ob die Änderung des Namens nicht einen beträchtlichen Rückgang des Geschäftes bedeuten würde . . . Zudem — man hatte das zum Beispiel bei Johann Maria Farina erlebt — es könnte eine Konkurrenz plötzlich einen Strohmann namens Brömmelmann auftreiben, der nun die Früchte jahrelanger Reklame anderer mühelos pflückte . . .

Schließlich aber wurde der Verkauf doch perfekt.

Ein Herr Heinrich Hinzelmann hatte, wie er schrieb, „eine weitläufige Tante beerbt“ und strebte, sich selbständig zu machen. Er glaubte das nicht besser tun zu können, als indem er das Geld der weitläufigen Tante in Anton Brömmelmanns weitberühmte Fabrikate steckte.

Am fünften Geburtstag Bertholds wurde der Vertrag unterschrieben. Es war ein großer Moment. Anton Brömmelmann war ganz heiser vor Aufregung und schrieb unter das wichtige Schriftstück zum erstenmal in seinem Leben seinen eigenen Namen falsch; nämlich nur mit einem „m“ in der Mitte. Annemarie stand neben ihm und bürstete in tiefer seelischer Verlorenheit Herrn Hinzelmanns Zylinder sorgfältig gegen den Strich, was der Besitzer des Hutes mit großem Unbehagen mit ansah. Doch wagte er es nicht, sie auf das Sinnlose und Unzweckmäßige dieser Betätigung aufmerksam zu machen, da er befürchtete, irgendeine nicht auf das Geschäft bezügliche Äußerung könne ihm noch in letzter Stunde den ganzen vorteilhaften Handel verderben. So schlug er im Geiste den Preis für einen neuen Zylinder mit auf die Kaufsumme und schwieg.

Im Nebenzimmer aber saß der Oberpostsekretär, das Geburtstagskind auf den Knien, und las die Korrekturen einer geharnischten Eingabe „an die k. k. Regierung, betreffend die durch den submissest unterzeichneten Verfasser eklatant erwiesene Volksverdummung durch die Ansichtskarte“.

Anton Brömmelmann atmete auf. Ihm war zumute wie einem unter dem Verdachte schweren Raubmordes Verhafteten, der eben sein Alibi lückenlos beigebracht hat.

Nun galt es noch sein Haus zu verkaufen — das tat er mit kleinem Verlust — und den Wohnort wechseln. Er zog nach Rasselsheim, einem Städtchen ohne jeglichen landschaftlichen Reiz, das ihm nur dadurch aufgefallen war, daß es — wie aus einer Statistik hervorging — die geringste Kindersterblichkeit aufwies. Ein Gymnasium war auch da. Sogar ein „humanistisches“, was Anton Brömmelmann für eine besondere, vom Staat verliehene Auszeichnung hielt. Also!

Bei der Wohnungssuche benahm sich Anton Brömmelmann etwas sonderbar. Er besichtigte zunächst immer ein geheimes Kabinett und erweckte durch die merkwürdig peinlichen Untersuchungen den Eindruck, als ob er hier die reichsten und köstlichsten Stunden seines Lebens zu verbringen gedenke.

Mit heimlicher Freude konstatierte er, daß die Rasselsheimer Wohnungen nur in seltenen Fällen *seine* Fabrikate mit dem verräterischen Namen aufwiesen; und er mietete mit ingrimmiger Genugtuung eine Wohnung, für die, wie das Porzellan an der betreffenden Stelle meldete, seine einst gefürchtete Konkurrenz das unentbehrliche geliefert hatte . . .

Berthold wuchs heran.

Der glückliche Vater ging völlig auf in dem Jungen. Er zahnte mit ihm, er fieberte persönlich, als der Bub die Masern hatte, ja er machte — und nicht nur in der Einbildung — mit ihm den Keuchhusten durch, konsumierte als leuchtendes Beispiel für den Jungen den abscheulichen Schneckensaft und war stolz darauf, wenn er, blaurot im Gesicht vom Husten, die Versicherung des Arztes hörte: das sei ein außerordentlich seltener Fall, daß ein Erwachsener zum zweitenmal vom Keuchhusten befallen werde.

Peinlicher als der Keuchhusten war das Latein.

Anton Brömmelmann, der es nie recht vertragen hatte, lernte es mit dem Sohn, für den Sohn. Er stand mit dem absoluten Ablativ auf und träumte vom Akkusativ cum Infinitiv; er übte Vokabeln und konsultierte heimlich Eselsbrücken, war dem Sohn immer um drei Lektionen voraus, kurz, er tat alles, um die fromme Täuschung aufrecht zu erhalten, daß er alles das schon wisse, was der Sohn unbedingt lernen müsse, um ein edler Mensch und ein tüchtiger Bürger zu werden. Wenn Berthold längst seinen gesegneten Kinderschlaf schlief, mußte die mitleidige Annemarie dem unglücklichen Gatten die Punischen Kriege überhören und die entsetzlichsten, von den Karthagern verübten Greuel über sich ergehen lassen. Und Sonntag zog sich Anton Brömmelmann in sein Studierzimmer zurück, um über den „Frühling" nachzudenken oder über die „Freuden des Eislaufs", kurz über lauter Dinge, die seinem früheren Leben sehr fern gelegen hatten und die jetzt als Aufsatzthemata des Sohnes seine späten Mannesjahre erschreckten.

Zweimal waren sie sitzen geblieben.

Sie. Pluralis. Denn der Vater blieb mitsitzen, fühlte sich mitschuldig; obschon er die Tanzstunde, die an der Zerstreutheit des Sohnes die Hauptschuld trug, nicht mitgenommen hatte und die Zigaretten, die dem armen Berthold nicht bekamen, persönlich ganz gut vertragen konnte.

Endlich kam das Maturum.

Berthold, der ein hübscher, schlanker Bengel geworden war, nicht gerade strotzend von Intelligenz, aber in seiner gesunden Frische ein ganz lieber Kerl, ging in das Examen mit einer Siegermiene, als könne ihm nichts passieren. Der Vater aber saß zu Hause und seufzte:

„Die Mathematik — die Mathematik bricht uns den Hals. Du wirst sehen, Annemarie, die Mathematik!"

Und er verlangte Papier und berechnete Kegelschnitte stundenlang und löste Gleichungen mit drei Unbekannten, die — wenn die Sache fertig war — noch immer so gut wie unbekannt blieben, und ließ sich von all den Aufgaben foltern, die der Sohn vielleicht . . .

Aber der Sohn kam nach Hause, strahlend, eine Rose im Knopfloch und sichtlich erhitzt von einem kleinen Frühschoppen. Er hatte bestanden. Nicht gerade glänzend, aber was lag daran?

Anton Brömmelmann spendierte deutschen Sekt zum Mittagstisch. Er stieß mit dem Sohn an und hielt eine Rede, in der er sagte: er sei zwar der Vater ... aber er müsse denn doch sagen ... und überhaupt habe Demosthenes ganz recht gehabt, wenn er das schöne Wort gesprochen, das ihm jetzt nicht einfalle ... und der große Liebig sei auch ein schlechter Schüler gewesen ... und Henrik Ibsen hätte „kaum genügend" in der Trigonometrie gehabt ... und das Leben sei zwar schwer, aber schön ... und der Name Brömmelmann lege Pflichten auf ... jawohl, das tue er ... und so hoffe er heute ... denn das müsse die Jugend immer hochhalten ... und dafür könne er keinen Geringeren zitieren, als Cicero ... aber das wolle er nicht ... denn er sei froh, daß er all das Zeug jetzt vergessen könne ... denn ehrlich gesagt: zum Halse sei's ihm herausgewachsen ... und übrigens sei es Zeit, den Großvater von der Bahn abzuholen ...

Berthold bezog die Universität.

Der Vater wollte keinen Druck auf ihn ausüben. Er sollte studieren, was er wolle. Theologe — gut; aber protestantischer. Arzt — gut; aber nicht Spezialarzt für ansteckende Krankheiten. Jurist — gut; aber nicht „Kameralia" dazu. Zweierlei zugleich, das gehe nicht. Mit diesen Einschränkungen erlaubte Anton Brömmelmann alles. Mathematik war nicht zu befürchten. Auch für das Sanskrit zeigte sich bei Berthold keinerlei Neigung. Alle Ermahnungen schlossen:

„Vergiß nicht, daß du mein Einziger bist!"

„Berthold Brömmelmann vergaß das nicht.

Als er nach dem ersten Semester seine Schulden beichtete, erwies es sich, daß er immerzu daran gedacht haben mußte, daß er der „einzige" war. Außerdem war er „Hasso-Suebe", trug einen farbigen Bierzipfel, einen Zwicker und eine Tiefquart im Kinn, die dickrandig und tiefrot war und an jene alten Wunden erinnerte, die eine Neigung haben, „an der Bidassoa-Brücke" aufzubrechen. Und er roch nach Jodoform wie ein ganzer Transportzug des Roten Kreuzes.

Über die Richtung seines Studiums war er sich noch nicht schlüssig geworden. In der Anatomie war ihm schlecht geworden. Bei den Pandekten noch schlechter. In der Theologie störte ihn der heilige Geist, unter dem er sich absolut nichts denken konnte. Und Mathematik kam noch immer nicht in Betracht.

Leider änderte sich dies kaum „positiv" zu nennende Resultat seiner Studien auch fürderhin nicht. Er schickte spaßhafte Bierkarten, fidele Gruppenbilder und unbezahlte Rechnungen, begleitet von humori-

stischen Briefen, nach Hause. Über eine Berufswahl aber ließ er sich weiter nicht aus.

Als ihn der Vater auf Annemaries Drängen einmal besuchte, kam der alte Herr graugrün aussehend nach drei Tagen wieder. Er erinnerte sich noch deutlich vieler junger Herren mit gelben Mützen, die ihn an der Bahn empfingen und mit fast königlichen Ehren auf einen sehr merkwürdigen Aussichtspunkt kutschierten, wo man — und hier wurden seine Erinnerungen undeutlich — erst eine Pfirsich-, dann eine Ananasbowle trank. Es konnte aber auch umgekehrt gewesen sein. Wenn er sich nicht täuschte, hatten sie dann alle ein wunderschönes Lied mit erstaunlich vielen Versen gesungen, und dann — — — ja, man konnte ihn totschlagen, aber ihm war's, als ob dann irgend ein Fackelzug stattgefunden hätte. Es konnte aber auch eine Beerdigung oder eine Hochzeit gewesen sein. Ja selbst eine Kindstaufe hielt er manchmal für nicht ausgeschlossen. Und was die Studienpläne Bertholds anbetraf — man war nicht dazugekommen, darüber zu sprechen.

So war der Stolz des Hauses Brömmelmann im siebenten Semester, ohne daß sein Studium sichtbare Früchte getragen.

Da begab es sich, daß der vortreffliche Großvater in Neuenburg seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Unglücklicherweise hatte Anton Brömmelmann sich kurz vorher den Fuß vertreten, das heißt er war mit dem linken so außergewöhnlich kräftig auf den rechten getreten, daß der Knöchel gelitten hatte.

Annemarie, die treue Seele, machte ihm kalte Umschläge und konnte nicht abkommen. Berthold fuhr also allein als bevollmächtigter Abgesandter der Familie nach Neuenburg, seiner Geburtsstadt, die er noch niemals betreten.

Als erstes Lebenszeichen kam — eine Ansichtskarte aus Neuenburg, die der Großvater mit unterschrieben.

„Zeichen und Wunder!" sagte Anton. „Der gute alte Herr unterschreibt Ansichtskarten. Ja, ja, das Alter macht milder. Und eines Zitats sich erinnernd, das er vor Jahren — Berthold saß in der Ober-Sekunda — aus einem Spruchbuch als köstliche Perle für den schmückenden Schluß eines deutschen Aufsatzes gefischt, fügte er hinzu: „Wie sagt doch Goethe so schön: Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle."

Annemarie lächelte: „Papa hat sich doch in der Jugend keine Ansichtskarte gewünscht."

„Nein aber — —" Er fühlte selbst, daß er blödsinnig zitiert, und versuchte hinter einem schalkhaften Lächeln tiefen Sinn zu verbergen.

„Nun lies schon", drängte Annemarie.

Und er versuchte zu lesen, was sonst noch auf der merkwürdigen Karte stand. Aber außer den Worten „kalte Ente“ konnte er nichts herausbringen.

„Kalte Ente —“ meinte Annemarie kopfschüttelnd, „soll wohl ‚kalte Hände‘ heißen.“ . . .

Anton Brömmelmann glaubte das nicht. . . .

Mehrere Tage hörte man nichts weiter. Weder von dem Jubilar noch von dem festlichen Abgesandten. Da plötzlich ein Brief, ein langer Brief Bertholds.

„Wie lieb von ihm!“ lobte die Mutter.

Anton Brömmelmann mißtraute. „Er pumpt mich an!“ taxierte er.

Und er las.

„Liebe Eltern! Ihr werdet euch gewundert haben . . . Eltern wundern sich immer. Aber das wird noch besser kommen.“ —

„Etwas konfus, was?“ schaltete Anton Brömmelmann ein und sah über die Brille zu Annemarie; dann las er weiter:

„Ich glaube manchmal, ich habe Euch Sorge gemacht. Vor allem Dir, lieber Vater. Na, Du hast kein Geschäft, nicht wahr? Und etwas muß der Mensch doch haben. So hattest Du mich.“ —

„Das ist ja eine Epistel, als sollte er gehenkt werden“, meinte der Vater. Aber die Mutter bedeutete ihm, weiter zu lesen.

„Mit dem Studium — darüber machen wir uns nichts vor — war es nichts. Mündlich einmal davon. Als Papa mich besuchte, wollte er durchaus nicht davon sprechen . . .“

„Nanu?“ fragte Annemarie.

Aber Anton Brömmelmann überhörte das uns las weiter:

„Ich stamme aus einer Kaufmannsfamilie. Ich weiß zwar nicht, welcher Art Dein Geschäft eigentlich war, lieber Papa, aber es war ein Geschäft, nicht wahr? Nun, ich glaube, ich würde mich auch besser zum Kaufmann eignen. Und so wird's kommen. Denn, um's kurz zu sagen, ich bin verlobt.“

Das Ehepaar Brömmelmann sah sich an, als ob ein geflügeltes Krokodil im Zimmer sei. Keines brachte ein Wort heraus.

Dann ergriff die resolute Mutter den Brief und — nun las sie zu Ende; las in einem Tempo, in dem nur eine Frau lesen kann, die der größten Neuigkeit ihres Lebens auf der Spur ist.

„Ich habe das süßeste, reizendste, entzückendste Mädel von der Welt kennen gelernt . . . Durch Großpapa. Der verkehrt mit den Eltern. Er sagt, Ihr kennt sie auch, und lacht immer ganz verschmitzt dabei. Übrigens hat er immer noch die Marotte mit den Ansichtskarten . . .“

Der Teufel hole seine Ansichtskarten! Was ist das für ein Mädel?

„Die Eltern haben ein Geschäft. Ein sehr gutes Geschäft. NB. Sie ist das einzige Kind, heißt Mieze — ist das nicht reizend? Mieze Hinzelmann. Ihr müßt sie Euch so denken ..."

Anton Brömmelmann saß erstarrt. „Hinzelmann, doch nicht unser ..."

Der Blick der Mutter war bis zum Schluß des Briefes geflogen. „Das Geschäft, liebe Eltern, von dem ich oben sprach, ist ja ein bißchen sonderbar. Lieber Gott, alles kann nicht Poesie sein in der Welt, nicht wahr? Es gibt auch Dinge, die ... Aber der alte Herr Hinzelmann — übrigens ein famoser Kerl; fast so nett, wie mein alter Herr — der meint: Geschäft ist Geschäft. Ich hab' mit ihm gesprochen. Er ist sehr einverstanden. Seinen Segen haben wir schon. Einzige Bedingung: Ich muß später das Geschäft übernehmen ..."

Annemarie ließ den Brief sinken. Sie sah nach Anton Brömmelmann, der, ein Bild schöner aber tiefer Resignation, in seinem Sessel saß.

„Hast du gehört, Vater?"

Er nickte bloß.

Aber die treue Lebensgefährtin schien anzunehmen, daß der Schweigsame zwar zugehört, aber nicht verstanden habe. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn sanft, als wolle sie ihn aus einem erst halb überwundenen Schlummer zur Wirklichkeit wecken.

„Anton — das Geschäft — unser Geschäft — —"

Die Züge des Versteinerten belebten sich. Den Lippen entfuhr ein Zischlaut, wie ihn ungeduldige Lokomotiven knapp vor der Abfahrt hören lassen. Dann bildete der Sprechapparat Worte, tonlos, mechanisch, wie einem Uhrwerk gehorchend und ohne seelische Beteiligung:

„Mutter, dafür bin ich ausgewandert, dafür hab' ich Latein gelernt und die punischen Kriege und habe Kegelschnitte berechnet, damit mir ..."

„Geh', Alter!" Die Mutter legte ihm den Arm um den Hals. „Wenn er sie doch gar so gern hat!"

Aber Anton Brömmelmann dachte in diesem Augenblick nicht an den Sohn. Er sah mit seines Geistes Augen den Vater, seinen Vater, voll Stolz ein Zeitungsblatt auseinander falten. Eine ganzseitige Annonce im Tagblatt: „Urteile von Hygienikern, Professoren, Künstlern über Anton Brömmelmanns weltberühmte ..."

„Wir wollen ihm telegraphieren", mahnte die Mutter.

„Ja, ja."

Anton Brömmelmann ermannte sich.

„Ich will einen — Glückwunsch aufsetzen. Gib mir ein Stückchen Porzellan — wollt' ich sagen: ein Stück Papier."

Und Anton Brömmelmann sandte an die Adresse seines alten Geschäftes dem beinah studierten Sohne seinen väterlichen Segen.

’s Gottl.

Erzählung aus dem Erzgebirge von **Viktor Fleischer.***)

Gottl — das war der Adam Siebenlärchner, der nach dem Wunsche des früheren Dorfpfarrers hatte Pater werden sollen.

War ein fleißiges Bürschl gewesen immer, der Adam. Alle Tage lief er die fünf Kilometer nach Böhlau hinein ins Gymnasium. Viermal in der Woche hatte er Kosttage, die ihm der Pfarrer durch Freunde verschafft hatte. An zwei Tagen begnügte er sich mit einem Stück trockenen Brotes. Am Sonntag war er dafür Gast im Pfarrhofe.

Er machte seine Studien mit bestem Erfolge; „lauter solche Schüler wenn wir hätten,“ sagten die Patres, die am Gymnasium als Lehrer wirkten, dem Pfarrer, so oft er sich erkundigen kam.

Am Tage nach der Maturitätsprüfung — der Adam hatte richtig in allen Gegenständen Auszeichnung bekommen — gab’s ein großes Festmahl im Pfarrhause. Dann nahm sich der Pfarrer den Adam beiseite und hatte eine ernste Unterredung mit ihm.

„Lieber Adam“, sagte er zu dem hochgewachsenen jungen Manne, „ich habe dich studieren lassen, und du hast mir viel Freude gemacht. Sind wir einander also nichts schuldig. War immer mein Wille, daß du sollst einmal Geistlicher sein und mein Nachfolger werden im Amte. Jetzt ist die Zeit da zur Entscheidung. Ich will dich nicht zwingen zum geistlichen Stand. Die Pflichten, die du auf dich nimmst, wenn du Pater wirst, und die Rechte, denen du entsagen mußt — alles das kennst du, das brauche ich dir nicht zu erklären. Überleg dir’s ordentlich! Willst du’s auf dich nehmen, so machst du mir ein großes Geschenk damit. Hast du aber Bedenken, so sag mir’s ruhig, und ich werde dich nicht nötigen. Willst du dich einem anderen Studium widmen, werde ich dich fördern, so weit als ich kann.“ So sprach der gütige alte Mann.

Nichts andres wolle er werden als Priester, sagte der Adam. Es sei sein höchster Wunsch und es freue ihn, sich auf diese Weise dem Wohltäter dankbar bezeugen zu können.

„Nein — heute noch nicht, heute sollst du dich noch nicht entscheiden. Da hast du fünfzig Gulden, damit machst du eine Reise, schaust dir ein Stück Welt an — und wenn du dann noch Pater werden willst, bringe ich dich selbst ins bischöfliche Seminar.“

Der Adam wollte das Geld nicht nehmen. Er sei dem Pfarrer so schon mehr Dank schuldig, als er ihm jemals werde erweisen können.

*) Aus dem Buche „Das Steinmetzendorf“, eine Erzählung aus dem Erzgebirge von Viktor Fleischer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von dem in Charakterisierung wie Eigenart der Darstellung gleich trefflichen Erstlingswerk des jungen deutschböhmischen Dichters.
Die Red.

Allein der gute alte Herr gab nicht nach. „Hast dir's brav verdient, das Geld, und ich brauch's nicht."

So ging denn der Adam nach Wien und sah sich in der Kaiserstadt um. Als er zurückkam, sagte er, jetzt wolle er erst recht Pfarrer werden in Sandberg. Er tauge nicht in eine große Stadt, er sei für das Bergdorf geschaffen. Im Oktober geleitete ihn der Pfarrer ins Seminar, wo einer seiner Freunde als Lehrer wirkte. Wieder lauteten die Nachrichten über ihn immer sehr lobend. Als er das erstemal auf Ferien kam, fand er seine Mutter schwer krank. Da lag er stundenlang beim Bette der Fiebernden auf den Knien, das Kruzifix in den krampfhaft umklammernden Händen, und betete. Und am letzten Tage seiner Ferien haben sie die alte Siebenlärchnerin begraben . . .

Da war eine Wandlung in dem jungen Manne vorgegangen. Wortkarg ging er zwischen den Alumnen des Seminars einher. Oft, wenn sie ihn plötzlich überraschten, fanden sie ihn laut weinend oder mit dem Kruzifix redend. Dann war er eines Tages ins Heimatsdorf gekommen zu seinem Pfarrer. Er ertrage es nicht länger. Die Zweifel hätten ihn überfallen und er könne sich ihrer nicht erwehren. Helfen solle ihm der Pfarrer, sonst wüßte er nicht, wie das Ende sein werde . . .

Der ergraute Priester streichelte ihm die Hand und suchte ihn zu beruhigen. Kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen und mit Mühe unterdrückte er selbst die Tränen, da der abgehärmte junge Mann vor ihm niedersank und weinend seine Knie umfaßte.

„Wein' nicht, Adam, nicht weinen! Wir wollen das alles ruhig miteinander besprechen, mein guter Junge, dein Unglück werd' ich doch nicht wollen . . ."

Er zog den Schluchzenden empor und nötigte ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er selbst schob sich seinen Lehnstuhl heran und so saßen sie einander lange schweigend gegenüber. Dann begann der Pfarrer mit leiser Stimme zu reden und es klang, als müsse er sich zum Sprechen zwingen, als drohe ihn jedes Wort zu ersticken.

„Weiß freilich nicht", sagte er, „was ich dir eigentlich raten soll . . . Fast scheint's mir sündhaft, wenn du so vor den Zweifeln Reißaus nehmen wolltest . . . und doch, wenn du nicht anders kannst, muß ich dir wieder sagen, laß die Theologie sein . . . zieh das Priestergewand nicht an . . . Ohne Willen ist kein Segen daran . . . Wer dem Herrn dient mit verstecktem Groll und aus unaufrichtigem Herzen, ist ärger als ein Gottloser . . ."

Wieder wars eine Weile still im Zimmer und nur die schweren Atemzüge des jungen Theologen waren zu hören.

„Und dann wieder muß ich dir sagen: Diese Stunde kommt für jeden Priester einmal, vor den Anfechtungen ist keiner gefeit . . . ich hab's auch durchgemacht und hundert andre mit mir, Tausende vor

dir, Tausende werden's nach dir erleben ... die Stunde kommt für jeden ... Darum, meine ich, darfst du nicht gleich das erstemal die Waffen strecken und davonlaufen — Ecclesia militans — die Streiter der Kirche haben freilich zu streiten genug und nicht zum mindesten mit sich selbst ... Denk dir, du wärst Arzt geworden — eines Tages wärst du dagestanden und hättest gesehen, daß auch diese Wissenschaft Grenzen hat, hättest verzweifeln wollen, wenn all dein schwer errungenes Können und Wissen machtlos blieb gegen den Tod ... Hättest du da auch den Beruf aufgegeben oder hättest du gestrebt nach weiterer, höherer Erkenntnis? ... Oder du wärst Jurist geworden ... hättest sehen müssen, wie geschickte Advokaten Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verwandeln, wie Unschuldige verurteilt werden, weil der Schein gegen sie ist ... was hättest du getan? ... So frage ich dich und frage mich selbst, denn mir ist, als sei ich selbst an deiner Stelle ... siehst du, das sind meine Bedenken ... Aber zwingen will ich dich auch jetzt nicht, denn dein Unglück soll der heilige Glaube und der geweihte Stand nicht werden ..."

Des Pfarrers Stimme war lauter und sicherer geworden, während er sprach. Und war es diese gütige Stimme, in der so viel Liebe, so heißes Vertrauen und fester Glauben widerklang, war es das tiefe Dankbarkeitsgefühl gegen den Wohltäter, der unter der Unsicherheit des jungen Freundes litt, oder auch nur das Bewußtsein, daß er ihm sehr, sehr wehe tun würde, wenn er anders handelte: Adam erklärte, er wolle ins Seminar zurück und werde sich in festem Vertrauen bestreben, der Anfechtungen Herr zu werden.

Wieder begleitete ihn der alte Pfarrer in den Studienort. Adam arbeitete Tag und Nacht, las und studierte und rang in heißen Gebeten um Erleuchtung. Dann, nach einem halben Jahre, kam ein Brief aus dem Seminar an den Pfarrer von Sandberg. Er solle doch einmal kommen, schauen was mit seinem Schützling los sei. Der Adam führe gotteslästerliche Reden und man wisse nicht, ob er sich verstelle oder ob die sinnlosen Worte nicht geheuchelt, sondern ein trauriges Zeichen wirklicher Geistesgestörtheit seien. So der alte Freund im Seminare.

Eiligst machte sich der Greis auf den Weg. Als er bei Adam eintrat, sagte ihm der irre Blick des jungen Theologen mehr noch als sein kindisches Benehmen, wie weit der Verzweifelte schon gekommen sei. Aus seinem Handtuche hatte er eine Puppe gemacht, die er wie ein Kind im Arme wiegte. Das sei „'s Gottl," das er in seinen fiebernden Gebeten ersehnt und durch göttliche Gnade endlich gefunden habe ...

Sie brachten ihn in eine Heilanstalt. Und nach einem Jahre schickte man ihn als „unheilbar, ungefährlich" zur weiteren Pflege in die Heimatsgemeinde.

Jetzt lief er zum Gespött der Kinder im Dorfe herum, setzte sich auf einen Eckstein bei der Einfahrt in ein Gehöfte und begann seine Litaneien zu singen. Das Collare hatten sie ihm weggenommen, so band er sich denn einen schwarzen Fetzen um den Hals und kniete stundenlang vor der geschlossenen Kirchentüre, mit gefalteten Händen plapperte er statt des Gebetes eine Ballade, die er vor Jahren in der Schule gelernt hatte. Oder er umklammerte die Mariensäule vor dem Hause des Steinschneiders, preßte seinen Kopf gegen den kalten Stein und schluchzte . . . Dann sprang er plötzlich mit lautem Gelächter davon und rannte durch das Dorf, als werde er von jemandem verfolgt, den er verspotte, weil er immer wieder entkomme. Der Teufel wolle ihm „'s Gottl" nehmen, sagte er, seine Hadernpuppe, die er immer mit sich herumschleppte.

Ein andermal saß er vor dem Pfarrhause und sang unaufhörlich: „O du allerschönste, allerheiligste Jungfrau Maria . . ." Dem Pfarrer lief er nach, wo er ihn traf. Er küßte ihm die Hände, nannte ihn seinen Wohltäter und wollte ihm zum Danke „'s Gottl" schenken.

Dem greisen Priester zerriß das Elend des Mannes das Herz. Er kämpfte mit den Tränen, wenn er ihn sah, und wenn er ihm ausweichen konnte, so tat er's. Er quälte sich selbst mit Vorwürfen. „Siehe, das ist dein Werk . . ." sagte er sich. Die alte Hanne hörte ihn oft des Nachts laut sprechend in seinem Zimmer herumgehen. Dann wieder schrie er auf und bat den Heiland um Verzeihung, daß er mit seinen Wünschen unwissend ein Menschenleben zerstört habe. Er fand keinen Trost mehr im Gebete. Nach einem halben Jahre trugen ihn die Sandberger zu Grabe.

Adam aber lebt weiter mit seinem „Gottl".

Von den Ufern des Lebens.

Gedichte von Karl v. Spieß.*)

Erweckung.

In deinen Tiefen,
Da brennen Gluten.
Die müssen befreit sein
Und überfluten
Heute!

Du bist die Meine,
Das weiß ich lange.
Zum letztenmale
Blickst du so bange
Heute!

Erwachen sollst du,
Dein Herz erschließen
Und trunkenen Auges
Die Welt genießen
Heute!

In hellster Sonne
Nach trüben Träumen
Durchbeb' dich des Lebens
Überschäumen
Heute!

*) Aus „Von den Ufern des Lebens" von Karl v. Spieß. (Wien. Akademischer Verlag.)

Seine Heimkehr.

Das Schicksal hat durch Meer und Gefahren
Zurück dich in unser Städtlein gebracht.
Du standest vor mir nach langen Jahren —
Über eine Nacht.

Ich hatte schon abgeschlossen auf Erden
Und deiner nur mehr beim Beten gedacht.
Wie soll ich nun gleich eine andere werden —
Über eine Nacht?

Doch das Wunderbare kann nicht ertrinken,
Die Zeit hat uns auch nicht alt gemacht.
Jung sollen wir uns in die Arme sinken —
Über eine Nacht.

Die Mitternachtsstunde durchklang mich mit Beben,
Das Dunkel hat noch keinen Schlaf gebracht.
Ich glaube, ich kann den Tag nicht erleben —
Über eine Nacht.

Friedhof im Gebirge.

Ein kleiner Friedhof, rings die Berge
Und unten ein verlass'nes Tal.
Hier wittert jeder Fußbreit Erde
Den einen Vers: Es war einmal.

Ich halte einen Totenschädel,
Den ich aus einer Ecke nahm.
Ein Vogel singt in dunklen Fichten
Ein Lied vom Leben wundersam.

Der Schädel gleicht den kleinen Bildern,
Die an den Straßen hierzuland,
Die nur mehr Holz und rotes Eisen,
Indessen Farb und Zeichnung schwand.

So blichen dir auch Aug' und Wangen,
Da über dich die Zeit gerollt,
Und niemand weiß es mehr zu sagen,
Was Gott mit dir gewollt.

Ein Brief Hermann Schells.

Unser Mitarbeiter Rosegger übergibt uns auf Wunsch mehrerer sachlich Beteiligter ein Schreiben Hermann Schells zur Veröffentlichung. Er leitet dasselbe mit folgenden Worten ein:

Vor sechs Jahren, zur Zeit, als mein damals neuerschienenes Buch: „Mein Himmelreich“ (als Vorläufer des I. N. R. I.) von einem Teil der kirchlichen Presse heftig angefeindet wurde, erhielt ich eines Tages ein Schreiben Hermann Schells aus Würzburg. Dasselbe ist so gehaltvoll und kennzeichnet den viel umstrittenen Standpunkt Schells so klar, daß ich ihn der Öffentlichkeit nicht für immer vorenthalten will. Eine Indiskretion kann damit nicht mehr begangen werden, da die Angelegenheit des mittlerweile verstorbenen Apologeten ja längst eine öffentliche Sache geworden ist, die in das Geistesleben der Gegenwart eingreift. Schells Schreiben an mich lautet:

Würzburg, 14. April 1901.

Sehr verehrter Herr!

Ich gehöre zu denen, welche — obgleich Vertreter des katholischen Christentums in Wissenschaft und Leben — obgleich Theolog und Priester, vielmehr für den richtigen Standpunkt des Theologen und Priesters, gerade deshalb sich freuen, daß

aus Ihrem konfiszierten Aufsatz das „Himmelreich“ geworden ist. Veranlassung zu dieser Äußerung an Sie gibt mir der Ärger, daß das Regensburger Offertenblatt, das freiere Anschauungen zu vertreten oder doch zu verstehen pflegt, Ihr Himmelreich als gefährlich gebrandmarkt hat. Ich sah da wieder, wie auch solche Leute noch fern von der Ahnung sind, daß unser Denken und Erkennen ein sinnbildliches und darum freikünstlerisches versuchsweises Herstellen einer Idee im Innern ist, kein passives Widerspiegeln einer von außen hineinstrahlenden gegenständlichen Wahrheit. Wo man am meisten auf korrekte Wahrheit im Glauben pocht, hat man am wenigsten Empfänglichkeit und Sinn für die Wahrheit. Ich bin als Apologet zu tief in dem Studium der Evangelien und der Person Jesu drin verwachsen, als daß ich nicht die ganze weite tiefe Kluft empfände, die zwischen den genialen Evangelisten und den gewohnheitsmäßig-fanatischen oder pietistischen Vorstellungen jener hinsichtlich der Person und Lehre Jesu besteht, die meinen, die eigentlichen Bekenner Christi zu sein. Aber dem Evangelium in einem Zug, d. h. dem Evangelium selber weichen sie aus: sie wittern Gefahr für ihre Götzenbilder.

Ich schreibe Ihnen diese meine Empfindung in der ausschließlichen und auf Diskretion rechnenden Absicht — ich bin ja sehr argwöhnisch beobachtet — um Ihnen den Beweis zu geben, daß Sie in katholisch-theologischen Kreisen nicht unverstanden sind. Ich habe ja die Laien — nicht ohne Grund und Zweck — aufgefordert, daß sie schriftstellerisch, denkend und urteilend am religiösen Leben des Katholizismus teilnehmen. Das wäre die größte Gefahr, daß dieses Gebiet bei uns ausschließlich Sache der Schriftgelehrten und Fachtheologen werde. Eine vom Laienschriftstellertum religiösen Sinnes und vom Volke, von der Nation abgelöste Fachtheologie wird zur Ancilla hierarchiae. Darum ist die Kundgebung freien ernsten Gedankenlebens durch Männer wie Sie ein Gewinn auch für die Theologie. Man darf sich durch alle Verdikte der kirchlichen Behörden darin nicht irre machen lassen. Dieselben treten natürlich stets für die Interessen der Autorität ein; kein freier und denkender Kopf wird von den Trägern der Autorität im großen ganzen die Wahrung und den Aufruf zur Freiheit erwarten. Freiheit muß sich selber schützen.

Dies war der Grund, warum man mich auf den Index setzte — um den „jungen Klerus und das Volk vor meiner Revolutionierung des theologischen Denkens und des religiösen Lebens“ zu schützen. Diesen Geist, der Denken erregt und zum Urteil ermutigt, witterte man durch alle Schichten der korrekten Orthodoxie hindurch in meiner Dogmatik und in meinem Gott und Geist. Man hat sie dadurch vorderhand dem Klerus und kirchlichen Leserkreis entzogen. Aber meinen Einfluß in der jungen Theologenwelt durch weite Gaue hin hat man nicht gebrochen.

Aus meiner Erklärung in den Hochschulnachrichten März 1899 konnte jeder entnehmen, dem es um Wahrheit, nicht nur um Spektakel zu tun war, daß ich durch meine Unterwerfung unter das Indexdekret — ausdrücklich nur — wie Sie von sich sagen — die Konfiskation respektiert, die kirchliche Polizeimaßregel anerkannt als gültig, wie man die Gesetze und Verordnungen höchster Instanzen anerkennen muß — aber nichts, gar nichts widerrufen oder preisgegeben habe.

Ich bin immer im Dienste der Idee, den Geist und das Leben wahrer Religion und Liebe — frei von allem was Schranke und Scheuleder ist, aber echt deutsch wie echt katholisch — ohne Geringschätzung anderer Nationen und Konfessionen und ohne Chauvinismus, in unserem katholischen Kreis, in der Theologie, im Klerus und Volk lebendig zu erwecken und zu fördern. Darum brachte ich das Opfer, das ohne Verletzung der Überzeugungstreue möglich war, und ließ mich nicht zum toten Manne machen. Durch Verweigerung der geforderten äußeren oder disziplinären Unterwerfung hätte ich den Ultraklerikalen die größte Freude gemacht.

In diesem Sinne nehmen Sie meinen Brief auf: es gibt auch bei uns noch katholische Theologen und Philosophen, die Ihr Denken und Streben, Ihr Himmelreich zu verstehen und zu würdigen wissen. Sie selber wollen nicht, daß das bedeute, es sei alles, was drin gesagt wird, sachlich richtig aufgefaßt. Darnach streben wir: Veritati!

Mit deutschem Gruße in hochachtungsvoller Verehrung Ihr

Dr. Hermann Schell,
Universitätsprofessor.

Eine neue Lebensauffassung.

Von **Tolstoi**.

Wie ein einzelner Mensch, der in ein neues Alter tritt, unausbleiblich seine Lebensauffassung ändert, und der erwachsene Mensch den Sinn seines Lebens in etwas anderem erblickt als das Kind, genau so verändert auch eine Mehrheit von Menschen, ein Volk, unausbleiblich, seinem Alter entsprechend, seine Lebensauffassung und die aus dieser Auffassung entspringende Tätigkeit. Die Begründung dieser der Menschheit in den neuen Bedingungen, in die sie eintritt, eigenen Lebensauffassung und der aus ihr entspringenden Tätigkeit ist dasjenige, was man Religion nennt.

Und deswegen ist die Religion erstens nicht, wie die Wissenschaft glaubt, eine Erscheinung, die früher einmal der Entwicklung der Menschheit entsprach, dann aber überlebt wurde, sondern sie ist eine das Leben der Menschheit stets begleitende Erscheinung und ist in unserer Zeit der Menschheit ebenso notwendig wie in jeder anderen Zeit. Zweitens ist die Religion stets die Bestimmung einer zukünftigen und nicht einer vergangenen Tätigkeit. Diese Eigenschaft der Vorausbestimmung des Weges, den die Menschheit gehen muß, ist in größerem oder geringerem Grade allen Leuten eigen; aber stets und zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, in denen diese Eigenschaft mit besonderer Kraft erschienen ist, und diese Menschen haben klar und genau das ausgedrückt, was unklar alle Menschen fühlten, und haben die neue Lebensauffassung begründet, aus der eine andere Tätigkeit als die frühere für viele Jahrhunderte und Jahrtausende entsprungen ist.

Solcher Lebensauffassungen kennen wir drei: zwei hat die Menschheit schon durchlebt, die dritte ist diejenige, welche wir jetzt im Christentum durchleben. Die erste war die persönliche oder tierische, die zweite — die gesellschaftliche oder heidnische, und die dritte — die der ganzen Welt oder göttliche.

Nach der ersten Lebensauffassung ruht das Leben des Menschen allein in seiner Persönlichkeit; das Ziel seines Lebens liegt in der Be-

friedigung des Willens dieser Persönlichkeit. Nach der zweiten Lebensauffassung ruht das Leben des Menschen nicht in seiner Persönlichkeit allein, sondern in einer größeren Anzahl und in der folgerichtigen Handlungsweise mehrerer Persönlichkeiten: im Stamm, in der Familie, im Geschlecht, im Staat; das Lebensziel besteht in der Befriedigung des Willens dieser Mehrheit von Persönlichkeiten. Nach der dritten Lebensauffassung liegt das Leben des Menschen weder in seiner Persönlichkeit noch in einer Anzahl und der folgerichtigen Handlungsweise von mehreren Persönlichkeiten, sondern im Ursprung und in der Quelle des Lebens — in Gott.

Das ganze historische Leben der Menschheit ist nichts anderes als ein schrittweises Übergehen von der persönlichen, tierischen Lebensauffassung zur gesellschaftlichen und von der gesellschaftlichen Lebensauffassung zur göttlichen. Die ganze Geschichte der Völker des Altertums, die durch tausend Jahre dauert und mit der Geschichte Roms endigt, ist die Geschichte des Ersatzes der tierischen, persönlichen Lebensauffassung durch die gesellschaftliche und staatliche. Die ganze Geschichte seit der römischen Kaiserzeit und dem Erscheinen des Christentums ist die jetzt noch von uns durchlebte Geschichte des Ersatzes der staatlichen Lebensauffassung durch die göttliche.

Die Vollkommenheit, die das Christentum uns zeigt — ist unendlich und kann niemals erreicht werden; und Christus gibt seine Lehre, indem er berücksichtigt, daß vollständige Vollkommenheit niemals erreicht werden kann, daß aber das Streben nach vollständiger, unendlicher Vollkommenheit das Heil des Menschen stets vergrößern wird und daß dieses Heil deswegen ins Unendliche vergrößert werden kann.

Christus lehrt keine Engel, sondern Menschen, die ein animalisches Leben leben und sich in ihm bewegen. Und gerade zu dieser animalischen Bewegungskraft fügt Christus gleichsam eine neue andere Kraft der Erkenntnis der göttlichen Vollkommenheit hinzu. Das wahre Leben besteht nach früheren Lehren aus der Erfüllung von Regeln, des Gesetzes; nach der Lehre Christi besteht es aus der größtmöglichen Annäherung an die angedeutete und jedem Menschen in sich bewußte göttliche Vollkommenheit, in der stets zunehmenden Annäherung an die Verschmelzung seines Willens mit dem Willen Gottes.

Die Existenz des tierischen Wesens im Menschen, nur des tierischen, ist kein menschliches Leben. Das Leben nur nach dem Willen Gottes ist auch kein menschliches Leben. Das menschliche Leben ist zusammengesetzt aus dem tierischen und dem göttlichen Leben. Und je mehr diese Zusammensetzung sich dem göttlichen Leben nähert, um so mehr ist sie Leben. Und Vollkommenheit. Kein Zustand kann nach dieser Lehre höher oder niedriger sein als ein anderer. Jeder Zustand ist nach dieser

Lehre nur ein bestimmter, an und für sich nicht zu unterscheidender Grad zur unerreichbaren Vollkommenheit und bildet deswegen an und für sich weder einen höheren noch geringeren Lebensgrad. Die Vermehrung des Lebens ist nach dieser Lehre nur eine Beschleunigung der Bewegung zur Vollkommenheit. Und deswegen bildet die Bewegung zur Vollkommenheit des Zöllners Zachäus, der Buhlerin, des Räubers am Kreuze einen höheren Lebensgrad als die unbewegliche Rechtschaffenheit des Pharisäers. Und deswegen kann es für diese Lehre keine Regeln geben, deren Erfüllung Bedingung ist. Jemand, der auf einem niedrigen Grade steht und zur Vollkommenheit hinstrebt, lebt sittlicher und besser und erfüllt die Lehre besser als jemand, der auf einem weit höheren Grade der Sittlichkeit steht, aber nicht zur Vollkommenheit hinstrebt. In diesem Sinne ist dem Vater das verirrte Schaf teurer als die nicht verirrten. Der verlorene Sohn, die verlorene und wiedergefundene Münze teurer als die nicht verlorenen.

Die Erfüllung der Lehre liegt in der Bewegung zu Gott. Es ist augenscheinlich, daß es für die Erfüllung dieser Lehre keine bestimmten Regeln und Gesetze geben kann. Jeder Grad der Vollkommenheit und jeder Grad der Unvollkommenheit sind vor dieser Lehre gleich; keine Erfüllung von Geboten bedeutet die Erfüllung der Lehre; und deswegen gibt es für diese Lehre keine bindenden Regeln und Gebote, und kann es keine geben.

Die staatlichen Gebote sind meistens positive Vorschriften bestimmter Handlungen, rechtfertigen die Menschen und geben ihnen Rechtlichkeit. Die christlichen Gebote dagegen (das Gebot der Liebe ist kein Gebot im engsten Sinne des Wortes, sondern der Ausdruck des Wesens der Lehre), die fünf Gebote der Bergpredigt sind alle negativ und zeigen nur, was die auf einer bestimmten Entwicklungsstufe angelangte Menschheit nicht mehr tun kann. In der Bergpredigt ist von Christus das ewige Ideal ausgedrückt, nach welchem die Menschen streben sollen, und der Grad, welcher schon in unserer Zeit von den Menschen erreicht werden kann.

Hinter diesen Geboten müssen und werden höhere und immer höhere auf dem Wege der Vollkommenheit folgen, die die Lehre uns angibt.

Die christliche Lehre ist für den Menschen ein Hinweis darauf, daß das Wesen seiner Seele die Liebe ist, daß er sein Heil nicht dadurch erlangt, daß er diesen oder jenen liebt, sondern dadurch, daß er den Ursprung von allem — Gott liebt, den er in sich als Liebe kennt, und er wird deswegen alle und alles lieben.

Das Leben der Menschheit bewegt sich, macht, wie das Leben eines einzelnen, Stufen durch, und jede Stufe hat ihre entsprechende

Lebensauffassung, und diese Lebensauffassung machen sich die Menschen unbedingt zu eigen. Der Gemeindemensch unserer Zeit wird durch das Leben selbst in die Notwendigkeit versetzt, sich von der heidnischen Lebensauffassung, die dem jetzigen Alter der Menschen nicht angemessen ist, zu trennen und den Anforderungen der christlichen Lehre nachzugeben, deren Wahrheiten, wie sehr sie auch verdorben und falsch ausgelegt werden, ihm trotzdem bekannt sind und allein eine Lösung der Widersprüche bieten, in die er verstrickt ist.

Die auf das Gemeinwohl gegründete Lebensauffassung ist in Jahrhunderten, Jahrtausenden in das Bewußtsein der Menschen übergegangen, hat verschiedene Formen durchgemacht und ist jetzt schon für die Menschheit zu einer unbewußten, erblich überkommenen Tätigkeit, zur Erziehung und Gewohnheit geworden; und deswegen erscheint sie uns natürlich. Aber vor 5000 Jahren erschien sie den Menschen ebenso unnatürlich und schrecklich, wie ihnen jetzt die christliche Lehre in ihrem wahren Sinn erscheint.

Es scheint uns jetzt, daß die Forderungen der christlichen Lehre bezüglich allgemeiner Brüderschaft, Aufhebung der Nationalitäten, Wegfall des Eigentums und die so sonderbar erscheinende Lehre, dem Übel keinen auf Gewalt gegründeten Widerstand entgegenzusetzen, unmögliche Forderungen seien. Aber genau so unmöglich erschienen Jahrtausende vor uns, in den ältesten Zeiten, nicht nur die staatliche, sondern auch die auf das Wohl der Familie bezüglichen Forderungen, wie zum Beispiel: die Forderung, daß Eltern ihre Kinder, junge Leute die alten ernähren sollten, daß Ehegatten einander treu wären. Noch sonderbarer, geradezu sinnlos erschienen die auf das Wohl des Staates bezüglichen Forderungen: wonach die Bürger sich den Anordnungen einer Macht fügen sollten, Abgaben bezahlen, zur Verteidigung des Vaterlandes in den Krieg ziehen u. s. w.

Genau so wird auch jetzt die christliche Lehre den Leuten einer auf das Gemeinwohl gegründeten oder heidnischen Weltanschauung als übernatürliche Religion hingestellt, während in Wirklichkeit weder etwas Geheimnisvolles noch Mystisches noch Übernatürliches in ihr liegt.

Es kommt eine Zeit, und sie rückt schon heran, wo die christlichen Grundlagen des Lebens der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Gemeinsamkeit des Besitzes und des Grundsatzes, dem Übel keinen Widerstand mittels Gewalt zu leisten, ebenso natürlich und einfach erscheinen, wie uns jetzt die Grundlagen des Famlienlebens, des Gemeinde- und Staatslebens erscheinen.

„Türmer."

Ferdinand v. Saar an Friedrich Marx.

Von Irene v. Schellander.

O schweigt von Nachruhm, von Unsterblichkeit!
Begierig ist die Welt nur, zu vergessen,
Was sie an dir geliebt einst und besessen
Doch niemals dir verzieh in stillem Neid.

Friedrich Marx.

Dichternamen, die das Leben allmählich zu verlöschen droht, leuchten, vielleicht am lebendigsten, über einem frischen Grabhügel wieder auf. Ob dieser durch den Tod verliehene und erhöhte Weiheglanz von Dauer sei, beantworten spätere Generationen. Auch Ferdinand von Saar, der von jahrelangem unerträglichen Siechtum Gepeinigte, Vernichtete, der am 23. des verflossenen Juli zur erlösenden Waffe griff, scheint sich dadurch Auferstehung erkämpft zu haben. Eine positive Behauptung, wenn es einen österreichischen Dichter gilt, ist nicht möglich. Treffender wird das Sprichwort vom Propheten im eigenen Lande nirgends in der Praxis veranschaulicht, als bei uns.

Wie ernst es Saar um die Ausübung seiner Kunst gewesen, wie schwer dieser heißersehnte freie Beruf auf dem von Glücksgütern nicht gesegneten Manne doch gelastet, darüber enthalten seine Briefe aus den Sechzigerjahren an seinen Dichterfreund Friedrich Marx Andeutungen und Aufschlüsse. Die Lebensschicksale beider Dichter haben viel Gemeinsames. Auch ihr Geburtsdatum liegt nur drei Jahre auseinander und fällt in den September; Saar wäre am 30. vergangenen Herbstes dreiundsiebzig, Marx am 20. 1905 fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Um Jahresfrist (19. Juni) ging Marx dem Kameraden im Tode voraus. Sie waren Waffenbrüder, Idealisten des Lebens und der Dichtung, heitere Naturen, wenn auch Saar sich aus schwerwiegenden inneren Gründen nicht zu der reinen Harmonie des Gemütes durchringen konnte, womit Marx soviel Behaglichkeit und Freude um sich verbreitete. Beide verließen in ihren besten Jahren den Militärstand — Marx auf zehn Jahre, Saar für immer — um ganz der Poesie zu leben.

Der erste an Marx gerichtete Brief von Saar entsprang einem Anlaß, welcher den zeitlebens wenig verwöhnten Dichter im Innersten erquicken mußte:

Hochverehrter Herr!

Seit ich mit meinen Arbeiten vor die Öffentlichkeit getreten bin, ist mir keine solche freudige, tief beglückende Überraschung zuteil geworden, als dies durch den Empfang des Heftes geschah, welches Ihre Besprechung meines Hildebrand enthält. Es ist über dieses Schmerzenswerk manches Anerkennende geschrieben worden; aber auch noch gar nichts, was sich, eine Rezension von Mosenthal etwa ausgenommen, nur im entferntesten mit Ihrer Beurteilung vergleichen ließe. Überall eine gewisse Reserve, eine mit den Ausdrücken voller Anerkennung kargende Art zu loben, eine totale Verkennung und hie und da ein absichtliches Ignorieren der Hauptsache. Hier

aber finde ich, wonach ich mich seit Jahren sehnte: eine herzliche, warme Betonung des eigentlichen poetischen Inhaltes, ein kongeniales Verständnis meiner Arbeit! Aber freilich, das konnte ja nur wieder selbst ein Dichter — und zwar einer, der, von den kleinlichen Interessen der Gilde unberührt, frei und erhaben ein menschlich schönes, dem reinen Kunstideale zugewandtes Dasein lebt! Lassen Sie mich denn, hochverehrter Herr, Ihnen aus voller Seele danken! Nehmen Sie es nicht für bloße Phrase, wenn ich sage, daß mich diese unverhoffte Anerkennung doppelt freut, weil sie von Ihnen herrührt, denn unser beiderseitiger Bildungs- und Entwicklungsgang hat ja so viele Berührungspunkte, und ich bin dem Ihrigen stets mit warmer Teilnahme gefolgt — als dem eines echten Dichters. Zudem haben wir uns schon einmal, etwa vor 9 Jahren, als wir beide in Wien garnisonierten, bei einem Leichenbegängnisse gesprochen; freilich nur flüchtig und ohne daß der eine in dem andern den Poeten geahnt hätte! Ich habe Sie noch gar gut im Gedächtnisse. Als ich den vergangenen Sommer bei meinem ältesten und besten Freunde, dem Hauptmann v. Heillinger in Krumau zubrachte, erfuhr ich, daß auch Sie mit diesem seltenen, wahrhaft edlen Manne innig befreundet seien, und es hat wenig gefehlt, so hätte ich ihn ersucht, einen geistigen Verkehr zwischen Ihnen und mir zu vermitteln. Das Bedenken jedoch, wie leicht eine solche Initiative oft mißdeutet werden und zum Übel ausschlagen kann (ich habe ähnliches erlebt), hat mich schließlich immer wieder davon zurückgehalten. Nun aber hoffe ich, daß sich zwischen uns ein unzertrennliches Band knüpfen wird: eine in einem „höheren Dritten" wurzelnde Freundschaft, welche eigentlich das einzige Schöne und Dauernde ist in dieser Welt des Scheins! — —

Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl bin ich, hochverehrter Herr, mit nochmaliger Versicherung meines wärmsten Dankes und meiner wahren Zuneigung

Ihr aufrichtiger und tief ergebener

Wien, 25. April 1868. Ferdinand v. Saar.

Es handelte sich um die Kritik der ersten Abteilung seines Trauerspieles „Kaiser Heinrich der Vierte" (Heidelberg 1865, 1867). Saars Produktivität war, wie bei Marx, durchaus an Stimmung gebunden, die keiner von beiden erzwingen konnte. Doch während Marx in körperlicher und seelischer Gesundheit, blitzgleicher Inspiration folgend, Seite auf Seite mit dem leichten, volltönenden Rhythmenfluß seiner Verse füllte, arbeitete Saar langsam und schwer, wie dies auch von Schiller bekannt ist. In ihrem poetischen Schaffen sind sie übrigens sehr verschieden: helle, farbige Töne, glänzender Aufschwung, mannigfaltiges Gebiet der Lyrik bei Marx; bei Saar eine dunklere, beschauliche, stillere Note, eine gewisse Trockenheit, wie in den Gedichten Grillparzers und eine reiche, seelentiefe Erzählkunst, welche Kraft und Blüten gehoben hatte aus einem Heimatsboden einziger Art, aus Wien. Beide Freunde aber ernteten Lauheit des großen Publikums. In ihr gegenseitiges literarisches Streben gewährt Saars Korrespondenz manchen allgemein interessanten Einblick. Gedrückt von der Dürftigkeit der Verhältnisse und mit der Sprödigkeit poetischer Motive ringend, wovon nur eine Künstlernatur sich eine Vorstellung machen kann, bittet Saar oft wegen längerer Pausen im Briefschreiben, das ihm besonders schwer falle, um Nach-

sicht. Er beschäftigt sich mit der Ausführung seines erst viel später, 1886, veröffentlichen Trauerspieles „Thassilo“ und liest mit Spannung die geschichtliche Tragödie „Olympias“ von Marx, die bekanntlich 1870 unter Direktor Kreibig in Gegenwart Wilhelm Jordans und Robert Hamerlings am Grazer Landestheater ungewöhnlich erfolgreich war. Ferdinand von Saar befürwortet das Einhalten der dramatischen Laufbahn beim Freunde und daß er ein wirksames Bühnenmotiv suchen solle:

Wien, 20. Mai 1868.

... ich bin überzeugt, es wird etwas Ordentliches daraus. Das erkennt man, wenn man die „Olympias“, wie ich's jetzt tue, so recht eingehend durchnimmt. Zur Schilderung von Herzenskonflikten besitzest Du die höchsten und tiefsten Töne; darauf kommt's an; aber nur politischen Geschichten, geh', so wie ich, so weit Du kannst aus dem Wege. — Mit meinem Thassilo happert's noch immer, aber ich fühle, daß, sobald ich das lösende Wort gefunden habe, ich in ein paar Wochen damit fertig bin. Zu einer Reise nach Graz, so sehr ich mich in Deiner Nähe auch menschlich wohl fühle (das ist Poeten gegenüber nicht immer der Fall), kann ich mich gegenwärtig in keiner Weise aufraffen. Mir fehlen alle Bedingungen dazu: eine freie Brust und ein voller Beutel. Nächstes Jahr, will's Gott, soll das alles anders sein! —

Dem Dichter Milow hab' ich erzählt, daß Du hier gewesen und daß Du es warst, der die Kritik über seine Elegien geschrieben, die ihn damals tief erfreute. Er läßt Dich herzlich als „gedoppelter Kamerad“ grüßen; er bedauert es sehr, nicht Deine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich schicke Dir die Sammlung, auch von ihm ein Gedicht. Es ist wunderschön; von mir folgt dieser bange Aufschrei; die Lieder Christens sind echte Laute. Was ist's eigentlich für eine Sammlung? Wann erscheint sie? — Thaler war, als ich zu ihm kam, schon nach der Türkei abgereist; er wird vier Wochen ausbleiben. ... Und nun edelster Marx, lebe wohl! Wirke für meinen Innocens; recht neugierig, ja sehnsüchtig bin ich schon auf die Fortsetzung der Besprechung meines Hildebrand. Könnte ich nur auch recht für Deine Gedichte „Gemüt und Welt“ wirken! $^9/_{10}$ davon sind **wirklich** und wahrhaftig echt lyrisches Gold. Das Buch sollte in den Händen jedes Poesiefreundes sein. — Gerade will ich diesen Brief schließen, da tritt der Briefträger in mein Gartenhäuschen und bringt mir Deine doppelt werte Gabe. Herzlichen, innigen Dank! Die Longfellowschen Übersetzungen, darin ich nur einmal leichthin geblättert, will ich nun andächtig durchnehmen. Deinem prächtigen Kopf will ich gleich einen Platz neben dem Deiner Frau anweisen. So kann ein Poet aussehen! — ... Für Deine Bemühungen betreff Innocens meinen wärmsten Dank! Du wirst doch nicht 20 Exemplare bestellt haben! Den Dr. Ritter von Sacher-Masoch lasse ich innigst bitten, in der allgemeinen Zeitung meiner zu gedenken; das würde mir von großem Nutzen sein. Letzten Samstag war in der „Debatte“ ein fulminanter Artikel über Hamerling und meine Wenigkeit von einem gewissen Dr. Wagner, den ich gar nicht kenne. Ich war entzückt darüber! Sollte er Dir nicht zu Gesichte gekommen sein, so will ich ihn Dir schicken. — Ich muß für jetzt schließen, ich habe den Kopf voll von persönlichen Sorgen und Angelegenheiten. Noch einmal innigen, herzlichen Gruß von Deinem Dich freudig verehrenden Freunde Saar.

An alle Grazer Schwingen und Federn meinen innigsten Gruß. Ist das Album „Edelweiß“ das bewußte, von dem Du mir sprachst?

Mit „Edelweiß“ ist die schöne, hervorragende Namen vereinigende Anthologie von Karl Zettel gemeint, deren 50 Auflagen Beiträge von

Marx bringen. Charakteristisch sind manche Äußerungen in den Briefen über damalige Zeitverhältnisse und Zeitgenossen. So schreibt Saar über den faszinierenden Erstvertreter modern-perversen Genres am 23. Mai:

. . . Gestern bin ich mit Sacher-Masoch bei der Schriftstellerversammlung bekannt geworden. Er hat mich heute besucht; ich kann nur sagen, daß ich von ihm entzückt bin. Es schwebt ein eigentümlicher Reiz um seine Individualität. — Und diese Bekanntschaft verdanke ich doch im Grunde nur wieder Dir.

In uneigennütziger, oft aufopfernder Weise, die so mancher junge Schriftsteller an sich erfahren, suchte Friedrich Marx aufstrebende Talente zu fördern. Der folgende Brief ist ein Beweis dafür. Saar hinwieder interessierte Lewinsky für die einzig dastehende Übersetzung „Ausgewählte Gedichte" Longfellows von Marx.

Wien, 1. Juni 1868.

. . . Wie kannst Du nur denken, daß Du mich durch den zweiten Teil Deiner Besprechung über Hildebrand auch nur in einem Punkte verletzt hättest!? Weiß ich doch selbst aufs genaueste, daß die Komposition die Achillesferse meines Stückes ist. — Recht erfreut war ich über den Erfolg Deiner Bemühungen für Innocens. Ich war über das Resultat überrascht und wünsche nur, daß die Buchhändler dabei keinen Schaden leiden. Lewinsky ist über alles verständigt und hat nur bemerkt, er wisse gar nicht, daß Du Longfellow übersetzt hättest. Sende mir daher sogleich ein Exemplar mit einigen Widmungsworten, daß ich es ihm übermitteln kann . . . Das Exemplar, welches Du mir schicktest, wurde mir sogleich aus dem Hause getragen — auch von einer geistvollen Frau — erst Samstag erhielt ich es zurück, und ich will nun Stück für Stück aufmerksam durchgehen . . .

Über seine und des Freundes bevorstehende Aufnahme in die Literaturgeschichte von Heinrich Kurz äußert Saar seine Freude:

21. Juli 1868.

. . . übrigens muß erst die Folge lehren, ob wir auch Grund dazu haben und ob wir nicht mit einigen nichtssagenden Phrasen abgespeist werden; dann wär's besser, er schwiege ganz. Deine Übersetzungen der Longfellowschen Gedichte haben bereits einen ziemlichen Rundgang gemacht und überall sehr angesprochen. Ich habe mir extra den Longfellow kommen lassen und Deine Übersetzungen mit dem Originale (so weit mir dies möglich ist) und mit Übersetzungen der Baronin Knorr (einer hiesigen in aristokratischen Kreisen bekannten Dichterin) verglichen und gefunden, daß Du wahre Meisterstücke geliefert hast. Namentlich will es mir scheinen, daß Du mit kräftig plastischem Sinne den etwas nebulosen, mir nicht sehr erquicklichen Poeten oftmals verbessert und auf die Beine geholfen hast; wie z. B. im „Licht der Sterne". Lewinsky war sehr erfreut über Deine Sendung und hat mir heilig versprochen, Dir näheres zu schreiben. Ob er's getan hat, weiß ich nicht, denn ich habe ihn seit jener Zeit nicht mehr gesehen. Ich vereinsame überhaupt immer mehr und mehr. Ich kann mich in die Leute nicht finden, sie nicht in mich und so werden die Beziehungen immer lockerer und loser . . . Meinetwegen! — Mit meinem Stücke bin ich noch immer nicht weiter, und da ich fort darüber grüble und spintisiere, so kommt auch nichts anderes zustande. So leb' ich ein traurig Dasein fort, fast anteillos an allem, was um mich vorgeht. Ich bin schon so herunter, daß mich nichts mehr recht freuen kann. — —

Für Deine Bemühungen für meine Schriften meinen innigsten Dank! Wenn Kreibig anbisse, wär's schön. Aber ich zweifle! Was machst denn Du? Bist Du

fleißig; Du hattest ja so viele Pläne und Entwürfe; jedenfalls wirst Du in Kärnten eine lyrische Ernte gehalten haben! Du hast noch poetische Spannkraft, das hab' ich aus der Nachbildung des Poeschen Gedichtes ersehen, das mir sehr gefallen hat. Ich wollte, ich wär' noch in dieser Verfassung! —

Ich bitte Dich, lieber Marx, säume ja nicht, den Dr. Sacher-Masoch herzlich von mir zu grüßen und ihm in meinem Namen zu versichern, daß nur meine trostlose Existenz die Schuld dran trägt, daß ich ihm bis jetzt noch nicht geschrieben! Die Erinnerung an seinen kurzen Wiener Aufenthalt wird mir unvergeßlich bleiben; seine Individualität hat mich damals so sehr erfrischt — und ich hoffe, er wird mirs nicht nachtragen, daß ich so lange schweige. Red' ihm so recht ins Herz! Ich bin nun einmal ein Mensch, der von andern immer nur Nachsicht und Nachsicht braucht. — Auch Freund Pröll hat Recht, wenn er mir zürnt, daß ich ihm seinen letzten Brief noch nicht beantwortet . . . Ich weiß, was es heißt, eine Anstellung suchen! . . . Aber „der See will seine Opfer haben!“ Wie lange es noch mit mir so fortgehen wird — wer weiß es! . . .

P. S. Ein junger sehr talentierter Dramatiker, namens Schneegans, war über dein „Gemüt und Welt“, geradezu entzückt. Er sagte, so etwas Unmittelbares und echt lyrisch-frisches hätte er lang nicht mehr zu Gesichte bekommen. Gegenwärtig ist er in Straßburg und hat mir versprochen, die österreichischen Poeten dort etwas in Ruf zu bringen.

Addio! —

Nun verstummt Saar auf vier Monate bis zum nächsten gehaltvollen Brief:

Teuerster Marx!

Die Einleitung Deines Schreibens, in welcher Du sagst, daß Du, wenn Du auch im brieflichen Verkehre mit Deinen Freunden oft wochen- und mondenlange Pausen eintreten läßest, ihnen doch stets im Geiste nahe bist und daß Du jedes Lebens- und Liebeszeichen von ihnen mit Freuden begrüßest, ist mir aus der Seele geschrieben. Bin ich auch nicht der vielgeplagte Chef eines mehrköpfigen Hausstandes, so hab ich doch mit meiner eigenen werten Persönlichkeit so viele Sorgen, so viel Kummer und Qual, daß ich in eine wahre Brieflethargie versinke, und es müssen eben solche mich tiefbeschämende Erinnerungszeichen wie Deine Sendungen kommen, um mich mit liebenswürdigen Fußtritten an den Schreibtisch zu treiben. — Dein mit edler Begeisterung verfaßtes Lebensbild „Alessandro Poerio“, Deine eben so fließende als sichtlich getreue und doch so schwungvolle Übertragung einer Auswahl lyrischer Gedichte dieses italienischen Körner hat mich außerordentlich angemutet — um so mehr, als ich, zu meiner Schande sei es gestanden, bis nun zu von ihm gar keine Ahnung gehabt hatte. Und so beglückwünsche ich Dich vom Herzen zu dieser kleinen Arbeit, die sich in der Schanzschen Sammlung prächtig ausnehmen wird. — Ja, die Zeiten haben sich geändert! Noch vor drei Jahren hätte es ein k. k. Hauptmann wagen sollen, einen revolutionären Poeten literarisch zu glorifizieren und sich Schriftführer des Schillerkomitees zu nennen! Ich erinnere mich noch, wie ich vor acht Jahren während des Schillerfestes als Lieutenant um das Neugebäude bei Kaiser-Ebersdorf, wo mein Bataillon in der Kaserne in Bereitschaft stand, patrouillieren ging! —

Daß Lewinsky in betreff der Longfellowschen Übersetzungen so unerfreulich geschrieben, ärgert mich . . . Vielleicht kannst Du Dich über seine absprechende Äußerung damit trösten, daß er meinen Hildebrand (freilich zur Zeit, als er noch im Manuskripte dalag) nicht nur für ein gänzlich verfehltes, sondern auch höchst unbedeutendes Werk erklärte, dem es, wohlgemerkt, an jeder Charakteristik der han-

delnden Personen gebräche! Und ich denke doch, daß sich Herr Lewinsky keine bessere Rolle wünschen könnte, als die Gregors des Siebenten! ...

... Ich bin mit meinem Thassilo, in den ich das Tiefste meiner Seele legen will, noch immer nicht so weit, daß ich mit der eigentlichen Zugarbeit beginnen könnte. Er ist ein wahres Schmerzenskind, das mit Mühe geboren wird. Auch mit einer Novelle bin ich beschäftigt, von der ich mir viel verspreche. Insonsten geht es mir, wies einem deutschen Dichter gehen kann —: herzlich schlecht. — ...

Nissel sah ich noch nicht. Weißt Du, wo er wohnt? Ist denn Sacher-Masoch noch in Wien? Ich traf ihn vor einigen Monaten zufällig auf der Gasse. Er sagte, er wolle sich hier niederlassen; ich sah ihn jedoch seit dieser Zeit nicht wieder. — Über Schneegans' Stuart wünscht' ich sehr Dein Urteil zu vernehmen, halte daher mit dem meinen noch zurück. —

Und nun, Teuerster, lebe recht wohl! Dein viertes Töchterlein, zu dem ich Dir vom Herzen Glück wünsche, soll einmal einen wackeren Poeten beglücken, wie's jetzt Deine liebe Frau tut. Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich nach einer stillen Häuslichkeit sehne, und wirst daher erlauben, daß den Dichter Friedrich Marx um die seine ein ganz klein wenig beneidet

sein treuer und aufrichtiger

Wien, 24. November 1868. Ferdinand v. Saar.

P. S. Von Ada Christen erscheint demnächst bei Hofmann u. Comp. ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Lieder einer Verlorenen". — Was ist mit dem „Edelweiß"? — Entschuldige mein zerfahrenes Geschreibsel. Zum Drucke nach meinem Tode sind die Briefe, die ich mit vollem Herzen aber schwacher Feder an meine hoffentlich nachsichtigen Freunde richte, nicht gemacht. Gruß und Kuß!

Wien, 21. Dezember 1868.

Zürne mir nicht, teuerster Freund, daß ich Deinen letzten lieben Brief so lange unbeantwortet ließ; an mir ist nun einmal Hopfen und Malz verloren. — Dein Artikel über die Völkerwanderung*) war in jeder Hinsicht prächtig und wir armen Poeten können Dir nicht genug dankbar sein für die Lieb' und Güte, die Du ihnen mit seltener Selbstverleugnung erweisest. Das „Edelweiß" konnte ich bis jetzt noch nicht zu Gesichte kriegen; es scheint eine stattliche Sammlung und Versammlung zu sein. Auch den „Zion"**) hab' ich bis jetzt noch nicht bekommen können und bin sehr neugierig darauf ...

Ein Brief vom 15. Jänner 1869 behandelt literarische und persönliche Angelegenheiten, unter anderem:

Deine Rührigkeit in der Presse freut mich; das zeugt von einer regen Spannkraft und Vielseitigkeit des Geistes, die mir schon lange abhanden gekommen. Ich hatte Verdrießlichkeiten aller Art, namentlich wurde ich in meiner Wohnung durch lärmende Nachbarschaft arg bedroht. Auch bin ich ein wahres Opfer meiner vielen Bekannten, komme keine Nacht vor 2, 3 Uhr nach Hause und bin tags darauf voll Schlaf und Mißmut. Dem allen rasch ein Ende zu machen, hab' ich mir eine freundliche Wohnung in Döbling genommen mit der Aussicht aufs Kahlengebirge, da soll mir das Herz aufgehen! —

Und nun, Teuerster, lebe recht wohl! Sei aus voller Seele gegrüßt von Deinem treuen Saar.

Meine Adresse ist von Montag an: Döbling bei Wien, Alleegasse Nr. 13, 2. Stock.

---

*) Von Hermann Lingg.

**) „König von Sion" von Hamerling.

Der nächste Brief kommt auf die Absage Lewinskys bezüglich der Gedichte Longfellows zurück und ist bezeichnend für die Popularität, die Marx als Übersetzer dieses amerikanischen Poeten erlangte. In bemerkenswerter Weise spricht sich Saar über die psychologisch interessanteste Dichterin Österreichs, Ada Christen, aus. Daß er sie in die Literatur eingeführt, erwähnt bereits der verdienstvolle Schriftsteller und Hamerlingforscher Dr. Michael Maria Rabenlechner in seinem geistvollen Essay „Hamerling und Marx" („Heimgarten" 1906, 9. und 10. Heft) und gebraucht dafür den treffenden Satz: „Ohne Saar hätten wir heute wohl kaum eine Christen."

... Daß man Deiner in der neuen Welt mehr als in der alten gedenkt, freut mich zu tiefst und D. Breinig hat sich mit der eingehenden Besprechung Deiner Longfellow-Übertragung ein wirkliches Verdienst erworben*) ... wenn ihm (Lewinsky) auch schon kein anderes Gedicht als für eine öffentliche Vorlesung packend und schlagend genug erschienen wäre: nach dem „Wüstensand im Stundenglase" hätte er mit allen Vieren langen und greifen müssen ...

Wie steht's denn um Dein poetisches Schaffen? Du schriebst mir einmal etwas von einem Drama? Meine letzte Anfrage hast Du ignoriert ... Sollte Dich vielleicht der liebenswürdige Eifer, mit welchem Du anderen auf die Beine hilfst, im eigenen Schaffenstriebe lähmen? Das müßte ich denn doch aufs tiefste bedauern. — Ada Christen ist voll Deines Lobes und kann nicht genug rühmen, was Du für sie tust. Deine Kritik in der Gartenlaube war die beste von allen, die ich über die Lieder einer Verlorenen las; sie ist von schöner künstlerischer Wärme und hält sich an die Sache. Nicht übel war auch die von Zimmermann in Graz; jedoch nur als pikante Sauce zum Braten selbst genommen ...

„Lyrische Schreie" nennt Saar die „Lieder einer Verlorenen":

... vereinzelte vehemente Vorausbrüche jenes asketischen Dranges, der die Welt, ohne daß sie es jetzt noch weiß, trotz Eisenbahnen, Hinterladern, Offenbachschen Operetten und Maskenbällen dem Quieto des Willens langsam aber sicher entgegenschiebt. — Trachte nur auf die Arme läuternd zu wirken. Auf mich und mein Reden, obgleich ich es war, der sie in die Literatur eingeführt, gibt sie nicht viel. So habe ich ihr eindringlich abgeraten, ihren Roman „Ella", der mir trotz einiger bewunderungswürdiger Kraftstriche ob seiner rohen, gemeinen und — was noch schlimmer ist — verlogenen Subjektivität höchlich mißfällt, zu veröffentlichen. Aber halte einer eine abgeschossene Kugel auf! —

Der arme edle Nissel besucht mich nun öfter in meiner ländlichen Abgeschiedenheit und je mehr ich ihn kennen lerne, je mehr lern' ich ihn auch lieben, bewundern — und bedauern! Ich habe mich noch vor keinem Menschen meiner vollen Backen und derben Gesundheit so geschämt als vor ihm! —

---

*) Dr. Friedrich Breinig, praktischer, literarisch tätiger deutscher Arzt zu Lansing in Iowa, Nordamerika. Besprach Marx' Longfellow-Übersetzung im „Westen", Sonntagsblatt der größten westlichen und amerikanisch-deutschen politischen Zeitung, der „Illinois Staatszeitung" (Chicago). — Breinig war Mitarbeiter des von Hermann Schmid in München herausgegebenen, 1868 eingegangenen „Heimgarten". Seine Briefe im Nachlaß von Marx sind in bezug auf scharfzutreffende literarische Ansichten und sein Leben im fernen Westen äußerst interessant und wertvoll.

Mit meinen Arbeiten geht's leidlich; und ich hoffe nun zur Herbstmesse meine Tragödie „Thassilo" und zwei Novellen „Marianne" und „Das Fräulein von Reichegg" der Welt unter die Nase reiben zu können.

Vale et fave! Dein treuer Saar.

Döbling bei Wien, 8. März 1869.

Döbling, 23. März 1869.

Teuerster Marx!

Vor allem herzlichsten Dank für Dein liebes Schreiben, das mich recht erfreut und erquickt hat. Ich bekomme anerkennende und aufmunternde Worte so selten mehr zu hören, daß mir Deine Teilnahme eine wahre Wohltat ist. — Du schreibst mir, daß Du keine rechte Stimmung zum Schaffen mehr fändest. Ja, das vergeht mit den Jahren; ich weiß das am besten! Deswegen aber darf man nicht verzagen und muß sich an das Wort Goethes halten: „Gebt ihr euch für Poeten aus, so 2c. 2c." Wenn Du Dich wieder ernstlich mit einer planvollen Arbeit beschäftigen wirst, so stellt sich gewiß auch die nötige geistige Spannkraft ein. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht. Solange man noch im Unklaren umhertappt oder gar auf falschen Wegen sich hinschleppt, da ist's, als dränge einen eine unsichtbare innere Macht vom Schreibtische weg. Hat man aber einmal die Geschichte beim rechten Zipfel erwischt, dann öffnen sich plötzlich alle Schleusen des Gehirnes. Die Peripherie grenzt sich scharf ab; eins greift ins andere und endlich fällt einem die reife Frucht in den Schoß. Und das ist, was man auch dagegen sagen mag, der eigentliche und wahre Schaffensprozeß. Die sogenannten glücklichen Würfe sind selten; sie gelingen einem höchstens im Anfange; alles andere muß man sich, wie die Geistesgeschichte unserer großen literarischen Vorfahren lehrt, mühsam abringen — ...

Gestern hat mich Ada Christen in meiner Einsamkeit besucht. Sie ist unergründlich, wie alle Weiber, und ihr Talent ist es noch mehr. —

Döbling, 26. April 1869.

Hoffentlich hast Du Dich schon von Deinen „Frühlingszufällen" vollständig erholt und so möge denn die fatale Krankenstube in Deinem Hause ein für allemal geschlossen sein. Was Du an frischem Gerstensafte in diesem Sommer wirst entbehren müssen, das kannst Du ja durch unterschiedliche „Krügel" frisch vom Zapfen der kastallischen Quelle ersetzen, das einzige Getränk, das sich deutsche Dichter bei ihren Einkünften erlauben dürfen. Schade, daß nicht eine einzige der neun Musen sich aufs Kochen verlegt hat, um hin und wieder einen hungrigen Jünger speisen zu können. Das käme mir jetzt sehr zu statten; denn da ich in diesem Jahre nicht mehr um ein Stipendium einkommen kann (ich erhielt im vorigen nur mit großer Mühe noch 300 fl.), so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich anfangen werde. Zum Glück bin ich in dieser Hinsicht mit einem göttlichen Leichtsinn ausgerüstet ...

Vor einigen Tagen besuchte ich Nissel. Ich fand ihn ziemlich wohl und heiter. Sein „Pempflinger" ist bis auf ein paar Lücken fertig, und ich bin schon recht begierig auf das Stück. Gebe Gott, daß es gefällt und einschlägt. Nur einmal wieder ein Erfolg und unser Freund, den nur zu oft bange Mutlosigkeit beschleicht, ist auf lange Zeit hinaus aufgerichtet und ermuntert. —

Döbling, 5. Mai 1869.

... Schneegans war sehr erbaut über die Kritik — die einzige warme und ausführliche, die bis jetzt über sein Drama erschienen ist. Du wirst dieser Tage einen Brief von ihm erhalten. Ich kann Dir nur sagen, daß Deine Beurteilung ganz in meinem Sinne gehalten ist, und es tut mir wohl, daß unsere Ansichten so sehr

übereinstimmen. Wenn ich damals mit meinem Urteile zurückhielt, so geschah es nur, weil ich wissen wollte, ob ich mir für die Schöpfungen anderer einen freien Blick bewahrt hätte, und freue mich zu sehen, daß es so ist. — Schneegans ist eine merkwürdige Erscheinung. Mit einem starken, recht eigentlich dramatischen Talente begabt, fehlt ihm doch der Sinn für das Schöne, ohne welches sich nun einmal kein Kunstwerk denken läßt. Er hat jetzt eine Tragödie „Jan Bokold" (Johann von Leyden) vollendet und bereits der Direktion des Burgtheaters eingereicht . . .

Daß Dich meine flüchtige Äußerung zu den prächtigen vier Sonetten, deren mir namentlich das letzte ungemein gefällt und die wohl bald veröffentlicht werden sollten*), angeregt hat, könnte mich stolz machen. Ich habe die Sonette gestern von einer mir befreundeten jungen Dame abschreiben und der Ada durch die Post übersenden lassen. Ich freue mich herzlich auf die Wirkung; vielleicht überschickt Dir die Gute Deine eigenen Dichtungen als Kuriosum. Ich behalte mir jedoch vor, zur rechten Stunde mit der Wahrheit herauszurücken. —

Die zwei letzten Briefe 1869 lassen mehr erraten, als sie in ihrer Kürze eingestehen. Der erste besteht aus wenigen Zeilen:

. . . Ich bin in letzter Zeit von Lebenssorgen und Widerwärtigkeiten aller Art fast erdrückt worden. Ada kann Dir's sagen. Ich hoffe, daß Dein Nal**), für den ich Dir herzlich danke und den ich recht con amore vornehmen will, mich stärkt und zu einer gehobeneren Stimmung verhilft.

Für all Deine Lieb' und Güte den herzlichsten Dank und gedenke auf Deiner Sommerreise Deines treuen und sehr ergebenen Freundes Saar.

Döbling, 23. Juni 1869.

Mein lieber Marx!

Ich hoffe, daß es Dir und den Deinen wohl geht! Mir geht's für den Augenblick so ziemlich: denn ich arbeite, was für mich immer eine Quelle unsäglichen Glückes ist. Was ich in den letzten drei Jahren, wo mir diese Quelle verrammelt war, gelitten, vermag kein Mensch zu begreifen, und hätte ich trotz alledem nicht immer das Gefühl gehabt, ich müsse endlich einmal doch etwas Tüchtiges leisten: ich lebte schon längst nicht mehr. — Mit Hamerling bin ich durch Ada Christen in Berührung gekommen. Er hat mir einen sehr warmen Brief geschrieben, den ich noch wärmer beantwortete: nämlich so warm, als es mir wirklich um's Herz war. Ob zwischen uns wirklich ein näheres, inniges Verhältnis zustande kommen wird, muß die Zukunft lehren. . . .

Oberdöbling, 5. Juli 1869.

Die Freundschaft zwischen Saar und Marx währte, durch manches Zeichen vermittelt, auch dann fort, als schriftliche Beweise aufhörten. Der letzte der mir vorliegenden Briefe aus dem Jahre 1870 meldet eine Erkrankung, die der Arzt durch Gallenstein verursacht glaubte und die vielleicht schon damals den Keim zu Saars Martyrium legte. Ohne ihn mehr gesehen zu haben, bewahrte Marx dem hochsinnigen, wie selten einer, edlen Menschen und bedeutenden Dichter eine unverändert treue,

*) „Gemüt und Welt", 3. Aufl., Ernst Julius Günther, Leipzig, 1877: „An eine Dichterin" (Ada Christen).

**) „König Nal", dramatisches Gedicht nach dem Italienischen des Angelo De-Gubernatis. (Hamburg und Altona. J. F. Richter. 1870.)

herzliche Gesinnung — sprach sie noch wenige Tage vor seinem Tode aus. Tod und Herbst — diese wehvolle Resignation ging schon durch den Frühling Saars, in welchem er jene Briefe geschrieben. Aber noch steht aus dem Frühling seines Todesjahres die geliebte Vertreterin seiner Herbstmelancholie in unseren Gärten, ihre vielen feingefältelten Blätterrosen singen auf hohem Schaft einen Hauch von Unsterblichkit. Sie werden ihn verkünden, die Malven Ferdinand v. Saars, die durch ihn, wie durch Hermann v. Gilm die Georgine, unsterblich geworden. Im Juni sang er ihnen sein Schwanenlied:

Jetzt, da ich wieder euch gewahre
Aufschimmern in der Sonne Strahl,
Durchschauerts mich wie ein Empfinden,
Daß ich euch seh' zum letztenmal.

Ausn Traunerlandl.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Glückseligs Jahr.

Und blüahts a auf ar wildn Staudn
Ungfragt im Sunnschein außern Zaun:
Dö Bluah laßt a da Herrgott wern,
Und was a wern laßt, hat a gern!

Zwölf Monat, an enzlangi Schar
Von Tagn
Ruckt an, gebts acht . . .
Zwölfmal hats gschlagn um Mitternacht:
„A glückseligs neugs Jahr!“

Im Jänna —
Muaß d Liab im Herz und s Feur im Ofn brenna.

Im Februar —
Wann i in mein Dirndl sein Kammerl war!

Im Märzn —
Toan di Veigerl blüahn und d Esln scherzn.

Im April —
A Narrngspiel:
Wer schickt den Dummen in n April?

In Moa —
Gibts hoamligi Bußln für uns zwoa.

Im Juni —
Is d Welt so sunni!

Im Juli —
Eh a Wöda kimmt, is s schwuli.

Im August —
O hätt i doh nia gscherzt, gherzt und bußt!

Im Septemba —
Wia wirds ausschaun — im Dezemba?

Im Oktoba —
s Glück und s Unglück schickt da Droba!

Im Novemba —
Trüabi Zeit . . .

Im Dezemba —
Christbaum, Christkindl, Weihnachtsfreud!

Herrgott, i dank da, iazt is s wahr:
O du wundasams, o du glückseligs Jahr!

A Mittl zum Jungbleibn.

Harb di nöt, Trutzigi,
Prahl di nöt, Putzigi,
Lach nöt, Nixnutzigi,
Wann i eng warn:
Heu wird das greani Gras,
Scherbn gibt das sprödi Glas,
Essi das alti Faß —
Wollts Gleichs erfahrn?

Hui is da Moa vaplauscht,
Hat im Troad d Sichl grauscht,
Hat da Bam Blattln tauscht,
Hui-husch — is s kalt;
Heirats! dö Zeit vafliagt,
Daß s oan frei d Augn mitziagt:
Nur dö, dö Kinda wiagt,
Dö wird nöt alt!

Wia a neuchs Sprichwort aufkemma is.

Da Redlstoana z Unternmoos
— Sei Hof is kloa, sei Bauch is groß —
Gegnt grad ön Moar vom obern Stoa
— Sei Hof is groß, sei Bauch is kloa —
Und wias „an guatn Morgn" habn gsagt,
Habns oana halt den andern gfragt,
Wias geht und steht, wias lauft und springt
Und was für Liad dö Alti singt.

Da sagt da Moar vom obern Stoa
— Sei Hof is groß, sei Bauch is kloa —:
Dö Meini gigatzt im Diskant
Vor lauta Neidisein und Grant;
Das güllt den ganzn Hof entlang,
Is aba gar koa schena Gsang;
A Gsang is s, wiar a saura Most,
Ma rennt davon, eh daß ma n kost;
Ma geht ins Wirtshaus, trinkt a Bier —
Geh, Redlstoana, geh mit mir!

Da Redlstoana z Unternmoos
— Sei Hof is kloa, sei Bauch is groß —
Der sagt eahm drauf: Ja s Bier is guat,
Es macht a Kraft und gibt an Muat
Und schwoabt n abi nah und nah
Von Gift und Gall den hantign Gschmah;
Und wiar a foamt, da weißi Foam!
— I aba gfreu mi auf dahoam:
A liabi Stimm, a lachads Gmüat,
Mei Weiberl singt koa zwiders Liad;
Dö bestn Bissl sparts ma auf
Und nacha nu a Bissl drauf,
Und hats mi angschoppt wiar an Sack,
Aft fragts mi, ob i nimma mag.
Schau, wiar i leb in Unternmoos:
Mei Hof is kloa, mei Bauch is groß!

Da seufzt da Moar vom obern Stoa:
Mei Hof is groß, mei Bauch is kloa!

Sö pfüatn si und gehn vonnand;
Dö Gschicht wird umadum bekannt
Und seitdem sagt ma allawärts:
„Da Weg zum Magn führt duri s Herz."

Da Nasn nah!

„Da Nasn nah", hat d Muada gsagt,
„Is allimal da Weg, da recht!" —
I han koan Menschn weita gfragt,
Denn d Muada moant mas eh nöt schlecht.

Und troffn han igs, meiner Seel:
I han a guati Nasn ghabt,
Und bin ins dunkli Kammerl schnell
Zum schönstn Dirndl einitappt!

s Hoamweisn.

Da Bua: Dirndl schau, da Weg is finsta,
Kunntst di leicht alloa vagehn.

s Dirndl: I vageh mi nöt — und finst a —:
Liaba Bua, i dank da schen.

Da Bua: Nix zum danka, gschiacht mit Freudn;
Aba — was hast finst dagegn?

s Dirndl: In da Nacht — dö Buabn, dö gscheitn,
Gehn gern auf vabotnen Wegn.

Da Bua: Wann s neamd siacht, so kann s neamd strafn,
Gstohlni Äpfl schmeckan guat!

s Dirndl: Aba s Dirndl kunnt nöt schlafn,
s Dirndl hat a zaghafts Bluat.

Da Bua: Muaß i halt zum Fensterl kemma,
Muat zuasprocha bei dein Bett.

s Dirndl: Kunntst ma leicht mei Kranzl nehma,
Liaba Bua, i trau da nöt!

Da Bua: s Kranzl hast ja zum Vaschenka,
Welkn lassn war nöt gscheit!

s Dirndl: Liaba Bua, i wills bedenka . . .
Gehn ma — es is höchsti Zeit!

Mei Dirndl is ma liaba.

Mei Dirndl is ma liaba
Als wiar a stolzi Fräuln;
Mei Dirndl laßt si bussn,
D Stadtnocka tat mi z kreilln.

Mei Dirndl is ma liaba
Als wiar a neubauts Haus;
Mei Dirndl macht nur mir auf,
Laßt sunst neamd ein und aus.

Mei Dirndl is ma liaba
Als wiar a Sack voll Geld;
Mei Dirndl lacht beim Halsn,
s Geld scheppert, wann mas zählt.

Mei Dirndl is ma liaba
Wia Himml, Erd und Höll;
Und laßt's da Vata geltn,
I heirats auf da Stöll!

s Treibhaus fürn Himml.

Da Herrgott hoazt ei,
Daß eahm s Troad zeiti wird
Und da Teufl, daß sei
Liabi Gsellschaft was gspürt.

Da Herrgott hoazt ei,
Daß koa Hungersnot kimmt
Und da Teufl pfuscht drei
Und lacht hamisch-dagrimmt,

Daß s koa Herzerl kann gfrern
Solang d Liab drinnan blüaht . . .
Alti Jungfern wern nachglegt,
Daß s Feur allweil glüaht.

Denn s Treibhaus — koa Zweifl —
Fürn Himml is d Höll
Und da ingrimmi Teufl
Is ön Herrgott sei Gsöll.

Ein Tagebuch.

Am 1. Dezember.

Besuchte mich Julius Zajicek, dessen Erstlingsoper „Helmbrecht“ bei der Uraufführung in Graz einen starken Erfolg gehabt hat. Ein noch junger Mann, schmächtig, etwas kränklich aussehend; er ist zur Zeit leidend, so daß er zu keiner rechten Freude über den Erfolg kommen kann. Wir sprachen ganz im allgemeinen von der Kritik, die rasch fertig mit dem Worte ist, ohne zu bedenken, wie reiflich der Künstler alles erwogen hat, bis er sich in unlöslichen Schwierigkeiten für das kleinere Übel entschied. Von der Kritik, die ein neues Stück so gerne nur mit anderen Stücken vergleicht, anstatt es an dem Leben zu messen. Welch letzteres freilich bei der natürlichen Unnatürlichkeit der Oper schwer ist. Im Alltagssinne sind gesungene Handlungen

unnatürlich, daher auch mit dem Leben nicht meßbar. Wir berührten die alte und doch ewig richtige Meinung, daß die Kunst nicht dazu da sei, um uns Leben und Menschen und Ideale zu verekeln, sondern um ideal sinnliche Güter zu schaffen, die uns das Leben vorenthält. Die Kunst sei nicht bloß ein Abklatsch der Wirklichkeit, vielmehr eine schöpferische Erweiterung derselben. Ich merkte dem jungen Komponisten die Besorgnis an, daß bei diesen Grundsätzen seine Oper, die eine tragische ist, schlecht wegkommen könnte. Nun, es ist eine romantische Dichtung, und eine solche verträgt leichter eine nicht genügend motivierte Tragik als die realistische. Übrigens ist auch die Tragik ein gutes Klärungsmittel für die Erkenntnis des edlen Lebensgenusses. Auf Tragik hat die Kunst meiner Meinung nur dann ein Anrecht, wenn sie damit das Walten eines ewigen Sittengesetzes veranschaulicht. — Der Konflikt zwischen Natur und Sittengesetz ist eben die Tragik.

Am 2. Dezember.

Ein Roman „Sonntagskinder" könnte so eingeleitet werden: Es gibt Menschen, die alles was sie sehen, gut und schön finden. Sie haben es in sich selbst und merken es gar nicht, daß das schöne Licht auf den Dingen nur ein Abglanz ihres Wesens ist. Die Sonne hat noch nie einen Schatten gesehen. Überall, wohin sie schaut, ist Sonnenschein. Einen solchen Sonnenmenschen ins Leben zu stellen, mitten in die Kämpfe, Leidenschaften und Leiden hinein, und ihn mit heiterer Seele durch das alles hindurchgehen zu lassen, ein großer Sieger, ohne daß er's weiß — ein solches Sonntagskind zum Helden eines Romans zu machen, das wäre eine Tat. Nur müßte der Dichter selbst ein Sonntagskind sein.

Am 3. Dezember.

War der geistvolle Baron N. da und hielt mir eine eindringliche, schlagende Rede über die Unerläßlichkeit des Pluralsystems im allgemeinen Wahlrecht. Würdenträger, Besitzer und Persönlichkeiten von Alter und Erfahrung müßten mehr Stimmen haben als inferiore Leute. Die Argumente, die er mit größter Geschicklichkeit vorbrachte, fand ich überzeugend. Ich fühlte mich ganz für diese Anschauung gestimmt, sie schien mir auf einmal selbstverständlich. Es dauerte einen halben Tag und bedurfte eines großen Spazierganges, bis ich wieder zu mir selbst fand und die Unrichtigkeit und völlige Ungereimtheit des Pluralsystems wieder einsah. Nicht selten geht es mir so. Es ist die künstlerische Wirkung eines rhetorischen Vortrags, eines gut geschriebenen Buches, die mich herumkriegt und ganze Überzeugungen über den Haufen wirft. Aber immer nur für wenige Stunden, dann stehen sie wieder auf. Irgendeine Tätigkeit, ein Spaziergang ohne weitere Berührung der Sache bringt mich dann ins Gleichgewicht. Die schwungvollste Rede, die so sehr

begeistert, das geistvollste Buch, das mit künstlerischen Mitteln bestochen hatte, finde ich nichtig, und ärgere mich dann nur, durch Außenwirkungen für den Augenblick so leicht bestimmbar zu sein. Im Grunde aber bin ich unverbesserlich. Es sind Grundanschauungen in mir, die ich selbst nicht für zweckmäßig halte und an deren Änderung ich doch vergeblich arbeite. Ich erziele höchstens eine gewisse Bewegsamkeit, ein leichtes Schwanken, aber im Kerne will sich nichts ändern. Es wird wohl das Beispiel stimmen vom Waldbaum, dessen Wipfel in Wind und Sturm sich hin und her bewegt, und der doch immer auf seinem Flecke stehen bleibt.

Am 4. Dezember.

Der Bauer S. in der Kalchau hatte ein stattliches fettes Ochsenpaar. „Was willst dafür auf die Hand?" fragte der Viehhändler. Der Bauer: „Unter fünfhundert ist es nit feil." Viehhändler: „Ist viel. Gewissenlos viel. Aber in Gottesnamen sollst du fünfhundert haben. Nur hab ich heut zufällig nix im Sack. Morgen schick ich das Geld." Bauer: „Ist schon recht." Handschlag und das Geschäft war abgemacht. Der Viehhändler trieb die Ochsen davon, hielt natürlich gewissenhaft Wort und schickte am nächsten Tage fünfhundert Kronen. Das weitere wird schon nachkommen, dachte der Bauer. Als aber Wochen vergingen und nichts mehr nachkam, schrieb der Bauer: „Ich habe noch 250 Gulden zu kriegen und brauche das Geld." Und der Viehhändler zurück: „Ich weiß von nichts. Die 500 Kronen habe ich dir ja geschickt und deine Bestätigung in der Hand." Da tät der Bauer einen Schrei: „Höllteufel, verfluchter! Ich habe meine Ochsen ja nicht um 500 Kronen verkauft, sondern um 500 Gulden!" Die Sache kam vors Gericht. Dort wurde zugegeben, der Bauer habe nur „fünfhundert" gesagt. Da die gesetzliche Währung die Kronenwährung ist, so mußte der Viehhändler an fünfhundert Kronen denken und lautete das Urteil, er brauche auch nicht mehr zu zahlen. Und sagte der Richter zum Bauer S.: „Das kommt von dem verdammten Durcheinander der Gulden- und Kronenrechnung und von eurer Redefaulheit." Der Bauer begann wieder zu sakermentieren. Darauf der Richter: „Fluche nicht so viel, damit deiner Zunge ein anderesmal das bissel Gelenkigkeit übrig bleibt, um sagen zu können: die Ochsen kosten fünfhundert Gulden." — Jetzt sucht der arme Kerl eine andere Instanz, die entscheiden soll, daß der Viehhändler wenigstens den heute normalen Kaufpreis leisten muß. Hoffentlich findet er diese Instanz.

Am 5. Dezember.

„Ein Herr ist draußen", berichtet die Magd, „er sagt, er ist der Schwager des Herrn Sch. in Mürzzuschlag und ersucht um Vorlaß."

„Ich lass' bitten."

Eine jener Gestalten — man ahnt sie auf den ersten Blick.

„Sie der Schwager des Herrn Sch.? Das ist nicht richtig, ich kenne die Schwäger meines Freundes alle recht gut.“

„Aber ich bitte —“

„Gehen Sie doch, Sie haben mich belogen. Ich kenne Sie nicht.“

„Um Verzeihung, Herr!“ schluchzt er, „freilich habe ich gelogen. Bei Ihnen kommt man ja sonst nicht vor. Hab' halt kein anderes Mittel gewußt, um hereinzukommen. Bin ein armer Schauspieler, komme eben aus dem Spital. Wenn ich nur die Mittel hätte, um nach Wien fahren zu können, dort habe ich Freunde.“

Die alte Geschichte, fiel es mir noch ein. Ob er nach Wien fährt oder nicht, der Mann hat sicher heute nichts zu leben. Lügen so viele Leute zum Vergnügen, kann man doch die Notlüge eines armen Teufels verzeihen. „Die ganze Fahrt kann ich Ihnen nicht zahlen, aber eine Kleinigkeit . . .“

Wie der Kerl die Münze in den Sack schob — so recht gewohnt handlich in den äußeren Sack des Überrockes, erst daran erkannte ich ihn. Es war aber zu spät.

„Herr!“ sagte er mit sonorer Stimme, „ich schicke es zurück!“

„Das werden Sie wohl bleiben lassen.“

„Ich schicke es zurück!“ wiederholte er stramm.

„Dann werde ich's einem andern Armen geben.“

„Wie Sie wollen. Ich nehme nichts geschenkt. Leben Sie wohl!“ Und großartig schritt er zur Tür hinaus.

Aber erst wenn sie draußen sind, fallen einem die Schuppen von den Augen. Sich so dumm begaunern zu lassen! Blöde Schwäche! Man macht ihnen doch das Handwerk gar zu leicht. Den ganzen Tag hatte ich das Gefühl, als hätte ich eine unsittliche Handlung begangen.

Am 6. Dezember.

Nach siebzig Tagen schönsten Herbstwetters, das nur ein paarmal durch den gründlich mißlungenen Versuch, ein „Sauwetter anzuheben“ unterbrochen wurde, heute endlich der erste Schnee. An den Bergen hat er schon seit ein par Tagen herumgestöbert, nun wagt er sich auf die Grazer Ebene herab. Wenn nur nicht zu voreilig! Kaum die Hälfte der Flocken erreicht den Boden, die andere Hälfte kommt als farbloses Wasser herab. Doch der Erdboden ist weiß und in meiner Stube habe ich endlich wieder jene blaß dämmernde, heimliche Schneelichte, die mir allemal eine so behagliche Ruhe in die Seele legt. In diesem friedlichen Lichte tritt die Vergangenheit am traulichsten an mich heran und wirbt um mein Herz. Der Winter gibt mir meine Waldheimatstimmung wieder, und die Kinder, die heute morgens den Nikolotisch mit Lebkuchen, Nüssen und Äpfeln fanden, geben ihr Inhalt. Es ist ausgemacht, ich verzichte dankend auf alles und werde wieder Kind. Vielleicht geht

es sachte zurück bis zu jenem Tage, da man unbewußt, wie man in die Welt eingetreten ist, wieder aus ihr hinaustreten kann. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Am 7. Dezember.

Las ich im „Blaubuch“ folgenden Satz von Bernhard Shaw, der den Volksveredlern gewidmet ist: „Gebt dem Volk nie, was es braucht; gebt ihm etwas, was es brauchen sollte und nicht begehrt.“ Zuerst verblüffte mich dieser Gedanke, allmählich ahnte ich, daß er richtig sein könnte. Das Volk verlangt am liebsten Materielles, wobei es dann leicht verlottert; Bildungsanstalten wünscht es selten, und eben deshalb täten sie ihm so not. Übrigens glaube ich, daß Bernhard Shaw es nicht ganz in diesem Sinne meint, sondern mehr so, als sollte man dem Volke Luxus angewöhnen, Bedürfnisse in ihm wachrufen, die es noch nicht kennt. In dieser Lehre von der künstlichen Steigerung der Bedürfnisse, in welcher ausgepichte Materialisten den Fortschritt und die Kultur erblicken, habe ich von jeher meinen widerlichsten Feind gesehen.

Am 8. Dezember.

Kamen vor kurzem aus Wien zwei Damen, wovon die eine mir gleich zur Stunde ihre Dramen verlesen wollte, damit ich eine Vorrede dazu schreibe. Da sie sich vorher nicht angemeldet hatten und eigens deswegen herkamen, schon deshalb haben sie die Reise umsonst gemacht; ich war an demselben Tage in Obersteier. Sie wären jedoch überhaupt umsonst gekommen. Es ist nicht so, als ob ich zu Graz in meinem Lehnstuhl säße und immer wartete auf Damen aus der Ferne, die mir ihre Manuskripte vorläsen. Seit langer Zeit lehne ich alle ähnlichen Zumutungen ab. Man müßte täglich 25 Stunden lang ununterbrochen Dilettanten-Phantasien lesen, ohne daß damit was genützt wäre. Es gibt für die Unmenge strebsamer Schriftsteller längst nicht mehr genug Zeitungen, Zeitschriften, Verleger, Bühnen, Leser und Zuschauer. Kürschners Literaturkalender nennt ungefähr 14.000 lebender deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die dreißigfache Zahl der literarischen Dilettanten nicht mitgeschätzt. Ein altes Fräulein, dem ich heute den dringenden Wunsch nach literarischer Protektion entschieden ablehnte, gab mir zu verstehen, daß ich in meinen jüngeren Jahren liebenswürdiger gewesen sei. Damals hätte ich ihre Gedichte freundlich gelesen, korrigiert, den Abdruck in Zeitungen vermittelt, einen Verleger aufgesucht und ein schönes Vorwort für ihre Sammlung geschrieben. „Aber, mein verehrtes Fräulein“, antworte ich, „die ganze Prozedur muß nichts geholfen haben, sonst wären Sie heute nach dreißig Jahren nicht wieder bei mir um dieselbe Protektion. Dazu hatten Sie damals bei Lesern und bei mir noch weniger Konkurrenz.“ Heute ist es einfach Notwehr, wenn ich vor der trostlosen und fruchtlosen Hochflut des Schreibertums durch „Unliebenswürdigkeit“

mich zu schützen suche. Besonders zur Winterszeit vergeht kaum ein Tag, ohne daß die Poesie der Zeitgenossen mir kiloweise ins Haus geschickt wird. Wo es möglich ist, lasse ich die Götterboten ihre Pakete gleich wieder mitnehmen. Dagegen wehrte sich vor ein par Tagen ein Schickmädchen, sie dürfe das „Pakel" nicht wieder nach Hause bringen, sonst schmeiße ihr die Gnädige auf der Stell das Dienstbotenbüchel vor die Füße.

Am 9. Dezember.

„Wir wollen mehr Können als Wissen! Mehr Freudigkeit und Gesundheit und weniger Geistesdrill, der zu geistiger Trägheit führt. Gänse, die man nudelt, werden krank, sagt Mommsen zu der geistigen Überfütterung unserer Jugend."

Welch traute Heimgartenklänge! Ich lese sie heute in einem Aufruf für Zusammenschluß bildungsfreundlicher Männer und Frauen zu einem Verein „Schulreform". Er kommt aus Wien und ist von hervorragenden Persönlichkeiten gezeichnet. Endlich wird es doch wohl sachte ernst werden müssen mit der Schulreform. Aber zu zimperlich noch. Man wagt es im allgemeinen noch nicht, die ganze Verkehrtheit des heutigen Unterrichtes, besonders der Mittelschulen, einzugestehen. Man ist eben selbst aus diesen Schulen hervorgegangen und es ist einigermaßen unnatürlich, sich gegen die Frau Mutter aufzulehnen, auch wenn sie eine schlechte Erzieherin war. Aber Leute, die solche Schulen nie durchsessen und durchseufzt haben, die Autodidakten, sehen in dieser Sache unbefangener, klarer. Die beste Absicht der Schule konnte wohl selbstverständlich zu keiner Zeit geleugnet werden; die Beredsamkeit ihrer Verteidiger kann uns sogar zeitweilig für sie erwärmen. In Wahrheit aber zeigt es sich, daß die jungen Leute so vieles mit Ach und Weh lernen müssen, was sie ihr Lebtag nicht brauchen, und deshalb so vieles nicht lernen können, was heute überaus nötig wäre zu wissen und zu können. Und es zeigt sich, daß diese Schulen der körperlichen Gesundheit Schaden tun, durch das zu einseitige trockene Theoretisieren den jungen Geist veröden und ihm oft jene Gegenstände, für die er gewonnen werden sollte, geradezu im höchsten Grade verleiden. Wer hat heute mehr Interesse und Herzensempfänglichkeit für Literatur, der Student oder der Arbeiter? Welcher hat die Literaturgeschichte durchochsen müssen? — Und so geht's mit manchem anderen Wissenszweige. Unsere so heißersehnte Wiedergeburt kann gewiß nur durch eine Schulreform geschehen, aber sie muß radikal sein und sich auf die Volksschule, auf die Mittelschule und auf die Hochschule erstrecken. Fürs Dorf eine „freie Schule" anstreben, während der Universitätsstudent unter sich derart geknebelt ist, daß er nicht einmal ein ihm beliebiges Kappel tragen darf, das ist unsinnig. Der Verein für Schulreform wird viel Arbeit haben. Und gewiß auch viel Erfolg. Aber wann?

Am 10. Dezember.

Richard Schaukal läßt zwei Kunstbeflissene sprechen:

„Wie werten Sie ein Werk der Literatur?“

„Nach seiner Wahrheit.“

„Das heißt?“

„Nach seinem Gehalt an eigener Seele.“

Ich finde diese Worte überaus treffend. Leider gibt es, wie Schaukal weiter sagen läßt, Schriftsteller, die viele Seelen beherbergen, niemals aber eine eigene besessen haben. Wie verstehe ich's nun? Am Ende kommt man gar dahin, zu sagen, die höchste Subjektivität und die höchste Objektivität sei eins. Schaukal wird wohl recht behalten damit, daß der Wert eines Kunstwerkes in seiner Wahrheit besteht und daß unter Wahrheit jene Wahrhaftigkeit gemeint ist, mit der der Künstler das und nur das zu gestalten sucht, was in seiner und gerade in seiner Seele lebt und webt. Ob das an sich „wahr“, ob es „gut“ oder „schlecht“ ist, auf das kommt's nicht an. Solches subjektiv-objektive Kunstwerk wird dann eben seine gleichgestimmten Freunde suchen müssen. Eine hohe Künstlerseele wird die hochgemuten Freunde finden, eine gemeine — die gemeinen.

Am 11. Dezember.

Vor Jahren kam eines Tages ein trauriger Lebemann zu mir und bat mich um eine Grabschrift für ein junges Weib, das er unglücklich gemacht hatte und das dann in den Tod gegangen war. Ich lehnte sein Begehren ab, doch er setzte es wochenlang fort, bis ich ihm endlich etwas schickte, das aber zu mißraten war, um für den Denkstein zu passen.

Du sie verdorben,
Sie dir gestorben,
Nun dein Wandern friedhofwärts.
Doch dein Klagen und Wimmern
Kann mich nicht kümmern,
Du bist ein Wesen, ein arg verkehrt's.
Sentimental
Bis zum Skandal
Und doch — ein kaltes, kaltes Herz.

Vor kurzem nun starb der Mann und heute teilt mir ein Freund mit, daß in seiner Lade Briefe und ein Bild jenes unglücklichen Weibes gefunden wurden und darunter auch — mein obiges Gedicht. Er hat's also nicht zerrissen, sondern es sich vielleicht zu Herzen genommen. Er war besser, als ich ihn geschätzt? Man sollte sich hüten!

Am 12. Dezember.

Ein junger Dichter, dem ich abgelehnt hatte, seinen Roman zu lesen und mit ihm um einen Verleger hausieren zu gehen, schrieb mir einen Brief, den ich — wie er dazusetzte — nicht hinter den Spiegel

stecken würde. Gewiß, hinter den Spiegel stecken nicht, aber in den Heimgarten drucken, damit doch ein Werk von ihm gedruckt wird. — „Euer Wohlgeboren werden schon entschuldigen, indem ich Ihnen diese Ungefälligkeit nicht zugetraut hätte. Denken Sie, wenn der Doktor Svoboda auch so ungefällig gewesen wäre, säßen Sie heute noch auf der Schneiderpudel bei den dummen Bauern." Diese Bemerkung, wenn auch in höflicherer Form, bekomme ich von Abgewiesenen gar manchmal zu hören. Mir geziemt es nicht, darauf die emtsprechende Antwort zu geben. Doktor Svoboda selbst hat sie wiederholt öffentlich ausgesprochen. Svoboda hatte, als er sich meiner annahm, aus mir doch keinen Literaten machen wollen. Er wollte mir nur eine Schulbildung vermitteln, die mich zu irgendeinem bürgerlichen Beruf tüchtig machen sollte. Als es sich endgiltig zeigte, daß ich aus der Art geschlagen war, hat er mich freilich in literarische Zucht genommen, die aber nicht mit dem Verleger anfing! Der kam später von selbst. Unangenehm genug, daß von solchen Sachen so oft die Rede sein muß, um den doch so natürlichen Gang der Dinge zu rechtfertigen. Ich möchte ja manche der wenigen Stunden, die mir noch gehören, opfern, wenn den schreibelustigen Leuten damit genützt, der Literatur gedient wäre. Zu allermeist aber handelt es sich um persönliche Eitelkeit. Und *solche* Nöte lassen mich kalt.

Am 13. Dezember.

Ein entlegenes Gebirgsdorf wurde von schwerem Unglück betroffen. Sagen wir, einer Feuersbrunst. Die Leute waren hilflos und wußten sich nicht zu raten. Da kamen Touristen, Sommerfrischler, sie hatten Erbarmen mit den Unglücklichen, brachten Hilfe und suchten das Dorf wieder in die Höhe zu bringen. Die Leutchen waren außer sich vor Dankbarkeit. Die Wohltäter taten noch ein Übriges, beschenkten Kirche und Schule und wollten eine alljährliche Weihnachtsbescherung stiften für die armen Kinder. Da wurde im Orte plötzlich eine Parole laut: Nichts mehr annehmen. Die Fremden wollen uns damit nur herumkriegen, das sind falsche Leute. Sind Lutherische und Kalte dabei. Hütet euch vor ihnen, weiset sie ab, ihr könntet den Glauben verlieren! — (Sonst pflegen arme Leute, wenn ihnen in der Not geholfen wird, den Glauben an Gott und Menschen erst wieder zu finden.) Die Wohltäter waren anfangs verdutzt, dann lachten sie und wendeten ihr Wohlwollen anderen Gegenden zu. Den Schaden hat die ganze arme Gemeinde, die Schuld aber lag nur an einer Person.

Am 14. Dezember.

Für die katholische Kirche sind in Frankreich endlich bessere Zeiten gekommen. Irdische Güter, die so gefährlich für das Seelenheil sind, wurden ihr abgenommen. Von den politischen Weltsorgen um den Staat, die so hemmend in ein gottfrohes Leben eingreifen, ist

sie entbunden. Ideale, die sie seit jeher anderen gepredigt, hat sie selbst erreicht und kann sich nun ganz den kirchlichen Obliegenheiten der religiösen Seelsorge, der Menschenliebe und Geduld widmen. Fast unerwartet ist sie um ein gut Stück näher der christlichen Vollkommenheit gekommen. — Das ist mein voller Ernst. So wie vor 37 Jahren der Wegfall des Kirchenstaates die Kirche vor aller Welt in ein höheres Ansehen, in ein reineres sittliches Licht gehoben hat, so wird auch diese Befreiung einer christlichen Kirche von der Welt ihr die Stellung und Kraft geben, in religiösem Sinne erst recht für die Welt zu wirken. Gebt mir einen Punkt außerhalb der Erde, und ich hebe sie aus ihren Angeln. Dieses Wort des Weisen könnte ein anderer Weiser recht gut ausnützen.

Am 15. Dezember.

Mit einem Freunde folgendes Gespräch: Ich: „Ich glaube felsenfest an die Unsterblichkeit jeder Menschenseele und suche immer Beweise dafür.“ Er: „Felsenfest glauben und Beweise suchen? Dann muß Ihr Glauben doch nicht genügend grundiert sein.“ Ich: „Für meine Person reichlich genügend. Aber gute Beweise dafür möchte ich haben, um andere zu überzeugen und ihnen jene Ruhe, jene Zuversicht, jene Überlegenheit und Stärke zu vermitteln, die zu wünschen wäre.“ Er: „Sie haben doch selbst des öfteren gesagt, daß religiöse Dinge nicht bewiesen, nur geglaubt werden können.“ Ich: „Es ist gewiß so. Aber, Freund, es ist nicht ausgemacht, ob die Unsterblichkeit der Seele zur Religion gehört. Vielleicht gehört sie in die Naturgeschichte.“

Am 16. Dezember.

Vorlesung im größten Saale von Graz für Arbeiter. Die von Künstlern und Vorlesern so oft gehörte Erfahrung, daß dieses Publikum (die Arbeiter) das aufmerksamste, empfänglichste und dankbarste ist, muß ich immer wieder bestätigen. Es ist aber auch das taktvollste. Verläßliches Zurechtkommen, musterhafte Ruhe. Und wie zur Winterszeit tausend versammelte Menschen eine ganze Stunde lang auskommen können, ohne einen Huster zu machen, das verstehe ich nicht. Dieses Publikum geht noch nicht in das Konzert, in die Vorlesung, um in leichter Anregung verdauungskräftiger zu sein, oder um gesehen zu werden, oder der Person des Vortragenden wegen, oder weil es Mode ist, sondern aus tieferem Interesse für das, was geboten wird. Seine Achtung vor der Kunst und den Künstlern drückt es nicht durch lärmendes Klatschen aus, sondern durch schweigendes Erheben von den Sitzen beim Eintritte des Vortragenden. Anfangs verhält es sich ruhig, gemessen, aber wenn endlich der Beifall losgeht, weiß man auch, daß er ernst gemeint ist. Wenn manchmal einer aus „höheren“ Gesellschaftsklassen in

ein solches Arbeiterkonzert oder einen Vortrag ginge aus Neugierde, wie diese Leute unter sich bei Kunst und Wissenschaft sich benehmen, so dürfte er Respekt bekommen.

Am 17. Dezember.

An der Elektrizität, an dem Telephon, an dem Grammophon und dergleichen sehe ich Kräfte, die wir wohl ausnützen können, aber nicht verstehen. Da will man ableugnen, daß die Natur eine Seele habe. Sie hat eine, aber sie verbirgt sich oft nur und stellt sich tot. Sobald man ihr den richtigen Leib gibt, zeigt sie sich sofort. Wenn man aus der ganz simplen Mechanik des Grammophons einen Menschen sprechen hört, der längst vermodert ist, wessen Seele offenbart sich da, die jenes Menschen oder die der rein mechanischen Natur? Oder die Seele dessen, der das Grammophon erfunden und erzeugt hat? Oder gar die Seele des Horchenden? Sollten es nicht diese Seelen zusammen sein? Und sollten diese vier Seelen nicht eine einzige sein — wenigstens ein Teil jener ureinzigen, unsterblichen Seele, deren Ein- und Allheit man Gott nennt? Daran dachte ich heute, als ein Freund, den wir vor Jahren begraben hatten, lachend aus dem Grammophon rief: „Peter, Peter, es gibt nichts. Nach dem Absterben des Leibes ist der Mensch mausetot!"

Am 18. Dezember.

Bei prachtvollem Winter, wie er uns seit 6. Dezember im Lande liegt, heute Enkelbesuch im Mürztal. Draußen sinkt unendliches Schneien nieder auf die weißen Felder, auf die weiß gepolsterten Dächer, auf die weißen Hauben der Wegsäulen — und in der Stube bei knisterndem Ofenfeuer die derben Buben, die emsige „Traudel", helläugig ausschauend in die ahnungsvolle Welt — Christkindels wegen. Das Dirndl sitzt ausnahmsweise eine halbe Minute ruhig auf meinem Knie und lehnt das Blondköpfel an meine Brust und lispelt andächtig: „Goßvaterl ist kommen." Der winzige Peterl trippelt herbei, er will nicht übersehen werden und sagt: „Da!" Sonst kann er noch nichts sagen, aber das genügt völlig, widrigenfalls er noch andere Mittel hätte, seine Anwesenheit zu beweisen. Der kleine Friedel wird nicht satt, des Alten Hände zu küssen, obschon sie nicht um einen Pfifferling was mitgebracht haben. Dann nimmt er ihn um den Hals und wartet auf etwas und wartet. Und weil der Alte nichts desgleichen tut, so packt der Kleine mit beiden Händen den Graukopf, rückt ihn zurecht und sagt leise: „So küss' mich doch auf den Mund, Großvater!" Nun aber ist der in den Zeitungen so oft kolportierte Rat, daß man Kinder nicht küssen solle, auf das dreisteste übertreten worden. Der Friedel ist ganz verblüfft darüber, wie Großvater so heftig küssen kann, daß es weh tut, daß man fast erstickt. Weiß nicht, ob er so bald wieder um einen Kuß betteln wird. Walter, der stille Schwärmer, steht abseits am Bücherkasten und summt

vor sich hin: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ — Gegen Abend kam eine einsame Stunde. Grauenhaft in ihrer Ödnis. Auf dem Gang über die Schneefelder hin fiel es mir plötzlich aufs Herz, in meinem Leben das erstemal so: Allein! Ganz allein unter den Millionen fremden Wesen der Welt. Manche von ihnen hat man sehr lieb, unsagbar lieb. Zeitweilig steht man ganz nahe an so einem teuren Wesen, glaubt schier eins mit ihm zu sein. Und doch kann das eine Herz nicht zum andern hinüber — es bleibt für sich ab- und in sich eingeschlossen in der grenzenlosen, ewigen Einsamkeit, in der es leben und sterben muß. — Sei nicht betrübt. Zwischen einem Menschen zum andern durch unergründliche Fernen ist ein gutes Kabel gelegt: Die Liebe. Ohne diese freilich und besonders ohne das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Vergangenheit und Zukunft müßte der Mensch in den unermeßlichen Einsamkeiten trostlos versinken.

Ein Herze nah' dem andern brennt,
Und sind doch himmelweit getrennt;
So ewig, ewig ferne,
Wie oben dort die Sterne.
Doch bist du, Herz, zu keiner Frist
Der Ewigkeit allein,
Denn zwischen Ahn' und Enkel ist
Ein trautes Plätzchen dein.

Am 19. Dezember.

Unter den seltsamen Zuschriften an mich befindet sich folgendes Schreiben aus einem Städtchen Württembergs vom 18. Dezember: „Euer Hochwohlgeboren! Gestatten Euer Hochwohlgeboren, daß sich ergebenst Unterzeichneter mit einer eigenartigen Bitte an Sie wendet. N. versichert, daß er durch die Lektüre Ihrer Romane veranlaßt, mit einem ehrbaren Mädchen mittleren Standes eine Liebelei angefangen habe, die nicht ohne Folgen geblieben ist. N. (Wenn man nur wüßte, wer dieser N. ist!) ist nicht in der Lage, das verführte Mädchen zu heiraten und solches, soweit noch tunlich, vor Schande zu bewahren, dagegen wäre ein anderer hiezu bereit, wenn das Mädchen wenigstens die gesetzlichen Alimentationsgelder als Mitgift erhielte. N. ist fest überzeugt, Sie würden sich seiner, respektive der verführten Person erbarmen und helfen, letztere vor Schande und Untergang zu bewahren. — Ich wäre bereit, etwa zugedachte Unterstützungen zu vermitteln. Hochachtend J. H., Gefängnisgeistlicher.“ — Meine Antwort auf diese einzigartige Zuschrift konnte nur lauten: „Weder ich noch meine Verwandten, Freunde und Bekannten, die alle meine Bücher gelesen, haben deswegen je außereheliche Alimentationsgebühren zu zahlen gehabt. Daraus geht hervor, daß in dem bewußten Falle die Schuld nicht an meinen Büchern, sondern an Ihrem N. liegt.“ —

Am 20. Dezember.

„Aber daß du mir treu bleibst!“ hörte ich heute eine Bürgersfrau zu ihrem verreisenden Manndl sprechen, „'s Sprichwort sagt halt von euch Mannsbildern: Ein anderes Stadtl, ein anderes Madl.“ — „Ja, ja, Alte“, entgegnete er lustig, „aber das Sprichwort sagt nicht von den Weibsleuten: Ein anderes Landl, ein anderes Manndl! Die tauschen halt schon z'Haus die Manndln aus.“ Treuherzig lachend gingen sie auseinander. Das kann man oft bemerken, wenn zwei Eheleute sich gegenseitig mit Anspielungen auf Untreue necken, da ist es nicht gefährlich. Wenn die Frage aber gar nie berührt wird, wenn man jedes Wort über Untreue sorgfältig vermeidet, sich gar zu streng an die äußerliche Korrektheit hält, auch vor den Leuten hochzärtlich miteinander ist, da soll man nicht trauen.

Am 21. Dezember.

Alljährlich am 21. Dezember gehe ich hinaus auf ein abgelegenes Plätzchen des Stadtparkes, wo die stillen Bäume stehen. Dort wandle ich dahin und schaue zur Mittagssonne — nicht hinauf, sondern hinüber, denn sie steht tiefer als im Sommer um 8 Uhr. Sie steigt fast zu den Menschen herab — zur Weihnachtszeit. So daß es auch in den langen Nächten licht und warm sei unter den Menschenkindern. Ich warte nun, bis von den Türmen die zwölfte Mittagsstunde schallt und auf dem Schloßberg die Glocke läutet. In diesem Augenblicke denke ich des Herrn der Zeiten. Und das ist meine Feier der Winter-Sonnenwende. Die astronomische Stunde ist es ja nicht so ganz aufs Haar, sagen die Himmelskundigen. Mit meinem Himmel aber stimmt sie. Heute hat mein leibliches Auge die Sonne nicht gesehen, sie war verhüllt von Schneewolken, aus denen die Flocken still und weich herabfielen. Als die Schloßbergglocke verklungen war, schritt ich frisch und froh ins neue Jahr hinein, ging hinab in den jungen Wald, der an den Straßen und Plätzen der Stadt erstanden ist, der nicht auf der Scholle, sondern auf dem Kreuze steht, und kaufe den Christbaum.

Am 22. Dezember.

Eine Rundfrage: Soll man bei künstlerischen Vorträgen applaudieren und sollen Künstler den Hervorrufen Folge leisten? — Ich als Vorleser halte nichts auf das Klatschen und danke nicht dafür. Bei einiger Feinfühligkeit merkt man's auch so, ob die Sache gefällt oder nicht. Gruß und Achtung dem Künstler drückt das Publikum am würdigsten durch ruhiges Erheben von den Sitzen aus, wenn er auftritt, so wie es in der Arbeiterschaft der Brauch zu werden scheint. Im Theater läßt sich das ja nicht unter allen Umständen machen; der Schauspieler aber (dem die Nachwelt keine Kränze flicht) dürstet nach Beifall; dieser Beifall erfrischt ihn, ermutigt ihn, kräftigt sein Können.

Nur soll der Applaus das, was er ehren will, nicht stören — er darf den Spielenden nie unterbrechen, nie die Illusion verscheuchen. Am mißlichsten ist der Applaus natürlich in der Oper, wo er die Musik durchlöchert und das Nachklingen zerstört. Im Reich der Bühne sollte alles vermieden werden, was ans — Theater erinnert, die Kunst ist eine Wirklichkeit für sich und der Schauspieler sollte sich nicht als — Komödiant behandeln lassen. Er soll nicht bei jedem oft ulkigen Geklatsche auf die Bühne hüpfen und seine Bücklinge machen. Er ist der Gebende, er dankt durch seine Kunst. Und der Autor schon gar! Das Hervorrufen des Dichters entspringt zumeist nur der Neugierde. Man hat das Stück gesehen, nun will man auch den Dichter sehen, ob er schwarz oder blond ist, ob er sich mit Frack und Krawatte vorbereitet hat, ob er routiniert ist in Bücklingen und ob er am Ende gar eine Rede halten wird. Aufführungen, bei denen Eitelkeit die — Hauptrolle spielt, möchte man von unseren Bühnen fern gehalten wissen.

Am 23. Dezember.

Scharfe Epistel von einer Frau aus Mähren, daß ich Wasser predigte und Wein trinke. Nach dem Buchstaben ist das wahr, nach dem Sinne falsch. Ich predige anderen Mäßigkeit und trinke selber mein Glas Wein. Aber ich halte selber Mäßigkeit und gönne auch anderen ein Glas Wein, das — richtig angewendet — für manchen eine gar edle Himmelsgabe ist. Ich verabscheue die Schlemmerei in aller Form und der Vielfraß ist mir just so widerlich, als der Säufer. Wenn ich gegen diese eifere, so ist das doch nicht darum, als dürfe man nicht ein einziges Stück Fleisch essen und nicht ein einziges Glas Wein trinken! — Im allgemeinen übrigens zugegeben, daß ich den Idealen, die ich predige, selber noch sehr ferne bin und daß ich nicht bloß anderen Bekehrung predige, sondern auch mir. Wenn nur der Vollkommene die Vollkommenheit lehren dürfte, dann freilich gebe es seit Christus keinen Prediger auf der ganzen Welt.

Am 24. Dezember.

Ein einziger Tag im Jahr gehört der Liebe,
Ein einziger Tag ist ja den Toten frei.
Schon morgen heben an die andern Triebe
Mit neuer Kraft die alte Schweinerei:
Statt geben — nehmen,
Statt fördern — hemmen,
Statt Liebe — Hiebe
— — — — — —
Ach, daß es bei der Liebe bliebe!

Am 25. Dezember.

Mitten im Schreibzimmer, auf dem großen weißgedeckten Tisch steht der buschige Fichtenbaum. Außer den sechzig weißen Kerzen trägt er nichts an sich, weder Flitter, noch Obst, noch Backwerk. An seinem Fuß lehnt ein altes Bild von der Geburt Christi. Ringsum die Spenden:

Bücher, Familienbilder, Handarbeiten, Kleidungsstücke, auch etliche Luxussachen, die gerne von auswärts kommen. Der Christbaum wird unter Weihrauch und Weihnachtsklängen um halb sieben Uhr angezündet, dann öffnet sich langsam die Doppeltür und die Familienglieder treten langsam herein. Die stets reiche Bescherung für mich, der den Baum angezündet, wird noch schnell herangerückt. Es ist eine nicht lärmende, vielmehr innige Fröhlichkeit. Auf dem Klavier klingen Weihnachtslieder. Der Baum brennt zwei Stunden; im Augenblick, als das letzte Kerzchen verlischt, ein heiliges Schweigen. Dann werden die Sachen von den Eigentümern abgeräumt und eingeheimst. Nach diesen Christbaumstunden ein einfaches, fröhliches Mahl. Am nächsten Morgen ist wieder alles wie sonst, nur daß am Fenster der Christbaum steht, schmucklos, wie er im Walde gestanden. Er bleibt über die Weihnachtszeit dort stehen. — Leute mit einer Vergangenheit wie die meine, können sagen, sie kommen aus dem Mittelalter, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebt. Und zu Zeiten wollen sie wieder ins Mittelalter zurück. Ich hatte mit mir einen tagelangen Kampf; mein Herz zog mich für die Weihnacht fast brutal nach der fernen Jugendkirche in der Waldheimat. Die Vernunft mußte alles aufbieten, eine neun Stunden lange Nachtfahrt, größtenteils im offenen Schlitten über winterliches Gebirge, zu verhindern. Der Vernunft kam schließlich noch anderes zu Hilfe — die Fahrt unterblieb. Hingegen besuchte ich das Bischofsamt um Mitternacht im Dome. Die prunkvollen Zeremonien, mit denen ein paar Dutzend Priester ihrem geistlichen Fürsten huldigten, nahmen mein Interesse so stark in Anspruch, daß ich des armen Christkindes im Stalle zu Bethlehem schier vergaß. Erst beim Nachhausegehen dachte ich wieder, daß Christnacht ist. Aber ich hatte doch Mittelalter geschmeckt.

Am 26. Dezember.

Der „Gil Blas“ in Paris will in einer Rundfrage auch meine Meinung wissen über den Wert und Einfluß der Sprachen. Ich kann Stoansteirisch genau, Hochdeutsch beinahe und andere Sprachen gar nicht. Werde mich also hüten, da dreinzureden. Denn erst fragen sie und fragen immer wieder, und wenn man endlich antwortet, dann halten sie einem vor, daß man in alles dreinrede. Möchte mir nicht schlecht den Mund verbrennen, wenn ich sagen wollte: Die alten Sprachen sollen aus dem Schulzwang hinaus. Wessen Gelehrtenfach es verlangt, der soll Griechisch und Latein lernen. Hingegen soll außer der Muttersprache eine der modernen Sprachen, für den Schüler wählbar, in den Schulzwang gestellt sein, die jeder lernen muß. Jeder, sage ich, auch der Gewerbsmann, der Bauer. Wie heutzutage in der Welt alles hin- und herrollt, ist eine fremde Sprache für jeden mindestens so wichtig, wie das zeitraubende und mechanische Auswendiglernen von Bruchstücken aus der

Geschichte der Hebräer, der Perser oder eines kirchlichen Katechismus in den Volks- und Mittelschulen. — Wenn ich nun den Mund wieder einmal zu weit aufgetan habe, so tragen die Schuld jene neugierigen Leute, die einen immer anzapfen. Habe ja, ich gestehe es, über alles meine Gedanken und Meinungen, wollte es aber leicht zu Wege bringen, sie bei mir zu behalten, wenn die Mosese verschiedenster Blätter mit dem Stabe nicht immer an den „Petrus“ schlügen, um bequemes und billiges Wasser auf ihre Wiesen zu erhalten.

Am 27. Dezember.

Vor kurzem ist bei Jamaika in Amerika das Schiff „Prinzessin Viktoria Luise“ gestrandet. Die Passagiere wurden gerettet, der Kapitän aber hat sich erschossen. Es ist dasselbe Schiff, auf dem im vorigen Sommer meine Tochter mit einer Freundin die Nordlandsreise gemacht hat. Nun hat die Weitgereiste die Beschreibung ihrer Nordlandsfahrt auf der „Prinzessin Viktoria Luise“ mir unter den Weihnachtsbaum gelegt. Zum Schlusse der Beschreibung findet sich folgendes Gedicht:

Du solltest liegen, mein weißes Schiff,
Stolz unter dem brennenden Baum,
Und nun liegst du an fernem Riff
Zerschmettert im Schaum.

Kein Führer lenkt mehr dich an sicheren Strand,
Sein Schicksal hat sich vollzogen.
Kein Steuer führt mehr dich ins deutsche Land
Auf fröhlichen Wogen.

Du gabst uns beiden, was keiner uns gab,
Der Tage voll seligster Freie,
Und sinkst du auch sterbend ins schäumende Grab,
Wir wahren dir Treue.

Nur eines laß uns von dir noch erflehn,
Erfülle das schmerzende Bitten:
Stolz sollst du, Prinzessin, untergehn,
Wie so stolz du die Meere durchschnitten.

Du sollst nicht liegen auf brennendem Sand,
Zum Spiele der höhnenden Wogen,
Versink', versink' vom tückischen Strand,
Der dich so betrogen.

Dort unten werden Nixen den Kranz
Von Schilf um dich, Stolze, flechten,
Du träumest dann leise bei ihrem Tanz
Von sonnigen Nächten . . .

Am 28. Dezember.

Das allgemeine Wahlrecht ist errungen. An dem großen, neuen Wagen wird gebaut, die Radachsen werden eingeölt. Nun der Radschuh: die Wahlpflicht. Bei so schwerem Wagen und den unbekannten Straßen, die wir fahren sollen, muß wohl auch ein Radschuh sein. Nicht? Wenn's gleichwohl — was wir hoffen — zumeist bergan gehen

wird, so werden sicher auch Strecken bergab kommen. Wie hätten die konservativen Parteien ohne heimliche Hoffnung auf die Wahlpflicht für das Wahlrecht stimmen können! Undenkbar. Man baute auf den konservativen Sinn oder vielmehr die Macht der Gewohnheit der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung. Zur Wahlreform gehört nun aber noch ein Drittes: Wahlrecht, Wahlpflicht und — Agitationsverbot. Nicht? So hätte der Wahlzwang leicht andere Zwänge im Gefolge. Aber gern möchte ich wissen, wie die Wahlen ausfielen, wenn jeder ohne Beeinflussung ganz nach eigenem Dafürhalten wählen würde!

Am 29. Dezember.

Seinerzeit wurde, weiß nicht mehr von wem, der beiläufige Vorschlag gemacht, man soll einen Studienfonds für talentierte Söhne der Waldheimat zusammenbetteln. Damit war ich zur Zeit nicht einverstanden. Ehe daß man bei den Waldbuben an ein höheres Studium denken könne, müßten sie erst eine A-B-C-Schule haben. Ich entschied mich für die Errichtung und Erhaltung einer Volksschule in der Waldheimat. Diese Tatsache gibt einem gallichten Herrn Anlaß, im „Literarischen Deutschösterreich" die Zeitgenossen auf die moralische Minderwertigkeit eines Menschen aufmerksam zu machen, der Hochschulstipendien für seine armen Heimatsgenossen — hintertreibt. Es wäre aber, deucht mich, selbst für einen schwachbemittelten Kopf unschwer einzusehen, daß in einer entlegenen Gegend erst eine Elementarschule vorhanden sein muß, ehe man einen Studienfonds für höhere Schulen braucht.

Am 30. Dezember.

Der Weihnachtsabend brachte mir einen Wetterbeschreiber, der durch einen Griffel auf der Papierrolle den Luftdruck anzeigt. Der neue Diener hatte sofort die Passionen seines Herrn weg, dem im Winter nichts lieber ist, als das Fallen des Barometers. Anfangs ging der mit Tinte gefüllte Griffel eben aus, aber noch war der Christbaum nicht abgebrannt, so begann er abwärts zu gehen und fiel vierundzwanzig Stunden lang auf schiefer Ebene dem Abgrunde zu. Dann hub ein feines, dichtes, schweres Schneien an. Seit Jahren keinen so herrlichen Weihnachtsschnee, der auch in der Stadt seine Winterlandschaft behauptet. Alle Wege weiß, alle Dächer und Bäume üppig gepolstert, aller Lärm erstickt in den weichen kalten Kissen. So urfroh-friedsam ist es geworden zur Jahreswende. Auch politisch und sozial. — Leider die Teuerung! In dem Maße, als der Barometer fällt, steigen die Preise. Konstant bleibt kein Preis, als der — des Heimgarten. Sein Preis so konstant wie seine Tendenz. Sein Grundsatz: Billigkeit im materiellen wie im moralischen Sinne. Daß ein Blatt aber alles billigen soll, dieses Verlangen

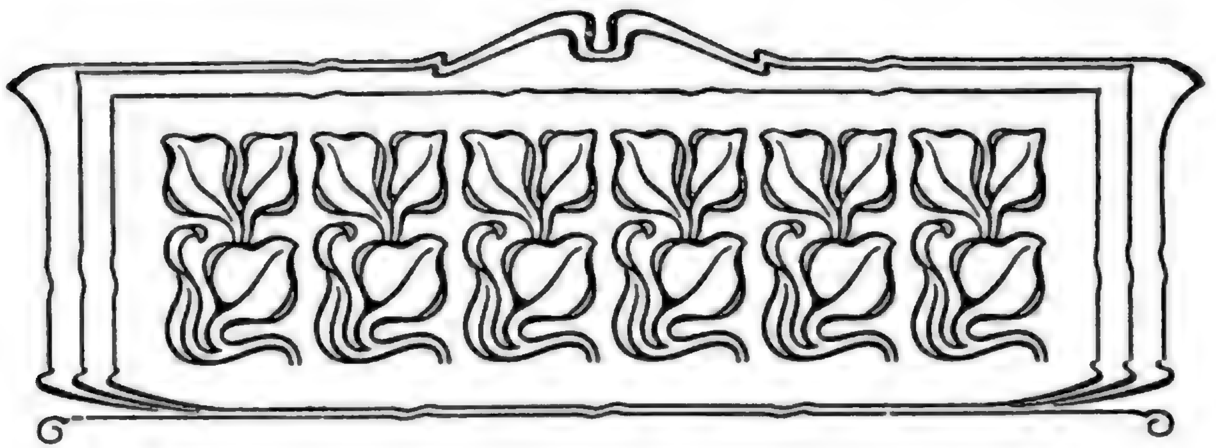
wäre unbillig. Nur zu weit sollte man sich nicht entfernen von des Weltschöpfers Frohgefühl: „Und er sah, daß es gut war.“ Wenn Er sein Werk, das in den Augen der meisten Leute als höchst fehlerhaft gilt, für gut halten konnte, so sollten wir Menschen über unsere Werke auch etwas billiger urteilen. Nachsicht mit den Leuten, Wohlwollen für gutgemeinte Bestrebungen, Geltenlassen anderer Arten und Anschauungen — diese Billigkeit würde auch die teuren Zeiten erträglich machen.

Am 31. Dezember.

Ist der letzte Tag gekommen. Voll Sonnenschein und Frost. Der Barometer fällt und im Gebirg lauert Schneegestöber. Schneeverwehungen und Feiertagsverkehrs-Überfülle haben die Züge in Unordnung gebracht. Keiner kommt und geht zu rechter Zeit. Die Kondukteure haben ihre Pudelhauben über die Ohren gebunden, weniger der schneidenden Kälte wegen, als um das Geschimpfe der Reisenden nicht zu hören. Ich bin auf den Semmering gefahren, um eine Silvestervorlesung zu halten, die der Großhotelier Panhans im Sinne der Waldheimatgesellschaft veranstaltete. Ich hatte weniger die Absicht, silvesterulkig gestimmte Großstädter zu unterhalten, als meinen Waldschulhausfond zu vermehren für die Zeit, da sich einmal niemand um dieses Schulhaus und seine Kinder kümmern wird. — Nach der Vorlesung Schlittenfahrt in der stahlklingkalten Mondnacht nach Langenwang, wo ich mit meiner Familie im lieben Doktorhaus das Jahr vollendete. Nach all dem unsinnigen ins weite verlaufenden Weihnachts- und Silvestergetue vermag man am letzten Abend nur mit Mühe den trauten Kreis zu schließen. Um Mitternacht schlugen mit dem Hammer der Uhr die Herzen hoffend hinüber in die heilige Zahl Sieben. — — —

Nun will ich schließen. Fast ratlos, ob morgen das Tagebuch fortgesetzt werden soll oder nicht. Ein Lebensjahr will da aufgeschrieben sein? Nicht der tausendste Teil dessen, was ein Mensch in einem Jahre innerlich und äußerlich erlebt. Das intim Persönliche behält man obendrein als Privateigentum zurück. Nur was so am Wege liegt und zur äußeren Welt in Beziehungen steht, habe ich flüchtig anmerken können. Das Tagebuchschreiben für die Öffentlichkeit ist schwerer, als ich glaubte; nirgends sind vorschnelle Urteile und Mißverständnisse leichter möglich, als wenn man über Dinge spricht, die noch im Flusse sind; die nicht schriftlich entwickelt und gestaltet werden können, weil sie sich noch nicht völlig vollzogen haben. —

Alles reife die Zeit, sie vollend' es zum Guten!



Kleine Laube.

Süddeutsche und norddeutsche Literatur.

Manchmal findet man auch in einem geschäftlichen Bücherkatalog etwas Besonderes. Ein solcher Katalog (von Albert Koch in Stuttgart 1906) hat eine Rundfrage an Dichter ausgeschickt: Was ist Ihre Meinung über die Stellung Süddeutschlands in der gegenwärtigen deutschen Literatur? Von den Beantwortungen heben wir einige besonders treffliche aus dem genannten Buche und teilen sie hier mit.

Was ich über die Stellung Süddeutschlands in der deutschen Literatur von heute denke? Das soll ich Ihnen sagen? Ein bißchen schwer ist das! Für mich! Denn offen gestanden, ich habe darüber noch sehr wenig nachgedacht. Oder eigentlich gar nicht. Wie ich als Deutscher politisch nie einen Unterschied gemacht habe zwischen dem Süden und Norden, sondern die beiden immer als ein Ganzes und Einheitliches nahm — auch das Deutschtum in Österreich mitinbegriffen — so war es mir auch immer gleichgültig, ob ein Buch aus dem Süden oder aus dem Norden kam. Wenn es nur ein gutes war! Und erschien ein neuer vielversprechender Name von deutschem Klang in unserer Literatur, so hab' ich nie nach dem besonderen Winkel seiner Heimat gefragt. Meine Lieblinge von heute sind hier und dort daheim: Hauptmann und Hofmannsthal, Raabe und Ludwig Thoma, Rosegger und Reuter. Oder zählt ein Toter von gestern schon heute nicht mehr mit?

Was die Freunde meines eigenen Schaffens anbelangt, da hab' ich ihrer im Norden wohl nicht weniger als im heimatlichen Süden. Eher noch mehr. Wenigstens behauptet das mein Verleger, der ja wissen muß, wohin meine Bücher gehen. Allerdings, im Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn hatte ich besondere Ursache, dem Norden dankbar zu sein. Meine erste Arbeit, der „Herrgottschnitzer", fand an der Stätte ihrer heimatlichen Wiege, in München, zuerst keinen sonderlich nachhaltenden Erfolg. Das Stück machte erst nach dem großen Erfolg in Berlin seinen Weg — auch zurück nach München. Aber von mir soll hier nicht die Rede sein. Sondern von der Stellung Süddeutschlands in der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wie ist diese Frage gemeint? Beginnt man darüber nachzudenken, dann schießen so viele Gesichtspunkte auf, daß man ein ganzes Buch als Antwort schreiben könnte! Mit hundert merkwürdigen Kapiteln. Im ersten Kapitel müßte vor allem klargestellt werden, was man unter „süddeutscher Literatur" versteht? Ist das Literatur, die in Süddeutschland gemacht wird? Dann gehört dazu, was Heyse und Thomas Mann und Halbe und andere Norddeutsche produzieren, die in München wohnen und sich da recht behaglich fühlen. Aber das stimmt wohl nicht.

Oder ist das heimatliche Blut maßgebend, das in den Adern des p. p. süddeutschen Poeten rollt? Ist dann Gerhard Hauptmann nicht vielleicht ein süddeutscher Dichter? Manchmal erinnert sein schlesischer Klang ganz merkwürdig ans Salzburgische.

Als man die Protestanten aus dem Salzkammergut verjagte, flüchteten sich große Schwärme dieser heimatlos Gewordenen nach Schlesien. Und Ludwig Fulda als Frankfurter? Müßte man da nicht noch eine Zwischenstufe zu Hilfe nehmen? Mitteldeutsche Literatur? Und eine westdeutsche für den prächtigen Hesse? Und eine ostdeutsche für Hofmannsthal? Und eine südwestdeutsche für die Schweizer? — Nein! So macht sich die Sache auch nicht gut.

Also, die Spezies „süddeutsche Literatur" wird vielleicht durch das Stoffgebiet bestimmt? Durch den Boden, aus dem der Dichter schöpft? Durch den Volksstamm, aus dem er seine Helden holt? Durch die Heimatstracht seiner Gestalten, durch den Flügelrock des Schwaben, durch die Kurzlederne des Hochgebirglers, durch den „schieberischen Stößer" des Wiener Fiakers? Unleugbar ein süddeutscher Dichter ist dann Vinzenz Chiavacci mit seinem Wiener Humor, und Rosegger, der die Schätze seiner steirischen Heimat hebt, und Ludwig Thoma, der seinen Andreas Vöst aus der Gegend von Dachau holte? Aber der in Deutz geborene und in Berlin lebende Bredenbrücker, der den Tiroler Dialekt viel echter schreiben lernte, als ihn mancher geborene Tiroler spricht — ist der auch ein süddeutscher Poet? Und Paul Heyse muß also nach dem „Paradies" und nach seinen Hochlandsnovellen als ein süddeutscher, nach den „Kindern der Welt" als ein norddeutscher Dichter gelten? Und um zu klarer Exemplifizierung ein bißchen in die Vergangenheit zurückzugreifen: Walter von der Vogelweide? Seine Heimat in der Nähe von Meran ist doch gewiß eine sehr süddeutsche Gegend — heute leider schon mehr eine norditalienische! Ist dieser Walter von der Vogelweide kein süddeutscher Dichter, weil er den Streit aller nordischen Höfe und die Süßigkeit und Trauer alles Lebens sang, ohne die geringste Spur von Lokalton und heimatlichem Kolorit? — Ich kenne mich da nicht mehr aus. Und soll der Teufel alles Rubrizieren holen! Man kommt damit so weit wie eine Fliege die einen Winkel der Stubendecke verläßt und sich festsetzt in einem anderen.

Ich sehe: bei dem Buche, in dem ich hundert merkwürdige Kapitel über die Stellung Süddeutschlands in der gegenwärtigen deutschen Literatur zu schreiben hätte, komme ich nicht einmal mit dem ersten Kapitel zurecht.

Da will ich das Buch doch lieber ungeschrieben lassen! Und will mir den Kopf nicht länger zerbrechen. Und will es weiter halten wie bisher, will mich freuen an jedem Buche, das gut ist, gleichviel ob es in Berlin oder München geschrieben wurde, in Wien oder Zürich. Und ich will die Frage nicht erörtern, ob es wahr ist, daß das norddeutsche Element das schärfere Schauen in unsere deutsche Literatur brachte, die schlagende Dialektik, das ruhelos gärende Ferment, während das süddeutsche Blut die wohligere Wärme gab, den heiteren Optimismus und das mollig Frische und Gesunde? Aber den Schluß will ich ziehen, daß gegensätzliche Klänge, wenn sie sich willig ineinanderschmiegen, einen harmonischen Akkord ergeben. Und als Deutscher will ich mich der Wahrnehmung freuen, daß es gerade die stark partikularistisch entwickelte Heimatskunst in unserer Literatur von heute ist, die dem Norddeutschen unseren Süden und uns Süddeutschen den Norden vertraut macht und so ein ganz Wesentliches beiträgt zum allmählichen Ausgleich stammespolitischer Gegensätze.

Und an ein schönes und großes Wort will ich denken, wenn ich paarweis meine Lieblinge wieder aufzähle: Hauptmann und Anzengruber, Hofmannsthal und Sudermann, Reuter und Thoma, Raabe und Rosegger. Immer ein Paar, das Gewicht hat! Und da wollen wir nach berühmten Mustern sagen: seien wir Deutsche doch froh, daß wir immer zwei solche Kerle nennen können, einen aus dem Norden und einen aus dem Süden!

Jagdhaus Hubertus.

Mit bestem Gruß Ihr ergebener Ludwig Ganghofer.

*

* *

Zentralisierung wäre der Tod der deutschen Literatur. Der Poet kann nur das packend schildern, was er innerlich erlebt hat. Wir alle zehren bewußt oder unbewußt vom Erbe der Väter. Das beste in unseren Werken ist Kindheitserinnerung. Was sich gespiegelt hat in unsern Kinderaugen, was an unsere Kinderohren geklungen ist, davon singen und sagen wir als Männer vor allem Volk.

Wehe dem Poeten, der den Zusammenhang mit Mutter Erde verliert! Der moderne Herkules Großstadt — ach, er hat schon gar manchen Antäus in der rauchgeschwängerten Luft erbärmlich zerdrückt.

Keiner von uns Süddeutschen vermag dem nordischen Meere die tiefsten Geheimnisse abzulauschen; denn seine Wogen haben nicht über unsere Wiegen gesungen. Keiner von uns vermöchte die Gestalten eines Fritz Reuter auf die mecklenburgische Scholle, keiner die eines Willibald Alexis auf den märkischen Sand zu zaubern; denn wir sind niemals mit Kindersohlen darübergetrippelt. Aber keiner von den norddeutschen Brüdern könnte die Majestät unserer Alpen, die Schönheit unserer unermeßlichen Waldländer, den Zauber unserer vieltürmigen, wehrhaften Städtlein, unserer moosgrünen Burgen, die Eigenart der Leute in Bayern, Franken oder Schwaben schildern wie wir.

Gott erhalte unserm heißgeliebten Vaterlande die Vielheit der Stämme, Gott verhüte, daß wir zum Völkerbrei werden. In unserer Vielheit ist einst die Wurzel unserer Ohnmacht gelegen — einst, da wir Kinder waren unter den Völkern. In unserer Vielheit liegt heute die Hoffnung auf unsere Zukunft — heute, wo wir heranreifen zur Nation. Und diese unsere Vielheit darf und soll sich spiegeln in unserer Literatur.

Wir süddeutschen Poeten aber wollen feststehen in unserer Eigenart. Wir wissen, was wir dem literarischen Norddeutschland zu danken haben — wir wissen aber auch, was der Süden dem Norden gewesen ist seit den Tagen Herrn Walters und Wolframs.

Castell, Unterfranken. August Sperl.

*
* *

Ich möchte keinen Gegensatz zwischen süddeutscher und norddeutscher Literatur konstruieren. Es kommt aus dem Norden eine Menge des Schönen, Guten und Herzerquickenden, das wir im Süden freudig aufnehmen dürfen. Dennoch sei auf eine besondere Note der süddeutschen Literatur, zu der auch wir schriftstellernde Schweizer gehören, hingewiesen. Sie ist nach ihrem Kern und nach ihren besten Namen der geistige Niederschlag des bürgerlich-demokratischen Gefühls, das von Jahrhunderten her im süddeutschen Volksleben treibt und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Darum schöpft die süddeutsche Literatur ihre Stoffe mit sehr merkbarer Vorliebe aus der urreichen Fülle des Volkslebens, sucht sie ihre Gestalten weniger in der verfeinerten Gesellschaft als bei der schaffenden Arbeit, sei es nun den Älpler oder Jäger an den Kanten des Hochgebirges, den Bauern, den Handwerker, den Lehrer und Pfarrer in den Dörfern der Mittellande oder den bürgerlichen und den geistigen Arbeiter, den Industriellen und Handelsherrn im Gewoge unserer Städte. Immer ist es der am Webstuhl des Tages wirkende Mann, mit ihm das Mädchen oder die Frau, die sich tapfer in den Kreis ihrer Pflichten stellen, welche die süddeutsche Schriftstellerwelt fesseln. Sie besitzt den lebhaften Sinn für die idealen, ethischen und kulturellen Werke, die im Bauern- und Bürgerhause daheim sind, für das Tüchtige in Familie, Gemeinwesen und Volksleben. Aus allen Ständen des Volkes schöpfend, wendet sich die süddeutsche Literatur wieder an alle Stände des Volkes, und indem sie sein Ringen und Kämpfen, seine Sorge und seine Freude, seine Schicksale in guten und bösen Tagen mit dem Strahle der Dichtung beglänzt, führt sie das Volk selber zur Erkenntnis und Wertschätzung der in ihm wohnenden guten Kräfte.

Ich halte diesen Weg nach doppelter Hinsicht für gut und segensreich. Er bewahrt dem Volke den Glauben an sich selbst und lenkt die Aufmerksamkeit derer, die über dem Volke stehen, auf die kulturellen Grundsteine des großen sozialen Baues — des Staates. Damit tritt die mit demokratischen Ideen durchtränkte süddeutsche Literatur in einen wohltuenden Gegensatz nicht etwa gegen das allgemeine deutsche Schrifttum, aber gegen eine gewisse Richtung desselben, die für literaturfähig überhaupt nur das Hof-, das Adels- und Militärleben, die Sensationen der exklusiven Gesellschaft oder dann das Hocherotische, das Perverse und Dekadente hält. Es kann unmöglich im Wunsche der deutschen Kultur liegen, daß dieser Strom, der rein ästhetisch genommen vielleicht manches Schätzbare hervorgebracht hat, nun breit in das deutsche Leben hineinflute, denn es liegt in dieser Literaturgattung eine schwere Verkennung der wirklichen Lebenswerte, eine Unterschätzung der bürgerlichen Arbeit, eine Gefahr der Irreführung des Volksgeistes. Darum erscheint mir die süddeutsche Literatur, in der so viel das Leben bejahende Kräfte, so viel Echtes und Gesundes treiben, als ein überaus kraft- und wertvoller Zuschuß zum deutschen Geistesleben insgesamt. Möge sie bleiben, was sie im wesentlichen ist: Volksschriftstellerei im edelsten Sinne des Wortes.

Ermatingen. J. C. Heer.

Über Thronfolger-Erziehung

schreibt Oberstleutnant v. Wartenberg im Novemberheft des „Türmers“ unter anderem: Nichts ist dem angehenden Herrscher notwendiger als ein objektiver, sein demnächstiges königliches Amt niemals aus den Augen verlierender Geschichtsunterricht. An diesem fehlt es aber fast immer. Wer berufen ist, über das Schicksal vieler Millionen mitzuentscheiden, im Mittelpunkte eines ganzen Volkes und gleichzeitig über ihm steht, dessen Pflichten reichen ins schier Unermeßliche. Wo fänden wir den Monarchen, der nicht zuerst an die Dynastie, will sagen an sich und sein Haus dächte! Vorwiegend nach den Interessen der Dynastie fragte selbst der alte Kaiser Wilhelm vor allen Entscheidungen von Wichtigkeit; und als dem jetzt regierenden Zaren mitgeteilt wurde, das russische Volk trage Verlangen nach einer Verfassung, hatte er nur das eine zu erwidern: „Aber wo bleibt denn die Dynastie?“ Viel zu wenig werden die angehenden Herrscher auf die ihnen später obliegenden Pflichten gegen diejenigen, über die sie herrschen sollen, und auch darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sie sich im eigenen Lichte stehen werden, wenn sie es an der gewissenhaftesten Erfüllung dieser Pflichten fehlen lassen. Und das wäre doch um so nachdrücklicher zu betonen, als der zukünftige Monarch, noch bevor er aus der Wiege genommen wird, Gegenstand von Huldigungen ist, die ihm bezeugen, daß er nur Rechte hat und als geborener König ohne weiteres den Aufgaben seines späteren Amtes gewachsen sein wird. Not tut somit auch in der konstitutionellen Monarchie den Regierten vor allem als Geschichtslehrer des Thronfolgers ein aufrechter Mann, der ihm nicht nur das sagt, was er gern hören möchte, sondern namentlich auch das, was er hören muß. Wo ein solcher Mann zur Stelle ist, bedarf es zur gründlichen Vorbereitung des zukünftigen Herrschers auf sein Amt nicht einmal der Anweisung des regierenden Herrn. Er selber, der Thronfolger, wird schon auf sie dringen. Denn die Geschichte lehrt ihn, daß die Schmeichler lügen, die ihm einreden, die Erben einer Krone kämen bereits als fertige Regenten auf die Welt, daß seinem Regierungsantritt vielmehr harte und ernste Arbeit vorausgehen muß, wenn er selbst und die von ihm Regierten nicht Schaden erleiden sollen.

Für bescheidene Ansprüche.

Wer durch die Schweizer Alpen Fußwanderungen macht, wird mit Bedauern und Unwillen bemerken, daß man überall da, wo Eisenbahnen oder Zahnradbahnen auf die Gipfel führen, die Fußwege und Saumpfade verfallen läßt. Seitdem die Lokomotive vormittags und nachmittags wiederholt ganze Wagenladungen von Menschenmassen hinaufschleppt, die oben von den Hoteldienern in Empfang genommen, von den befrackten Kellnern placiert und von den Hotelbesitzern oder den Verwaltern gehörig ausgebeutelt werden, scheint man kein rechtes Interesse mehr für den wandernden Touristen zu haben; man sieht den Mann mit dem Rucksack ungern kommen, sucht ihn möglichst aus dem Bilde der Alpenlandschaft zu entfernen und ihm klar zu machen, daß die idyllische Zeit, wo der Bergsteiger oben auf dem Gebirgsgipfel der Herr war, längst vorüber ist. Dieser bedauernswerte Zustand wird einem besonders klar, wenn man von Grindelwald den alten prächtigen Gebirgspfad nach der Kleinen Scheidegg hinaufwandert und oben vor dem Hotel, nachdem man sich mühsam auf dem aufgeweichten Wege hinaufgearbeitet hat, auf eine Tafel stößt, wo eine Hand nach dem hintern Teil des Hotels zeigt und die Aufschrift steht: „Für bescheidene Ansprüche.“ Es gibt wohl keinen Touristen, der sich hier oben, wo ihn der Anblick der großartigen Gebirgswelt vollständig gefangen nimmt, über dieses infame aufdringliche Schild nicht geärgert hätte — es wirkt wie ein Schlag ins Gesicht: für bescheidene Ansprüche! Als ob man hier an die Gletscher des Eiger und der Jungfrau zweitausend Meter und höher hinaufstiege, um sich die Eingeweide vollzustopfen mit Forellen und Kapaunenbraten. Aber es ist leider zu wahr, auf den wie ein Koffer von Hotel zu Hotel geschleppten modernen Vergnügungsreisenden paßt das Schillersche Wort: „Das muß immer saufen und fressen.“ Da sitzt denn da oben die Gesellschaft zwischen dem Firnschnee und den Gletschern, die Herren in gelben Schuhen und elegantem Gesellschaftsanzug, die Damen in den zartesten und kostbarsten Toiletten mit allem Schmuck beladen, schleppen hier in die weltentlegene, urwüchsige Gebirgsszenerie den ganzen Kulturschwindel, die ganze Misere der Gesellschaftslüge und verfälschen die ganze Natur — für ein echtes Touristenherz ein Anblick nicht zum Jodeln. Es geht uns Touristen wie den Gemsen; wir werden leider immer mehr in die entlegensten Täler und auf die unzugänglichsten Höhen gedrängt, wohin der Salonpöbel nicht folgen kann.

„Die Grenzboten.“ E. G.

Singvögel.

Geworden.

„Geworden ist die Welt und nicht erschaffen.“ —
Da liegt der Witz! Nun wird dir alles klar.
Ich seh' den alten Rätselabgrund klaffen;
Denn ist nicht Werden — just so wunderbar?

Es muß ja nicht, ob eine Million
Von Jahren schweigend durch die Leere gleitet;
Doch wenn es will, siegt über den Äon
Ein Augenblick, und alles steht bereitet. —

Wird einzig-eigne Geistestat ergründet
Als der Entwickelung langsame Frucht?
Die Fackel, die der Genius entzündet,
Als dumpfer Ahnen tausendjährige Zucht?

Die Zeit allein erzeugt nicht das Geringste,
Ist nur ein Maß der Dinge, nicht ihr Grund,
Und was besteht, das Älteste, das Jüngste,
Gibt unbegreiflich freie Bildkraft kund.

Die wirst du nimmer los, ob du sie Werden,
Ob Schaffen nennst, Gott oder Unbewußt;
Dies alles ist nur hilflos Wortgeberden,
Der Sache Kern verschwimmt in Dunst und Dust.

Den Nebel wird kein Auge je durchdringen,
Nicht Glaubensinbrunst noch Gedankenlist,
Und kein Poet wird es in Reime bringen,
Woher dies ungeheure Dasein ist. —

Drum laßt uns einen großen Frieden schließen
Im Angesicht der unerklärten Welt!
Nicht zum Verstehen sind wir, zum Genießen
Der Wunder, die sie birgt, hereingestellt.

Vielleicht auf einem glücklicheren Sterne
Wohnt ein Geschlecht, von Denkernot befreit,
Dem kein Geheimnis mehr zu tief und ferne,
Das lebt und webt in voller Helligkeit.

Der Menschheit Tag verläuft in engern Bahnen.
Nichts wissen wir, als etwas Dämmerschein,
Und unser Bestes bleibt: Ein traumhaft Ahnen
Von solchem höhern, unfaßbaren Sein. —

Karl Teutschmann.

Zweiflers Klage.

Es war ein grausam Buch, das ich gelesen.
Als ich's gelesen, hab' ich aufgejammert
Und mich ans Kreuz, das sinkende, geklammert,
Ein tiefer Schmerz durchfuhr mein ganzes Wesen.

Wie Adam einst aus Eden ward verwiesen
Und aus der Schönheit Fülle kam in nackte
Und öde Wildnis, wo die Furcht ihn packte,
So trieb's mich aus des Glaubens Paradiesen.

Und wie dem Kinde, dem der Weihnacht Wunder
Das Erdental mit Himmelsglanz vergolden,
Die Roheit frech zerstört den Traum, den holden,
Und als ein Spielding wirft zum alten Plunder:

So steh' ich nun beraubt der Heilsgedanken,
Worin sich gläubig meine Seele wiegte.
Da greller Tag die heilige Nacht besiegte,
Weh! fühl' ich unter mir den Boden wanken.

Nicht nur ein schöner Traum ist mir zerronnen,
Mir ist, als ob jedweder Halt mir fehle;
Und die mir oft gelabt die matte Seele,
Ach, sie versiegen, all die Freudenbronnen.

Der Zweifel Wucht reißt nieder mein Vertrauen.
Wer hilft des Lebens Elend mir ertragen?
Wer richtet auf mich in des Unglücks Tagen?
Wer läßt mich fromm wie sonst nach oben schauen?

Wohl hör' ich euern Trost, ihr kühnen Denker:
„Ein Gott ist dir, dem Klagenden, entrissen,
Doch wirst du nie ein heiliges Vorbild missen
Und hin zum Vater einen sichern Lenker."

Die ihr mir konntet meinen Frieden rauben,
Ja, jenem Vorbild tracht' ich nachzustreben;
Allein mir bangt: was ihr mir möget geben,
Nie kann's ersetzen mir den alten Glauben.

Wilhelm Idel.

Unscheinbar.

Weit weg von allem, was das Auge reizt,
Durchmess' ich nun das Feld im off'nen Tale,
Der Blick, der sonst nach Firn und Flut gegeizt,
Verweilt hier gern auf jedem Halm und Strahle.

Er sieht die Biene, die vom Seime nascht,
Den Tropfen Tau, drin bunt die Lichter glimmen,
Er folgt der Schwalbe, die nach Mücken hascht,
Und fliegt ins Blaue mit den Vogelstimmen . . .

Wer Sterne schaut und nicht auf sich vergißt,
Der hört auch nicht der Lüfte Harfen klingen,
Doch wenn in uns die Welt lebendig ist,
Ersteh'n uns Wunder aus den kleinsten Dingen!

Friedrich Beck.

Da pfiffigi Thomerl.

In der Gmoansprach von Peter Rosegger.

Wo gehst dan du heint so gnedi hin, Thomerl, daß d a so schiabst?"

„Zan Advokatn geh ih", sogg da Thomerl.

„Du? Zan Advokatn! Jo, seit won is dan dir um an Advokatn? Du holtst jo nix drauf."

Sogg da Thomerl: „Recht host, ih trau koan Advokatn. Ober imeramol wul doh, mei Liaber! Imeramol is an Advokatndokta doh guat hernehma. Just onschickn muaß mar oans kina. Vawegn mein Roßhondl mitn Nachbarn, in Jogl. Woaßt eh davon. So weit sein ma kema mit den vafluamaschtn Roßhondl, daß ih hiaz an Prozeß muaß onhebn. Will ober ehanta noh mitn Doktan redn."

„Nau, so red holt mit eahm. Loß da Zeit."

A so seins ausanond gongan und da Thomerl kimbb zan Advokatn. Und den dazählt er die Gschicht von Roßhondel mit n Nochbarn; von an Kaibel und a Sau is ah wos dabei, a zwiderer Hondel, ma kent sih frei nit aus. Und wiar er in Advokatn olls brößlkloan ausdeut't hot, sogg er: „Nau, so that ih holt bittn und frogn, Herr Dokta, kunt ih an Prozeß onhebn? Wurd ih n wul gwiß gwinga? That ma n da Herr Dokter übernehma?"

„Ohne Frage, alle Stunde übernehme ich ihn", sogg da gscheidi Advokat, „die Sache steht ja gut, Ihr müßt den Prozeß ohne Zweifel gewinnen."

„Ih donk schön, Herr Dokta", moant da Thomerl, „hiaz führ ih n Prozeß nit. Ih verspielad."

„Aber ich habe Euch doch gerade gesagt, Ihr gewinnt ihn."

„Jo freilih," locht da Thomerl, „mei Nochbar tatn gwingen. Ih hon Eahna die Gschicht a so fürbrocht, wia wan ih da Nochbar Jogl war und er da Thomerl."

Bedonkt sih aft noh fürn guatn Roth, der nix kost't hot, geht schön stad ba da Thür aussi und locht eahm in d Faust. Und der Advokat dupft mitn Finger af sein oagni Stirn: „Jetzt kannst du s wieder einmal sehen, Herr Doktor, wie viel du dir auf deine Gescheitheit einbilden darfst!"

Lustige Zeitung.

Auf der Post. „Sie, Herr Postrat, ist an mich was?" — „Nee, Herr Becker, an Ihnen ist nischt!"

Weise Vorsicht. Doktor (unterwegs): „Wie geht's Ihnen?" — „Kostet's was, wenn ich's Ihnen sage, Herr Doktor?"

Unerwarteter Erfolg. Professor: „Wissen Sie, wie viel Musen es gibt?" — Schüler (ängstlich und zagend): „Nein!" — Professor: „Ganz richtig, neun!"

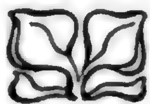
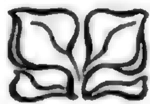
Noch schlimmer. Karl: „Dein Vater hat dich ja wohl beim Zigarrenrauchen abgefaßt; hat er dich durchgehauen?" — Ernst: „Nein, ich wünschte, er hätt's getan." — Karl: „Was hat er denn mit dir gemacht?" — Ernst: „Ich mußte die Zigarre aufrauchen!"

Auf dem Lande. Fremder: „Kann ich ein halbes gebratenes Huhn bekommen?" — Wirt: „Nee! Halbe stechen wir net ab."

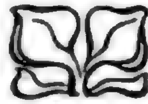
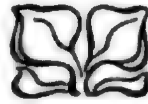
Kathederblüte. (Aus der Logikstunde.) Professor: „. . . Nachdem wir in der letzten Stunde mit dem Verstande fertig geworden sind, kommen wir heute zur Vernunft.

Studentenwitz. 1. Student: „Du, Spund, Deine Wirtsleute holzen sich ja schon wieder. Daß ist doch eine unglückliche Ehe." — 2. Student: „Ja, es ist eine schlagende Verbindung."

Musikalische Fortschritte. Tante: „Na, mein Kind, machst du denn auch hübsche Fortschritte in der Musik?" — Nichte: „Gewiß, liebe Tante, vor vier Wochen war ich beim Vierhändigspielen mit meiner Lehrerin immer zwei Takte zurück, jetzt bin ich ihr schon — immer drei Takte vor."

Bücher.

Kaneyoschi im Okzident. Sozialpolitische Briefe einers Japaners. Von Dr. O. D. Tycka. (Dresden. R. v. Grumbkow.)

Ein originelles Buch, das ein geistvoller und vielseitig gebildeter Mann verfaßt hat. Ein Japaner, der im Okzident lebt, schreibt einem Freunde in Japan Briefe über sozialpolitische Zustände in Europa. Aber unter der Maske des schreibenden Japaners verbirgt sich der Verfasser selbst, der, soweit ich weiß, niemals selbst in Japan war, aber aus reicher und gründlicher Belesenheit die Verhältnisse der ostasiatischen Völker genau kennt. Das Buch handelt von allen möglichen politischen und sozialen Zuständen, mit steter Vergleichung europäischer Verhältnisse mit jenen in Japan und China. Dabei kommen unsere europäischen Anschauungen auf allen Gebieten des öffentlichen, politischen und Familienlebens nicht immer gut davon, namentlich im Bereiche des Familienlebens und des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern führen sie zum Endurteile, daß wir Europäer, die wir die ostasiatischen Völker gerne als „Barbaren" bezeichnen, in vielerlei Hinsicht in Vergleichung mit diesen uns selbst mit diesem Namen bezeichnen sollten. Es ist ein Buch, das alle Beachtung verdient. Die Schreibweise ist allerdings etwas locker gehalten, in der Form mehr für die Ungezwungenheit brieflicher Mitteilungen, als für den Druck berechnet, auch die Schreibung einzelner Wörter, namentlich der Fremdwörter, ziemlich willkürlich. Aber wer immer das Buch, dem wir mit gutem Gewissen zahlreiche Leser wünschen dürfen, aus der Hand legt, wird es mit dem Eindruck tun, einige Lebensstunden angenehmer Unterhaltung mit einem originell denkenden, philosophisch und literarisch gebildeten Geiste gepflogen zu haben.

Dr. Ernst Gnad.

Vom Leben und Sterben. Von Dr. Johannes Müller. (München. Oskar Beck. 1907.)

Wen die Vorstellung vom Sterben bange macht, oder wer einen lieben Menschen durch den Tod verloren hat, dem wüßte ich kein besseres Trösten, als das er in diesem schlichten, liebreichen Büchlein finden kann. Es ist ein wahrer Freundeszuspruch. M.

Die Schöpfungstage. Umrisse zu einer Entwicklungsgeschichte der Natur von Wilhelm Bölsche. (Dresden. Karl Reißner. 1906.)

Eine Betrachtung, auf Naturgeschichte beruhend und doch ins Religiöse vergeistigt, ein Erbauungsbuch in bestem Sinne. Z.

Giorgione oder Gespräche über die Kunst. Von Richard Schaukal. **Literatur.** Drei Gespräche von Richard Schaukal. (Beide bei Georg Müller, München. 1907.)

Wer sich für Künstler, Dichter, Schriftsteller und Journalisten interessiert, ohne selbst dazuzugehören, der wird sich mit diesem Büchlein unterhalten. In Dazugehörigen dürften sie stellenweise leidenschaftlichen Widerspruch und Gereiztheit wecken. K.

Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte von Jenny v. Reuß-Hörnes. (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer.)

Bald glühende verzehrende Liebe, bald unerfüllbare Sehnsucht oder Klage um verlorenes Glück, die Stimmung einer Landschaft oder scharfe Satire gegen die Schäden unserer Gesellschaft. Was aber auch immer die Dichterin besingt — überall herrscht Kraft und Eindringlichkeit, alles ist klar und natürlich. V.

Büchereinlauf.

Zwei Menschen. Roman von Georg Speck. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Firnwind. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Lebensretter. Roman in Briefen von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Damian Zagg. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz & Ko. 1906.)

Zwei Brüder. Roman von Jens Zetlitz-Kielland. Deutsch von Dr. Friedr. Leskien und Marie Leskien-Lie. (Leipzig. Geog Merseburger.)

Franz Pocci, Märchen, Lieder und lustige Komödien. Eine Auswahl für die Jugend. Reich illustriert. Mit einem Geleitgedicht von Martin Greif. (München, Etzold & Ko.)

Unter sengender Sonne. Roman von C. Schroeder. (Dresden. C. Heinrich.)

Wolf Landsburg und seine Geschwister. Eine Geschichte aus Kurland für die Jugend. (Braunschweig. Hellmuth Wollermann. 1906.)

Vom Heimatacker. Geschichten eines hessischen Bauersmanns von Heinrich Naumann. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung. 1906.)

Der Krippies-Verl. Eine Erzählung aus Schwaben von Florian Wengenmayr. (Kempten. J. Kösel. 1906.)

Der goldene Zauberfluß oder die schwarzen Brüder. Ein Märchen aus Steiermark von John Ruskin. (München. Einhornverlag. 1907.)

Märchen von Anna Meder. (Naumburg. G. Pätz. 1905.)

Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Pauline Schullerus. (Hermannstadt.)

Von Leutchen, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. Sechzehnte Auflage. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Nasredd'n Hodscha, de türkische Uhlenspeigel. Türkische Snacken und Snurren von Viktor Schleiff. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Stadt und Land, G'schichte für zum Obesitz, in Solothurner Mundart von J. Reinhart. (Bern. A. Francke.)

Angelika. Den Frauen gewidmet von W. Muna. (Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung.)

Der deutsche Spielmann. 22. Band: „Abenteurer." Lustige und gruselige Streiche von kecken und von unheimlichen Gesellen. Gesammelt von Ernst Weber. (München. Georg D. W. Callwey.)

Im Banne der Leidenschaft. Schauspiel in fünf Aufzügen von Alois Friedrich. (Hamburg 19. Schriftstelleramt.)

Zwischen Nacht und Morgen. Dramatische Dichtung von Ernst Schrader. (Hannover. M. u. H. Schager. 1906.)

Über den Handschuh. Schauspiel aus dem fernen Osten von Franz Woas. (Wiesbaden. Verlag Meister Konrads „Werkstatt". 1906.)

Feldpredigt. Eine dramatische Dichtung von Rega Ullmann. (Frankfurt a. M. Heinrich Demuth. 1907.)

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening): „Das Proletariat." Von Werner Sombart. — „Die Religion." Von Georg Simmel. — „Die Politik." Von Alexander War. — „Der Streik." Von Eduard Bernstein.

Bücher der Weisheit und Schönheit (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer): Arthur Schopenhauer, sein philosophisches System nach dem Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorstellung." Vorgeführt von Dr. Otto Siebert. — Darwin. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Paul Seliger.

Die alte Geige. Eine Komposition von Christoph Flaskamp. (Münster i. W. Coppenrathsche Buchhandlung. 1906.)

Da Hiasl. Erzählung in obderennsischer Mundart von Hans Binder. (Horn. Im Selbstverlage des Verfassers. 1907.)

Gedichte von Emma Meyer-Brenner. (Basel u. Lichtenhahn. 1905.)

Über den Firnen, unter den Sternen. Gedichte von Anton Renk. 1. Band. Mit einer Einleitung von Franz Kranewitter. (Leipzig. Georg Müller 1907.)

Feldblumen. Gedichte von Georg Ernst. (Dresden. E. Pierson.)

Kindersang — Heimatklang. Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Bernhard Scholz, Bildschmuck von Ernst Biebermann. (Wien. Hugo Heller.)

Deutsches Weihnachtsbuch. Herausgegeben von der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen. (Hamburg-Großborstel.)

Melodien der Liebe. Von Claudine Staack. (Glückstadt. Max Hansen.)

Friedsame Novelle. Von Jakob Hugo Weinschenk. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne. 1906.)

Gedanken in Liedern. Erlebtes und Durchlebtes in Gedichten von Leo Littmann. (Leipzig. C. Grumbach. 1906.)

Von den Ufern des Lebens. Von Karl v. Spieß. (Leipzig. Akademischer Verlag.)

Cello am Abend. Lyrik von Josef Schicht. (Leipzig. Hermann Dege. 1907.)

Auf stillen Wegen. Neue Gedichte von Angelika v. Hörmann. (München. Lindauersche Buchhandlung. 1907.)

Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien für die Jugend zusammengestellt. Von Hans Vollmer. Erster Teil: „Der Krieg mit dem Kaisertum." Mit vier Karten. Zweiter Teil: „Der Krieg mit der Republik." Mit sechs Karten. (Berlin. Hermann Paetel.)

Unser Kaiser und sein Volk. Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. (Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1906.)

Bücher von Richard Schaukal: **Tage und Träume.** Gedichte. (Leipzig. L. F. Tiefenbach.) — **Mimi Lynx.** Eine Novelle. (Leipzig. Inselverlag. 1904.) — **Nachdichtungen:** „Verlaine" Heredia. (Berlin. Österheld & Co. 1906).

Menschen und Tiere und andere Studien und Skizzen. Von Alexander L. Kielland. Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Mein braunes Buch. Heidbilder. Von Hermann Löns. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Heimatbilder. Von Jeannette Baltzer (Hanau. Clauß & Feddersen. 1907).

Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin von O. Wittstock. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Drei Kammwanderungen im Stubaiergebiet und Wilde Kreuzspitze. Von Rudolf Seidler. (Königinhof a. E. Im Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Erinnnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Mit einem Titelbilde. Für die Jugend. Von Reinhold v. Werner. (Berlin. Hermann Paetel.)

Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel von Gustav Schalk. Jung-Deutschland gewidmet. Zweite Auflage. Mit Abbildungen. (München. J. F. Lehmann.)

Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Von A. Gjems-Selmer. (München. Etzold & Co.)

Kampf und Friede. Erinnerungen aus dem Leben eines Leutpriesters von Wilhelm Schirmer. (Frauenfeld. Huber & Co. 1907.)

Bodensatz des Lebens. Aphorismen von Robert Gersung. (Wien. Hugo Heller. 1906.)

Kants Kritik der praktischen Vernunft. Herausgegeben und mit Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Professor Dr. Karl Vorländer. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.)

Monistische oder teleologische Weltanschauung? Vorlesungen von Dr. Johann Ude. (Graz. „Styria". 1907.)

Hemmungen des Lebens. Von Dr. Johannes Müller. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1907.)

Grundzüge deutscher Wiedergeburt! Ein auf wissenschaftlicher Basis ruhendes neudeutsches Lebensprogramm für die Gebiete der Rassenpflege, Staats- und Sozialpolitik, Religion und Kultur von Josef Ludwig Reimer. (Leipzig. Thüringische Verlagsanstalt. 1906.)

Inneres Leben. Von Ludwig v. Schlözer. (München. C. H. Beck. 1907.)

Die Schönheiten der katholischen Kirche in ihrem Kultus. Dargestellt für Schule und Haus von Wilhelm Schirmer. (Konstanz. Ernst Ackermann. 1906.)

Strafpredigten des P. Abraham a Santa Clara II an die entartete Kultur-Welt. Von Dr Georg Simoni. (Feistritz-Lembach, Steiermark. Gesundheitswarte-Verlag. 1901.)

Die Entstehung des Christentums. Von D. Otto Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann.)

Zum Kampf der Weltanschauung. Von J. G. Cordes. (München. C. H. Beck. 1907.)

Charakterbildung durch Gedankenkräfte. Von Ralph Waldo Trine. Deutsch von Dr. Max Christlieb. (Stuttgargt. J. Engelhorn. 1906.)

Die Persönlichkeit Jesu nach den Evangelium. Von Dr. Heinrich Kratz. (Leipzig. M. Heinsius Nachfolger. 1906.)

Jesus im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich Weinel. Neue Bearbeitung. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.)

Von der Violine. Mit zahlreichen Abbildungen. Von Paul Stoeving. (Berlin-Groß-Lichterfelde. Chr. Friedrich Vieweg.)

Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses? Ein Beitrag zur modernen Decadence und der Geistesfreiheit der katholischen Kirche von Hans Wehberg. (Köln. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung. 1907.)

Mein Tisch und mein Haus. Praktische Anleitung zur Führung eines Haushaltes von Gräfin M. W. (Wien. W. Braumüller. 1907.)

Wie man gesund und alt werden kann. Vortrag von Vater Georg Simoni. (Feistritz-Marburg, Steiermark. Gesundheitswarte-Verlag. 1905.)

Das goldne Lebens-ABC. Eine kurze, volkstümlich geschriebene Anleitung, sich seine Gesundheit, Kraft und Schönheit bis ins hohe Alter zu erhalten. Von Karl Brille. (Stolp i. P. Selbstverlag des Verfassers.)

Die Leib- und Seelenkur. Eine Heillehre über Nerven-, Geistes- und Charakter-Krankheiten, als Begleiterscheinungen der geschlechtlichen Ausschweifungen und deren Folgen von Professor N. Atur. (Gesundheitskolonie „Erdenglück" bei Leipzig.)

Die Ernährung des Menschen. Kochbuch für reizlose, gesunde und kräftig machende Kost ohne Fleischstoffe. Von F. Beck. (Gesundheitsstätte „Erdenglück" bei Leipzig.)

Der „Zukunftsstaat" als höchstes und letztes Ziel der Naturheilkunde. Form und Gesetze der Gesellschaft „Sorgenfrei" zur Begründung von Erdenglück. (Gesundheitskolonie „Erdenglück bei Leipzig.)

Du vergiftest und tötest dich langsam durch Lebenssünden! Wie erreicht man in Jugend und Alter hohe Körperwärme, guten Schlaf, warme Füße, klaren Kopf, offenen Leib, gesundes Blut, blühendes Aussehen, feste Nerven. Von J. Gräfe. (Gesundheitskolonie „Erdenglück" bei Leipzig.)

Die Landjugend. Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung für 1907. Von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Unsere Söhne! Aufklärung über die Gefahren des Geschlechtslebens von Dr. F. Siebert. (Straubing. Attenkoferſche Verlagsbuchhandlung.)

Rätselbuch für jung und alt. Von Professor A. Klander. Herausgegeben von Christian Völkel. (Stuttgart. Walter Seifert.)

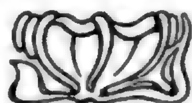
Lustiges Postkartenbuch. (Eßlingen. F. F. Schreiber.)

Bilder aus froher Jugendzeit. (Eßlingen. F. F. Schreiber.)

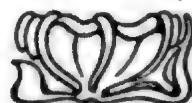
Etwas von den Wurzelkindern. Von Sibylle v. Olfers. (Eßlingen. F. F. Schreiber.)

Morgon. Svenska nykterhetsvänners Julbok. Utgifven af Studenternas Helnykterhetssällskap i Upsala redigerad af Einar Rosenborg. (Upsala. 1906.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



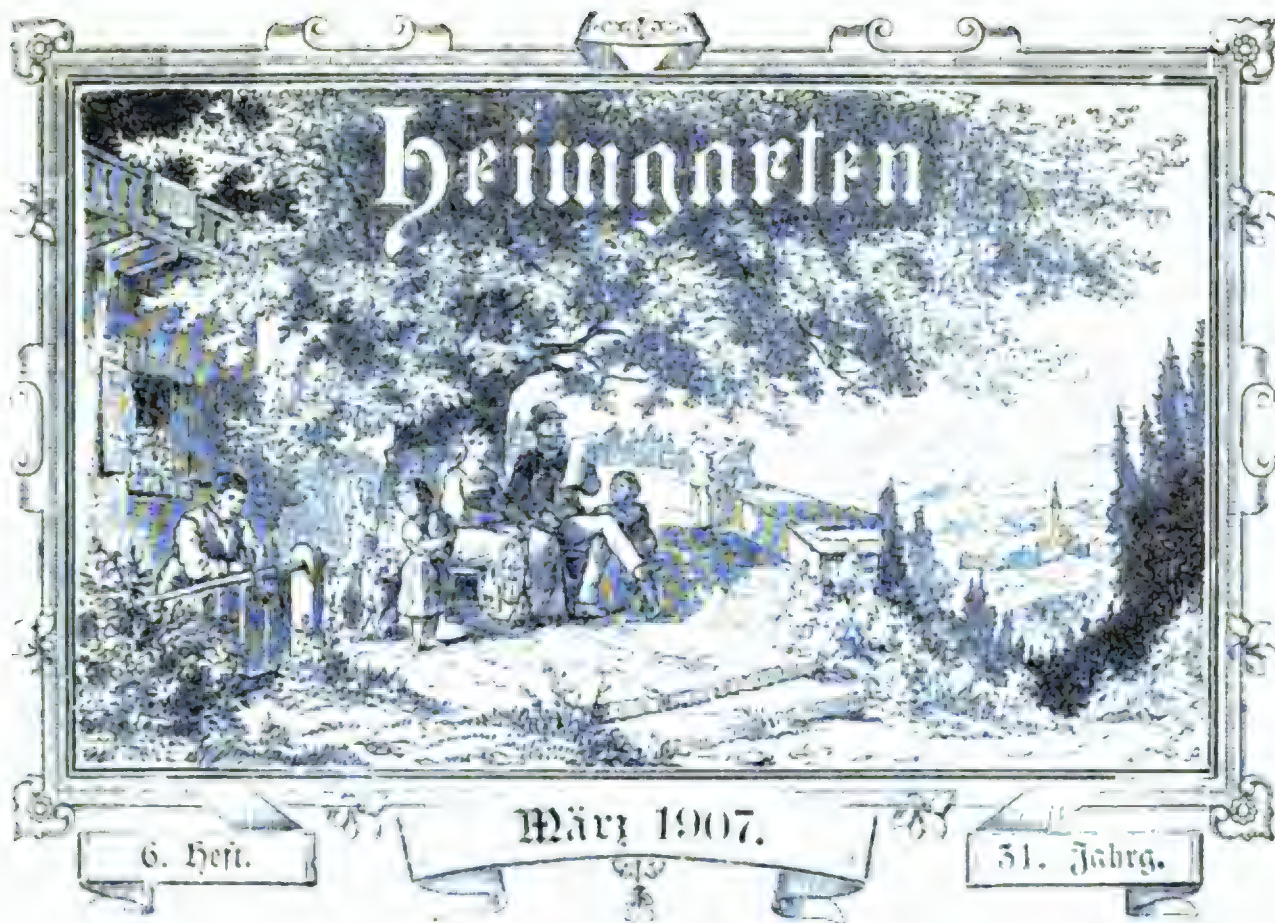
* **Rosegger** ersucht uns, wieder einmal zu erklären, daß er nach fast vierzigjähriger, zumeist ziemlich unnützer Robot das Manuskriptelesen und das Bücherbesprechen aufgegeben hat. Er sei müde, sagt er, und wolle das Restchen Zeit für sich haben. Man möge ihm das nicht verübeln. Es gäbe ja junge, frische Kräfte, die das Handwerk weit besser als er vollführen könnten.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 18. Jänner 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Eine schwankende Christenseele.

Die alte Sali behauptete geradezu, der Student werde das Nervenfieber bekommen. Mit eingefallenen Wangen, in sich zusammengesunken, saß er beim Abendessen, genoß aber kaum ein paar Löffel Suppe. Er redete nichts, auf Fragen seines Vaters gab er nur halbe Antworten. So saß er da, war traumhaft und erschrak, wenn die Tür ging. Und ganz jäh schrie er auf: „Solche Leute sollten nicht leben!"

„Wer sollte nicht leben?" fragte der Förster.

„Solche Leute sollte Gott von der Erde nehmen. Nicht in die Hölle, nein, in die Hölle nicht. Nur von der Erde weg. Weil sie ein Unglück sind!"

Was das heißen solle?

Dann hat der Junge sich ausgesprochen, wie dieser fremde Mensch, der beim Michelwirt wohnt, in der Gegend umherstreiche und Leute verführe. Von den Protestanten einer. „Den Glauben bricht er ab!"

Einen Glauben hätten doch auch die Protestanten, meinte der Förster.

„Aber einen falschen. Einen, der keiner ist. Nicht weil sie was Unrichtiges glauben, sondern weil sie gar nichts glauben. Sie tun nur

so. Erst werfen sie ein Stück Glauben weg, wie man den Überrock abtut, wenn's warm ist; dann werfen sie den Unterrock ab, dann die Weste und so fort, bis sie nackend dastehen. Dann sagen sie: Da schaut her, das ist die Wahrheit."

Da erinnerte der Vater: „Der Glaube ist kein Gewand, der Glaube ist inwendig. Wer einen Glauben hat, den man ausziehen kann, der soll ihn nur gleich ausziehen; es ist ehrlicher, wenn er ihn auszieht, als wenn er ihn anbehält."

Diese Bemerkung des Vaters gab dem Jungen die ganze Nacht zu schaffen. War ihm doch selber schon zumute gewesen, man könnte ihm seinen Glauben vom Leibe reißen, wie einen Rock. Wenn das möglich ist, dann kann's ja der rechte Glaube nicht sein, dann ist es ehrlich, ihn auszuziehen. Der rechte Glaube ist inwendig. — Und jetzt kam es ihm vor, als ob er zweierlei Glauben hätte, einen inwendigen, der angeboren ist, und einen auswendigen, der angelernt wurde. Und der Fremde, hat er nicht an dem auswendigen gezerrt, der ohnehin schon ein paarmal vom Leibe fallen wollte? — Den inwendigen Glauben mit seinem Gewissen aber fühlte er in diesen Stunden sehr lebhaft. Denn dieser fragte ihn hart: Hast du dem Böhme nicht Unrecht getan? Wie kannst du sagen, morgen würde er auch nicht mehr an Gott glauben? Wer kann, wer darf denn so reden, wer kann es entscheiden? Unser Pfarrer hat einmal gesagt, daß auch der Irrlehrer ein gutes Werk tut, wenn er nur glaubt, die Wahrheit zu lehren, weil alles auf den guten Willen ankommt. — So setzte Elias sich ins Unrecht, leistete dem Fremden im Geiste Abbitte und betete gleichzeitig zu unserer lieben Frau, sie möchte machen, daß dieser schreckliche Mensch aus der Gegend fortkomme, besser heute als morgen. „Sonst muß i ch fort, du liebe Jungfrau Maria, daß ich meinen heiligen Glauben vor ihm mag retten."

An einem der nächsten Tage begegnete der Student auf dem Talsträßlein den Pfarrer von Ruppersbach, der von einem Krankenbesuch zurückkehrte.

„Ja, Elias, was ist's denn mit uns zweien?" fragte der Pfarrer freundlich. Hierin empfand der Junge gleich einen Vorwurf. Er hatte schon lange nicht mehr vorgesprochen bei seinem Gönner, durch dessen Vermittlung er ins Seminar gekommen war. Die Unsicherheit mit sich selber! Solange er da nicht im Reinen war, mochte er dem Herrn nicht gern vor die Augen treten. Und jetzt stand er auf einmal vor ihm. Dem Pfarrer mußte jemand geplaudert haben, denn geradehin fragte er: „Sage mir einmal, Elias, kennst du den Fremden, der sich jetzt in Eustachen aufhält? Jakob Böhme oder wie er heißt."

„Nathan Böhme heißt er."

„Du kennst ihn also."

Der Junge gestand es sogleich und erzählte von ihm. Er sei ein gebildeter, sicherlich viel gereister Herr. Aber irrgläubig! „Wenn den jemand bekehren könnte!"

„Den Mann bekehren?" fragte der Pfarrer, der gar klug war und seinen jungen Theologen in- wie auswendig kannte. „O mein, wenn es ein gebildeter, viel gereister Herr ist, so wird er sich ja umgesehen und sich das ausgesucht haben, was für ihn am besten paßt. Was sagt er denn?"

„Zum Beispiel gegen die Mutter Gottes hat er's und ein Lutherischer ist er."

„Nun, wenn er meint, unsere Mutter Gottes entbehren zu können, und wenn er an die heiligen Sakramente nicht glauben kann, so werden sie ihm auch nichts helfen. Denkst du nicht, Elias, daß solche Leute trotzdem gute Menschen sein können und auch ihre religiösen Schätze haben, die wieder wir nicht kennen und nicht verstehen? Wir können für die Irr- und Ungläubigen nur beten und sollen sie in Ruh' lassen, solange sie uns in Ruh' lassen. Und wenn sie uns angreifen, so sollen wir nicht gleich zurückschlagen, sondern uns gutmütig verteidigen und durch ein vorbildliches Leben ihnen zu verstehen geben, daß wohl wir den richtigen Glauben haben. Denkst du nicht auch so, Elias?"

Als der Pfarrer so gesprochen, jubelte des Knaben kindliche Seele auf und es war ihm gewiß: wer so kann sprechen, der hat den wahren Glauben. Und der unduldsame Fremde soll mir nimmer gefährlich werden.

„Nur das eine, Elias, laß dir gesagt sein", setzte der Pfarrer noch bei, „lasse dich mit solchen Leuten nie in ein Gespräch ein über Kirche und Religion. Sie sind schwer zu widerlegen, die weltliche Vernunft ist brutal. Fliehe die Gefahr und lasse jene ihre Wege gehen."

„Ich habe es ja getan, Herr Pfarrer, aber er geht mir nach!"

„Ich sage dir noch einmal, schweige mit der Zunge, antworte mit den Beinen und fliehe."

Elias nahm es sich vor. Doch als er wieder allein war, fiel ihm ein: wie kann das ein Mensch? Wenn er seinen Menschenbruder auf dem Irrwege sieht und er weist ihn nicht auf den richtigen Weg? Das ist ja lieblos, das ist ja schlecht!

Und an demselben Abende las er lange in einem seiner Religionsbücher. Er las von den Aposteln, die in die weite Welt zogen, um Juden und Heiden zu bekehren; von den Märtyrern, die den Weisen und den Königen trotzten, um den Gekreuzigten zu verkündigen. Er las von den heldenhaften Missionären, die heute noch in ferne Länder ziehen, um fremden Völkern das Christentum zu bringen. Er las von der Inquisition, durch welche die Kirche arme Verirrte mit liebender Gewalt auf den rechten Weg geführt und den Teufel mit Feuer und Schwert

aus der Menschenseele vertrieben hat. — Und da sagt der Pfarrer, man solle sie in Ruh' lassen! Lassen die Ketzer uns in Ruh'? Geht dieser Mensch nicht herum wie ein brüllender Löwe, zu sehen, wen er verschlingen könne? — Endlich entschied Elias dahin: Die eigene Seele steht einem näher als die fremde. Dem Preußen ausweichen soweit als möglich. Wenn er aber wieder zudringlich werden sollte, dann laufen; und wenn er nachläuft, dann sich wehren, und sollt's ums Leben gehen!

Kaum war dieser Zwiespalt ein wenig verbraust, so gab's für Elias schon einen andern. Am nächsten Tage, als der Friedl vom Holzschlag heimgekehrt war, ward er zutunlich mit dem Bruder, nahm ihn Arm in Arm, zerrte ihn zum Waldrain hinauf und ging ihn um Geld an. Nicht mit schalkhaften Worten wie sonst, sondern kurz und herb. „Elias, ich muß zwanzig Kronen Geld haben!"

Hierauf antwortete der Student in aller Ruhe: „Du weißt es, Friedl, daß ich dich gern habe, und ich nehme mir vor, alles zu tun, was dir gut ist. Ich sage dir aber, du kannst machen, was du willst, Geld gebe ich dir keines mehr, auch wenn ich eins hätte."

Er hatte auf diesen Bescheid ein derbes Wort erwartet, aber der Friedl schritt, seine Hände in den Hosentaschen, am Waldrande dahin und schwieg.

„Wozu brauchst denn so viel Geld?" fragte Elias.

„Wenn du mir keins gibst, sollst es auch nit wissen."

„So will ich's auch nicht wissen."

„Natürlich! Der junge Pfaff ist ja auch einer, der mich erziehen will. Jetzt will mich ja alles erziehen, weil ich zu wenig fromm bin, ein Lump bin! Weil ich um zwei Heller würfeln tu und weil ich junge Weibsbilder lieber hab' wie Kirchenfahnen. Hast es schon gehört, der Gerhalt will mich ja nächst Wochen auf die Bank legen lassen."

„Den bring ich um!" kreischte der Student auf, wie er sein Lebtag nicht aufgekreischt hatte. Dann mußte er lachen. „Was das für ein dummes Wort ist", sagte er. „Weil es so viele rohe Leute gibt da im Gebirg, so gewöhnt man sich das an. Für mich ist's Zeit, daß ich wieder in mein Seminar komme. Und du sollst die Leute reden lassen und dir nichts draus machen. Wirst schon noch drauf kommen, daß Unrecht leiden immer zum Guten ausfällt. Was bedeutet denn alles miteinander? In ein paar Jährlein ist's vorbei und wir sind bei Gott im Himmel."

„Bissel ein Vorschuß, wenn er mir wollt schicken."

„Tu nicht immer so freveln, Bruder. Denk doch dran, daß wir Vorschuß genug haben von Gott. — Jungheit, Gesundheit, einen guten Vater und so viel noch, was andere nit haben. Sollst nicht so unzufrieden sein, du, mit deinem schönen Namen Fridolin."

„Kommt auf dich an, du, mit deinem schönen Namen Elias. Leih mir zwanzig Kronen.“

„Also, wozu brauchst du jetzt so viel Geld?“

„Hau, ich werd der Narr sein und dir's stecken. Daß du mir noch weniger was gibst. Natürlich ist's wieder eine Lumperei! Daß man einen Wettermantel braucht im Holzschlag, oder eine Taschenuhr! Kommst um eine Viertelstund zu spät, schimpft der Meisterknecht. Und nächsten Monat, wenn mich der Vater auf die Seealm geben will — soll ich mich da leicht hinausstellen auf die Weid und schauen, wann mein Schatten auf Zwölfe zeigt?“

„Eine Uhr! Was sagst denn das nicht gleich! Wenn mir der Vater nächstens ins Seminar Taschengeld mitgibt, so sollst was haben. Aber zwanzig, das übersteigt! Und nachher, Bruder, sollst du dir auch abgewöhnen, vom Geld l e i h e n zu reden. Bleib doch bei der Wahrheit und sag s c h e n k e n.“

„Ein guter Kerl bist!“ rief der Friedl gerührt aus, legte seinen Arm um Elias' Nacken, dieser den seinen auf des Bruders — so gingen sie am Raine hin und her.

„Wir sind zu wenig bei einander, Elias. Weil du so fromm bist und ich so gottlos.“

„Geh hör mir auf! Du gottlos!“ rief Elias.

„Und möchten doch einander nit schaden. Nächstens, sagt der Vater, muß ich auf die Seealm nachschauen. Bruder, da mußt du mitkommen, wer weiß, ob wir noch lang beieinander sind.“

„Ja, Friedl, auf die Alm will ich mit.“

Darauf dieser: „Ich geh nachher auch mit dir. Im Ernst, Elias, was ich mir schon ausgedacht hab. Wenn du wieder fortgehst, gehe ich auch. Mich gfreuts nimmer daheim. Ich gehe nach Amerika.“

Der Student lachte zu dem Spaß.

„Willst mit? Dort kannst recht Heiden bekehren.“

„Ich will niemand bekehren, bin froh, wenn man mich in Ruhe läßt.“

„Herr Bruder“, rief der Friedl lachend, „ich gratulier dir! Wir werden alle Tag gescheiter.“

So trieben es die Brüder miteinander. Aus jedem Zwiste der beiden verschiedenen Naturen fanden sie sich vermöge Friedls Humor und Elias' Sanftmut wieder zurecht. Manchmal aber strich wie ein flüchtiges Wehen die Ahnung über sie hin, als stünde ihnen etwas Besonderes zu, um Streit und Treue.

Der verkrachte Weltverbesserer.

„Habens vielleicht was zu waschen, Herr Böhm?“ fragte die Kellnerin Mariedel, während sie die Stube aufräumte, den Fremden, der am Fenster lehnte und hinaussah.

„Ich? Zu waschen? Nein. Ich habe niemals zu waschen. Da draußen in — Ruppoldsbach oder wie's heißt, habe ich erst frische Wäsche eingekauft. Was ich abwerfe, das können Sie dem Alten geben, der da draußen bei der Bienenhütte sitzt.“

Er hatte tatsächlich ein frisches Wollenhemd am Leibe.

„Sagen Sie 'mal, Mamsell, um wie viel vor dem Auszug aus Ägypten muß man denn hier das Logis kündigen?“

„Was sagens? — Ja so. Werns a weil kündigen. Wenns gehen wolln, gengens halt.“

„Mich dünkt, es hat niemand was dagegen.“

„Der Herr Böhm sind keinem Menschen im Weg gwesen. Heut werdens aber doch noch da bleiben. Heut wird gsungen nachmittag.“

Ja, da wollte er doch. Dieses Singen der beiden alternden Männer kam ihm so wunderlich und drollig vor und — er gestand sich's — anheimelnd und herzwärmend.

Und als die Stunde kam, bedeutete die Kellnerin dem Fremden, wenn er zuhören wolle, so möge er nun in die Gaststube kommen, sie seien gerade beisammen allzwei und eingeheizt sei auch. Damit meinte sie, daß die Sänger schon Wein getrunken hätten.

Sie saßen am Tischchen beim Uhrkasten und der Wirt stimmte die Zither. Der Fremde saß am Nebentisch und wartete, was da wieder Schönes kommen würde.

„Gut ists“, sagte der Förster, sich bereit erklärend. „Also Michel, schlag an was Feines!“

Klim klim!

„Ich geh' herum in weiter Welt,
Such' meinen Raub zusammen
Und nimm hinweg, was mir gefällt —“

„Du singst ja ein Totenlied!“ rief lachend der Förster.

„Bei meiner Treu, da hab ich ein Totenlied erwischt. Wie man sich schon immer einmal vergreift.“

„Ein Totenlied?“ fragte Herr Böhme auf. „Die Herren werden ihr Programm haben. Aber ein Totenlied? Singen denn die Toten Lieder? Mich wollte es gelüsten, so etwas zu hören.“

„Wenn's dem Herrn gelüstet“, sagte der Förster. „Mir ist alles eins. Gesungen ist gesungen.“

„Ist recht“, sagte der Michel, „dann nehmen wir das schönere.“

Und in einer Melodie voll düsterer Schwermut huben sie an, zweistimmig so zu singen:

„Ihr lieben Christen insgemein,
All Reiche, Arme, groß und klein,
Nun höret zu mit Traurigkeit,
Der jüngste Tag ist nimmer weit.

An diesem gar erschrecklichen Tag
Da fallen die Stern vom Himmel herab,
Die Morgenröt verkehret sich,
Die Allmacht Gottes schrecket mich.

Die Sonn' lischt aus, o großer Gott,
Die Welt voll Feuer, Graus und Not.
Der Engel Heer Posaunenschall
Weckt auf die Toten überall.

Was lang und lang verborgen war,
Das wird jetzt alles offenbar.
Von Jesus hohem Richterthron
Der Sünder Straf', der Frommen Lohn!

Zu allen Bösen er sich wend't:
Geht hin ins Feur, das ewig brennt,
Kein Schreiber kann's genugsam b'schreib'n,
Was der Verdammte in der Höll' muß leid'n.

Und zu den Frommen insgemein
Spricht Gott: Ihr seid die Kinder mein,
Kommt all in meines Vaters Reich,
Dort werd't ihr haben ewig' Freud'.

O Ewigkeit, du festes Haus,
Man kommt hinein und nimmer heraus,
Drum liebe Christen, lebet fromm,
Damit ihr einst in Himmel kommt."

Als dieses Lied verklungen war, saß Böhme ein Weilchen nachdenklich da. Endlich murmelte er: „Kein Schreiber kann's genugsam beschreiben, was der Verdammte in der Hölle muß leiden. — Und damit", rief er laut, „damit tröstet euch eure Religion? Eine Menschenfreundin erster Güte, das muß man gestehen."

Gegen diesen Hohn wollte Rufmann sich erheben, als im Vorhause Lärm entstand. Auch in der Küche hörte man einen heiseren Schrei. Wenn Frau Apollonia einmal aufschreit, was muß es da geben? Zur Stubentür lief der lahme Wenzel herein — denn es gibt Augenblicke, da innere Nötigung alles Gebrest besiegt — und schrie: „Die Beindel, die Beindel!"

Der Michel sprang von seinem Sitze auf und eilte hinaus. Die Bienen! Die Bienen schwärmen! Aus dem einen Korbe ist der junge Schwarm ausgeflogen. Surrend höhenwärts wie ein dunkles Wölkchen. Aber die wachsamen Augen des Pfründners haben den Schwarm nicht verloren und während der Alte zwei blecherne Hafendeckeln aneinanderschlägt, daß es schrillt, und dabei um Hilfe schreit, läßt der Schwarm sich nieder auf dem Ahornbaum, hoch an einer äußersten Nebenkrone. Nun sitzt er fest, nun ist Zeit, daß der Wächter ins Haus läuft, um es zu verkünden, und nun erhebt sich im und um das Wirtshaus eine Katzenmusik.

Auch aus der Nachbarschaft sind Leute zusammengelaufen, mit Blechdeckeln und Pfannen, Kuhschellen, Töpfen, Kübeln und anderem Geräte, dem greller Schall zu entlocken ist, arbeiten sie im Garten, damit das junge Königreich der Bienen nicht davonziehen soll. Denn so geht der Glaube, die Bienenschwärme ließen sich dort nieder, wo man singt und scheppert.

„Das ist ja ein Unsinn!“ rief Herr Böhme, „was weiß die Biene von Musik! Diese Leute haben keine Ahnung von Immerei!“ Bald erschien im Garten der Wirt mit einer Stange, an deren oberem Ende ein aufgespannter Sack war. Damit wollte er den Schwarm, der am Ahornast wie eine schwarze Riesentraube hing, einfangen.

„Man wird Sie totstechen, Wirt!“ warnte Böhme, „Sie müssen sich Gesicht und Hände schützen.“

„Lächerbar!“ rief der Hausknecht, der eine verrostete Blechtafel schüttelte, „wann hat unseren Herrn ein Beindel gestochen? Dem tun sie nix.“

Während schon ein bereiteter Korb aufgemacht wurde, überlegte der Michel, wie er dem alten Riesenbaum beikomme. Unten hinauf eine Leiter, sie war schon zur Stelle. Dann schaute er sich den Weg aus, den er innerhalb des Gezweiges nehmen wollte, bis zu dem großen Seitenast dort oben. An demselben ein paar Klafter hinaus, dann muß die Stange langen.

„Es geht nicht, Michel“, sagte der Förster, „so viel ich sehe, der Ast ist angemorscht!“

„Ei wo! Sonst kann man ihnen ja nit bei.“

„Wie der will, am Ast laß ich dich nicht hinaus, er ist morsch, er trägt dich nicht.“

„Was sagst zum Abschneiden?“

„Hilft nichts. Damit verscheucht man sie.“

„Ja du lieber Gott, ich kann doch den Schwarm nit im Stich lassen!“ rief der Wirt. „Ein so schöner, großer Schwarm!“

Unter stetem Lärm der Instrumente überlegten sie, wie ihm beizukommen wäre. Da sah man, wie die Traube sich zu lockern begann, die Tierchen kreisten, lösten sich immer mehr und unter Klagegeschrei der Zuschauer schwebte das schwarze Wölklein himmelwärts, dem Waldhange zu.

„Hin ist er!“ rief der Michel, „ist er einmal im Wald, nachher hat man ihn das letztemal gesehen. Ewig schad drum! Ein so großer, schöner Schwarm!“

Am traurigsten war der alte Wenzel. Das Viertelein Rotwein bekam er freilich, aber die Beindel, die Beindel! die er so sorgfältig gehütet hatte, wie die Mutter das Kind in der Wiege. Und jetzt, wie die Brut flügge wird — auf und davon. „Ich sags Ihnen, Herr Förster, mit der lieben Jugend ist wohl ein Kreuz!“

Nach und nach verzogen sich die Leute, auch unsere Genossen gingen wieder in die Stube, mit dem Singen jedoch war es aus. „Wies mir um diesen Schwarm leid tut!“ wiederholte der Michel immer noch. Frau Apollonia nahm es leicht. Sie hätten an den fünf Körben genug. Wenn ihrer zu viele wären, gediehen sie ohnehin nicht mehr.

„s wird dem Herrn nit grad deswegen sein," meinte der alte Wenzel. „Weils halt ein schlechtes Vorbedeuten ist, wenn ein Schwarm fortfliegt."

Dem Nathan Böhme wurde langweilig. Die Leute konnte er nun einmal gar nicht begreifen. Dieser Wirt, da renommiert er mit seinem ewigen Nichts, wie der Kerl sagt, und singt dabei solche Lieder. Es scheint, er glaubt weder an das eine noch an das andere. Das schreckliche Lied vom Weltgerichte! Wie weggeblasen war es, als die Bienen summten. So leicht nehmen diese Leute ihren Glauben. Und es ist ein Glück. Wenn sie sich hingeben wollten dem Schauder des letzten Tages und wenn sie sich sagten: Einmal kommt er! Er kommt gewiß und wir werden dabei sein! Und es ist die größte Gefahr, daß wir ins ewige Feuer geworfen werden! Wie wäre das auszuhalten! Sie nehmens nicht ernst, und wie man des Abends in den Schlummer sinkt, möchte er hinüberträumen ins ewige Nichts?! Aber man muß es nur ein wenig aufputzen mit Gericht, Himmel und Hölle. Selbst das höllische Feuer ist ihnen noch lieber als das pure Nichts. Was du auch redest, Wirt, der Mensch kann alles ertragen, nur das Leichteste nicht, das Nichts.

„Ist der Herr schläferig worden?" Mit dieser Ansprache weckte ihn der Wirt aus seinem Nachdenken.

Da sprang der Fremde über: „Ihr guten Leute, bei euch ist es nicht mehr auszuhalten. Ich will es den Bienen nachmachen."

„Fort? Herr Böhme, fort?" fragte der Wirt lebhaft, und teils aus Höflichkeit, teils berufshalber setzte er bei: „Im Sommer wär's bei uns auch schön."

„Möchte einmal wissen", fragte Böhme, „wie weit man rechnet über das Tauerngebirge bis ins Kulmtal?"

„Wollens doch hinüber? Über den Rauhruck? Neun Stunden, wenns gut gehen und den Weg wissen. s wird sich so ausgehen. Zwei Stunden bis in die Bärenstuben, eine starke dort hinauf bis auf die Seealm; nachher zwei Stunden bis auf das Rauhruckjoch — sind fünf Stunden. Vom Joch dermachen Sies in vier Stunden bis Arlach im Kulmtal."

„Morgen früh heißts marschieren!"

„Wollens denn allein gehen? Übers Gebirg?" fragte der Michelwirt bedenklich. „Herr Böhme, das möcht ich wohl nit raten. s gibt noch Schnee da drinnen, stellenweise ist der Fußsteig hart zu treffen. Der Lahnengang soll auch noch nit vorbei sein."

„Sie meinen, daß es gefährlich wäre?"

„Gefährlich? Wie mans nimmt. Für den Einheimischen grad nit, wer sich auskennt. Im Sommer ists gar recht schön zu gehn; jedes Frauenzimmer kommt hinüber. Aber halt, wer fremd ist — und gach

der Nebel einfallt! Vor ein paar Jahren erst ist einer verloren gangen im Rauhruckgebirg. Na, Herr, allein solltens jetzt wohl nit gehen."

„Und schon gar, wenn Sie noch nie im Hochgebirg sind gewesen," bemerkte der Förster."

„Ich noch nie im Hochgebirge?" lachte Böhme. „Fragen Sie mal den Bergführer Partenoner in Trafoi, das ist in Tirol. Vielleicht kann Ihnen der Mann etwas erzählen. Aber in eurem Mittelgebirge hier bin ich gewohnt, allein zu gehen."

„Wie der will", sagte der Michel, „da hinüber im Frühjahr — raten möcht ichs nit."

„Also gut, dankbar für Ihre Sorge. Dann, Herr Wirt, hätten Sie vielleicht die Gefälligkeit, mir einen Führer zu besorgen?"

„Ist auch so eine Sach mit einem Führer jetzt. 'Die Leut sind noch im Anbauen. s wird niemand recht Zeit haben.''

„Es verdient sich einer ja etwas."

„Macht nix. So lang der Bauer sein Feld nit fertig hat, nimmt er sich zu nix Zeit. Am Sonntag, da kriegens schon wen."

Am Sonntag. Ich fürchte, daß das Wetter nicht halten wird."

„Lange bleibt es nicht mehr so," redete nun auch der Förster Rufmann dazu. „Seit gestern geht der Landwind. Die Ameisenhaufen sind auch nicht recht lebendig, schon seit ein paar Tagen nicht mehr. Ich möchte raten, daß der Herr über Sandau geht und über den Sandaupaß ins Kulmtal. Fahrstraße, kinderleicht."

„Und um eine Tagereise länger," wendete Böhme ein. „Sandaupaß ausgeschlossen. Ich wage es morgen mit dem Rauhruck."

Der Michel zuckte die Achsel: „Na ja, wem nit zu raten ist!"

„Bis auf die Seealm", sagte der Förster, gegen den Wirt gewendet, „da könnte er sich meinen Söhnen anschließen. Sie gehen morgen hinauf, weil die Almhütte einzurichten ist. — Die fürstliche Gutsverwaltung will die Sennerei doch wieder in Betrieb setzen."

„Gut", sprach Böhme, „Herr Förster, wenn ich mich Ihren Söhnen anschließen darf?"

„Wills ihnen sagen, daß Sie mit wollen. Um sechs Uhr früh Abgang vom Forsthaus." Damit stand der Förster auf, nahm Hut und Stecken und ging auffallend rasch davon. Durch das Fenster hatte er den Ortsfürstand kommen sehen, und mit dem hatte er jetzt nichts zu tun. Der Gerhalt trat ziemlich viereckig in die Gaststube, setzte sich dann an den Tisch und verlangte ein Glas Apfelmost. „Einen Wein tragts nimmer jetzt," brummte er; das war auf den Förster gemünzt, der seinen Sägewerkbetrieb zugrunde richtete. „Was ich dich fragen wollt, Michelwirt, gehst auch mit in die Kirchen? Mit der Pichelbäuerin. Heut Nacht hat sies überstanden."

„Gott sei Dank!“ rief der Michel aus, „daß die erlöst ist, die arme Haut. Der Herrgott gibt immereinmal lang zu, aber endlich macht ers halt doch recht.“

„Wenn nur nit bald auch ein zweites nachruckt!“ sagte der Gerhalt, „dems wohl noch ein bissel zu früh wär. Der Zimmermann Josef. Soll an der Lungenentzündung dahinliegen.“

„Der Zimmermeister? Ist der nit erst vor etlichen Tagen bei mir gwest? An dem Tisch da, wo wir sitzen!“

„Wird ihn ramen, meint der Bader. Tuts kaum aushalten. So viel trunken hat er alleweil.“

„Und immer das Trinken“, rief der Wirt.

„Tuns eh bei dir.“

„Als ob der Tod kein' andere Ursache hätt!“

„Warum gibst ihnen so viel?“

„Gibst ihnen so viel. Wenn man muß. Solang sie nit offenbar sternhagelvoll besoffen sind, kanns ja jeder verlangen. Sonst zeigt er dich noch an, wenn du Wirt bist und schenkst nit. Muß es ja eh selber sagen, es ist ein Laster.“

Dem Böhme war dieses Gespräch sehr vergnüglich. Doch er schwieg und konnte leicht schweigen, wenn andere so laut für seine Lehre sprechen, Lebende und Sterbende. Es ist doch vergebens. Die Menschen wollen es nicht anders. — Nun wurde er selbst angesprochen.

„Der Herr da“, fragte der Gerhalt, auf ihn mit dem Finger deutend, „will er noch länger dableiben? Bei uns in Eustachen, mein ich.“

Böhme zog seine stählerne Uhr hervor, die an dem Kettlein hing, blickte auf die Ziffern und antwortete: „Noch ungefähr zwölf Stunden.“

„Nachher ists schon recht,“ sagte der Bauer, der nun, da er als Amtsperson sprach, sich eine würdevolle Schlichtheit zu geben suchte. „Sonst hätt ich Sie müssen eintragen. Ist neuzeit wieder strenge Vorschrift. Habens vielleicht ein Paß oder was mit?“

Nathan Böhme wandte sich zum Wirt: „Hören Sie? Der Mann wünscht von mir eine Legitimation. Bin in nicht geringer Verlegenheit. Wie ich als großer Unbekannter gekommen bin, so hätte ich als großer Unbekannter mögen dahinziehen. Und nun will man wissen, wer ich bin. Gut.“ Lachend rief er es: „Ich bin ein ganz gemeiner Kerl! Meines Zeichens ein verkrachter Weltverbesserer, wenns Ihnen recht ist. Gedenke mich ins Privatleben zurückzuziehen. Mein Lehramt ist bankerott geworden. Die es nicht einsehen, können sich nicht ändern und die es einsehen, wollen sich nicht ändern. Herr Michel Schwarzaug! Sie erkennen die Schädlichkeit des Suffes und werden doch daran zugrunde gehen. Basta! — Mein letzter Wille, wenn ich nun scheide, der ist folgender, Herr Wirt: morgen lassen Sie nachsehen, ob der Mann nichts Unrechtmäßiges

mit sich nahm. Und übermorgen vergessen Sie ihn. — Nun aber, löbliche Obrigkeit, nun kommt der große Augenblick."

Mit feierlicher Gebärde zog Böhme aus seinem Sack die Brieftasche hervor und aus derselben ein gefaltetes Papier. Der Gerhalt begann seine Prozedur mit den Hornbrillen. Als diese glücklich im Sattel saßen, nahm er Einsicht in die Schrift und nickte beistimmend: „Ein Professor seins."

„War ich."

„Und was seins denn jetzt?"

„Landstreicher."

Ohne sich von der Frevelhaftigkeit beirren zu lassen fragte der Gerhalt weiter: „Wo wollens denn hin, von da aus?"

„Über das Gebirge ins Kulmtal."

„Das Kulmtal ist lang. Über den Sandebnerpaß?"

„Über den Rauhruck nach Arlach."

„Und weiter?"

„Das geht Sie nichts an."

Der Gerhalt verlangte Schreibzeug und schrieb in spießiger, klobiger Bauernschrift aufs Papier: „Reiset von Eustachen über den Rauhruck nach Arlach. Martin Gerhalt. Fürst."

Dann gab er eine gute Reise, bezahlte seinen Obstmost ohne ihn auszutrinken und ging seines Weges.

„Fürst?" murmelte Böhme, als er sein Papier besah. „Was unterschreibt sich denn der Kerl: Fürst?"

„Abgekürztes Verfahren, Herr Böhme. Soll Fürstand heißen."

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Trost.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Seitdem die Stoffelbäuerin vom Thüringerberge ihren Mann auf den Markt geschickt hatte, um eine Geiß zu kaufen, er aber bei Nacht und Nebel (die sternhelle Nacht lag über dem Walgau und der Nebel im Kopfe des Bauern) mit einem Bottelbock dahergekommen war, seitdem traute sie ihm ein für allemal nichts Gescheites mehr zu.

Wie demnach der erste Herbstmarkt ins Land kam und sich mit wirrem Gebrülle, Geblöke, Gemecker und Gegrunze zwischen Stadt und Fluß breit machte, da wand die Bäuerin, des Geldverzehrers Winter gedenkend, einen Strick um die Hörner der Scheckin und zog sie daran talab und landein nach Bludenz und auf den Viehmarkt; denn ... sagte sie: „Wer weiß, ob du nicht dasmal für die Kuh eine Geiß tätest einhandeln in deiner Dummheit, und also schau ich selber zum Rechten

und du kannst derweil die kleine Ploni wiegen und trocknen, wenn's sein sollt', und die Wäsch waschen, das kannst!"

So verrichtete denn der gutmütige Mann Weibergeschäfte und das mannbare Weib ging hinaus ins feindliche Leben, um zu wetten und zu wagen und das Glück zu erjagen.

Und das Glück war der Bäuerin hold; denn es wurde viel gekauft auf selbigem Markte, das Vieh stand gut im Preise und so machte sie ihre kleine Kuh beim Anblicke der zahlreichen Händler aus aller Herren Ländern in Gedanken allfort teurer, noch ehe auch nur einer gefragt hatte:

„Na, Weible, was soll denn deine Katz da kosten?"

Man kennt ja die Art der Marktleute: Das schönste Stück Vieh ist dem Käufer ein Ausbund aller Fehler und Gebrechen, das häßlichste Krüppelg'spiel dem Verkäufer der Inbegriff aller Vollkommenheit. So wird getadelt und gelobt, geschimpft und gepriesen, heruntergesetzt und hinaufgehoben, bis alle heiser sind und mit dem Kauftrunke die Kehle anfeuchten müssen, wobei sich der eine immer noch nicht genug verwundern kann, daß er so ein „Verreckerle" um so teures Geld habe kaufen können, indes der andere sich selber Vorwürfe macht, daß er eine so stattliche Kuh, so eine fette, haarglatte, glänzende, milchreiche verschenkt habe.

Und ganz drin im spitzbübischen Herzen, da freut sich jeder unbändig darüber, daß er den andern dran gekriegt und ein Geschäft gemacht hat, zu dem man „Sie" sagen muß.

So sind zumeist die Händler auf den Vieh- und anderen Märkten, und demgemäß sang auch die Stoffelbäuerin das Lob ihrer Scheckin in allen Tonarten und schlug, so oft sie wieder eine neue gute Eigenschaft an ihr entdeckt hatte, um einige Silberlinge auf und kam schließlich zur Überzeugung, es wäre geradezu eine Todsünde, wenn sie die Musterkuh um weniger als dreihundert Kronen, das tut dreißig Goldstücke, tät hergeben.

Das sagte sie denn auch jedem, der die Scheckin mit zweifelndem Blicke ansah, unter die Nase und ärgerte sich nicht wenig, wenn es hieß:

„Weible, geh nach Valduna . . . dort bringst du sie vielleicht an!"

Der Leser muß wissen, Valduna ist die Irrenanstalt des Ländleins vor dem Arlberg, dann begreift er den Ärger der Stoffelbäuerin.

Endlich aber kam einer, der verstand sich aufs Vieh besser als die notigen Kleinbauern, ein dicker, breitschultriger Mensch mit der Morgenröte im Gesichte und einem Haarkranze rundherum gleich der Sonne auf den Bildern, wo die Flammen hervorzüngeln, und einem breiten Gurt um den Leib.

Der untersuchte die geduldige Scheckin nach allen Regeln der Kunst, tätschelte ihr mit der breiten beringten Hand wohlgefällig auf den tief gesenkten Rücken und meinte:

„Schönes Stück, beim Bluest, schönes Stück, was täts kosten Bäurin?"

Ei, war das für die Bäuerin eine angenehme Überraschung! Einer, der die Ware zuerst lobte und dann um den Preis fragte, war ihr noch nie vorgekommen. Also sagte sie:

„Weils du bist . . . dreihundertfünfzig Krönlein!"

Da nahm der Mann mit dem Sonnengesichte das Weiblein bei der Hand, zog es etwas abseits und flüsterte geheimnisvoll:

„Ich will dir etwas sagen: ich bin ein ehrlicher Kerl und habs und kanns tun und will nicht, daß du zu kurz kommst. Die Scheckin da, die ist eine Rasse, die muß man suchen, die wird die Stammutter eines neuen Geschlechtes, und wer weiß, ob ihr unsere Kindskinder nicht ein Denkmal setzen. Gabs einmal ein goldenes Kalb, so ist das, beim Bluest, eine goldene Kuh. Die ist fünfhundert Kronen unter Brüdern wert, und soviel geb ich dir auch, wenn du mir drei bis vier Tage zuwartest. Ich hab schon soviel zusammengekauft, daß mir das Geld ausgegangen ist; aber ich hab so noch im Walsertal zu tun, und wenn ich das Vieh mit der Bahn heimgschafft hab — ich bin der bekannte Großhändler Welti aus Ragatz — dann komm ich und bring dir dein Geld bei Heller und Pfennig!"

Der Stoffelbäuerin wurde völlig ungut . . . vor lauter Freud! Ein Narr, der da nicht in die gebotene Hand schlägt, daß es patscht! Und ein Narr, der sich da noch sperren tät, im „Kreuz" den Kauftrunk zu bezahlen . . . eine Maß Tiroler-Spezial, und ein gutes Essen obendrein . . . für den Schweizer, der so ein Lutherischer war, einen Schweinsbraten, für sie selber aber des Fasttages wegen Käsknöpflein, deren Würzgeruch bis ins nächste Dorf drang!

Und dann nahm die Stoffelbäuerin, nachdem sie dem Welti noch haarscharf beschrieben, wo sie hause, den Weg unter die Füße und lief ganz glückselig an der rauschenden und schäumenden Ill ins Blumeneckische und den Berg hinauf und erzählte fast atemlos dem Männlein, das gerade einige Windeln zum Trocknen an den Baum hängte, von dem guten Handel und wie sie halt eine sei, eine Geriebene, an der er sich könnt ein Beispiel nehmen.

„So", sagte der Stoffele, „und wo hast denn s Geld? Zähl her da!"

„Das bringt er in drei bis vier Tagen, der Welti aus Ragatz!"

„So? Und . . . *hat* er die Scheckin?"

„Ja freilich hat er sie, der Donnerskerl; er hat mir sie ja abgekauft."

„So? Also ... er **hat** und du **hättst** gern, Christina? Na, ich sag grad, wie ichs denk: der Habich ist mir lieber als der Hättich und ein Ei im Schmalz lieber als ein Has, den d nit erlaufst."

„Na," entgegnete die Christina unwirsch, „jetzt sei mir still mit deinen Bettlersprüchen! Er ist soviel ein Barwürdiger, und wenn ers gsagt hat, er komm, so kommt er."

Nun ja, die Tage kamen, der dritte und der vierte, der fünfte und der sechste, pflichtgemäß und auf die Sekunde. Wer aber nicht kam, das war der barwürdige Welti aus Ragatz ... da war alles Halsstrecken und alles Hinauslaufen der Bäuerin für die Katz!

Ei, du verteixelter Schweizer du!

Und als der Stoffele durch einen Nachbar, der in Ragatz bekannt war, nachfragen ließ, da kam die Antwort: Welti seien in Ragatz und der übrigen Schweiz gerade genug und Gesichter mit Haaren ringsherum hätten sie auch und eben darum sei's unmöglich, den richtigen herauszufinden, und eine Scheckin im Werte von fünfhundert Kronen sei in keinem Fremdenbuch eingeschrieben.

Das war denn wohl ein arger Verdruß für die Christina und ein teurer Triumph für den Stoffele, der sich der Erkenntnis, eigentlich sei sein Weib gerade so dumm wie er, nicht wenig freute.

Endlich aber schickte sich die Christina halt doch in das, was nicht zu ändern war und meinte:

„Daß ich dem Spitzbuben noch einen Wein und einen Braten bezahlt hab, das reut mich, soviel ich Haare auf dem Kopf hab; aber eines, Stoffele, eines tröstet mich: so teuer, wie ich ihm die Scheckin anghängt hab, so teuer bringt er sie gewiß nicht mehr an!"

Wie der selige Pfarrherr Julius von Gott in den Himmel kam.

Eine Legende von **Marie Melde.**

Motto: Ich aber sage euch: Freuet euch!
Geht, liebe Brüder, laßt mir
Die Schwere! Sie zieht uns zu Boden;
Die Freude aber fliegt!

Es war einmal ein großes Sterben; so groß hatte die Welt noch keines gesehen. Der Tod saß schon des Morgens, wenn es kaum graute, draußen auf dem großen Feldstein. In diesen Augenblicken starb niemand, es waren die einzigen. Der Tod saß draußen auf dem großen Feldsteine und wetzte die Sense. Seine Klapperarme knirschten, wie er strich, die Schweißtropfen standen in großen Perlen auf der Knochenstirne; grinsend prüfte er jeden Morgen das Eisen. Jedesmal zog er dazu einen Halm aus dem Boden und schnitt ihn durch. Dann erhob

er sich gemächlich, band Schwingen an die dürren Schultern und flog davon . . . von Pfarre zu Pfarre, denn es war das große Sterben der Pfarrherren.

Und ihre Seelen schwebten empor; sie flogen höher und höher; aber ihre Augen blieben klein, wie sie es im Leben waren, sie schwebten durch Nebel, der sich nirgends teilte; sie froren, diese armen Seelen, bis ins Mark.

Je höher sie kamen, desto dichter wurde der Schwarm; aber alle hatten die kleinen Augen, alle die kurzen Blicke.

Ihre Hände waren zum Beten gefaltet, die Lippen sprachen Pater noster und ihre Herzen dürsteten nach dem einen, nach dem Lohn, nach dem großen Lohn, für den sie allem auf Erden entsagten. Alle dachten dasselbe, jeder n u r a n s i c h.

Jetzt öffnete sich ein weiter, hoher Gang; sie überschritten seine Schwelle. Dehnt er sich ins Unendliche? Hohe Stühle, wie sie ein vornehmes Haus bietet, standen in zwei langen Reihen; vor jedem war eine breite Marmorplatte.

Alle fühlten, das ist der Anfang vom Ende. Ein Sehnsucht entzündete sie: wir wollen den Lohn . . . den Lohn für alles, was wir entbehrten.

Immer neue Scharen kamen heran, die Stühle füllten sich bis zum letzten; nur der war noch frei Und alle saßen da und warteten auf den Lohn und ihre Füße preßten sich fest und fester auf die Marmorplatten.

Und der Tod beendet unten auf Erden seine Arbeit; noch einen Pfarrherrn hat er zu holen, für heute den letzten, dann will er sich draußen auf den Feldstein setzen, dort wird er die Sense wetzen, und in den Augenblicken stirbt niemand.

Der letzte Pfarrhof liegt vor ihm. Der Tod ist müde, seine Seele ist stumpfer als immer. Pfarrherren sterben zu sehen, ist immer dasselbe. Kein liebendes Weib schließt das brechende Auge, kein Kind weint am Bette des Sterbenden.

Der Tod betritt den Pfarrgarten. Rosen duften ihm entgegen, im Strauche schlägt zu seinen Füßen die Nachtigall und er steht und lauscht. Er versteht die Sprachen der Menschen und Blumen, die Sprachen der kreisenden Sterne; er hört im brausenden Waldbach das Grollen der Steine und er hört das Klagen der Bergriesen, wenn das Eis ihre Felsen sprengt oder der geschwollene Strom ihre Höhen zu Tale schleppt; er versteht auch den Sehnsuchtslaut der Nachtigall. Er steht und lauscht; sie singt des Pfarrers Totenlied.

Und der Priestergreis im Zimmer stirbt; das Silber seines Hauptes flimmert im Kerzenlicht. Jungfrauen mit Lilienfingern schließen

sein brechendes Auge. Er hat die Tugend über alles geliebt und die Schönheit ist ihm in das Alter gefolgt, sie ist ihm treu geblieben im Tode. Viele Tränen fließen.

Die dunklen Augen, die im Leben so weit schauen konnten, sind auch jetzt geöffnet, wie er emporschwebt zum Ewigen, die Seele aber jauchzt ihm entgegen. Nicht Lohn begehrt sie, nur die Gnade, ihn schauen zu dürfen, dann mag der göttliche Wille verfügen.

Endlich sitzt er auf dem letzten Stuhle in dem hohen weiten Gange, auch seine Füße pressen sich auf die Marmorplatten. Er schaut hinauf und sieht seine Brüder, er sieht ihre kleinen Augen, ihre kurzen Blicke, den Nebel um sie, und seine Seele zittert.

Und die Brüder schauen zu ihm herab; ihre kleinen Augen verkleinern alles, die Nebel um sie verdüstern, sie machen das Nächste grau . . . Wie wird er bestehen, der letzte dort auf dem letzten Stuhle? . . . Hat er allem entsagt wie wir? fragen ihre engen Herzen.

Der Pfarrer fühlt die Blicke auf seinem Gesicht, er liest die Zweifel in ihren Mienen, seine Seele aber beginnt sich wieder zu weiten; im Vorhofe des Ewigen durfte sie weilen, sein Wille geschehe.

Schritte hallen den Gang herab, Donnerschritte . . . das Gericht ist da . . . Eine hohe Gestalt schreitet die Reihen auf und ab, der grüne Mantel flattert, die Enden des weißen Bartes wehen; der Greis mit dem großen Schlüssel in der Rechten hat sie alle gesehen, den ersten und den letzten . . . und der Tod wetzt auf Erden die Sense, in diesen Augenblicken stirbt niemand, in diesen Augenblicken ist Gericht in der großen Halle vor der Gottesburg.

Der Pfarrer Julius sitzt und starrt. Wo hat er das Gesicht geschaut? . . . Seine Seele sucht . . . Ist es das des Moses von Michel Angelo? Das eines der Apostel von Albrecht Dürer? Sieht der Gottbegnadete wirklich Zukunft und Vergangenheit?

Hallen Glocken? . . . Der Greis spricht: „Pfarrer Julius, tritt her zu mir!“ . . . Hat das ihm gegolten, ihm, dem letzten?

Er erhebt sich; die Silberhaare heben und senken sich, wie er vorwärts schreitet; goldenes Licht umflutet ihn, freundlich strahlen seine Augen wie im Leben.

„Komme näher, Pfarrer Julius . . . Ich kenne deine Seele, ich kenne die Seelen aller, die hier sitzen. Die deine hat die Füße des Tänzers; wie leicht ist sie gewandelt auf Erden; wie ist sie gehüpft über alles Erdenleid!

Nie hat sie sich an deine Schwingen gehängt, die Schwere des Buchstabens. Sie vernichtet das blühendste Leben . . . O, wie hasse ich die kurzen Blicke, wie liebe ich die weiten des Sonnenkindes!“ . . .

Die auf den Stühlen reißen und ziehen an den Augen . . . sie werden nicht größer.

„Geh ein, Pfarrer Julius, in Gottes Herrlichkeit . . . da hinauf führt der Weg.“

Ein Lichtmeer strahlt, Sonnenstrahlen heben ihn . . . er ist bei Gott . . . und unten im Strauche singt die Nachtigall, der Tod sitzt auf dem Feldsteine und lauscht . . . und in diesen Augenblicken stirbt niemand.

Die aber mit den kleinen Augen und den engen Herzen . . . sitzen im Nebel und zittern vor dem Gericht . . .

Das Haus.

Von Franz Karl Ginzkey.

Wer ist ein rechter Zimmermann,
Der zimm're sich sein Leben,
Wie er sein Haus sich zimmern kann
Mit freudigem Bestreben.
Die Pfeiler lasten tief und schwer,
Die Wände streben kreuz und quer,
Doch auf den Zinnen weht umher
Ein Fähnlein hoch im Winde.

Ihm hat ein fröhlich Selbstvertrau'n
Gezeigt, wohin er wand're.
Er frägt sich nicht, wie andre bau'n,
Denn andern ziemt das andre.
So baut er sich sein eig'nes Haus,
Das trutzig steht im Sturmgebraus,
Und aus dem Fenster lacht heraus
Das Angesicht der Liebsten.

O Liebste, liebe Liebste mein,
Nun wollen wir zusammen
Wie frohvergnügte Kinder sein
Vor unsres Herdes Flammen.
Vorüber rauscht der Strom der Welt,
Die viel verheißt und wenig hält —
Sieh hin, wie Schiff auf Schiff zerschellt
Im trügerischen Winde.

Vor unsrem Haus ein Brünnlein fließt,
Fern kommt es hergezogen,
Und wo das Wasser sich ergießt,
Erscheint ein Regenbogen.
Wie hold im Beet die Rosen blüh'n
Und wie die Feuerlilien glüh'n,
Umkühlt von einer Linde grün —
Wie rauscht es in der Linde!

Anton Renk.

(Ein Dichterbild aus Tirol von **Franz Kranewitter**.*)

Das Leben eines jeden Menschen, heiße er wie er wolle, bedeutet eine Tragödie, an deren Ende der bittere Tod steht, wie er mit kalter, anteilloser Hand dem von der Bühne mit oder ohne Applaus abtretenden Helden die Augen zudrückt und ihn als zeitliche Erscheinung vernichtet. Freilich nur als solche, denn über das innere, tiefste Wesen des Menschen, sofern es sich in seinen Werken und Taten offenbarte, hat er keine Gewalt. Im Gegenteil, er macht vielmehr alles,

*) Die neue Ausgabe der Dichtungen von Anton Renk kann man nicht besser einführen, als durch diese glänzende Kennzeichnung von des Dichters Leben und Werken, die das Vorwort der Ausgabe bilden.

was früher noch schwankend und undeutlich war, nun fest und klar, so daß das hin- und herfließende Nebelbild des Helden, wie es sich den Augen der Mitwelt darstellte, mit einemmale wie in Marmor gehauen mit festen unverrückbaren Zügen für alle Ewigkeit vor uns steht, soweit ein solches Phänomen die menschliche Erkenntnis überhaupt fassen kann.

Denn gestehen wir es uns nur, auch der Nächste, der Liebste, den wir kennen, heiße er nun Vater, Bruder, Freund oder wie immer, bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln. Es gibt kaum ein oder das andere matterhellte Fenster, durch das wir einen Blick in das Innere unseres Nebenmenschen tun können. Das wenige nun, was wir so, gleichsam im Fluge, davon erhaschen können, der Mit- und Nachwelt darzulegen und zu zeigen, wie die Umwelt auf ihn und er auf die Um- und Nachwelt eingewirkt hat, wäre eigentlich die Aufgabe der wahren Biographie, eine Aufgabe, die freilich schon darum nur teilweise zu lösen ist, weil die Wirkung auf die Nachkommenden oft erst in zehn, ja zwanzig und noch mehr Jahren beginnt, dann sich aber auch, wie z. B. bei Homer, auf die Jahrtausende erstrecken kann. Wegen dieses Gesetzes der Distanz nun, das nicht nur bei dem Maler, Architekten und Bildhauer Geltung hat, ist es so schwer, über erst kürzlich Verstorbene ein Urteil zu fällen, das mehr als problematischen Wert hat. So mögen denn auch diese schlichten Zeilen über unseren allzufrüh dahingeschiedenen Dichter Anton Renk nur wie eine fragmentarische Skizze zu einer künftigen Beschreibung seines Lebens- und Werdeganges aufgenommen werden.

Anton Renk ist zu Innsbruck am 10. September 1871, also an der Wende, wo im Bergland die alte Zeit mit ihrem noch von der Gegenreformation überkommenen Geist allmählich einer neuen Epoche zu weichen beginnt, geboren. Zwar flammt in dem nächsten Jahrfünft die Kraft des Alttirolertums, das im Jahre 1809 seine glorreichste Epoche erlebt hatte, noch einmal auf im Kampfe gegen die Neuschule, aber doch nur, um endgültig zu erliegen, denn was sich heute dafür gibt, ist ein wesentlich anderes, modifiziertes. Heute ist auch der konservativste Tiroler, soferne er gebildet ist, in den Kulturkreis, der sich vom Norden her auch über die Berge Tirols ausgedehnt hat, eingetreten.

In dieser Periode des Überganges nun, in der die alte Zeit gegen die anstürmende neue ihr letztes Pulver verbrannte, ist Anton Renk herangewachsen, nicht ohne von beiden ein Erbteil, das in seinem Leben und seinen Werken eine dauernde Spur hinterlassen hat, zu überkommen. Wie der frommen Luft seines Vaterhauses, das er, infolge des Todes von Vater und Mutter, schon frühe mit dem seiner liebevoll sorgenden Großmutter und seiner gütigen Tanten vertauschen mußte, von außen her der scharfe und beißende Wind des Darwinismus

und Materialismus entgegenwehte, so standen sich in seinem Gemüte alsbald kindlicher Glaube und kecke, kraftgenialische Freigeisterei höchst seltsam gegenüber, bis sich endlich aus beiden jene geradezu rührende Frömmigkeit, die aus so vielen Werken Renks uns anspricht und wohl allen bedeutenden Männern eigen zu sein pflegt, entbinden konnte.

So fühlt er sich überall, in den schneeigen Karen des Hochgebirges wie in den rosenerfüllten Tälern Hesperiens, von dem Hauche der Gottheit umwittert; erschauert er gleich dem Veilchen, das vor dem Herrn, der im lauen Abendwind herannaht, demütig das Köpfchen senkt.

Diese selbe Pietät, wie dem Unerforschlichen gegenüber, bewahrt er aber auch gegen seine eigene Kindheit. Sie, die in den stillen Stuben des Vaterhauses, unter den seltsam geschweiften altertümlichen Möbeln, unter den Berglen und wächsernen Jesukindlein eines alten Tirolerheims nur allzuschnell dahingeschwunden, bildet für ihn in allen Stürmen und Unruhen des Lebens den sichern Port, in dem er sein Schifflein anlegen und verankern kann, bis sich die Wogen und wilden Wasserstrudel wieder geebnet. Weil er aber so gerne in die eigene Jugend sich versenkt, hat er auch die Kinder so gerne; Kinderaugen sind ihm immer und immer wieder ein wunderbares Symbol für jene glückliche Zeit, wo das Sollen und Wollen noch nicht auseinandergetreten sind und Unschuld und Reinheit *ein* Zustand ist.

Mit der Wandlung in Renks religiösen Anschauungen, die aber von jedem Dogmatismus immerdar vollkommen frei blieben, ging auch die Klärung in seinen künstlerischen Ansichten Hand in Hand. Anfangs, wie alle wohl, welche in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dem stürmenden Banner der „Gesellschaft" folgten, ein wilder, wütender, umstürzlerischer Naturalist, versuchte er sich im Laufe der nächsten Zeit in allen „-ismen" der Mode, bis er endlich gegen das Ende des Säkulums zu seinem eigenen Stil, zu seiner eigenen Art und Weise, die zwischen der Plastizität Pichlers und der Stimmungsweichheit Gilms die Mitte inne hat, gelangte. In der Praxis — denn in der Theorie hat sich Renk wohl wenig mit diesen Dingen beschäftigt. Allem Abstrakten, so auch philosophischen Deduktionen, war er zeitlebens feind. Ihn interessierte das Studium der Natur, der Kulturgeschichte sowie der Menschen mehr als die gelehrtesten Bücher der Alexandrinischen Bibliothek. Dagegen den lebendigen Geist seiner Zeit in sich aufzunehmen und in seiner Weise zu verarbeiten und dafür zu wirken, war er allezeit bereit. So diente er durch einige Zeit der Idee der Friedensfreunde (Pax vobiscum), litt und stritt er mit den Buren (Tiroler und Buren), kämpfte er für eine bessere soziale Stellung der Frauen, war er bis zuletzt ein begeisterter Rufer im Streit um die Landeseinheit von Tirol. In politischer Beziehung von der Idee eines

großen einigen Deutschlands erfüllt, vertauschte er allmählich das Ideal der Republik, dem er, seit seinem Aufenthalte an der Universität Zürich zu huldigen begonnen hatte, mit dem einer erweiterten Demokratie auf monarchischer Grundlage. Aber auch das war bei ihm sicher mehr Gefühl als Verstandeserkenntnis, ein Gefühl, mit dem er wahrscheinlich dem Tropfen keltisch-rhätischen Blutes gerecht wurde, das von seinen Ahnen her, welche aus dem Walsertal in Vorarlberg stammten, in seinen Adern rollte.

Klein, untersetzt, von blasser Gesichtsfarbe, dunklen Augen und schwarzem, wehenden Hoferbart, glich er aufs Haar jenen kunstfreudigen und kenntnisreichen kleinen Männern, von denen in den Sagen Tirols so häufig die Rede ist. Dazu kommt noch sein feuriges, rasches Ergreifen von neuen Ideen und der merkwürdige Zug von weicher Sentimentalität, der sonst unseren Landsleuten nichts weniger als eigen ist, vielleicht auch die Gabe des Witzes, die er im Leben mit so durchschlagendem Erfolg zu gebrauchen wußte, während in seinen Schriften fast nichts davon zu finden ist.

Tiroler durch und durch, wird ihm Heimaterde und Heimatboden von Jahr zu Jahr lieber. Das Land immer und immer wieder nach allen Richtungen durchstreifend, findet er nicht nur in Innsbruck, wo er geboren, sondern auch in Fendels, dem Geburtsdorfe seines Ziehvaters, des tüchtigen Bildhauers Serafin Eberhardt, vor allem aber in Kufstein, von dem aus er Sommer für Sommer zu den öden, wetterzerfressenen Graten und Zacken des wilden Kaisergebirges emporkletterte, eine Heimat.

Geschichte und Sage des Landes, insbesondere aber die letztere, halten ihn immerdar in ihrem Bann. Ihr steigt er, wie der Knabe dem glänzenden Falter, bis in die höchsten und entlegensten Berghöfe nach, um sie zu erhaschen und vor dem Untergange zu bewahren. Hat er sie aber gefunden, so hüllt er sie nicht selten mit mütterlicher Hand in ein neues, glänzendes Kleid, um sie, wie ein erlöstes Dornröschen, dem neuen Geschlechte vorzuführen und genehm zu machen.

Dieses Umfassen der Heimat, das mit jedem Jahr brünstiger wird, dieses innere Verwachsen mit derselben ändert allmählich auch sein Äußeres. Anstatt des braunen Samtrockes trägt er jetzt lieber das Gewand der Berge: die Lodenjoppe, die kurze Hose, den grünen Hut mit dem Spielhahnstoß. So fügt er sich besser in die Landschaft und zu den Leuten, die er kennt, wie kein zweiter, Land auf und Land ab. Mit allen, den Holzknechten und Fuhrleuten, den Förstern und Wilderern, Bauern und Wirten, Dirnen und Dirndln ist er vertraut. Da, während er den Städtern gegenüber immer etwas verschüchtert ist, kann er sich geben, wie er ist: schlicht, wahrhaft und

treu. Dazu besitzt er diesen Leuten gegenüber eine ganz eigene Gabe: mit allen plaudert er in ihrer Sprache und weiß allen etwas abzufragen, was sie sonst nicht gerne verraten; sei es ein halbverklungenes Lied, ein tolles, übermütiges Schnadahüpfl oder eine Erzählung von Hexen und Gespenstern.

Auf diesen Wanderungen und Gängen besucht er stets auch die einsamen Landfriedhöfe. Da stimmen die halbverrosteten, leise im Winde knarrenden Kreuze so recht zur tiefschwarzen Melancholie, die wie eine dunkle, brütende Wolke über dem heitern Grunde seiner Seele lastet und darauf ihre Schatten wirft. Wie Böcklin auf seinem berühmten Selbstporträt, fühlt auch er stets den Tod hinter sich, wie er plötzlich in die muntersten „Dörpertanzweisen“ sein „media in vita“ mit scharfem Fidelstrich hineinschrillt. Das seltsam ergreifende:

„Ich komm', weiß nicht woher,
Ich geh', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch fröhlich bin!“

könnte so recht von ihm gedichtet sein; wie denn in der Tat nicht wenige seiner besten Lieder aus dieser Stimmung heraus entsprungen sind.

So gibt ihm die Heimat allmählich das, was ihm Italien, das er mehrmals zum Teile bereiste, nicht zu geben vermochte, sie schafft in ihm den Mann und den Dichter. Eckig und knorrig wie sie, aber auch wieder voll herber Anmut und Süße. Und je mehr er mit ihr bekannt wird, um so mehr tut er alles Fremdländische von sich ab, um so einfacher, schlichter, prunkloser wird seine Weise, um so mehr nähert er sich dem Liede des Volkes. Alles will er diesem allein verdanken. Der Boden, aus dem seine Dichtungen erwachsen, gleicht nunmehr der warmen, mütterlichen Erde, in die der Bauer des Inntales im Lenze vertrauensvoll seine Saaten streut. Die Tage, die sie reifen, gleichen jenen goldenen Tagen im Herbste, in denen das Blau des Himmels mit dem Blau der Berge so wundervoll ineinanderfließt. Alles Scharfe scheint gemildert, alles Schroffe verschwunden. Auch die Vergleiche und Bilder, die er zwar nur sparsam anwendet, die aber immer von einer seltenen Schlagkraft und Treffsicherheit sind, pflückt er wie duftende Blumen von ihrer Brust und wird so zum Nebenbuhler Gilms, dem er auch in der kunstvollen Zuspitzung des politischen Liedes, das er meistert wie wenige, mit vollem Erfolge an die Seite tritt.

Renks Stoffkreis war, bei den wenigen Jahren, die ihm gegeben waren, nicht allzuweit und konnte es nicht sein, doch, wenn nach einem Worte Thomas der richtige Malerkünstler mit wenigen Grundfarben auskommt, so war auch darin Renk ein Dichter im vollsten Sinne des Wortes, denn er wußte mit den Tönen, die auf seiner Palette lagen, Dichtungen voll des wunderbarsten Stimmungszaubers hinzusetzen, Dich-

tungen, die in ihrer Einfachheit und Klarheit auf ein empfindendes Gemüt immerdar ihres Eindruckes gewiß sind.

Renks Hauptcharakteristikum in seinem Leben wie in seinem Dichten war eine vollendete Ehrlichkeit. Er hielt es nie mit dem Halben und Plausiblen, sondern strebte immer nach dem Ganzen und Vollen. Einmal zur Erkenntnis gelangt, daß er zum Dichter geboren sei, warf er nach dem Worte Christi alles weg, was diejenigen, welche sich mit Fleisch und Blut beraten, hoch halten, um sich allein dem zu widmen, was er als das Rechte für sich erkannt hatte. Er konnte sich beamten, konnte sich ein ruhiges, behagliches Leben wählen mit Weib und Kind, aber er verzichtete, mochte sich auch manchmal das Kreatürliche in ihm schmerzvoll dagegen aufbäumen, um der Göttin der Kunst, die für ihre Priester stets eine harte Göttin ist, in freier Liebe und auf eigene Verantwortung allein zu dienen. Doppelt hart für ihn, da er ein weiches, durch jeden Nadelstich leicht zu verletzendes Herz besaß. Dieses war in der Tat ein feines, zartbesaitetes Ding, das bei dem leisesten Luftzuge vibrierte und das er daher gerne mit dem Stachelzaune eines kaustischen Witzes umwehrte, um es so vor jeder fremden Berührung zu schützen, was ihm allerdings nicht immer gelang. Denn auch ihm blieben die sengenden und eisigen Wirbelstürme dieses Lebens nicht erspart — auch über ihn breitete die Enttäuschung ihren nachtschattenden Flügel. Dazu die fürchterliche, schaurige Einsamkeit, in die sich jedes edlere Herz, zur Strafe dafür, daß es sich als Individuum von dem großen All losgerissen hat, geworfen fühlt! Kein Wunder, daß sein liederreicher Mund, mit dem schmerzvollen, leidenden Zug um die Winkel, noch wenige Tage vor dem Tode in den erschütternden Ruf ausbrach: „Ich habe keine Freunde!“, während er doch richtiger hätte sagen können: „Ich habe keinen Feind!“

Und noch ein anderes ist merkwürdig an ihm. Obwohl von mütterlicher Seite her ein Enkel des Andre Hofer von Salzburg, des berühmten Freiheitskämpfers Anton Wallner, ist er selbst fast ohne Leidenschaft. Ja, nicht nur das, er liebt auch das Leidenschaftliche so wenig, daß er ihm vielmehr in der Kunst wie im Leben völlig geflissentlich aus dem Wege geht. Darum kommt er auch zur Tragödie in kein richtiges Verhältnis. Alles Tragische macht ihm, der sich doch selbst in mehreren dramatischen Dichtungen (Die Schneekönigin, Faschingdienstag, Ins neue Land) versucht hat, wie alles Dämonische, völlig physische Pein. Darin, sowie in einem gewissen Mangel an Selbstkritik und Konzentration, lag die Grenze seiner Natur, einer Natur, die sich doch sonst, im Lyrischen und Epischen, so überreich und mächtig ergießen konnte.

Als Anton Renk geboren wurde, war Innsbruck noch eine kleine Stadt. Eine Landeshauptstadt zwar, mit allen Ämtern und Würden einer solchen, dennoch aber an Umfang gering. Noch schoben sich von

allen Seiten, anstatt der Straßenzüge von heute, Mais- und Roggenäcker gegen das Herz der Stadt. An Stelle der Klingel elektrischer Kraftwagen und des Getutes der Schnauber knallte die Fuhrmannspeitsche, fluchte von seinem Hochsitze herab der Postillon, der mit seinem Eil- oder Stellwagen täglich ein paarmal dem Oberlande zurollte. Im ganzen, trotz des Geklatsches der Mägde an den vielen öffentlichen Brunnen, des Renommierbummels der Studenten oder eines stimmgewaltigen Predigers ein stiller, einsamer Fleck, dem ein Blättchen, kaum größer als ein mittlerer Buchdeckel, die Weltneuigkeiten verkündete. Die Menschen still und erwerbstüchtig, verschwiegert und verschwägert: eine Welt für sich. Darunter freilich auch einige Originale, und was noch mehr, sogar ein paar Dichter: Schullern, Zingerle, Schneller, Vintler und gar Adolf Pichler, von den Alten scheu, als halbe Gottseibeiunse, von der Jugend dagegen mit Interesse betrachtet. Auch unser junger Renk strebte, trotz alles Abmahnens, darnach, ein solcher zu werden; auch er wollte, wie sie, hie und da mit einem Gedichte in den „Nachrichten" stehen und den blonden und braunen Mädeln damit imponieren. Aber es erging ihm genau so, wie der bis dahin so wachstumsfaulen Stadt: plötzlich kam der Geist über ihn und er sprengte die Bande. Statt des Esels, den er suchte, hatte er das Reich gefunden, in dem er König sein sollte und Herr.

Ein treuer Sohn seiner Berge, war er allmählich zu einem Dichter des deutschen Volkes, das er über alles liebte, das er in zahllosen Liedern besang und dem er in jeder Weise zu dienen bereit war, herangereift. Da fällte ihn der, dessen Nähe er so oft schaudernd empfunden: der Tod. Mitten in seiner Mannbarkeit, in seiner vollsten Schaffenskraft, ist er am 2. Februar 1906 an den Folgen einer Lungen- und Rippenfellentzündung gestorben.

So war er wohl, wie Rosegger so schön von ihm sagt: „ein vorüberziehender Mensch" — aber, setzen wir hinzu — er ging durch alle diese seine Erdentage, in denen ihm zu wirken vergönnt war, wie ein frommer Beter, gleich einem Waller in Muschelhut und Pilgerkleid, gleich wie einer von jenen, die aus Nacht und Nebeldunst voll Inbrunst ihre Arme in die weite, duftverlorene Ferne strecken: „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Ein guter Mensch, ein wahrer Freund seiner Freunde, ein treuer Mitbruder und Mitstreiter aller Menschen.

Ganz nahe bei Hermann v. Gilm und Adolf Pichler auf dem städtischen Friedhofe von Innsbruck, weich überblaut vom lieben, klaren Tirolerhimmel, liegt sein Grab. Die Berge schauen darauf nieder und die ewigen Sterne.

Innsbruck, im November 1906.

Über den Firnen — Unter den Sternen.

So nennt sich ein Band von Gedichten, der vor kurzem bei Georg Müller in München erschienen ist und Anton Renk zum Verfasser hat. Auch bei diesem Dichter trifft es zu: Er hat sterben müssen, damit sein Wort lebe. Durch seinen Tod, der in den Jugendjahren ihn davongeführt, ist sein Freundeskreis aufgeweckt worden, um ihre Freude an den Dichtungen des Tiroler Sängers einem größeren Kreise zu vermitteln. So ist eine neue und einheitliche Ausgabe von Anton Renks Dichtungen zustandegekommen, von der dieser Band „Über den Firnen — Unter den Sternen" eben erschien. Ein besserer Titel konnte kaum gefunden werden für diese hochgemuten Lieder, die auf einsamen Höhen des Lebens und der Berge gesungen wurden und wovon so manche überquellen in jener süßen Wehmut, die aus einer irdisch gequälten und überirdisch glücklichen Seele kommt. Seit Lenaus Tagen haben nicht mehr ähnliche Sänge geklungen; aber mir ist des Alpensängers erhabene Welttraurigkeit lieber als Lenaus krankhafte Melancholie, weil sie durch eine fromme Gott- und Ewigkeitswonne geheiligt erscheint. Franz Kranewitter hat in seinem Vorworte zu der neuen Ausgabe den Dichter gar trefflich charakterisiert. Die Dichtungen wird man allerdings durch sie selbst am besten kennzeichnen. Die folgenden Proben werden uns belehren, daß wir es hier mit einem Lyriker zu tun haben, dessen Name mit dem seines Landsmannes Gilm fortleben wird. Den Männern, die uns diese Ausgabe besorgt — es war keine leichte Arbeit und Sorge — gebührt unser Dank. Der soll aber so sein, daß auch die Veröffentlichung der weiteren Bände möglich wird.

Das Präludium führt uns gleich in des Dichters Art.

Das was ich will — faßt keines Willens Macht,
Das was ich soll — hat keiner noch vollbracht,
Das was ich darf — lockt meine Seele nicht,
Das was ich kann — das ist meine Pflicht.

Waldkloster.

Es steht im Walde drinnen
Ein Kloster ernst und grau,
Es ragen seine Zinnen
Ins duftige Himmelsblau.

Vom Chor einst klangen Lieder
Am goldgeschmückten Ort,
Und von der Kanzel nieder
Verstümmeltes Gotteswort.

Jetzt wölbt eine blauende Decke
Sich über den Mauern hoch
Und an der Wildrosenhecke
Blühen die Lichter noch.

Der Fichte Fahnen flattern
Und mächtig klingt hervor
Wie einst hinter finsteren Gattern
Ein siegwortjubelnder Chor.

Die Vögel jubeln und ehren
Den Weltgeist sangbereit,
Und auf den zersprengten Altären
Opfert die Einsamkeit.

Das Gold ist lange vermodert,
Wir achten der Trümmer nicht;
Hoch ob der Zerfallnis lodert
Das urweltewige Licht!

Der Kelch.

Kennst du jenen Kelch, es halten
Unsichtbare Huldgestalten
Über deinem Haupte ihn?
Was das Schicksal dir beschieden,
Deines ganzen Lebens Spende,
Glück und Elend, Kampf und Frieden,
Lichter Anfang, trübes Ende
Flutend durcheinanderziehn.

Deine Sehnsucht schaut nach oben,
Wo die Engelshand erhoben
Deinen Schicksalsbecher hält.
Deine Wünsche ihn dir malen;
Bittend mag die Hand sich falten,
Siehst im Traume du ihn strahlen:
Tausende von Lenzgewalten
Stellt die Hoffnung in die Welt.

Und des Engels Flügel sinken
Und er reicht den Kelch, zu trinken
Deines Lebens reiche Flut;
Und du trinkst in durst'gen Zügen
Freiheit, Fesseln, Schönheit, Dauer,
Herzenswahrheit, Herzenslügen,
Liebe, Haß und Lust und Trauer;
Doch die Hoffnung gibt dir Mut.

Und es ist vorbei das Jagen.
Leise stammelnd willst du fragen:
Ist im Kelche auch die Ruh'? —
Tropfen fallen in die Locken
Aus dem letzten Kelchesneigen . . .
In die Haare wehen Flocken,
Und der Engel drückt mit Schweigen
Deine müden Augen zu.

O weine nicht.

O weine nicht, du schwarzgelocktes Kind,
Weil deine bunte Puppe dir zerbrach,
Du weißt es nicht, wie gut die Tränen sind.
Einst wirst du's denken, was die Mutter sprach.

O weine nicht, weil dir ein Traum entflog,
Weil von der Rose dir ein Blättlein fiel,
Weil dir ein Mann ein schönes Märchen log.
O weine nicht ums neue Kinderspiel.

Es kommt die Zeit, wo alles dir Betrug:
Dein Leben, Gott . . . Du hältst am Wege Rast,
Dann weine, weine, wenn du noch genug
Der lieben guten, treuen Tränen hast.

Du Blondkind, gib mir deine Hand!
Warum? — Es ist der Mai im Land.

Im Mai ist Kirschenblütenschnei'n,
Und junge Menschen geh'n zu zwei'n.

Ich führ dich zu der alten Bruck,
Dort steht ein holzerner Nepomuk.

Ein Kirschenbaum ist drüber her,
Als ob er ganz von Silber wär'.

Das Silber einer Maiennacht
Sinkt in die Blütenkelche sacht.

Das Silber wird dem Baum zu schwer,
Der Blüten werden immer mehr.

Dort sitzen wortlos ich und du
Und alles Silber deckt uns zu.

Wie selig wirds im Silberlicht —
Sankt Nepomuk verrät es nicht.

Im Stillen aber denkt er sich:
Die zwei sind seliger als ich.

Der stolze Fluß geht durch die Nacht,
Mondentfacht.

Die Bäume stehen voll des Lichts,
Reden nichts.

Und schweigend schau'n den Wogen zu —
Ich und du.

Lichtrosen streut die Liebe sacht
Durch die Nacht.

Es überrauscht der laute Fluß
Unsern Kuß.

Der dunkle Wassermann im Rohr
Lauscht empor . . .

Heut bin ich gangen mitten ins Treid,
In die gold'ne Unsterblichkeit.
Habe so manchen Halm getreten,
Mußte zum lieben Herrgott beten:
Vergib mir die Sünde, die ich tat,
Ich richte wieder auf die Saat.

Durch die goldenen Halme loh'n
Sah ich die Totenblume Mohn,
Die Kornblume sagte: Dem Himmel vertrau,
Der ist ewig und ist wie ich so blau,
Und wegen der Halme, die du zertreten,
Sollst du nicht bangen, sollst du nicht beten.

Heut bin ich gangen mitten ins Treid,
In die gold'ne Unsterblichkeit.

Es war in einer klaren Nacht.
Da hab' ich ihn so heiß geküßt.
Da hab' ich Gott so gut gedacht,
Daß alles er verzeihen müßt'.

Es war in einer klaren Nacht.
Da hat das Glück mich heiß geliebt,
Da hab' ich nicht daran gedacht,
Daß Sünde es und Sühne gibt.

Da kam der klare, blanke Tag.
Die Leute weichen scheu mir aus,
Und niemand mit mir reden mag . . .

Das Kind, das ich am Arme trag',
Hat Augen licht und Locken kraus
Und schaut so froh den klaren Tag.

Frühlingskunde.

Die Soldanellen in die Berge klettern
Und künden dort: der Frühling ist im Tal!
Im Moose schreiben Azaleenlettern
Das rosige Märchenwort: Es war einmal.
Jochfinken neu des Lichtes Lied beginnen,
Das Schneehuhn läßt zurück das weiße Kleid. –
Willst du, o Mensch, dich nicht zurückbesinnen
An deines Frühlings Märchenseligkeit?

Es war einmal — und es wird wieder kommen
So hell und frei und prächtig, wie es war.
Nicht eine Blume hat der Herbst genommen,
Und es ist alles wie vor einem Jahr.
Nur du, o Mensch, willst an Vergängnis denken,
Als wär' nicht ewig dieser Berge Bau,
Als ob nicht Genzianenglocken tränken
So gern wie einst des Himmels tiefstes Blau?

Denk an die Blume, sternenunvergänglich,
Die himmelhehr auf Felsenzacken sank:
Sei blumenheilig, sonnenlichtempfänglich,
Und juble zu dem Lichte deinen Dank!
Hörst du das Lied des Hähers in den Zerben?
Ein Beten ist's. — Voll Andacht höre zu
Und bete gläubig mit: Es können sterben
Wir beide niemals, Sonne, ich und du.

Das Mürzthal.

Eine Wallfahrt nach der Heimat, in Briefen beschrieben von **J. v. Kalchberg.***)

1.

Grätz, den 1. May 1813.

Sie verlangen von mir, geliebter Freund! einige historische Nachrichten und Ortsbeschreibungen des Mürzthales, weil dessen romantische Naturschönheiten Sie auf Ihrer schnellen Reise von Grätz nach Wien so gemüthlich ansprachen, und es Ihnen bekannt ist, daß ich einst in diesem Thale meine Lebenswanderschaft begann? — Mit einem wehmüthigen Vergnügen, umschwebt von den süßen Erinnerungen an die längst entflohenen, nie mehr wiederkehrenden Blüthentage meiner Jugend, befolge ich Ihre Aufforderung; nur bitte ich Sie, Ihre Erwartungen zu beschränken, da ich schon seit einer Reihe von Jahren jene heimischen Gefilde nicht mehr bewohne, sie nur selten durchreise, und daher nur zu demjenigen meine Zuflucht nehmen muß, was die Vergangenheit auf der Tafel meines Gedächtnisses noch nicht verwischte.

Zwar sind es gerade die Erscheinungen und Erfahrungen der Jugendjahre, die sich so fest, so tief in unsere Seele prägen, daß sie uns gewöhnlich, selbst durch das Greisenalter, bis zum Grabe begleiten; allein diese Erinnerungen in ein liebliches Gewand der Sprache zu hüllen, die Welt unseres inneren Ichs eben so lebendig und warm, wie sie im Busen lebt und webt, auf das kalte Papier, auf die todte Leinwand hinzuzaubern — ach! diese seltene Gabe verleihen die Musen in höherem Grade nur wenigen ihrer auserwählten Lieblinge! Aus dem Herzen in den Kopf, und von hier bis in die Fingerspitzen, welche die Feder oder den Pinsel führen, ist ein so weiter Weg, daß — wie selbst die Geweihten der Kunst bekennen — darauf viel, oft sehr viel verloren geht. Verzeihen Sie daher, wenn meine Darstellungen für Ihre Erwartungen zu wenig Merkwürdiges haben sollten! Jeder Mensch hat seine eigenen Ansichten, und bey der Erinnerung an unsere Jugenderscheinungen haben oft Kleinigkeiten für uns ein hohes, gemüthliches Interesse, welches wohl in einer fremden Brust schwer zu erwecken ist.

So nehmen wir denn, Freund, unsere Pilgerstäbe, und treten ganz gemächlich die Wanderschaft von Grätz bis auf den Semmering an; doch müssen wir dem Beyspiele jenes Engländers folgen, der, um die Welt

*) In der alten steiermärkischen Zeitschrift „Der Aufmerksame“, im Jahrgang 1813, findet sich unter obigem Titel eine Beschreibung, die auch heute für uns Steirer noch Reiz und Interesse hat. Sie eröffnet uns einen Blick darauf hin, wie unser Heimatland vor hundert Jahren ausgesehen in Wirklichkeit und im Kopfe seines Dichters. Wir drucken sie vollinhaltlich ab und denken, daß sie durch den Vergleich mit der Gegenwart manchen stolz, manchen wehmütig stimmen wird. Die Red.

besser und näher kennen zu lernen, sie zu Fuß durchwandelte, obschon er reich genug gewesen wäre, seine weiten Ausflüge auf eine bequemere Art zu unternehmen. Eigentlich sollten wir unsere idealische Fußreise nur erst zu Bruck an der Mur beginnen; weil aber die Frühlingssonne so lieblich und mild auf uns niederstrahlet, und die verjüngte Natur in ihrem Brautgewande uns so freundlich anlächelt: so wollen wir die Pilgerfahrt gleich von hier aus unternehmen, und längst den Ufern der Mur hinschlendernd, uns über einige dem Auge sich darstellende Objekte freundschaftlich besprechen.

Endlich haben wir uns dem Geräusche der Stadt entwunden, wo ein rastloses Drängen, Ringen nach Brod und Vergnügen die Menschen, wie Ameisen, in ewiger Bewegung erhält, und der Leidenschaften elektrische Kraft desto mehr Funken sprühet, je mehr Reibungen und Anstossungen das nahe Zusammenwohnen der Menge verursacht. — Sehen Sie hier, Freund, das schöne Schloß Gösting, mit seinem angenehmen Garten? Wie so seelenerquickend wär es, zuweilen der Stadt hieher entfliehen zu können, sich hier den Musen zu weihen, und Wollust zu saugen aus den heiligen Brüsten der Mutter Natur, vergessend die Welt und ihre Armseligkeiten alle, eingewiegt in süße, selige Träume eines besseren Götterlebens! — Ach, nur wenigen Sterblichen ward ein so glückliches Loos zu Teil, und denen die blinde Göttin es gewährte, haben selten das Zartgefühl, es zu genießen, zu würdigen. — Dort oben auf einer schroffen Felsenhöhe verkündigen uns die traurigen Ruinen der alten Burg Gösting die Vergänglichkeit aller Menschenwerke. Ein Jahrtausend ist auf dem Strome der Zeit dahingeflossen, seitdem ein kühner Geist den Entschluß faßte, sich hier einen Wohnsitz zu bauen. Der Erbauer gab diesem Schloße seinen Nahmen, und seine Nachkommen blühten durch 4 Jahrhunderte unter den edelsten Geschlechtern der Steyermark. Das tragische Erlöschen dieses Heldenstamms hat uns Kumar (ein eifriger Forscher in der Vaterlandsgeschichte), rührend beschrieben. In der verfallenen Burgkapelle ruhen die Gebeine der unglücklichen Anna von Gösting, die, als ihr Geliebter im Kampfe um ihren Besitz von der Hand eines Nebenbuhlers fiel, sich jenseits von einer schwindelnden Höhe hinabstürzte, um in den Wogen der Mur auf ewig zu kühlen das brennende Weh ihres Herzens. Der Tochter schreckliches Ende gab auch dem ergrauten Vater den Tod, und er war der letzte seines Stammes. Bald werden wir den leukadischen Fels erblicken, über den sich diese Steyermärkische Sappho hinabstürzte, und der noch jetzt der Jungfernsprung genannt wird. Ein späterer Besitzer dieser Burg, welcher unter der Regierung Kaiser Ferdinand des II., mit dem größeren Teile des Adels, sich zu Luthers neuer Lehre wandte, mußte dieserwegen manche Verfolgung erdulden. Der fromme Kaiser, welcher vielleicht voraussah, daß diese

Reformation die erste Veranlassung zu dem Verderben Deutschlands durch Gründung einer inneren, sich forterbenden Zwietracht geben werde, suchte ihre Verbreitung zu hemmen, und besonders trug er seinen Gewaltsträgern auf, die Religiosität des zum Lutherthume sich neigenden Adels scharf zu beobachten. Vorzüglich war es den Adeligen verbothen, an Sonn- und Feyertagen die Messe zu versäumen, und dafür die Zeit auf der Jagd zuzubringen; da nun jener Besitzer von Gösting überwiesen ward, an einem Sonntage einen Hirschen geschossen zu haben, so wurde er zu einer Strafe von hundert Dukaten verurtheilt, welche Summe für jene Zeiten sehr viel betrug. Als später der Kaiser nach Grätz kam, ward allen Adeligen befohlen, in ihren theuersten Gewändern bey Hofe zu erscheinen. Der Monarch bemerkte an dem Besitzer von Gösting ein hirschledernes Beinkleid, und sagte zürnend zu ihm: Ihr habt meinen Befehl nicht erfüllt! Doch der Ritter erwiderte: Ich habe ihn nicht verletzt; denn diese Beinkleider sind mein theuerstes Kleidungsstück: sie kosten mich hundert Dukaten. Bald nachher verließ derselbe mit vielen anderen Adeligen der Religion wegen das Land, und es war in der Steyermark besonders die Familie Eggenberg, deren feste Anhänglichkeit an den Glauben der Väter nicht nur mit der fürstlichen Würde, sondern auch mit den Gütern der Ausgewanderten belohnet ward.

Wie oft werden die Herren von Gösting und die Herren von Grätz in den grauen Tagen der Vorzeit auf ihren hohen Burgen einander zu Ritterspielen und Prunkgelagen eingeladen, oder durch Zeichen in Stunden der Noth um Hülfe angerufen haben! Schon lange war diese alte Burg Gösting ein Wohnsitz der Raben und Eulen, als noch ihre Nachbarinn, sich erhebend über die Hauptstadt des Landes, stolz auf sie hinüberblickte. Endlich traf auch diese Beherrscherinn des Landes ein gleiches Loos, und nun rufen beyde Ruinen einander zu: Alles hiernieden muß seinen Tag erleben! alles Endliche muß früher oder später sich enden! —

Durch das All der Schöpfung waltet
Der Natur geheime Kraft,
Die zerstöret und umstaltet,
Immer neue Formen schafft.

Eigne, wie der Menschen Werke,
Weiht sie der Vergänglichkeit;
Taucht sie, spottend ihrer Stärke,
Unter in den Strom der Zeit.

Diese Distel auf der Heide,
Jenes Schloß von Erz und Stein —
Früher, später müssen Beyde
Der Zerstörung Opfer seyn.

Schwacher Mensch! was frommt dein Streben,
Ihr zu trotzen, der Natur?
Aus dem Tode keimt das Leben,
Alles ist Verwandlung nur.

2.

Den 2. May 1813.

Weil wir gestern unsere Wanderschaft so spät begannen, mußten wir auch schon in dem Gasthause nahe an der Weinzettelbrücke, welches von den Grätzern gern besucht wird, ein Nachtlager suchen. So wollen

wir denn aufbrechen, um doch heute einen weiteren Raum zu durchwandeln.

Sehen Sie dort, mein Freund, das schöne Landhaus jenseits der Mur? Es ist St. Gotthard, welches so freundlich, so einladend auf uns herüberlächelt. Die Grazien scheinen selbst den Plan zu jener neuen Gartenanlage an dem Ufer der Mur entworfen zu haben. Wenn die Natur diesem Kunstwerke einst die Vollendung gegeben hat, wird es allerdings den Gärten gleichen, die uns Tasso, mit ihrer schönen Besitzerinn, so bezaubernd geschildert hat.

Dort — die Ebene von St. Gotthard — war der Platz, wo die Steyermärker gewöhnlich ihrem Herzoge feyerlich entgegen kamen, wenn er zur Huldigung sich nach Grätz begab.

Wir stehen jetzt an der Weinzettelbrücke, welche gleichsam die untere mit der oberen Steyermark verbindet. Die Rebenhügel, an deren Fusse wir vorbeywandelten, sind die letzten dem fröhlichen Weingotte geweihten Gärten, deren zarte Pflanze weiter hinauf, in den rauheren Lüften der oberen Steyermark, nicht mehr gedeihet. Dieser Weg, welcher links, ehe wir die Brücke erreichen, hier mit der Landstraße sich verbindet, führt nach der Cistercienser-Abtey Rein, deren Aebte Erbhofkapläne in der Steyermark sind. Sie halten noch gegenwärtig an dem sogenannten Postulatenlandtag das feyerliche Hochamt im Landhause, wie es schon unter der Regierung der Traungauer geschah. Rein war einst eine eigene Grafschaft, deren Gebieth sich nahe bis an Grätz erstreckte. Waldo Graf von Ruen, der Letzte seines Geschlechtes, vermachte diese Grafschaft dem Ottocar Grafen von Steyr mit der Verpflichtung, dort ein Cistercienserstift zu erbauen. Leopold, Ottocars Sohn, der, weil er mehrere Grafschaften, in die das Land zertheilet war, unter seine Herrschaft brachte, der erste war, der sich einen Markgrafen nannte, erfüllte den Willen des letzten Grafen von Ruen, indem er das Stift im Jahre 1128 vollendete. Dort ruhet die Asche dieses glücklichen Beherrschers der Steyermark; aber sein Grabstein ist nicht mehr zu finden. Ober dem Hauptthore des Stiftes ist noch sein Bild, wie er in voller Rüstung auf einem gepanzerten Pferde reitet, zu sehen. Nahe ober dem Stifte stehen noch einige Ruinen der alten Veste Ruen, durch welche sich ein Bach mit melodischem Geräusche herabstürzet, und die Phantasie des sinnenden Wanderers noch mehr in melancholische Träume einwieget. In einer Seitenkapelle der schönen Stiftskirche ruhen in einem marmornen Sarge die Gebeine Ernst des Eisernen, der seine ihm lieben Steyermärker, die er auch im Tode nicht verließ, keineswegs eisern beherrschte. — Wie fast in allen Abteyen, sind auch in Rein die Gemählde aller Aebte zu sehen, die diesem Stifte vorstanden. Auffallend ist es, unter denselben einen weltlichen zu sehen, der im ritterlichen Gewande ganz trotzig dastehet. Es ist Hans Freyherr

von Ungnad, welcher vom Jahre 1540 bis 1557 Landeshauptmann in der Steyermark war. Er nötigte den Abten und die Conventualen, seinen noch unmündigen Sohn zum Nachfolger und künftigen Abten zu ernennen. Als nun der Abt starb, und der indessen herangewachsene Jüngling das eiserne Rittergewand mit dem Mönchshabit nicht vertauschen wollte, erklärte sich der Vater, des Sohnes Stelle zu verwalten, ohne jedoch in den geistlichen Stand zu treten. Dieser weltliche Abt soll dem Stifte vielen Schaden zugezogen haben. Man sieht hieraus, daß zur Zeit der Reformation die Geistlichkeit vieles erdulden mußte.

Wir haben endlich Peckau, die erste Poststation, erreicht. Dieses Landhaus an der Straße, mit einem freundlichen Garten, erbaute und besaß ein um die Steyermark verdienstvoller Mann (Herr von Heipl), der als Besitzer eines in dieser Gegend befindlichen silberhältigen Bleybergwerkes, sich als ein besonders geschickter Bergmann auszeichnete. Alle durchreisenden Montanistiker, die dieses Bergwerk besuchen, bewundern die von ihm erfundenen und erbauten Maschinen, die noch gegenwärtig von seinen Erben benützet werden. — Sehen Sie dort im Hintergrunde eine Oeffnung der steilen Gebirge jener Gegend die alte Veste Peckau melancholisch von ihrer steinernen Höhe herabschauen? Viele Jahrhunderte steht sie schon so einsam da, und sah sie kommen und schwinden die Generationen der Menschen, die auf dieser Straße vorüber wandelten. Lange war sie ein Eigentum der einst reichen und mächtigen Grafen von Pfannberg, die sich auch öfters von ihr die Hrn. v. Peckau schrieben. Der Bach, welcher hier zwischen den Bergen herausfließet, verliert sich bei Semriach (einem kleinen Markte am Fuße des Scheckels) in eine Berghöhle, und erscheint hier wieder auf der Oberwelt.

Dort, jenseits der Mur, auf dem senkrecht sich erhebenden Felsen, dessen Fuß ihre schnell hinrauschenden Wogen bespielen, schaut das alte Schloß Rabenstein feyerlich ernst auf uns herüber. Mich däucht, ich sehe noch auf dem kahlen Felsen die Raben sitzen, der den ersten Erbauer bestimmte, diesen Nahmen zu wählen. Drey Jahrhunderte hindurch hausten hier die Herren von Rabenstein; doch jetzt lugt kein goldlockiges Fräulein mit den großen blauen Augen mehr herüber auf die Heerstraße, mit pochendem Herzen und wogendem Busen den Geliebten erwartend. —

Jetzt erweitert sich das Tal. Wir stehen am Eingange der Allee, welche zu jenem schönen in der Ebene liegenden Schlosse führet. Geschmackvoll ist der Bau, angenehm die Lage und der Garten dieses modernen Landsitzes, welcher von den hier rechts auf einem hohen Berge liegenden Ruinen den Nahmen Pfannberg führt. Dort oben war der Stammsitz der Grafen von Pfannberg, berühmt in der Geschichte meines Vaterlandes. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen hier eine Stelle aus dem Ehrenspiegel des alten Freyherrn von Stadl anzuführen, wo er uns Folgendes

erzählt: „Bernhard Graf von Pfannberg, und Heinrich Graf von Pfannberg, haben gelebt im Jahre 1250. Im J. 1269 hat Herr Friedrich von Pettau bey Ottocar König in Böhmen, als derzeit Landesfürsten in der Steyermark, heimlich mehrere Landesherren angegeben. Daher ließ der König selben eines Tages vor sich berufen, und befahl dem von Pettau, er sollte nun öffentlich die Klage wider die Herren vorbringen, die er ihm zuvor in Geheim angezeigt habe. Der Pettauer vollzog diesen Befehl und beschuldigte sie, daß sie dem König wollten ungetreu werden. Sie hätten ihn aufgefordert, sich auch zu ihnen zu gesellen, und dem König das Land Kärnthen wieder entwenden zu helfen. Der König glaubte diese Anklage, ohne rechtlicher Untersuchung. Die Beschuldigten läugneten zwar und sagten: Friedrich von Pettau wäre ein Verläumder, er wäre vor dem König mit Lügen umgegangen. Sie bothen ihm in königlicher Gegenwart einer nach dem andern den Kampf an, um dadurch ihre Unschuld und des Anklägers Falschheit zu beglaubigen; auch entschuldigten sie sich bey dem König auf das beste.

Es wollte aber keine Entschuldigung bey ihm haften, wie er dann alle diese Herren, als Bernhard Grafen von Pfannberg, Hartneid von Wildon, Wülfing von Stubenberg, Heinrich von Lichtenstein, Otto von Lichtenstein und Heinrich Grafen von Pfannberg in das Gefängniß werfen, und dann jeden auf ein besonderes Schloß führen ließ. Friedrich von Pettau verlor dabey ebenfalls des Königs Gnade, der ihn gefangen setzte. Die Landherren in Steyer mußten ihre Kinder als Geißel nach Prag schicken. Der König that den Freunden und Verwandten der Gefangenen zu wissen: Wenn sie solche ihre Mitglieder des Landes bey dem Leben erhalten wollten, so müßten sie ihm geben alle Schlösser und Burgen, die sie im Lande Steyer hätten, welches auch also geschah. Bernhard Graf von Pfannberg mußte hergeben das Schloß Pechlarn, Pfannberg und St. Peter der Lyzlmayer-Veste. Heinrich Graf von Pfannberg: Kaisersperg, Strasseck und Losenthal. Ihm blieb noch Rabenstein. Herr Seyfried von Mährenberg brachte zuwegen, daß man dem Grafen Heinrich von Pfannberg die Haspel anlegte, bis daß er gab seinen Theil an Pfannberg, Losenthal, Strasseck und Pechlarn. Diese Schlößer ließ der König alle zerbrechen. Der von Lichtenstein mußte geben: Murau, Lichtenstein, die ließ er auch zerbrechen. Hartneid von Wildon überantwortete Eppenstein, Radkersburg und Gleichenberg. Eppenstein ließ der König unbeschädigt ausgehen. Wülfing von Stubenberg ließ er drey Schlößer abreißen: Kapfenberg, Wülfingstein und Stubenberg. Dem Friedrich von Pettau nahm er Wurmberg, und befahl, daß man solches zerbrach und den Graben mit den Ringmauern ausfüllte. Ingleichen nahm er ihm Schwannberg. Da alle diese Herren 6 Wochen lang gefangen lagen, brachten sie endlich eine Tagsatzung zu Prag aus. Alle wurden sie am

Palmsonntage aus der langen Gefangenschaft entlassen, und als sie nach Hause kamen, fanden sie ihre Schlößer zerbrochen, welche große Tyranney dem König bey den Landständen großen Haß brachte."

Diese Unthat mußte König Ottocar neun Jahre später auf dem Marchfelde mit seinem Leben bezahlen.

3.

Den 3. May 1813.

Der Ort, in dem wir heute übernachteten, ist der unglückliche Markt Fronleiten, welcher in der trauervollen Kriegsepoche des Jahres 1809 größten Theils ein Raub der Flammen ward.— Selige Tage unserer Jugend, wo wir unter dem Schatten der Friedenspalme so ruhig den Musen und Grazien huldigten, mit harmlosem Herzen jedes Blümchen pflückten, das uns am Lebenswege entgegennickte! Auf ewig seyd ihr verschwunden und eine Felsenlast drückt immer die beklemmte Brust, von Angst und Sorgen gefoltert. Wahr ist's, was jener König sagte: Eisern ist die Zeit, in der wir leben! Selbst in der Musen heiligsten Wohnsitzen erschallet der Kanonendonner, das Mordgeheul der Kämpfenden; die armen neun Göttermädchen wissen in ganz Europa kaum mehr ein Plätzchen der Ruhe zu finden! — Doch lassen Sie uns, Freund, unsere Wanderschaft fortsetzen, in dem Anblicke der Gegenstände, die uns umgeben, das Entfernte, in der Erinnerung an die Vorzeit die traurige Gegenwart vergessen! — Noch muß ich Ihnen sagen, daß zu Fronleiten unser lieber Dichter Fellinger geboren ward, dessen hier wohnender Vater im Jahre 1809 — nicht achtend die Last von sechzig Jahren — mit drey Söhnen auszog, für das Vaterland zu kämpfen.

Die Gegenden, welche wir jetzt durchwandern werden, sind ernster, düsterer als jene, von denen wir kommen. Dieses enge Thal, mit seinen steilen Bergen und dunkeln Wäldern spricht uns so melancholisch an. Man sieht es, daß vor Jahrtausenden die schnell hinrauschenden Wogen der Mur sich hier mit Gewalt eine Bahn eröffneten. So sind nicht nur die Werke der Menschen, selbst die der Natur der Veränderung unterworfen, und sogar die äußere Gestalt unserer Mutter Erde ist wandelbar. Selbst diese Sonne, die jetzt so freundlich unseren Pfad erhellet, wird erlöschen, und die Weltkörper, die sie umtanzen, werden sich in todte Massen verwandeln — vielleicht in Staub zerfallen, vielleicht als Mondsteine auf andere Planeten niedersinken. Armseliger Menschenstolz, der sich ewige Monumente erbauen will! Was ist diese Ewigkeit gegen die Dauer des großen All der Schöpfung? — Das Leben eines Schmetterlings.

Jenes Gebäude, welches wir dort in einem engen Seitenthale zwischen den Bäumen erblicken, ist das alte, selten von der Sonne

bestrahlte Schloß Weyer. Wie oft werden dort einst die Tempelherren, die es besaßen, den müden Wanderer gastfrey aufgenommen, ihn durch Speis und Trank erquicket, begleitet und gegen Räuber geschützet haben! Die ganze Gegend scheint noch zu trauern über das tragische Ende ihrer ersten Bewohner. Der edle Orden mußte fallen, weil er dem Geiste seines Zeitalters zu weit vorausgeeilet war. Ewig merkwürdig wird in der Geschichte der wichtigste Anklagspunct seiner Feinde seyn: die Tempelherren leben so keusch und nüchtern; nun ist aber dieß der menschlichen Natur zuwider: also müssen sie geheime Verbrechen begehen!!

Wir haben jetzt die zweyte Poststation zurückgelegt, welche, weil die Berge hier so reich an röthlichem Marmor sind, davon den Nahmen Röthelstein erhalten hat. In einigen der Berge, an denen wir bisher vorbeygewandelt sind, gibt es Höhlen und Grotten, die für den Naturforscher nicht ohne Interesse sind; doch da sie nicht zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen dieser Art gehören, und ohnehin schon von Anderen beschrieben wurden, so wollen wir uns nur mit Gegenständen beschäftigen, die sich auf der Oberwelt uns darstellen. Auch von den vielen Werkstätten Vulkans, mit denen die obere Steyermark gleichsam übersäet ist, vermag ich Ihnen nichts Neues zu sagen. Da in meinem Vaterlande jährlich bey vier Mahl hundert tausend Zentner Eisen erzeugt werden können, und noch vor wenigen Jahren wirklich erzeugt worden sind, auch die schon bey den Römern bekannt gewesene Qualität desselben nirgends besser gefunden wird: so können Sie wohl sich vorstellen, daß dieses Metall der Gegenstand des wichtigsten Aktivhandels der Steyermark seyn müsse. Mit dem Gelde, welches der obere Steyermärker für sein Eisen aus dem Auslande beziehet, erkauft er sich Wein und Getreide von dem untern Steyermärker. So ist beyder Subsistenz auf den Absatz dieses Erzeugnisses gegründet, welcher, leider! durch die Zeitereignisse manche Beschränkungen erhalten hat.

Sie fragen mich: wie dort auf der Anhöhe jenes Schloß heiße, zu welchem eine Brücke über die Mur hinführet? Es heißt Bäreneck, und ich bitte Sie, Ihre Augen zu erheben, um, über dem neueren Schlosse, hoch auf dem Berge, die Ruinen der alten Burg zu bemerken. Dort wohnte einst die schöne Agnes von Habsburg, und harrte acht Jahre — eine Ewigkeit dem liebenden Herzen — der Wiederkehr ihres inniggeliebten Wülfing von Stubenberg. Wie oft wird sie mit vor Sehnsucht glühendem Herzen auf die Heerstraße — auf die Brücke herabgeschauet haben, ihn zu erspähen, den holden Ritter ihrer ersten Minne! Welche Angst, welche Herzenswehen wird sie dort erduldet haben, als der harte Bruder sie zwang, seinem Freunde Kuenringer die Hand zur Verlobung zu reichen! Hier auf diesem Platze, wo wir stehen, erhielt vielleicht der wiederkehrende Stubenberg die erste Kunde, daß eben heute der Verlobungstag seiner

Agnes sey. Dort in jenen verfallenen Mauern, wo jetzt nur Eulen und Füchse wohnen, wurde das Hochzeitsfest gefeyert, tanzte Wülfing mit Agnes und gab sich ihr zu erkennen, durch Vorzeigung der Geschenke ihrer Liebe.

Auf einer weiten, vom Mürztale aus zu sehenden, erhabenen Ebene des Gebirges, welches zwischen Bäreneck und Oberkapfenberg liegt, kämpfte Stubenberg mit Kuenring. Ein Haufe zusammengelegter Steine bezeichnet das Grab des Letzteren, und der Ort, wo sie kämpften, wird noch jetzt das Rennfeld genannt. Gern verweilt der Jäger bey Kuenrings Grabe, weil dort ein Lieblingsaufenthalt der Schildhähne ist, deren krumme Federn er gewöhnlich zur Zierde seines Hutes wählt. Acht Jahrhunderte haben die blonden Haare der schönen Agnes, die sie ihrem scheidenden Geliebten schenkte, noch nicht ganz verzehret. Ich hatte das silberne, ebenfalls wie ein Zopf geformte Gefäß in meinen Händen, worin Wülfing das Andenken seiner Geliebten um den Helm trug. Es war einst vergoldet, und man bemerkt in seiner inneren Rundung, daß es durch einen langen Gebrauch geglättet wurde. Das Andenken dieses Zopfes ist in dem Wappen der Familie Stubenberg verewigt. Auch Wülfings und seines Pferdes Rüstung habe ich — leider! — in einem rostigen verwahrlosten Zustand — auf Oberkapfenberg gesehen. Ein tiefer Schwerthieb — vermutlich von Kuenrings Faust — ist auf dem Helm zu bemerken, der noch keine Spur zeigt, einst mit Federn geschmückt gewesen zu seyn. Diese Ritterzierde war also am Anfange des eilften Jahrhunderts, unter der Regierung des heiligen Kaisers Heinrich II., noch nicht bekannt.

Als später die Grafen von Traungau Beherrscher der Steyermark wurden, schenkten sie diese Veste Bäreneck einem Abkömmling ihres Geschlechts, der von ihr den Nahmen annahm, und der Stammvater einer Familie wurde, die dem Vaterlande viele tapfere, edle und weise Männer erzeugte. Auch dieses Geschlecht ist längst erloschen, und nur wenige Vorbeyreisende werden sich erinnern, von wem einst jene Ruinen bewohnt wurden. Nach dem Absterben der Herren von Bäreneck kam diese Herrschaft an die Grafen von Leslie, die sich dort in der Ebene, jenseits der Brücke, eine Familiengruft erbauten. Auch dieses Geschlechtes letzter Zweig ward schon von dem Tode zerknicket, und ruhet dort neben der Asche seines Ahnherrn, des berühmten Generals Leslie, der uns aus dem dreyßigjährigen Kriege bekannt ist. Lange wird dieser schon an Wallensteins Seite die Gefilde eines Landes durchwandeln, in welches man nur über den Strom der Vergessenheit gelangen kann, wohin der Leidenschaften häßliche Furien uns nicht zu folgen vermögen.

Wir verlassen endlich das enge Tal, welches wir längs den Ufern der Mur durchwandelten, und kommen in eine freyere Gegend, die von den Bergen in einem etwas weiteren Kreise umgeben ist. Hier das am

Wege freystehende Gebäude, dessen sonderbare dreyeckige Form allen Reisenden auffällt, war eine dem heiligen Geiste geweihte Kapelle der Tempelherren, die hier einen Wohnsitz hatten, von dem aber keine Spuren mehr zu sehen sind. Möge dieses sprechende Denkmahl eines so berühmten Ordens wenigstens der Zerstörung entgehen, da es der Entweihung nicht entgehen konnte! — Die Stadt, die uns düster-freundlich entgegenlächelt, und gleichsam eine Nachtherberge anbiethet, ist die Kreisstadt Bruck an der Mur. Im schwermütigen Ernste und mahlerisch schön erheben sich über ihr die Ruinen der alten Veste Landskron, die einst die Beschützerin dieser Stadt war, welche am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts eine Belagerung erdulden mußte. Wir stehen jetzt auf der Brücke, nahe am Stadtthore. Sehen Sie dort, mein Freund! wie sich die Silberwellen der forellenreichen Mürz muthig in die dunkel hinrauschenden Wogen der Mur hineinstürzen? — Lassen Sie uns die Stadt besuchen! Hier links führt die Strasse nach der höhern Steyermark — hier geradeaus aber nach dem Ziele unserer Wanderschaft, dem romantischen Mürzthale. Wir werden morgen dieses schöne Thal betreten; darum lassen Sie uns heute noch den würdigen Kreishauptmann, Edlen von Werner, einen Besuch abstatten und ihm herzlich für den warmen Patriotismus danken, mit dem er unsere neue vaterländische Bildungsanstalt, das Joanneum, unterstützet. Möge diese junge Schöpfung eines seiner erhabenen Ahnen an Geist und Herzen so würdigen Prinzen, unter Franzens mildem Herrscherschutze, solcher Freunde und Beförderer viele finden! Mögen Sie schwinden die Vorurtheile, die noch gegen dieses Institut in einigen finstern Gemüthern wohnen, und der bessern humaneren Ueberzeugung weichen, daß die Tendenz seiner Gründung die edelste und alles einseitige Geschwätz aus der Luft gegriffen sey, als ob zum Behuf derselben von den Bewohnern der Steyermark jemahls ein gezwungener Beytrag wollte gefordert werden. Nur freywillige Beyträge von reinpatriotischen Herzen sind dem Institute willkommen, welches sich stets bestreben wird, den Vorwurf einer Vermehrung der Landesanlagen nicht zu verdienen.

Der Ursprung der Stadt Bruck verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Die früheren Regenten der Steyermark wohnten oft längere Zeit in der alten Burg, die später in eine Caserne verwandelt ward. Dort starb Erzherzog Ernst der Eiserne; dort wurden mehrere wichtige Landtage gehalten. Durch Feuer und feindliche Invasionen hat diese Stadt in den neuesten Zeiten viel erduldet.

4.

Den 4. May 1813.

Wir haben jetzt die Ufer der Mur verlassen, um an denen der freundlich hinmurmelnden Mürz ihr liebliches Thal zu durchwandeln,

welches mit Recht das Arkadien der oberen Steyermark genannt werden kann. Wenn man die traurigen, eine gewisse Schwermuth aussprechenden Gefilde von Grätz bis Bruck zurückgelegt hat, thut es dem Herzen so wohl, in die blühenden Fluren des Mürzthales zu gelangen, wo die Natur den Wanderer so gemüthlich, so lächelnd anspricht. Die fruchtbaren Felder, die balsamisch duftenden Wiesen, die, von kleinen Bächen getränket, mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit dem Viehe das beste Futter gewähren, die muthigen, wohlgenährten Hengste, das besonders schöne weißgraue Hornvieh, die fröhlichen Menschen, und rings umher die Spuren des Fleißes und einer hohen Cultur in der Bearbeitung des heimischen Bodens gewähren dem Oekonomen, dem Patrioten, auch dem gefühlvollen Freund der Natur und der Menschen, durch ihren Anblick wonnige Seelengenüsse.

Der erste Ort, den wir im Mürzthale durchwandeln, ist der Markt Kapfenberg, in dessen Mitte seine Grundherrschaft Unterkapfenberg stehet. In der Pfarrkirche dieses Ortes ruhen die Gebeine vieler berühmter Männer der Vorzeit aus dem Geschlechte der Herren von Stubenberg. Die Herrschaft Unterkapfenberg ist ein abgerissener Theil der großen Herrschaft Oberkapfenberg, die hier in dem an der Strasse liegenden Schlosse Widen verwaltet wird, deren Ursitz aber jene alte Ritterburg jenseits der Mürz ist, die so ehrwürdig von ihrer steilen Höhe auf uns nieder schauet. Es gab einst Herren von Kapfenberg, die in den Zeiten Karls des Großen sich dort oben einen Wohnsitz erbauten; aber schon am Ende des zehnten Jahrhunderts starb der letzte dieses Geschlechtes, und hinterließ seinen Stammsitz Kapfenberg seinem Neffen, eben jenem Wülfing von Stubenberg, welcher im Jahre 1009 um den Besitz der schönen Agnes kämpfen mußte. Von dieser Zeit an, durch 800 Jahre, ist die Herrschaft Oberkapfenberg ein Eigenthum der Herren von Stubenberg, die von dem Schlosse Stubenberg (im Grätzer Kreise), welches jetzt zur Herrschaft Herberstein gehört, ihren Ursprung haben. Schon zu den Zeiten der ersten eigenen Beherrscher der Steyermark waren die Herren von Stubenberg Erblandmundschenke, und diese Würde, welche ihnen ein Regent aus dem Hause der Grafen von Steyr verlieh, bekleiden sie noch jetzt in der Steyermark. In der Vaterlandsgeschichte erscheint dieß Geschlecht unter allen noch blühenden Edelgeschlechtern der Steyermark am frühesten, und in jeder wichtigen Epoche der früheren Zeiten spielten die Stubenberger eine ausgezeichnete Rolle. Ich habe Ihnen bereits erzählet, wie König Ottokar von Böhmen, mit anderen Landesedlen, auch einen Wülfing von Stubenberg in das Gefängniß schleppen, und seine Veste Kapfenberg niederreißen ließ. Dieses alte Schloß wurde also erst in späterer Zeit erbauet, und hinter demselben sind noch Ruinen des älteren zu sehen, in deren Mitte die Kapelle stehet, deren Altar mit einigen alten Panieren

der Familie geschmücket ist. Ein ähnliches Loos, wie jenen Wülfing, traf unter der Regierung Kaiser Albert des I, einen Friedrich von Stubenberg.

Nach der Erzählung des alten Geschichtschreibers Hagen, wurde den Steyermärkern — wider den Rath des edlen Eberhard von Walsee — die Bestätigung ihrer Rechte und die Abhülfe einiger Beschwerden verweigert. Hieraus entstand ein innerer Krieg, an welchem der Erzbischof von Salzburg und der Herzog von Bayern Antheil nahmen.

Friedrich von Stubenberg, als er von einer Zusammenkunft der Verbundenen zu Wolkenstein nach seinem Schlosse Kapfenberg reiten wollte, stieß mit dem Marschall Hermann von Landenberg (berühmt aus der Schweizergeschichte) zusammen, und es entstand bey dem Dorfe Kraubat ein hitziges Gefecht. Dem Marschall wurde der Schenkel durchstochen, und er mußte aus dem Treffen getragen werden; aber seine Reisige kämpften fort. Stubenbergs Reisige wichen; ihm ward das Pferd unter dem Leibe durchstochen. Noch zu Fusse kämpfend rief er seinem Leibknappen zu, ihm seinen Hengst zu überlassen; allein dieser, den Hagen Völkel von Pühell nennt, sprengte davon, und so mußte sich Stubenberg mit Niklas dem Stadauer, Otto dem Moskircher nebst mehreren anderen Freunden gefangen geben. Sie wurden nach Judenburg geführt, und, wie Hagen sagt, riethen die Schwaben dem Herzog, er sollte mit nichte den von Stubenberg leben lassen, dem jedoch das getreu gütige Herz des Herzogs nicht wollte folgen. Als Albert den Kaiserthron bestiegen hatte, versöhnte er sich mit den Steyermärkern, bestätigte ihre Rechte, und Stubenberg erhielt, auf Fürsprache seines Oheims, Grafen Friedrichs von Ortenburg, die Freyheit wieder, mußte jedoch die verlornen Herrschaften Gutenberg, Kötsch und Kapfenberg um die damals sehr große Summe von 4000 Mark zurücklösen. Beynahe zwey Jahrhunderte später verband sich einer von Friedrichs Nachkommen, Hans von Stubenberg, mit Andreas Baumkircher, dessen Eidam er war. An der blutigen Leiche seines Schwiegervaters erhielt er Verzeihung, und ward später Landeshauptmann der Steyermark.

5.

Den 5. May 1813.

Bevor wir unsere Wanderschaft fortsetzen, bitte ich Sie noch, einen Blick nach jenem über der Mürz in einer angenehmen Ebene liegenden Schlosse zu werfen, welches Krotendorf heißt. Es war einst das Eigenthum eines edlen Herrn von Lierwald, der wegen seinen Kenntnissen, seinem Biedersinn und vortrefflichen Charakter von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt ward. Seinen wohlthätigen Bemühungen haben wir die Verbesserung der Strassen in der Steyermark zu verdanken. Ruhe sey seiner Asche! Stets werde ich mich der angenehmen Gespräche erinnern, die ich einst mit diesem weisen Biedermanne hatte, als noch die Gluth

der Jugend durch meine Adern rollte. Ach, die Zeit und bittere Erfahrungen machen es endlich erlöschen, dieses Jugendfeuer, und nach so mancher vereitelten Hoffnung wandeln wir, schwer gedrückt von der Lebensbürde, matt und kalt dem Grabe zu! —

Nachdem wir endlich den ziemlich langen Weg über eine waldige Anhöhe zurückgelegt haben, erweitern sich die Gefilde wieder, und die schönste Gegend des Mürzthales begrüßet uns so freundlich, wie ein blühendes Mädchen den Jüngling, der zuerst den schlummernden Amor in ihrem Busen weckte. — Bemerken Sie dort rechts, hoch auf dem Berge, eine Kirche? Es ist der Wallfahrtsort Maria Rehkogel, den ich einst mit meiner Mutter als Knabe besuchte. Ich kann Ihnen die frommen und doch so süßen Gefühle nicht aussprechen, in denen meine Seele sich wiegte, als ich vor diesem Bilde der Mutter unsers großen, göttlichen Glaubensstifters kniete. Besonders beschäftigte sich mein kindliches Gemüth mit dem frommen Reh, welches dieses Bild nie verlassen, es oft auf seinen Knien verehrt haben soll. — Lächeln Sie immer, mein Freund, über den schwärmerischen Knaben! Es war ihm wohl — sehr wohl dabey! Möchten sie doch nie aus unserem Herzen schwinden, diese reinen, kindlichen Wonnegefühle! Die wahre Religion ist Liebe, sie wohnt nur in dem Herzen: was kann also der kalte, klügelnde Verstand für einen Ersatz geben, indem er uns dieser so erquickenden, so tröstlichen Empfindungen beraubt? All seine ärmlichen Entschädigungen sind negativ — positiv keine. Er kann höchstens sagen: dieß ist es nicht; aber was es sey, sagt er uns nie. Selbst der stärkste Menschengeist hat keine Fackel, das Dunkel der Zukunft zu erhellen. Und doch müssen wir sie durchwandeln diese Pforte der Finsterniß! Auf dieser bitteren Lebenswanderschaft ist Religion — ist tröstliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft — ein dringendes Bedürfniß des leidenden Herzens: warum wollen wir leichtsinnig diesem armen Herzen einen Trost rauben, der ihm so wohl thut? — Verzeihen Sie, Freund, daß ich Ihnen meine innere Individualität, meine Ansichten und Gefühle so treuherzig aufschließe! Jeder trägt eine eigene Welt in seinem Busen, und nur harmonisch gestimmte Herzen können sich verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisebegleiter.

Eine Erinnerung von **Rosa Fischer.**

Durch die im letzten Sonnenschein erglänzende Landschaft zog das Dampfroß. Es war Spätherbst und noch einmal weidete sich der Blick an den sanftbeschienenen Gefilden, an den buntprangenden Wäldern, die vorüber flogen und an dem Stücklein Himmelsblau, das über waldumsäumte Hügel am Horizonte grenzte.

In einem Nichtrauchercoupé saßen wir unser eine kleine Gesellschaft: eine schweigsame Dame mit dem Schnee des Alters auf dem Haupt und mit der Ruhe des Winters in ihrem Wesen, wie sie so still dasaß in ihrer Ecke, den Blick meist dem Fenster zugewandt und der Welt, die draußen lag; sie schien uns nicht zu sehen und zu hören — die Stürme des Lebens mochten sie schweigen gelehrt haben.

Gegenüber in der Ecke saß wieder eine Dame, die unwillkürlich den Eindruck des Herbstes machte. Ob Frau, ob Fräulein, ich wußte es nicht, aber die herbe Erfahrung hatte ihren Griffel über das Antlitz geführt, dem eine gewisse Müdigkeit heute aufgeprägt war. Ich hatte das Gefühl, als habe diese Frau Stellungen bekleidet in der Welt, wo sie gelernt hatte, sich dem Willen uud dem Wunsche anderer anzupassen; Stellungen, wo viel auf das Äußere gegeben wurde; vielleicht war ihr Haar gefärbt, ihre Zähne künstlich — vielleicht war ihr ganzes Sein ein sorgsames Sichselbstbehüten — jedenfalls hatte sie gelernt, ruhig zu sein, und sie war es jetzt mit dem Ausdruck einer milden wohltuenden Müdigkeit.

Neben der Winterlichen saß das Vollbild des Sommers — eine Frau, groß und schön, mit warmschimmernden Augen und mit dem Gedanken an Mann und Kinder, die sie daheim erwarteten — ihr gegenüber aber der Frühling in Gestalt eines noch jungen überaus plaudersamen weiblichen Wesens, das man sicher für ein Mädchen gehalten haben würde, hätte nicht die Erwähnung eines Gatten und eines kleinen Buberls das Gegenteil gelehrt.

Mit diesem „Frühling“ nun war etwas anderes ins Coupé gekommen, das wohl Blumen hatte, aber herbstliche — Chrysanthemen an einem Totenkranze. Diesen Totenkranz hatte die junge Frau nach längerem Studieren an einem Nagel an der Wand aufgehangen, so daß er einen sonst leeren Platz einnahm, und mit diesem Reisebegleiter in der Mitte fuhr die kleine Gesellschaft dahin, vermehrt noch durch zwei Herren — einen großen blonden Agenten und einen kleineren dunklen, halbländlichen Geschäftsmann — beide jung und in ihrer Art gesprächig und unterhaltend.

An die junge Frau war die Frage ergangen, ob sie zu einem Begräbnis reise, denn sie war so wohlgelaunt, daß es ganz seltsam zu ihrem Kranze stimmte. Sie bejahte und meinte leichthin, ein Verwandter ihres Mannes sei gestorben. Dann plauderte sie in halb ländlicher, halb städtischer Weise mit anheimelnd murtalerischem Tonfall darüber hinweg. Sie war aus einer Ortschaft unterhalb Graz gebürtig, ihr Mann aus der Oststeiermark. In Graz hatten sie geheiratet und waren nun dort daheim — wie, was, sagte sie nicht, aber jedenfalls ging es ihr gut, — ihr Äußeres, gut bürgerlich und freundlich, verriet es. Sie war

vielleicht nicht die Reichste von allen, die hier beisammen saßen, dem Vermögen nach gewiß nicht, wohl aber etwa die Glücklichste. Jugend und Frohsinn — wo gäbe es wohl ein höheres Gut — freilich, daß erst der anfängt, es zu schätzen, in dessen Herzen ein Leid sich breitet, auf dessen Haupt der Schnee niederweht, der nimmer taut.

Die Sonne draußen war verblichen. Abendschatten legten sich auf die Hänge und Täler, über die Menschenheimstätten, in denen hie und da das Herdfeuer aufleuchtete und Ruhe einkehren wollte für die Nacht. Im dahinrollenden Zuge schimmerten die Lichter an den Decken der Waggons und allmählich war es dunkel draußen, rabendunkel und der Nordwind zog kalt und Funkenschwärme flogen mit dem Rauch der Lokomotive an den Fenstern vorüber.

Die junge Frau und der blonde Reisende hatten abwechselnd Geschichtlein erzählt, Anekdoten, wie sie sich an einige vorüberhuschende Stationen knüpften und andere, die so mehr oder weniger bekannt im Volke sich finden.

Dann hatte der andere Mitfahrende, ein bescheidener und verständiger junger Mann auch gesprochen, hatte erzählt, daß er einen Apparat zur Erleichterung der Korbflechterei erfunden habe und war durch das eifrige Eingehen der jungen Frau auf seine Idee dahin gekommen, zu gestehen, daß er sich mit dem Gedanken trage, sich seine Erfindung patentieren zu lassen.

Das Für und Wider wurde besprochen und auch der blonde Städter redete warm und gutmeinend mit. Dann kam eine größere Station, zehn Minuten Aufenthalt und in der Zeit hatten drei Insassen das Coupé verlassen: die zwei Männer und die alte, winterlich-schweigsame Dame.

Nun Stille in dem Raum. Die junge Plauderin dehnte sich einmal aus, lächelte und sagte ein Scherzwort über den Mann, der seine Erfindung besprochen hatte. Da es außer wenigen Gegenbemerkungen wieder stille wurde, faßte sie ihren Grabkranz in die Augen und meinte, daß die Blumen schon welkten. Anknüpfend daran kam sie nun darauf zu sprechen, wie sie nicht wisse, wo sie heute schlafen werde — wenn nicht bei einem anderen Verwandten, im Hause des Toten vermöge sie es nicht.

Sie schüttelte sich förmlich, als sie es sprach, und die Bemerkung, daß sie noch niemand sterben gesehen, schloß sie an.

Ein Blick flog zu ihr hinüber. Noch niemand sterben gesehen! Wie glücklich. Da hatte sie wohl auch noch niemand Lieben durch den Tod verloren.

Ein Gespräch knüpfte sich nun über diese Angelegenheit an, in das sich unverhoffterweise die herbstlichstille Dame in der Ecke mengte. War es der Umstand, daß jetzt weniger Leute im Coupé waren oder

war es das Thema, das sie bewog, mitzusprechen, bald war sie die Erzählende und unsere Blicke hingen an ihr.

Sie sprach über die Todesfurcht, die viele Leute lange Zeit so leicht nehmen und wie es dann so anders kommen könne. Sie erzählte von einer Schiffahrt und von einem Sturm auf dem Meere, wie da die beherztesten und leichtlebigsten Menschen in Todesangst die Hände rangen und betend auf den Knien lagen, betend zu Gott, der über sturmgepeitschten Wogen und Wolken wie ein furchtbarer Richter zu thronen und zu drohen schien.

„Das hat mich abgeschreckt,“ meinte sie. „Sonst wäre ich nach Ägypten gereist.“ Ein milder Zug lag auf ihrem Antlitz, etwas Feines, Anziehendes in ihrem Wesen, sie schien doch jünger zu sein, als man anfangs dachte.

Allgemach war das Gespräch auf Spukgeschichten gekommen, auf den Glauben des Volkes über das Zurückkommen verstorbener Menschen, und da glitt ein Lächeln über das Gesicht der Dame.

„Etwas habe ich selbst erlebt,“ sagte sie dann halb zögernd und erzählte endlich entschlossen, wie sie einmal bei einer Herrschaft in Italien gewesen sei. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren ihrer Obhut anvertraut, mit denen sie gemeinschaftlich ein Zimmer bewohnte, das ehemals eine Kapelle gewesen, bei einer Renovierung des Schlosses aber in einen Wohnraum umändert worden war, indes die Muttergottesstatue und andere kirchliche Gegenstände in eine neue Kapelle übertragen wurden.

In diesem ihrem Gemache nun habe sie einmal späte Nachtwache gehalten, denn das kleine Mädchen war krank. Da auf einmal ging die Tür auf und geräuschlosen Schrittes kam eine schwarzgekleidete Dame herein, ging zu den Betten der Kinder, blickte hinein und nahte schweigend der Tür. Die Wärterin, die anfangs geglaubt hatte, ihre Gräfin besuche, wie sie oftmals tat, abends noch die Kinder, raffte sich, verwundert über das schweigsame Gebaren, auf und rief leise: „Frau Gräfin“. Im selben Momente huschte die Angerufene lautlos aus der Tür und am nächsten Morgen erklärte die Gräfin auf die Frage ihrer Untergebenen, daß sie nicht im Kinderzimmer gewesen war. Wohl aber wurde festgestellt, daß auf dem Platze, wo die Betten der Kinder standen, früher der Altar sich befunden hatte, und daß vielleicht eine Ahnfrau, die lang schon gestorben war, den Weg zu ihm suchte — eine Annahme, die die Zurückverlegung der Kapelle zur Folge hatte.

Uns schauderte bei dem Gedanken an solche Seelenwanderung. Glauben oder Nichtglauben dieser Geschichten ist freilich zweierlei — zweierlei aber auch, ob man sie im Lichte des Tages oder im Dunkel der Nacht betrachtet.

Die junge Frau war wortkarg geworden. Der Gedanke an das Sterben war wohl nicht nach ihrem Sinn — das lag, wie bei allen Glücklichen, in scheinbar unabsehbarer Ferne.

Geichwohl schaute sie ernst darein, als sie jetzt bei einer kleinen Station reisefertig nach ihrem Kranz mit den Chrysanthemen griff und wird wohl froh gewesen sein, wenn sie draußen einen Bekannten fand, der sie durch die dunkle Nacht hingeleitete zu einem schützenden Obdach.

Wir in unserem Coupé sprachen nicht viel mehr; es nahte ja schon die Endstation, wo wir alle am Ziele waren, aber soviel habe ich von der fremden Reisebegleiterin noch erforscht, daß sie einen Mann und ein Kind durch den Tod verloren hatte. Darum also das Herbsteln in ihrem Wesen und der Friede und das stille Ausschauen wie nach einem sicheren Ziel.

Das Sommerbild an meiner Seite, die warmmütige Frau, die Mann und Kindern entgegenging, ordnete ihren Anzug und ihre Pakete und schaute nach den Lichtern der Heimat aus. Sie stieg aus, als der Zug hielt, die Fremde stieg auch aus und ich ebenfalls. Und stieg nicht noch jemand aus?

Ich hatte das Gefühl, als sich das Dunkel der Nacht zwischen die Fremde und mich legte, als sei noch jemand mit uns gefahren, der nun getreulich mit jedem ging, so sehr sich auch unsere Wege trennten.

Regen.

(Ein Landbildchen von **Goswina v. Berlepsch**.*)

Die alte Geschichte vom schlechten Wetter in den Bergen! Man ist da, um sich zu erholen, zu bummeln, Natur zu genießen, soviel wie nur möglich, und da rieselt's, rauscht und strömt es herab, daß es eine Art hat. Den dritten Tag schon! Von jedem helleren Fleckchen, das die Wolken für Augenblicke freigeben, läßt man sich täuschen, schaut immer wieder aus nach den Nebeln, wie sie den Bergen entlang ziehen, in den Schluchten kriechen auf und ab — und denkt, wie gut es jetzt daheim wäre. Endlich kommt eine verbissene Resignation. Man hat es satt, ins Grau hinaus zu starren und zu warten. Schreiben, Lektüre, Plaudern, auch ein beherzter Gang hinaus in die regentriefende Welt (bei Damen natürlich die undenkbarsten Luxusarbeiten) — helfe, was helfen mag!

*) Aus „An Sonnengeländen". Schweizer Novellen von Goswina v. Berlepsch. (Zürich, Orell Füßli.) Ein bergfrohes Büchlein, das in Regentagen der Sommerfrische besonders gute Dienste tut und auch im Märzwetter beim warmen Ofen nicht zu verachten ist. Die Red.

Da ist es unterhaltend zu beobachten und recht charakteristisch, wie die Verschiedenen sich mit der Situation abfinden. Die Herdennatur kommt hier immer zum Ausdruck. Man rottet sich zusammen in Lesezimmern und Sälen; der Mensch sucht den Menschen — nun, und dabei macht man zuweilen gar keine üblen Entdeckungen, vorausgesetzt, daß die Zwangslage von Gesellschaftsspielen oder vom Klavier her eine unberufene Stimme „Und will es ewig, ewig bleiben!" einen nicht sofort wieder in die Flucht jagt; denn dergleichen kann schrecklich werden und den Harmlosesten zum Menschenfeind machen.

Im Saal des Kurhauses Bäreneck saßen verschiedene Gruppen beisammen, überwiegend Damen, beinahe jede mit einer Handarbeit beschäftigt, über die sie eifrig stichelnd gebeugt war, dabei aber lebhaften Anteil am Gespräch nahm. Die meisten sahen recht erfroren und blutarm aus. Man befand sich nämlich an einem jener Kurorte, wo eine zahme Stahlquelle floß, die im Rufe stand, nebst der Bergluft bleichen Wangen zu neuer Blüte zu verhelfen und deshalb von der Frauenwelt der näheren Kantone gern besucht wurde. Da war denn wohl jede dieser Damen vor kürzerer Frist erst dem Bade entstiegen, ohne darauf, wegen des grausamen Wetters, die rechte Erwärmung gefunden zu haben, obwohl im Ofen ein Feuer brannte.

Bei diesem zunächst hatte sich ein Kreis zusammengefunden, wo vorgelesen wurde. Es war etwas „Schönes", das den größten Anklang fand. Weiter unten ein paar Einzelne, schreibend, lesend; ein junges, leidendes Mädchen, dem man das Heimweh ansah. Seitab eine Frau in Schwarz, die ein Erbauungsbuch hatte, und unweit von ihr ein Herr, die Brille auf die Stirn gerückt, der seine Landkarte studierte. Ein Tourist mit Kniehosen, wollenen Strümpfen und unbändig genagelten Schuhen, sowie einer sonnverbrannten Nase, die sich zu schälen begann, ging unschlüssig, brummig, wie ein gefangener Bär herum. Er erregte die Aufmerksamkeit einer Runde von etwa sechs andern Frauen und Jungfrauen, die weiter oben in einer Ecke beisammensaßen, über Liebesverhältnisse, glückliche und unglückliche, sprachen und dabei Seitenblicke, teils nach ihm, teils nach einem Fenster warfen, in dessen Nische ein junges Paar sich aufs beste unterhielt. Verliebte! Das war hier ein so seltenes Schauspiel, daß man es sich nicht entgehen lassen konnte, natürlich kritisch beobachtet, diese da besonders, weil man bestimmt wußte, daß von der Seite des Mädchens alles nur Koketterie sei. Ironie des Schicksals! Gerade hier, wo jede männliche Erscheinung eine E r s c h e i n u n g, ein Ereignis war, mußte das wenige Vorhandene noch an die Unrechte kommen. Dieses Liseli Baumann — so hieß die Betreffende nämlich — wußte mit ihrem munteren Schelmengesicht immer gleich Eindruck zu machen. Mutterwitz und eine gewisse Anmut

hatte sie auch, und so war die Erorberung, die für sie nichts als ein Spaß schien, gleich da. Die wenigen vorhandenen Männer, junge und alte, huldigten ihr unter fast beleidigender Vernachlässigung der übrigen Damengesellschaft. Und da war nun vorgestern abend der Eine noch hinzugekommen, eben derjenige in der Fensternische. Man war gerade beim Essen und guter Dinge gewesen, als der späte Gast, eine frische männliche Gestalt, eintrat und mit geziemendem Gruß, als der Letzte unten an die Reihe des Tisches sich setzte. Es gab so ein gewisses unweltmännisches Schweigen, wie man es sehr oft als Neuankömmling in kleinen Pensionen erleben kann. Dann wagte sich das Gespräch nach und nach wieder hervor. Auf einmal ertönte dazwischen ein klingendes Lachen.

„Aber Liseli!“ rief gedämpft eine Matronenstimme.

Der Gast unten am Tisch sah hinauf und blickte richtig gleich in dieses Liselis helle Augen, aber nicht etwa bewundernd, sondern etwa so, wie man auf ein übermütiges Kind aufmerksam wird, das sich in Gesellschaft Erwachsener ungebührlich benimmt.

„Lönd Sie's doch lache“, sagte ein Tischnachbar gemütlich „das ischt euseri schönst Musik. Sie hät ja es Stimmli bigott, wie-n-es Glöggli.“

Ja, das hatte sie. Das dachte sich der unten am Tisch auch und sah daraufhin die Lacherin noch einmal an: Ein rosiges Apfelgesichtchen, ein wahres Paradiesäpfelchen unter dem Mostobst der übrigen Gesellschaft!

Als das Essen vorbei war und ein Teil der Damen verschwand, um sich vermutlich nun gleich schlafen zu legen, blieb dieses Liseli mit seiner Mutter und etlichen Tischnachbarn noch sitzen. Der Ankömmling unten an der Tafel tat desgleichen, indem er sich noch einmal Wein geben ließ. Es dauerte nicht lange, so entspann sich zwischen ihm und den Herren weiter oben ein Gespräch; man rückte zusammen, und da gab es, während draußen der Regen an die Scheiben schlug, ein behagliches Plaudern.

Dem neuen Gast machte der Wetterumschlag, welcher plötzlich eingetreten war, die schönsten Bergsteigerhoffnungen zunichte. Er hatte am nächsten Morgen eine Hochtour unternehmen wollen. Nun saß er wahrscheinlich für einige Tage hier fest, vorausgesetzt, daß ihm Zeit und Geduld genug zur Verfügung standen, um hellen Himmel abzuwarten.

Den zweiten Tag seit diesem Abend wartete er jetzt schon. Nein, er wartete eigentlich nicht mehr. Seine Exkursionslust hatte sich unversehens andern Gebieten als Felsen und Gletschern zugewandt. Auf „hundert Schritte“ sah man ihm an, daß auch er in dieses Liselis Bann geraten, und die Wetter-Unbill ihm durchaus kein Kopfzerbrechen mehr machte.

Jetzt eben standen die beiden in der Fensternische beisammen — sie wußten sich gleich am Morgen schon zu finden! — und da erzählte Liseli ihrem neuesten Verehrer, daß heute abend getanzt werde, was in Bäreneck immer sehr lustig sei, aber nur bei schlechtem Wetter stattfinde.

So, ja wo denn die Tänzer für alle die Damen herkämen, fragte er.

Liseli lachte mit dem hellen Silberton, den ihre Stimme hatte. Sämtliche Köpfe der sechs Beobachterinnen fuhren in die Höhe.

Es kämen allemal etliche Bauernburschen aus dem Dorf, berichtete sie, gar keine üblen Tänzer, die noch dazu die Mundharmonika spielen und sehr manierlich seien.

Richtig erschienen am Abend die Bewußten, einer nach dem andern in der untern Stube, die bis auf einen langen Tisch und etliche Bänke an den Wänden ganz ausgeräumt war. Vorläufig saßen sie, in säuberlichem Gewand, die Hemdärmel über die braunen muskulösen Arme bis zum Ellbogen aufgeschlagen, breit hinter dem Tisch und ließen sich ihre Schoppen schmecken, bis die junge Wirtin samt ihrer Schwester mit zweien von ihnen den Anfang zum Tanz machten. Kaum tönte die Mundharmonika und das Wetzen der derben Sohlen, so kam die Gesellschaft von oben herbei, manche darunter, die sonst nach dem Abendessen sittsamst verschwanden. Der Wirt, ein hübscher Mann und schlauer Menschenkenner, forderte die allerbleichsten und mindest schönen seiner Badegäste zum Tanz auf. Ihm folgte, gemächlich hinterm Tisch sich hervorschiebend, dieser und jener der Burschen, die sich indes lieber von ihrem Geschmack, als einem bestimmten Zweck leiten ließen, bis es endlich an ein munteres Hüpfen und Drehen ging, bei dem die Wangen immer schöner erglühten und Stadt- wie Landfräulein ganz zutraulich von den braunen Armen ihrer Tänzer sich umfangen ließen. Diese machten aber auch Liselis Lob von der Manierlichkeit alle Ehre. Mit ruhigem Anstand, den jeder Löwe eines modernen Ballsaales sich zunutze machen könnte, hielten und drehten sie ihre Tänzerinnen, die einen freilich mit mehr Kunst als die andern.

Immer mehr Gäste mischten sich in den Reigen, sogar einige ältere Frauen und Männer, auch der brummige Tourist mit der sonnverbrannten Nase, der ganz wütend herumfuhr.

Das Liseli Baumann gab sich mit einer Wonne dem Tanz hin, die sichtbarlich von diesem Vergnügen allein nicht herkam. Sie machte es gewissen Leuten wieder nicht recht, weil sie fast nur mit dem Einen tanzte, der ihr immer hitziger und verliebter in die Augen sah, je mehr sie dieselben niederschlug, als müßte sie etwas dahinter verbergen. Die zwei blühenden jungen Menschen, aus denen die helle Lebensfreude strahlte.

merkten nicht, wie sie von einzelnen mit stillem Neid, von andern, welche allein die Schicklichkeit in Person zu sein glaubten, kopfschüttelnd und wieder von andern mit Wohlgefallen beobachtet wurden. Sie paßten zusammen, wie vom Schöpfer für einander geschaffen. Das fühlten sie auch und vergaßen darob alles ringsumher und wähnten sich allein in einem schönen Paradies — denn wenn es um zwei so steht, dann sind sie immer wieder wie die ersten Menschen im Garten Eden.

Man schlief herrlich nach dieser Regen-Unterhaltung, und als man andern Morgens erwachte, waren Himmel, Gebirge und Tal wunderbar klar. Nun galt es für die Bergsteiger, eifrigst zum Aufbruch zu rüsten. Der eine — man kann sich denken welcher — war auch schon im Morgengrauen aufgebrochen, nachdem er seine Zimmernachbarn durch sportsmäßig rücksichtsloses Gepolter und Zuschlagen der Türen empört hatte. Der andere erschien, als hätte er nie eine Bergpartie vorgehabt, beim Frühstück. Natürlich wurde er befragt und angespöttelt, wieso es ihn bei solch einem Herrgottswetter im Hause leide. Er sagte lachend: weil er Bäreneck auch bei *gutem* Wetter sehen wolle. Aha — so stand es! Und richtig lustwandelte der Bergstürmer jenen Tag, obwohl es einen völlig nach den Höhen emporzog, ganz zahm vergnügt auf den Matten und Waldhöhen von Bäreneck — an der Seite dieses Donners-Liseli, die ihn wie alle Männer da oben, alt und jung — jetzt *den* aber schon ganz besonders! — in ihre Netze gezogen hatte. Die Frau Mutter freilich — es war zum Lachen — ging, des besseren Ansehens wegen, mit.

Ganz tatenlos abzuziehen, widerstrebte indessen doch seiner Männlichkeit, und so rückte er in der nächsten Nacht noch mit einem guten Führer aus, um seine Tour zu machen. Es war eine der schwierigen, zu welcher Gewandtheit und Ausdauer gehören. Vielleicht unternahm er sie bloß noch, um sich bei Liseli so recht in Respekt zu setzen — vielleicht auch, um da oben in der Einsamkeit des Hochgebirges über etwas mit sich ins reine zu kommen, denn aus purer Begeisterung und Kletterleidenschaft tat er es diesmal nicht.

Zwei Tage blieb er aus, dann kehrte er zurück, tief sonnenverbrannt, den ganzen Hut mit seltenen Bergblumen besteckt. Er legte sie sorgsam in Wasser und band dann einen Strauß für Liseli Baumann, den er ihr vor einem Abendgang schenkte, von welchem sie allein, Hand in Hand mit ihm zurückkam, aber schleunigst ihn losließ, als ein weiblicher Gast des Kurhauses daherwandelte.

Ja schleunigst! Man hatte es trotzdem gesehen und die Kunde mit liebevollem Eifer verbreitet. Jetzt war man auf der Lauer, ob das I-Tüpfelchen noch folgen, oder — was oft genug geschieht bei so geschwinden Liebschaften! — ob es *ausbleiben* wird.

Da seht — das Schauspiel einer Verlobung blieb aus! Jetzt hatte das kokette Liseli Baumann einmal seinen Meister gefunden, allem Anschein nach. Merkwürdig still saß es am Abendtisch, während er ganz frohgemut von seiner Abreise sprach. So sind eben die Männer, wenn ihnen das Erobern allzu leicht gemacht wird! Nicht einmal die Zeit seiner Abreise am nächsten Tag sagte er, verabschiedete sich auch von niemandem, was eine bekannte Männerlist in solchem Falle ist. Lustige, verliebte Gesichter sehen sie gerne, aber keine vorwurfsvollen, traurigen.

Eine der Frauen bekam es aber vor Schlafengehen doch heraus von dem Hausknecht, wann der interessante Gast morgen abreisen werde.

In aller Gottesfrühe geschah es, als die ganze Gesellschaft im Hause noch schlief, bis auf jemand, der hinter den verschlossenen Laden fröstelnd aber standhaft auf dem Beobachtungsposten harrte.

Es lohnte die Mühe! Denn es gab etwas heimlich anzusehen, was man nach dem letzten Verhalten dieses Duckmäusers nicht erwartet hätte.

Mit dem Liseli Baumann ging er, ganz leise, weg, nachdem der Träger mit den Sachen voraus bergab geschickt war. Über den taunassen Alpboden ging es, wie beflügelt, wie in Eile. Und dann blieben sie plötzlich stehen, schlangen die Arme umeinander und küßten sich — zwei- drei- viermal und noch mehr — —

B'hüetis nei! — —

Dann ging es weiter, und an einer Stelle, wo der Weg, weit unten, sich jäh senkte, blieben sie noch einmal stehen und küßten sich abermals, womöglich noch länger, als vorher — worauf er verschwand und sie mit dem Tüchlein winkte, lange, lange — —

Große, forschende, ja strenge Blicke folgten von diesem Tage an dem Liseli Baumann, das während dem Rest seines Aufenthaltes, den es möglichst abzukürzen trachtete, auffallend zerstreut war und seitab sich hielt. Natürlich! Jetzt war der Hofmacher fort, und es langweilte sich. Die wenigen älteren Männer der Tafelrunde beurteilten das aber viel milder.

„Nüt netter's, als wenn so a närrisches jungs Blut vo der Liebi uf eismal zahm g'macht wird!"

Einige Wochen später, als schon wieder andere Gäste im Kurhaus waren, langte eben doch so eine Karte mit schön verschlungenen Initialen an. Die Wirtsleute erzählten die Geschichte derselben mit größem Behagen, als eine Art Reklame und Hinweis, daß auch das Regenwetter in Bäreneck sehr zuträglich und segensreich sein kann.

Guati Gsundheit!

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Da kloa Schmied.

Mei Herz is a Sackuhr,
Tragg unterm Leibl
Und aufziagn kanns netta
A saubers Weibl.

Mei Herz is a Sackuhr,
Schlagt allweil tick-tack,
Grad als wann da kloa Schmied
In da Uhr drinnen stack.

Da kloa Schmied is a Lump,
Schmidt a Kettn auf d' Nacht
Und dö hat si mei Schatz
Ön sei Miada angmacht.

Juchheirassa, jung sein!

Han a Bitt, liaba Herrgott,
Los auf, obs da gfallt:
Mei Dirndl laß jung bleiba
Und mi mach nöt alt!

Mir singan und jubln
Und habn uns so gern
— Hast ja selbn dran a Freud,
Wann's d' uns sehgn kannst und hern!

Ast dös Lacha, dös liabli,
Vom Dirndl, wann's lacht,
Das is's ja, was d' Welt
Gar so wundaschen macht.

Und a Bußl, a hoamligs,
Weckt rundum neamd auf;
Drum mach i, wann's gschehgn is,
An Juchaza drauf.

An Juchaza mach i,
Daß 's Wellu schlagt im See;
Da kemman glei d' Fischerl
Voll Neugier auf d' Heh.

Liabi Fischerl, schwimmts umi,
Übern See zu da Moahm:
Heut bleib i beim Dirndl,
Heut kimm i nöt hoam!

Und morgn, da kemmts her
Um dö nämligi Zeit,
Zwegn da Botschaft, daß mi
Wieda 's Hoamgehn nöt gfreut.

Und wann d' Moahm nacha greint,
Sagts: „Da Herrgott valaubt's!"
Mei Moahm, dö is frumm
Und i denk ma, sie glaubt's.

Sie glaubt's, daß da Herrgott
An Ausnahm hat gmacht
Und daß 's zwegn dar Ausnahm
So finstar is, d' Nacht.

Juchheirassa, jung sein
Und gernhabn, juchhe!
Dös Glück und dö Lust
Is so tiaf wia da See.

Im See liegt da Himml
Mit all seini Stern
Und d' Stern san dö Bußln,
Dö Liabsleutn ghern.

In da Früah siagst nöt oans,
Wia 's da Mondschein hat bracht,
Weil's d' Liabsleut habn abbrockt
Allsand bei da Nacht.

*

Juchheirassa, jung sein
Und gernhabn, juchhe!
Gab's für mi so viel Bußln
Als Tröpferl im See!

Im See kann ma schwimma,
Mitn Ruada an Ruck!
—. Mir zwoa kemman nimma,
Gar nia nimma zruck.

Hinta unsa liegt d' Hoamat
Und gibt uns ön Segn:
Mir ruadan und treibn
Unserm Schicksal entgegn.

Frisch auf, du mei Schatz
Mit dein lachadn Gmüat!
Wer woaß 's, wo ma landn?
Wer woaß 's, was uns blüaht?

Ins Liachti! ins Weiti!
Frisch auf, mei jungs Bluat!
Was uns blüaht, wird uns zeiti,
Was Gott schickt, is guat.

Wanns mei Weiberl wollt wern.

Ön Loatabaurnlieserl
Sei winzikloans Wieserl
Dös mahat i gern,
Wanns mei Weiberl wollt wern.

Wanns mei Weiberl wollt wern,
Kunnts an Juchaza hern
Volla Lust, volla Gwalt,
Daß 's ön Felswändn hallt!

*

Und 's Wieserl is gmaht
Eh si 's Wöda hat draht,
Eh da Wind anders waht,
Eh da Hahn nu hat kraht.

Jazt klingt's und es hallt
Von da Bergwand zum Wald;
Jungi Liab, gsundi Lust
Sing i hell aus da Brust.

*

Und iazt wachst schan 's Groamat
Auf meina kloan Hoamat,
Schen frisch obn und unt
Auf'n Lieserl sein Grund.

Is dös gmaht, is Ruah,
Denn es wintert bald zua
Und es kimmt a neugs Jahr,
Wann das alti is gar.

's Vasprecha.

„Dirndl, oans vor alln andern:
Dei Schenheit halt fest, laß's nöt fortziagn, nöt wandern.
Als a jungscheni han i di gern,
Als a jungscheni muaßt ma allweil ghern.
Das kann, das derf nöt anders wern.
Dirndl, soll' s uns guat gehn,
Bleib schen!"

Da Bua hat's gsprocha, 's Dirndl hat's ghert.
Da richts ön Blick auf dö greani Erd.
Sö san nöt übern Freidhof ganga
Und doh kimmt's ihr für, als war's da Herrgottsanga.
Kreuz nebn Kreuz und auf an iadn steht:
Schenheit vageht!

Es is ihr z'Muat, als war alls a Tram — —
Doh dö Kreuz wern auf oamal bluahradi Bam!
Wiar is d' Wiesn so frisch und da Wald so stark,
Jungs Lebn, gsunds Mark!
Und a Vogerl singt so laut,
Daß 's klingt und hallt,
Singt a Liad, das ön Dirndl ins Herz einifallt,
Singt und ruaft: Grüaß di Gott, grüaß di Gott, jungi Braut!

's Dirndl bleibt stehn.
Wiar is's so schen!

Mit dö leuchtadn Augn, mit dem kerschrotn Mund
Steht's da so gsund,
Steht's da vorm Buabn und schaut'n an —
Sie woaß's, was's will, sie will, was's kann
Und sagt so gwiß, als gang's ihr für:
„D' Schenheit bleibt lebnslang bei mir . . .
Habn gheirat und san Kinda kumma.
Hat an iads an Strahl Schenheit von da Muatta gnumma.
Und das is so im Stilln gschehgn,
Er hat's nöt bemerkt, sie hat's nöt gsehgn.

Und d' Jahr vasliagn in raschn Lauf.
Dö Kinda bluahn und wachsn auf
Groß, schen und stark,
Jungs Lebn, gsunds Mark!

Still is's im Haus.
Da Vada stirbt.
Er will scho sterbn.
Wia habns 'n so herzli gliabt! . . .

Da noagt si üba's Bett a Gsicht voll Faltn.
D' Muada.
Da Kranki nimmts bei da Hand
Und sagt, schan halb drentn im fremdn Land:
„Dirndl, du hast dei Vasprecha ghaltn!
Schier wundasam is's —
Kann's gar nöt vastehn —
Bist allweil schen bliebn . . . .
Allweil schen . . ."

Kerngsund.

Kerngsund is mei Herz
Und voll Lebnslust mei Bluat,
Ob iazt Haß oda Liabsscherz
Drin aufzischn tuat;
Kernstark is mei Hieb
Und mei Handschlag kernfest
— Liaba Herrgott, vagib,
Wann i g a r z' g s u n d bin gwest!

Was denn doh dahinta steckt?

Oft hat wer an bsundern Nam:
Der da steht, hoaßt Bräutigam!
's Weibsbild, das auf d' Zehan schaut,
Wann's vorbeigeht, nennt ma Braut!
Tuat so zimperli und ziert,
Daß 's an iada kennt und gspürt,
Alls, was's tuat, is Trug und Schein;
Aba na — dös muaß ja sein!

Denn — nur d'Wahrheit suacht da Mann:
Und weil er nöt nachgebn kann,
Bis er 's richti hat entdeckt,
Was denn doh dahinta steckt
Hinta so an Weibaleut,
Daß 's oan, wann ma 's fiagt, schon gfreut,
Heirat ar's, wia's liegt und steht,
Weil aft 's Suacha leichta geht.

Was a findt, dös woaß i nöt,
Was i woaß, dös sag i nöt,
Was i sag, dös moan i nöt,
Was i moan, dös glaub i nöt,
Was i glaub, is zweiflhaft,
Zweifl san oft ratslhaft
Und a Ratsl, das ma löst,
Is dö längsti Zeit oans gwest.

Heimgärtners Tagebuch.

Gut, ich schreibe es weiter. Aber freier, und daß hinter mir nicht immer das Datum mit der Fuchtl steht und verlangt, ich soll ihm was bestätigen, wo es mir doch oft gar nichts geleistet hat. — Sie nennen mich immer noch den Heimgärtner, obgleich ich die Wirtschaft schon lange einem andern übergeben habe und jetzt auf meinem Altenleutstübel, dem Tagebuch, sitze. Die Gartenarbeiten kümmern mich nicht mehr, nicht die Sämereien der Manuskripte und nicht der Dünger der Honorare. Und doch ist noch meine Sorge, daß alles grüne, blühe und gedeihe. Die eigensinnigen Alten sind schon so: arbeiten wollen sie nichts, aber alles soll nach ihrem Kopf gehen. In diesem Sinne bin ich noch der Heimgärtner. Und da kommt mir das Tagebuchschreiben gelegen. Man hat Erlebnisse, Erfahrungen, allerhand Gedanken und Anliegen, man hat kluge Einfälle und törichte Schalkheiten — all das und noch vieles andere, wie die Zeiten und Stimmungen es geben, will hinausgesagt werden. Gut, ich schreibe es weiter.

Jänner 1907.

Am ersten Morgen des Jahres ein stundenlanger Spaziergang durch das Gebirgstal im wonnigsten Schneegestöber. Mir war jung und frisch wie vor vierzig Jahren. Eine harte Jugend hält lange vor. Ich bitte euch, Mitmenschen, härtet eure Kinder ab! Wer reich ist, der halte diesen Fluch von seinen Kindern fern. Die Kinder müssen so erzogen werden, als ob ein herbes Leben auf sie wartete, in dem sie ihr Brot persönlich verdienen, das Leben jeden Tag von neuem erkämpfen müssen. Auf dieser Winterwanderung sah

ich an Berghängen armer Leute Knaben und Mädeln im leichten Linnengewandel lustig sich mit Rodelschlitten tummeln. Aber es hatte 17 Grad Kälte. Nicht vor Kälte waren ihre rosigen Wangen gerötet, sondern vor Eifer und Freude. Kälte härtet, Bewegung kräftigt. Ihr Reichen! Das werden die Konkurrenten eurer Kinder sein!

Unter den Neujahrszuschriften freute mich besonders eine Adresse der Schüler der sechsten Klasse an der reformierten Schule in Moskau. Leider bin ich zu eitel, um willig für eitel gehalten zu werden, sonst würde ich das ehrende Schriftstück hier abdrucken. Es ist ein Beweis geistiger Gegenseitigkeit. So wie wir Deutschen die neue russische Literatur hochhalten, so ehren die Russen unsere deutsche Literatur und holen sich aus ihr Erquickung und Mut, besonders jetzt in dieser sturmvollen Zeit. Gerade das Waldbauernbüblein ist es, an dem jene Moskauer Studenten, unter deren dreißig Unterschriften ich keinen deutschen Namen finde, ihre Freude zu haben scheinen. Beigegeben ist der Adresse ein Panorama der Stadt Moskau. Diese leuchtende, stolze Stadt, wie friedlich liegt sie auf dem Bilde da an beiden Ufern der Moskawa, man merkt nicht den Schatten der Kriegs- und Revolutionsfurie, die nun schon im dritten Jahre über das alte Zarenreich dahinwütet. Aber beigelegt waren auch zwei Bilder großer Zerstörung.

Im ganzen vorigen Jahre hatte ich nichts verloren als einen feurigglühenden Granatenknopf. Aber um den tat's mir leid. Als im Winter 1872 zu Graz in den Ressourcelokalitäten mein damals neues Stückchen „Das Mirakelkreuz" für einen wohltätigen Zweck aufgeführt worden, überreichte mir die Präsidentin des betreffenden Vereines vier Manschettenknöpfe aus Gold mit Granatenkronen. Die erste Ehrengabe. Ich hielt sie stets in Ehren und trug sie nur bei besonders festlichen Anlässen. So auch an einem Festtage des vorigen Jahres. Aber als ich vom Feste abends nach Hause komme und die Kleider ablege, fehlt der eine Granatenknopf. Da ward mir wehe drum. Das Ding ist zu klein, um gefunden zu werden. Also das Kreuz darüber und nicht mehr daran gedacht. Monate nachher und das Jahr wollte nicht verscheiden, ohne das unrechte Gut zurückzugeben. Am Silvestertag will die Tür meines Kleiderkastens nicht recht zugehen, ich sehe nach, was sich in den Falz gezwängt haben konnte und — finde meinen Granatenknopf. „Der Knopf des Polykrates!" rief ein Freund aus und lief, Unheil fürchtend, davon. Aber nach fünf Minuten kam er lachend wieder zurück. Abhold der düsteren Weisheit jenes ägyptischen Königs, hatte er eine sinnigere Deutung gefunden: „Der Dumme hat's Glück!"

Recht häßliche Sorgen sind die Geldsorgen. Selbst wenn man einmal eins hat. Ein geistig Arbeitender kann sie nicht brauchen, der soll weder mit Geldmangel noch mit Geld etwas zu tun haben müssen. Ich pflege zu Neujahr das beiläufige Jahresbudget meiner Frau in die Hand zu geben: „Da hast. Was einstweilen nicht gebraucht wird, das tu in die Sparkasse, und nun will ich von dieser Sache Ruh' haben das ganze Jahr." Bei einer klugen häuslichen Frau kann man es wagen. Und dieser Last der Kassengebarung und der Ziffernarbeiten los und ledig zu sein, ist ein wahrer Segen. Und auch die Hausfrau tut sich leichter, wenn sie weiß, mit was sie zu rechnen hat, und wenn sie der Unannehmlichkeit enthoben ist, alle Augenblicke den Mann bei der Arbeit stören und um Geld angehen zu müssen. Er brummt ja immer ob solcher Belästigung und braucht nicht gerade Naturforscher zu sein, um zu wissen, daß man der Katz' nichts Gutes tut, wenn man ihr den Schwanz zitzerlweise abschneidet, statt auf einmal.

Starb ein wohlhabender Gutsbesitzer. Er hatte seine Familie um sich versammelt, übergab ihr unter einigen fast heiteren Redensarten Testament und andere Papiere, dann fiel er dahin und seine letzten Worte waren: „Kinder, wirtschaftet vernünftig, daß ihr nicht in Abhängigkeit geratet!" Das war eine sehr weltliche Lehre, doch im Grunde betrachtet, lag mehr Rechtschaffenheit und Moral darin, als in mancher pietistischen Salbaderei. Die soziale Unabhängigkeit macht den Menschen auch moralisch stärker und sicherer.

Dem Ersuchen um einen Spruch für eine Gemeindestube suchte ich mit folgenden Zeilen zu entsprechen:

Steht einer für alle und alle für einen,
So kann nicht der eine, das Ganze nicht fallen.
Die selbst nur sich lieben, es sind die Gemeinen,
Die Edlen, sie leben und leiden mit allen.

Einem anderen Wunsche um einen Wirtshausspruch kam ich ausnahmsweise recht und schlecht entgegen:

Echter Humor
Wird beim Bier nicht gemein,
Und bleibt auch beim Wein
Stets fein und rein.

Fast alle Stoffe, die mir jetzt anfliegen, um dichterisch bearbeitet zu werden, sind ernster, wenn nicht gar tragischer Natur. Und ich weiß, daß man den Menschen damit wenig Gutes tut. Die Kunst soll uns doch eigentlich glücklicher machen? Sie hätte also nur

angenehme Eindrücke zu schaffen, wohltuende Vorstellungen zu wecken, in harmlos heiterer Art uns über das Elend des Lebens hinwegzuhelfen. Einst, als es recht kümmerlich mit mir stand, konnte ich da mittun und freute mich dessen. Warum ist jetzt, da meine Tage angenehmere sind, die Dichtung düsterer geworden? Ich glaube fast, es ist das künstlerische Bedürfnis nach Gegensätzen. Der arme Kerl schafft sich im Ideal eine schöne Welt, und einer, dem's leidlich gut geht, muß Schatten suchen, um das Licht, in dem er wandelt, zu empfinden. In meiner heitersten Zeit habe ich die ernstesten Bücher geschrieben und in trauriger Vereinsamung die lustigsten. Ist es vielleicht darum, daß die prosaischesten, dichtungsfeindlichen Völker die hochgemutesten Dichter haben?

In dieser Nacht ein Traum. Als Pilatus Jesus dem Volke überantwortet hatte, daß es abstimme über sein Leben und Sterben, wurden Missetäter vorübergeführt, den Pfählen zu. Die Menge schrie: „Kreuziget ihn!" Die Missetäter aber riefen laut: „Er soll leben! Er soll leben!" Da wurde mir ganz freudig und halb wachend träumte ich weiter: das ist ja eine neue Botschaft! Ich muß mein I. N.-R. I. umarbeiten. Die Selbstgerechten verurteilen ihn zum Tod, die Sünder sprechen ihn frei. Er wird nicht gekreuzigt, er lebt solange es Sünder gibt, das heißt, er lebt ewig! Da läßt sich eine große Idee gestalten. — Ich war glückselig, begeistert, bis es Morgen wurde. Aber als ich im nüchternen Lichte des Tages stand, schien es, als sei mit der Sache nicht viel anzufangen. Die besten Dichter sind wir im Traume, wachend, in gar zu klugem Lichte, sind wir Stümper. — Vor kurzem schrieb ich im Schlaf einen eleganten französischen Brief an eine liebenswürdige Pariser Dame. Ich wunderte mich dabei, so perfekt Französisch zu können, aber bevor das Schreiben vollendet war, erwachte ich aus Freude über das entdeckte Talent. Alles war so real klar, daß ich im Bette herumsuchte nach dem Brief, den ich ja doch gerade in der Hand gehabt. Und siehe, es war kein Brief da, kein Französisch und keine Französin. Nun nahm ich mir vor, von jetzt ab Französisch zu lernen, doch als ich auf den Füßen stand, war auch dieser Vorsatz verschwunden. — Mich deucht, der Traum will uns manchmal Eigenschaften und Fähigkeiten aufzeigen, die ganz verborgen in uns schlummern und im wirklichen Leben nicht zur Geltung kommen können. Solchen sollte man dann nachgehen, und falls sie von guter Art sind, zur Wirklichkeit verhelfen.

Ein Landarzt erzählte mir folgendes. Kam eine ältere Bauernmagd zu ihm in höchster Aufregung. Sie habe gehört, er könne magenauspumpen. „Habt ihr etwas Unrechtes gegessen?" fragte

er. „Das glaub' ich, mein lieber Herr Doktor, das glaub' ich! Vor einer halben Stund'. Nur geschwind auspumpen, ich bitt' schön!" „Was habt ihr denn genommen?" „Einen Krapfen hab' ich gegessen!" „Einen Krapfen, aber das ist ja doch nichts Schädliches." „Und der Krapfen ist in Schweinschmalz gebacken gewesen!" „Habt Ihr Magenschmerzen?" „Das nit, aber ich bitt' euch, Schweinschmalz, und heut' ist Freitag. Die Sünd', ihr heiligen vierzehn Nothelfer!" — Da schupfte der Arzt die Achseln. „Ist nichts zu machen. Wenn's schon vor einer halben Stunde war, ist der Krapfen wahrscheinlich schon durch. Eine kleine Laxier, und wir werden die Sünd' gleich wieder draußen haben." — Ich kenne den Arzt als einen etwas humoristischen Herrn, wenn aber das Geschichtchen auch nicht ganz buchstäblich wahr ist, bezeichnend ist es gewiß. Im Landvolk gibt es noch immer Leute, die selbst den unwissentlichen Genuß von Fleisch oder Tierfett an einem Fasttage für eine schwere Sünde halten. Bei mir daheim war es der Brauch, daß nach der letzten Mahlzeit am Faschingdienstag die Leute sich den Mund sorgfältig ausscheuerten, damit kein Fäserchen Fleisch, kein Bläschen Schweinsfett zwischen den Zähnen hängen bleiben konnte bis zum Aschermittwoch. Einmal soll ein Kirchenlehrer gesagt haben, Fleisch, daß an den Zähnen hänge, könne man ohne Sünde auch am Aschermittwoch essen. Sich strenge nach der Lehre haltend, hing ein Bauer sein geschlachtetes Schwein an die Eisenzähne der Egge und verzehrte es dann an den Freitagen in der Fastenzeit.

Aus einem Dorfe Mährens wird mir berichtet, daß der Kaplan dort von Haus zu Haus geht, um nachzusehen, ob kein Rosegger-Buch vorhanden ist. Findet er eins, so schlägt er die Hände zusammen, richtet den Blick gegen Himmel und — nimmt das Buch mit. Natürlich aus Besorgnis für das Seelenheil seiner Schäflein. Mich wundert es nicht. Ich an seiner Stelle dürfte es auch so machen. Mein Berichterstatter aber will sein ihm entwendetes Exemplar später bei einem Antiquar gefunden haben.

Man liest folgendes: „Das von der Heilsarmee ins Leben gerufene Bureau in London zur Verhütung von Selbstmorden hat seine Tätigkeit aufgenommen. Alle diejenigen, die, vom Unglück verfolgt, keinen anderen Ausweg finden zu können glauben, als daß sie ihrem Leben ein freiwilliges Ende bereiten, sollen durch Rat und Trost von ihrem unseligen Vorsatz abgebracht werden. General Booth hat zwei der verläßlichsten und erfahrensten Offiziere der Heilsarmee dem neuen Bureau attachiert, für welches er folgende Grundsätze aufgestellt hat: 1. Alle vertraulichen Mitteilungen werden mit unbedingter Diskretion und unter dem Siegel

der vollkommensten Verschwiegenheit entgegengenommen. 2. Niemand wird über sein Vorleben oder über Umstände privater Natur befragt. 3. Ohne besondere Einwilligung werden keine schriftlichen Aufzeichnungen gemacht. 4. Materielle Unterstützungen werden nicht in Aussicht gestellt. Die enorme Zunahme der Selbstmorde in England hat General Booth zu dem von ihm unternommenen Schritt veranlaßt. Er hat einen Aufruf mit schlagenden Argumenten über den Selbstmord veröffentlicht, in welchem er den Nachweis führt, daß 90 Prozent aller Selbstmorde durch geeigneten Rat und durch Trost zur rechten Stunde vermieden werden könnten."

Materielle Unterstützungen werden nicht in Aussicht gestellt. Das ist gut, sonst würde das Bureau die „Selbstmordkandidaten" ins Ungeheure vermehren. Manche bezweifeln, daß der Zuspruch an sich viel machen wird. Sicher gut aber ist die Ablenkung im Augenblick der Selbstmordabsicht. Wenn einer, der den Revolver schon gespannt hat, denkt: Will aber doch noch vorher ins Anti-Selbstmordbureau gehen! — so ist es für eine Weile wieder gewonnen. Nur meine ich, daß bei vielen im kritischen Moment jede Überlegung fehlt. Obschon wir anderseits genug Selbstmorde zu verzeichnen haben, die wohl überlegt und vorbereitet sind. Für solche, die nicht in vorübergehender Leidenschaft Hand an sich legen, die aus Mangel an Teilnahme und Trost ihrem Dasein ein Ende machen wollen, kann gütiger Zuspruch mit vernünftigen Ratschlägen wirksam sein. Jedenfalls wäre in großen Städten ein Versuch mit Selbstmord-Schutzbureaus zu empfehlen.

Das Elisabeth-Denkmal auf dem Schneeberg leidet Not. So bin ich ersucht worden, für dasselbe einen Aufruf zu schreiben, der in alle Häuser der Wienerstadt getragen werden soll. Es soll aber auch außerhalb Wiens niemandem verwehrt sein, für diesen Zweck ein Scherflein zu senden an den Herrn Pfarrer Anton Falk, Puchberg am Schneeberg, Niederösterreich. Der Aufruf lautet:

Aufruf an die Wiener!

Auf dem Schneeberg steht ein Kirchlein; jetzt in der Ureinsamkeit des Winters, im Sommer umkränzt von lieblichen Alpenblumen, umschwärmt von naturfreudigem Touristenvolk. Wer aber eintritt in das Tempelchen, der wird ernst und stille, sachte hebt ihm an, das Herz zu bluten, bis er endlich aufschreien möchte vor Schmerz, der in unserem Gemüte nimmer zur Ruhe kommen kann.

Es ist das Elisabethkirchlein, gestiftet zum Gedächtnisse an unsere ewig unvergeßliche Kaiserin Elisabeth.

Vor wenigen Jahren haben es Patrioten erbaut da oben auf hohem Berg, gleichsam, als ob man das Gedenken an diese einzigartige Frau nicht hoch genug erheben könnte.

Am 5. September 1901, gelegentlich der Einweihung, wurde das Kirchlein, noch unvollendet, dem Pfarrer von Puchberg übergeben. Er sollte es vollenden, verwalten und erhalten. Aber wie kann das ein armer Gebirgspfarrer?

Sorgenvoll ging der Pfarrer Anton Falk ans Werk, das Kirchlein und den dasselbe umgebenden Alpenblumengarten zu vollenden und zu pflegen — Jahr um Jahr mit empfindlichen Opfern.

Aber noch bevor die Errichtungskosten getilgt sind, beginnt schon der Zahn der Zeit, der im Hochgebirge besonders scharf ist, am Baue zu nagen. Wer soll jetzt für die Lasten aufkommen, für die Schäden? Wer soll für die fernere Erhaltung dieses vaterländischen Heiligtums sorgen? Es ist ein Betrag von mindestens 20.000 Kronen nötig, um die restlichen Bauschulden zu decken und fürder die würdige Erhaltung zu ermöglichen. Wie unerschwinglich für einen armen Gebirgspfarrer, wie leicht zu erübrigen in der großen, reichen Kaiserstadt! Der herrliche Schneeberg ist der Stolz des Wieners; das Weihedenkmal dort oben wird ein Zeichen seiner Treue sein. Ich habe es diesmal leicht mit meiner Bitte. Ich darf nur erinnern an Elisabeth! Und ihr lieben Wiener spendet gerne je ein beliebiges Scherflein für das Elisabeth-Gedächtniskirchlein auf dem Hochschneeberg.

Jn den ersten Wochen des neuen Jahres gelesen den „Ekkehard" von Josef Viktor Scheffel. Sein schönstes Buch, es steht von ihm kein anderes in meinem kleinen Kasten. So urecht mittelalterlich diese Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert anmutet, ihr Geist ist doch der von heute. Welch ein Dichter jener Zeiten hat so wenig ehrfurchtsvoll zu den Mächtigen aufgeschaut und so liebreich zu den Armen nieder als der Ekkehard-Chronist! Jener Dichter Sänge waren Huldigungen den Großen. Scheffel denkt nicht allzufein von der Herzogin Hadewig und den Prälaten und den Gelehrten. Sein Lieb und Lob gehört den Einfältigen, den Dienenden, den Hirten, vor allem dem armen Klosterbruder Ekkehard, der ein Opfer der grausamlichen Laune eines fürstlichen Weibes geworden, unter Beihilfe eines rachgierigen Skribifexen und abergläubisch vernagelter Klerisei. Aber Ekkehard steigt auf den Säntis und singt das Waltharilied. Seit fünfzig Jahren besitzen die Deutschen dieses einzigartige Buch „Ekkehard". Zu Stuttgart bei Adolf Bonz & Co. ist jetzt eine neue Ausgabe erschienen, zur Herzstärkung für solche, die einen „Götz Kraft", ein „Hilligenlei", ein „Weltgift" erleben mußten.

Auf einem größeren Bahnhof im Gebirge. Winter. Schneetreiben. Scharfe Kälte. Ich hatte zu warten auf einen Zug und schritt im Perron auf und ab. Da nahte mir der Kondukteur eines Lastenzuges und sprach mich freundlich an: „Herr Doktor, kalt ist's!" „Sehr." „Herr Doktor, ich hab' schon viel von Ihnen gelesen. Sehr gut, sehr brav!" „Freut mich, wenn's Ihnen gefällt." „Lese so viel gern aus Ihren Büchern, auch meine Frau." „Freut mich, freut mich." „Aber kalt ist's! Eine Schale Tee, Herr Doktor, die wär' heut' gut, was meinen Sie, Herr Doktor?" „Ja, wäre nicht übel." „Wenn ich bitten dürfst', Herr Doktor. 's ist weiter nichts dabei. Für die Fahrt eine Schale Tee. Nur hab' ich keinen Rum." „Sehr freundlich, aber es fehlt die Zeit, in ein paar Minuten kommt mein Zug" „Zeit wäre schon, Herr Doktor, wenn Sie so gut sein wollten. Nur halt wegen des Rums." „Ach, das wäre das wenigste. Aber es fehlt die Zeit, schönen Dank!" Und ich schritt weiter, den Perron auf und ab, ganz gerührt von der Einladung des schlichten Mannes. Ein reizender Herzenszug das! Der Kondukteur stand, wie es schien, etwas konsterniert da und schaute mir nach. Nach einem Weilchen kam er wieder heran, ganz unbefangen. „Bei dieser Kälte, Herr Doktor. Es ist ja weiter nichts dabei. Wir armen Kondukteure, Herr Doktor! Man kann sich kaum derwärmen unterwegs auf dem Zug bei dieser Bärenkälte. Auf eine Schale Tee ein bissel was für einen Rum, Herr Doktor, wenn ich bitten dürfst'." „Ah so! Auf Rum soll ich Ihnen was geben?" „Bitt' schön, 's ist ja weiter nichts dabei, Herr Doktor." „Jetzt verstehe ich Sie erst. Ganz gern, eine Kleinigkeit. Da bitte! Aber nur ausnahmsweise." „Besten Dank, Herr Doktor." „Mode werden dürfte das nicht, schon Ihres Standes wegen." „Herr Doktor, Ihr Zug kommt!" — Ich stieg nun zwar in ein warmes Coupé, fühlte mich aber etwas abgekühlt. Mir tat's leid, was ich da erfahren hatte. Ich schämte mich. Aber nicht wegen meines Mißverständnisses . . .

Manche Zuschriften lauten ungefähr so: „Ich bin ein begeisterter Verehrer ihrer Schriften und kenne sie alle. Das gibt mir den Mut, Sie um Rat, um ein Wort des Trostes zu bitten, denn ich bin unglücklich, ich weiß nicht, wie meinem Leben idealen Inhalt zu geben, ich kann nicht an Gott glauben, nicht an die Menschen, nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, schreiben Sie mir ein Wort, raten Sie mir, was ich tun soll." — So einer „kennt alle meine Schriften" und will ein Wort von mir haben! Was doch manche Autographenjäger für pfiffige Leute sind!

Auf meinem Abendspaziergange durch den Stadtpark, die Wickenburggasse und entlang den Kaiser Franz Josefs-Kai, bei Frost und Regen, begegnete mir ein junger Bursche in abgetragenem Sommergewandel. Da er mich angesprochen hatte, gingen wir eine Strecke miteinander und er erzählte auf mein Befragen seine Geschichte. Zuständig in Mürzsteg, geboren nirgends. Das heißt, in keinem Pfarrbuche der Welt eingetragen. Ein fremdes Kind, das ungefähr im dritten Jahre bei Mürzsteg gefunden worden. Als alle Nachforschungen nach seiner Herkunft umsonst waren, wurde er, vier Jahre alt, getauft auf den Namen Konrad. Dann das Los des Findelkindes. Nun kam er aus Neuberg, wo er bei einem Kaufmann bedienstet gewesen. Dort dienstlos geworden, ging er in der Hoffnung, Arbeit zu finden, nach Graz. Er ging zu Fuß vier Tage lang, in großer Kälte. Im fremden Graz fand er nirgends Kondition, so daß er zuerst sein Handkofferchen, dann seinen Überrock, endlich alle anderen zur Not entbehrlichen Sachen verkaufen mußte. So stand er jetzt da in seinem leichten Zeugröckel, arm bis an die Haut, hungernd und schlotternd vor Frost. — Ob seine Angaben wahr sind? Sind sie's nicht, dann gab ich ihm zu viel; sind sie's, dann gab ich ihm zu wenig. Dieses verfluchte Mißtrauen! Einen solchen Menschen müßte man ja in seine Wohnung nehmen, ihn beherbergen, ihn mit Kleidern versehen und für ihn einen Platz suchen. In früheren Zeiten habe ich das bei ähnlichen Fällen einigemal getan und zum Schluß hat es sich stets gezeigt, daß es arbeitsscheue, lügnerische Gesellen waren, wenn nicht noch Schlimmeres. Fluch über solche Erfahrungen, die das Herz verhärten! Nicht daß man von Schwindlern selbst betrogen wird, ist das Schlimmste, aber daß unser Gemüt von Enttäuschungen und Mißtrauen verwüstet wird, was dann oft gerade Unschuldige büßen müssen, das ist ein wahrhaft beweinenswertes Elend. Nun suche ich den armen Burschen und finde ihn nicht mehr. Vielleicht weiß ein Leser von ihm. Vielleicht gibt es sogar Leute, die auf diese Mitteilung hin eine Zeitrechnung anstellen und andere Möglichkeiten erwägen. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, bildhübsch, aber so abgehärmt und so arm und verlassen, wie verlassener ein Mensch kaum mehr sein kann auf dieser harten Welt.

„Mit ewiger Jugend schmücken die Götter den Liebling!" klang's in den frühen Lenzlüften, als Graz den 50. Geburtstag eines Mannes feierte, der im Herzen Jüngling geblieben. Wilhelm Kienzl, der sonnige Sänger! Ein Familienfest im großen, das bis in ferne Gaue des deutschen Volkes sich erstreckte, trotzdem es spontan war und nicht den Schatten von Offiziellem an sich hatte. Aber einer beklagte sich über seinen eigenen lahmen Pegasus, dessen Lieder sich mit fremden Federn aus

den Flügeln des Komponisten schmücken müssen, um Nachtigallen zu werden und über Land und Meer fliegen zu können. Ein anderer prophezeite, daß der „Jubelgreis“ noch mit siebzig Jahren so jung sein werde, um freudig den großen Dank des deutschen Volkes in Empfang nehmen zu können; und mit neunzig noch rüstig genug, um eine Kunstreise in den Himmel zu unternehmen und dort die neun Chöre der Engel zu dirigieren, wenn sie seine Lieder singen und seine Opern. Wieder ein anderer griff in die Saiten:

Himmlischen Hochgesangs heitere Helle
Weihet das Weltweh, nichtet die Nacht,
Sonniger Sänger der sinnenden Seele,
Dir sei zum Siege der Segen gebracht.

Vom „Evangelimann“ herzhaft erwärmt, taten beim Festmahl also des Wortes Würze und des Weines Wonne das ihre und es war ohngefähr 3 Uhr morgens, als wir aus dem Festsaal geschmissen wurden, mutmaßlich, weil die Spundlöcher versiegt und die Kellner zuschanden gehetzt waren. Dann drangen wir in ein Kaffeehaus, stäubten die schlaftrunkenen Markörc, die schlummernden Köchinnen auf, um bei dampfendem Mokka auch ihnen das Lied von der ewigen Jugend zu singen, wie es sich bei dem Jubiläum eines Musikers geziemt. Freue dich des Lebens, so lang das Ämplein glüht! Aber gelegentlich qualmt das Ämplein schier etwas gar zu ausgiebig. Alle fünfzig Jahre einmal mag's hingehen.

Der Dreihellerbäck zu M. stand vor dem Bezirksgericht, einer Fundverheimlichung wegen. Der Gemeindvorstand wollte nämlich seine Brieftasche verloren haben, das heißt, er wollte nicht, aber er hatte sie verloren, und zwar, wie er angab, auf dem Wege von M. nach B. Hinter ihm war der Dreihellerbäck des Weges gegangen und nach Aussage mehrerer Zeugen sonst niemand. Aber der Dreihellerbäck wollte die Brieftasche nicht gefunden haben, das heißt, er wollte sie gefunden haben, hatte sie aber nicht gefunden. Er fand aber mit dieser Versicherung wenig Glauben. Der Richter rief Zeugen, um seinen Leumund festzustellen; aber die Zeugen waren zweifelhaft, der Dreihellerbäck sei ein „Auswendiger“ und noch zu wenig lang im Ort. Übrigens spräche schon das für seine Gewinnsucht, daß er, um dem alten Bäcker Konkurrenz zu machen, seine Semmeln statt um zwei Kreuzer um drei Heller gebe, sie hingegen aber um die Hälfte kleiner backe, als es zu M. je üblich gewesen. Der Angeklagte bezeichnete die Zeugen als vom alten, dem Zweikreuzerbäcken, für bestochen, auch wären etliche von dessen Verwandschaft. Diese Verdächtigung nahm den Richter nur gegen den Angeklagten ein. Für den stand die Sache immer schlechter. Da

kam auch noch sein geschworener Feind, der Zweikreuzerbäck. „Na, gute Nacht!“ murmelte der Angeklagte, „der hat noch gefehlt!“ Der Eintretende warf einen wütenden Blick auf seinen Konkurrenten, trat vor den Richter und sagte: „Ich bin zwar nicht vorgeladen und den Kerl dort hat mir der Teufel ins Nest gesetzt, um mich zu ruinieren. Seine Semmeln sind um ein Viertel wohlfeiler als meine, aber um die Hälfte schlechter. Auch mischt er Gerstenmehl bei. Aber, Herr Richter, was wahr ist, ist wahr. Vor sechs Jahren, wie er noch die Kreuzbachmühl hat gehabt, hab' ich ihm einmal sechzig Zentner Mehl abgekauft und das Geld in Noten ausgezahlt. Am Tag darauf kommt er zu mir und bringt mir einen Fünfziger, um den ich ihm irrtümlicherweise zu viel auf die Hand gelegt hätt'. Ich rechne mein Geld nach und weist es sich, daß es so ist. Ob er dem Gemeindevorstand seine Brieftasche hat, weiß ich nit, aber das, wie er mir den Fünfziger zurückbringt, hab' ich sagen müssen. Tut's mit ihm, was ihr wollt's, ich geh' wieder.“ Als der Zweikreuzerbäck so gesprochen hat, will der Angeklagte auf ihn zu, um ihm gerührt die Hand zu bieten. Da rief der Zweikreuzerbäck: „Bleib' mir vom Leib, du Hundsfott, du Gerstenmehlbäck!“ und schritt stolz zur Tür hinaus. Den Richter aber hatte die Aussage umgestimmt. Wenn sein ärgster Feind ihn als redlichen Mann erklärt, dann kann man ihn nicht schuldig sprechen. Der Dreihellerbäck ging frei heim. Der Gemeindevorstand hat etliche Tage später die Brieftasche in einer Weste gefunden, die er am Tage des Verlustes nicht angehabt zu haben glaubte. Die Feindschaft zwischen dem Zweikreuzerbäcken und dem Dreihellerbäcken aber bleibt aufrecht.

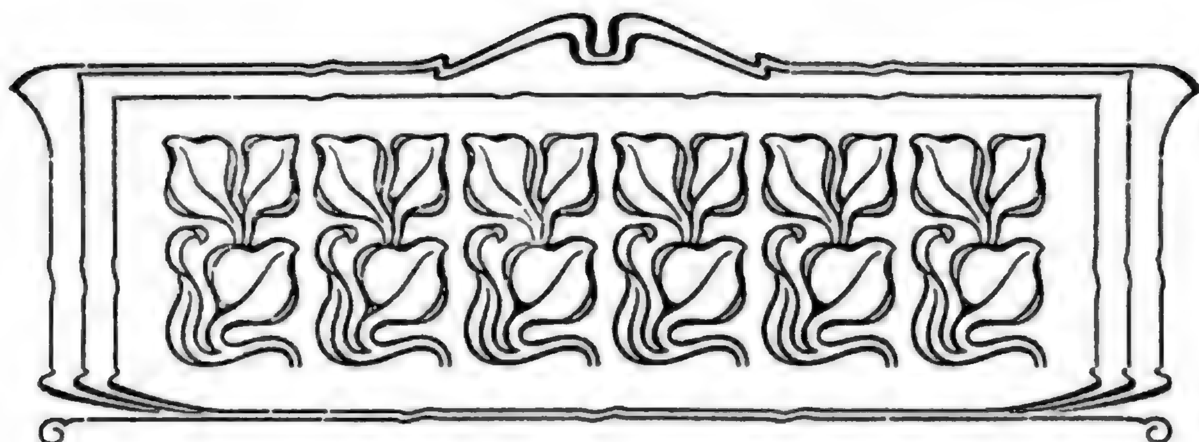
Die neueste deutsche Rundfrage (Berliner Tageblatt) lautet: W a s w ü n s c h e n S i e K a i s e r W i l h e l m II. z u m G e b u r t s t a g e? — Ich legte das Frageblatt hin, wozu da wieder dreinreden? Aber während ich es dachte, schrieb die Hand schon: „Ich wünsche dem deutschen Kaiser ein deutsches Volk.“ — Das ist doch etwas harmlos, bemerkte später jemand zu dieser Antwort. Ein anderer jedoch fand, sie sei z u impertinent! Sie steche wie ein Igel nach allen Seiten aus, gegen die Reichsländler, gegen die Polen, gegen die Ultramontanen, gegen die Sozialdemokraten, gegen die Juden u. s. w. Ich hatte bei meinem Glückwunsche nichts anderes gedacht, als daß die lieben Deutschen wieder jene großen Eigenschaften gewinnen möchten, die man ihnen seit Tacitus zugeschrieben hat und die sie eines deutschen Kaisers, wie Wilhelm II. ist, würdig machten.

Bei einer Festtafel. Mit der Beisitzerin mich stundenlang prächtig unterhalten. Zum Schlusse die Bitte, sie möchte mich im Falle des Begegnens auf der Straße ansprechen, da ich das Gebrechen hätte, sehr kurzsichtig zu sein und beim Vorübergehen fast niemanden zu erkennen. In zwei Tagen drauf begegnet sie mir, grüßt mich zuerst und spricht mich freundlich an. Ich erfreut: „Oh, meinen Dank, Frau Professor, daß Sie sich meiner Bitte erinnern. Ich hätte Sie in der Tat wieder nicht bemerkt. Wie hat Ihnen der Festabend bekommen?“ „Ach Gott,“ antwortete sie, „bei uns Festabend!“ „Wissen Sie, daß wir nachher mit dem Hund noch einen großen Spaß gehabt haben?“ „Bei uns“, sagte die Dame, „hat das Jahr nicht gerade gut angefangen. Mein Schwiegersohn, der Arme! Sein Zustand hat sich verschlechtert.“ — Um Gotteswillen, dachte ich, das ist ja gar nicht meine Beisitzerin von vorgestern! Wer ist sie nur? Jetzt schwante mir, ihr öfter begegnet zu sein und schon Freundliches von ihr erfahren zu haben. Aber ich konnte mich auf nichts und nichts entsinnen. Sie schien sich unserer Bekanntschaft so sicher, daß ich unmöglich fragen konnte, mit wem ich das Vergnügen habe. Mit ein paar nichtssagenden Worten verabschiedete ich mich und ging weiter, einen frischen Dorn im Herzen ob meines unglaublichen Peches. Kurzsichtig sind andere Leute ja auch, aber sie erkennen ihre Bekannten wenigstens in nächster Nähe. Mir gelingt das bisweilen ja ebenfalls und Freunde, mit denen ich wöchentlich mehrmals zusammenkomme, erkenne ich fast allemal wieder. Das gewöhnliche flüchtige Sichvorstellen, ein einmaliges, auch mehrmaliges Beisammensein in Gesellschaft, im Eisenbahncoupé und dergleichen genügt bei mir nicht, um eine Person einzuprägen. Das Schlimmste dabei, daß man dann in Verlegenheit oft noch selber ein Erinnern vorgibt, das schlechterdings nicht vorhanden ist. Alte Erinnerungen bleiben lebendig; in Einzelfällen bleibt auch eine neuere Bekanntschaft wie ganz zufällig ohne besonderen Anlaß im Gedächtnisse stehen. Im allgemeinen mangelt mir nicht bloß das Namensgedächtnis, vielmehr noch das Gestalten- und Gesichtszügegedächtnis, und dieser Umstand hat mich oft schon in Verlegenheiten gebracht, bei der aller Humor aufhört. Es ist nicht „Zerstreutheit des Dichters,“ es ist einfach ein Fehler des Intellekts. Anstatt daß bei meinen vielen Begegnungen in der Welt das Gedächtnis für das Äußere der Persönlichkeiten geübt worden wäre, ist es einfach erstickt worden. Ich bitte bei jeder Gelegenheit, mit diesem meinem unglaublichen Gebrechen die allergrößte Geduld zu haben. Am besten ist es, wenn jemand, der mit mir zu tun haben will, allemal frisch seinen Namen und Stand nennt und die Geschichte etwa schon bestehender Beziehungen kurz dartut. In vielen Fällen wird selbst mit solchen Generalien die Erinnerung nicht zu wecken sein, nun dann ist Hopfen und

Malz verloren und den Schaden habe ich. Indem man darunter leidet, ist gerade dieses Manko geeignet, einen in den Geruch eines Sonderlings oder Hochmutspinsels zu bringen.

Seit das Postporto teurer geworden, für den Stadtbrief statt sechs Heller deren zehn, erspart man. Ich bekomme seither keinen Stadtbrief mehr, lauter Postkarten. Stehen oft ganz vertrauliche Sachen drauf, was machts? „Der Briefträger leckts nit aber," sagt er selbst. Nun, so kann man auch mit Postkarten antworten. Solche, die von ihren Briefgeheimnissen das Postpersonal partout ausschließen wollen, erfinden sich Geheimschriften. Alles auf die bequeme offene Karte. Anstatt daß nun die Post beim Stück vier Heller gewänne, verliert sie einen Heller. Schlechtes Geschäft.

Es wird bald ein halbes Jahrhundert sein, seit ich die erste Operette gesehen. Heute sah ich die neueste, „Die lustige Witwe". Die Operette im ganzen hat sich seit ihrem Entstehen nicht entwickelt, weder künstlerisch noch gehaltlich, sie ist ein Halbkretin geblieben. Das Schauspiel ist weiter gekommen, das Volksstück ist natürlicher und gesünder geworden, das Proletenstück ist neu erstanden, und die Oper ist zur Herrlichkeit gelangt. Nur die Operette ist genau noch dieselbe Kreatur als im Anfang. Sie arbeitet mit denselben Mitteln wie einst. Mit dem Flitter, mit dem Unsinn, mit den Clownwitzen, mit der picksüßen Musik, und alles ist feminarrisch. Von allen Entwicklungen der Kunst hat sie sich keiner bedient. Sie hat es auch nicht nötig; sie ist ihrer Sache sicher. Wie viele tausend Federn sind in den Schriftstellerstuben zuschanden geschrieben, von den Kritikern verbraucht worden. Wie viele tausend Kehlen haben sich heiser geschrien gegen dieses geschmacktötende Theaterding, wie angestrengt arbeiten Bildungsanstalten aller Art für die Veredlung des Gemütes! Die Operette hat nicht nötig gehabt, davon Notiz zu nehmen. Sie weiß, sie hat ihr Publikum und hat es sicher. Die menschliche Natur besitzt ein Bereich, das dem Grafen wie dem Schusterjungen gemeinsam ist. In demselben setzt diese Kunstgattung sich fest. Von der „Lustigen Witwe" spielt in Wien seit Jahresfrist sich bereits das vierte Hundert der Vorstellungen ab, Graz und andere Städte eilen leidenschaftlich nach und die Häuser sind überfüllt. Didldumdei, nun war ich auch dabei! Es ist ganz amüsant, aber auch „schenant", wenn — die jungen Töchter daneben sitzen. So darf ich keine Kapuzinerpredigt halten. Mir fällt nur auf, daß die Operette und ihr Stammpublikum auf dem toten Punkt stehen.



Kleine Laube.

Steine.

Die Welt hat nichts, als Stein und Erz,
Und vieler Menschen Herz ist Stein;
Und Steine werfen sie aufs Herz
Des Nächsten, daß es ächzt vor Pein.

Schellhammer.

Das verschwundene Goldstück.

Im „N. W. Tagbatt“ stand vor kurzem ein Erlebnis, dessen Schilderung nicht weit genug verbreitet werden kann.

Es war vor einigen Jahren, an einem Nachmittage im Spätherbst, da machte ich mich mit meiner Frau und meinem Töchterchen — per Dampftramway, da wir noch keine Elektrische hatten — zu einem Ausfluge nach Nußdorf auf. An der Stelle angelangt, wo ehemals die einpferdige Tramway bergauf in zwei oder drei Minuten auf den schönen alten Heiligenstädter Hauptplatz hinaufführte, erinnerten wir uns, daß wir auf dieser Linie noch niemals gefahren waren, und verließen die Dampftramway, um einmal auch diese „Kolossalstrecke“ kennen zu lernen. Kaum daß sich nun das Pferd vor dem Tramwagen in Bewegung gesetzt hatte, bemerkte ich, als ich das Fahrgeld entrichten sollte, daß ich nur Goldstücke, aber kein Kleingeld bei mir hatte, und der Kondukteur konnte nicht wechseln. „Das macht nichts“, sagte er aber, „wir bleiben einige Minuten auf dem Platze oben, und wenn die Herrschaften mit mir retourfahren, dann können Sie auf der Heiligenstädterstraße unten in der Greislerei, gegenüber meiner Haltestelle, wechseln. Sie bezahlen mich dann für eine doppelte Tour.“

Gesagt, getan. Nach einigen Minuten waren wir wieder unten, und ich eilte quer über die Straße in die Greislerei, auf deren Schild ich den Namen Johann Muhr las. Ich darf den Namen ruhig nennen, denn sein Träger hat sich als ein wackerer Mann erwiesen, der in Dingen der Rechtlichkeit und des Gewissens keinen Spaß versteht. Es war ein enger Raum, in den ich trat, und die Budel, hinter der der Eigentümer des Geschäftes stand, dann die Heringfässer, Körbe, Säcke und

andere Dinge, die vor der Budel lagerten, machten den Raum noch kleiner. Ich bat beim Eintreten, mir ein Zehnkronenstück in Gold zu wechseln, und Herr Muhr, ein kräftiger, großgewachsener Mann mit vollem Gesicht und milchweißem, kurzgeschnittenem Haar, begann schon die Geldlade öffnend, die Silbergulden auf die Tischplatte zu zählen, als plötzlich jemand von der rechten Seite her leise an mich stieß. Es war eine großgewachsene, in einen langen grauen Schal gehüllte Frauensperson, von deren Gesicht man unter dem überhängenden Kopfteil des Tuches kaum mehr als die Nasenspitze und die auffallend glühenden Augen sah. Ich hatte die Goldmünze bereits aus der Börse herausgenommen und hielt sie Herrn Muhr mit zwei Fingern entgegen; infolge des Stoßes fiel sie nun aber, zweimal aufspringend und mit zweimaligem hellen Klange auf die Tischplatte — und war dann verschwunden.

Das alles spielte sich in der Zeit weniger Sekunden ab. Bevor ich mich aber bücken konnte, um nach dem Goldstücke zu suchen, hob Herr Muhr die Hände in die Höhe und rief, sie flach vor die Brust haltend: „Ich such' nix!" Die Energie, mit der er dies rief, war so groß, daß ich im ersten Augenblick ganz verblüfft auf ihn sah, während sich die Frauensperson zu meiner Rechten bereits zu Boden geneigt hatte und fleißig herumsuchte — trotzdem Herr Muhr förmlich unter zornigen Blicken und mit noch eigentümlicherem Tone wiederholte: „Hörns, i such' nix — i bin an nix schuld." Nun begann auch ich, das Frauenzimmer immer dicht neben mir, den Fußboden, soweit er frei war, abzuvisieren, und ich schob auch das Heringfaß und Erdäpfelsäcke sowie mehreres andere, das da vor der Budel lag, beiseite. Da plötzlich griff die Frauensperson, förmlich sich herumwerfend und mit der größten Hast nach dem Winkel hin, den der Vorsprung der Budel bildete, machte dort mit den Fingern eine merkwürdige, ich möchte sagen wühlende, wirbelnde Bewegung, richtete sich dann jäh auf und verließ mit den Worten: „Ach, ich habe keine Zeit mehr!" im nächsten Augenblicke das Lokal.

Betroffen sahen wir einander an. Herr Muhr noch zorniger als vorher. Er lachte. „Glauben Sie, daß sie es genommen hat?" fragte ich. Er antwortete heftig: „Bitte, lassen Sie mich aus mit dem Glauben oder Nichtglauben. Ich sag' nichts und ich beschuldige niemanden. Das kennt man schon, wie es ist, wenn einer bestimmt sagt: ich hab's ja mit eigenen Augen gesehen, und nachher stellt sich heraus, daß man falsch gesehen hat. Dann heißt's: Bitt' schön um Entschuldigung, daß ich Ihnen den Kragen gebrochen habe." In diesem Augenblicke trat von links her aus seiner kleinen ebenerdigen Wohnung seine Frau in den Raum; er erzählte ihr rasch das Geschehene. Sie flüsterte ihm etwas zu, worauf er aber nur mit erneuter Energie fortfuhr: „Was du da red'st, sind Dummheiten und gehört nicht hieher; damit kann man nur Tratsch machen und verdächtigen. Es hilft nichts, der Herr hätt' lieber aufpassen sollen, wie ich gesagt hab', ich such' nicht. Wenn man was verloren hat, läßt man nicht zu, daß ein anderer sucht — dann erspart man sich's, jemanden anzuschuldigen."

„Nun denn, wissen Sie wenigstens, wer sie ist?" fragte ich darauf, da er abermals mit der Frau flüsterte und ich dabei etwas wie einen Frauennamen hörte. Antwort wiederum negativ. „Ich bin kein Angeber!" rief er. In demselben Augenblick sagte aber seine Frau, durch das Fenster hinausdeutend: „Da ist sie". und ich gewahrte nun die mutmaßliche Diebin in ihrem langen grauen Schal, wie sie auf eine etwa fünfzig Schritte entfernt befindliche Fabrik zuschritt. „Ist sie es?" Frau Muhr nickte und ich schickte mich an, das Lokal zu verlassen; aber da hielt mich der alte eisenköpfige Mann noch einmal zurück, weil das Goldstück vielleicht doch im Lokal sei. Und nun begannn die Nachsuchung Nummer zwei, indem der

Raum buchstäblich in kleine Partien eingeteilt wurde und die Frau, während der Mann dazu mit einer Kerze leuchtete, jede der Partien extra vor meinen Augen absuchte, derart, daß sie alles, was auf dem Fußboden lag, mit einem Bartwisch auf eine Staubschaufel kehrte — und zwar mit einer Peinlichkeit, daß ich es nicht beschreiben kann. Dabei wurden auch die anderen Winkel durchforscht, Töpfe, Säcke, Fässer, Zwiebelkränze u. a. zu beiden Seiten sowie hinter der Budel weggeräumt. weil das Goldstück doch irgendwohin gerollt sein konnte. Und erst als ich auf Ehrenwort versicherte, daß es mir nicht einfallen werde, ihn selbst irgenwie in einem Verdacht zu haben, ließ er mich aus dem Lokal.

Was nun tun? An dem Goldstück selbst lag ja schließlich nicht viel, aber wie es in solchen Dingen geht, hatte ich mich bereits in eine wahre Erbitterung gegen die mutmaßliche Diebin hineingebohrt und begab mich nun trotz Zuredens meiner Frau, die Sache auf sich beruhen zu lassen, in die benachbarte Fabrik. Und, in den langen Korridor eintretend, der zu den Direktionsräumlichkeiten führte, erblickte ich in der Tiefe des Ganges, im Halbdunkel, die zwei brennenden lauernden Augen. Aha, dachte ich mir, Schuldbewußtsein, Lugaus, ob der Anzeiger nicht kommt . . . und wenige Minuten darauf stand ich vor dem Leiter des Etablissements, der nicht sehr erbaut davon war, daß ich ihn um Intervention in dieser Sache ansprach, schließlich aber auf meine Bitte die Frauensperson in sein Kontor zitieren ließ.

Aber was folgte nun für eine Szene! Ich vermöchte sie wirklich nicht zu beschreiben. Kaum daß mich die Frauensperson erblickte und bevor ich noch ein Wort über die Lippen gebracht hatte, begann sie laut schreiend und sich die Haare ausraufend, zu heulen: „Jessas Marandjosef, muß man schon ein Dieb sein, weil ma arm is? I hab' mich bückt, um dem Herrn sein Goldstück zu suchen, und dafür soll i die Diebin sein? Es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt!" Und natürlich nahm ich alles für eine gemachte Aufregung und also als Schuldbeweis. Mit Mühe gelangte ich endlich zum Worte und erwiderte: „Beruhigen Sie sich, der Polizei werde ich nichts anzeigen, weil ich Sie nicht unglücklich machen will. Nur soviel sage ich Ihnen: Haben Sie das Geld genommen, so wird es Ihnen keinen Segen bringen; haben Sie es aber nicht genommen . . ." Das Ende sprach ich nicht mehr aus. Denn sie begann wieder zu toben: „Mein Gott, mein Gott! Was wird denn geschehen, wenn ich's auch nicht genommen hab'? Dann werd' ich doch hier in der Fabrik die Diebin heißen und der Herr Direktor wird mich davonjagen. Es ist schrecklich, wenn man arm ist, dann ist man verloren." Und erst als der Direktor sie mit einer Empörung anschrie, die in Wahrheit mehr mir als ihr galt, verließ sie schluchzend das Kontor, und nach einigen Augenblicken entfernte ich mich ebenfalls.

Draußen auf der Straße, fünfzig Schritte von der Fabrik entfernt, warteten, wie gesagt, die Meinigen, und da gerade die Damftramway von Nußdorf daherkam, winkte ich ihnen, einzusteigen, während ich mich ebenfalls dem Halteplatze zu in Lauf setzte. Von der Plattform herab rief mir meine Frau zu: „Nun, ist sie die Diebin?" Ich rief auf zehn Schritte Entfernung: „Natürlich! Das Geld aber habe ich nicht!" Und schon war ich gleichfalls beim Wagen und im Begriffe, aufzuspringen, als plötzlich hinter mir jemand in größter Aufregung rief: „Gnädiger Herr, gnädiger Herr . . ." Und hinter uns schauend, erblickten wir den braven alten Johann Muhr, ohne Kappe auf dem weißen Haupte, wie er aus seiner Greislerei hervorgestürzt kam und uns nachschrie? „Hier ist's! Hier ist's!" . . .

Wir stiegen wieder aus und keuchend vor Hitze und Aufregung erwartete uns Johann Muhr vor seiner Greislerei, zu der wir zurückkehrten. Aber wie sah es

jetzt darin aus! Die Erdäpfel kollerten auf der Diele herum — er hatte sich nach meiner Entfernung noch immer nicht beruhigt; noch einmal durchsuchte er sein Lokal und kehrte das Unterste zu oberst; und als alles nichts nützte, schüttete er noch die Erdäpfelsäcke aus — und richtig, da in einem Erdäpfelsacke hatte sich das Goldstück, von der Budel abspringend, hinein verloren, und Herr Muhr übergab es mir, keuchend vor Aufregung, mit den hervorgestoßenen Worten: „Wenn ich mir denk', daß wir die arme Person drüben verdächtigt haben! Mein Gott, wie leicht sagt man dann bei Gericht: „Ich weiß es bestimmt und es ist nicht anders möglich, ich bin ja selbst dabeigestanden" — und natürlich hätt' man uns geglaubt und so eine arme Person kommt ins Malheur . . ."

Ich eilte nun in die Fabrik zurück und bat den Direktor, die unschuldig Verdächtigte nebst einigen ihrer Kameradinnen vorzurufen, und in Gegenwart ihrer aller leistete ich der armen Frauensperson Abbitte aus tiefstem Herzen und bat sie, ein Geldgeschenk anzunehmen. Oft bin ich seit jenem Tage nach Nußdorf hinausgefahren, um bei der Gelegenheit bei Herrn Muhr einzutreten und mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Jedoch seit zwei Jahren wohnt er nicht mehr dort und die Greislerei ist in anderen Besitz übergegangen. Ich glaube, es ist unnötig, daß ich noch etwas hinzufüge. Ich hätte, wenn es darauf angekommen wäre, weil ich doch „dabei" war, vor Gericht und mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt meine Aussage gegen die Frauensperson abgegeben — und sie war doch unschuldig!

a. g.

Jean Paul und die Dresdner.

Eine alte Korrespondenz aus Dresden vom Jahre 1822, die wir aus Zufall aufgefunden, berichtet folgendes:

Dresden, Ende Juny 1822.

Zuerst noch einige Worte über die Zeit, welche der uns so herzlich willkommene Jean Paul hier bey uns zubrachte. Fast noch nie wurde ein Schriftsteller hier mit so allgemeinem und warmen Interesse aufgenommen. Es war erfreulich, zu beobachten, mit welchem Enthusiasmus sich Unzählige aus den mittlern und selbst den niedern Ständen an ihn drängten, denn dieß zeigt, wie allgemein verbreitet hier wahre Bildung ist, und es mußte dem edlen Mann selbst rührend seyn, wie Viele ihm so herzlich und glühend für den segensvollen Einfluß dankten, welchen seine Schriften auf ihren Sinn und ihre ganze Bildung gehabt hatten. Welchen schönern Lohn könnte sich der Genius wohl wünschen! Oft mußte aber wohl auch das Andrängen so vieler fremden Menschen dem bescheidenen Manne lästig werden, zumal da man es vielen anmerkte, wie sie nur auf seine Worte lauschten, um sich witzige Einfälle daran zu erobern, welche sie nachher eitel wiederholen könnten. Gegen solche wußte nun der Humoristiker auch trefflich seine Laune zu gebrauchen und schickte sie oft mit so kurzen, theils so absichtlich platten Antworten nach Hause, daß sie vergeblich strebten, eine tiefere Bedeutsamkeit hineinzulegen, deren sie sich prahlend hätten rühmen können. Überhaupt war er für Männer, welche ihn nicht besonders interessirten, viel schwerer zugänglich, als für Frauen, mit denen er im Allgemeinen sich weit lieber unterhält. Er zog auch unter ihnen die recht einfach natürlichen, die sich nur durch zartes Gefühl und lebendige Phantasie auszeichnen, am meisten vor. Gibt es doch keinen Schriftsteller, welcher alle verborgensten Falten und leisesten innern Klänge des weiblichen Herzens so studiert hätte, wie Jean Paul. Kein Wunder also, wenn auch hier die Frauen es waren, welche diesem ihren Liebling am lebhaftesten hul-

digten, und wenn manche Männer mürrisch wurden über die Auszeichnung, welche er dem zartern Geschlecht schenkte. Die sinnigsten Blumengaben wurden ihm dafür gespendet, die zartesten kleinen Gedichte, die lieblichsten Phantasiegebilde, leise hingezeichnet von sanfter Frauenhand, umgaukelten gleich bunten, glänzenden Colibri's den Rosengarten seines hiesigen Lebens, ernstere Kunstgenüsse ertönten dazwischen durch, wie hinziehende Echoklänge aus frühen Jugendträumen und Dichtervisionen. Die sonnenklarste, herrlichste Witterung begünstigte zugleich seinen Aufenthalt. Sein Lieblingsspaziergang früh war unser in Blumenfülle prangender Palaisgarten; Abends verweilte er sehr gern auf unserer schönen Terrasse und betrachtete von da aus den Untergang der Sonne mit dem goldenen Widerschein auf den Fluten der Elbe und den Wölbungen der Brücke, und den Purpurglanz der Gebirge. Sonntags war er am liebsten an denen Orten, wo sich die Menge scharenweise hindrängt, die Volksgruppen da zu beobachten, freute ihn. In seinen Gesprächen herrscht jetzt neben der Wärme des Gefühles, der herzlichsten Gutmüthigkeit und einer süddeutschen traulichen Naivetät, am meisten der Hang zum Humoristischen, der auch in allen seinen neuern Werken vorwaltet, er ist überhaupt völlig Eins mit seinen Werken, und wer ihn kennt, der fühlt, wie auch in diesen alles natürlich ist und ungesucht, oft aber auch ungewählt, aus der Fülle seines reichen Geistes hervorströmt. Nur selten ist jetzt noch in seinen Gesprächen ein Anklang jener erhabenen, sehergleichen Begeisterung, welche uns in seinen früheren Werken so sehr entzückt, man kann wohl bemerken, daß sein Inneres noch bisweilen davon durchglüht ist, aber dann versinkt er in sinnendes Schweigen. Gern spricht er über wissenschaftliche Gegenstände, am meisten über Heilkunde, die er gründlich versteht, Magnetismus und Physiognomik. Höchst interessant ist es, ihn über bildende Kunst sprechen zu hören; fern von allem Schulgeschwätz spricht er hier einzig nach angebornem Gefühl, welches aber so richtig, so feinsinnig und durchdringend ist, daß es andern zum Gesetz werden könnte, indem er immer bescheiden hinzufügt: er verstehe nichts davon. Eines der heitersten Feste, die ihm gegeben wurden, war ein frohes Mahl, in den Sälen des blauen Sternes, wo sich die ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten, unsern würdigen geistvollen Oberhofprediger D. Ammon an ihrer Spitze vereinten, um den lieben Fremden gastlich zu bewillkommen. Ein Lorberkranz, reich umwunden mit Immortellen, wurde ihm da gereicht im Namen unsers sinnigen Professor Hasse, welcher im blauen Stern wohnt, aber durch Berufspflichten abgehalten wurde, dem Fest beyzuwohnen, ein Gedicht begleitete den Kranz. Alle Feste zu erwähnen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, ist unmöglich, eines, welches ihm besondere Freude zu machen schien, war ein Abend bey Friedrich Kuhn, wo die heiterste Gastfreundlichkeit herrschte und der Geburtstag seiner abwesenden theuern Gattinn recht schön und rührend gefeyert wurde. Der Nachruf, welchen derselbe gemüthvolle Dichter an ihn richtete und in unserer Abendzeitung bekannt machte, ist zu schön und sinnig, als daß er nicht auch in Ihrer Kaiserstadt sollte schon gekannt und gelesen seyn. Eine der zartesten Huldigungen war eine Überraschung, welche Jean Paul am letzten Sonntagmorgen, den er hier verlebte, gemacht wurde. Er wohnte in einem Gartenhaus, hier wurde ihm vor seinen Fenstern früh um fünf Uhr eine Morgenmusik gebracht, welche wie ein Sommernachtstraum in seinen Schlummer hineintönte. Zu den Chören der erwachenden und jubelnden Vögel gesellten sich erst ernst und feyerlich, gleichsam wie eine fromme Morgenhymne singend, die vereinten Klänge von Pedalharfe und Waldhorn; als dieß Gebet, in der Poesie der Luft gedichtet, verhallt war, überließen sich beyde Instrumente ihrem romantischen und phantasievollen Charakter und schienen nun in Tönen ein Bild zu weben von den verschiedenartigen Werken des Dichters, bald schwangen sie sich, südlich leidenschaftlich, durch alle Gefilde der Phantasie, bald verschmolzen sie in süßer Innigkeit ihre reinen

Klänge, bald überließen sie sich muthwillig der neckendsten Laune, einander antwortend und lockend, bis sie endlich ein kräftiges und freudiges: Lebe hoch, lebe wohl und vergiß uns nicht! auszusprechen schienen. Wer nicht den Zauber dieser beyden vereinten Instrumente kennt, wenn sie meisterhaft gespielt in der reinsten Morgenluft und Sonntagsstille ertönen, der kann sich keinen Begriff von der überirdischen Wirkung dieser Musik machen. Am letzten Tage von Jean Pauls Hierseyn brachte er noch einige sehr frohe Stunden in dem schönen Pillnitz zu, wo ihm die Freude wurde, noch eine zufällige Unterredung mit unserm sinn- und geistreichen Prinzen Johann zu haben. Zum Abend hatten ihm viele seiner Freunde ein reizendes Fest auf der Brühlischen Terrasse bereitet, Kränze und Opferflammen und, was besser ist, treue liebevolle Herzen harrten seiner, leider aber vergebens, durch empörende Zudringlichkeit wurde er in seinem Zimmer bis spät in die Nacht zurückgehalten und so seine unendliche Gutmütigkeit noch zuletzt auf eine recht harte Probe gesetzt. Am 12. Juny verließ er Dresden, von unsern besten Wünschen begleitet.

Kinderschutz und Tierschutz.

Die in Essen herrschende Wohnungsnot hatte einen Leser der „Frankfurter Zeitung“ gezwungen, in ein Viertel zu ziehen, das stark von Angehörigen der sogenannten unteren Stände besetzt ist. Das, schreibt er an sein Blatt, würde ihn nicht stören, aber eine Beobachtung habe ihn erschreckt: „Wir haben hier einen großen rührigen Tierschutzverein, der jeden Fuhrmann zur Anzeige bringt, der seinen Gaul mehr oder kräftiger prügelt, als erlaubt und nötig ist: um mich herum wird den ganzen Tag aus Leibeskräften geprügelt; aber nicht Pferde treffen die Hiebe, auch nicht Hunde und Katzen, sondern junge Menschenkinder von wenigen Wochen bis zu 15 und 16 Jahren. Was hier in meiner Nähe und natürlich auch anderwärts ein halbes Dutzend Kinder täglich an Mißhandlungen aushalten muß, das haben sicher nicht viele Pferde zu ertragen, denn dafür sorgen Polizei und der genannte Verein. Den Kindern hilft niemand.

Ich habe überlegt, ob sich etwas für sie tun läßt. Die Mißhandlungen erfolgen meist mit der Hand, lassen sich daher am Körper nach wenigen Stunden nicht mehr nachweisen. Das Verwerfliche liegt auch nicht so sehr in dem Nachdruck, mit dem geprügelt wird, als in der Häufigkeit. Man verzichtet auf jedes andere Erziehungsmittel, man prügelt, prügelt, prügelt. Und sind denn nur die körperlichen Mißhandlungen strafwürdig, zählen die seelischen gar nicht? Diese Erziehungsmethode kann auch ein gut veranlagtes Kind in wenigen Jahren zum Verbrecher machen. Hier setzt das Interesse der Gesellschaft, des Staates ein. Ich bin nicht für Bevormundung und Einschränkung der persönlichen Freiheit durch überflüssige Gesetze. Der Staat mischt sich aber in viel gleichgültigere Dinge ein. Die Entwickelung der kommenden Geschlechter ist doch wichtiger, als das Wohlbefinden von Katzen und Hunden. Vielleicht genügen auch die bestehenden Gesetze, dann müssen sie aber schärfer durchgeführt werden. Und wenn niemand anzeigen will, dann gründe man Kinderschutzvereine gegen die Eltern, Vereine, die gegen die Quäler gerade so mitleidslos vorgehen, wie diese gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Was ich hier täglich beobachte, wirft ein grelles Licht auf Nietzsches furchtbares Wort: Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?“

So prügelt also auch der sozialdemokratische Proletarier seinem eigenen Fleisch und Blut „Kadavergehorsam“, Knechtschaffenheit und knechtschaffene Tücke in die Glieder. Sogar der „Vorwärts“ hat sich wiederholt genötigt gesehen, den „Genossen“

zu Gemüte zu führen, wie sehr sie durch solche absolutistisch-patriarchalische „Regungen" ihren eigenen Prinzipien ins Gesicht schlügen.

Eines freilich hätte der Verfasser des sonst nicht genug zu beherzigenden Aufrufes besser unterlassen: die kleine Malice gegen den Tierschutz. Mitglieder der Tierschutzvereine sind es doch wohl zu allerletzt, die ihre Kinder mißhandeln. „Türmer."

Ein Amerikaner über das Deutschtum in Österreich.

In der zu Chicago erscheinenden Zeitschrift „Die Glocke" veröffentlicht Dr. Adolf v. Noé, Professor an der Universität zu Chicago, einen klaren Aufsatz, der uns interessiert, weil er so warm für uns geschrieben ist, und weil wir gerne wissen, wie die deutschen Amerikaner über uns denken. Der Aufsatz lautet:

Wer heutzutage von Deutschland spricht, denkt an das Kaiserreich zwischen Mosel und Niemen, der Ostsee und den Alpen. Der alten deutschen Lande, welche sich nach jahrhundertelanger Zusammengehörigkeit vom Reich getrennt hatten, Österreichs und der Schweiz, vergißt man dabei gewöhnlich, desgleichen der deutschen Balten, welche durch Esthland, Kurland, Livland und Ingermanland verstreut leben und allerdings niemals zum alten Reiche gehört haben.

Die Schweiz hatte früh aufgehört, ein wirksamer Teil des deutschen Reiches zu sein, ehe sie im Frieden von Münster und Osnabrück auch dem Namen nach ausschied. Anders war es mit Österreich. Hier hatte einst der Schwerpunkt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gelegen und erst der Deutsche Krieg von 1866 hatte die kaiserlich-königlichen Erblande für immer vom Reiche getrennt. Für immer? Wer könnte diese Frage beantworten! Vielleicht wird dieselbe nach hundert Jahren bejaht oder verneint werden können — hoffentlich verneint.

Es ist ein tragisches Geschick der Völker, daß sie die Sünden ihrer Väter zu büßen haben. Allein und von den Bruderstämmen verlassen, kämpft heute ein deutscher Stamm um Leben und Freiheit. Es ist kein Kampf eines unterdrückten Volkes gegen die Tyrannei eines einzelnen, sondern gegen die noch viel unerträglichere der Nachbarvölker. Und welcher Nachbarvölker! Slawen und Magyaren, die einstigen Vasallen des deuschen Herrenvolkes.

Welch ein Wandel fand statt in der Geschichte des deutschen Volkes in Österreich seit tausend Jahren! Damals zur Zeit der Morgenröte deutschen Volkslebens waren das Donautal und der Rhein die großen Stromgebiete, von welchen eine höhere Kultur sich nach allen Seiten ausbreitete. Später erfüllte die Elbe eine ähnliche Aufgabe. Der Norden, besonders der Nordosten, war noch unkultiviertes Slawenland.

Im oberen Donautale hatte uralte Kultur geherrscht. Die Römer hatten das feste Lager Vindobona errichtet, wo heute Wien steht. Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Salzburg bildeten die römischen Provinzen Norikum und Pannonia. Die Völkerwanderung durchflutete diese Länder mehrmals, die keltischen Ureinwohner wurden verdrängt, Germanen traten an ihre Stelle, begleitet von slavischen Stämmen. Letztere wurden in erbitterten Kämpfen nach Norden und Südosten zurückgedrängt und die österreichischen Alpenländer waren dem deutschen Volke gesichert.

Ein mächtiges nationales Leben begann in den deutschen Ostmarken zu blühen. Die Höfe der babenbergischen Herzoge zu Wien waren die Sammelplätze ritterlicher Sänger. Herr Walter von der Vogelweide und Neidhart von Reuenthal ließen hier ihre Lieder ertönen, auch der sagenumsponnene Heinrich von Ofterdingen, genannt

Heini von Steyer. Hier scheinen zuerst die gewaltigen Strophen des Nibelungenliedes und der Gudrunsage erklungen zu haben. Große Kämpfe gegen die immer wieder anstürmenden Barbarenhorden des Ostens befeuerten die Phantasie der Sänger. Kreuzfahrer zogen über Wien nach dem heiligen Lande und die Herzoge und Ritter von Österreich nahmen selbst das Kreuz auf, um in Palästina gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Ein österreichischer Herzog wird vor Askalon vom englischen Könige Richard Löwenherz tödlich beleidigt, und als der König später durch des Herzogs Lande zu reisen gezwungen ist, nimmt ihn dieser gefangen.

Den Babenbergern folgt nach kurzem Interregnum das Haus Habsburg in der Herrschaft und die Herzoge, oder wie sie sich bald nennen, Erzherzoge von Österreich werden deutsche Kaiser. Wien ist die Hauptstadt des deutschen Reiches. Jahrhundertelange Kämpfe spielen sich an den Grenzen Österreichs ab. Die Türken haben Konstantinopel erobert. Ungarn ist ihnen verfallen und sie wollen ihre Rosse im Rhein tränken. Jahraus jahrein fluten die Kriegsvölker des Sultans gegen Westen, Wien wird zweimal belagert und immer und immer wieder bricht sich die osmanische Herrschaft an den Schwertern der Österreicher. Zu gleicher Zeit waren die habsburgischen Kaiser des Reiches Hüter im Westen und verteidigten den Rhein gegen die Angriffe der französischen Könige. Allerdings muß gesagt werden, daß es in erster Linie nicht das Interesse des deutschen Reiches war, dessentwegen die österreichischen Fürsten gegen die Türkei und Frankreich kämpften, sondern sie wollten ihre eigenen Ländereien in der Ostmark, im Elsaß und in Schwaben verteidigen. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß damit dem Reiche selbst der größte Dienst geleistet wurde, denn keine anderen deutschen Fürsten hatten damals die Macht, die östlichen und westlichen Reichsfeinde zu bekämpfen.

Da kam die Reformation, der große Wendepunkt in der Geschichte Mitteleuropas. Auch die österreichischen Erblande wurden, wie der größte Teil des Reiches, protestantisch. Allein Ferdinand II., der Gegenreformator, machte seine Länder mit spanischer Unterstützung wieder katholisch und trennte sie dadurch auf immer vom protestantischen Norden. Seine nächsten Nachfolger traten in Ferdinands Fußstapfen. Immer schärfer wurde die geistige und politische Absonderung des katholischen Österreich vom protestantischen Norddeutschland. Dort erhob sich zuerst Sachsen und darauf mit noch mehr Erfolg Preußen als Gegenmacht und das hundertjährige Ringen Preußens und Österreichs um die Vorherrschaft in Deutschland endigte schließlich mit dem Frieden von Nikolsburg, der ein neues Deutschland ohne Österreich anbahnte.

Des Rückhaltes an den reichsdeutschen Stämmen beraubt, sahen sich die deutschen Österreicher plötzlich den früher geringgeschätzten und schon beinahe germanisierten Magyaren und Slaven gegenübergestellt und bald in ein Ringen auf Leben und Tod verwickelt.

Die demokratischen Prinzipien des modernen Staatslebens haben diesen Kampf verschärft. Was nützt dem deutschen Bürger seine überlegene Bildung, sein Gewerbefleiß und sein Besitzstand, wenn seine Stimme in der politischen Wagschale nicht mehr und nicht weniger gilt als die eines slawischen Taglöhners. Die Menge tut es. So viele Köpfe, so viele Stimmen, und die zehn Millionen Deutsche werden von der slawischen Mehrheit einfach überstimmt. Wahrlich, nirgends erscheint eine alles gleichmachende Doktrin in ihren Konsequenzen so verderblich als in Österreich, wo durch das allgemeine und gleiche Stimmrecht eine alte hochstehende Kultur von kaum zur Mannbarkeit gereiften Zivilisation in ihrer Existenz bedroht wird.

In Steiermark, Kärnten und Krain suchen sich Slowenen und Kroaten auf Kosten der Deutschen vorwärtszuschieben. In Böhmen und Mähren tun die Tschechen

dasselbe, in Schlesien die Polen und in Tirol die Italiener. Ungarn dagegen bemüht sich, den Schwerpunkt des Reiches von Wien nach Budapest zu verlegen. Dabei wurden die Absichten der slawischen Nationalitäten von der österreichischen Bureaukratie, welche nichts weniger als rein deutsch ist, heimlich oder offen gefördert, bis die deutschen Abgeordneten des Wiener Reichsrates in eine verzweifelte Opposition zur Regierung gedrängt wurden und derselben bewiesen, daß es in Österreich unmöglich sei, gegen die Deutschen zu regieren. Allerorten im Lande begann sich deutsche Volkskraft gegen slawische Überhebung zu regen. In den Landtagen und Rathäusern wuchs die deutschnationale Partei zu immer größerer Stärke und, außer den Slawen, stehen ihr höchstens noch die Ultramontanen und die überall vaterlandslosen Sozialdemokraten gegenüber. Der große Deutsche Schulverein entstand zur Erhaltung und Förderung rein deutscher Schulen in slawischen Grenzgebieten. Ähnliche Aufgaben stellten sich zahlreiche Schutz- und Trutzvereine, wie die „Südmark". Bald hatte der nationale Gedanke mächtig um sich gegriffen und alle Bevölkerungsschichten erfaßt.

Der ungeheure Aufschwung des geeinigten Deutschen Reiches hat mittelbar auch dem Deutschösterreicher geholfen. Der helle Ruhmesglanz des Reiches wirft einen Widerschein auf den abgesprengten österreischen Stamm und hebt dessen Selbstvertrauen. Auch ist die aufrichtige Teilnahme, die von reichsdeutscher Seite dem kämpfenden Brudervolke entgegengebracht wird, unverkennbar. Trotzdem fühlt man gar wohl in Österreich, daß die Rettung vor slawischer Bedrängnis nur aus innerer Kraft und nicht durch äußere Hilfe gelingen darf. Der Deutschösterreicher will die Freiheit seines Volkstumes nicht als fremde Gabe empfangen, sondern muß sie sich aus eigener Kraft erkämpfen.

Daß dieser Kampf gelingen wird, darüber zweifeln die Österreicher nicht, ebensowenig aber, daß der Sieg schwer errungen sein wird. Aber Österreich, worunter wir natürlich nur die alten Erbländer ohne Ungarn und das beinahe autonome Galizien verstehen, muß wieder durch und durch deutsch werden, unter einem deutsch fühlenden habsburgischen Herrscher und innigst verknüpft mit dem Deutschen Reiche.

Die zu erwartende Ablösung Ungarns von Österreich wird denjenigen Prinzen des Hauses Habsburg, dem einmal die österreichische Reichshälfte zufällt, in die Notwendigkeit setzen, sich ganz auf das lebensfähigste Element seines Reiches zu stützen, und im deutschen Bewohner der österreichischen Alpenländer liegt noch so viel urgermanische Kraft, daß kein fremdes Volkstum ihm wirklich gefährlich werden könnte.

Viele Hindernisse sind noch zu übersteigen und die Verirrungen mehrerer Jahrhunderte gutzumachen, bis der deutschösterreichische Stamm die Macht, die ihm seine natürlichen Gaben und reichen Landesschätze gewährleisten, entfalten wird, aber es wird geschehen und der verdrängte Bruder wird wieder ins Vaterhaus eintreten und in der deutschen Stammesfamilie den Platz einnehmen, der ihm gebührt.

Singvögel.

Gedanke!

Steh ich am Fenster und schau in die Nacht,
Schwarze, gespenstische Bäume:
Lautloser Stille balsamische Pracht,
Träume doch, Menschenkind, träume!

Schau ich zum blauenden Himmelsglanz,
Der endlos millionenbesäte,
Schweigender Sterne urewigem Tanz:
Bete doch, Menschenkind, bete!

Denk ich der Jugend, denk ich der Not,
Qualvollen Jammers die meine;
Denk ich des Glückes nun, das sich mir bot,
Weine nur, Menschenkind, weine!

Ballen sich dräuende Wolken gar auf,
Quillt dir die Träne, die bittre:
Donnernd rollt's über die Fluren herauf!
Zitt're, Menschenkind, zitt're!

E. Grimme.

Alte Lieblingslinde.

Beim Jägerhaus in der Stanz.

Schläfst du, liebe alte Linde,
Festgewurzelt in der Erde,
Träumend, bis die Frühlingswinde
Wieder rufen: „Werde! werde!“
Nein, nicht träumend; auch im Innern
Hat es aufgehört zu weben;
Stille ist es, kein Erinnern
Spricht von Lust und Leid im Leben.
Ob im Suchen nach Gewürme
Bunte Spechte dich umklettern,
Ob dir rauh die Winterstürme
Durch die kahle Krone wettern,
Mag der Boden rings vereisen,
Reif und Schnee dich ganz bedecken; —
Bis wir in den Frühling kreisen,
Kann dir nichts den Pulsschlag wecken.

Aber wenn auf Himmelsbahnen
Höher steigt der Sonne Flamme,
Zittert es wie Werdensahnen
Von den Wurzeln auf zum Stamme;
Wenn es dann beginnt zu tauen
Und hervor aus grünen Schöpfchen
Schon die ersten Primeln schauen
Mit den gelben Blumenköpfchen,
Dann, wenn all die tausend Kräfte
Sich noch schneeumhüllt entfachen,
Fluten dir auch neue Säfte:
Welch ein köstliches Erwachen!

Nach geheimnisvollem Schwellen
Drängt empor das Keimen, Sprießen,
Bis die Knospen überquellen
Und heraus die Blätter fließen;
Und noch ehe voll entfaltet
Prangt der Dom aus jungen Blättern,
Dort schon Liebesleben waltet,
Tönt der Vöglein Jubelschmettern.

Denn die kleinen, nimmermüden
Sänger süßer Frühlingslieder
Kehrten von dem Flug nach Süden
Zu der trauten Heimstatt wieder,
Und, die noch als Eilein lagen
Hier zur Sommerszeit im Neste,
Nehmen in den Lenzestagen
Anteil an dem Schöpfungsfeste.

Aber nicht nur hoch im Laube
Wallt der Blutstrom in Erregung;
Unten auch im Erdenstaube
Herrscht jetzt Leben und Bewegung.
Denn die Mutter Sonne streuet
Strahlengold als Samen nieder,
Der den Schaffenstrieb erneuet,
Jede Kraft erwecket wieder.
Und bis in die tiefste Furche
Dringet ein das Auferwecken,
Wo sich Nachtgewürm und Lurche
Lichtscheu im Gedunkel decken.

Auch den Menschen ist entglommen
Glanzerfüllter Sonnensegen;
Siehe, wie sie fröhlich kommen
Zu den grünen Waldgehegen,
Wie sie neubelebt erscheinen,
Sich verjüngen und beglücken,
Wenn auf Wiesen und in Hainen
Sie sich bunte Blumen pflücken,
Wenn sie mit den hellen Augen,
Liebe Linde, dich begrüßen
Und in ihren Odem saugen
Deinen Duft, den wohlig süßen,
Betend, daß im Lauf der Jahre
Menschenhabgier dich verschone,
Schützend dir Natur bewahre
Unverletzt vom Blitz die Krone.

Wilhelm du Nord.

Oberlausitzer Forsthaus.

März! Auf jedem Zweig am Baum
Liegt ein weißes Kräuschen;
Eingeschneit in weichen Flaum
Steht das Försterhäuschen.

Drinnen an dem Webstuhl sitzt
Lenchen, um zu weben,
Waldmann, der die Ohren spitzt,
Sitzt ganz still daneben.

Lenchen denkt: Wie heult der Wind!
Trübe wird's und trüber!
Waldmann denkt: Wie geht geschwind
So ein Tag vorüber!

Lenchen denkt: Käm' heut mein Fritz —
Ei, da wollt' ich lachen!
Waldmann denkt: Was mag Frau Spitz,
Meine Freundin machen?

Lenchen denkt: Wie lieb' ich dich,
Holde Maienwonne!
Waldmann denkt: Ich sehne mich
Nach ein bißchen Sonne . . .

Und so blüht ein Hoffnungsstrauß
Zwischen hohen Bäumen
Im verschneiten Försterhaus,
Wo zwei Träumer träumen.

Otto Promber.

Geschah dir's nie? . . .

Geschah dir's nie — daß, plötzlich festgehalten,
Dein Blick verweilt an dunklen Laubengängen;
Ein Häuschen, drüber wilde Rosen hängen,
Dich bannt und lockt — um Träume zu gestalten!
Hier muß das Märchenglück — so meinst du — walten,
Und losgelöst von dieses Daseins Engen,
So wie's der Dichter schildert in Gesängen,
Um edle Menschen seinen Glanz entfalten.
O holder Wahn! Denn gibt's ein Glück hienieden,
Um das nicht dunkle Schatten drohend schweben,
Das neid'sche Mächte grausam nicht verneinen;
Die ew'ge Unrast tötet Ruh und Frieden,
Dem Schmerz verfallen ist das hellste Leben
Und jeder Glückstraum endet hier mit Weinen.

Aug. Porch.

Kristall.

In den weiten grauen Mantel der Einsamkeit will ich mich hüllen.
Schweben will ich durch den Nebel, der die Welt birgt und die Dinge, die waren,
Über mir nur noch das reine kalte Winterlicht der Sterne.

Eines nur ist noch lebend um mich.
Tot-lebendig möchte ich es nennen und lebender doch als alles, was drunten lebt und liebt, fault und stirbt:
Sahst du den Kristallstern, geworden, erstarrt, gestorben aus dem lebenspendenden, allbeweglichen Naß?
Fühltest du nichts bei der Erhabenheit seiner starren Schönheit — gestaltet nur, um zu sein — nicht, um mit Fäulniskraft in die Zukunft zu zeugen?

Siehe, so soll meine Seele schweben inmitten von Zeit und Raum, gehüllt in den grauen Mantel der Einsamkeit.

E. Schenkl.

Tierseele.

Es wird so oft gesagt, es fehle
Jedwedem Tiere eine Seele.
Wie nennt ihr's denn, da einem Kätzchen
Verbrannten seine zarten Tätzchen,
Und ihm ein Hund geleckt die Wunden,
Bis daß sie konnten neu gesunden?

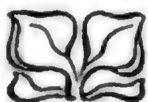
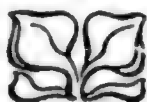
Und wenn ein Hund ein Kindlein rettet
Im Fluß, es auf dem Rasen bettet,
Es ruhen läßt auf seinem Felle,
Bis Menschenhilfe ist zur Stelle?

Was ist es, wenn im Tode ringend
Ein treues Tier, den Schmerz bezwingend,
Noch einmal zu den Menschen wanket
Und mit gebroch'nen Blicken danket?

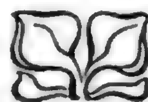
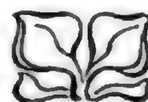
Wenn andere trotz Fluch und Schlägen
Liebkosend geh'n dem Herrn entgegen,
Und manches schon vor Leid verdorben,
Wenn ihm sein Meister weggestorben?

Ist's nur „Instinkt"? Nein, das ist Liebe!
Und diese rührend edlen Triebe
Entspringen einzig einer Seele.
Sagt nicht, daß sie dem Tiere fehle.

E. W.

Bücher.

Tagebuchblätter eines Weltpriesters. (Dresden. E. Pierson.)

Er hat sich nicht genannt, der Verfasser, und recht hat er gehabt. Man könnte ihm sonst vielleicht doch auf die Finger klopfen: Du, fremdes Eigentum laß liegen! Der Mann hat sich Roseggers Roman „Das ewige Licht" doch ein bißchen zu gewissenhaft zum — Vorbild genommen. Nachgerade alle Bestandteile des genannten Romans sind in dieser Pfarrergeschichte verwertet. Bloß die Liebesgeschichte dieses „Weltpriesters" dürfte eigene Erzeugung sein. Aber auch sie ist hübsch nach der Schablone der sattsam bekannten Priester-Liebesromane gemodelt. Im weiteren ist die Absicht des Buches löblich. Z.

Damian Zagg. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz u. Co. 1906.)

Es sind Jägergeschichten. Das ist nebenbei gesagt, nebenbei gehört und man — geht vorüber. Man müßte aber erst fragen: Wer hat sie geschrieben? Ein großer Weidmann vor dem Herrn sicher. Und — ein scharfer Beobachter, ein Menschenkenner, ein Humorist, ein vielkönnender Dichter. Der Jäger Damian Zagg mit seiner radikalen Brautreise steht nicht allein in dem Buche, auch der Urkraftmensch Egidius Trumpf ist da, und der zeugungsfrohe Permaneder-Hansel und der nette Peperl und andere, lauter Jäger und Schützen, kerngesund, geschildert mit beneidenswerter plastischer Ausdruckskraft und überwältigendem Humor, mit einer oft geradezu tierischen Rücksichtslosigkeit. Urmenschen aber — ohne Seele. Fast ohne Seele. Leute vierter Güte. Weichere, gemütlichere, wärmer und tiefer angelegte Menschen, wie sie in den Alpen zwar ebenfalls vorkommen, läßt Ganghofer diesmal ihrer Wege gehen. Als echte Jägernatur macht es ihm Spaß, die wilden Menschentiere einzufangen und im Käfig einer überaus liebenswürdigen Erzählungsart sie uns vorzuführen. Dieses knappe Erzählen, dieses mit wenigen glücklichen Worten markige Gestalten schaffende Charakterisieren, diese Unmittelbarkeit in der Ausdrucksweise des derben bilderlustigen, witzigen und fluchenden Älplers, diese Technik in der Jägersprache erscheint mir von anderen kaum erreichbar. Dann unerschöpflich an drastischen Jägeranekdoten — ein herrliches Latein! Mir sind ja weder Jäger noch Jägerei besonders verständlich, von solchen Darstellungen aber kann man sich nur schwer trennen. Kaum jemals ist mir Ludwig Ganghofers Gestaltungsvermögen so lebhaft vor Augen getreten als in diesem Damian Zagg und seinen zweifelhaften Brüdern.

M.

Speckbacher. Eine Tiroler Heldengeschichte von Josef Friedrich Mair. (Innsbruck. Heinrich Schwick.)

Wie schwer es ist, aus den Tiroler Befreiungskriegen Romane zu schreiben, das hat mancher erfahren. Für den Roman wird's zuviel Geschichte, für Geschichte zuviel Roman. Dieser Zwiespalt beeinträchtigt allerdings auch das genannte Buch, trotz all seiner Vorzüge. Man darf das Werk eben nicht als Roman lesen wollen, sondern als freigeschaffenes Zeitbild. Speckbachers Heldengestalt, gleichwohl in vielen Geschichtswerken und Dichtungen dargestellt, ist weniger bekannt, als die Hofers, obschon sie stellenweise noch grandioser und vor allem abenteuerlicher aufragt. Dieses Buch von J. F. Mair nun gibt von Speckbacher und seinen Tagen ein großes schönes Gemälde, das nicht bloß in Tirol, sondern auch in der weiten Welt Interesse finden müßte. Die Hirten-, Bauern- und Jägerzeit des jungen Speckbachers ist eine frische Gebirgsidille; dann der furchtbare Kampf mit dem Landesfeind, wobei der kühne, schlaue und starke Speckbacher Heldentaten vollführt, die manchmal ans Antike gemahnen. Dann seine Flucht, sein einsamer Aufenthalt in den winterlichen Gebirgswildnissen, endlich sein Auszug nach Ungarn, seine Rückkehr als gebrochener Mann und sein früher Tod. Welch ein Stoff für den Dichter! J. F. Mair hat ihn mit bewundernswerten Mute angepackt und mit anerkennenswertem Geschick bewältigt. Wenn hie und da in Anordnung und Ausdrucksweise, besonders in Gesprächen der Bauern, die realistische Plastik vermißt wird, so ist das kein schwerwiegender Mangel gegenüber dem vortrefflich festgehaltenen Milieu und Geiste der Tiroler jener Zeit. — Wenn Tirol im Jahre 1909 zum Gedächtnisse des Freiheitskampfes sein Speckbacherdenkmal enthüllen wird, so könnte man sich kaum eine würdigere Festschrift denken, als dieses Buch, das auch mit guten Bildern geschmückt ist.

M.

Der Bildhauer. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Hat doch der Name Hanns von Zobeltitz seit Jahren einen guten Klang, und das neueste Werk des märkischen Dichters „Der Bildhauer“ ist sowohl in der Erfindung als auch in der Mache geeignet, den Leser zu interessieren. Der Roman läßt uns die Entstehungsgeschichte eines Berliner Denkmals mit all den Intrigen und dem Protektionswesen vor dem geistigen Auge als Episode vorüberziehen und gewährt uns einen Einblick in das Wirken eines Künstlers in der Großstadt, der aus den ärmlichen Verhältnissen eines Landbürschchens emporgeschoben und gehoben wurde. Hübsche Idyllen, Prunkfeste, erhebende und unerquickliche Vorkommnisse lösen einander ab, und die Art, wie sie gegeben, lassen die Spannung des Lesers nicht erlahmen. Der Titelheld, der über einen großen Egoismus verfügt und rücksichtslos über Menschliches und Edelmütiges hinweg seinem Ziele zustrebt, kann uns freilich nicht immer sympathisch berühren, aber es scheint der Wirklichkeit abgelauscht zu sein, und das ungemein gewandt Erzählte macht einen wahrhaftigen, künstlerisch gerundeten Eindruck, dem auch die Eigenart und der Adel nicht fehlt.

Brandstetter.

Ortrun und Ilsebill. Eine Märchenkomödie in 5 Akten von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staakmann. 1906.)

Eines der kühnsten Märchen, das ich kenne. Grotesker Humor aus der Wirklichkeit und zartherzigster Idealismus, ohne alle Tagestendenz, die man sonst bei diesem Autor

gewärtigt. Ein Springquell echter Poesie in der Art der Muse Ferdinand Raimunds. Ich möchte diese Märchenkomödie auf der Bühne sehen. M.

Der deutsche Christus. Von Max Bewer. (Laubegast-Dresden. Goethe-Verlag. 1907.)

Die Hauptmerkmale dieses merkwürdigen Buches sind Germanenbewußtsein, Religiosität, Mystik, Hebräerhaß. Übrigens ist der Verfasser ein so starker Materialist, beziehungsweise auch Menschenhasser, daß es Wunder nimmt, wieso er gerade Christus sich zum Ideal gewählt hat. Wutentbrannt ist er gegen die Juden. Alles Heil ruht im Germanentum. Da wird er bedenklich, weil jede Übertreibung Zweifel erweckt und Gegner schafft. Und der Mann will doch den Frieden? Kecker ist es noch nirgends ausgesprochen worden, daß Christus nicht Jude gewesen, sondern germanischem Blute entsprossen. Das bedeutsamste Kapitel des Buches, ein glänzendes Werkchen für sich, ist: Der Papst in Friedrichsruh. Dieses Zwiegespräch zwischen Leo XIII. und Bismarck ist einfach köstlich. Indem beide eine gemeinsame Grundlage für den konfessionellen Frieden in Deutschland suchen, verteidigt und rechtfertigt jeder seine Konfession. Der kluge, feindiplomatische, scheinbar biegsame und doch nicht ein Pünktchen nachgebende Leo ist prachtvoll gekennzeichnet, aber nicht minder der derbere, praktischgründige, freimütige Bismarck Eine wirkliche Einigung gibt es nicht und der schließliche Kompromiß ist etwas schleußig. Aber der gute Wille für den Frieden ist dargetan und der Verfasser erweist dem Papste die besondere Aufmerksamkeit, ihn auf leuchtendem Wolkenwagen zurück nach Rom fahren zu lassen. Bei dieser Aufmerksamkeit für den heiligen Vater und bei der so sorgfältigen und bestehenden Begründung des päpstlichen Standpunktes sollte man meinen, daß Max Bewer ein guter Katholik sei. Das will er aber durchaus nicht sein, auch nicht Protestant, überhaupt nicht kirchlich; nur Christ will er sein. Nach dem Gesetze aber gibt es in Deutschland keine Christen, so wenig wie in Österreich, und wenn einer auf dem Volkszählungsbogen in die Rubrik Konfession hinschreibt „Christ", so wirft ihm die Behörde das Blatt zurück: Christen, das gibt's nicht! — Und gut so, das Christentum kann nicht veramtlicht, nicht rubriziert werden. M.

Fußnoten zu Texten des Tages. Von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber. 1906.)

Wenn Worte überhaupt etwas ausrichten könnten, so müßte dieses Buch auf die Nation eine große Wirkung erzielen. Überzeugender können die Schäden des Volkes und der Zeit kaum bloßgelegt werden, als Leixner es tut. Von Literatur und der so modern gewordenen Ästhetelei ausgehend spricht er von der „entkernten Nuß" (dem enthäuslichten Familienhause), vom Geiste des Hauses, von Vater, Mutter und Kindern und ihr Verhältnis zu einander, von der Erziehung insbesondere, von Luxus und Charakterentwicklung; vor allem des Abschnittes zu gedenken mit der Überschrift: „Die neue Moral". Kein Predigerton verletzt, keine pharisäerhafte Moralisiererei schreckt ab — in ernsten und liebevollen Darstellungen sucht der Verfasser die Menschen zur Selbsterkenntnis zu leiten. Ein sehr gefälliger Stil läßt allerdings bei dem Buche auch solche auf ihre Rechnung kommen, die es mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung lesen wollen. M.

Der demokratische Imperalismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Von Ernst Seillière. Deutsch von Theodor Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf. 1907.)

Dieses merkwürdige Buch, das auf dem Standpunkte eines — möchten wir sagen — modernen Humanismus — steht, bietet so viele neue Gedanken und fruchtbare Hinweise, daß sich kein Mensch, der soziale Studien treibt, versagen sollte, es zu lesen. Dankbar muß man dem Übersetzer sein, daß er uns mit diesem Werke des berühmten Franzosen bekannt macht. H.

Seids lustil Gedichte in Wiener und niederösterreichischer Mundart von Arthur Dworzak. (Dresden. E. Pierson.)

„Hast du wen zum Lachen bracht,
So ist das Nächstenliebe."

Schon dieses Leitsprüchleins wegen möge man zum anspruchslosen Büchlein greifen, dessen Grundton im Titel selbst liegt. K.

Agrarische Halbmonatshefte. Die österreichischen Agrarier haben wieder einen Schritt nach vorwärts getan, indem sie sich ein Zentralorgan schufen, das auf dem Programme der Agrarischen Zentralstelle in Wien fußend. die Agrarier aller Parteischattierungen zur gemeinsamen Arbeit auf rein agrarischem Boden zusammenrufen soll und wird. Unstreitig werden die Agrarischen Halbmonatshefte zur Vertiefung des agrarischen Bewußtseins beitragen und, wenn sie von ihrem Niveau nicht herabsteigen, der Leistern für die gesamte agrarische Presse Österreichs werden. Redigiert werden die Agrarischen Halbmonatshefte von Hugo Reinhofer in Graz und erscheinen im Verlage der „Moldavia" in Budweis. V.

Weiße Lilien. Stille Weisen von Elisabeth Kolbe. Zweite Auflage. (Leipzig. Verlag von H. G. Wallmann. 1905.)

Der große Vorteil, der (im Vergleich zu anderen Gesängen der Frauenlyrik) diesen Versen

anhaftet und der sie über viele „Dürste und Dränge" moderner „Hysterie in Reimen" erhebt, besteht in der frischen, gesunden, natürlichen Empfindung der stillen Weisen unserer anerkennenswerten Dichterin! Gedichte wie „Unterm Dach" und „Der große Junge" gehören ohne Zweifel zu dem Allerschönsten, was die Lyrik in letzter Zeit hervorgebracht hat. Das Buch sei bestens empfohlen. O. P.

Shakespeare. Eine kritische Studie von Leo Tolstoi. (Hannover. Adolf Sponholtz. 1906.)

Wie alle Kunstkritik im Grunde müßige Arbeit ist, beweist wieder dieser Fall. Sie erzeugt ja Meinungen, aber ebensoviel unrichtige als richtige. Wenn sie unter hundert Abgetanen einmal einen in den Himmel erhebt, so reißt sie ihn gelegentlich wieder herab. Seit Jahrhunderten haben die kleinen und großen Kritiker Shakespeare als den größten Dichter der Welt ausgerufen. Und nun kommt plötzlich ein Kritiker daher, dessen Weltanschauung, Kunstgeschmack und Logik in der Kulturwelt hochgehalten wird, und dieser Mann schreibt ein Buch, durch das er beweisen will, daß Shakespeare ein ganz mittelmäßiger, geschmack- und witzloser und unmoralischer Dichter gewesen ist. Und auch diese Kritik ist müßig, weil sie ebenfalls wieder niedergeschimpft wird. Dem Tolstoi ist Shakespeare zu unnatürlich, zu geschraubt, zu brutal und zynisch, zu wenig volksfreundlich, zu geschmacklos, zu langweilig, zu weiß Gott was alles. Es ist ja sicher, daß der alte Grübler, der alles auf die Spitze zu treiben pflegt, mit der Strenge seiner Kritik über die Schnur haut. Aber gerade schaden kann sein Buch nicht. M.

Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. Von Max Eyth. 2 Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit Kunst hat es Eyth verstanden, dies Lebensbild nicht nur innerlich zur Tragödie des Erfinders zu vertiefen, sondern auch nach außen zu einem großen, farben- und figurenreichen Zeitgemälde zu erweitern. Das geistige Leben Alt-Württembergs, die kleinbürgerliche Kultur und der politische Marasmus der alten freien Reichsstädte, die — zu ihrem Glück — beim Zusammenbruch des „heiligen römischen Reichs" ihre Selbständigkeit verloren, das sehnsuchtsvolle, opferbereite Ringen um ein großes, ruhmvoll geeinigtes Deutschland — das bildet die Umwelt, in der wir den Helden des Buches heranwachsen und untergehen sehen. V.

Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Von Erika Rheinsch. Frankfurt a. M. Heinrich Demuth. 1907.)

Die „Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume" sind von einer wahrhaft zärtlichen Liebe zur Natur, von der Beobachtung ihrer leisesten Lebensregungen, von der Freude an der Schönheit all ihrer Formen und Farben diktiert. In begeisterten Betrachtungen wird das Werden und das bittere Vergehen des zarten Pflanzenwesens geschildert. Die „Festgesänge" sind lyrische Gedichte von feinem Stimmungsgehalt und streng beherrschten, oft antiken Formen. V.

Nach Feierabend. Gedichte in Nürnberger Mundart. Von Jean Greulein (Jakob Heinrich). (Nürnberg. C. Koch.)

Greulein ist ein humorvoller Volksschriftsteller, der es versteht, die kleinen Eigentümlichkeiten seiner Mitmenschen, die harmlosen Abenteuer des Alltags, mit ruhiger Behäbigkeit und einem sicheren Blick für das Komische in Versen wiederzugeben. Er ist kein Witzbold, der durch die Pointe über die geistige Leere dessen, was er vorbringt, hinwegzutäuschen sucht; was er sagt, entquillt einem reichen Gemüt. Martin Boelitz.

Ein Blumenstrauß. Gedichte von Christian Wagner, Warmbronn. (Schwäbisch-Hall. Wilh. Germans Verlag.)

Ein feinsinniger Literaturkenner, R. Krauß, schreibt von dem Warmbronner Bauern und Dichter: „Christian Wagner bewährt sich als ein tiefer Kenner der ihn umgebenden Natur, versteht Blumen und Pflanzen aufs innigste auszudeuten, an solche die reizendsten Märchen und Legenden anzuknüpfen, die aus seiner üppig sprudelnden Dichterphantasie geschöpft sind. V.

Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht von Gustav Frenssen. (Berlin. G. Grote. 1906). 81. Tausend.

Ein sehr unterrichtendes und sehr unerquickliches Buch. Es spricht unwillkürlich gegen die deutschen Annexionen in Südwest-Afrika. Wie viel Elend und Jammer, wie viel Leben und Sterben für eine fast aussichtslose Sache. Wenn Deutschland eine große Armee und ungezählte Milliarden opfern will und kann, dann allerdings nicht aussichtslos. Das neue, schlicht geschriebene Buch Frenssens scheint mir keine Tendenz äußern zu wollen, und doch schreit jede Zeile: Ein Unheil, diese Kolonie! M

Beiträge zur Literaturgeschichte. In Heften, herausgegeben von Hermann Graef. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Die Hefte 7—22 enthalten unter anderem: „Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur" von Lulu Strauß und Torney. — „C. F. Meyer als Lyriker" von Dr. Karl Busse. — „Nikolaus Lenau" von Hermann Graef. — „Der lutherische Charakter und Goethes Faust" von Dr. Richard Degen. —

„Karl Ernst Knodt“ von Karl Engchard? — „Peter Rosegger“ von Dr. Richard Plattensteiner. — „Das Erwachen und Werden des Dichters in Schiller“ von Julius Burggraf. — „Annette v. Droste-Hülshoff“ von Hermann Grans. — „Friedrich Hebbel“ von Theobald Bieder. — „Parcival und Faust“ von M. v. Eschen. — „Ulrich Branker, der arme Mann von Tockenburg“, von Adolf Wilbrandt. — „Wilhelm Hauff“ von Hermann Graef. — „Robert Reinicke“ von Bruno Pompeli. — „Friedrich Nietzsche als Lyriker“ von Paul Friedrich. — Kürze, Hervorheben der Hauptcharakteristik, tiefes Verständnis und wohltuende Wärme für den behandelten Gegenstand sind Hauptvorzüge, die man diesen Heften nachrühmen kann. Z.

Brockhaus' Kleines Konversationslexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten sowie 34 Textbeilagen. (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.)

Immer mehr macht sich das Bedürfnis nach kurzen übersichtlichen Enzyklopädien geltend, nach Handbüchern, die man bequem bei der Lektüre und bei der Arbeit benützen kann, die über Fragen des gegenwärtigen Kulturlebens schnell und hinlänglich orientieren und Mittel und Wege angeben, wie man sich über den Gegenstand eine tiefere Belehrung verschaffen kann. Solche Handbücher herzustellen, ist heutzutage, wo das geistige und wirtschaftliche Leben in schnellem Tempo dahinflutet, keine leichte Aufgabe; denn viele Fragen, Namen und Vorgänge, die heute aktuell sind, gelten morgen schon für überholt, für veraltet, und Stoffgebiete, an die heute noch kein Mensch denkt, können morgen schon Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sein. Es gehört also zur Abfassung enzyklopädischer Handbücher nicht nur ein hohes Maß gründlicher Bildung und zuverlässiger Kritik, sondern auch eine Art von Divination, die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen und Angaben über Dinge zu machen, die möglicherweise bald in den Kreis des allgemeinen Interesses treten können. Wir müssen gestehen, daß diese drei Bedingungen: Wissen, Kritik und Divination in der fünften Auflage des Kleinen Konversationslexikons von Brockhaus vortrefflich erfüllt sind. V.

Büchereinlauf.

Otto der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Jungentagebuch. Von Gustav Naumann. (Leipzig. C. G. Naumann. 1906.)

Viktoria. Erzählung von Georg Hondrey. (Dresden. E. Pierson. 1907.)

Geduld. Von Richard Schmidt. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1906.)

Han Grot. Von Richard Schmidt. (Berlin. J. Harrwitz Nachfolger. 1906.)

Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1907.)

Gesänge von Gabriele d'Annunzio. In Nachdichtungen von Else Schenkl. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Ringende Welten. Neue Gedichte von Karl Frank. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1905.)

Auf stillen Wegen Neue Gedichte von Angelica Hörmann. (München. J. Lindauersche Buchhandlung. 1907.)

Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Gesammelt von Rudolf Günther. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1907.)

Avalun. Neue Gedichte von Franz Ulrich Apelt. (Berlin. Franz Wunder. 1907.)

Gninchli. Götter- und Heldenlieder von Karl Konrad. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1906.)

Backfischlieder und allerlei. Von Anna Claud. (Dresden. E. Pierson.)

Sailengold und Lieder. Gedichte von Paul Tschurtschenthaler. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1907.)

Pfälzer Heimatspoesien. Gedichte von Karl Räder. (Neustadt an der Haardt. Wilhelm Marnet.)

Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Jensen. 2. Auflage. (Leipzig. B. Elischers Nachfolger.)

Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Von Gustav Adolf Erdmann. (Leipzig. B. Elischers Nachfolger.)

Schiller. Von Fritz Lienhard. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Jahrbuch moderner Menschen. (Osterwieck, Harz. A. W. Zickfeldts Verlag. 1907.)

Heine-Genossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien von Adolf Bartels. (Dresden. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 1907.)

Pietisten. Von J. Jüngst, Pfarrer. Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. I. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Saul, David, Salomo. Von Liz.-Dr. G. Beer. (Tübingen. J. J. B. Mohr. 1906.)

Sonne und Wolke. Aphorismen von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller. 1907.)

Die letzte Schrift. Von Eduard Bacher. — **Werden und Wachsen.** Von Robert Freund. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Österreichische Geschichte. „I. Von der Urzeit bis zum Tode König Albrechts II. (1439).“ Von Prof. Dr. Franz v. Krones. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von Prof. Dr. Karl Uhlirz. Mit 11 Stammtafeln. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Streiflichter zu der Frage: Was kann aus Deutsch-Südwestafrika gemacht werden? Von K. A. Wettstein. (Zürich. Zürcher und Furrer.)

Illustrierte Österreichische Alpenzeitung. Monatsheft. (Graz, Annenstraße 19.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 12. Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

Deutscher Camera-Almanach 1907. Jahrbuch der Amateurphotographie. Unter Mitwirkung bewährter Praktiker herausgegeben von Fritz Loescher. (Berlin. Gustav Schmidt.)

Sukkulente Euphorbien. Beschreibung und Anleitung zum Bestimmen der kultivierten Arten, mit kurzen Angaben über die Kultur. Von Alwin Berger. (Stuttgart. Eugen Ulmer.)

Handbuch der Kakteenkultur. Kurze Beschreibung der meisten gegenwärtig im Handel befindlichen Kakteen, nebst Angabe zu deren Pflege. Für Gärtner und Kakteenliebhaber zusammengestellt von E. Schelle. (Stuttgart. Eugen Ulmer.)

Führer durch Lovrana und dessen Umgebung. Verfaßt von Kais. Rath Eduard Seis. (Abbazia-Lovrana. Franz J. Schmid. 1907.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

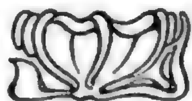
Ein Denkmal für Berthold Auerbach.

Am 8. Februar waren fünfundzwanzig Jahre seit Berthold Auerbachs Hingang verflossen. Schwäbische Freunde des Dichters haben an diesem Gedenktage sein Geburtshaus in Nordstetten mit einem Erzbild geschmückt.

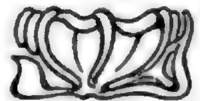
Der engeren Landsmannschaft wollen Freunde und Anhänger des Schöpfers der Schwarzwälder Dorfgeschichten im Umkreis des ganzen deutschen Sprachgebietes mit der Errichtung eines Denkmals für Berthold Auerbach folgen. Bei der Auerbach-Linde in Cannstatt, dem Lieblingsplatz des Dichters, soll seine Büste sich erheben, die dem Meister der Erzählungskunst, dem Kenner deutscher Volksart, dem Hüter des Humanitätserbes, dem Vorkämpfer des neuen Reiches längst gebührt.

Dieser Aufruf ist von 65 hervorragenden Persönlichkeiten unterzeichnet.

Zur Entgegennahme von Beiträgen erklärt sich Herr Gustav Müller, Stuttgart, Kanzleistraße 26, bereit.



Postkarten des „Heimgarten“.



R. G. J., Graz. Im Sinne humaner Kultur kann Napoleon I. natürlich nicht zu den größten Männern gezählt werden, denn er hat mit seinen Kriegszügen keine bleibenden, keine der Menschheit nützlichen Werke geschaffen. Wohl aber gehört Napoleon zu den außerordentlichsten Männern, und das kann seinem Ruhme genügen. Übrigens wird dem Napoleon der „Ruhm“ jetzt auch längst gleichgültig geworden sein.

K. Z. K. 1. Bis jetzt noch nicht. Wie wir hören, soll jedoch eine Herausgabe geplant sein. 2. Nicht recht durchführbar, da uns die Preise nicht immer bekannt gegeben werden.

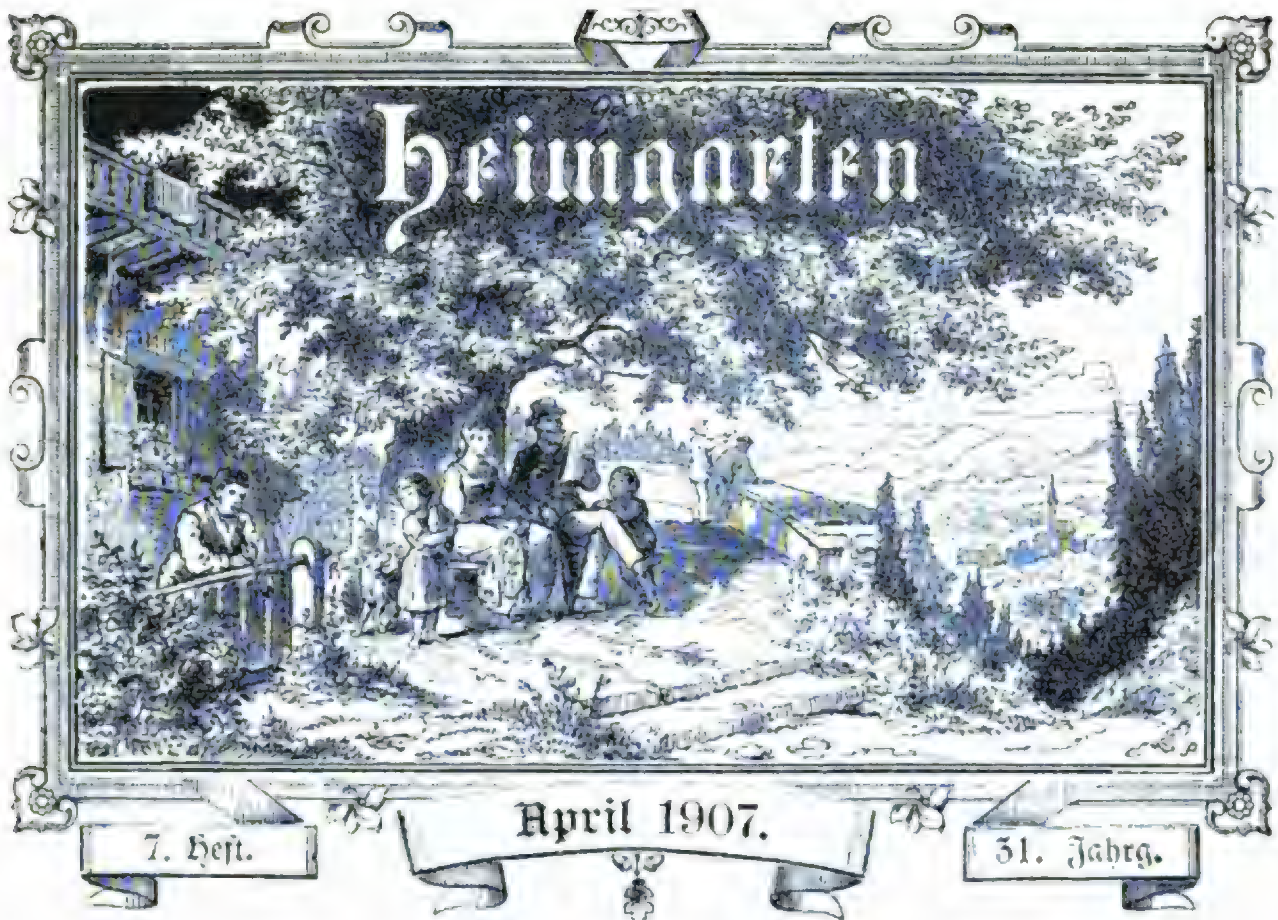
* Das im „Heimgarten“ XXXI., Seite 216 erwähnte Asthmamittel ist zu erfragen, beziehungsweise zu haben bei der Vertretung E. Schmid, Finkenrain, Bern, Schweiz. Der Apparat ist ziemlich kostspielig, aber genannte Vertretung gibt auf Wunsch auch Apparate auf Gratisprobe ab. Jedem Asthmaleidenden raten wir, dieses sich so außerordentlich bewährende Mittel zu versuchen.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 18. Februar 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Der gebrochene Ahornast.

Am nächsten Frühmorgen stand Herr Nathan Böhme, „Preuße und Landstreicher“, gestiefelt und bepackt am Ausgange des Wirtshauses „zum schwarzen Michel“. In demselben Aufzuge wie er gekommen, ging er davon, nur nicht so bestaubt und verschwitzt, sondern hübsch ausgebürstet und frisch. In seine Ledertasche hatte Frau Apollonia Roggenbrot, Kuchen und gekochte Eier gesteckt für das Mittagsmahl auf dem Rauhruck. Die Kellnerin hatte ihm den Hut mit weißen Nelken und einer freilich schon halbverblühten Pfingstrose geschmückt. Als er ihr die Hand gereicht hatte: „Also, Mamsell Mariedel, adieus, bleiben Sie edel, hilfreich und gut und heiraten Sie bald!“ Da mußte sie sich mit den Schürzenzipfel ein Tränlein abwischen. Er war zwar immereinmal „wüscht“ gewesen und doch hat man ihm „nit feind sein“ können. Und als sie nachher in der Stube ein Goldstück auf dem Schranke liegen fand, da wollte sie ihm damit nachlaufen, bis der Hausknecht auf die Vermutung kam, das werde ein Trinkgeld sein, für das Stubenmädel und den Hausknecht. Kleider und Stiefel hatte ihm zwar die Kellnerin geputzt, wenn's aber ein Trinkgeld ist, dann kann's nur dem Hausknecht gehören, das Trinken ist seine Sach'.

Von den Wirtsleuten hatte Böhme sich artig verabschiedet, dem Michel schließlich aber die großartigen Worte zugeworfen: „Ein gescheiter Mann sind Sie, Herr Wirt. Leben Sie darnach, so sind Sie auch ein ganzer Mann.“

„Ja, ist schon recht“, entgegnete der Michel. „Ich sag' halt: Auch so viel! Und vom Rauhruckjoch nur fein links halten, sonst kommen Sie in die Senkluken hinüber. Das wär' bös! Recht glückliche Reise!“

Voll Wanderlust, so schritt er rüstig aus, den Fußsteig am Waldrande hin gegen das Forsthaus. Dort hatten die beiden Burschen schon ihre Rucksäcke aufgepackt und warteten auf ihn. Entzückt waren sie gerade nicht darüber, diesen anmaßenden und immer raisonnierenden Menschen zum Wandergenossen zu haben. Besonders Elias war verstimmt. Jener Auftritt auf der Wiese war ihm jetzt deshalb so peinlich, weil er sich seines Zornausbruches schämte. Aber das wollte er heute wett machen. Er wollte dem Preußen gerade einmal durch ein gutes Vorbild zeigen, daß er den rechten Glauben habe. — Der Vater trug ihnen auf, wie sie für den Fremden Sorge tragen sollten, daß er gut über das Joch komme. Die alte Sali meinte, es sei eh ein Unsinn, daß so ein Mensch in der stockfremden Welt herumgehe für lauter nichts, oder gar, um Leute in die Ungnad' Gottes zu führen. Man könne nur froh sein, daß er endlich einmal fortgehe. Und dann wollte sie ihm ein Fläschlein Wacholdergeist in die Tasche stecken für unterwegs, wenn ihm etwan wollt' letz werden.

„Was ist denn das?“ herrschte Böhme. „Wacholdergeist sagen Sie? Gute Fraue, den trinken Sie man selber, wenn Sie letz werden wollen.“

Und dann ist er in Begleitung der Brüder Rufmann davonmarschiert durch den Hals hinein, durch die Bärenstuben hinauf, über den weiten, steilen Teschenschlag — den Almhöhen zu.

Der Förster ging hierauf wie gewöhnlich in seine Wälder und zu seinen Holzarbeitern. Es war ein schwüler Tag geworden. Gegen Abend spazierte er noch hinaus der Ach entlang, um nachzuschauen, wie bei dem neuen Sägewerkbaue die Arbeiten vor sich gingen. Und dort ergab es sich, daß er nicht mehr weit nach Eustachen hätte. Am Abende saßen sie wieder beisammen im Wirtshaus. Es war sonst niemand da, sie waren unter sich. Sollten sie nicht einmal der Frau Apollonia ein lustiges Ständchen bringen. Von der Frau Apollonia war der Förster ein heimlicher Verehrer, das beteuerte er nachgerade so oft, daß der Michel einmal sagte: „Du, wenn's keine heimlicheren Weiberverehrer gäbe!“ Da wisse er einen jungen Rufmann, der hielte es anders mit der Heimlichkeit. — Die beiden verstanden sich. — Klim Klim! Es stieg das Lied.

„Wann ich d Sonn da drenten
Stad siach abi gehn,
Und die Hütten glanzt im Sonnenschein,
Mahnt michs Abendsterndl:
Sollst zum Dirndel gehn.
Beim saubern Dirndel ist ein lustig Sein.
Ja, ja, mei Dirndel, du bist mei Lebn,
Du bist mei Freud in alle Ewigkeit.

So komm ich hin zu ihr,
s hat schon der Mondschein gscheint,
s war alles mäuserlstill — es rührt sich nix.
Da nehm ichs her um d Mitt
Und biag ihr s Köpferl zruck,
Und han a Busserl ihr aufs Göscherl pickt.
Ja, ja, mei Dirndel, du bist mei Lebn.
Du bist mei Freud in alle Ewigkeit!"

Und haben es wohl nicht geahnt, daß es das letzte Lied war, so sie gemeinsam gesungen auf dieser Welt.

Dieweilen sie so ihrer Kinder Liebe feiern wollten, weckten sie beinahe ihre eigene auf, jene vor dreißig Jahren, die sich schon so friedsam zur Ruh begeben hatte.

Was ist aber das? Was ist denn das? — Es klirren die Fenster. Ein Sausen und Brausen ums Haus.

Der Förster stand auf und sagte: „Ich habe mirs ja gedacht. Der Sturmwind."

Fast finster wurde es in der Stube. Mattes Blitzen. Der Donner war dumpf, aber es ächzten die Wände.

„Die Burschen werden doch schon zurück sein von der Alm", sagte der Michel.

„Wenigstens bis zur Köhlerhütte in der Bärenstuben, oder sie bleiben gar auf der Seealm. Der Preuß, wenn er sich aufgehalten hat, kann der noch nicht leicht in Arlach sein."

„Man kann sich auch auf der andern Seiten, niederwärts, höllisch vergehen," sagte der Wirt. „Hätten ihn eigentlich doch nicht sollen fortlassen. Der erste Weg im Frühjahr! Alles verschüttet und verschwemmt."

Nun kam das schlanke Mägdlein von der Küche herein, zog die Hängelampe nieder, zündete sie an und sagte: „Guten Abend!"

„Guten Abend, Helenerl!" dankten die Väter, und so lieblich war das feine Gesichtlein selten beleuchtet, wie in diesem Augenblick vor der Lampe. Es kam ihnen vor, wie eine Erscheinung, die man das erstemal sieht oder — das letztemal. Dann ging sie wieder leise davon. Die Männer schwiegen. Es war, als wäre ein Engel durch das Zimmer gegangen. — Draußen hatte sich der Regen entladen. Anfangs schlug er heftig an die Fenster, dann goß er senkrecht nieder, endlich regnete es in einem leichten, gleichmäßigen Schleier, durch den die abendlich dämmernden Bäume des Lärchenschachens noch zu erkennen waren. Nun kam ein Knecht in die Stube und berichtete, im Garten habe es einen alten Baum zerrissen. Die beiden Männer gingen hinaus. Von dem Ahorn war der große Ast niedergebrochen, auf dem gestern die Bienentraube gehangen. Da lag er auf der Erde, selbst wie ein stattlicher Baum, der seine Äste teils am Boden zerschmettert, teils in den Boden gebohrt hatte. Der Schaft des Astes war teils hohl, teils morsch. Der Förster

deutete auf diesen modrigen Bruch und leise sagte er: „Siehst du Michel?“

Dieser stand bewegungslos da. Und nach einer Weile: „Könntet ihr sie morgen gleich miteinander in die Kirchen tragen, die Pichelbäuerin und — den Michelwirt.“ — Dann sind sie wieder ins Haus gegangen. Aber es war ein fremder Schatten da, obschon die Lampe hell brannte.

Endlich machte der Förster sich auf den Heimweg. Es war nach dem Sturme eine geruhsame Nacht geworden. Manchmal noch ein matter Blitzschein, ein fernes Donnern. Der Regen rieselte mäßig. Der Förster hatte sich des Wirtes Wettermantel entlehnt und schlug sich in den Loden. Ihn fröstelte ein wenig. Die Ach rauschte, stellenweise schlug sie auf die Straße herauf und trug Holzstücke daher, die im Dunkeln bläulich schimmerten. Wenn es im Hals oder in der Bärenstuben eine Brücke genommen hat, so können sie nicht zurück . . .

Als er ans Forsthaus kam, stand dort am Brunnen ein Mensch und wusch sich die Hände. Der Friedl war's. — Gottlob, sie sind da. „Seid ihr denn noch nicht genug naß geworden?“ So grüßte ihn der Förster. Der Bursche mußte es nicht gehört haben, weil der Brunnen rauschte.

„Wo ist dein Bruder?“ fragte der Vater laut.

Der Friedl erschrak ein wenig und als er sah, wer es war, antwortete er: „Der Elias ist schon schlafen gegangen, er hat Kopfweh.“

„Seid ihr ins Gewitter gekommen?“

„Nit arg.“

„Habt ihr zu Abend gegessen?“

„Mir ist nix drum.“

Sie sind müde, dachte der Förster. 's ist auch ein starker Weg gewesen, besonders für Elias.

Die alte Sali hatte zu greinen über die Torheit der jungen Leute, die allweil an alle Dummheiten denken, nur nicht an die Gesundheit. „Erst kommens vor lauter Raufen mit Nasenbluten heim und nachher mit leerem Magen ins Nest! 's ist auch der Kleine nit gscheiter.“ Sie trug noch eine Schüssel frisch gekochter Milch zur Schlafstube hinauf, konnte aber nicht hinein; die Tür war von innen verschlossen.

„Habens schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster?“

Am nächsten Morgen kamen ins Forsthaus zwei Jungbauern, einer aus Eustachen und der andere aus Ruppersbach. Schon im Vorhause zogen sie den Hut ab, glätteten sich mit der breiten Hand das schweiß-feuchte Haar und klopften recht bescheiden an der Kanzleitür.

„Nur herein!“ sagte der Förster, „was gibt's denn schon wieder für ein Anliegen, daß ihr gar so gut Sitte und Brauch wißt. Ist sonst nicht immer so manierlich.“

„Wenn wir wieder recht schön bitten dürften, Herr Oberförster, um Holz.“

„Bin kein Oberförster. Wozu denn wieder Holz?“

„Zum Sonnwendfeuer. Wir möchten halt gern wieder eins anzünden auf dem Ringstein.“

„Ist schon recht, das, will schon wieder mithalten. Wann denn?“

„Übermorgen wär er halt, der Sonnwendtag.“

„Aber Schlingel seid ihr: Vor drei Jahren habt ihr mir einen ganzen Scheiterstoß verheizt. Ich habe euch gesagt, Scheitholz dürft ihr mir nicht nehmen. Nur Gefällholz. Im Ringwald gibts dessen ja genug, nicht zu faul sein zum Zusammentragen!“

„Wir werden Gfällholz nehmen, Herr Förster, und bedanken uns schön.“

„Ich will es euch lieber zeigen, was zu nehmen ist. Heute nachmittags um fünf Uhr, wenn jemand oben ist. Ich werde auf dem Ringstein sein und sagen, was geschehen darf. Das vorigemal seid ihr mir mit eurem Feuer auch dem Wald zu nahe gekommen.“

„Wollen schon alles machen, wie's der Willen ist und werden fleißig —“

„Ja, ja, geht nur jetzt, ich habe nicht viel Zeit. Nachmittags um fünf Uhr. Wenn aber niemand oben ist! Ich gehe nicht ein zweitesmal!“

In solch wohlwollend brummigem Tone pflegte Rufmann mit den Leuten zu verkehren. Als die Bauern fort waren, ging er die Stiege hinauf und wollte nachsehen, ob die Buben nicht endlich aus dem Bette wären. Die Tür war versperrt. Er pochte mit der Faust: „Was ist denn das heute! Sieben wirds bald!“

„Ja, ja,“ antwortete drinnen eine mißmutige Stimme. Sie waren noch verschlafen.

Zum Frühstück waren sie da und aßen tüchtig. Dann verzog sich der Student wieder und der Friedel erstattete seinen Bericht von der Alm. Hin und hin aper, nur im Rauhruckkar hatten sie noch Schnee liegen sehen. Es sei ganz sommerwarm, täte schon überall grünen. Man könne bald das Vieh auftreiben. An der Seealmhütten müßten die Dachluken ausgebessert und etliche Fensterscheiben eingeschnitten werden. Stellenweise hätten Lahnen den Weg versperrt, an der Mooskehr hätten sie nur mit Mühe weiterkommen können.

„Hat sich der Preuß gut gehalten?“ fragte der Förster.

„Ganz gut.“

„Wie weit habt ihr ihn begleitet?“

„Bei der Seealmhütten hat er gesagt, nun wollt’ er schon allein weiter kommen.“

„Kann er noch vor dem Gewitter hinübergekommen sein?“

„Glaub schon.“

„Gut ists. Heute nachmittags gehen wir auf den Ringstein. Das ist wieder was für euch, Buben. Sonnwendfeuer!“

„So?“ sagte der Friedl gleichgültig.

„Der Elias wird ja auch mitgehen.“

„Glaub nit.“

Als hernach der Förster nach dem Studenten sah, fand er diesen bei seinem Kasten beschäftigt, die Schulbücher zu einem Pack zusammenzubinden.

„Hats dich recht angestrengt, gestern?“

„Ein bissel.“

„Was machst du denn da?“

„Ich — — will doch wieder hinein.“

„Wo hinein?“

„Ins Seminar.“

„So dachte ich doch, Elias, du bliebest bis Herbst daheim.“

„Ich will doch lieber hinein.“

Der Alte ist mit Kopfschütteln die Treppe hinabgestiegen. Da hatte er sich manchmal beklagt, wenn einer der Buben zu lustig war; wenn sies nicht sind, ist es noch schlimmer.

Am Nachmittage gingen sie hinauf, der Förster Rufmann und sein Sohn Friedl. Der Fußsteig durch den Wald ist steil, sie sprachen unterwegs nicht viel. Auf einer Lichtung, wo man in die weiten Berge hinaussieht, stellte der Bursche sich hin und jauchzte eins. Dann trafen sie mit mehreren jungen Männern zusammen. Vormittags war ein Begräbnis gewesen, da gibts allemal einen kleinen Feiertag den ganzen Tag. So waren sie heraufgekommen, um den Feuerstoß schichten zu helfen. Darunter auch ein Gerhaltsohn, der mit dem Förstersohn wieder ganz kameradschaftlich stand, als gehe das, was die Alten miteinander hätten, die Jungen nichts an.

„Dich sieht man selten jetzt, Friedl. Bist immer im Holzschlag, oder schon auf der Alm?“

„Vielleicht seht ihr mich bald gar nimmer.“

„Geh, mach dich nicht patzig!“

„Wirst es schon sehen.“

„Was werd ich sehen?“

„Daß ihr mich bald nit mehr seht. Oder willst nit? Da draußen im Hessenland oder wo wandern jetzt immer Leut aus nach Afrika.“

„Zu den Mohren? Da muß man ja früher angeschwärzt werden."

„Das ist das wenigste, mein Lieber!" Dann zuckte das Gespräch ab. Die Anschuldigung des Gerhalt war noch nicht vergessen. Der Friedl hatte den Wegmacher Kruspel bemerkt, der mit anderen bereits daran war, Gefällholz zu bearbeiten.

Der Förster führte sie im Walde, der hier oben flacher wurde, herum und wies ihnen gefallene Bäume, niedergebrochene Äste und halbabgestorbene Stämme, an die sie sich mit Äxten, Sägen und Stricken machten, um sie klein zu kriegen und an Ort und Stelle zu bringen. Eine auf vorspringender Felswand in die Lüfte hinausgelagerte Felszinne, genannt der Ringstein, war die Stätte, wo seit alten Zeiten am 24. Juni das Sonnwendfeuer angezündet wurde. Aber nur von drei zu drei Jahren. So oft unten im Dorfe das Fronleichnamsfest abgehalten wurde, so oft loderte ein paar Wochen später auf dem Ringstein das Feuer der alten Germanen. Und je glanzvoller die Prozession ausfiel, um so größer war der Holzstoß auf dem Berge. Es war ein alter Tort darin, doch die harmlosen Leute von Eustachen dachten nicht daran, sie übten nur den Brauch und viele mochten meinen, das Sonnwendfeier sei so eine Art Nachfeier zum kirchlichen Fronleichnam.

Der Förster hatte angeordnet, daß der Holzstoß möglichst an die Felszinne hinausgerückt werde, da könne das Feuer den nahen Wald nicht gefährden, werde hingegen gesehen in der ganzen weiten Talgegend von Sandwiesen bis Löwenburg. Wie sie hingestreut lagen, da unten an den Ufern der Tauernach und der Mur, die schimmernden Gruppen der Ortschaften! Dort hinten oben, wo das Gebirge mit seinem Halbkreise gleichsam die Talfläche abschneidet, kamen aus den Schluchten Wässer zusammen zu dem großen Fluß, der sich so schlängelt, daß man hie und da ein Spiegelchen von ihm sieht. Tief unten, fast am Fuße des Berges, das freundlich zwischen Wiesen, Feldern, Matten und Schachen ruhende Eustachen. Eine halbe Stunde abseits Ruppersbach mit seinem hohen Kirchturm und ganz unten in blauer Ferne ragt wie ein gläsernes Zacklein das alte Schloß Löwenburg über der Stadt auf.

Der Förster blickte in die Gegend hinaus und mochte denken, wie der Mensch doch nicht immer bloß am Nützlichen hängen, sondern öfter die schöne Welt anschauen sollte. Und dieweilen schleiften die Burschen mit lustigem Geschrei aus dem Walde Holz herfür und bauten den Brandtempel. Aber dort stand eine kleine Gruppe von Männern beisammen. Sie hörten dem Schnapperjosel zu, der schon Jungvieh auf seine Alm getrieben hatte, gerade vom Gebirge zurückkam und zu erzählen wußte, daß unweit des Rauhruckkares ein Toter gefunden worden sei mit Stichwunden am Hals. Er habe ihn nicht gesehen, wisse weiter nichts, als was die Holzknechte erzählt hätten. Die Gruppe um den

Schnapperjosel vergrößerte sich rasch. Ein Mord! Ermordet soll einer worden sein! Im Gebirge? Das war was Seltsames. Auch der Förster horchte hin und meinte, das sei gewiß wieder einmal erstunken und erlogen, sonst müßten seine Buben davon wissen. Die seien gestern auf der Alm gewesen, kein Wort von so was . . .

Als er mit dem Friedl darüber sprechen wollte, war der Bursche nicht da und jemand sagte, er habe ihn den Waldsteig hinabgehen gesehen.

Bald ging auch der Förster heim und als er unten an den Weg am Waldrande kam, schritten zwei Zimmerleute vom Sägewerk daher. Die fragte er, wie es dem Zimmermeister Josef gehe.

„Wies halt gehen kann bei einer schweren Lungenentzündung. Aber was anders ist. Habens schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster? Der Preuß oder wer er war, der sich beim Michelwirt hat aufgehalten, den habens am Rauhruck tot gefunden. Ist erstochen worden!“

Der Förster eilte seinem Hause zu. Dort im Hofe war der Friedl und spielte mit dem Kettenhund. Ein Holzstückchen hielt er ihm vor die Schnauze und wenn das Tier darnach schnappte, zuckte er damit zurück, so daß es bei diesem Scherz schon lebhaft wurde und der Hund dem flinken Burschen angriffsweise an die Brust sprang.

„Laß den Hund in Ruh! Und sag mir, warum du so eilig bist fortgelaufen auf dem Ringstein.“ Den alten Mann klemmte es in der Brust, er war zu schnell gegangen.

„Ich — wegen was ich fort bin?“ entgegnete der Bursche gleichgültig. „Wenn ich die Wahrheit soll sagen, s ist einer oben, der mir nit ansteht.“

„Der Schnapperjosel?“

„Der Schnapper? Ist der auch oben? Na, der geht mich nix an. Den mein ich nit.“

„Der Schnapperjosel ist heute von der Alm herabgekommen und weiß zu sagen, daß beim Rauhruckkar einer Toter gefunden worden wäre. Und heißt es der Nathan Böhme! Und wäre umgebracht worden...“

Der Friedl schaute auf.

„Sags noch einmal, Friedl, wie weit seid ihr mit ihm gegangen?“

„Na halt bis —, mein Bruder wirds eh auch wissen.“

„Von dir will ichs hören!“

Der Bursche zuckte die Achseln: „Was just von mir?“

Er hielt den starren Blick des Vaters nicht aus, wurde totenblaß, da wurde es auch der Förster Rufmann. Er setzte sich taumelnd an den Rand des Brunnentroges.

Vor Gericht.

Die Gassen des Dorfes waren belebt, als ob wieder Fronleichnamstag wäre. Aber nicht so fröhlich und nicht so klingend. Vielmehr die Leute befangen, hastend, schleichend, munkelnd und flüsternd. Man hörte nichts, als ein unzusammenhängendes Zischeln, man sah heftiges Kopfschütteln, man sah Arme sich erheben und die Hände ringen. Nur halb raunte man sich die unerhörte Neuigkeit zu, die andere Hälfte wurde schweigend gesagt mit Mienenspiel. Dann wieder erging man sich in bildlichen Andeutungen. Mancher stöhnte, jammerte, es sei unmöglich, es sei nicht zu glauben und jeder glaubte es. „Ich glaubs nit! Ich glaubs nit!“ riefen sie und glaubten alles. Dann kam wieder einmal eine Welle heran: Es ist ja alles nicht wahr, einen alten Rock hat man gefunden auf dem Rauhruck und haben sie gleich einen Ermordeten daraus gemacht. Der Preuß soll ja in Arlach sitzen, und von dort aus dem Michelwirt einen Brief geschrieben haben, er wäre gut hinübergekommen. „Na, nachher möchts doch vielleicht nit wahr sein!“ sagte dieser und jener und verzog sein Gesicht zu einem frohen Lächeln, das aber mißmutig ausfiel. Bis die nächste Welle kam: „s ist heilig nit anders. Der Herr Böhme ist erstochen worden. Sein Leichnam liegt in der Teschenschlagerhütten, und die Försterbuben . . .!“

Da wurde der Jammer wieder laut in der Menge, manches Antlitz weinte schmerzliche, manches wollüstige Tränen.

Nicht als ob die Leute so schlecht wären. Eine Abwechslung wollen sie einmal haben in ihrem seichten Alltagsleben, ein Schauspiel, ein Ereignis, an dem sie ihre Gefühle erschüttern und erfrischen, ihre Phantasie kräftigen, ihr kleines Geistesleben mit Mutmaßungen und Kombinationen betätigen, ihren Abscheu vor dem Verbrechen und ihr Mitleid mit dem Opfer aufwärmen können. Sie nehmen die Tragödie des Lebens, sofern es nicht sie persönlich betrifft, wie andere die Tragödie auf der Bühne. Welch gräßliches Leid das Ereignis auf Beteiligte bringt, das kommt ihnen trotz ihrer Gefühlsausrufe nicht deutlich genug zum Bewußtsein.

„Gehen wir zum Michelwirt!“ rief jemand. „Der wird schon was Sicheres wissen.“ Und da eilten ihrer mehrere stracks hin bis zum oberen Ende des Dorfes, um dem Michel „ein Viertel“ abzukaufen. Es werde wohl kein Platz mehr sein in der Gaststuben an so einem Tag, man könne sichs denken. — Das Wirtshaus aber war geschlossen wie um Mitternacht. Die Leute pochten am Tore und der Schwarz-Michel möchte die Eustacher doch nicht verdursten lassen. Das Tor blieb geschlossen. Einige stiegen auf die Wandbank vor dem Hause und spähten zum Fenster hinein. Da drinnen alles wie ausgestorben.

„Das bedeutet schon was. Der Michel und der Förster sind gute Kameraden miteinand. Es wird schon wahr sein. Wer weiß, was noch alles dahintersteckt! Man wirds ja hören! Viel Geld soll er bei sich gehabt haben, der Preuß! Im Wirtshaus wird mans wohl gewußt haben."

„An einen Raubmord glaub ich nicht", ließ sich ein anderer vernehmen. „Weiß Gott, was da noch herauskommt. Seit die Welt steht, hat man so was nit erlebt in Eustachen!"

Den höchsten Grad erreichte die Aufregung, als gegen Abend ein Gerichtsherr aus Löwenburg mit einem Schreiber und zwei Gendarmen durch das Dorf fuhr, dort den Gemeindevorsteher und seinen Schreiber mitnahm ins Hochtal hinein. Hinter dem Wagen her lief halb Eustachen, Weiber wie Männer. Aber an der Brücke beim Forsthaus war Wache aufgestellt, da durfte niemand hinüber. Nur der Löwenburger Wagen rollte über die Holzbrücke und in den Hof des Forsthauses. Der Förster war nicht zu sehen. Aus der versperrten Küche hörte man das Weinen der alten Haushälterin.

Zur selben Zeit war vom Hochgebirge die Kommission zurückgekehrt, zwei Beamte und ein Gendarm.

Und nun begann in der großen Stube das erste Verhör. Der Student hatte sich nicht lange suchen lassen. Er stand vor dem Tisch der Herren, neben ihm der Gendarm mit dem strotzenden Gewehrspieß. Ruhig und schlank stand er da, nur noch ein wenig blässer als sonst.

„Sie sind der Seminarist Elias Rufmann, Sohn des Försters Paul Rufmann und dessen schon verstorbener Ehegattin Zäzilia. Gebürtig in St. Eustachen ob Ruppersbach, katholisch, zur Zeit fünfzehn Jahre alt." Bei dem Worte „fünfzehn Jahre alt" ward die Stimme des Gerichtsrates gedämpft. „Ich muß bemerken, Elias Rufmann, daß Sie jetzt nur als Zeuge da stehen und als nichts anderes. Sie haben die Fragen, die ich stellen werde, vor Gott und Ihrem Gewissen der Wahrheit gemäß zu beantworten."

Elias nickte mit dem Kopfe.

„Sie und Ihr Bruder haben vor zwei Tagen einen gewissen Nathan Böhme ins Gebirge begleitet. Da genannter Herr des Weges unkundig war und Sie ohnehin auf der Alm zu tun hatten. Wie weit sind Sie mit Herrn Böhme zusammen gegangen?"

„Bis zur Seealmhütte."

„Warum nicht weiter, da doch erst von dort ab der Weg schlecht wird und schwer einzuhalten ist?"

Elias zuckte die Achseln. „Wir sind ja nicht als Führer gewesen, wir haben auf der Seealmhütte zu tun gehabt, es war nur ausgemacht, daß er sich uns anschließen sollte."

„Da sind Sie und Ihr Bruder also bei der Seealmhütte zurückgeblieben und der Fremde ging allein weiter?"

Elias schwieg.

Der Gerichtsrat mit Nachdruck: „Herr Nathan Böhme ist von der Hütte ab allein weiter gegangen? Wirklich so ganz allein?"

„Mein Bruder ist noch weiter mit ihm gegangen."

„Ihr Bruder ist mit ihm gegangen. Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wie weit ist er noch mit ihm gegangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Wo sind Sie während dieser Zeit gewesen?"

„Bei der Seealmhütte."

„Wann ist nachher Ihr Bruder wieder zurückgekehrt?"

„Nach vierzig Minuten war er wieder bei unserer Hütte."

„Wie wissen Sie denn das so genau?"

„Weil mein Bruder auf die Uhr gesehen und gesagt hat, genau vierzig Minuten wäre er aus gewesen."

„Hat denn Ihr Bruder eine Uhr gehabt?" fragte der Gerichtsrat. Der neben ihm sitzende Gemeindevorsteher Gerhalt machte eine ungläubige Gebärde. Es sei merkwürdig, daß der Friedolin Rufmann eine Uhr gehabt habe, bei dem wolle doch sonst nichts hängen bleiben.

„Der Herr Böhme hat ihm ja die Uhr geschenkt," sagte Elias.

Nun hoben sich die Köpfe. „So, so, geschenkt hat ihm der Herr Böhme die Uhr?! Ja, wann war denn das?"

„Unterwegs."

„Sie Rufmann," sprach der Gerichtsrat, „sagen Sie einmal selbst, wird ein Tourist im Gebirge seine Taschenuhr herschenken so mir nichts dir nichts?"

„Das ist so gewesen," antwortete Elias ruhig. „Mein Bruder hätte immer gern eine Taschenuhr gehabt und hat unterwegs, wie der Fremde auf die Uhr schaut, davon gesprochen, der höchste Wunsch wäre ihm so eine Uhr. Da hat der Herr gelacht und gesagt, wenn kein Wunsch auf dieser Welt schwerer erfüllbar wäre! Und hat die Uhr samt der Kette gleich von der Weste gelöst und meinem Bruder gegeben. Sie sei als Führerlohn. Mein Bruder hat noch gesagt, wenn er sie ihm später wollt schicken, übers Gebirg möcht er sie doch noch behalten. Hat der Herr gesagt: Weiß ich den Weg, so brauche ich keine Uhr. Den Weg zeigen Sie mir ja und drüben im Kulmtal getraue ich mir eine bessere zu erstehen. Da hat mein Bruder die Uhr angenommen."

Mit fliegender Hand hatte der Schreiber diese wichtige Aussage aufs Papier gebracht.

Der Gerichtsrat fragte nun weiter: „Als Sie nun beide in der Seealmhütte waren, was haben Sie da gemacht?"

„Wir haben nachgesehen, was fehlt, haben unser Mittagbrot gegessen und uns auf den Heimweg gemacht."

„Sagen Sie, Elias Rufmann, war Ihnen unterwegs nicht schlecht geworden?"

„Schlecht? Nein."

„Als Sie nach Hause kamen, gingen Sie sogleich zu Bette, weil Sie Kopfweh hätten!"

„Das ist wahr. Eines Ärgers wegen. Es war eine Dummheit, ich wills wohl sagen. Mein Bruder und ich hatten unterwegs einen Streit gehabt wegen allerlei so, da hat er mich einen Mucker und Heuchler geheißen und da habe ich ihm aus Zorn ins Gesicht geschlagen. Darüber habe ich mich nachher gekränkt, weil es mein Bruder gewiß nicht so gemeint hat, und bin daheim gleich ins Bett gegangen."

„Hat Ihr Bruder denn nicht zurückgehauen?" fragte der Gerhalt.

„Nein, der hat nur gelacht und gesagt, so ein schneidiger Elias gefiele ihm viel besser als ein muckerischer. Darüber habe ich mich noch mehr geschämt, daß er vernünftiger ist als ich."

Erzählen Sie mir auch, Elias, weshalb sind Sie denn eigentlich in Streit gekommen?"

„Wir streiten oft, weil mein Bruder manchmal bissel leichtsinnig ist. Und da habe ich ihm vorgehalten, eine Schand wär's, daß er die Uhr gleich so hätte angenommen. Und mein Bruder spricht: Wenn ich was haben will, so sag ichs gleich und heuchle nit erst wie die Mucker. Und weiter so auf mich her und da ist mir jäh der Zorn gekommen. Zweimal hab ich hingeschlagen."

„Hat Ihr Bruder sonst nichts gesagt? Keinerlei Bemerkung über den Fremden?"

„O ja, wir haben über den Fremden mehreres gesprochen. Er war unterwegs auch recht gemütlich und heiter gewesen, nicht so wie sonst manchmal."

„Sie haben mit Herrn Böhme schon früher einmal einen Handel gehabt, Rufmann!"

„Weiter nichts. Ich war zornig, daß er den Leuten ihren Glauben nehmen will."

„War unterwegs ins Gebirge nichts davon gesprochen worden."

„Nein, da ist alles gemütlich hergegangen."

„Ist Ihnen gar nichts aufgefallen unterwegs? Ist Ihnen niemand begegnet?"

„Die Holzknechte in Teschenwald. Sonst niemand."

Da auch weitere Fragen nichts Besonderes ergaben, so sagte der Gerichtsrat, sie wären einstweilen fertig, aber Elias dürfe das Haus

nicht verlassen. Das war auch kaum möglich, da am Tore der Gendarm stand, der niemand hinaus ließ.

Der Förster Rufmann war der Ach entlang hinaufgegangen durch den Hals, dem Friedl entgegen, der am Abende vom Holzschlage heimkehren mußte. Es brauste das Wasser, es brauste in seinem Kopf, es schwindelte ihm. Traumhaft wars so dahinzugehen in der Schlucht, der Wildnis zu, während es schon dämmerte. Und sein Haus ist zur Stunde von Gendarmen besetzt und seine Buben sollen verhört werden, weil ein Mensch umgebracht worden ist oben im Gebirge. Es wird so was Fieberhaftes sein, man geht in der Irre um. Der Zimmermeister Josef ist ja auch plötzlich erkrankt. Man sollte doch umkehren, daheim werden sie warten, die alte Sali und die Buben.

Aber der Friedl war ja noch nicht vom Schlag zurück. Dem wollte er doch entgegen gehen. Oder ihn holen in der Holzknechthütte. Oder ihn suchen in den Wäldern.

An der Stelle, wo das Sträßlein ganz eingeengt ist zwischen Wasser und Felswand, begegneten ihm zwei Holzknechte; die hatten eine Trage, die sie — einer vorn, einer hinten — mit niedergestrammten Armen trugen. Auf dieser Trage lag etwas, das mit Fichtenreisig zugedeckt oder vielmehr in solches eingewickelt war. Die Holzknechte gaben dem Förster kurz einen guten Abend. Er hatte zuerst fragen wollen, was sie da trügen. Er tat es nicht — es schauderte ihn. Er ging rasch vorüber.

Endlich in der Bärenstuben, über den Sandboden herab kam der Friedl getrottet. Vom Tagwerk. Seine Axt auf der Achsel — und trällerte ein Liedchen. Und erschrak, als er den Vater jäh vor sich sah in der Abenddämmerung.

„Friedl“, sagte dieser halblaut, stockend, „wir warten schon all' auf dich. Ein Gerichtsherr ist da und wartet auf dich im Forsthaus. Er will Zeugenschaft haben von dir, wie es gewesen ist mit dem Nathan Böhme.“

Der Friedl antwortete: „Da geh ich lieber zu den Holzknechten zurück.“

„Um Jesus willen, mein Friedl, du mußt dich ja rechtfertigen gehen! Es ist ein Gerede. Es geht ein schaudervolles Gerede um. Du mußt dich auf der Stelle rechtfertigen.“

Da ging der Bursche mit ihm. Sie schwiegen und sie gingen rasch. Finster war es geworden in der Schlucht und das Wasser brüllte zwischen den Steinblöcken dahin. Endlich waren sie an der Brücke, da wendete sich der Friedl plötzlich um und wollte davon. Er hatte den Gendarmen bemerkt vor dem Forsthause. Der Alte hielt ihn am Arm.

„Einsperren wollen sie mich!“ sagte der Friedl.

„Komm, Kind!“ bat, stöhnte der Förster, „komm doch und sage, wie es gewesen ist. Dann ist alles gut, dann ist alles gut.“

Und so brachte er ihn ans Haus. Der Wächter am Tore ließ sie hinein.

An der Küchentüre stand die Sali und flehte ihm zu, er solle doch erst seine Suppe essen.

„Ja, ich werd jetzt essen!“ lachte der Bursche. Es war ein hartes Lachen. Er wurde in die große Stube geführt. Da saßen die Männer wieder hinter dem Tische. Auf demselben standen zwei Kerzenlichter rechts und links an einem Kruzifix. Der Friedl schaute sich um nach dem Bruder. Der war nicht da. Hinten oben an der Ecke stand der Vater, starr aufrecht, unbeweglich.

Nach den einleitenden Fragen begann das Verhör. Bis zur Seealmhütte stimmte es ungefähr mit den Aussagen des Elias.

„Wie weit habt ihr den Herrn begleitet?“

„Bis zur Seealmhütte.“

„Das stimmt nicht. Sie sind noch weiter mit ihm gegangen, dem Rauhruckjoch zu.“

„Freilich, weil ich ihn bis zum Kareck begleiten wollte, wo man aufs Joch sieht.“

Der Gerichtsrat blickte auf ein Papierblatt, wo der Kommissär die Situation der Gegend mit Strichen und Punkten angegeben hatte, und sagte dann: „Das stimmt wieder nicht. Sie müssen ihn bis ins Rauhruckkar begleitet haben.“

„Nein, so weit nit,“ antwortete der Bursche.

„Zwischen Knieholz hin sind Sie zu einem kleinen Anger gekommen. Dort werden Sie gerastet haben. Dann hat er vielleicht sich ein wenig auf den Rasen gelegt und ist eingeschlafen.“

„Davon weiß ich nix,“ rief der Bursche. „Ich bin nit so weit mitgegangen.“

„Wie lange Zeit brauchten Sie von der Seealmhütte aus, bis Sie wieder dort zurückwaren?“

„Nit Dreiviertelstunden.“

„Wissen Sie das so genau? Haben Sie auf die Uhr gesehen?“

„Uhr?“ sagte der Bursche, „ich habe nie eine Uhr gehabt.“

„So haben Sie vielleicht jetzt eine?“

Der Friedl schwieg.

Der Gerichtsrat langte nach einem Päckchen, das auf dem Tische lag, tat das Papier auseinander und sagte mit langsamer und leiser Stimme: „Hier ist eine Taschenuhr.“ Er hob sie an der Kette auf und ließ sie in der Luft pendeln. „Kennen Sie diese Uhr?“

Der Bursche schwieg.

„Diese Uhr ist von mehreren Personen als die Uhr des ermordeten Nathan Böhme erkannt worden."

Der Friedl zuckte die Achseln.

„Fridolin Rufmann! Und diese Uhr ist in der Matratze Ihres Bettes gefunden worden!"

Rückwärts in der Stube ein dumpfes Aufstöhnen. Der alte Förster wankte zur Tür hinaus.

Der Friedl sagte starr und trotzig: „Es ist die Uhr, die mir der Herr geschenkt hat."

„Der Herr hat Ihnen die Uhr geschenkt?"

„Ja."

„Warum haben Sie sie denn nicht offen getragen? Geschenkte Sachen kann man ja aufzeigen!"

„Weil meine Weste keine Uhrtasche hat."

„Und darum mußten Sie die Uhr in die Matratze verstecken?"

„Wie ich gestern gehört hab, daß der Herr umgebracht worden sein soll, hab ich gedacht, versteck die Uhr, sonst kannst Scherereien haben."

„Aha, daran haben Sie gedacht!" sagte der Gerichtsrat, dieweilen er ein zweites Paketchen ergriff. „Hier," er entfaltete das Ding, „hat sich in der Bettmatratze noch etwas vorgefunden. Es ist eine lederne Geldtasche mit Inhalt."

„Es ist meine Brieftasche," sagte der Bursche dreist.

„Sie kennen also auch den Inhalt?"

„Es werden zwanzig oder dreißig Kronen sein."

„Woher haben Sie das Geld?"

„Das geht niemand was an!" rief der Bursche.

„Wie wir in Erfahrung gebracht, sind Sie vor wenigen Tagen in Geldverlegenheit gewesen. Woher haben Sie seither dieses Geld genommen?"

„Das habe ich beim Zimmermeister Josef ausgeborgt."

„Wer ist dieser Zimmermeister Josef?" fragte der Gerichtsrat den Gemeindevorsteher.

„Der Eustacher Zimmermeister, der das große Holzsägewerk baut, hier in der Nähe," antwortete der Gerhalt.

„Wenn er in der Nähe ist — er soll sofort als Zeuge erscheinen."

„Das wird jetzt nicht gehen, Herr Doktor. Der Mann ist augenblicklich schwer krank. Soll gar nit bei sich sein seit heut früh."

„Nun, zu der Hauptverhandlung wird er wohl erscheinen können. Einstweilen, glaube ich, wissen wir genug." Der Gerichtsrat faltete das Protokoll und steckte es in die Brusttasche. Den Gendarmen trug er auf, die Burschen in strengstem Gewahrsam zu halten — beide. Er will noch in der Nacht ein zweites Verhör vornehmen.

Dann gingen und standen die Herren ums Haus herum. Die Berge ragten schwarz in den gestirnten Himmel auf. Sie besprachen den Fall und äußerten einander ihr Entsetzen über die Verworfenheit und Verstocktheit dieser beiden jungen Leute.

„Ein leichtes Tuch ist er ja immer gewesen," sagte der Gerhalt. „Zwar gerade nix Schlechtes. Nur leichtsinnig, das weiß ganz Eustachen. Aber so was! Daß ein so junger Mensch zu so was kunnt fähig sein!"

„Immer ein so lustiger Kampel gwest," gab der Gemeindeschreiber bei. „Man hat ihn frei gern haben müssen."

„Na just ausgemacht ists nit, daß ers ist!" meinte der Gerhalt, „aber hundert gegen eins ist wohl zu wetten drauf." Dann ging er und suchte den Förster. Das neue Sägewerk war vergessen oder vielmehr die Feindschaft deswegen. Ein solches Erbarmen hatte er mit dem alten Mann, den das furchtbarste Unglück, das sich nur ausdenken läßt auf dieser Welt, getroffen hat. Er möchte es ihm nun sagen, daß er nicht sollt verzagen, daß alles doch ganz anders sein könne, als es sich bei dem ersten Verhör dargestellt hat. Bei einem so jähen Verhör sind die Leute verwirrt, da wissen sie oft gar nicht, was sie sagen.

Der Förster war im Freien herumgeirrt. Durch die Küche wollte er in das Stübchen, wo vor fünfzehn Jahren sein Weib gestorben war. Aber er mochte der alten Haushälterin nicht begegnen. Gegen die Brücke wollte er hinüber, da stand jetzt die klobige Gestalt des Gerhalt. Rufmann kehrte um. Allein sein wollte er und sich flüchten und vergraben. In den Hof eilte er zurück, in die Scheune wollte er flüchten. Aber als er die Brettertür öffnete, prallte er zurück. Da drinnen stand die Tragbahre mit einem Etwas, das länglich in Reisig gewickelt war. Daneben brannte eine Ampel . . . (Fortsetzung folgt.)

Heimweh des Karrenziehers.

Von **Karl Wolf**, Meran.

Ueber die glatten Felsenwände rauschte ein frischer Bergquell nieder, der dem Boden der Einbuchtung in den Berg den Sommer hindurch so viel Feuchtigkeit spendete, daß trotz der Sonnenglut denselben ein schöner grüner Rasen deckte. Umsäumt war der Platz mit dichten Haselnußsträuchern, Brombeeren reiften und dort, wo der Waldboden begann, Erdbeeren in solcher Fülle, daß man deren Duft selbst noch auf der vorbeiführenden breiten Reichsstraße verspürte. Der Wald dahinter hatte einen schönen Bestand von Fichten und Tannen, während auf den Abhängen der anderen Seite der Reichsstraße Weinberge mit

dazwischen gepflanzten Pfirsich- und Feigenbäumen bis an die Etsch in der Tiefe des Tales reichten.

Auf diesem Platze, von welchem aus man einen wundervollen Rundblick auf den Talkessel hatte, mit dem traulichen Städtchen, den vielen Burgen und Schlössern auf allen Anhöhen und den Obstangern, hielten die Wanderer gerne Rast.

Nur einer gewissen Sorte gönnten die Behörden nicht das lauschige Plätzchen, denn auf einem in den Boden eingelassenen Pfahle befand sich eine Tafel mit folgender Verwarnung:

„Karrenziehern, Zigeunern und sonstig fahrendem Volke ist es nicht gestattet, hier zu lagern. Das k. k. Bezirksamt.“

Diese Verwarnung galt wohl in erster Linie den Karrenziehern, denn Zigeuner kamen höchst selten durch das südliche Tirol; dieses Volk wußte genau, daß ihnen der Eintritt sowohl in die Schweiz sowie auch nach Italien unnachsichtlich verwehrt wurde.

Die Tiroler Karrenzieher sind nun eigentlich auch eine Art Zigeunervolk, die sogar ein eigenes Idiom unter sich haben. Ihre Heimat ist das obere Vintschgau und Inntal, wo die meisten allerdings sehr übervölkerte Anwesen haben, in welchen sie von Zeit zu Zeit Rast halten und wo ihre alten Leute sich zur Ruhe setzen.

Sonst ziehen sie mit Kind und Kegel in einem mit einer Blache überspannten zweiräderigen Karren im Lande herum, als Obst- und Traubenhändler, Korbflechter, Kettenmacher, Rosenkranzfasser und, allerdings eine schwere Ware, als Verkäufer von Schleif- und Wetzsteinen, welche sie aus Bayern einführen.

Auf der Fahrt begriffen, spannt sich der Mann oder ein Sohn zwischen die Gabeldeichsel, während die Weiber an Achselgurten Stricke befestigt haben, welche an beiden Seiten des Karrens eingehängt werden. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper ziehen sie wacker mit, ihre weitausgreifenden Schritte mit einem langen, schief in den Boden gestemmten Stocke unterstützend. Die Wickelkinder liegen in einem Korbe, quer über die Deichsel gelegt, die größeren Kinder laufen nebenher. Kommen sie durch eine Ortschaft oder an einzelnen Gehöften vorbei, machen sie sofort bettelnd Abstecher nach links und rechts. Es kommt sogar häufig vor, daß Karrnerkinder, oft kaum fünf Jahre alt, stundenweit vor oder hinter dem Familienkarren herumstreifen.

Daß diese Wandervögel für Gemeinden und einzelne Höfe eine Last sind, wenn sie in der Nähe lagern, kann man sich leicht vorstellen, und um diese Leute in ihrer Freizügigkeit möglichst zu hemmen, wurden eben diese Verwarnungen erlassen und auf jenen Punkten aufgestellt, wo sie zu lagern pflegen.

Aus der Feuerstelle eines verlassenen Lagers können die Nachkommenden genau erkennen, welche Familie dort war, aus wie viel Köpfen sie bestand und wohin sie zogen. Das ersehen sie aus der Anordnung der Steine rings um die Feuerstelle. Aus gewissen Zeichen an den Hauswänden am Ein- oder Ausgange eines Dorfes lesen die Leutchen wieder, ob Gefahr im Verzuge, ob ein allfälliger Bettel ergiebig, ja sogar, ob die Bäurin abergläubisch ist und vielleicht mit einem Hexenspruch, Viehsegen oder dergleichen ein Geschäftchen zu machen wäre.

Die Karrnerleute sind eben ein ganz eigenartiges Völkchen. —

Es dämmerte erst der Morgen und ganz leise hörte man zwischen dem Rauschen der Etsch den schrillen Klang der Glocke aus dem Kapuzinerkloster der Stadt, welcher die frommen Patres und Brüder zur Matutin weckte. Im Schatten der Felsenwände, welche an der Bergseite der Straße hoch aufstiegen, schlich ein Bursche von vielleicht zwölf Jahren. Er war barfuß, trug eine zerflickte Leinenhose mit einem Streifen roten Tuches um den Leib gebunden, eine Weste, an welcher eine silberne Uhrkette mit einem großen Taler baumelte, und ein gestreiftes Hemd. Der Hut hatte seine ursprüngliche Form schon längst verloren, war aber mit einer langen, weißen Hahnenfeder geschmückt, welche mit einem durchgedrückten Hufnagel befestigt war.

Als er die Ecke des Felsens erreichte, hinter welcher die Bucht einmündet, drückte er sich aufrecht in eine Spalte und blieb lange stehen. Erst gewöhnte er sein Gehör an das Rauschen des Flusses. Sowie er dann anfing, andere Geräusche zu unterscheiden, den Klang der kleinen Glocke aus dem Kloster unten, dann das Geklapper der Mühle, deren Gänge Tag und Nacht liefen, hie und da einen Pfiff der Rangiermaschine des fernen Bahnhofes, begann er erst aufmerksam zu lauschen. Endlich trat er hinaus an das Geländе der Straße und warf einen aufmerksamen Blick nach beiden Seiten. Auf dem helleuchtenden Grunde hätte sein scharfes Auge sofort jeden Nahenden bemerkt.

Nun betrat er den Lagerplatz und betrachtete genau, auf welche Art der Pfahl mit der Tafel in den Boden eingelassen sei. Nach kurzer Überlegung begann er denselben hin und her zu schieben und lockerte auf diese Weise einige Steine, welche den Sockel keilen sollten. Es war ihm nach kurzer Zeit schon leicht, die Keile herauszuziehen, dann umklammerte er mit beiden Armen den Pfahl und hob ihn ohne sonderliche Anstrengung heraus. Das Loch füllte er mit Erde aus und legte ein Rasenstück darüber, welches er vorsichtig von der anderen Seite der Straße abhob.

Nach kurzer Überlegung nahm er Tafel und Pfahl auf die Schulter und verschwand damit im Walde.

* * *

Die Sonne brannte schon drückend und der Straßenboden wurde heiß, so daß die Barfußläufer den kleinen Grasstreifen am Straßenrand aufsuchten. Auf der stark fallenden Fläche brauchte weder der Mann in der Gabel des Karrens noch die zwei Weiber links und rechts zu ziehen. Lose baumelten die Zugstricke hin und her. Auf der Stützstange, welche hinter jedem Karren schief herausragt, stand sogar ein kleiner Bursche, dieselbe auf den Boden andrückend, den Karren zu bremsen.

Zwanzig Schritte dahinter folgte ein zweiter. Der war frisch blau gestrichen und die Blache darüber noch neu.

Auf der Gabel vorn stand ein sauber geflochtener Korb, mit blaugrün gefärbten Weiden durchzogen. Zwei Reifen überspannten denselben und darüber war ein leichter Stoff gelegt, die Sonne und den Staub abzuhalten. Trotz des Rüttelns und Schüttelns des Karrens schlief das vielleicht einjährige Mädchen tief und friedlich, das kleine geballte Fäustchen an den Mund gelegt und hie und da am Daumen schnullend.

An der Gabel eingespannt war in diesem Karren ein Weib. Kräftig und schlank, die braunen Arme auf die Stange gelegt, schritt sie fast stolz daher. Um den Kopf hatte sie, als Sonnenschutz, ein helles Tuch gewunden, welches das Gesicht mit der hohen Stirne, der geraden, nach dem Vintschgauer Schlage etwas großen Nase und dem Energie verratenden Mund halb verdeckte. Ihre blaugrauen Augen waren wie von Trauer oder Kummer verschleiert, trotzdem die Grübchen in den Wangen eher glauben ließen, daß dieses Gesicht so recht herzlich und fröhlich lachen konnte.

Die Kleider waren zwar sehr ärmlich aber sauber und jeder Schaden daran mit vieler Sorgfalt ausgebessert. Sie ging barfuß und man sah es dem schön gebauten, kräftigen Fuße an, daß es nichts Ungewohntes sei. Ein Bursche von anscheinend sechzehn Jahren und ein vielleicht zwei Jahre älteres Mädchen zogen links und rechts an der „Ang“, wie man diese Art des Einspannens nennt.

Das Mädchen war entschieden eine Schwester der Frau an der Deichsel. Auch sie war sauber und reinlich gekleidet, während der Bursche in abgerissenen Kleidern munter und fröhlich nebenherlief, trotzdem auch bei ihm die silberne Uhrkette mit den Talern nicht fehlte. Diesen Schmuck erwirbt sich der heranwachsende Karrnerjunge sicher viel früher, als eine neue Hose und Rock.

Eine halb abgerauchte Virginiazigarre hatte er sich hinters Ohr gesteckt und den auf der abfallenden Straße überflüssigen Stock geschultert. Der mit der Hahnenfeder geschmückte Hut saß auf dem linken Ohre und mit gar nicht übler Stimme sang er:

„Hui lusti beim Branntwein,
Lusti beim Biar,
Lusti sein alle Leut,
Lusti sein miar.

Hei lusti, hei ledi,
I geh in koan Predi,
I geh in koan Amt,
Werd döchta verdammt.

„Geh' sing nit so lasterhaft, Sepp", sagte das Weib an der Wagengabel und hielt mit einem Ruck den Karren an. „Du bist ja bekannt da drunt in der Stadt? Schau amal, was für a Haus ist nachher die Kasarm?"

Nachdenklich schaute der Bursche auf das so ernst blickende Weib. Fast zögernd antwortete er: „Die Kasarm? De schaust nit von da aus. Aber geh schau, laß dir epper sagen. Wenn i aß du wär, i hätt dem Hans gar nit amal a Antwort gebn auf sein Brief."

„Was verstehst du von Hoamweh. O dös muß a schrecklis Wehtun sein, wenn a Mann, wie der Hans ist, so schreibt", entgegnete die Frau, beschirmte die Augen mit der Hand und blickte hinunter auf den Häuserhaufen der Stadt.

Erst war es, als wollte der Bursche nicht mehr weiteres sagen. Dann aber begann er mit leiser Stimme, dicht an sie herantretend, als sollte die Schwester, welche sich mit dem schlafenden Kinde beschäftigte, nichts davon hören: „Dös Wehtun, mei Liabe, dös kenn i a, Gott seis klagt. In Landeck, wies mi eingnaht haben wegen den Kalb vom Gründlhof. Die Muater is sterbenskrank im Karren glegn, inser acht Kinder drum ummer und der Vater mit der gebrochenen Haxn im Spital auf Schbrugg (Innsbruck).

Vier Monat hats kost dös Kalbfleisch, vier Monat! Moanst, die Keuchen (Kerker) hat mi druckt? Moanst, die Lehr und der Zuaspruch vom Zuchtpater oder s Grobsein vom Keuchnwachter? O baleib! s Hoamweh!

Muaß da nit die ganze Welt lachen? An Karrner, der heut unter an Bam schlaft, morgen unter aner Bruggn, heut im Tal, morgen aufn Joch, den tragen sie ins Spital und sagn: s Hoamweh druckt'n.

Und döcht, Anna, döcht tuats weh. Mei halbets Leben hätt i verschenkt drum, lei oan Nacht unterm Karren schlafen därfen.

Vor dir, hinter dir, über dir, nix als Mauern, Mauern! Koan Himmel über dir, koan Sunnenschein!

Schau, wenn mir so durch die Straßn ziachn, meiner Seel, i gib nit acht, regnets oder scheint d Sunnen. In der Keuchen aber ist nachmittag, grad a Viertelstunden lang, a handbreits Strieferl Sunn aufs Fenster gfallen. Und jedsmal hab i gwoant, wie a Fratz hab i gwoant.

Schau Anna, i moan, der Hans hätts überwunden! Tu den Weh nit wieder aufwecken, tus nit, Anna!“

Die Schwester hatte die Gurten abgestreift und schritt langsam voraus. Auf der abfallenden Straße brauchte man ihre Hilfe ja nicht.

Da legte das Weib die Hand auf die Schulter des Burschen und flüsterte ihm hastig zu: „I laß den Hans nit drinnen a ganzes Jahr, i laßn nit, weil i weiß, zgrundgehn tut er dran! Willst mir helfen?“

Der Bursche drückte die Deichsel auf seiner Seite nieder und setzte den Karren in Bewegung.

Mit gesenktem Haupte schritt das Weib neben her, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Wie sie die Finger um die Deichselstangen legte, sah man ihre Aufregung.

Als der Bursche nach einiger Zeit einen scheuen Blick auf sie warf, sah er, wie eine große Träne über ihre Wange rollte. Da reichte er ihr die Hand hin. „Freili tu i dir helfen, freili!“ sagte er einfach.

Er frug nicht weiter, was und wie. Er wußte schon, was die Schöntaufer Anna wollte, das setzte sie durch.

Die Schöntaufer Leute waren angesehene Karrner. Sie hatten im Dorfe Stilfs ein ansehnliches Bauernanwesen, aber trotzdem war ein Teil der Familie immer auf der Straße. Mochte das Korn noch so schön stehen, die Kartoffeln förmlich wuchern im steinigen Acker, mochten die schweren, harzigen Holzklötze noch so schön krachen und knistern im Ofen, die Wanderlust, das Zigeunerblut trieb sie hinaus auf die Straße.

Der älteste Sohn der Schöntaufer hatte sich vor anderthalb Jahren ein stattliches Weib aus einer Oberinntaler Karrnerfamilie heimgeführt. In Stilfs fand nach altem Brauch die Hochzeit statt. Unter der großen Brücke über die Talfer bei Bozen gebar sie ein Mädchen. In der Pfarrkirche in Klausen wurde es getauft und auf der schönen Waldwiese bei der hohen Brücke an der Brennerstraße vor Innsbruck hielten sie den Taufschmaus. Mit ihren Steinzeichen an den Feuerstellen ihrer Lagerplätze hatten sie sich dahin verabredet.

Da war es hoch hergegangen und bei dieser Gelegenheit rückte der Vater auch mit dem Hochzeitsgeschenke heraus.

Ein funkelnagelneuer Karren, blau angestrichen, schöner Blache und der Wiegenkorb vorne auf der Gabel.

Dort trennte sich das junge Paar für längere Zeit von der Familie. Sie wollten einen selbständigen Handelszug in das Bayernland unternehmen.

Aus dem Etschtale hatten sie sich eine Obst- und Traubensendung zur Station Jenbach beordert. Da wurde zum erstenmale der Karren beladen und über Achensee zogen sie, überall bei den Sommergästen willkommen mit ihrem schönen Obst. Die Schwester der Frau und Sepp,

ein entfernter Verwandter, hatten die Reise mitgemacht. In Bayern kauften sie Geschirr ein, dann schnitten sie Weiden und fertigten Körbe, dann handelten sie mit Schleifsteinen und so gelangten sie endlich wieder über Salzburg nach Tirol.

Der junge Ehemann hatte in seinem Gefühle der Freit an alles eher gedacht, als an den hechtgrauen kaiserlichen Rock, an den wallenden Federbusch auf dem Hute des Tiroler Kaiserjägers.

Schon bei seiner Stellung hatten die Behörden Arbeit und Mühe genug, den Rekruten aufzufinden. Volle zwei Monate rückte er später ein als seine Kameraden. Er wie der Vater wurden damals empfindlich gestraft.

Und jetzt war wieder eine Einberufungskarte monatelang, weiß der liebe Himmel wohin, überall herumgewandert.

Als er dann von seiner fast anderthalbjährigen Hochzeitsreise heimkam und so recht behaglich beim „Hirschen“ in der getäfelten Stube hockte, um seine Erlebnisse zu berichten und die anderen Familien zu hören, trat der Gendarmeriewachtmeister von Glurns herein und machte ein gar bedenkliches Gesicht.

„Ja mein lieber Hans Schöntaufer“, sagte er freundlich, „diesmal ists a böse Gschicht. Vier, fünf Monat suchen wir di und finden di nit. Hättest dir ja doch denken können, daß die Zeit zur Hauptwaffenübung wieder da ist. Und jetztern fürcht i — ja mei, i hab die nur einzuliefern und nachher mußt halt abwarten. Ja, ja, so gehts halt!“

Und dann hatte der arme Hans, weil es schon der zweite Fall war, ein ganzes Strafjahr erhalten.

Er verzweifelte schon während seiner ersten Dienstzeit fast und konnte kaum den Tag der Freiheit erwarten. Damals war er allein, ohne Anhang, und es verging kaum ein Monat, daß nicht irgendeine bekannte Familie in der Nähe der Garnisonsstadt lagerte. Nun wurde er auf ein Jahr behalten, strafweise, somit beargwöhnt von den Vorgesetzten, zurückgesetzt bei allen Anlässen, gemieden von den Kameraden.

Förmlich niedergeschmettert aber hatte ihn die Nachricht, sein Bataillon werde nach Bosnien versetzt.

Weit fort von der Familie, der Heimat und den Bergen derselben. Weit fort von der Landstraße mit den heimischen Lagerplätzen, weit fort in ein fremdes, wildes Land.

Da hatte er seinem Weibe jenen Brief geschrieben, wenige Zeilen nur, aber die Karrnerin wußte sie zu deuten, jedes Wort, welches da geschrieben war, o und noch viel mehr.

Da fand sie nicht Rast und Ruh mehr im kleinen Dörfchen, trotz des Widerstandes des Vaters wurden die Karren aus den Schupfen gezogen, reisefertig gemacht, und es graute kaum der Morgen, zogen sie schon durch Spondinig.

Als der Alte mit seinem Karren an der Straßenbuchtung ankam, hemmte er den Lauf der Räder und lenkte in dieselbe ein. Einen forschenden Blick warf er erst ringsum und ein verschmitztes Lächeln huschte über sein Gesicht, wie er bemerkte, daß die Warnungstafel nicht mehr stand.

Er beeilte sich, das Lager aufzuschlagen, denn wenn ihn ein Gendarm oder ein Amtsdiener beanständete, so konnte er sich auf die Unkenntnis des Verbotes ausreden und einige Tage Frist mußten ihm schlimmsten Falles immer gewährt werden.

Das hatte der Christl fein ausgekopft. Der hatte sich schon zwei Stunden früher vom Lagerplatz davon gemacht, ohne jeden Auftrag.

„Ja, ja", brummte der Alte während der Arbeit vor sich hin, „ja, ja, der Christl, der ist halt von der Schöntaufer Art, de schlagen alle ein."

Indessen hatte auch der zweite Karren auf den Platz eingelenkt und beide wurden abgepolzt, daß sie nicht überkippen konnten. Rings um das untere Ende wurden nun auch Tücher gehängt, denn die Männer schlafen zwischen den Rädern unter dem Karren.

Die Feuerstelle erzählte nichts Neues und bald prasselten dürre Äste unter der blauen Emailkasserolle, die Mittagsuppe zu kochen. Der Wiegenkorb wurde im Schatten aufgestellt, daneben hockte die Mutter, frische Windeln vorbereitend, wenn das Kleine erwachen sollte.

Ihre Schwester warf einige flache Steine in das Bächlein, das Wasser zu stauen, und langte aus dem blauen Karren einen Eimer mit Wäsche und machte sich mit großem Eifer darüber her. Der alte Karrner zog ein Schwellbrett aus dem Bewässerungskanal des Weinackers unterhalb der Straße und begann, alte Semmeln sowie Speck und Salami in Würfel zu schneiden.

Der Gast, den sie alle erwarteten, sollte ein richtiges heimatliches Mahl vorfinden.

Wie sie so alle in eifriger Arbeit waren, pfiff merkwürdigerweise mitten aus dem Nadelholz eine Amsel. Der Alte horchte auf und so wie sich der Vogel wieder hören ließ, ahmte er den Ruf des Baumfinken täuschend nach.

Da raschelte es in den Haselnußstauden und der junge Bursche, welcher früh morgens den Pfahl mit der Tafel entfernt hatte, kam zum Vorschein. Die Leute beachteten sein Kommen gar nicht, nur der Karrner warf einen fragenden Blick auf jene Stelle, wo sich das Hemd des Jungen auf der Brust so merkwürdig bauschte.

Mit raschem Griff zog derselbe ein schönes Huhn hervor, welches der Alte schnell, daß die Tochter es nicht bemerken sollte, unter der Decke des Karrens barg.

Ohne Zweck trieb sich der Bursche auf dem Rasen herum und als er einmal in die Nähe der Frau kam, flüsterte er ihr zu: „Der Hans tut Holz hacken vor der Kasarm. An grauen zwilchenen Rock hat er an. I habn angredt. Zwegen warum nit? Er hat sich zwungen, recht lusti auszuschaun und so in der Red hin und her, mei, so aner mit drei Stern aufn Kragen, hat allwegs zugehorcht, da hat er glacht. ‚Grad wie auf Stilfs kummts mir jetztern zwei Tag her vor, um siebene pfeifen Amseln, hat er gsagt, der Hans.'"

Die Frau hatte scheinbar gar nicht hingehorcht, was der Bursche sagte. Und dennoch klopfte ihr das Herz bis an den Hals.

Um sieben Uhr also wird ihr Mann da sein. Aber nicht auf der offenen Straße wollte er seinem Weibe begegnen, sondern unter den schattigen Weinlauben verborgen, da pfiffen ja die Amseln ihr Abendlied. Mittags begnügte sich die Familie mit einer Brotsuppe, in welcher einige Würstchen schwammen, die Schwester der Frau setzte sich in den Schatten der Haselnußstauden und fertigte aus feinem Messingdraht mit zwei kleinen Spitzzangen ein zartes, leichtes Kettchen. Die Männer krochen unter die Karren, um zu schlafen, denn sie hatten, der Kühle halber, ein gut Teil der Nacht den Karren gezogen.

Die Mutter nahm das Kind aus dem Korb, suchte einen schattigen Platz auf einem Stein, von wo aus sie hinuntersah zur Stadt.

Nur der junge Bursche kroch in den alten Karren. Er hatte ja ein Huhn zu rupfen. Im Laufe des Nachmittags kam auch ein Gendarm vorbei. Einige Zeit betrachtete er verwundert das Karrnerlager.

Seine Augen suchten vergebens die Tafel mit der Verwarnung. Als er sie nicht sah, schaute er prüfend die Straße hinauf und hinunter. Offenbar glaubte er sich in dem Platz zu irren, setzte dann aber kopfschüttelnd seinen Weg fort.

Hämisch guckte ihm der junge Bursche nach. „Dös ist no a ganz a Grüaner", lächelte er vor sich hin.

Langsam sank der Abend nieder über die Landschaft. Einige Minuten funkelten die schneeigen Berggipfel wie Gold, bestrichen von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne.

Die kleinen Fenster der Berghöfe glänzten wie Silber, während drunten in der Stadt schon die ersten Lichter der Straßenbeleuchtung aufflammten. Im Kessel über der Feuerstätte brodelten die Knödel und in einer Kasserolle daneben dämpfte das eingemachte Huhn. Niemand von der Familie sprach von dem Besuch, welcher erwartet wurde, wenn auch jedes einzelne Mitglied derselben genau wußte, zu welchem Zweck die Karren reisefertig gemacht wurden.

Die Tochter wußte den Vater zu überreden, daß sie wenigstens in der kurzen Zeit, solange das Bataillon noch vor dem Ausmarsch

nach Bosnien in der Garnison verweile, in der Nähe ihr Lager aufschlagen wollten, damit Hans in den freien Abendstunden sein Weib und Kind besuchen könne.

Der junge, kecke Bursche hatte ihm die Botschaft in andeutenden Worten, welche nur Eingeweihte verstehen, überbracht und er hatte geantwortet: Die Amseln pfeifen um die siebente Stunde.

Fast eine Stunde vor dieser Zeit hockte das Weib mit dem Kinde auf dem Sockel des großen Wetterkreuzes am Eingang zum Weinberg, wo sie jeden Wanderer auf der Straße schon von weitem sehen konnte. Verwundert schauten die Milchbuben auf dem Wege zur Stadt die regungslose Gestalt an; ja einmal hatte sogar ein Photograph den Versuch gemacht, das Kreuz mit der interessanten Gruppe aufzunehmen. Unwillig hatte sie sich aber abgewendet.

Endlich kam der Ersehnte daher. Ein Kaiserjäger, von schlankem, doch kräftigem Wuchs, aber er schritt aus, wie ein müder, abgehetzter Mensch. Den Kopf gesenkt, die Schultern eingebogen und das wettergebräunte Gesicht blaß, mit einem tieftraurigen Zug um Mund und Augen. Auf seinem Wege hatte er sich eine Weidengerte abgeschnitten und, in tiefen Gedanken versunken, köpfte er die Disteln und Blumen am Straßenrand. Hätten alle Vorübergehenden das Weib bemerkt, er wäre vorbeigegangen, ohne sie zu beachten. Als er angerufen wurde, schreckte er auf, wie aus tiefen Gedanken geweckt.

Stumm reichte er ihr die Hand, er lächelte nur wehmütig, als er das Tuch vorsichtig aufhob, welches das Gesichtchen des im Schoße der Mutter schlafenden Kindes deckte.

Dann schnallte er sein Seitengewehr ab und warf es mit der Mütze auf den Rasen. Er selbst setzte sich an die Seite seines Weibes auf den Kreuzsockel, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände krampfhaft gefaltet und den Kopf tief gesenkt.

Ein Seitenblick der Frau genügte, sich zu überzeugen, wie abgehärmt und heruntergekommen der Arme aussah.

Aus seiner ganzen Haltung war zu ersehen, daß der Mann von einem tiefen Leid gequält wurde, wenn auch kein Wort der Klage über seine Lippen kam.

Da quoll dem Weibe eine Träne aus dem Auge und liebkosend legte sie ihrem Manne den Arm über die Schultern.

Lange saßen die Zwei beisammen, ohne zu reden, zu klagen oder zu trösten.

Es dunkelte allmählich, es war, als hätte das Rauschen der Etsch zugenommen, hie und da hörte man einen Juhschrei von einem Berghofe und leise gegenüber die Antwort, zwei Verliebte sagten vielleicht gute Nacht auf diese Weise und von der Stadt herauf schimmerten und

funkelten die elektrischen Lampen von den Straßen und Häusern wie ein Feuerwerk. Über der Rötlspitze stand der Abendstern, genau so, als hätte da oben jemand ein Signallicht aufgesteckt.

Das Kind war erwacht und die Mutter nahm es auf, stellte das kleine Körperchen auf ihre Knie und begann es zu schaukeln, ohne den kühlen Luftstrich von der Etsch herüber zu beachten. Auf der Landstraße hörte man lebhaft sprechen und lachen, Herren und Damen durcheinander, und dazwischen klirrten Säbel.

Das Geräusch schreckte den Mann von seinem Grübeln auf.

„Und wenn Todesstraf drauf ist, wie sie einem aus die Kriagsartikel vorlesen tun, i vertrags nimmer.

Voreh, wie i als Rekrut einzogen worden bin, hab i mir in an großen Glas soviel kloane Steindlen einzählt, als i Dienstag vor mir ghabt hab.

Vor i mi aufn Strohsack gworfen hab beim Zunachten, hab i oans außergnommen so a Steindl und jedesmal hab i gsagt: Gott seis gedankt.

Ausglacht habn mi meine Kameraden und do seins allwegs schauen kommen und haben sie gfreut, wies Glas alleweil leerer und leerer geworden ist.

Herrgott im Himmel, wie hab i aufgejubelt, als der Herr Hauptmann amal sagt: Johann Schöntaufer, die letzten oanundzwanzig Stoan kannst fortwerfen, ös werds um so viel Tag ehnder frei. Und wie der Herr Hauptmann warnt: Euch Wandervögel mach i bsonders aufmerksam, übersehts mir nit die An- und Abmeldungen, wenns den Wohnort ändert, daß die Einberufungen zugstellt werden können.

I trag jeztern dran an dem Gsetz. I, a Karrner, heut da, morgen, i weiß ja selber nit wo.

Und wenn i draußen bin auf der Landstraßen, wer denkt da . . .

Ei was, denken! Schwar träumen tuts mir dann und wann, eingruckt sei i, und wenn i aufwach vor Schreckn und die Stearn funkeln über mir, da Bach rauscht im Tal, a Stoan ist mei Polster und der Rasen s Bett, aufjauchezn möcht i vor Freud! Dran denken! Ja, wer denkt denn an dös, was ihm s Schlimmste ist auf der Welt!"

Lange blieb der Mann wieder ruhig und still. Auch das Weib unterbrach nicht seine Rede. Sie hatte das Gefühl, der Gatte muß sich den Kummer vom Herzen reden.

„A ganzes Jahr Straf! Wenn i fort will, anmelden, jeden Schritt, wohin, mit wem, wie lang.

Zwei Minuten zu spat heim, in die Straf. A Unordnung im Mannschaftszimmer — freili, der Strafdiener ist ja da. A Arbeit, vor der si jedweder druckt — marsch! Her da, Schöntaufer, bist ja Strafdiener!

Da nimmst die zammer und tust, grad was lei menschenmögli. s Gwehr sauber wie neu, Knöpf — glanzen wie Gold, die alte, lumpige Montur, fürn Strafling ist ja alles guat gnua, rein, so weit lei mögli.

Lei oan Silb von Lob möchst hörn, oan Silb — Anna, du kennst mi! Hätt sie bei uns in Dorf oan Mensch gwagt, mir a unwilligs Wort zu geben?

Wenn a Arbeit durchzufüarn gwest ist, de verzwickt war, schon gar aus.

Wenn mir um Kaffee oder fürn Kaufmann in der Stadt um Seidenwar in die Schweiz gschlichen sein. —

Wenn der Kramer gsagt hat, mei, halt walsche Zigarren, wenns amal weliche holen tät von drent. —

Oder a Gamsbock ist umkrazelt im Gwänd, wem hat man gruafen, wem hat man um Rat gfragt? Wem denn?

Ja, wenn der Schöntaufer Hans will! Ja, wenn der Hans mag, wenn er zuaratet, der Hans — —

Und jeztern steht derselbige Mensch da, wia a Schüalbua steht er da und wartet auf a oanzigs Wörtl, auf a winzigs Wörtl. —

Und nachher wagst es und möchst halt reden —

s Maul halten! Das tät i mir ausbitten von an Strafdiener. Kein Wort mehr oder ich sperr ihn ein, daß er schwarz wird. Und wer sagt das, Anna, zu mir? Wer denn? Jesus Maria, rot, brennend rot werd i, wenn i an den denk! umblasen tu i ihn, umblasen! Und stillstehen mußt, mäuserlstill. s ganze Leben Kommando! Hunger, Durst, müd sein — Kommando. Aufstehn, niederlegen, Kommando! Kommando!

I halts nimmer aus, Anna, i halts nimmer aus!

Mag da werden, was lei will, i geh nit abi ins Bosnische, wo i mei Familie nimmer sechen tu, meine Leut nit, mei Tirolerland nimmer!"

Wütend sprang der Mann auf und wendete sich der Stadt zu. Mit hoch erhobenen Fäusten drohte er hinunter, Schaum auf den Lippen, das Haar wirr und zerzaust.

„Ös zwingts mi nit unters Joch no a Jahr, viel eher in die Höll, als unter enker Kommando!"

Da legte das Weib beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm. „Glaub mir, Hans, i kann dirs nachfühlen, und an dem Tag, wo sie di wieder einzogen haben, ist mir die heutige Stund gwiß gewesen. In Gottes Namen denn, i will nit, daß du zugrund gehst unter denen Leuten. Du sollst fort, Hans, aber alleinig laß i di nit. I bin dein Weib und bleib bei dir, seien die Zeiten, die kommen, noch so hart, noch so schwar."

Da schlang der Kaiserjäger seinen Arm um ihren Nacken und zog das Weib sanft und lieb an sich, während sein düster blickendes Auge unverwandt hinunterschaute auf die Lichter der Stadt, wo er genau die Kaserne herausfinden konnte am Rande des Häuserstockes. —

Am andern Morgen, beim Frührapport, wetterte und fluchte der Hauptmann nicht wenig über den Mann, welcher den Nachturlaub überschritten hatte und nun, nach seiner Überzeugung, mit Landsleuten herumschlemmte in den verschiedenen Wirtschaften der Umgebung.

Als der Mann abends nach dem Einrücken der Kompagnie noch immer abgängig war und die Nacht verfloß, ohne sich heimzumelden, da wurde an das Platzkommando die Abgängigkeitsanzeige erstattet.

Der Karrner war indessen schon lange in Sicherheit. An der Grenze der Schweiz und Italiens da finden sich Schlupfwinkel genug in den wilden, unzugänglichen Hochtälern und wenn auch die Schrecken des Winters fürchterlich sind da oben und das Leben dieser Flüchtlinge reich ist an Entbehrungen und Gefahren, die Begierde nach Freiheit ist so mächtig, daß diese Leute nur an die Gegenwart denken und darüber die schrecklichen Folgen der Fahnenflucht vergessen.

Gar mancher Flüchtling trieb sich jahrelang herum in den weltvergessenen Hochtälern, bis endlich auch seine Stunde schlug, wo er der Strenge der Gesetze verfallen war.

Kunst, Wissen.

Einige Zeitgedanken von Hermann Hango.

Hast.

Das Wissen, Wissenwollen eilt;
Doch wird's nicht edel' Gut,
Wenn jeder nicht daran verweilt:
Er wisse, was er tut! —

Fortschritt.

Ihr spielt schon „Übermensch“;
Das nenn' ich wacker geh'n!
Doch wollt ich erst erreicht
Von euch — den Menschen seh'n.

„Wissen.“

Zu keiner Blume hab' ich spähend mich geneigt,
Nur um des kühlen Wissens willen,
Ein nüchtern' Denken forschend d'ran zu stillen — —
Zu allen Wundern hab' ich sehnend mich gebeugt:
Ein neues Wunder woll' erquillen,
Wo eine neue Form sich zeigt!

„Gelehrte."

Die Weisheit haben die Echten,
„Das Wissen" haben die Schlechten;
Die Großen machen aus Steinen Brode,
Die Kleinen dozieren ewig „Methode".

Desgleichen.

Die Großen haben die Liebe,
Die Kleinen verteilen die „Hiebe";
Die Großen sind heilige Schenker,
Die Kleinen kleinliche Henker!

„L'art pour l'art!"*)

Dies Wort laßt nicht die Jugend merken,
Denn nur der Reife weiß:
Sich dienend für das Ganze stärken,
Ist Tugend-, gleichwie Kunstgeheiß.

Einem „Modernen".

Weil sie mit ewiger Urkraft den Willen der Wesen entbindet,
Nur wider Menschengewalt, Götter befehden sie nie —;
Weil sie am Unmaß erstirbt, den tierischen Frevler entmannend,
Nennst du die Liebe ein Spiel, schmähst du das herrliche Weib?
Fühl' es, Entnervter: Ein Spiegel ist, herrlich und hauchrein, die Liebe;
Gott oder Affe das Bild — deines nur redet dich an!

Genie und Gesellschaft.

Zürn' nicht zu blind der „ewig blöden Masse",
Die oft dir widerstrebt mit dumpfem Hasse;
Auch du trägst Dunkles viel an deiner Kraft
Und jene wehrt nur — Deiner Leidenschaft!

„Kainfluch der Künstlerschaft."

Dich fühlt wohl einzig mehr der Tropf,
Der Lorbeer sucht für seinen Zopf,
Nach Ruhm zu Markt rennt mit dem Glase
Und mit dem Glase bricht die Nase.

Der Schlichte spürt: „Wohl trag' ich schwer,
Ei nun, ich trag auch eben mehr . . ."
Und trägt, bebürdet auf den Wegen,
Sich dankbar heim den schweren Segen.

„Unsterblich."

Wie ihr es meinet, wär's: Auf Erden
Noch eine Weile nicht vergessen werden;
Es wahrhaft sein, das ist: Aus Erde
Durch Leben Brot für neue Leben werden!

Schlußstein.

Kunst, Wissen — beides hohle Triebe,
Beseelt sie nicht die tiefste Liebe!

*) Die „Kunst nur für die Kunst!"

Max Geißler.

Eine literarische Studie von **Friedrich Wirgershaus.**

Aus der bunten Gesellschaft der zeitgenössischen Dichter ragt Max Geißler als eine sehr sympathische Persönlichkeit hervor. Was mich für ihn vor allem einnimmt, das ist sein männlicher Wille, seine Kunst wurzeln zu lassen in dem kräftigen, gesunden Volksboden, der ja die Wurzeln aller echten Kunst tränkt. Dieser Wille macht sich im gegenwärtigen Schrifttum sehr selten bemerkbar. Die meisten Dichter haben sich leider vom gesunden Volksboden entfernt und schaffen, weil ihnen hierdurch der eigentliche starke Halt verloren gegangen ist, ihre Werke ins Ungewisse hinein, ja, vielfach hüllt man sich sogar in den Mantel eines unmännlichen Stolzes und schaut auf das „Volk" verächtlich herab. Letzteres hat auch Max Geißler empfunden. In seiner Schrift „Unter der Welteneſche" (Verlag von Hermann Grosse, Weimar) führt er an einer Stelle sehr treffend aus: „Wir sind in einem Bildungsdünkel befangen, der unsere besten Ideen totmacht. Aus diesem Bildungsdünkel heraus schafft die große Mehrheit unserer Dichter und Künstler. Und auch hier steht das Gepräge, welches der Künsterstolz ihren Schöpfungen verleiht, der segensreichen Verbreitung ihrer Werke entgegen." Ich kann diese Geißlersche Schrift allen Freunden einer echt nationalen Volkskunst angelegentlichst empfehlen, denn die in ihr enthaltenen feinsinnigen, klardurchdachten Abhandlungen bringen eine reiche Fülle von Gedanken, die neues Leben zu wecken imstande sind. Gleichzeitig verfügt Geißler über ein gesundes kritisches Vermögen. Nur wenige verstehen wie er, in wahrhaft überzeugender Weise die Mängel unseres geistigen Lebens aufzudecken. Aus jeder Zeile weht es uns entgegen, daß hinter diesen Abhandlungen eine Persönlichkeit steht, die es mit einer nationalen Volkskunst ernst meint, bitter ernst. Ganz besonders hervorzuheben ist die Abhandlung: „Die Todsünde der Völker." In ihr sagt Geißler:

„Wir müssen geradezu bestrebt sein, in selbstbewußter Eigenart ein Bollwerk aufzurichten gegen den Einzug fremder Elemente in die deutsche Kunst, die sie krank machen. Es ist eine der verbreitetsten, verhängnisvollsten Irrtümer, daß die Kunst international sei. Eine deutsche Kunst hat aus deutschem Wesen und deutschem Geiste geboren zu sein. Den Deutschen lag das Streben nach dem Weltbürgertum stets näher als nach dem Deutschtum. Volkssitte verachteten sie, und die Volksseele ward ihnen eins mit dem niederen Instinkte des Pöbels."

Auf derartige Worte kann in unserer Zeit nicht oft und auch nicht eindringlich genug hingewiesen werden. Möge daher die Geißlersche Schrift

recht tief ins deutsche Volk dringen, denn ihr Inhalt eignet sich vorzüglich zur Klärung unserer künstlerischen Anschauungen. Leider läßt sich hier nur ganz kurz andeuten, was Geißler über die echte Volkskunst zu entwickeln weiß: „Eine Kunst wird zur ‚Volkskunst', wenn sie der unbewußten Sehnsucht des Volkes nach Reinheit und Erhebung aus dem Tiefendunst des Alltags zu begegnen vermag." Dieser aufgestellte Satz dürfte für die deutsche Volkskunst grundlegend sein. Wir wollen sehen, wie weit Geißler in seinen eigenen dichterischen Werken dieser Sehnsucht entgegenkommt.

Weiteren Kreisen wirklich bekannt wurde Geißler, nachdem er sich vorher unter dem Einfluß Theodor Storms zu einem eigenartigen, lebensvollen Lyriker durchgerungen hatte, zuerst durch seinen Hallig-Roman „Jochen Klähn" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). Schon in diesem Roman, der den zähen Kampf der Inselfriesen mit dem zerstörenden Elemente der See zum Vorwurf hat, versucht er uns mit eindringlicher Liebe zu den unverbrauchten, bodenständigen Kräften zurückzuführen, die sich in unserer Nation unbewußt erhalten haben. Mit seinen schönen reichen Mitteln, die vor allem in der eigenartigen Verkörperung der Naturmächte fesselnd hervortreten, ist Geißler in diesem ersten Roman leider etwas zu verschwenderisch, nicht haushälterisch genug zu Werke gegangen. Scheinbar empfand er es noch nicht, daß der Künstler erst durch eine weise Reserve sich selbst und seine Kunst adelt. Neuerdings hat er daher „Jochen Klähn" einer Umarbeitung unterzogen und ihn in vollendeterer Form unter dem treffenderen Titel „Insel im Winde" in Leixners Romanzeitung neu erscheinen lassen.

Eine gewisse Verschwendung schöner, eigenartiger Mittel entdecke ich auch in „Tom der Reimer" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). In diesem Roman, in welchem alles zu einheitlicher Wirkung ineinandergreift, stört jedoch eine derartige Verschwendung nicht. Wie schon der Titel andeutet, wurzelt „Tom der Reimer" nicht im Boden unserer eigenen Heimat, was aber auch selbst für eine nationale Volkskunst nicht unbedingt erforderlich ist. Die Aufgabe einer echt nationalen Volkskunst erblicke ich mit Geißler vielmehr darin, daß der Künstler der anderen Volksart mit anderen Gesittungsstufen in der anderen Zeit gerecht wird, denn in diesem ihrem Wesen ist sie unverrückbar wie die stammhafte Grundlage des Volktums selbst. In ihr wurzelt ja die Wesenseigentümlichkeit eines Volkes, und wo diese wächst, springt der Quell der lebensfähigen Dichtung. Einer anderen Volksart mit anderen Gesittungsstufen vermag jedoch nur ein starkes Talent gerecht zu werden. Geißler ist dieser Aufgabe gerecht geworden, ohne sich selbst aufzugeben. Den vorliegenden Stoff, über den alte Chroniken nur wenig zu berichten wußten, hat er seelisch durchdacht und ihm dichterische Gestaltung verliehen; er hat die

große Schwierigkeit, einen Dichter glaubhaft zu machen, dichterisch bewältigt, denn aus dem hier geschilderten farbenfrohen Leben heraus kann die sinnige Ballade von der Begegnung mit der Elfenkönigin entstanden sein, die von Loewe Vertonung und inzwischen den Weg über die ganze Erde gefunden hat. Es ist möglich, daß „Tom der Reimer" durch seine Einheitlichkeit in der Kunstform und seine Stilreinheit auf manchen Leser anfangs etwas monoton wirkt. Hierdurch möge man sich jedoch nicht abschrecken lassen, denn wer sich in diesen Roman hineingelesen hat, der wird aufatmen und den Vorzug der künstlerischen Einheitlichkeit desselben empfinden, zumal er in eine geheimnisvolle Waldstimmung getaucht ist.

Ist in „Tom der Reimer" eine echte Romantik lebendig, so steht Geißler in seinem Roman „Traum in den Herbst" (Verlag von Hermann Große, Weimar) schon auf realistischerem Boden. In diesem Roman nehme ich schon etwas Selbstbewußteres in der Führung wahr, entbehre jedoch dafür jene Einheitlichkeit in der Kunstform, die mich in „Tom der Reimer" geradezu entzückt hat. Es laufen in „Traum in den Herbst" zwei Geschichten durcheinander, eine Dorfgeschichte und eine Künstlergeschichte. Der Dorfgeschichte möchte ich, weil sie außerordentlich dramatisch ist und Momente von ergreifender Wirkung aufweist, den Vorzug geben. Einer ganz prächtigen Gestalt begegnen wir vor allem in dem alten Hauswald, der etwas Schlechtes, das das Bauerntum zu durchseuchen droht, abzuwenden versucht. Mit aller Macht stemmt sich dieser wackere Patriarch gegen das Eindringen fremder Sitten, in denen nichts von der lebendigen Freude ist und von der erdständigen Kraft, die draußen auf dem Lande gilt. Hauswald empfindet, daß der Bauer, wenn diese fremden Sitten eindringen, unmächtig wird und nicht mehr Herr und Hüter der Wurzeln jener Kraft bleiben kann, aus welcher der Segen für alles Volk kommt. Deshalb betont er auch, daß das Herz des Bauern mit der Scholle verwachsen sein müßte, wenn es der harten Arbeit froh werden wollte. Die jungen Gutsbesitzer hängen, weil sie von den fremden Sitten schon durchtränkt wurden, nicht mehr an ihrer Scholle. Sie haben sich schon mit sich selbst und ihrem Gott überworfen und hören daher nicht mehr auf die eindringlichen Reden Hauswalds. Des letzteren Glaube, die jungen Gutsbesitzer auf den rechten Weg zurückführen zu können, bleibt daher ein — Traum in den Herbst. Wie sich der alte Hauswald als Bauer gegen das Eindringen fremder Sitten stemmt, so kämpft in der Künstlergeschichte Hertwig Reif als Schriftsteller gegen das Eindringen fremder Elemente in unser Schrifttum, die das wurzelständige Volkstum unterdrücken. Wer Geißler persönlich kennt, der wird in Hertwig Reif den Verfasser selbst wiedererkennen. Aus seinem eigenen Leben ist vieles hinübergeflossen in diese

Künstlergeschichte, in welcher unter anderem die norddeutsche Heidelandschaft in echt poetischer Weise belebt worden ist. Zu bedauern ist es, daß aus der Künstlergeschichte herausgefühlt werden kann, daß Geißler an einigen Stellen gewisse spießbürgerliche Zustände absichtlich hat geißeln wollen; der rein künstlerische Eindruck ist dadurch leider herabgestimmt worden.

Seinen vierten Roman „Am Sonnenwirbel" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig) nennt Geißler einen „Kulturroman aus dem Waldlande", das ist jedenfalls eine vielversprechende Bezeichnung, die aber in diesem Falle die vielversprechenden Erwartungen auch wirklich erfüllt. Geredet wird in diesem Kulturroman vom Spitzenklöppeln und fahrendem Musikantentum als den zwei wichtigsten Kulturkräften der Gegend, in welcher die grün-weißen und schwarz-gelben Grenzpfähle gegeneinanderstehen. Daneben auch noch vom etwaigen Ersatz, den der Gebirgler in der Wald- und Viehwirtschaft sich schaffen müßte, wenn er Klöppelkissen und Singspiel zu seinem eigenen Heile auf die Wegfahrt schicken würde. Das Schwerstoffliche derartiger Aufgaben, das in den meisten Fällen durch die dichterische Gestaltung nicht restlos besiegt wird und sich hier und da schlackenhaft störend bemerkbar macht, dürfte Geißler künstlerisch vollkommen geläutert haben. Übrigens hat Geißler seine Jugend in einem Walddorfe des Erzgebirges zugebracht. Dadurch hatte er einen Boden unter den Füßen, der ihm völlig vertraut war, was natürlich auch in diesem Falle nur von Vorteil gewesen ist. Die harzduftige Gebirgslandschaft ward uns hierdurch außerordentlich lebendig näher gerückt, und die Darstellung, sowie die Anschauungen und das Zwiegespräch der Gebirgler sind von einer starken Gegenständlichkeit und künstlerischen Beseelung. Der Ort der Handlung ist auf die kleine Bergwiese am Hang des Keilbergs, welcher die Sonnenwirbelhäuser trägt, als auf eine besonders typische Gegend verlegt. Die Gestalten, die in diese Bergeinsamkeit hineingestellt wurden, geben ein treffendes Bild ihres Volksschlages, seiner Lebensverhältnisse und Bedürfnisse, und hierdurch entsprechen sie einer der vornehmsten Forderungen der großen epischen Form. Manches einwenden läßt sich gegen die etwas langen, gedankenreichen Reden des Volksphilosophen Zachenhesselhans, aber langweilig oder gar störend wirken sie keinesfalls. Der Zachenhesselhans ist von vornherein so gekennzeichnet, daß der Leser auch seine philosophischen Reden als durchaus echt empfindet. In zweifellos ganz richtiger Erkenntnis betont der alt-jugendliche Reformator, daß vor allem die Klöppelei ein Krebsschaden am Volkskörper sei, der diesen dem Verfall rettungslos entgegenführe; denn was vor fünfhundert Jahren, durch Barbara Uttmann eingeführt, ein Segen war, das ist im Wandel der Zeiten bis in die Tage der Maschinen ein Fluch geworden. Deshalb lenkt er die Aufmerksamkeit der ihm Nahestehenden auf die Wald- und Viehwirtschaft, und hierdurch zeigt er denn auch einen Weg vom

Klöppelsack zur Besserung. Sein eindringlicher Weckruf bleibt auf die Männer, die bisher in der Mitte der zwanziger Jahre, der Sense und der Holzaxt entwöhnt, bei der Posamentennäherei gesessen haben, nicht ohne Eindruck; die Saat, die er gestreut hat, fällt also auf fruchtbaren Boden. Hervorgehoben zu werden verdient, daß in „Am Sonnenwirbel" Geißlers dichterische Erscheinung um einen neuen, willkommenen Zug bereichert worden ist: um den feinen, unmittelbar aufblitzenden Humor, der recht warm ans Herz greift.

Einer ähnlichen Gestalt wie der des Zachenhesselhans begegnen wir in dem Kulturroman „Das Moordorf" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig) in Ham Rugen, nur entspricht dieser der norddeutschen Moorlandschaft. Ein gewaltiges Kulturgemälde ist es, das Max Geißler in diesem umfangreichen Roman aufrollt: die Entstehung eines Dorfes in der Einsamkeit der lärmentrückten Moore von jenem Tage an, da der Schmuggler Ham Rugen seine Hütte in die verträumte Stille setzt, bis zu dem Augenblicke, da durch zwei Geschlechter hindurch um diese Hütte ein Dorf entstanden ist, das eine politische Gemeinde geworden. Der erste Teil des Romans hätte meines Erachtens in sich noch etwas geschlossener sein können, der zweite Teil dagegen ist ganz prachtvoll und erhebt sich an manchen Stellen zu echt dramatischer Gestaltung. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß Land und Leute der norddeutschen Moore eine Welt für sich bilden. Wie ich erfahren habe, hat der Verfasser mehr denn ein Jahr zu Studienzwecken in der Stille der von ihm geschilderten Hütten zugebracht, um das eigenartige Leben der Moorleute, Torfgräber und Heidebauern beobachten zu können. Es ist ihm jedoch nicht darum zu tun gewesen, dieses Leben im Sinne eines überlebten Naturalismus mit photographischer Treue nachzugestalten. Als Schilderer hat er vielmehr das Allgemein-Menschliche, als Poet das Bleibend-Dichterische zu finden gewußt. Die höchste Aufgabe des Poeten erblickte er darin, die Seele alles Lebendigen zum Gegenstande des Dichterwerkes zu machen, denn das Körperliche, mit dem sich der Naturalismus zu bescheiden gewöhnt hatte, ist der Wandlung unterworfen. Aber das Dichterische, das Seelische, das überdauert den Wandel der Zeiten. Die Aufgabe, die sich Geißler gestellt hat, ist eine sehr schöne, aber auch eine außerordentlich schwierige. Wenn er ihr in der Hauptsache gerecht geworden ist, so beweist das jedenfalls, daß er ein echter Dichter ist, der die geheimnisvolle Seele der Dinge zu enthüllen versteht. Damit auch Menschen da sind, die die eigenartige Landschaft der norddeutschen Moore mit den Augen des Kulturträgers betrachten, hat Geißler einige Maler in seinen Roman eingeführt. Diese Maler, sowie das Tagebuch eines verschollenen Dichters geben den Bewohnern des Moordorfes den Schlüssel zu den Hütten der

Heide und zu den Herzen der Menschen, ja, der Maler Roth hat für Kord Kück sogar folgende tiefgründige Wahrheit:

„Das tiefste Glück schenkt ein Werk nur dem, der die innigsten Beziehungen zu ihm und dem Gegenstande dieser Arbeit hat. Darum, weil die Menschen am festesten in ihrem Heimatboden stehen, werden Bauer und Künstler aus diesem die besten Kräfte für sich und ihr Werk zu lösen vermögen. Ein Bauer oder Künstler, der auf fremdem Grunde steht und die Fäden zerschnitt, die ihn mit der Heimaterde verbanden, ist ohne Sammlung."

Kord Kück steht in dem einzig richtigen Verhältnis zu seiner Heimatscholle. Er, der sich als Amerikafahrer in Sehnsucht nach seiner Heimat verzehrt hat, setzt das größte Vertrauen in sie, und in hartem, liebevollem Ringen weiß er ihre schlummernden Kräfte zum Segen aller zu wecken.

Schildert Geißler in den bis jetzt besprochenen Romanen den Menschen ausschließlich im Verhältnis zu seiner Scholle, so schildert er ihn in den beiden jüngsten Romanen „Hütten im Hochland" und „Die goldenen Türme" (beide verlegt bei L. Staackmann, Leipzig) nachdrücklicher im Verhältnis zu seinen Mitmenschen. Es bedarf natürlich keiner Hervorhebung, daß er ihn von seiner Scholle nicht loslöst; er läßt nur das rein Landschaftliche ein wenig zurück- und dafür das rein Menschliche etwas kräftiger hervortreten. Gleichzeitig geht er hier aller Tendenz aus dem Wege und lediglich auf rein künstlerische Darstellung aus. Übrigens hat der erste dieser beiden Romane inzwischen schon viel verdiente Anerkennung gefunden. Er führt uns wie „Am Sonnenwirbel" in Geißlers engere Heimat, an die deutschböhmische Grenze, und läßt eine kleine Bergwaldgemeinde, die sich auf die sieben Sakramentshäuser verteilt, in ihrer ganzen Eigenart vor unser geistiges Auge treten. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Wenderfranzl, der Sohn eines Wildschützen, über den sich der verhängnisvolle Schatten des väterlichen Berufes breitet. Derselbe läßt, früh verwaist, in sich alles wachsen, was da wachsen will, vor allem natürlich die stachligen Schosse. Aber auch edle Schosse wagen sich hervor, nur vermögen sich diese nicht recht zu entfalten, weil man in den Sakramentshäusern gegen den Wenderfranzl eingenommen ist. Der letztere ist und bleibt der Sohn des Wildschützen; im Hochland wächst eben nur langsam Gras über eine alte Geschichte. Dadurch wird aber in dem Jungen ein Haß geweckt, ja, der einmal erwachte Haß steigert sich sogar so sehr, daß der Franzl am Berghofer zum Mörder wird. Diese Steigerung ist mit einer so überzeugenden Kraft dargestellt, daß man mit einer echten Anteilnahme das Schicksal des Wildschützenbuben verfolgt. Aber auch die übrigen Personen interessieren uns, vor allem verdient der typische Wenz am Kreuz durch seine innige

Naturweisheit und sein tiefes Gemüt unsere Sympathie. Was die „Hütten im Hochland“ ganz besonders auszeichnet, das ist die innere Wärme, von der sie getragen werden, und die uns mit einer stillen Gewalt in ihren Bann zieht und nicht wieder losläßt.

Der kürzlich erschienene Roman „Die goldenen Türme“ führt uns wieder in die Welt der norddeutschen Heidebauern; er bietet insofern eine Ergänzung zu „Das Moordorf“, als in ihm von der Geburt und der Jugend Kord Kücks berichtet wird. Das Hauptinteresse erweckt aber zunächst ein junges Heidebauernehepaar: die außerordentlich willenskräftige Fidde Voß und der schweigsame, zur Sinnierung neigende, aber doch tatfrohe Boi Per, die einen verlotterten Heidehof zu einem wohlbestellten Gut erheben. Der Sohn dieser beiden prächtigen Menschen, der dämonisch trotzige und zugleich verträumte Schorse Per, verläßt die Welt seiner Eltern, um draußen den Weg nach der Stadt mit den goldenen Türmen zu suchen. Das Suchen und Finden dieses Weges macht die zweite Hälfte des gehaltvollen Werkes aus. Schorse Per hat sich nach Frankfurt am Main begeben, wo er zunächst auf der Schreibstube eines Anwaltes Beschäftigung findet. Ihm ist, von einer überwältigenden Sehnsucht getrieben, seine sinnige Jugendgespielin Stina Harms gefolgt, die ihm die Mühseligkeit seiner drückenden Armut tragen hilft. Als sie sich an einem Sonntage beide in der Ausstellung für Heidekultur und Torfindustrie befinden, geht Schorse Per urplötzlich die Schönheit seiner heimatlichen Scholle auf und gleichzeitig entdeckt er die Quelle seiner herben, starken Kunst. Damit hat er natürlich den angedeuteten Weg gefunden, auf dem er nun rastlos vorwärts schreitet. Dem aufstrebenden Dichter vermag Stina Herms nicht mehr zu folgen. Der Weg ist zu steil; ihre zarten Schwingen erlahmen. Sie fühlt, daß Schorse Per im Sumpfe ersticken müßte, wenn sie sich noch länger an ihn klammern wollte, und deshalb verzichtet sie auf seinen Besitz. In dieser Verzichtleistung liegt eine seltene menschlich Größe. Wenn Geißler diese Entsagung glaubhaft darzustellen vermochte, so zeugt das von seiner inneren Harmonie und seiner geläuterten Weltanschauung. Überhaupt hat die Geißlersche Kunst in den „Goldenen Türmen“ eine seltene Reife erreicht, die in unserem gegenwärtigen Schrifttum angenehm auffällt. In ihnen hat der Dichter alles in eine echt poetische Höhe gerückt und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß dieses Werk eine gebändigte, geadelte Lebensfülle in sich birgt.

Max Geißler, der gegenwärtig im 39. Lebensjahre steht, ist von einer Produktivität, die erstaunlich ist. Früher befürchtete ich einmal, daß er in der Vielschreiberei untergehen könnte, aber die jüngsten Romane haben mir doch gezeigt, daß meine Befürchtung grundlos war. Er besitzt wirklich das Zeug dazu, viel schreiben zu können. Dabei kennt

er die Grenzen seiner Begabung ganz genau. Sein Talent kann sich, weil er es niemals unnütz anstrengt, in aller Stille vertiefen. Ist der Lyriker Geißler von Storm beeinflußt worden, so weist der Erzähler Geißler sehr viele verwandte Züge mit Adalbert Stifter auf, wie er denn auch von Adalbert Stifter unmittelbar gelernt hat. Geißlers erzählende Kunst geht in der Richtung Stifter-Rosegger, denn bekanntlich ist auch Rosegger von Stifter ausgegangen; er schreckt aber nicht, wie der deutschböhmische Dichter, vor dem eigentlichen Leben zurück, greift vielmehr große Daseinsfragen auf und erweist sich in seinen beiden Kulturromanen sogar als ein Wegweiser in die Zukunft. An Stifter erinnern in erster Linie die Naturschilderungen, überhaupt die unvergleichliche Stimmungsmalerei, die mit wenigen, nur leise hingehauchten Farben die Seele einer Landschaft, eines Gefühls, einer Empfindung hervorzuzaubern vermag. Auf den ersten Blick ist man geneigt, alles für bloße Schilderung zu halten; sieht man jedoch schärfer hin, so erkennt man, daß Geißler ganz in der Natur lebt, und da seine Darstellung echt dichterischer Anschauung entspringt, vermag er uns auch überall in seinen Bann zu ziehen. Geradezu bewundernswert ist Geißlers eigenartige Erzählungsweise, hinter die allerdings das rein Psychologische (ich meine natürlich die Lösung der Seelenprobleme) ein wenig zurücktritt. Ich betone jedoch ausdrücklich, daß die Gestalten nicht wie inhaltleere Schemen, sondern durchaus echt wirken und vor allem der Landschaft entsprechen, in der sie leben. Geißler zeichnet mit unglaublich zarten Strichen, die aber die Gestalten klar und deutlich hervortreten lassen. Ganz besondere Freude erweckt die ursprüngliche Begabung für das Volkstümliche, d. h. das echte Ausdrucksvermögen für das wahrhaft Volksmäßige in Anschauung und Sprache. Aus Geißlers sämtlichen Werken klingt der warme, schlichte, volle Volkston. Überhaupt ist Geißler ein Mann mit gesunden Sinnen, der mit dem Reichtum seines Talentes aus den Tiefen der Volkskraft schöpft, wodurch er der eingangs erwähnten unbewußten Sehnsucht des Volkes in schönster Weise entgegenkommt.

Kleine Geschichten von unserem Kaiser.*)

Aus den Tagen der Ischler Entrevue im Jahre 1877 wird folgendes Geschichtchen erzählt. Eine junge Braunschweigerin wollte durchaus bei der Abfahrt Kaiser Wilhelms diesem einen Blumenstrauß überreichen. Nachdem sie fast drei Stunden vor dem Hotel „Elisabeth“ gewartet hatte, kam der deutsche Kaiser die Treppe herab. Ehe er den

*) Aus „Habsburger-Anekdoten“. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Wagen besteigt, bittet die Dame einen neben ihm stehenden preußischen Offizier, dem deutschen Kaiser in ihrem Namen die Blumen zu überreichen. Der Offizier erfüllt ihre Bitte und übermittelt ihr mit freundlichem Lächeln den allerhöchsten Dank. Gleich darauf sieht die bestürzte junge Dame den liebenswürdigen Offizier den Platz neben dem Kaiser einnehmen und auf ihre Frage, wer er denn sei, bekommt sie zur Antwort: „Der Kaiser von Österreich!"

*

Als Franz Josef I. nebst Gemahlin im Jahre 1885 in Gastein mit Kaiser Wilhem I. zusammentraf, wollte dieser das österreichische Kaiserpaar durchaus begleiten. Franz Josef bat seinen greisen Freund, sich zu schonen und zurückzubleiben, dieser aber wollte nicht nachgeben. Da rief der österreichische Kaiser lächelnd: „Dann befehle ich dir zu bleiben!" Der deutsche Kaiser trug nämlich die österreichische Oberstenuniform und mußte gehorchen; er richtete sich stramm auf, salutierte und nahm dann herzlichen Abschied von dem hohen Paar.

*

Am 30. August 1886 wurde zum Bau des Stabsgebäudes der Franz Josef-Kavalleriekaserne in Pest der Schlußstein gelegt. Der Kaiser hatte bereits seinen Namen unter das Schlußsteindokument gesetzt; ihm folgten Erzherzog Josef, die Minister und die übrigen Zivil- und Militärwürdenträger. Als die Reihe an den Korpskommandanten Grafen Pejacsevic kam, stöberte derselbe in den Taschen und schien etwas zu suchen. Da reichte ihm der Kaiser verständnisvoll — den eigenen Zwicker. Der Graf setzte ihn auf, unterschrieb und trat zurück, vergaß aber aus Zerstreutheit, den Zwicker zurückzugeben. Lächelnd verlangte der Kaiser sein Eigentum mit den Worten: „Herr Graf, schenken möchte ich Ihnen meinen Zwicker nicht."

*

Anläßlich einer Ausstellung in Budapest trug sich folgendes lustige Geschichtchen zu: Der Kaiser durchschritt eine der Abteilungen und besichtigte mit gewohnter Gründlichkeit die einzelnen Gegenstände. Der Abteilungsobmann, der die Ehre hatte, dem Kaiser die einzelnen Aussteller vorzustellen, tat dies in seiner Verlegenheit in der Weise, daß er bei jedem Herrn sagte: „Herr X. — — Seine Majestät." — „Herr Y. — — Seine Majestät." — „Herr Z. — — Seine Majestät." Der Kaiser hörte geduldig zu: endlich als die Reihe an den vierten kommen sollte, meinte er lächelnd: „Nun, ich glaube, die übrigen Herren dürften mich jetzt schon kennen!"

*

Es ist verbürgte Tatsache, daß dem Kaiser einst ein Urteil zur Unterschrift vorgelegt wurde, über welchem er lange in schweigendem

Sinnen gesessen. Endlich ergriff er die Feder, um das Papier zu unterzeichnen, doch schon nach dem ersten Federstrich entrollte seinem Auge eine Träne und verwischte den langsamen Zug. Da faltete der Kaiser das Papier zusammen und gab's dem Sekretär mit den Worten zurück: „Tränen löschen jede Schuld aus; ich kann das Urteil nicht unterschreiben. Da sehen Sie, mein Name ist verwischt — die Schrift hat keine Kraft, ich schenke dem Verurteilten das Leben."

*

Auf einem Hofball bemerkte Kaiser Franz Josef eine ihm wohlbekannte Dame, deren kummervolle Miene in befremdendem Gegensatz zu der Fröhlichkeit des Festes stand. Sofort trat er auf die Dame zu und fragte teilnehmend: „Sie scheinen die allgemeine Freude nicht zu teilen, Gräfin; haben Sie eine Sorge?" — „Eine sehr schwere, Majestät", lautete die Antwort, „kaum hatte ich diese Räume betreten, als mir die Erkrankung meines in Triest befindlichen Mannes mitgeteilt wurde. Um mich nicht zu ängstigen, hatte man mir diese Nachricht bisher verheimlicht. Ich bin seit vier Tagen ohne Kunde von meinem Mann — vier Tage, Majestät — das ist unter solchen Umständen eine Ewigkeit!" Der Kaiser sprach einige Trostesworte und entfernte sich rasch. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit trat er wieder zur Gräfin und überreichte ihr eine Depesche aus Triest, die die Meldung enthielt, daß ihr Mann außer Gefahr sei. Der Kaiser hatte die Zwischenzeit benützt, um sich telegraphisch nach dem Befinden des Grafen zu erkundigen.

*

Ein altes Mütterchen, Marie Fuchs aus Knittelfeld in Steiermark, war nach Wien gekommen und stand eben im Begriffe, die Treppe zum Audienzsaal in der kaiserlichen Hofburg zu ersteigen, als der Kaiser vorfuhr. Er bemerkte das alte Mütterchen, das sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte und mühsam die Stufen hinaufhumpelte, trat mitleidsvoll an sie heran und forderte sie auf, ihm ihren Wunsch sofort mitzuteilen, um sich das Treppensteigen zu ersparen. Nun erzählte die Greisin, sie sei gekommen, um ihren in der Linie stehenden Sohn loszubitten, der die einzige Stütze ihres Alters sei. Franz Josef nahm das Gesuch aus den zitternden Händen der Greisin und hieß sie, freundlich lächelnd, warten. — Nach einer Stunde trat ein junger, schmucker Soldat zu dem harrenden Mütterchen und sagte glückselig: „So, Mutter, da bin ich jetzt! Wenn's dir recht ist, können wir gleich gehen; der Kaiser hat mich selber geschickt, damit du die Botschaft sicher bekommst."

*

In Steiermark kommt der Kaiser oft mit den Land- und Waldleuten in Berührung, wobei es nicht selten zu komischen Zwischenfällen kommt.

So stieß der Kaiser einmal mit seinem Begleiter auf einen Holzschläger. „Jaga, habt's ka Fuier?“ redete dieser den Kaiser an. Der Monarch entzündete einen Buchenschwamm und gab ihn dem Holzhauer. „Jaga, geht's auf den Hahn?“ frug der Mann weiter. „Ja, warum?“ sagte der Kaiser. „No, weil enk der Hahn wos pfeifen wird, wann's so laut dischkurierts.“

*

Mit der Dienerschaft verkehrt Franz Josef in der leutseligsten Weise. Einer seiner Lieblinge ist der k. k. Oberjäger Josef Mühlbacher in Eisenerz, unter dessen Leitung er als Prinz die erste Gemse geschossen hat. Wenn nach beendeter Jagd irgendwo im Freien oder in einem Forsthause ein einfach kräftiger Imbiß genommen wird, so hört man häufig aus des Kaisers Munde die Frage: „Hat der Mühlbacher schon?“ Es ist auch schon vorgekommen, daß der Kaiser seinen treuen Diener mit den Worten: „Mühlbacher, Sie sind heute müde, gehen Sie schlafen, gehen Sie!“ zur Tür seines Wohnhauses hineingedrängt hat. Einst fragte der Monarch bei der Heimkehr von der Jagd: „Nun, Mühlbacher, warum rauchen Sie nicht?“ — „Eure Majestät, ich hab' keine Zigarren bei mir.“ — „Nun, so nehmen sie eine davon!“ rief der Monarch, ihm das gefüllte Zigarrenetui hinhaltend. Zögernd nahm Mühlbacher die Zigarre, getraute sich aber nicht, sie in Gegenwart des Monarchen zu rauchen, auch wollte er dies Präsent zum Andenken aufbewahren und schob die Zigarre in die Tasche. Nach einer Weile fragte der Kaiser wieder: „Nun, Mühlbacher, warum rauchen Sie nicht? Jetzt haben Sie ja eine Zigarre!“ — „Eure Majestät, ich werde Sie zu Hause rauchen.“ — „Nein, Sie müssen sie jetzt rauchen!“ beharrte der Kaiser und reichte seinem Oberjäger selbst Feuer.

*

Nach einem glücklichen Jagdtage in Eisenerz besichtigte der Kaiser mit seinen Jagdgästen die „Strecke“, während ein Haufen neugierigen Landvolkes die Herren umstand. Ein kleiner Bub, der Sohn eines Bergarbeiters, hatte sich keck unter die Menge gedrängt und lavierte zwischen den Beinen der Erwachsenen herum, um sich in die Nähe des Kaisers zu schlängeln und ihn dann ernsthaft und bewundernd von unten herauf anzusehen. Der Kaiser hatte ihn bemerkt und als unter den Zuschauern ein Schieben und Drängen entstand, bei dem der Kleine gefährdet schien, wandte Franz Josef sich schnell zu ihm, faßte ihn bei den Armen und hob ihn in die Höhe, indem er lächelnd sagte: „Tretet mir meinen kleinen Steirer nicht zusammen!“ Dann setzte er das Büblein abseits vom Gedränge in Sicherheit nieder.

Das Mürzthal.

Eine Wallfahrt nach der Heimat, in Briefen beschrieben von **J. v. Kalchberg.**

(Fortsetzung.)

Hier zur linken Seite unseres Weges, jenseits der grünenden Felder und blühenden Wiesen, die des breiteren Thales sonnige Ebene bedecken, begrüssen uns drey freundliche Schlösser aus der Ferne. Das erstere, im weiteren Hintergrunde, ist Rechelheim, die Fideicommiß-Herrschaft der Herren von Fraydeneg, einer würdigen Familie, die schon seit langen Jahren eine Zierde des Ritterstandes meines Vaterlandes ist. Das zweyte, Oberlorenzen, gehörte zur Zeit, als ich dieses Thal bewohnte, einem Freyherrn von Pichl, dessen Familie aus dem Mürzthale entsproß. Das dritte, von einem Teiche umflossene Schloß ist Spiegelfeld, welches schon früh in den geschichtlichen Urkunden des Vaterlandes genannt wird. Manche seiner Besitzer ruhen dort in der Kirche der Dechantey St. Lorenzen. Dieses Schloß gab seinen Namen, und wurde die Fideikommiß-Herrschaft einer freyherrlichen Familie, welche sich auf eine vorzügliche Weise auszeichnet, dem Staate in Civildiensten Männer zu liefern, die ihres Amtes würdig, durch Kenntnisse und einen unermüdeten Diensteifer dem Monarchen und seinen Ländern nützlich sind.

Je näher ich meinem Geburtsorte komme, je traulicher sprechen alle Gegenstände mich an. Selbst die Luft, die ich einathme, scheint mich als eine altbekannte Freundin zu umsäuseln. Diese Strasse, diese Felder, diese Bäume, selbst dieser Hohlweg, von Gesträuchen überschattet, den ich hier zur Linken erblicke, alles ist mir so bekannt, scheint mich freundlich zu begrüssen, und erweckt in meinem Gemüthe süsse Jugenderinnerungen. Es ist doch sonderbar, daß die Erfahrungen aus der Blüthenzeit, ja selbst aus der Kindheit unsers Daseyns, daß sogar unbedeutend scheinende Ereignisse einen unauslöschlichen Eindruck in unserer Seele zurücklassen, indeß die späteren Erscheinungen, wenn sie auch wichtiger sind, einen schwächeren Eindruck auf unser Gedächtniß machen. Jeder Mensch hat eine gewisse Lebensepoche, deren Ereignisse für ihn, das ganze Daseyn hindurch, die merkwürdigsten bleiben, und ihn gleichsam abstumpfen für das, was später seinen Sinnen sich darstellet; daher wissen die Greise immer so viel von den für sie so merkwürdigen Zeiten ihrer Jugend zu sprechen, indem sie gleichsam theilnehmungslose Fremdlinge werden in der Generation, die sich um sie her erneute. Das Gedächtniß des Menschen scheint einer Schreibtafel zu gleichen, auf welcher so viel angemerket wird, daß sich endlich die Charaktere vermengen und verwirren. Schwer ist es daher, mit dem Geiste der Zeit vorzuschreiten,

und wer mit ihm nicht vorwärts geht, der geht zurück, und ein weiter Raum trennet ihn bald von dem Genius seines Jahrhunderts.

Wir haben jetzt den ansehnlichen Markt Kindberg erreicht, wo die Geister genossener Jugendfreuden aus dem Grabe der Vergangenheit sich empor heben, und mir in bleichen Gestalten eine bittersüsse Erinnerung zuwinken. Hier war es, wo ich mit meinen vertrautesten Freunden und Schulgefährten in den zwey herbstlichen Ruhemonaten so manchen glücklichen Tag verlebte. Ohne Plato, unserm Lehrer, und Agathon, unserm Ideale, ungetreu zu werden, liebten wir gemeinschaftlich das Vergnügen des Tanzes mit den schönen Bürgerstöchtern, woran damahls dieser Markt besonders reich war. Der Nationaltanz der Obersteyermärker behauptet unter den Tänzen aller Völker einen vorzüglichen Rang. Amor und die Grazien scheinen ihn erfunden zu haben, um die süßen Tändeleyen der Liebe mit der edelsten Simplicität und den mimischen Ausdrücken einer herzlichen Fröhlichkeit zu vereinen.

Die Musik des gewöhnlichen deutschen Tanzes hat nur Töne ohne Worte; die des obersteyermärkischen Tanzes bezieht sich gewöhnlich auf muntere Volksgesänge, deren Gegenstand die Liebe ist. Mit Verwunderung hörte ich oft, wie junge, lustige Bauernbursche bey dem Tanze aus dem Stegreife neue Lieder, mit oft witzigen Anspielungen, ersannen, und sie den Spielleuten vorsangen. Dieser Tanz, gut gespielt, hat eine magische Kraft auf die Gemüther, und reißt, wie ich oft bemerkte, selbst bejahrtere Menschen zu einer fröhlichen Theilnahme hin. Diese Wirkung bringt er aber nur dann in höherem Grade hervor, wenn das Eigenthümliche seines Charakters nicht verletzet wird. Die Violine ist zwar das vorangehende Instrument dieses Tanzes, aber das sogenannte Hackbrettel und die Baßgeige müssen unerläßlich ihre Gefährten seyn. Auch muß der Vorgeiger einen gewissen Strich — ein gewisses, nicht zu schnelles Tempo beobachten, welches Eigenthümliche zu treffen, oft dem größten Künstler auf der Violine schwer wird. Daher hat auch der Tanz der Obersteyermärker seine eigenen Componisten und Virtuosen, an denen besonders das Mürzthal fruchtbar ist. Aufgeweckt, wie ihr Tanz, ist auch die Gemüthsstimmung der oberen Steyermärker. Besonders die Mägde lieben es sehr, bey ihrer Arbeit zu singen. Sie haben zahllose Volksgesänge, welche jedoch nur in einer Strophe mit 2 Reimen bestehen.

Die Steyermark wird, wie bekannt, von Deutschen und Wenden bewohnt; ich möchte jedoch diese Bewohner, in Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Sitten und Lebensweise, lieber in Ober-, Mittel- und Untersteyermärker abtheilen. Als vor tausend Jahren Karl der Große, den unter seinen Nachahmern — wenigstens im Guten — noch Keiner erreichte, die wilden Avaren aus der oberen und mittleren Steyermark

verjagt, die unterjochten Wenden aber tiefer in die untere Steyermark hinabgedrängt hatte, da kamen deutsche Ansiedler nach den von den Avaren verlassenen Gefilden, obwohl vielleicht auf den höchsten Gebirgen sich noch einige ältere Deutsche erhielten, von denen, welche früher den Avaren weichen mußten. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die deutschen Einwanderer, unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, die Ursitten der deutschen Provinzen mit sich brachten, aus denen sie kamen; allein die Zeit und die Lebensweise, welche aus den klimatischen Verhältnissen hervorging, mußten allgemach eine große Veränderung in den Sitten ihrer Nachkommen hervorbringen.

Der Landmann der zwey obersteyermärkischen Kreise, Bruck und Judenburg, besitzet noch die alte deutsche Redlichkeit in höherem Grade, als sie bey den Bewohnern der Ebenen zu finden ist; nur wird sie nicht selten von jener Derbheit begleitet, welche allen auf einsamen Bergen wohnenden Völkern eigen ist. Der Obersteyermärker lebt von dem Verkaufe seiner Kohlen an die zahlreichen Eisenfabriken, und von der Viehzucht; wird ihm also der Absatz dieser beyden Erzeugnisse gehemmt, so muß er darben, und kann seine Steuern nicht bezahlen. Das Getreide, welches er erbauet, muß er größtentheils der Natur sehr mühsam abnöthigen.

Fast jeder Gebirgsbauer hat zweyerlei Waldungen, von denen ein Theil zur Verkohlung, der andere aber zur Brändung, wie man es nennt, verwendet wird. Die letztere Gattung von Waldungen besteht nur aus Gesträuchen und jungen Bäumen oder Anflug. Der Grundbesitzer hauet alljährlich einen Theil dieses Gesträuches nieder, und verbrennt es. Die Asche dünget den Boden, der im ersten Jahre mit Roggen, im zweyten mit Hafer bebauet, und dann wieder so lange unbenützt gelassen wird, bis nach Anwachs eines neuen Gebüsches ein anderer Brand gemacht werden kann. Der Landmann hat diese Waldungen gleichsam in Schläge so eingetheilt, daß er alljährlich einen Brand vornehmen, und wenn er das eine Ende erreicht hat, im folgenden Jahre bey dem andern beginnen kann. Da diese Brände so steil sind, daß man keinen Pflug und kein Zugvieh benützen kann, so muß der Grund durch Menschenhände behauen werden. Dieses Brandhauen ist die beschwerlichste Arbeit des Obersteyermärkers, und man muß wirklich seinen Fleiß bewundern, wenn man die steilesten Höhen auf solche Art als Aecker benützet sieht. Die Natur belohnt aber hier den Fleiß ziemlich reichlich. Mancher Brand gilt zu hundert bis zweyhundert Metzen Roggen oder Hafer, und die Qualität dieser Früchte ist von vorzüglicher Güte. Noch eine zweyte für den Obersteyermärker beschwerliche Arbeit ist das sogenannte Graßen. Da das Stroh größten Theils geschnitten, und mit dem Heu vermengt, dem Viehe gefüttert wird, so

werden die zarteren Aeste des Nadelholzes als Streu benützt, indem sie einen guten Dünger geben, wenn sie, mit dem thierischen Dünger vermischt, von dem Viehe abgetreten und eine Zeit hindurch der Gährung überlassen werden. Mit einer besondern Geschicklichkeit, gleich einem Matrosen, klettert der Obersteyermärker, seine Steigeisen an den Füssen, die höchsten Bäume hinan, um sie ihrer Aeste zu berauben, welches jedoch mit der Vorsicht geschieht, dem Leben des Baumes nicht zu nahe zu treten, der dann auch im folgenden Jahre wieder neue Aeste austreibet. Vorzüglich müssen die Wipfel der Bäume verschont bleiben. Wenn der Obersteyermärker diese seine Arbeit an einem Baume vollendet hat, so ersteigt er die höchste Spitze desselben, und schaukelt sich so geschickt, daß er endlich den Wipfel des nächsten Baumes erhaschet, und sich auf denselben hinüberschwingt; wodurch er das oftmahlige Hinab- und Hinaufsteigen ersparet.

Der Obersteyermärker geht früh zur Arbeit, liebt aber die nächtlichen Beschäftigungen nicht. Da er mehr Hirt als Ackersmann ist, so wendet er eine große Sorgfalt auf die Benützung seiner Wiesen, welche zu bewässern und dadurch fruchtbarer zu machen, er eine besondere Geschicklichkeit zeigt, die dem Untersteyermärker mangelt. Es werden an den Bächen, wie bey den Mühlen, einige Wasserwerke erbauet, die Wiesen mit Gräben durchschnitten, und die Verbreitung des Wassers auf alle Theile der Wiese wird als eine besondere Geschicklichkeit angesehen. Der Obersteyermärker ist gut gekleidet und gut genährt. Ein Stück geräuchertes Fleisch ist, außer den Fasttagen, seine tägliche Nahrung. Er liebt die fetten Speisen so sehr, daß eine Bäuerinn, welche ein Schmalz verkaufen will, es heimlich thun muß, um nicht mit ihren Knechten und Mägden in Zank zu gerathen. Dieses fette Essen und das kalte Wasser mögen wohl die Ursache der vielen Dickhälse seyn, die man in der obern Steyermark findet. Das weibliche Geschlecht strotzt von Fülle der Gesundheit.

Man sieht gemeine Dirnen, denen die Natur ein schöneres Weiß und Roth auf das Antlitz mahlte, als sich unsere Städterinnen durch die Kunst zu verschaffen vermögen. Die Obersteyermärkerinnen sind fröhlich, arbeitsam und sehr gewandt, ihr besonderer Vorzug aber ist die Reinlichkeit. Ich bemerkte oft, daß sie, selbst nach ländlichen Beschäftigungen, die mit keiner Verunreinigung verbunden sind, zum Bache oder zum Brunnen eilten, sich zu waschen. Da der Obersteyermärker in den Sommermonathen sein Vieh auf die Alpen treibt, so werden gewöhnlich weibliche Individuen zur Aufsicht erwählt, weil die Kühe gemolken werden müssen, und die Butter zu machen ist. Nicht selten sind es die jüngsten und schönsten Mägde, die sich recht gern dem Loose unterwerfen, drey Monathe hindurch auf einer hohen Alpe in einer

kleinen Bretterhütte zu leben, weil sie wohl wissen, daß sie je zuweilen von einem trauten Freunde besuchet werden, der um den süßen Minnesold den weiten Weg nicht scheuet.

6.

Den 6. May 1813.

Der deutsche Mittelsteyermärker im Grätzerkreise und einem Theil des Marburgerkreises ist — je weiter er sich von der oberen Steyermark entfernet — auch mehr und mehr in der Lebensweise verschieden; obschon der deutsche Nationalcharacter sich überall deutlich ausspricht. Hier spendet die große Wohlthäterinn Natur Obst und Getreide mit freygebiger Hand ihren arbeitsamen Menschenkindern, und läßt auch des Bacchus wohlthätigen Saft an der wärmeren Sonne gedeihen.

Auf den Gefilden von Grätz bis an die Grenzen Ungarns — vorzüglich im Rabthale — ist der beste ergiebigste Getreideboden der Steyermark. Der Anbau des Türkischen Weitzens, dieser so wohlthätigen Frucht, gewähret dem Landmanne große Vortheile. In dem Lasnitz- in dem Sulmthale, und vielen andern Gegenden des Marburgerkreises, ist diese Frucht die Hauptnahrung des Landmannes; daher man auch zwey Drittheile aller Aecker mit ihr bepflanzet sieht. Besonders sind es die kleinen Grundbesitzer, die ihren oft einzigen Acker alljährlich düngen und mit dieser Frucht besäen, weil keine andere Fruchtgattung ihnen einen so reichlichen Ertrag gewähret, der noch durch die Bohnen und Kürbisse vermehret wird, die zugleich mit dem Türkischen Weitzen auf dem nähmlichen Felde erzeugt werden. Der deutsche Wein stehet zwar in der Steyermark dem Wendischen nach; doch gibt es Gegenden in der mittleren Steyermark, die sich hierin durch eine besondere Fruchtbarkeit und gute Qualität auszeichnen.

In den von Deutschen bewohnten Gegenden des Marburgerkreises wächst zum Theil ein Wein, welcher, weil die Weingärten mit weißen und rothen Weinstöcken vermischt bepflanzt sind, eine röthliche Farbe hat und daher Schieler genannt wird. Diesen starken aber nicht süßen Wein zieht der Landmann jener Gegenden allen anderen Weinen vor, und der Besitz eines solchen Weingartens wird von ihm sehr gesucht, weil das Joch durch gute Cultur bis zu einem Ertrag von zehn Startin, oder hundert Eimer gebracht werden kann. Ein solcher Weingarten ist also nach Verhältniß seiner Größe, viel einträglicher, als irgend einer in den beßten Gebirgen der untern Steyermark. Auch mißräth dieser sogenannte Schieler nur selten, und hat immer nach seiner Qualität einen besseren Preis, als die Weine, die in der untern Steyermark erzeugt werden, obgleich diese besser sind. Zu der Wohlhabenheit des mittleren Steyermärkers ist vorzüglich nothwendig, daß er, nebst seinem Bauergrunde, einen Weingarten besitze.

Der Grund ernähret ihn mit seinen Angehörigen, und gibt ihm so viel, die Steuern zu bezahlen; er gibt ihm ferners den nöthigen Dünger für den Weingarten, den er mit eben jenem Dienstgesinde bearbeitet, welches er zur Bearbeitung des Grundes nöthig hat. Auf solche Art verursacht ihm der Weingarten wenige Kosten, und das für den verkauften Wein gelöste Geld kann er entweder zur Bezahlung seiner Schulden, oder zur Kapitalsanlegung verwenden. Auch der Obstbau gewährt dem Mittelsteyermärker eine nicht unbedeutende Erträgniß. Der Birnbaum, welcher die sogenannten Mostbirnen trägt, verdiente allerdings auch in der obern Steyermark cultivirt zu werden, und es ist an seinem Gedeihen alldort um so weniger zu zweifeln, als er in der mittlern Steyermark noch auf hohen Gebirgen wächst. In der Epoche seiner vollen Lebenskraft gibt ein solcher Baum so viele Birnen, daß daraus bis zu fünf Eimer Most gepreßt werden können. Es gibt Bauern, welche jährlich zu zwey bis drey hundert Eimer Birnenmost erzeugen. Dieser Most ist sehr süß, hat eine reine Goldfarbe, und dienet den Gastwirthen nur allzu oft zur Verfälschung des Weines. Einer meiner Freunde, den der Zufall aus Oesterreich in unsere Gegend führte, gerieth sogar in die Versuchung, diesen goldperlenden, begeisternden Most für eine Gattung Champagner zu halten, und ich war auch späterhin Augenzeuge, daß ein bekannter Weinkenner auf ähnliche Art getäuschet ward.

Bey Schätzungen der Bauerngründe gibt selbst die größere Zahl solcher Mostbirnenbäume einen höhern Kapitalswerth; daher haben auch die jungen gepelzten Bäumchen dieser Frucht einen höhern Preis, als andere gemeine Obstgattungen.

Auch der Mittelsteyermärker ist, nach der Mehrzahl, bieder und gut. Wenn der Gutsbesitzer oder Verwalter durch Humanität, Gerechtigkeit und strenge Unpartheylichkeit einmahl des Unterthans Vertrauen erworben hat, so gehorcht ihm derselbe gern, und sieht ihn gleichsam wie einen zweyten Vater an. Trockene Machtsprüche wollen ihm jedoch nicht behagen: der deutsche Bauer will belehrt, überzeugt seyn, ehe er gehorchet. „Ich bitte um einen Verweis", ist in vielen Gegenden der mittleren Steyermark der gewöhnliche Eingang seines Vortrages, wenn er in die Kanzley kömmt. Dann muß man sich es freylich gefallen lassen, seine lange, vom Ey der Leda beginnende Erzählung, die, wie bey allen ungebildeten Menschen, sich gewöhnlich zu Gegenständen verirrt, welche nicht zur Sache gehören, ganz geduldig abzuwarten. Ist endlich der lange Vortrag geendigt, so kömmt es erst darauf an, durch sokratische Fragen das punctum juris herauszufinden, und der darauf erfolgende Bescheid muß ebenfalls weitläufig und so motivirt seyn, daß der Unterthan die Beweggründe fasset. Geht er endlich seiner Wege, so

besteht sein Abschied gewöhnlich in den Worten: „ich bedanke mich, jetzt habe ich nichts mehr zu befehlen.“ Hat er dann auch seinen Zweck nicht erreicht, so sagt er doch beruhigt zu seinem Nachbar: „Wir haben einen guten Herrn; er läßt gut mich sich reden.“ Die sogenannten wirthschaftsämtlichen Verhandlungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen den Unterthanen sind eine weise Verfügung der Regierung. Es kömmt hier vieles auf die Benehmungsweise des Landbeamten und auf das Vertrauen an, welches er sich erwarb. Ich war zu verschiedenen Epochen in vier Kreisen meines Vaterlandes begütert, und erinnere mich kaum, drey Fälle erlebt zu haben, wo gegen einen meiner Unterthanen ein förmlicher Prozeß geführt, und nicht wenigstens durch einen Vergleich geendiget wurde. Ueberhaupt sind die Unterthanen hierin glücklicher als ihre Herren, die ihre Rechtsstreite nur auf einem langen und kostspieligen Wege zu Ende bringen; sie haben einen Vertreter, einen Beschützer, ihr Herr aber muß sich so zu sagen auf gewisse Art selbst beschützen. Der alles Alte verachtende Zeitgeist sucht jetzt die Feudalverfassung in ein gehässiges Licht zu stellen, und die durch die graue Vorzeit geheiligten Bande zwischen Grundherren und Insassen immer mehr zu schwächen; allein sind wohl jene Völker glücklicher geworden, wo man die Feudalverfassung aufhob? Soll der Landmann in so vielen Reichen des Auslandes, wo aller Grund und Boden dem Staate oder den Güterbesitzern gehört, und der Bauer nur ein ärmlicher Pächter ist, wohl besser daran seyn, als zum Beispiele in der Steyermark, wo er seinen Grund eigenthümlich besitzet, ihn vererben oder verkaufen kann? Sind wir nicht dadurch, daß wir die Miethgründe in kaufrechtliche verwandelten, und dem Unterthan ein liegendes Eigenthum gaben, den auswärtigen Nachbarn an wahrer Humanität und Menschenwürdigung vorgegangen? Hat hierdurch die Cultur der Länder nicht außerordentlich gewonnen, da es ein natürlicher Egoismus des Menschen ist, sein Eigenthum besser zu pflegen und zu erhalten als fremdes? — Möchte man doch diese heiligen ehrwürdigen, fest mit der Staatsverfassung verschlungenen und verwebten Bande nicht leichtsinnig immer mehr zu lockern und zu schwächen trachten, nicht den Gutsherrn in den Augen seiner Unterthanen zu einem lästigen Gläubiger herabwürdigen? — Doch von Franzens Vatergüte ist ja so was nicht zu besorgen! — Wenn ich mir einen solchen wackern Gutsbesitzer mitten unter seinen Unterthanen wandelnd, denke, wie er ihr Beschützer, ihr Vater, ihr aufrichtiger Freund zu seyn sich bestrebet; wie er dann zuweilen nach der Stadt reiset, um die Landtage zu besuchen, und dort mit edler Freymüthigkeit, nicht sowohl für sein Interesse, als vielmehr für das Wohl seiner Unterthanen, deren Vertreter er ist, für des Vaterlandes Wohl und das Beßte seines Landesfürsten zu sprechen: so

muß ich gestehen, daß mir dieses Bild sehr schön, sehr patriarchalisch vorkömmt. Man wird mir einwenden, es werde dieses Ideal nur selten mehr realisirt gefunden; allein wenn eine Verfassung in sich moralisch gut ist, warum soll sie verworfen werden, weil Manche dagegen handeln, und alle Menschen nicht so sind, wie sie seyn sollten? Was einst da war, kann wieder kommen. Es ist wenigstens denkbar, daß der Edelmann wieder auf seinen Landsitz zurückkehre, sein Vermögen nicht mehr in Städten verschwende, seine Unterthanen nicht mehr der Willkür habsüchtiger Pächter überlasse. Das Interesse des Pächters ist und muß es seyn, den Moment so gut zu benützen, als er kann — das des Eigenthümers aber sorgt auch für die Zukunft, und ohne diese Sorge würden die Länder sich bald in Wüsteneyen verwandeln. Der Bäume süße Früchte würden uns sehr kärglich erquicken, hätten unsere Vorfahren nicht für uns gesorgt, indem sie die Bäume pflanzten. Sie werden sich verwundern, Freund, daß ich so warm an dem Alten hänge. Ich liebe die Neuerungen, in so ferne sie Menschen- und Ländercultur, wahre Aufklärung, wahres Fortschreiten des menschlichen Geistes in allen Künsten und Wissenschaften zum Zwecke haben; aber in den Landesverfassungen führen die Neuerungen nur selten zu etwas Besserem. Das Altgewohnte, von den Vätern Ererbte ist uns lieb und theuer geworden; die Erfüllung der Gesetze beruhet größten Theil auf der Gewohnheit, auf den alten Formen, und selbst der Thronen Festigkeit beruhet auf diesem Grunde.

Die Nahrung des Mittelsteyermärkers ist nicht so schmackhaft, als die seines höher wohnenden Nachbars. Die weinerlich singende Sprache desselben wird nur durch die Gewohnheit erträglich. Dem weiblichen Geschlechte stehet der selbstverfertigte Strohhut ganz gut; aber es mangelt ihm die Reinlichkeit und die Gewandtheit der Obersteyermärkerinnen. Das schmutzige Werktagsgesichte erscheinet nur anders am Sonntage, wo es gewaschen ist.

Der Wende in der untern Steyermark des tieferen Marburger- und des ganzen Cillierkreises ist, wie an Abkunft, so auch an Sprache, Sitten und Gewohnheiten, von dem Deutschen Steyermärker sehr verschieden. Er ist lebhafter, gesprächiger, aber minder arbeitsam als dieser. Wenn er zur Herrschaft kömmt und gefragt wird, was er wolle; so bedankt er sich für die Erlaubniß, reden zu dürfen. Er ist jedoch mehr gewohnt, trockenen Befehlen zu gehorchen, als überzeugt zu werden. Da der Wende einst durch die Waffen in die Dienstbarkeit der Deutschen kam, so möchte ich fast glauben, daß die etwas harte Behandlung unserer Vorfahren auf seinen niedergehaltenen Nationalcharakter Einfluß hatte. — Der Buchweitzen ist eine vorzügliche Nahrung, der Weinbau das wichtigste Geschäft der wendischen Steyermärker. Es gibt Gegenden im Cillierkreise, besonders an der Gränze Kroatens, wo die Weingärten

keines Düngers bedürfen, und doch sehr fruchtbar sind. Ueberhaupt gibt es dort sehr gesegnete Gefilde; allein der Fleiß der Menschen steht gewöhnlich mit der Freygebigkeit der Natur im entgegengesetzten Verhältniß. Die Männer haben einen schlanken Wuchs, und bey dem weiblichen Geschlechte findet man edle geregelte Gesichter, denen das weiße Tuch um den Kopf eine eigene Anmuth gibt. Sie kleiden sich fast ganz in Flachs, und ihr Busen ist meistens sehr voll, weil er, von Kindheit an, keine Einengung erhält. Wenn zur Winterszeit die Schweinschlachtung vorgeht, besuchen sich die Nachbarn wechselseitig, und bewirthen sich so lange, bis fast alles verzehrt ist, auch wird dabey wacker gezecht. Der wendische Bauer ist minder sparsam, als der Deutsche, und wenn in einem Jahre der Wein mißräth, so ist er ausser Stande, seine Steuern zu bezahlen. Es befinden sich fast in allen Gegenden des Cillierkreises größere und reichere Bauern; die für ihre ärmeren Nachbarn oft die Steuern vorschießen, oder sie sonst unterstützen; allein diese Unterstützung ist mit einer Art Abhängigkeit verbunden, die dem Unterstützten nicht selten sehr theuer zu stehen kömmt. Der Boden des Cillierkreises ist für den Wein- und Getreidbau, selbst für die Viehzucht sehr segenreich; aber der Absatz der Erzeugnisse ist dort beschwerlicher, als in den übrigen Landeskreisen, weil er größten Theils nur nach dem benachbarten Illyrien seinen Ausweg findet. Die Steyermark erstreckt sich in die Länge; die Entfernung des Cillierkreises von der oberen Steiermark ist für den inneren Verkehr zu entlegen, und die dazwischen liegende mittlere Steyermark ist selbst sehr fruchtbar. Im Cillierkreise findet man noch Herrschaften, die nasse Gränzen, und ihre Unterthanen auf einem Platze beysammen haben, wo hingegen in den übrigen Kreisen eine solche Vermengung bestehet, daß oft jeder Bauer eines Dorfes einer anderen Grundherrschaft dienet. Der Ursprung dieser Vermengung ist historisch noch nicht genug ergründet. Bey den deutschen Bauern hat der Amtmann, wozu die Herrschaft gewöhnlich einen wohlhabenden, etwas gebildeten Unterthan wählt, einen bedeutenden Einfluß, und sie begeben sich in minder wichtigen Angelegenheiten gerne zum Vater Amtmann, wie sie ihn nennen; der Wende hingegen kömmt wegen jeder Kleinigkeit unmittelbar zur Herrschaft; daher an einem Amtstage oft zwey, auch drey Beamte vollauf beschäftigt sind, alle Parteyen abzufertigen. Einst kam ich an einem solchen Amtstage in die Kanzley, sah ein Fenster geöffnet, und zwischen zwey brennenden Kerzen ein Crucifix auf dem Tische stehen. Als ich den Beamten um die Ursache dieser Erscheinung fragte, zeigte er mir ein Weib, welches ein anderes um eine Schuld klagte, die nach der Versicherung der Beklagten, schon bezahlt wurde. Er forderte nun die Klägerin auf, zu schwören, daß sie das Geld nicht empfangen habe; wenn sie aber falsch schwöre, so sollte der

Hudizh alsogleich durch das offene Fenster hereingeflogen kommen, ihr den Hals umdrehen, und sie zur Hölle schleppen. Mit sichtbarer Angst wich das Weib immer weiter zurück und nahte sich der Thüre, indem sie stotternd sagte, sie wolle die Schuld lieber schenken, als schwören. Der Beamte verwarf aber ihre Schenkung und forderte, daß sie entweder schwöre, oder bekenne, gelogen zu haben. Nach einigem Zaudern gestand sie endlich, daß sie bereits bezahlet sey. Diese Formalitäten bey Eidesablegungen sind auf dem Lande keineswegs überflüssig. Ich sah in der Kanzlei einer Herrschaft ein altes Bild, worauf neben einem wahrschwörenden Bauer ein Engel steht, der falschwörende aber vom Teufel fortgeschleppt wird, und man versichert mich, daß dieses Gemählde schon manchen falschen Eid abgewendet habe. — Möchte doch auch mancher Städter noch so viele Furcht vor dem Teufel haben!

Verzeihen Sie, Freund, diese weiten Abweichungen von meinem Wege! Da ich weiß, daß sie an meinem Vaterlande so vieles Interesse finden, so glaubte ich, es dürfte Ihnen nicht unangenehm seyn, auch etwas von den Sitten seiner Bewohner zu erfahren. Erlauben Sie mir, heute bey meinem alten, redlichen Jugendfreund S * * * zu übernachten, und ich will sie morgen zu dem schönen Schlosse Oberkindberg hinanführen.

7.

Den 7. May 1813.

Welch eine schöne Aussicht stellt sich unsern Blicken dar! Sehen Sie, wie die Mürz, gleich einem breiten Silberbande, durch das fruchtbare Thal sich hinschlängelt, und neben ihr die völkerverbindende Landstraße? Hier unten wohnen gute, bewerbsame Menschen. Vernehmen Sie das dumpfe monotone Gehämmer der geschäftigten Eisenfabriken? Sehen Sie die hohen Feueressen, welche des Nachts Vulkanen gleichen, die Funken aussprühen? — Dort aus der Ferne schauet die alte Feste Oberkapfenberg so traurig und schaurig auf uns herüber, und scheint ihre Nachbarinn hier zu beneiden, welche durch den Bruder des gegenwärtigen Besitzers, der auch das Theater und den Tanzsaal in Grätz erbaute, eine so geschmackvolle Verjüngung erhielt. Oberkindberg, vereint mit den Gütern Hart und Lichteneck, ist jetzt eine Fideicommißherrschaft der Grafen Inzaghi. Die ersten Erbauer dieses Schlosses führten seinen Nahmen. Schon im zwölften Jahrhundert in der Urkunde, vermög welcher der letzte Trungauer die Steyermark den Babenbergern schenkte, erscheint ein Herr von Kindberg als Zeuge. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechtes, wurde dieses Schloß ein Eigenthum der Herren von Schrott, die durch Jahrhunderte hier hausten. Einer derselben schrieb eine Chronik der Steyermark, welche jedoch nie gedruckt wurde, und da wir gerade bey dem ehemahligen Wohnsitze des Verfassers sind, wo er die ländliche

Muße zu seiner Schriftstellerey benützte: so glaube ich, es sey hier der schickliche Platz, Ihnen eine Stelle aus dieser Chronik anzuführen, wo sie uns etwas von den alten Grafen von Afelenz und Mürzthal erzählet.

Bekanntlich war das Land, welches gegenwärtig die Steyermark heißt, nach der Eroberung der Karolinger bis in das eilfte Jahrhundert, in einzelne Grafschaften zerstückelt, und ein nicht unbeträchtlicher Theil gehörte damahls noch zu Kärnthen. Kaiser Otto der Dritte trennte zuerst diesen Theil von dem Herzogthume Kärnthen, und schenkte ihn mit der Grafschaft Afelenz seiner Muhme Beatrix, die sich mit Albero, Grafen von Mürzthal, verehlichte. Dieser Graf wurde hierdurch unter seinen Nachbarn mächtig und gefürchtet; das Gefühl seiner Macht gab ihm das Verlangen noch mächtiger zu werden, und indem, wie ein großer König sagte, der Appetit kömmt, indem wir essen: so kam auch dem Albero das Verlangen, seine großen Besitzungen noch mehr zu vergrößern, welches die Chronik dieses alten Herrn von Schrott erzählet, und in der Fortsetzung folgen wird.

In dem Jahr 1036 kam dem Markgrafen Albero (er hatte den Titel eines Markgrafen angenommen) eine große Begierde, seine Herrschaft zu erweitern, und sich von dem Joch und den Ansprüchen der Herzoge von Kärnthen vollständig los zu machen. Als er aber durch Güte mit ihnen nichts richten konnte, da fing er gleich an, als ein öffentlicher Feind und Straßenräuber, alle Orte im Lande Kärnthen zu bedrängen; ja alle Wege und Straßen, worauf dem Herzog Conrad oder seiner Hofhaltung etwas zugeführt wurde, auszuplündern und zu verlegen, welches unter den Landleuten einen solchen Schrecken verursachte, daß sie ihr Hab und Gut verließen, sich mit Weib und Kind zu ihrem Herzog verfügten, solchen um Hülfe und Beystand anriefen, und des versprochenen Schutzes erinnerten. Aber Herzog Conrad, dem dieser unverhofte Einfall des Markgrafen mehr als ihnen allen zu Herzen ging, erschrak ob dieser Kunde sehr hart, daß er eine geraume Zeit kein Wort aussprechen konnte. Endlich fing er doch an, kümmerlich zu reden, und damit er ihnen allen ein Herz machte, nahm er seine Wehr und Waffen zu sich, zog damit dem Feinde zu, in der Meinung, denselben unvorbereitet zu ertappen, und aus dem Lande zu vertreiben. Als ihm aber unter Wegs gesagt wurde, daß der Feind sehr stark sey, und er mit den Seinigen nichts ausrichten könne: da schickte er seine Bothschaft zum Kaiser Konrad dieses Namens dem Zweyten, und ließ ihn unterthänigst bitten, daß er ihm zu Hülfe erscheinen, und ihn vor der Gewalt des hochstrafmäßigen Albero schützen wolle; widrigenfalls er dieß nicht thun würde, so müßte er nothgedrungen seine und des Reiches Feinde, die Ungarn und die Böhmen, um Hülfe anrufen, und sich mit ihnen als die nächsten Nachbaren, wider Willen verbinden. Als der

Kaiser diese Bothschaft angehört hatte, erließ er ein gemessenes Mandat an den Grafen Albero, er sollte die Waffen alsobald ablegen und in sein Land zurückziehen, widrigenfalls er von ihm und dem gesammten römischen Reich als ein Friedbrüchiger ungestraft nicht bleiben würde. Als dieses bey dem Albero nichts half, und er hierüber nur noch wüthender ward, hat ihn der Kaiser sodann mit Gewalt und Heeresmacht, an die 53.000 Mann stark, überzogen, sich erstlich vor die Veste Carlsberg, darnach vor den Städten Judenburg und Leoben gelagert. Allein der Graf war zu seinem Glücke dem Ungewitter schon entgangen; denn als er benachrichtigt wurde, daß der Kaiser eine so große Mannschaft bey sich habe, da begab er sich alsobald in das hohe und rauhe Gebirg gegen Salzburg, wohin er schon zuvor seine geraubten Schätze geflüchtet hatte. Das Nachsetzen machte dem Kaiser solche Mühe und Aengsten, daß er gezwungen wurde einen Unterhändler zum Grafen abzuschicken, ihm freundlich zuzusprechen, daß er sich mit dem Kaiser in der Güte versöhne, und die dargebothene kaiserliche Gnade annehme.

Aber Albero wollte diesem Antrage nicht trauen, er habe dann zuvor einen Contract gefertiget in den Händen, daß der Kaiser ihm und seinem Sohne Marquard das Eroberte für eigen übergebe, und ihm sonst alles, was in diesem Tumult Mißfälliges vorbeygieng, herzlich verzeihe. Es mußten daher die Abgeordneten unverrichteter Sache zurückkehren, und sie brachten dem Kaiser nichts anders als noch mehr Aengsten und tiefe Sorgen, diesen Handel zu schlichten. Wie aber der dritte Tag verflossen, und fast nichts mehr vorhanden war, das kaiserliche Volk zu verpflegen, zumalen der Graf alle im Lande vorfindigen Lebensmitteln schon bevor in seine Schanze bringen ließ, da ergriff der Kaiser seine Feder, und schrieb seinem Feinde einen langen Brief mit dem ausdrücklichen Versprechen, wenn er ihn für seinen Herrn und Kaiser erkennen, die kaiserlichen Völker unberührt zurückkehren lassen, und seine eigenen Leute alsdann alsobald abdanken würde: so wolle er ihm von Stund an, nicht allein die Grafschaft, sondern auch alles, was er in dieser Zeit den Herzogen von Kärnthen abgenommen, als freyeigen überlassen.

Graf Albero wollte auch diesem Briefe noch nicht trauen, indem er meinte, derselbe wäre ihm nur zum Schein und aus List geschrieben worden; wenn er den Worten traue und in das flache Feld sich begebe, da würden die Kaiserlichen über ihn herwischen, und sich seiner Person bemächtigen. Er ließ demnach all die Seinigen zu Rathe berufen, mit dem Begehren, ihm hierinfalls treulich zu rathen, wie er sich auf dieses Schreiben gegen den Kaiser zu verhalten habe. Als nun alle Räthe der einstimmigen Meinung waren, des Kaisers Worten sey zu glauben, und der Graf habe nichts Widriges zu befürchten, da ging dieser zu dem Kaiser, und bath ihn unterthänigst, sein gnädigster Herr und Kaiser

zu verbleiben, und ihn zur vorigen Gnade aufnehmen zu wollen. Der Kaiser, welcher seines Mißtrauens willen mehr, als wegen seiner anderen Vergehungen wider den Grafen erzürnt war, konnte sich bey dem ersten Anblicke nicht mäßigen, daß er ihn nicht mit scharfen Worten anfuhr, und in etwas demüthigte; endlich nahm er ihn doch zu Gnaden an, und damit sich derselbe in keiner Bevortheilung beklagen durfte, gab er ihm nicht nur allein die versprochene Begnadigung, sondern auch die Grafschaft, welche Albero bis zum Jahre 1059, wo er starb, glücklich beherrschte.

Marquard, Albero's Sohn, wurde ein Schwiegersohn Kaiser Heinrichs des Vierten, der ihm das Herzogthum Kärnthen verlieh, jedoch gegen die Verpflichtung, das väterliche Erbe abzutreten, wovon dieser Kaiser den grösseren Theil einem Grafen von Steyer schenkte, der also der Stammvater der nachherigen Markgrafen und Herzoge der Steyermark aus dem Geschlechte der Grafen von Trungau, wurde, und von denen mein Vaterland seinen Namen erhielt.

Wir sind jetzt, geliebter Freund, durch das Kindthal in die Gegend von Wartberg gekommen. Sehen Sie dort links auf dem Berge ein verfallenes Schloß, von der Sonne freundlich bestrahlet? Es ist die alte Veste Lichteneck, welche der Stammsitz eines edlen Geschlechtes war, das diesen Namen führte. Nach dem Erlöschen der Herren von Lichteneck wurden die Freyherren von Stadl Besitzer dieses Schlosses, die es in den unglücklichen Zeiten der Reformation, ihrer Glaubensveränderung wegen, verloren haben sollen. Jetzt ist diese Herrschaft mit der von Oberkindberg vereint, zu welcher es ein Graf von Inzaghi von zweyen Fräulein von Krololanza erkaufte.

Diese Brücke über die Mürz führet uns zu dem Dorfe Wartberg, dessen freundliche Kirche mich als einen alten Bekannten begrüßet. Sie war einst eine Localie der Pfarre Krieglach, und ist jetzt selbst die Pfarrkirche, in deren Sprengel mein Geburtsort liegt. Ach, mein Freund, verzeihen Sie, wenn ich mich in diesen Gefilden, wo ich mein Seyn begann, wo ich die seligen Tage meiner Jugend durchlebte, zu sehr den schwärmerischen Empfindungen überlasse, die mich bey dem Anblicke so vieler altvertrauten Gegenstände zu einer traurigen Wehmuth stimmen! Wie leichtsinnig, wie kalt, wie fühllos mußte der Mensch seyn, der nach langem Umherirren in der weiten Welt, endlich wieder in die Heimath zurückkehrte, und in seinem Busen keine Regungen empfände! Meine Phantasie ist zu lebhaft, zu gefühlvoll mein Herz, um einer solchen Kälte fähig zu seyn. — Nur edle Seelen können, werden mich verstehen, und den Spott der Menge will ich gern dulden. — Mehrere dieser Häuser gehörten meinen ehemaligen Unterthanen; in diesem Pfarrhof wohnet ein würdiger Greis, der mich noch als Knabe kannte, meinem

alten Vater in der Todesstunde seinen geistlichen Beystand gewährte. Bleibe noch lange, guter Mann, ein sorgfältiger Hirt deiner geistlichen Heerde! Gott gebe dir ein glückliches Greisenalter, und einst ein sanftes Hinüberschlummern in eine bessere Welt!

Lassen Sie uns hier links von der Landstrasse ein wenig abweichen, und einen näheren Weg über die mir so bekannten Felder einschlagen. Sehen Sie dort jenseits der Mürz auf einer kleinen Erhöhung das Schloß mit den 4 Thürmen, hinter welchem im Vorhofe eine hohe Linde über Mauern und Thürmen emporraget? Es ist — es ist der Ort, wo mich das Verhängniß des Lebens dunklen Dornenpfad zuerst betreten ließ. — O welche Gefühle wogen in meinem Busen! Alle Bilder der Vergangenheit erwachen in meiner Seele, mit jedem Schritte wird es beklemmter in meinem Herzen. — Diese alte Kapelle mit dem Bilde des Heiligen, dessen Nahmen ich erhielt, diese Brücke über die Mürz, wo ich so oft dem Spiele der Forellen in den reinen Silberwellen zusah, diese Mühle, diese Schmiede, einst mein Eigenthum, diese 3 kleineren Brücken, über die wir wandeln, der freundlich murmelnde Veitschbach, die großen fruchtbaren Wiesen, dort der rauschende Wasserfall nahe an der Gartenmauer, zwischen welchen beyden der Weg nach der Veitsch sich hinschlängelt: — Alles spricht so mächtig zu meinem Gemüthe, daß ich eilen muß, um unter der schattigen Linde, wo ich oft als Knabe spielte, ein Plätzchen der Ruhe zu finden. — Hier, wo ich sitze, ruhte er so oft, mein grauer Vater, wenn er von seinen ökonomischen Wanderschaften zurückkehrte, indeß wir Knaben den Schmetterlingen nachliefen, oder auf dem Rasen uns herumbalgten; hier saß ich oft als Jüngling, träumte mir eine Zukunft und eine Welt, die ich, leider! nicht gefunden habe, und beneidete die Schwalben um ihre Flügel, um, so wie sie, mich hinausschwingen zu können in die weiten unermeßlichen Räume der Schöpfung. Hier unter dem grünen Dache der schattigen Linde, bey dem fernen Geräusche des Wasserfalles, senkte sich zuweilen aus den leise lispelnden Aesten der Dichtkunst heilige Muse zu mir herab, und der Jüngling wagte seine ersten Versuche. Wie, unsterbliche Freundin meiner Jugend, die mir die seligsten Stunden meines Lebens gewährte, noch ein Mahl besuchst du mich auf diesem Platze? — Ja ich folge deinem Drange, und ich will es versuchen, meine heißen Gefühle in kalten Worten auszuströmen.

Kleines Plätzchen auf der großen Erde,
Wo mein Aug der Sonne sich entschloß,
Mir als Kind am lieben Vaterherde,
Silberrein die Lebensquelle floß.

Sey gegrüßt mit deinen heil'gen Mauern?
Hier, wo sich mein Dornenpfad begann,
Scheint alles über mich zu trauern,
Ach, und spricht mich doch so traulich an.

Wie ein Geist aus andern Weltgefilden
Seinen Staub besucht, so steh ich hier;
Fremdling ward ich, nur in Traumgebilden,
Schwebet die Vergangenheit vor mir.

Was als Knab' und Jüngling ich empfunden,
Was gemüthlich meinem Herzen war,
Seine Wehen — seine Wonnestunden,
Alles stellt sich mir so lebhaft dar.

Diese Thürme, diese traute Linde,
Dort des Baches naher Wasserfall,
Ringsumher die grünen Wiesengründe
Und die Bäume, Berge, Thäler all. —

Weh, sie sprechen laut zu meinem Herzen:
Alter Freund, warum entflohest du?
Fandst du Trost für deine Seelenschmerzen,
Fandst du in dem Weltgewühle Ruh? —

Was ich suchte, hab' ich nicht gefunden.
Frohsinn, Lebensmuth und Lebensglück
Sind mit meiner Blüthenzeit entschwunden.
Nicht einmahl die Hoffnung blieb zurück.

Feindlich mußte mich das Schicksal fassen,
Schleudern in die öde Welt hinaus!
Hätt' ich euch doch nimmermehr verlassen,
Heim'sche Trifte, theures Vaterhaus!

Glücklich, wer auf väterlichen Fluren
Friedlich wohnend, seinen Acker baut,
Nicht sein Schiffchen falschen Dioskuren
Auf dem Meer des Lebens anvertraut!

Einem Irrlicht bin ich nachgezogen,
Hab' mich selbst vom Vaterhaus verbannt,
Um mein ganzes Lebensglück betrogen,
Wurde stets getäuschet und verkannt ...

Schwindet hin, ihr lieben Traumgebilde!
Traurend ist mein Herz von Wehmuth voll.
Nehmt es hin ihr traulichen Gefilde!
Dieser Thräne letztes Lebewohl.

Müde sucht der Pilger in der Ferne
Labung — Ruhe nur im stillen Grab,
Und es blickt aus einem bessern Sterne
Lächelnd dann sein Geist auf euch herab.

(Schluß folgt.)

Bauerngspoaß.

In der Alpenmundart von Anton Renk.*)

In der Schuel.

Der Lehrer in der Schuel hats Gfrett,
Er bringts halt nicht leicht bei,
Daß dös als Zeitwort z gelten hätt
Und dös a Hauptwort sei.

Beim Hauptwort is halt no a Gschicht,
Dös is beileib koa Gspoaß; —
„Wie sagt man, wenn man richtig spricht,
Da: Der, die oder das?"

Der Hansei is a gschickter Bue,
Der hat an gueten Kopf; —
Amend, — denn oben hat er gnue —
No Pfarrer werd der Tropf!

„Jez Hansei, sag" — der Lehrer fragt,
„Was is denn dös, an Ei?"
Da is der Hansei nit verzagt,
„A Hauptwort" sagt er glei.

„Ja, Hansei, bist a braver Bue,
Und was du sagst, is recht;
Jez sag mir no, noar hast a Rueh,
Was hats denn für a Gschlecht?"

Der Bue si bsinnt — noar sagt er bald:
„Dös woaß ma no nit gwiß,
Weil man da mueß zerst warten halt,
Bis s außergschloffen is."

A neue Speis.

Die Liesel aus dem Forchengrund,
A Diandel nett und fein,
Als Kellnerin beim Seewirt unt
Ists gestern gstanden ein.

Und schon am nächsten Vormittag
A Hear kimmt aus der Stadt,
Der öppes Kloans zum Essen mag,
Weil er an Hunger hat.

An Kas, an Speck? — „Na, na — nit kalt,
Was sonst no z haben sei;
Dös schmeckt mir alls nit. — Bringens halt
A Bouillon mit Ei."

Die Liesel denkt, was kann dös sein,
Dös hab i nie no gheart.
Amei, der Köchin fallts schon ein
Was drein der Hear begeahrt.

Und kimmts ihr no so gspassig für,
Was für a Zuig dös sei,
Sie schreit halt durch die Kucheltür:
„Napoleon mit Ei!"

*) Aus „Unter Föhren und Cypressen". Der Gedichte 2. Band von Anton Renk. (München. Georg Müller. 1907.)

Der Michel.

Der Michel ist zum Pfarrer bschiedn,
Weil mit dem Weib er nie hat Friedn;
Der Bauer hat wohl tüchtig klagt,
Der Pfarrer aber hat ihm gsagt:

„Geh, Michel, schau den Herrgott an,
Was habn sie dem nit Beases tan?
Lest du da öppes von an Gstritt?“
„Na“, sagt der Michel, „gwiß, dös nit!“

Der Pfarrer drauf: „Bluet hat er gschwitzt,
Die Dornen waren a recht gspitzt,
Er ist wohl geschlagn und kreuzigt worn,
Und nirgends lest man von an Zorn.“

„Ja“, sagt der oa, „ghabt hat ers schlecht
Und hat den Friedn ghalin decht;
Habns Nachsicht mit mir, denn i bitt:
Verheirat war der Herrgott nit.“

Alt-Heidelberg, du Feine!

Plauderei von **Hans Ludwig.**

Muß man nicht, wenn man von Heidelberg erzählt, mit den Worten des Liedes beginnen, das — wie kaum ein anderes — weit über die Reichsgrenzen hinausgedrungen ist, überall hin, wo Deutsche singen? Und es feiert doch nur eine engumgrenzte, eine kleine Provinzstadt, verkündet schlicht und einfach ihr Lob und ihren Preis.

Muß man nicht beginnen: „Alt-Heidelberg, du Feine ...“? Nein, man müßte nicht so beginnen — und tut es doch, denn viel ist über die Stadt geschrieben und gedichtet worden, aber nichts sprach so zum Herzen, wie die Klänge: „Alt-Heidelberg, du Feine ...“ Stratz hat einen Roman über die Studentenstadt verfaßt — „gedichtet“ sagen hier die Leute, denn die Personen sollen frei erfundene Gestalten sein ... — Meyer-Förster brachte eine Komödie auf die Bühne, Heidelberg mit einer „Käthe“ und einem „Prinzen“ spielt darin die Hauptrolle.

Die Bewohner der Neckarstadt „lehnten“ das Schauspiel auf dem Theater ab! Ihnen taten es andere nicht gleich — „Heidelberg“, wo man es nennt und wie man es nennt, übt schon allein einen Zauber aus, den freilich nur der Deutsche begreift — was sage ich: den er fühlt! Mit Recht! Natur und Menschen trugen hier zusammen, was den Deutschen fesselt, erhebt, rührt.

Einmal die Berge! Nicht zu hoch für den Preußen, dem es, in der Ebene geboren, in innerster Seele vor den gewaltigen Bergriesen der Alpen graut; nicht zu nieder für den Älpler, der im Flachlande nicht athmen kann.

Unsere Heidelberger freilich nennen den niedlichen „Königstuhl“ das „Gebirge“!

Und auf einem Hügel liegt das Schloß. In den Raubkriegen sengten und brannten und sprengten es die Franzosen; der stolze Bau, in dem einst des deutschen Kaisers Richter, der Pfalzgraf am Rhein hauste,

ist dem ewigen unrettbaren Verfalle preisgegeben; der Franzmann General Melac tat gründlich, was er vor zweihundert Jahren tat. Eigenartig und anmutend berührt eine Tafel, die ein Privatmann in seinem Garten, der an die Schloßruine grenzt, anbringen ließ; ungekünstelt spricht sie: „Du alte Burg kannst ruhig sein,
Kein Melac zieht bei dir mehr ein —
Ganz Deutschland wird dein Hüter sein!"

Ja, es änderte sich so manches seit der Regierung des Sonnenkönigs — so manches diesseits und jenseits des Rheins. Die Revolution goß neuen Geist in die alten Staaten, der große Korse peitschte Europa mit Skorpionen, sein schwächerer Neffe weckte das deutsche Volk aus dem Schlafe, der es seit Barbarossa umfing. Es griff zum Schwerte, um Frieden für Pflug und Sense, für Hammer und Ambos zu erringen.

Das neue Reich erstand.

Der Österreicher, der es durchwandert, schüttelt zuweilen freilich noch den Kopf. — Aus der Ferne blickend hoffte er, den großen, einigen, einheitlichen Staat zu finden und aus der Nähe sieht er, daß zwischen Nord und Süd noch nicht alle Gegensätze geglättet, daß nicht nur der Bayer mehr sein partikularistisches Steckenpferd aufzäumt, sondern auch der Frankfurter grollt, weil der Preuße ihm seine Kanonen abnahm . . . Wir Österreicher wünschen ein machtvolles deutsches Reich, das kraftvoll seinen Schild schirmend über das hält, was uns klares Volksbewußtsein gibt und erhält: die deutsche Kultur. Freilich nörgeln auch wir an dem „schnodderigen Preußen" herum, dessen Natur so manchen Gegenpol unseres Wesens zur Ausbildung und Ausgestaltung brachte — und doch, wenn wir das Auge offen und das Urteil kühl erwägen lassen, müssen wir sagen: es ist gut so, daß der Norddeutsche starrere politische und soziale Ansichten hat, als sein süddeutscher Bruder, der ein wenig zu gemütlich seine laxe Staatsphilosophie verwirklicht. Preußen hält mit eisernen Klammern das Gefüge des neuen Reiches zusammen — und vielleicht ist das Murren dessen, den die Klammer drückt, nur der unschuldige Ausfluß des als „Individualismus" so gepriesenen Sondergeistes unseres Volkes, der in Zeiten der Gefahr einem großzügigen Denken das Feld räumt.

Wir sind ein wenig vom alten Heidelberg abgeirrt — das Schloß ist Schuld daran; Erinnerungen steigen aus ihm auf; schade, daß nicht alle, die von der ragenden Schloßterrasse auf die Stadt, den Neckar, den Bismarckturm und gegen den Rhein schauen, zugleich ein wenig in die Vergangenheit schwärmen, um statt über dies und jenes der Gegenwart zu raisonnieren, die Zeiten der Zermattung und Zerklüftung an sich vorüberziehen zu lassen, die viel Unsegen und Leid und wenig Ruhe und Heil in sich bargen.

Der Deutsche sollte stolz darauf sein, daß er ohne Erröten das Seiende mit dem Gewesenen messen darf.

Aber jetzt genug des Predigertones und zurück zur grünen Neckarstadt, um die der Frühling einen heiligen Hain von Blüten und Blumen zaubert, die der Herbst mit einem glühenden Schimmer goldenen Laubes überschüttet.

„Was wäre Heidelberg ohne die Studenten?!" sagte mir ein wenig arrogant ein Korpsstudent; so ganz unrecht hat der Junge nicht gehabt! Wenn auch hier nicht mehr so ganz der alte Geist der Herren Studiosi mit seiner übersprudelnden Kraft, freilich auch mit seinen verschiedenen Mängeln, lebt, so hat sich immerhin noch ein gut Stück der alten Zeit erhalten, die uns schnellebige, hastende, Modernitätsmenschen wie ein verklungener Ton engbegrenzten aber kernigen Humors anmutet, der dem scharfen Klange der landläufigen Satyre hat weichen müssen. In der Tradition des „Studentischen" ist freilich das burschikose Jena allen anderen Universitätsstädten weit überlegen, aber auch in Heidelberg hat die löbliche Polizei den Auftrag, in das lose und laute Treiben der P. T. Musensöhne nicht allzuschroff einzugreifen — mag sein, um das Hergebrachte zu konservieren, wie man ja auch sonst Erinnerungen an vergangene Epochen schützt und zu erhalten trachtet. Wenn nun doch einmal ein grimmer Schutzmann der sonst blinden Justizia durch übergroßen groben Unfug gezwungen wird, die jungen Radaumacher mit ihren bunten Mützen „aufzunotieren", so tut er dies unter höflichem Entschuldigen . . . im schlimmsten Fall trägt die Geschichte ein paar Mark „Buße" oder einige Tage Karzer ein.

O Karzer! Auch du bist nahezu ein „überwundener" Standpunkt und nur hie und da hegt und pflegt dich mehr eine alma mater. Heidelbergs Universitätsarrest beherbergte stolze, klingende Namen; auch des ersten Kanzlers ältester Sohn „brummte" in dir!

Merkwürdig berührt der „Anschlag" in den Kanzleien der Universität, daß die Beamten „gut behandelt" werden sollten . . . es sind gar böse Dinge vorgekommen, bis der hohe Senat den Mahnruf an seine akademischen Bürger erließ.

Das Studentenleben birgt unter dem Mantel der ungezwungenen Freiheit neben viel Heiterem und Fröhlichem und Ausgelassenem auch manch Ernstes, Tragisches . . . Das über diese dunkle Seite gebreitete Mantelende wollen wir unberührt lassen, der Unkenrufer im Reiche sind gerade genug. Aber ein kleines Stücklein sprudelnder Lebenslust mag statt dessen erzählt werden: Vor einem Kaffeehause der belebten Hauptstraße, mitten auf dem Bürgersteig, hatte sich eine kleine Gesellschaft flotter Studenten rund um einen gedeckten Tisch niedergelassen. Die

Burschen und Füchse tranken Bier, sangen Lieder, erzogen die großen, mähnigen Hunde, qualmten aus langen historischen Pfeifen und trugen ihre schönfarbigen Schlafröcke zur Schau. An und für sich war das alles sehr nett und die Passanten machten gern einen kleinen Umweg auf die Straße, um die Herrschaften am Trottoir nicht zu belästigen — nur ein spleeniger Engländer beklagte sich bei einem Wachmann über die „Störung"; der arme Polizist lenkte seinen Kurs auf die „Störer" und forderte sie höflich auf, den Platz zu räumen, da „man" an ihrem „Treiben Ärgernis nehme". Ein langer zwanzigsemestriger Badenser, Mitglied der „gestörten Störer", erhob sich langsam, blickte herum, bis er ein hübsches, naseweises Mädchen erschaute; diesem näherte er sich höchst anstandsvoll und sagte: „Gnädiges Fräulein, der Mann hier, der sich als Abgesandter des hohen Rates von Heidelberg ausgibt, erklärte, man nehme Ärgernis an unserem Treiben —. Gestatten Sie die Frage, liebe Dame . . . nehmen Sie Ärgernis?" Über und über rot und verlegen verneinte der Backfisch. „Sehen Sie!" donnerte der Badenser den Hüter der öffentlichen Ordnung an, „kein Mensch ‚ärgert' sich . . . Mann! Gehen Sie, sonst bringe ich Sie wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen ins Gefängnis, wenn nicht gar ins Zuchthaus!" Unser Schutzmann grüßte lächelnd und teilte seinem englischen Auftraggeber mit, die Herren hätten kein Ärgernis erregt!

Jede Universität setzt sich aus zwei Arten von Menschen zusammen: aus solchen, die lehren, und solchen, die lernen (sollen)! Über die letzteren sprachen wir schon, aber die ersteren sind eben so wichtig und wir wollen ihnen ein wenig näher treten. Wenn es auch in Heidelberg nicht üblich ist — wie es im alten Bologna Sitte war — daß die Studenten ihre Professoren berufen, so besteht doch immerhin ein enger, wunderbarer Zusammenhang zwischen jenen beiden Kategorien von Leuten, von denen wir sagten, ihre Verbindung schaffe das, was „Universität" heißt. Glänzende Vertreter der deutschen Wissenschaft wirken an der Ruperto-Carola deren Ruf über das Weltmeer klingt und Angehörige aller fünf Weltteile herbeilockt. Neben dem melancholischen Russen sitzt der gelbe Japaner und lauscht gespannt auf die „Worte des Meisters"; Engländer, Italiener, Franzosen, Amerikaner — kurz alle Nationen und Rassen geben sich in Heidelberg ein Stelldichein, um reichbeladen mit geistigen Schätzen nach Jahr und Tag wieder in die Heimat zurückzukehren, dort säend, was sie hier geerntet.

Vor allem freut sich der Österreicher, erste Lehrstühle mit Männern besetzt zu sehen, die im Reiche des zweiköpfigen Adlers geboren wurden . . . Der Österreicher freut sich über diese Anerkennung seiner Leistungen — und bedauert im Innersten zugleich den Verlust, den die Wissenschaft seines Vaterlandes durch das Scheiden seiner Söhne

aus dem Staate erlitt. Ein Trost freilich bleibt: Der Geist kennt keine politische Grenze . . .

Alt und ehrwürdig ist das Hauptgebäude der Universität; grau außen, einfach innen; die Bänke sind zerschnitzt, mit Namen beschrieben: eingeschnittene Initialen deuten manche zarte, heimliche Liebe an . . . und diese Einfachheit der Ausstattung, das Primitive der materiellen Einrichtung läßt so wunderbar den herrlichen Gegensatz zwischen dem strahlenden Geiste, der hier wohnt, und seiner anspruchslosen Hülle erkennen. Die freigebig der Universitat vom Staate gespendeten Mittel erwerben Besseres als glanzvolle Bauten: hervorragende Lehrkräfte werden gewonnen, die Bibliothek zählt zu den reichhaltigsten des Reiches, die naturwissenschaftlichen Institute halten gleichen Schritt mit den Errungenschaften ihrer Forschung!

Man könnte noch viel über das alte Heidelberg erzählen, von seinen Gästen aus alter und neuer Zeit, von Goethe und Scheffel, von Ideen, die hier geboren wurden, von der lieblichen Schönheit der Gegend, mit der die Natur das Neckartal überreich segnete . . . aber es ist besser, das sieht sich hier jedermann selbst an! Schildern läßt sich so manches nicht.

Mit einem Vorschlage sei geschlossen: Zwischen Amerika und dem Deutschen Reiche findet auf Anregung Wilhelms II. ein „Professorenaustausch“ statt, daß jedes Land unmittelbar die geistigen Errungenschaften des anderen kennen lerne — wie wäre es, wenn jährlich deutsche und deutschösterreichische Universitäten für ein — zwei Semester ein paar hundert S t u d e n t e n „austauschten“, um das kulturelle Band, das Blut und Sprache zwischen den Deutschen geschlungen hat, n o c h inniger zu gestalten. Manches Mißverständnis hüben und drüben würde dann ebenfalls der persönlichen Wahrnehmung weichen müssen.

Mit Heidelberg — so rate ich — sei der Anfang gemacht!

Heimgärtners Tagebuch.

Februar 1907.

Ein reicher Mann stellte an mich folgende Frage: „Wenn ein Mensch, der mit seinem Gelde nichts anzufangen weiß, Ihnen z w e i M i l l i o n e n K r o n e n gäbe mit der Bedingung, dieses Geld nach eigenem Gutdünken für gemeinnützige Zwecke zu verwenden, was würden Sie mit den zwei Millionen machen?“ Ich fand diese Frage nahezu brutal. Ich wollte sie unbeantwortet lassen und mußte doch immer wieder dran denken. Sie beunruhigte mich. Was ließe sich mit so viel Geld

alles stiften! Eine Menge Wohltätigkeiten fielen mir ein, sehr notwendige, aber schließlich hatte jede so bedenkliche Schattenseiten, daß ich sie wegwarf. Alles, was aufs Schenken, aufs Verweichlichen, auf fruchtlosen Genuß und Behagen ausgeht, taugt nicht. Immer wieder kam ich darauf zurück: Arbeit! Und zwar produktive, an sich nährende Arbeit, bei der man auch ohne fremdes Dazutun, ohne Umwandlungen und Handel leben kann, wenn es sein muß. Endlich schrieb ich meine Antwort: Ich weiß im Gebirge eine schöne Waldgegend, die einst von fleißigen und frohen Menschen bewohnt gewesen, seit einem halben Jahrhundert so sehr der Verwilderung anheimfiel, daß die meisten Bewohner auswanderten und die wenigen Zurückbleibenden ein sehr armseliges Leben führen. In dieser Gegend würde ich 2000 Joch Boden kaufen und 30 Bauerngründe daraus machen. In jeden dieser ungefähr 70 Joch weiten Gründe würde ich einen Bauernhof hineinbauen. Dann würde ich in den deutschen Alpen 30 tüchtige Männer suchen, vielleicht solche, die sonst aus ihrer Heimat in fremde Länder auswandern wollten, und würde jeden auf eines meiner 30 Bauerngüter setzen. Die ersten zehn Jahre wären sie frei von Abgaben, um zu roden und sich einzugründen. Die zweiten zehn Jahre müßten sie Robot und Beiträge liefern für gemeinsame Anstalten, als Straßen, Wasserbauten, Sägewerk, Zeugschmiede, Kornmühle, Milch- und Käsebetrieb u. s. w. nach rationeller Art. Ein Kirchlein wäre zu bauen. Das Schulhaus steht schon. Nach zwanzig Jahren würde jeder dieser Bauern völliger Eigentümer seines Besitzes werden, aber unter der Bedingung, diesen Besitz 50 Jahre lang nicht aus seiner Familie zu verkaufen. Da hätten wir eine frische Bauernkolonie, die von alten Vorurteilen losgerissen wäre, da hätten wir neue Fruchtbarmachung des Bodens, da hätten wir das Genossenschaftswesen, vereint mit persönlicher Selbständigkeit, da hätten wir Erstarkung des Heimatsgefühls. Ein Hauptgrundsatz der Kolonie müßte sein, daß sie sich möglichst unter sich geschlossen hielte. Ein paar Generationen, und wir hätten ein starkes, frohes Völklein, wo früher Wildnis gewesen. — Das, mein Herr, könnte man machen mit zwei Millionen Kronen. Sobald Sie das Geld für diesen Zweck in einer guten Bank hinterlegt haben, können die Vorarbeiten beginnen. — Solches Schreiben habe ich abgeschickt an den reichen Mann, der mich fragte, wie ich zwei Millionen Kronen verwenden würde.

Für jedermann ist eine Leiter angelehnt hinauf zu Wohlstand und Ansehen. Die Leiter schaukelt stark und die Sprisseln sind weit auseinander. Der eine hat zu kurze Beine oder ist zu ungeschickt oder zu bequem und feige — er kommt nicht hinauf. Oder er leidet an — Schwindel und stürzt in den Abgrund. Wer ans Ziel kommen

will, der soll weniger nach der Höhe gucken, als vielmehr unterwegs mit scharfen Augen die Sprisseln prüfen, mit festen Händen angreifen und mit sicheren Beinen auftreten.

Tiefen Eindruck hat mir ein Geschichtchen gemacht, das H. St. Chamberlain erzählt. Er hatte als Student in Genf das Laboratorium des berühmten Gelehrten Professors Schiff besucht. Eines Tages saß dort auf einer Kiste ein kleiner Hund, der — als Chamberlain ihm liebkosend nahte — ein klagendes Heulen anfing, das so ergreifend, so erschütternd war, daß es nie mehr vergessen werden könne. Der Student schrie laut auf vor Mitleid. Darüber geriet der sonst so gemessene Professor in Zorn: „Mitleid?! Was ist das für eine unwissenschaftliche Sprache? Woher wissen Sie, daß der Hund Schmerzen leidet? Beweisen Sie das. Abgesehen davon, daß nichts auf der Welt das Vorhandensein eines Schmerzes beweisen kann, da man bei Tieren ja nur Bewegungen beobachtet, die alle auf rein physischem Wege hinreichend erklärt werden können. Wissen Sie, daß ich an diesem Hunde eine partielle Sektion des Rückenmarkes vorgenommen habe? Am Empfindungsnerv, so daß das Tier höchstwahrscheinlich empfindungslos geworden ist." Worauf ein geistreicher, logischer Vortrag über Reflexbewegung erfolgte. — Aber H. St. Chamberlain war kein sehr gelehriger Hörer. Er sagte später über den Fall: „Ich bin ebenso überzeugt wie von meinem eigenen Leben, daß das arme Tier unsagbare physische und moralische Qualen durchlitt, verlassen von denen, die es liebte, gräßlichen Martern preisgegeben — aber beweisen kann ich es nicht. Und doch weiß ich es so sicher, wie ich gar nichts anderes auf der Welt weiß."

Da verbuche ich ein Geschichtchen von Napoleon I. Es zeigt den Welteroberer in der Rolle des Harun al Raschid, wie er inkognito durch die Straßen von Paris wandert und die Stimmung des Volkes erforscht. Eines Tages war er mit Duroc auf einer solchen Wanderung in einem bescheidenen Café eingekehrt und hatte mit ihm das Frühstück eingenommen, als beide bemerkten, daß sie kein Geld bei sich hatten! Was tun? Die beiden einfach gekleideten Leute wurden mit Mißtrauen betrachtet, und als Duroc sich an die Wirtin wandte und die ältliche Dame bat, sich mit der Bezahlung zu gedulden, stieß er auf starken Widerstand und mußte mit anhören, wie sie über alle „Zechpreller und Schwindler" zu schimpfen anfing und die Polizei herbeizuholen drohte. Napoleon und Duroc sind in gelinder Verzweiflung. Um 14 Franken also — soviel betrug die Rechnung für ihr Frühstück — sollten sie ihr Inkognito aufgeben. Da mischte sich noch im letzten Augenblick der Kellner ein. „Meiner

Treu", meinte er, „die beiden Herren sehen gar nicht übel aus; sie machen ganz den Eindruck, wie wenn sie ehrliche Leute wären, und ich will für sie die 14 Franken bezahlen. Täusche ich mich, dann ist's mein Schade, ich werde davon nicht arm werden!" Und er bezahlte die Rechnung. Eine Stunde später erschien Duroc wieder und fragte zum großen Erstaunen der Besitzerin und all der anderen Kellner, die sich über die edle Handlung des großherzigen „Garçons" bereits weidlich lustig gemacht hatten, die Dame: „Wieviel kostet Ihr Kaffeehaus?" — „Jedenfalls mehr als 14 Franken", war die spitze Antwort, die er erhielt. „Nennen Sie mir nur ruhig die ganze Summe." — „Nun denn, 30.000 Franken und nicht einen Sou weniger." — „Hier sind sie", sagte Duroc, indem er das Geld auf den Tisch legte. „Im Auftrage meines Begleiters schenke ich das Kaffeehaus Ihrem Kellner zum Dank dafür, daß er Zutrauen zu uns gehabt hat." — „Und Ihr Begleiter war?" — „Der Kaiser!" — Die Anekdote, ob wahr oder erdichtet, wirft einen freundlichen Schein um das menschenvernichtende Haupt des Welteroberers.

Trat ein älterer Herr bei mir ein; aufgeregt, mit zitternder Hand zog er aus der äußeren Rocktasche ein Buch: „Herr, nur ein Wort! Lesen Sie das Buch! Wie solche Bücher gedruckt werden können, ohne daß sich eine Polizei, ein Staatsanwalt rührt! Das müssen Sie richten, Sie mit Ihrer Feder. Ich bitte, ich beschwöre Sie darum, Sie sind ja selbst katholisch! Im Namen Ihrer katholischen Eltern. Dieses Buch, es ist eine Ausgeburt teuflischer Bosheit." Er warf das Buch auf den Tisch. Es führt den Titel „Pater Leonardus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen, von ihm selbst erzählt." „Ah", sagte ich, „das Buch ist mir schon bekannt". „Und was sagen Sie dazu?" „Es stammt aus neuester Zeit. Ein mährischer Dorfjunge, naiv, religiös, kommt ins Dominikanerkloster nach Olmütz, wird Ordensprediger und Beichtvater, als der er an mehreren Stationen, darunter auch bei den Dominikanern in Wien, wirkt, eines Tages aber, entsetzt über all die gemachten Erfahrungen, die Flucht ergreift und ein evangelischer Geistlicher wird." „Aber ich frage: Was sagen Sie dazu?" rief der Mann. „Mein Gott", antwortete ich, „es sind halt wieder einmal Enthüllungen. Mich hat's interessiert, einmal eine lebendige Schilderung des Mönchelebens. Im Ganzen scheint sie richtig zu sein. Im einzelnen fallen Unglaublichkeiten und Widersprüche auf; auch wäre manches Romanhafte zu vermeiden gewesen; eine solche Anklageschrift kann nicht sachlich genug sein. Zu größerem Nachdruck hätte man auch die offene Nennung der Orts- und Personennamen gewünscht, den des Verfassers mit inbegriffen." „Was, Sie wollen es noch schlimmer haben?" „Schlimmer?

Wenn die Dinge wahr sind, dann müssen sie geoffenbart, wenn nicht, tatsächlich dementiert werden. Das katholische Volk muß die Wahrheit erfahren über die innerste Natur des Kirchentums. Nicht tendenziös zugespitzt, vielmehr ohne Haß und ohne Liebe — die Wahrheit. Dieser Pater Leonardus hat von seinem Kloster persönlich weit mehr Gutes erfahren als Schlimmes; man gewinnt bei ihm den Eindruck eines etwas selbstgefälligen, sonst aber leidenschaftslosen, gewissenhaften Mannes, den nur religiöse und sittliche Gründe bewogen haben, das Buch zu schreiben." „Und wenn es auch wahr wäre, was dieser Leonardus schreibt", rief der Mann, „über die Geistlichkeit soll man solche Sachen einmal nicht veröffentlichen." „Alles muß ans Licht. Das Echte verträgt es." „Ich bin sehr enttäuscht", sagte er gedämpft und empfahl sich.

Radikal freisinnige Blätter, die Jahr für Jahr gegen den Jesuitismus wettern, bringen in ihrem Inseratenteil Anzeigen der „Stimmen aus Maria Laach". Aber noch nie habe ich gesehen, daß diese ihren Lesern liberale Blätter angezeigt hätten. Die „Stimmen aus Maria Laach" wollen Seelen gewinnen, die liberalen Blätter begnügen sich mit Geld. Die Bescheidenen!

Kam aus Deutschland von einem mir wildfremden Menschen an mich folgendes Schreiben: „Werter Herr! Sie gestatten die Anfrage, ob Sie mit mir in Briefwechsel treten wollen. Falls Ihnen meine Briefe nicht zusagen sollten, können Sie nach Belieben abbrechen, welches Recht ich auch meinerseits in Anspruch nehme. Noch zu bemerken, daß ich den Briefwechsel zwischen Ihnen und Mir veröffentlichen würde, wozu ich im vorhinein Ihre Erlaubnis haben will, denn ohne diese Erlaubnis hätte ein Briefwechsel mit Ihnen für mich kein, oder besser gesagt, wenig Interesse. Wollen Sie ein Thema anschlagen, um zu sehen, ob ich darauf eingehe oder nicht. Ihrer Antwort mit Vergnügen entgegensehend mit Achtung H. W. (nähere Adresse)."

Traf ich auf der Eisenbahn mit einem originellen Herrn zusammen. Wir sprachen über allerlei und berührten auch die Eitelkeit und Putzsucht der Frauen. „Was wollen Sie denn?" bemerkte er zu dieser Sache. „Man kann froh sein. Wenn die Frau ausgeht, ist ihr aufgeputztes Köpfchen der beste Schutz ihrer Tugend. Ehe sie sich irgenwie die Frisur zermudeln ließe, verzichtet sie auf jedes andere Erdenglück."

Antwort auf eine behördliche Frage nach dem Religionsbekenntnis:

„Ihr fragt mich amtlich streng: Welch ist dein Glaube?
Wollt ihr mich heiligsprechen? Mich verbrennen?
Der Gärtner schätzt den Baum nicht nach dem Laube,
An seinen Früchten muß er ihn erkennen."

Ein paar Tage später erhielt ich eine anonyme Postkarte, die mit meinem Bescheid zusammenzuhängen schien: „Ihren Früchten nach zu schließen müssen Sie ein Holzapfelbaum sein oder ein Stechapfelstrauch." Da hatte ich's nun.

Kam da ein kleiner, dunkelgekleideter, schwarzbärtiger Mann zur Tür herein, etwa 35 Jahre alt, anscheinend gebildeten Standes. Gloi oder ähnlich nannte er sich und er habe mit mir zu sprechen. Ich lud ihn ein, Platz zu nehmen und fragte nach dem Anliegen. Er begann zu murmeln, im Berliner Dialekt, und soweit ich ihn verstand, war es so: Er sei ein Arbeiter, habe sich verletzt, dann mit der Krankenkasse einen Konflikt gehabt, lasse sich nicht unrecht tun; so habe er Weib und Kind zu den Eltern gegeben und sich gedacht, er gehe zu Rosegger nach Graz — nun sei er da. Ich, etwas barsch, denn es war am selbigen Morgen schon der zweite: Daß sie just meinetwegen nach Graz gingen, glaube ich Ihnen schon einmal nicht. Das wäre die größte Torheit. — Er: Mir ist vorgekommen, ich muß zu ihm, er sorgt schon für mich. — Ich: Das wäre bequem. — Er: Ich will ein freier Mensch sein. — Ich: Also, was soll ich für Sie tun? — Da schwieg er, als ob er nachdächte, murmelte und wußte nichts zu sagen. Ich: Was haben Sie sich vorgestellt, daß ich für Sie tun könnte? Er zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, eigentlich so eine Art Christuskopf. Ich: Soll ich für Sie Arbeit suchen? Soll ich irgendwo Sie protegieren? Sind Sie Schriftsteller, der ein Manuskript anbringen will? — Er, abwehrend: Nein, nein, nein. — Ich: Oder soll ich trachten, daß Sie hier in eine Krankenanstalt kommen könnten, um sich zu erholen? Denn es dünkte mir die Möglichkeit, einen Irren vor mir zu haben. Die Krankenanstalt lehnte er heftig ab. Also sagen Sie mir doch, was Sie wollen? — Er: Geld sollen Sie mir leihen. — Ich: Mein Herr, das werde ich nicht tun. Habe ich was übrig, so weiß ich bekannte Arme. Leihen nie! — Er: Sind Sie ein Christ? — Ich: Was geht das Sie an! — Er: Dann müßten Sie wissen, daß es in der Bibel heißt: Du sollst dem Nächsten Geld leihen. — Sie sind ein — ich brach ab und setzte bei, ein armer Mensch. Da haben Sie etwas für den heutigen Tag. — Er: Almosen nehme ich nicht. — Ich: Sie nehmen die drei Kronen nicht, weil es Ihnen zu wenig ist. Mehr bekommen Sie nicht. — Er: Also, was soll ich denn

machen? — Ich: Die Kleinigkeit ruhig einstecken. — Er, auffahrend: Bin ich ein Bettler? — Ich: Sind Sie ein Christ, so sollen Sie ein wenig sanftmütiger sein. — Er: Ich bin kein Christ, aber ich will einer werden und Ihnen zeigen, wie ein Christ sein muß. — Da wollte ich ihn am Arm nehmen: Gehen wir, bitte, miteinander zu einer Behörde, daß Sie vorläufig wenigstens Unterkunft bekommen. — Er: Mit Behörden will ich nichts zu tun haben. Eher verhungern. — Ich: So nehmen Sie diese dummen Dinger und kaufen Sie sich Brot. — Er: Hunger habe ich keinen. Geld sollen Sie mir leihen. — Ich: Jetzt schauen Sie aber, daß Sie weiter kommen! — Bevor er noch zur Tür kam, stülpte er sich den Hut auf den Kopf. Ich: Sie unverschämter Kerl! Und tat ihn hinaus.

Als dieser Mensch fort war, fühlte ich mich unzufrieden. Zu grob war ich. Mir war, als hätte ich einen jener „freien Menschen“ vor mir, die sich je nach Laune auf Kosten anderer „ausleben“ wollen; und da werde ich immer grob. Wenn's aber ein Irrsinniger gewesen? Wenn ich mir den häßlichen Auftritt überdachte, war es doch eher einer von denen, bei welchen die Antipathie vor der Behörde sich erklärt.

Der Prozeß des Karl May. „Karl May hat seinen Prozeß gegen die Münchmeyer nun auch in dritter und letzter Instanz vor dem Reichsgericht (Entscheidung vom 9. Jänner 1907) gewonnen, und es ist zu konstatieren, daß es während des ganzen, sechsjährigen Verlaufes dieser Rechtssache den Gegnern trotz aller Mühe, die sie sich gaben, nicht gelungen ist, ihm auch nur ein einziges unwahres Wort oder auch nur die allergeringste Bestätigung dessen, was ihm vorgeworfen worden ist, nachzuweisen. Sein Sieg ist vollständig und bedingungslos. Es hat sich im Verlaufe des Prozesses herausgestellt, daß die Romane, um die es sich handelt, mehr als einmal umgeändert, respektive gefälscht worden sind. Der jetzige Besitzer, Herr Adalbert Fischer, hat vor dem königlichen Oberlandesgericht erklärt, daß er auf die Unsittlichkeit nicht verzichten könne, sonst mache er keine Geschäfte. Derselbe Herr Adalbert Fischer hat gerichtlich eingestanden, daß Karl May in den öffentlichen Zeitungen totgemacht werden solle, falls er die Firma Münchmeyer verklage. Adalbert Fischer hat nach seinen eigenen Reklameangaben für zehn Millionen Mark dieser unsittlichen Schriften geliefert.“ — So liest man im „Bayrischen Kurier“. Aber das ist doch ganz unerhört! Der Verleger fälscht die Werke seines Autors, „bearbeitet“ sie ohne Wissen des Verfassers, schreibt unsittliche Dinge hinein, auf daß er mit den Büchern ein besseres Geschäft mache! Solches ist noch nicht dagewesen. Der Verfasser hat keine andere Schuld, als daß er sich bei Neudrucken seiner Werke nicht um die Revision kümmerte. Und wird während des jahrelangen Prozesses in der Öffent-

lichkeit seiner literarischen und persönlichen Ehre beraubt, als hätte er aus Geldgier selbst seine Schriften nachträglich gefälscht. Ist so was auszuhalten, ohne toll zu werden? Aber der Tag der Rechtfertigung ist gekommen und ich beglückwünsche den Mann, der nun über seine Feinde triumphiert.

Vor kurzem ist eine neue dreibändige Ausgabe meiner Schriften in steirischer Mundart erschienen. Ein junger Journalist ersucht um ein Rezensionsexemplar, er wolle diese Schriften doch einmal ins rechte Licht stellen, denn sie wären taufrisch, voll würzigen Harzduftes und sie riechten nach Urwald. Sagte ich: In das Licht solcher Phrasen sind diese Bücher schon oft gestellt worden. Aber es ist nicht das richtige. Weder nach Harz noch nach Urwald sollen sie riechen, sondern — nach Bauernvolk. Ich arbeitete an diesen drei Bänden seit länger als vierzig Jahren. Die früheren verschiedenen Auflagen vergleichend sieht man, wie das langsam wuchs. Noch vor zwei Monaten ist ein letztes Stück entstanden. Gelobt wurden diese Mundartschriften oft, gekennzeichnet meines Wissens nie. Ich möchte aber wissen, ob sie einen Wert haben. Ob sie sprachlich und volkstümlich etwas bedeuten, ob diese Schriften, die den Empfindungs- und Gedankenkreis unseres Landvolkes zu umfassen trachten, ihrem Ziele auch nahegekommen sind, inwieferne oder inwieferne nicht. Ob diese Lieder, Schilderungen, düsteren Geschichten, Sagen, Schwänke und Allodrias nur den Wert flüchtiger Unterhaltung haben, oder in welcher Art sie sich von anderen Dialektdichtungen unterscheiden. Einmal hat jemand gesagt, diese Mundartdichtungen, obschon gegenwärtig wenig bekannt, würden das Bleibendste aller meiner Schriften sein. Aber warum? Bei einem Vergleich mit Fritz Reuter würde ich wohl den kürzern ziehen, aber es wäre wünschenswert, daß ein kluger Kenner zu einem solchen Vergleiche zwischen Steirisch und Mecklenburgisch angeregt würde. Dazu genügt ein flüchtiges Durchsehen, ein Naschen an einzelnen Teilen nicht, es bedürfte eines aufmerksamen Durchlesens aller drei Bände. Einer solchen Aufmerksamkeit von berufener Seite möchte ich mich gerne erfreuen, nun, da mein Mundartwerk wahrscheinlich abgeschlossen ist.

Kam aus Glashütte in Sachsen eine kostbare Nomosuhr als Spende. Ich begrüße sie:

Wie fühl' ich dich an meinem Herzen schlagen,
Du starkes, reges, goldnes Herz der Zeit!
So wandern wir selbander sonder Zagen
Den dunklen Stundenweg der Ewigkeit.
Der Zeiger kreiset stetig in der Runde,
Ein Sinnbild, wie das Weltenuhrwerk kreist;
Dein Herz, o Mensch, ist endlich, wie die Stunde,
Unendlich, wie die Runde ist dein Geist.

Die Wiener „Urania“ wünschte von mir einen Vortrag unter dem Titel: „Der Steirer in Lust und Leid“. Gut. Anstatt einer theoretischen Vorlesung bot ich eine Reihe von Beispielen, Volksbildern, Geschichten und Liedern, wie der Älpler in Lieb und Haß, in Glück und Unglück, in Freud und Schmerz empfindet und sich benimmt. Nahe kommen wollte ich der Natur, die von Tugend nichts weiß und nichts von Sünde, die unschuldig ist, solange nicht der Kulturmensch mit lüsternen Fingern sie berührt. Die Vorlesung fand Gefallen. Aber ich hatte es mir leicht gemacht. Ich hatte nicht etwa für diesen Vortrag die einzelnen Kapitel eigens gedichtet, sondern aus meinen vorhandenen Mundartstücken jene ausgewählt, die sich unter dem gewünschten Titel gut ein- und zusammenfügten. Man könnte mir nun den Vorwurf machen, daß ich dieselben Sachen unter verschiedenen Titeln vorbringe. Wenn das überhaupt ein Vorwurf ist. Ich halte es für das Recht des Dichters, für seine Dichtungen die Überschriften beliebig zu wählen und zu ändern, solange das aus künstlerischen Interessen geschieht, und nicht etwa zu Reklamezwecken oder gar um das Publikum irre zu führen.

Ich habe in meinen Schriften ziemlich häufig Titeländerungen vorgenommen und es liegt mir daran, zu erklären, daß mich hierfür entweder künstlerisches Empfinden oder die Absicht besserer Übersichtlichkeit leitete. Bisher hatte ich bei einer Vorlesung die verschiedenartigsten Stücke durcheinander dargebracht, hatte es mehr auf eine bunte Gegensätzlichkeit abgesehen, als auf geschlossene Einheit. Spät sehe ich ein, daß jede Vorlesung, auch wenn sie nur Unzusammenhängendes enthält, eine bestimmte künstlerische und seelische Einheit haben soll, einen harmonischen Inhalt, der durch einen zusammenfassenden Titel zu kennzeichnen ist.

Am Morgen des 21. Februar, nach mehreren warmen, tauenden Tagen, sah man im Stadtpark eine auffallende Erscheinung. Alle Baumstämme waren von oben bis unten an einer Seite, der Nordseite, mit einer frischen Schneeschichte belegt, die festgefroren an der Rinde klebte. Das bedeutete, daß in der Nacht ein fürchterlicher Sturm gewesen war, ein heftiges Schneetreiben von Norden her, anfangs lau, später kalt. Das war in Graz das einzige Zeichen der grausen Seestürme und Schiffskatastrophen, die in jener Nacht so viele Menschenleben dahingerafft, so gewaltige Zerstörungen angerichtet haben. Von England fuhr der Dampfer „Berlin“ gegen Deutschland und zerschellte an der holländischen Küste im Hafen von Hoek. Das Schiff barst mitten auseinander, der größte Teil der Bemannung und der Passagiere ging sofort zugrunde; andere, ans Schiffswrack geklammert, lebten noch vierzig Stunden lang in Sturm, Gischt und Frost, im Angesichte des sicheren Hafens und der

fruchtlos mit den haushohen Wellen ringenden Rettungsschiffe und im Angesichte des Todes. Nur 15 Personen konnten gerettet werden; 129 Menschen sind umgekommen. Darunter leichtlebiges Künstlervolk, junge Leute, von glanzvoller Zukunft träumend; unstete Kaufleute, Werte von Millionen in der Tasche. Arm und Reich, Jung und Alt verschlang das rasende Meer mit gleicher Gier. — Bei demselben Sturm scheiterte nahe der Insel Kreta ein österreichischer Lloyddampfer, wobei 39 Personen ums Leben kamen. Und so weiter! — Eine Zeit, so furchtbar reich an verheerenden Erdbeben, Bränden, Grubenkatastrophen und Schiffbrüchen. Im Angesichte solch grauser Gewalten ist es unfaßbar, wie die Menschheit sich auch noch selbst befeinden und zerfleischen kann!

Da sagte jemand: Der Mensch würde noch viel schwerer und häufiger den Elementarkatastrophen unterliegen, wenn er sich nicht täglich im Kampfe übte mit seinesgleichen.

Zur Zeit las ich „Erinnerungen Katharinas II.“ Ihr Tagebuch als Großfürstin und die sich daranschließenden Memoiren der Fürstin Daschkoff über die Revolution Katharinas gegen ihren Gemahl, den jämmerlichen Peter III. und ihre Thronbesteigung. Welch ein widerlicher Eindruck ist mir von diesem Buche zurückgeblieben! Das Hofleben: Die Kaiserin Elisabeth launisch und brutal; ihr Neffe, der Großfürst Peter, dumm wie ein Halbkretin; dessen Gemahlin Katharina verschlagen und berechnend, die ganze Kamarilla kriechend und intrigant. Bigotterie, Falschheit und Grausamkeit sind die Hauptmerkmale jenes russischen Kaiserhofes. Vom gegenwärtigen wird ja Ähnliches erzählt. Daran sind aber nicht so sehr die armen Menschen schuld, als vielmehr die Verderblichkeit des Systems. Damals Palastrevolution, heute Volksrevolution.

Der arme Bauer, der unzufriedene Gewerbsmann und manch anderer, den das „Glück“ der Großen plagt, er lese solche Bücher, vielleicht stillt das seinen Neid gegen die im Palaste, sein Plangen nach äußerem Glanz, und er dankt dem Geschick, daß es ihn auf Lebenshöhen gestellt, wo noch Treue und Frieden waltet, während an Stellen, die wir nicht immer mit Recht „oben“ nennen, oft die tiefste moralische Verkommenheit, die größte Unzufriedenheit und tatsächlich auch Mangel am Notwendigen herrscht. — Ich bedarf nach dieser Lektüre eines reinigenden und erfrischenden Bades und lese nun: „Hermann und Dorothea“.

Bei einem Dorfschulhause zugesprochen; der Schullehrer ein alter Bekannter. Er ist seit eilf Jahren verheiratet und hat bis nun sechs Buben. „Schulmeisterglück!“ sagte ich. „Jawohl“, antwortete er,

„die Buben kommen vom trockenen Broteſſen.“ Das erinnerte mich, tatſächlich einmal etwas ähnliches geleſen zu haben, von üppigen Speiſen kämen die Mädeln, von frugaler Nahrung die Buben. Das Kornbrot galt übrigens ſchon im Altertum als Haupturſache der Fruchtbarkeit und ein ſteiriſches Sprüchel lautet:

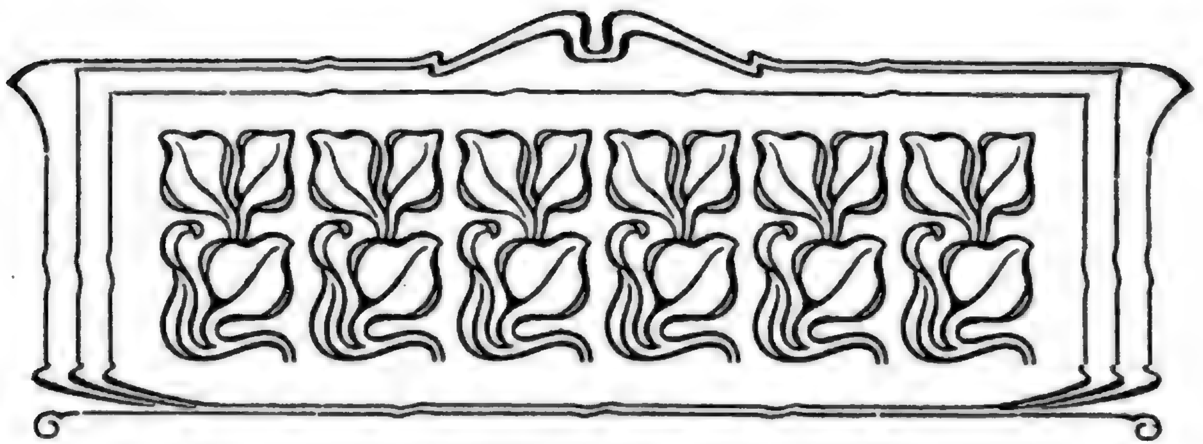
„Na brav Brod äiſſen Buabn,
Hod mein Voda gen gſod.
Ara neun hod er ghod,
Weil er Brod gäiſſn hod.“

Mein Schulmeiſter hat aber ſeinem achtköpfigen Familienkreiſe gegenüber ein Gehalt von 1800 Kronen in allem. Der Organiſtendienſt, der ihm jahrelang einen Nebenverdienſt eingetragen, war ihm weggenommen werden. Das ging ſo zu. In den vorletzten Weihnachten war der Bruder der Frau Lehrerin, ein Oberbuchhalter aus der Fabrik, ins Dorfſchulhaus auf Beſuch gekommen und die Leute waren beobachtet worden, wie ſie am Chriſttag Kapauner aßen, Bouteillenwein tranken und Bauchbinden-Zigarren rauchten. Da wurde es unter der Kirchenvorſtehung ausgemacht: Wer alſo ſchlemmen kann, der braucht keinen Nebenverdienſt, und haben ihm den Organiſtendienſt weggenommen. Irgend jemand meinte zwar, am Chriſttage hätte man auch in Pfarrhöfen ſchon Kapauner, Wein und Zigarren geſehen, ohne daß ſolche Dinge von einem aufmerkſamen Schwager mithergebracht worden wären, wie es im Schulhauſe geſchehen. Die Entziehung des Organiſtendienſtes ſoll indes einen andern Grund gehabt haben. Des Lehrers Schwager war nämlich in der Los von Rom-Bewegung tätig geweſen. Das mußte nun der Schullehrer büßen. — Solche Abhängigkeit und unter die Willkür anderer geſtellt zu ſein iſt unſers Lehrerſtandes unwürdig. Ein Poet iſt nicht dazu angetan, um materielles Wohl ſich allzuſehr zu kümmern. In dieſem Fall aber möchte ich ins Land rufen: Stellt den Volksſchullehrer doch endlich auf ein entſprechendes Gehalt. Das iſt nötig, um ihm die Feſtigkeit des Charakters, die Fähigkeit und Freude an ſeinem wichtigen Beruf zu ſichern. Ohne dieſe Eigenſchaften iſt kein guter Lehrer denkbar. Was der Schullehrer, beſonders der Unterlehrer heute hat, iſt Bedientenlohn, und noch dazu ein ſchlechter. Jene Perſönlichkeiten, die über das Wohl der Lehrerſchaft mitzuberaten haben, möchten nur einmal bedenken, wie viel ſie ſelber an Jahreseinkommen brauchen für einen ſchlichtbürgerlichen Haushalt. Allerhand Steuererhöhungen haben wir uns ſchon gefallen laſſen, weshalb gerade die nicht, die den Lehrern unſerer Kinder und Enkel, und damit dieſen ſelbſt zu gute kommt.

März 1907.

Ich werde tapfer verspottet, weil eine Grazer Firma „Rosegger-Loden“ in den Handel bringt. Die betreffende Firma hat sich erbötig gemacht, für das Recht, diese Marke zu führen, die armen Schulkinder meines Waldschulhauses mit Kleiderstoffen zu versehen, besonders aber alljährlich zur Weihnachtsbescherung der Waldschulhauskinder beizutragen. Unter dieser Bedingung habe ich meinen Namen für den Loden hergeliehen. Diesmal wird müßiger Spott wenigstens gut verwertet. Um den Preis, daß frierende Kinder warme Kleider bekommen, kann man sich schon ein paar Dutzend unterschiedlicher Witze gefallen lassen.

Da erschien ein Bote aus dem Rathause und ersuchte um Empfangsbestätigung für einen großen Brief und ein kleines Paket, die er feierlich vor mich auf den Tisch legte. Im Briefe wurde mir durch ein Statthaltereidekret angezeigt, daß durch die Ministerien des Äußern und des Innern an die Statthalterei eine Botschaft eingelangt sei, der deutsche Kaiser hätte mir den königlich preußischen Kronenorden II. Klasse verliehen. Im Paket war das Schächtelchen mit dem Orden. — Ein heftiger Schreck. Wenn man auf so was sein Lebtag nie gedacht hat! Waldbauernbub! Mit blauem Seidenbande um den Hals zu tragen ein weißes Kreuz, inmitten die goldene Königskrone und der Spruch: „Gott mit uns!“ Gestiftet hat den Orden Wilhelm I. am Tage seiner Königskrönung, wie eine zweite Inschrift besagt. — Also wieder eine Probe, ob der Waldbauer auch echtfarbig ist. Mein Dank sei, daß ich sie mit Ehren bestehe . . . Was war nun zu tun! Zeitungen berichteten, ich ginge nach Berlin; andere erzählten, ich hätte dem Kaiser gleich einen Brief geschrieben. Das erstere verbot die Kränklichkeit, das letztere würde ich kaum an die große Glocke gehangen haben. Wieder andere Blätter spannen aus dieser Ordensverleihung politische Gedanken. Nein, nichts von Politik! Die Sache hat für mich eine höhere Bedeutung. Ich sage es laut, mir tut es wohl, daß Wilhelm II., in dessen Haupte die Fragen der Welt pulsieren, die königlichen Gedanken wohnen — daß dieser modern altruistische Fürst auch den Idealen eines Volkspoeten seinen freundlichen Gruß zuwinkt. Das dankbare Volk streut Blumen. Der König Orden. Wer sich ziemlich sicher fühlt einerseits vor der Neigung, der Menge zu schmeicheln, anderseits vor der Gefahr, ein höfischer Singer zu werden, der kann solche Auszeichnungen mit unbefangener Freude annehmen.



Kleine Laube.

Denkmalseuche.

Von Adolf Frankl.

Denkmäler deutscher Poeten
Gibt es in zahllosen Städten;
Doch ihre Schriften die ruhen
Vergessen in Kasten und Truhen.

Ach, eure Denkmalschmerzen
Sind Dichtern selbst zur Pein;
Sie wollen warme Herzen
Und keinen kalten Stein.

Wahlkampf-Ethik.

„Politik verdirbt den Charakter.“ Muß sie das? Der fast zum Sprichwort gewordene Ausspruch meint wohl zunächst die Politik des Diplomaten oder doch des Berufspolitikers im weiteren Sinne, der mit dem Satze vom Zweck, der das Mittel heiligt, alle Tage rechnen muß. Lassen wir heut den politischen Fachmann auf seinen geraden oder krummen Wegen allein, fragen wir einmal, wie das Politiktreiben aufs Volk wirken mag. — Solches schreibt Avenarius in seinem „Kunstwart“ unter dem Titel „Wahlkampf-Ästhetik“ über Erscheinungen im Deutschen Reich. Wir entnehmen dem trefflichen Aufsatz noch folgendes:

Ich nehme eine sozialdemokratische Zeitung zur Hand: „Der Freisinn, wie er aus den Spalten des „Berliner Tageblattes“ lieblich duftet, verkuppelt sich schamlos auf offener Gasse mit Nationaliberalen und ähnlichen Reaktionsbrüdern.“ Ich greife zu einem führenden konservativen Blatte: Die Sozialdemokraten sind „eine Verschwörerrotte, eine richtige terroristische Schwefelbande, der selbst die gemeinsten Mittel recht waren, um ihre nichtswürdigen Zwecke zu erreichen.“ Ich leg's hin und hole mir ein parteiloses nationales Organ für Gebildete: „Das Zentrumsblatt führt den politischen Kampf fast ausschließlich mit Beschimpfungen und Verleumdungen. Soweit diese Anwürfe auf uns persönlich spielten, haben wir sie mit einem Fußtritt beiseite geschoben.“ Verlangst du noch mehr, liebe Seele? Der Ton mag je nach dem Bildungsgrade ein wenig verschieden sein, aber das Beschmutzen und Verdächtigen war während der vergangenen schönen Wochen fast so allgemein, wie das Sonnenlicht. Und doch glaube ich es jedem, wenn ihn diese Behauptung erstaunt, ja zunächst entrüstet. Ich glaube ohne weiteres an seine Ehrlichkeit, wenn er mir sagt: „Aber in meiner Partei war doch nur ehrliche Begeisterung, der Fanatismus war doch bei den Gegnern!“ Das ist ja eben so.

daß man im politischen Kampfe ganz und gar überzeugt dieselben Dinge als etwas Grundverschiedenes fühlt, je nachdem, ob man sie hüben oder drüben sieht. Was bei den Freunden entschlossene Wahlarbeit, ist bei den Feinden blindwütiges Agitieren, was bei den Freunden Besonnenheit, bei den Feinden Angst, was bei den Freunden Schlagfertigkeit, bei den Feinden Schnellmäuligkeit, was bei den Freunden kluge Kriegslist, bei den Feinden niederträchtiger Betrug und so weiter ohne Grazie ins Unendliche. Männer, deren Bildungshöhe sie sonst zur Sachlichkeit so weit befähigt, wie das uns Menschen eben möglich ist, messen beim Wahlkampf ganz unbefangen mit zweierlei Maß, und werden sich dessen auch hinterher nur in den seltensten Ausnahmsfällen bewußt. Wem es wirklich glückt, sich den Kopf vom Rausche frei zu halten, der hört die wenigen sachlichen Stimmen nur wie wohltuende Glockenrufe über einer tobenden Menge, über einem Schimpfkonzert von allen Seiten her. Die Minderheit aber, der es so geht, kommt während der Wahlschlacht selber nicht zu Wort, weil das nach Ansicht der politischen Fachleute, und vielleicht nach ihrer berechtigten Ansicht, die Stellung der Partei schwächen würde, der solche Skeptiker angehören. Wer vom Mars her letzter Wochen einmal in unseres Zeitungswaldes Rauschen gelauscht hätte, welchen Eindruck hätt' er vom deutschen Volk mit nach Hause gebracht? Eine Anzahl sich anschimpfender Haufen, so müßt' er glauben, bilde dieses Volk, eine Anzahl keifender Haufen, zu zwei Hauptheeren verbündet, von denen jeder beim feindlichen nichts als Lumpen oder Trottel sah. Ich sage: vom Mars her, denn daß es in allen Erdenländern nicht viel besser steht, weiß ich. Nur daß ich darin keinen Grund sehe, sich befriedigt zu beruhigen. Sondern eine Mahnung an die Völker, die führen wollen: bessert, wo ihr's könnt, damit Vorbilder, wenn sie noch fehlen, entstehen. Eine Mahnung in diesen Völkern an die Gebildeten: im einzelnen Volke wieder seid die berufenen Führer ihr. Und wenn wir Deutschen das sind, wofür wir uns halten, dann also an die gebildeten Deutschen vor allen andern Menschen auf der Welt.

Die Begriffe, um die es im politischen Kampfe geht, sind im Streite der Klassen, der Interessen und der Gedanken, sind in der Geschichte schon von der Jugenderziehung her mit den stärksten Gefühlswerten zusammengenietet und -geschweißt worden, sodaß sie dem einzelnen keine Begriffe mehr, sondern Ideale sind. Das muß wohl so sein, damit dem für recht Erkannten nicht nur der Verstand, der kühle Zauderer, sondern der ganze Mensch dienstbar werde. Aber es wird zur Gefahr, wenn sich nicht etwas anderes zum gleichfalls auch den Gefühlen gebietenden Mitherrscher der Seele entwickelt: das Bewußtsein, daß einer anders urteilen und fühlen muß, als wir selbst, wenn er unter andern Bedingungen steht, das Bedürfnis nach Duldung zwar nicht für feindliche politische Handlungen gegen uns selber, wohl aber für die Gefühle auf der Gegnerseite, sagen wir abgekürzt: für die gegnerischen Ideale. Bismarck soll von einem Franktireur gesagt haben: begleitet ihn mit dem Hut in der Hand bis zur Galgentreppe, aber hängen muß er. Die Notwendigkeit des Kampfes bis zum letzten wird in manchen Fällen kein Mensch bestreiten, aber das Anschimpfen der Helden im Streit gilt doch auch auf andern Schlachtfeldern nicht mehr für förderlich. Da liegt's! Ich rede nicht der Scheu vor einem derben Wort oder irgendwelcher Sanftseligkeit sonst das Wort; wir leiden, glaub ich, viel eher an zu großer Empfindlichkeit als an zu schwacher. Soll aber ein Wahlkampf, ein politischer Kampf überhaupt, nicht so geführt werden, daß man weiter kommt dabei? Was hilft es uns, wenn jede Partei sich einredet, die andere sei moralisch wie intellektuell minderwertig?

Ich glaube, man kann sogar ein ehrlicher Menschenverächter sein und muß doch die Binsenweisheit gelten lassen, daß alles, was ist, seine zureichenden Gründe

hat, also auch alles, was von Ideen in den Gehirnen lebt. Es ist ja erquicklich, sich als moderner Freigeist erhaben über die Rückständigkeiten gläubiger Christen oder als gläubiger Christ sich erhaben über moderne Freigeistigkeit zu fühlen, und es ist noch erquicklicher, seine Überzeugung für die ganz allein diskutable zu halten, wenn, wie zumeist bei politischen Kämpfen, als geheime Bestätiger dieser Überzeugung praktische Interessen dazukommen. Aber vielleicht macht gerade das unsere Kämpfe so unfruchtbar, daß wir die Gegner so wenig kennen und deshalb so wenig in dem begreifen, was ihnen die moralischen Stärken gibt. Ich frage: Wie informiert man sich denn überhaupt über andere Parteien? Glaubt man im Ernst, das Lesen seines eignen Parteiblatts genüge dazu? Wer aber hört gewohnheits- und regelmäßig auch die Stimmen des Gegners? Wie aber solch einen Gegner im Kerne bekämpfen, wer ihn nur an der Oberfläche kennt? Ganz abgesehen davon, daß sich's doch auch in der Politik nicht nur um ein Bekämpfen sondern auch um ein Begegnen und um ein Nebeneinander- und Zusammenwirken handelt. Daß man auch grundverschiedene Kräfte gelten lassen muß, einfach, weil sie sich nicht wegschaffen lassen. Weiß einer unsrer Leser auch nur eine Zeitung, die nicht nur gegnerische Zeitungsstimmen so herausgriffe, wie das der eigenen Partei ins Programm paßt, sondern die sich bemühte, etwa in periodischen Aufsatzfolgen den Leser über das innere Wesen der andern Parteien nach deren eigenen Dokumenten sachlich und leidenschaftslos zu unterrichten? Ihm die fremden Parteien zunächst einmal in ihrem eigenen Lichte zu zeigen, bis er all das heiße Glauben und Schwören da drüben begreift — um mit der Kritik dann erst einzusetzen?

Was da bei den Wahlen geschieht, ist nicht nur eine Verrohung der äußeren Sitten, die für unser Volk ohne allen Unterschied die Gewöhnung ans Schimpfen und Verdächtigen mit sich bringt. Es ist ein Schaden an der Volksseele selber.

Wird die Erkenntnis in absehbarer Zeit wenigstens unter den Gebildeten allgemein werden, daß wir an ihr alle zusammen, ob wir nun „Junker“ oder „Pfaffen“ oder „Genossen“ sein mögen, ein sittliches sowohl wie ein praktisches Interesse haben? — So weit Avenarius, der damit auch sehr deutlich zu uns Österreichern herüber spricht.

Karfreitagklingen.

Von Elimar v. Monsterberg.

Der Tag war schwül. Kein Lufthauch will sich regen,
Am Weg verdorren starre Palmenäste,
Vom wankelmütigen Volke ausgestreut,
Als der Prophet, der Gottessohn, da einzog.
Der Tag war schwül. Und auf den Palmenzweigen
Liegt's sonderbar — Blutregen ist gefallen.
Die Luft wird schwer und unbarmherzig grell
Der Sonne Schein. Auf Golgatha erstehn
Drei Kreuze. — Und das Volk schreit laut und jauchzt
Als Der erhöht wird — dem es Palmen streute,
Der Kranke heilte, Tote auferweckte.

Sieh — es verfärbt sich jäh des Himmels Licht
Und eine große schwere Finsterniß
Drückt auf die Erde, die sich regt und bebt,
Daß sie es halten muß, das Marterkreuz,
An dem der Schöpfer blutberieselt hängt.
Sie – die Er trägt mit Seines Odems Wehen!
Die Vögel ducken sich zur Erde nieder
Und das Getier der Wüste flieht entsetzt!
Die Luft ist still — doch regen sich die Blätter
Und starke Bäume ächzen wie im Sturm.
Die Felsen öffnen krachend ihre Kiefer
Und Tote hasten klagend durch die Stadt
— Die Menschen aber schauert es im Geiste.
Da tritt die Seele Gottes aus dem Leib —
Und Christus stirbt mit einem lauten Schrei.

Frühling.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Sonne, nun hast du uns wieder den Frühling gebracht!
Mit deinem Scheinen,
Mit deinem Leuchten,
Weckst du herrlich die schlummernde Erde.
Mit deiner goldenen
Zwingenden Macht
Riesst du ihr wieder das freudige Werde!
Was auch gerastet in Wurzel und Zweig,
Regt es sich kraftvoll nicht wieder zu Neuem?
Will nicht dein Rufen, der Gotteskraft gleich,
Alles von winternden Schlacken befreien?
Denn dein so wärmender lockender Hauch
Hat nun geschaffen das Schwellen und Drängen,
Daß an dem blattlosen Baume und Strauch
Ringsum die brechenden Knospen schon hängen.

Wie sie nun lugend und suchend die Köpfchen schon heben!
Zagend und furchsam fast
Blicken sie grünend
Aus den so zwängenden Winterverstecken.
Gleich ob sie bittend,
O Sonne, dich fragen:
„Wird uns der stürmende Lenz nicht erschrecken,
Wenn wir jetzt blühend hervor uns schon wagten?"
Sonne doch strahlet. Ganz linde und leis,
Dünkt mir, sie spräche zum jungen Verzagten:
„Rührt euch nur tapfer an Stengel und Reis,
Jetzt ist gekommen die Zeit zum Erblühen,
Und zu entfalten die jährende Pracht,
Daß schon nach Wochen in farbenden Glühen
Veilchen und Tulpe entgegen mir lacht."

Sonne, nun hast du uns wieder den Frühling gebracht!
Frühling vergeht uns.
Schwülender Sommer
Reift dann, was Lenz uns jetzt herrlich erschafft.
Hoffend schon sehen wir,
Wie treibende Knospen
Wandelt zu Früchten sonngoldene Kraft. — —
Zitt're nicht, Menschenherz, wenn du die Wonne
Siehst jetzt am früchtegebärenden Ringen,
Glaube, daß deine dich jüngende Sonne
Werde auch Blüte und Knospe dir bringen!
Fühlst du nicht selbst schon neurinnend das Leben?
Schwand dir nicht wieder das heimliche Zagen?
Hat dir dein Baum jetzt die Blüte gegeben:
Wird er dir reifend die Früchte auch tragen! — —

Lustige Zeitung.

Frage. „Was würde wohl geschehen, wenn ich Sie ersuchte, mir zwanzig Mark zu pumpen?" — „Gar nichts!"

Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Sie haben erst vor kurzem zwölf Jahre verbüßt und nun sitzen Sie schon wieder auf der Anklagebank!" — Angeklagter: „Schon wieder? Ick meene, wenn man zwölf Jahre lang nich mehr uff ihr jesessen hat, det wäre doch 'ne schöne Zeit."

Zu eifrig. Bäuerin: „Geh Marie, weck den Vater auf, der schlaft scho wieder wia a Bär, er soll ja alle halbe Stund seine Schlaftropfen nehmen!"

Der werte Tote. Kommerzienrat (zum Versicherungsagenten): „Geben Sie sich keine Mühe: Ich bin schon in genug Versicherungen. Ich sage Ihnen, ich bin tot mehr wert als lebendig!"

Hilfe. Ein Witzbold sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft schlecht ging: „Dem können zwei Menschen helfen, nämlich ein Jäger und ein Schuster; der erste mit einem Vorschuß, der zweite mit einem Absatz."

Beim Friseur. Dr. Mommsen kam einmal zu einem Friseur, um die Haare schneiden zu lassen. Als der Friseur die Operation für beendet erklärte, betrachtete sich Mommsen im Spiegel und setzte sich wieder nieder mit den Worten: „Sie haben die Haare zu kurz geschnitten, ich wünsche sie länger."

Auch eine Kritik. Junger Autor: „Nun, wie gefallen Ihnen meine ersten lyrischen Gedichte?" — Kritiker: „Junger Mann, Sie gleichen dem Achilles." — Junger Autor (erstaunt): „Wie so?" — Kritiker: „Sie haben denselben wunden Punkt wie er, nämlich — die Verse."

Eine Schwester schrieb der andern am Ende eines Briefes: „Nun muß ich dir noch sagen, daß ich Gans gesund und deine aufrichtige Schwester bin."

Boshafte Frage. Gast: „Was ist das für ein Wein, den Sie eben gebracht haben?" — Wirt: „Das ist Château Margaux" — Gast: „Den Namen hat er wohl erst bei der Taufe erhalten?"

Appetitliche Wissenschaft. Professor: „In welche Zeit verlegen Sie wohl den Beginn der Eisperiode, gnädiges Fräulein?" — Junge Dame: „Gleich nach dem Rehbraten!"

Einfachste Lösung. Sie: „Du Hermann, der Arzt hat mir dringend Luftveränderung angeraten." — Er (Meteorologe): „Das trifft sich gut; heute, spätestens morgen, wird der Wind umschlagen."

Zart umschrieben. Dame: „Warum ist denn die Verlobung Ihres Freundes, des Oberleutnants, zurückgegangen?" — Rittmeister: „Ach wegen . . . der Vergangenheit der Braut." — Dame: „Ei, was erzählt man sich denn von ihrer Vergangenheit?" — Rittmeister: „Nichts, sie war zu lang."

Stoßseufzer eines Hungrigen. „Was hab ich davon, wenn mit dem Essen der Appetit kommt — wenn lieber mit dem Appetit immer das Essen käme!"

n Vodan sei lustiga Bua!

(Steirisch.)

Wenn Bauernburschen beisammen recht lustig sind, singen sie gern harmloses Wortgespiel. Ein solches ist das folgende.

In gemütlichem Sang beginnt der eine:

„Hon ih den nit a schens Hüaderl auf!
Hon ih den nit a schens Federl drauf!"

Sogleich fallen die anderen singend ein:

„Mei Federl, mei Hüaderl, Juchhe!
Bi mein Vodern sei lustiga Bua!"

Der erste fährt fort:

Hon ih den nit a schens Röckerl on!
Hon ih den nit a schens Knöpferl dron!"

Und die anderen:

„Mei Knöpferl, mei Röckerl, mei Federl, mei Hüaderl, Juchhe!
Bi mein Bodern sei lustiga Bua!“

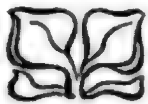
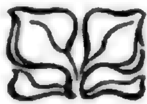
Der erste:

„Hon ih den nit a schens Schuacherl on!
Hon ih den nit a schens Schnallerl dron!“

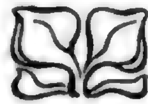
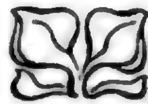
Und die anderen:

„Mei Schnallerl, mei Schuacherl, mei Knöpferl, mei Röckerl, mei Federl, mei Hüaderl, Juchhe!
Bi mei Bodern sei lustiga Bua!“

Der Sang kann mit weiterem Gewand und dessen Zier fortgesetzt werden. Die Wiederholung der ganzen Reihe wird immer schwerer, die Zunge stolpert über die Wörter und da lachen sie alle und jeder ist „in Bodern sei lustiga Bua, Juchhe! in Bodern sei lustiga Bua!“

Bücher.

Otto der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Jungen-Tagebuch von Gustav Naumann. (Leipzig. C. G. Naumann. 1906.)

Ein Hamburger Knabe geht von seiner Schule durch und kommt zu Fuß bis an die Grenzen der Schweiz. Er schreibt unterwegs ein Tagebuch, hat manches Schlimme durchzumachen und eine Menge netter Abenteuer. Er ist ein guter, tapferer Junge. Oft kommt ihm unterwegs das Heimweh und die Reue, seinem Vater so davongelaufen zu sein. Aber er beschließt, erst eine tüchtige Tat zu vollführen, dann will er heimkehren. Und das ist nun für den Leser eine sehr wirksame Spannung, die leider abflauen muß, weil bei dieser ganzen Ausreißerreise nichts herauskommt. Der Junge, allerdings unter guten psychologischen Gründen, kehrt ohne die große Tat begangen zu haben, um, kommt heim und alles ist beim alten. Nur daß der Knabe auf seiner Fußreise vielleicht mehr gelernt hat, als wenn er in der Schule gesessen wäre. M.

Pater Leonidus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen, von ihm selbst erzählt. (Berlin. Herm. Walther. 1906.)

Enthüllungen eines ausgetretenen Mönches, eines Österreichers aus neuester Zeit. Glänzende Schilderung des Lebens in Dominikanerklöstern, der Mönche, ihrer Grundsätze, ihre Macht, ihrer Tugenden und ihrer Sünden. Das Buch macht Aufsehen, doch ist es noch zu prüfen. K.

Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin von O. Wittstock. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Wie seltsam ist einem nur zu Mute, wenn man dieses Büchlein zu Ende gelesen hat! Das ist ja etwas Ungewöhnliches. Wie viel kluge und weise Betrachtung, wie erdharzig und überirdisch zugleich! Tagebuch einer Lehrerin, in das das Schicksal eines Pastors mit hineingeflochten ist. Aber keine Liebesgeschichte. Die Schrift mutet an wie das Gesicht einer Verzückten. Das Leben des Heilandes glüht überall durch. Stellenweise ist das Buch von großer, echt poetischer Kraft. M.

Faust. Ein dramatisches Gedicht von F. Marlow (L. H. Wolfram). Neu herausgegeben mit einer biographischen (weitläufigen) Einleitung versehen von Otto Neurath. (Berlin. Ernst Frensdorff.)

Eine vergessene Dichtung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Da will ein kraftgenialischer Dichter, anbindend mit den ewig unlösbaren Fragen, wieder einmal mit dem Kopfe durch die Wand. Phantastisch pendelt die Dichtung zwischen Hamlet und Goethes Faust, besonders an den zweiten Teil des letzteren erinnernd. Einzelne Stellen von großer Schönheit. Das Werk wird besonders für Literarhistoriker von Interesse sein. Z.

Anastasius Grün. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Anton Schlossar. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Wie vor einigen Jahren durch die Ausgabe von Friedrich Halm hat der tätige und umsichtige Literaturforscher Anton Schlossar sich neuerlich durch die Herausgabe von Anastasius Grüns sämtlichen Werken um die österreichische Literatur ein wirkliches Verdienst erworben. Die handliche und dabei billige Ausstattung des rührigen Leipziger Verlegers darf dabei nicht unerwähnt bleiben. Eine bei aller Beschränkung erschöpfende und fesselnde Biographie des Dichters, wobei dem Verfasser viel ungedrucktes und bisher unbekanntes Material, namentlich höchst charakteristische Briefe an seine Gattin, zur Verfügung standen, geht den Werken voran; bei jeder größeren Dichtung finden wir gut orientierende Einleitungen — ich hebe nur z. B. die ziemlich umfangreiche Einleitung zum IX. Bande zu Robin Hoods hervor, die viel Interessantes bietet —, die einen Beweis liefern, daß der Verfasser mit Ernst und Fleiß an seine Aufgabe geschritten ist und sie in mühevoller, Jahre währender Arbeit zu lösen bestrebt war. Im X. Bande finden wir das Vorwort Grüns zur Herausgabe von Lenaus dichterischem Nachlaß und eine so gut wie unbekannte Erzählung „Der Eremit auf der Sierra Morena", die zuerst in der „Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur" (27. Jahrgang) abgedruckt worden ist und vielen Verehrern von Grüns Dichtungen völlig neu sein dürfte. Wertvoll und dankenswert ist im VIII. Bande auch die Sammlung der von Grün übersetzten Volkslieder aus Krain, durch deren Veröffentlichung der Dichter seinerzeit auch seinem engeren Heimatlande eine willkommene Gabe geboten hat, für die ihn auch seine slawischen Landesgenossen dankbar sein sollten. Auch was sich in seinem Nachlasse an ungedruckten Gedichten vorfand — meist kleinere Gelegenheitsverse, die im Besitze von Familienmitgliedern sind — ist getreulich aufgenommen worden, so daß wir nun ein vollständiges und erschöpfendes Bild seiner dichterischen und auch seiner staatsmännischen Tätigkeit vor uns haben, die sein Andenken sicherlich dauernd und lebendig zu erhalten geeignet ist.

Dr. Ernst Gnad.

Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch fürs Volk von Max Haushofer. (Ravensburg. Otto Maier.)

Ein wahres Volksbuch. Ohne viel System und Gelehrsamkeit, schlicht und klar so viele Zeitfragen, Lebens- und Charakterprobleme berührend, an denen der Mensch vorüber muß. Das Verhältnis des einzelnen zu Welt und Menschen und besonders zu sich selbst wird in kleinen gesonderten Kapiteln beleuchtet mit vieler Erfahrung und Weisheit und in Gestalt zahlreicher Beispiele und Geschichten aus dem Leben. Was Hiltys wertvolles Werk „Glück" für höher gebildete Kreise ist, das ist Haushofers „Lebenskunst" für einfachere Leute, die den guten Willen haben, tieferen Lebensfragen und ihrer Selbsterkenntnis näher zu treten. Solche werden es verstehen, Genuß und Nutzen haben durch dieses Buch, von dem man in jeder Beziehung sehr viel Gutes sagen kann, ohne zu viel zu sagen. R.

Im **Sozialismus für Millionäre** haben wir die äußerst witzige Einkleidung, die mit kalter Trockenheit von Anfang bis zu Ende festgehalten wird: der Millionär ist ein armer Kerl, es gibt nicht Bedürfnisse genug für seine Mittel! Aber ein geradezu leidenschaftlicher Ernst bricht überall durch; und in der Form einer Analyse des Millionärs bekommen wir eine ätzende Kritik unserer gesamten gesellschaftlichen Zustände. V.

Die deutsche Dorfdichtung. Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, im Zusammenhange dargestellt von Louis Läßer. (Salzungen. Scheermessers Hofbuchhandlung. 1907.)

Eine tüchtige Arbeit, überaus brauchbar als Nachschlagebuch. Kurz und klar die einzelnen hervorragenden Vertreter der Dorfdichtung charakterisiert. Eine übersichtliche Skizze der Entwicklung dieser Dichtungsart, die von der süßlichen und spielerischen Schäferidylle an bis zur Gegenwart zu einer so großen literarischen und sozialen Bedeutung gekommen ist. Z.

In den Zwölfen. Sagen und Märchen von Karl Müllner. (K. J. Hermannsdorf, Mähren.)

Wir glauben, dieses Büchlein, dessen Inhalt dem äußerst glücklichen Titel an Stimmung entspricht, besonders der Jugend empfehlen zu dürfen. Z.

Aus Traum und Sehnsucht. Von Karl Bienenstein. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

In diesen neuen Gedichten offenbart sich eine vornehme Natur, voll Gemüt und Lebendigkeit. Bienenstein ist bei dem deutschen Volksliede in die Schule gegangen, dem er reine Akkorde abgelauscht hat. Die Sprache ist edel. V.

Neue Gedichte von Helene Waldaeftel. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Diese „Neuen Gedichte" reihen sich der ersten Sammlung der Dichterin würdig an, übertreffen sie wohl hier und da in ihrer natürlichen Entfaltung. Neben einem sicheren Sinn für das Typische einer Situation oder Stimmung, seien diese nun romantisch und modern. V.

Hemmungen des Lebens. Von Dr. Johannes Müller. (München. Oskar Beck. 1907.)

Des Verfassers Ideal ist die möglichste Lebensenergie des Menschen, physische und psychische Kraft, Härtung des Gemütes. Trauer, Furcht, Sorge, Zweifel u. s. w. sind Hemmungen des Lebens. Auf feinere Gemütswerte wird nicht viel Gewicht gelegt, obschon sie nach unserer Meinung die Blüte des Lebens ausmachen. Z.

Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung. Von Anna Plothow. Mit Bildern. (Leipzig. Friedr. Rothbarth.)

Anna Plothow, als eine Vorkämpferin, hat sich mit großer Hingabe und Sachkenntnis der Aufgabe unterzogen, das notwendige Buch zu schreiben, das, je nach ihrer Bedeutung, in längerer oder kürzerer Darstellung den einzelnen hervorragenden Frauen der Bewegung ihr Recht werden läßt. Das Werk ist in gleicher Weise schätzbar als Lektüre wie brauchbar zum Nachschlagen. V.

Ratgeber fürs Dorftheater. Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bearbeitet von Rudolf Hermann, Pastor in Neustadt (Orla). (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Dieses Büchlein verdankt seine Entstehung der Tatsache, daß bei der Geschäftsstelle des „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" in jedem Herbst eine Anzahl von Nachfragen nach guten, fürs Dorf geeigneten Theaterstücken einliefen. Es enthält nach kurzen Erörterungen über die Bedeutung des Dorftheaters Winke über die Gestaltung der Bühne, über Einübung und Aufführung der Stücke, sodann eine Liste wirklich guter, fürs Land geeigneter Spiele. V.

Erinnerungen Katharinas II. von Rußland. Nach Alexander v. Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Mit mehreren Porträts und einem ergänzenden Nachtrag aus den Memoiren der Fürstin Daschkoff. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Schon die Geschichte dieser Memoiren selbst ist ganz russisch: Katharinas Sohn, der unglückliche Paul, erhält die Memoiren wenige Stunden nach dem Tode seiner Mutter in einem versiegelten Kuvert, und leiht sie später seinem intimen Freund, dem Großfürsten Alexander Kurakin, der heimlich eine Abschrift davon nimmt; diese Abschrift wurde gleichfalls mehrmals kopiert, und Kaiser Nikolaus I. befahl, daß alle vorhandenen Abschriften polizeilich einzuziehen seien. Das Original selbst ließ er, mit dem Staatssiegel versehen, in den kaiserlichen Archiven verwahren. Aber Alexander Herzen erhält trotz aller Maßregeln eine Abschrift durch den Erzieher des Kronprinzen, Konstantin Arsenieff, und veröffentlicht sie zu seinen agitatorischen Zwecken.

In der Tat kann die Welt der Abenteurer, Intriganten und Glücksritter eines Hofes, der äußerlich glänzend, im Innern aber faul ist, nicht drastischer veranschaulicht werden.

Die Zeit hat der Frische dieser kaiserlichen Bekenntnisse nichts von ihrem Reiz genommen, sie wirken heute noch wie ein lebendiges Bild der Vergangenheit und tragen unverkennbar den Stempel der Wahrheit. Das Werk ist voll von interessanten Einzelheiten aus dem Privat- und Eheleben Katharinas; ohne Scheu läßt sie den Leser bis in die geheimsten Winkel ihres Schlafzimmers blicken. Und Zeit und Ereignisse konnten auch das Interesse nicht verwischen, das ganz Europa an der problematischen Frau mit dem Doppelwesen von Mann und Weib genommen. Mit der Zahl der Schriften über sie stieg auch die Bewunderung ihrer selbsterworbenen Größe.

In dem Buche sehen wir, wie die kleine deutsche Prinzessin Stufe um Stufe auf dem steilen Pfad zu einem glänzenden Thron emporklimmt, um als Katharina die Große oben anzulangen. Und mit Anmut hüllt sie den Purpurmantel um ihre weißen Schultern, den russischen Kaisermantel, den Generationen vor ihr durch Ströme roten Blutes geschleift hatten. V.

Das Heimatfest oder **Aus der Kindheit Tagen.** (Braunschweig. Hellmuth Wollermann. 1907.)

Empfehlenswertes Schriftchen, das für Familiensinn und Heimatliebe eintritt. K.

Büchereinlauf.

Die Stimme. Roman in Blättern von Grete Meissel-Heß. (Berlin. Verlag Wedekind & Ko. 1907.)

Rübezahl als Knecht Ruprecht oder Die erlösten Zwerge. Weihnachtsspiel von Paul Matzdorf. (Freienwalde a. O. Emil Pilgers Buchdruckerei.)

Schön Gertraud. Ein Böhmerwaldmärchen von Heinrich v. Zimmermann. (Budweis. A. Pokorny.)

Treufried und Carlotta. Eine Sage aus Madeira von Kurt Schelle. (Goslar. F. A. Lattmann.)

Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Bei Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien aufgezeichnet von J. R. Bünker. (Leipzig. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 1906.)

Pachblüml und Katllzwackn. Lustige Geschichten und Gedichte in Algersdorfer Mundart von Hans R. Kreibich. (Aussig. Aug. Grohmann. 1907.)

As ik so'n Jung weer. Jugenderinnerungen von Christian Eckermann. (Norden. D. Soltau. 1906.)

Psalmen des Westens. Aus dem Englischen. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Das Buch der Tage und Träume. Von Richard Schaukal. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger.)

Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten. Von Richard Schaukal. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger.)

Jesaia. Von D. H. Guthe. (Tübingen. (Verlag J. C. B. Mohr.)

Paulus Gerhardt. Von D. Paul Wernle. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.)

Lebensdienst oder Todesdienst? Die Notwendigkeit einer Reformation in der Volkserziehung von A. von der Landeck. (Berlin. Verlag Continent.)

Endlos empor! Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Herausgegeben von L. Albert. (Berlin. Verlagsbuchhandlung Hermann Walther. 1906.)

Das Weibwesen. Eine Kulturstudie von Dr. Adolf Harpf. („Ostara" in Rodaun bei Wien.)

Ich will, mit 44 physiognomischen Studien im Text, und **Die Himmelsleiter** mit 46 physiognomischen Studien im Text. Von Hermann Ludwig. 1. Teil. (Leipzig Max Spohr.)

Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Von Dr. Fr. Schönenberger und W. Siegert. (Zwickau, Sachsen. Förster & Borries.)

Was unsere Söhne wissen müssen. Ein offenes Wort an Jünglinge. — **Was unsere Töchter wissen sollten.** — Zur Aufklärung für die erwachsene weibliche Jugend. (Zwickau in Sachsen. Förster & Borries.)

Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Herausgegeben von Dr. Friedrich Bauer, Dr. Franz Jelinek und Dr. Franz Streinz. 1. und 5. Band. (Wien. K. k. Schulbücherverlag. 1907.)

Der Unterricht in der Natur als Mittel für grundlegende Anschauung. Der rationellen Praxis der Schulen aller Arten und Stufen, insbesonders jener der Volks- und Bürgerschulen zugedacht von Julius John. (Wien. F. Tempsky. 1906.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Konstanze v. Franken. 12. Auflage. 34.—36. Tausend! (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (Kempten und München. Josef Köselsche Buchhandlung.)

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber (Frankfurt a. M. Literar. Anstalt Rütten und Loening.): **Der Weltverkehr.** Von Albrecht Wirth. — **Der Arzt.** Von Ernst Schweninger. — **Die Zeitung.** Von J. J. David.

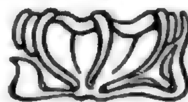
Österreichische Bürgerkunde. Von Ludwig Fleischner. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Wien. F. Tempsky. 1907.)

Die gichtischen-harnsauren Ablagerungen im menschlichen Körper. (Schleichende Gicht.) Ihre Entstehungsursache und Behandlungsweise dargestellt von Dr. med. M. J. Kittel. (Franzensbad. Im Selbstverlage. 1906.)

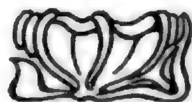
Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines für 1906. (Graz. Verlag des Steir. Gebirgsvereines. 1907.)

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. Herausgegeben von Theodor Gandertz. (Leipzig. Theodor Weicher.)

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



J. L., Reichenberg. Einen Spruch für Ihr Sommerhaus? Wählen Sie doch Paul Gerhardts Worte:

„Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit!"

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 18. März 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Das Geständnis.

Der Friedl stand in der Forstkanzlei neben dem Lehnstuhl mit den hölzernen Armstützen. Die Kerze, die ihm der Gendarm angezündet, hatte er nur dazu benützt, um eine Zigarre in Brand zu setzen, dann blies er sie aus. Im Dunkeln stand er da und rauchte so heftig, daß das Zimmer qualmte. Bei dem Glosen der Zigarre sah er den Schreibtisch, an welchem sein Vater seit länger als dreißig Jahren gearbeitet hatte. Auf der erhöhten Mittelleiste stand eine kleine Photographie seiner Mutter. Dann suchte er in seinen Taschen eine zweite Zigarre, suchte in den Laden. Er ging an die Tür, die war versperrt. Zornig stampfte er den Fuß auf die Diele. Dann ging er zum Fenster und rüttelte einmal an dem zellenartig geflochtenen Gitter und setzte sich schließlich in den Lehnstuhl.

In der Schlafstube war Elias verhaftet. Im Gefängnis! Anfangs spielte er mit dem Gedanken, dachte an manchen Blutzeugen Gottes, der auch so gefangen war. Und selbiger hatte nicht einmal etwas abzubüßen. Elias rief nach seinem Bruder. Die Wache wies ihn barsch zurück. Mit dem Bruder könne er jetzt nicht sprechen. Da rief er noch lauter nach dem Friedl. Heftig und schrill. Erst Abbitte geleistet, dann

konnte er vielleicht schlafen. Oft hatte er von dem Gerichte Gottes gehört und gesprochen, nun empfand er's das erstemal an sich selbst. Es folgt der Missetat rasch. An die Tür ging er und bat: „Macht mit mir was ihr wollt, nur zu meinem Bruder Fridolin laßt mich einen Augenblick!"

Der Gendarm schob ihn mit hartem Arm zurück.

Endlich legte Elias sich in sein Bett. Da fiel ihm noch der Vater ein, daß auch der nicht zu ihm komme — und dann schlief er. Aber nicht lange. Er wurde geweckt. Erst noch schlaftrunken, meinte er, nun würden sie ihn zu Vater und Bruder gehen lassen, aber der Gendarm führte ihn hinab in die große Stube, wo im Lichte der zwei Kerzen wieder die Männer vom Gerichte zusammensaßen. Er war verstört, aber ruhig. Es schien, als ob er denke: So will ich doch sehen, was da wird. Mir ist's schon alles eins. — Nun waren die Herren aber doch gespannt, wie lange diese Gleichgültigkeit dauern würde.

„Treten Sie nur nahe heran, Elias Rufmann", sagte der Gerichtsrat und hob vom Tisch einen kleinen Gegenstand. „Auf der Seealm ist dieses Taschenmesser gefunden worden. Kennen Sie es vielleicht?"

Elias nahm das Messer in die Hand und besah es. Er kannte dieses Messer, es war dasselbe, das er dem Friedl von der Stadt mitgebracht hatte. An der Schale hatte es jetzt einen Schaden.

So sagte Elias: „Das Taschenmesser gehört meinem Bruder."

„Können Sie das mit Bestimmtheit sagen?"

„Es ist das Taschenmesser meines Bruders."

Der Gerichtsrat blickte den Studenten eine Weile an und dann sagte er mit leiser Stimme: „Dieses Messer ist im Rauhruckkar gefunden worden — an der Leiche des Ermordeten. Wie Sie sehen können, das Messer hat Blutflecken."

Elias stand aufrecht und wankte nicht. Sein fahles Gesicht begann sich zu verzerren, die Oberlippe zuckte heftig — einmal, zweimal. Das Furchtbare, was in ihm vorging, er verbarg es vergeblich.

„Wie glauben Sie, Rufmann, daß Ihres Bruders Messer an die Leiche kam?"

Elias stand starr und schwieg.

„Rufmann, gestehen Sie nun ein, was Sie wissen! Denn was Sie früher angegeben, das ist nicht wahr. Wenn Ihr Bruder den Herrn ins Rauhruckkar begleitet, bis an die Stelle, wo die Leiche gefunden wurde, so kann er nicht in vierzig Minuten nach Abgang von der Seealmhütte wieder dort gewesen sein. Dazu würde der geübteste Geher mindestens doppelt so lange brauchen."

Elias schwieg.

„Da diese Angabe also nachgewiesenermaßen unwahr ist, so werden auch Ihre übrigen Angaben, die Sie uns gestern gemacht, unwahr sein. Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen. Sie wissen, daß Nathan Böhme von Ihrem Bruder ermordet worden ist!“

„Nein!“ schrie Elias auf, „mein Bruder hat das nicht getan!“

„— Und daß Sie ihm wahrscheinlich dabei geholfen haben!“

„Ich? Ich meinem Bruder geholfen?“ Er zuckte ab. Stumpf und still stand er da, wie geistesabwesend, und gab auf mehrere Fragen keine Antwort. — — Jählings rief er laut: „Ich hab' es selbst getan, ganz allein. Ich habe den Herrn umgebracht! . . .“

Ein wilder, gellender Schrei war es gewesen. Mit vorgestrecktem Haupt, die Fäuste halb gehoben, hatte er es den Männern ins Gesicht geschleudert. „Ich hab's getan, ich allein!“

Mehrere der Männer waren vor Erregung aufgesprungen. Der Gerichtsrat selbst brauchte eine Weile, um sich fassen zu können. Dieser Knabe, dieses kränkliche, weichmütige Bürschchen, soll die furchtbare Tat begangen haben? Allerdings, die dreistruhige Art, in der er tags zuvor die Aussagen geleistet, stimmt nicht zu der schwärmerisch-pietistischen Eigenheit, die ihm an dem Burschen geschildert wurde. Und nun, nach dem Eingeständnisse, stand er wieder gerade so trotzig verschlossen da als vorher, ohne Zeichen von Reue.

„Elias Rufmann!“ so begann endlich und mit heiserer Stimme der Gerichtsrat wieder. „Sie sind sich bewußt, was Sie gesagt haben? Wir wollen heute bloß noch wissen, ob Ihr Bruder daran beteiligt war.“

„Nein!“

„Er war nicht beteiligt, aber er wußte darum?“

„Nein!“

„So hat also nicht Ihr Bruder Fridolin den Herrn von der Seealmhütte bis ins Raurudkar begleitet, sondern Sie haben es getan?“

„Ja!“

„Wie kam das mit Ihres Bruders Messer?“

„Das hab' ich öfters so im Sack gehabt.“

„Also dazumal auch?“

„Ja.“

„Sie haben die Tat begangen, um den Herrn zu berauben?“

„Nein.“

Jetzt entstand eine Pause. Der Gerichtsrat lehnte sich vor, stützte sich mit der Miene einer großen Behaglichkeit auf den Tisch und sagte: „Elias Rufmann! Durch Ihr Geständnis sind Sie zu uns in das Verhältnis

des Vertrauens getreten. Wir sind nicht Ihr Feind. Wir haben nichts zu üben als Gerechtigkeit und diese kann sowohl f ü r als g e g e n Sie eintreten. Erzählen Sie uns nun freimütig die Ursache und den Hergang dieser Tat."

Elias fuhr sich mit dem Ärmling über die Stirn. Dann antwortete er: „Ja, ich — es wird so gewesen sein, es wird schon so gewesen sein."

„Aber warum, Rufmann, w a r u m haben Sie die Tat verübt?"

Sprach Elias laut und bestimmt: „Weil er die Leute vom Glauben hat abbringen wollen!"

„Das stimmt, das stimmt!" murmelten die Männer durcheinander. „Schon früher soll er mit dem Fremden zusammengeraten sein dieser Sache halber und soll mehr als einmal gesagt haben: der Mensch wär' ein Unglück und der Herrgott sollt' ihn fortnehmen aus der Welt. Nun also hat er dem Herrgott dabei Handlangerdienste geleistet."

Das Nichts der Welt.

Auf einen behördlichen telegraphischen Bericht nach Frankfurt und die Anfrage, was zu geschehen habe, kam der Bescheid zurück, daß Professor Nathan Böhme, dort schon seit längerer Zeit abwesend, weder Verwandte noch Vermögen zurückgelassen habe; man ersuche, die Leiche des Genannten ortsüblich zu bestatten. Von der Absicht, die Mörder dem Leichnam gegenüberzustellen, wurde Umgang genommen. So wurde er am nächsten Frühmorgen nach Ruppersbach gebracht und in aller Stille begraben. Ortsüblich war das zwar nicht, doch man wollte den Volksauflauf vermeiden, ebenso auch die Frage wegen eines kirchlichen Begängnisses. Es mußte angenommen werden, daß der Mann nicht zur katholischen Kirche gehörte.

Aber in den beiden Dörfern herrschte ein wahrer Aufruhr. War der Mord in dieser Gegend schon an sich ein schreckliches Ereignis! Daß die jungen Söhne des Försters, die überall gerne gesehen waren, der eine wegen seiner harmlosen Lustigkeit, der andere wegen seiner Bescheidenheit und treuherzigen Frömmigkeit, daß diese Burschen den Mord begangen hatten — das war unerhört, unfaßbar — einfach gräßlich. Das war so niederschmetternd, daß der Ruppersbacher Lehrer, bei dem sie in die Schule gegangen, sagte: „Man wird wahnsinnig vor Entsetzen."

Aber die Leute waren schon bemüht, diese Burschen so herzurichten, daß sie für die grause Tat paßten. Kein Aprilwetter schlägt so rasch um, als die Stimmung der Menge.

„Ein Mord aus Fanatismus ist es also!" rief der Krämer.

„Laß dich nicht anplauschen", rief der Gerber, „wenn der den Herrn des heiligen Glaubens wegen ersticht, da wird er ihm erst noch Uhr und Geld wegnehmen — vielleicht auch des Glaubens wegen. Ein gemeiner Raubmord war's und dafür sind so viele Beweise, daß man bequem damit Viere hängen könnt'."

Und unter den biederen Dörflern gab es Leute, deren sittliche Entrüstung so groß war, daß sie mit Vergnügen jeden zweimal hätten hängen sehen.

Gegen die Mittagsstunde war der Wagen mit den Gerichtspersonen durchgefahren vom Forsthause gegen Löwenburg. Nun hatten sich die Leute aufgestellt zu beiden Seiten der Straße. Viele vertrieben sich die Zeit mit Plaudern über Wetter und Wirtschaft. Andere machten Witze, derbe Späße und lachten dazu. Der nicht fehlende Wegmachersbub wurde angestiegen darauf hin, daß ein kaiser-königlicher Straßenschotterer gewiß sehr notwendig dabei zu sein habe bei solchen Begebenheiten. Worauf derselbe seine großen Kinnbacken warf und versicherte, daß er auch schon sein Teil wisse. Diese Försterbuben seien eben zu viel verhätschelt worden überall. Nichts als immer die lustigen Försterbuben, die braven Försterbuben, die schönen Försterbuben! Dieweilen andere, wirklich brave Leute so viel als gar nichts gegolten. Gut, gut, jetzt würden sie bald anrucken, die braven, die lustigen, die schönen Försterbuben! Es war fast des Zuhörens wert, als er, auf einem Schotterhaufen stehend, im Predigerton seiner Umgebung auseinandersetzte, wie der Mensch durch Lobhudelung, durch Leichtsinn und Schuldenmachen, durch Lügen und Verleumden, Leutanschmieren und Mädelverführen endlich zum Verbrecher werden könne. Nun würde es wohl auch die gelbhaarige Wirtstochter wissen, wem man Ohrfeigen geben solle und wem nicht! In einen so hitzigen Eifer geriet der „Kaiser-königliche", daß unter seinen strampfenden Beinen der Schotterhaufen nachgab und er zu Boden rutschte.

„Jetzt hast ihrer genug, Kruspel, wenn du Steine werfen willst", rief der Nachbar. Da fuhr Bewegung in die Leute, die Gespräche verstummten, nur hie und da ein Ausruf: „Sie kommen!"

Drei Gendarmen und zwischen ihnen die Försterbuben. Sie gingen so nahe nebeneinander, daß es zuerst schien, als wären sie zusammengebunden. Der Friedl in seinem lodenen, grün ausgeschlagenen Halbfeiertaggewand, den Hut in die Stirn gedrückt. Elias in seinem dunklen Studentengewand. Beiden die Hände über der Brust aneinandergebunden. Der Friedl suchte die Stahlfessel unter der Jacke zu verbergen. Elias trug die seine ohne weiteres zur Schau. Der Friedl hielt die Augen zu Boden geschlagen. Nur ein paarmal zuckten sie kurz auf; so beim Michelwirtshause. Elias schaute unbefangen drein, worüber etliche Zuschauer sich

entrüsteten. Schimpfrufe wurden laut. Als der kleine Zug vorüber war — er marschierte soldatisch fix — trabten die Leute hinten drein und etliche drängten sich so dicht an die Gefangenen, daß der Gendarm mit dem Gewehrkolben sie zurückstieß. Da wurde der Pöbel fast toll. Und ein schrilles Schimpf- und Schmachgeheul begleitete die jungen Missetäter durch ihr Heimatsdörflein hinaus.

„Die Försterbuben! Die Mörderbuben! Die Galgenbuben!" so schrie es da und dort auf. „Die Mörderbuben! Die Mörderbuben!" so lärmte es hin und hin. Einer jedoch war dabei, der sagte zum Nachbar ganz gemütlich: „Du, paß auf! Die sind unschuldig! Merk dir's, was ich sag', sie sind unschuldig!" Der Mann wurde niedergeschimpft, bis er's zugab: „Na ja, 's kann ja sein. 's mag ja sein . . ."

Die beiden Brüder trabten zwischen den Häschern rüstig fürpaß, der eine halb trotzig, halb neugierig, was jetzt werden soll, der andere gebrochen.

Endlich hatten sie die zwei Dörfer hinter sich.

Einmal unterwegs hatte der Friedl die Worte gesagt: „Was wollen sie denn mit uns?"

Da hatte ihm Elias einen Blick zugeworfen, einen unheimlich wirren Blick — wie Zorn, wie die allertiefste Verachtung und dann wie eine grenzenlose Betrübnis. So sagte der Friedl nichts mehr. Hungerig war er schon geworden und durstig, aber sie trabten an den Wirtshäusern vorbei. Ehe sie gegen Abend nach Löwenburg kamen, in die Gerichtsstadt, blickte er noch einmal auf, in die weite, sonnige Gegend hin und zum Himmel mit seinen lichten Sommerwölklein. Im nahen Kornfeld, auf welchem roter Mohn und blaue Kornblumen prangten, schlug eine Wachtel. Die Bauern zählten den Wachtelschlag, um den Kornpreis des nächsten Jahres zu erfahren. Was wollen w i r wissen? Trotz des Marschierens zählte der Bursche das helle „Ziziwitt". Drei-, vier-, fünfmal und weiter. Ununterbrochen bis zwanzig schmetterte der Vogel sein „Ziziwitt". Zwanzig Jahre! Ade, du schöne Welt! — Wie soll man sich denn helfen, wenn alles dagegen ist? Alles! Alles! — „Nur nit verzagen", sagte er dann wieder zu sich selbst. „Vielleicht ist der ganze Spuk nix als ein Schligerwitzrausch."

Daß Elias eingestanden hatte, wußte er zu dieser Stunde noch nicht. —

Das Wirtshaus „zum schwarzen Michel" war wieder offen, aber es war nur die Kellnerin Mariedl da mit ihrem „Was schaffens, Bier oder Wein?" Frau Apollonia war mit der Tochter Helenerl einen Tag vorher, als noch nichts bekannt, nach Sandwiesen gefahren auf Besuch zu einer Verwandten. Die wirtschaftlichen Arbeiten wickelten sich durch den Hausknecht, Oberknecht und die übrigen Dienstboten wie gewöhnlich ab. Der Michel war nirgends zu erspähen. Zuerst war er in seiner Stube

geblieben und hatte gewartet von Stunde zu Stunde auf die Unschuld der so furchtbar angeschuldigten Söhne seines Freundes. Als aber nichts ähnliches kam, als vielmehr ein neuer Argwohn nach dem andern auftauchte, bis durch das Geständnis die Vermutung zur Gewißheit wurde, da konnte der Michel in der Enge einer Kammer nicht mehr bleiben. Wie als ob er selbst ein Mitverbrecher wäre, schlich er an der Zaunhecke hinauf in den Wald und eilte durch denselben weglos über Böschung und Graben in das Forsthaus.

Das Forsthaus lag da an der rauschenden Ach wie ausgestorben. Waren doch alle fort, die Richter und die Sünder, die Lebenden und die Toten. Einer, der noch da lag in seiner Stube, war nicht lebend und nicht tot. Schluchzend, mit vor Weinen verschwollenen Augen wies die alte Sali den Wirt in die Stube. Im Bette lag der Förster. Er war es doch? So grau das dünne Haar, so wüst der Bart, so fahl und verfallen das Gesicht. Die Augen halb zugesunken, er schlummerte wohl. Die eine Hand im weißen Hemdärmel lag außen über der Decke. Der Michel stand vor dem Bette, lautlos und lange. „Mein heiliger Gott“, flüsterte die Haushälterin, „eine Nacht wie die heutige möcht ich nimmer derleben. Und hat — hat sich wollen . . .“ Das erstickte im Schluchzen. „Seit morgens liegt er so dahin.“

Was sonst geschehen, das berührte sie mit keinem Worte. Dann ging sie hinaus.

Der Michel stand da und blickte auf den Schlummernden, wie man auf eine Leiche blickt. Vielleicht weiß er von nichts, vielleicht hat ihm Gott in seinem Haupte die Welt schon ausgelöscht . . . So dachte der Wirt. Da bewegte der Förster ein wenig die Hand, ohne die Augen aufzutun sagte er mit fremder Stimme: „Ja, mein Freund!“ Dann war es, als schlummere er wieder.

Der Michel berührte leicht seine Hand, sie war kühl. „Paul“, sagte er.

Nach einer Weile murmelte Rufmann, immer mit geschlossenen Augen: „Hast du sie noch einmal gesehen? Sie sind schon fortgebracht worden.“ Fast ruhig sagte er es.

Der Michel rückte einen Stuhl und setzte sich ans Bett und faßte die Hand des Freundes und hielt sie fest. Und arbeitete mit sich, um die grabende Gewalt seines Innern niederzuhalten. Dann hub er an, ganz leichthin so zu sprechen: „Jetzt hör einmal, Rufmann. Das ist lange nicht so schlimm, als es aussieht. Du wirst es sehen. Wie viel hundertmal ist es schon geschehen, daß unglückliche Zufälle einen Verdacht aufgebracht haben und hat sich alles wieder gelöst. Ein weiterer Zufall und es klärt sich auf. Daß sie unschuldig sind, meine Hand ins Feuer! Daß er eingestanden hat! Natürlich hat er „ja“ gesagt,

wenn sie ihm einmal so zusetzen, da weiß der Mensch ja nimmer, was er spricht. Schade, daß ich nit bin dabei gewesen. Ich wollt's ihnen gezeigt haben, denen Herren, wie weit's erlaubt ist, daß sie gehen dürfen, bei so einem Verhör. Und ich fahr' noch heut Nacht nach Löwenburg und geh' zum Präsidenten."

Ein trauriges Lächeln hat gezuckt um die Lippen des alten Mannes. „Ich danke dir, Freund. Aber was du jetzt gesagt hast, du glaubst es selber nicht."

„Deine Verwirrung ist ja begreiflich, Paul. Aber schau, nur nit krank werden darfst uns. In ein paar Tagen kann alles anders sein; wir werden noch oft singen miteinand".

Der Förster war wieder ganz bewegungslos ein Weilchen. Plötzlich sagte er: „Ich will jetzt aufstehen."

Langsam hob er sich aus dem Bette und zog sich an und ging zum Waschbecken. Er war plötzlich ganz aufrecht. „Michel, du könntest so gut sein und mir etwas Wasser holen beim Brunnen. Ich habe mich heute noch nicht gewaschen."

„Wasser ist wohl im Becken."

„Will ein frisches."

Während der Wirt in die Küche hinausrief nach der Sali, sie möge Wasser bringen, war der Förster rasch in die Nebenstube geeilt. Der Michel konnte ihm noch in die Arme fallen, als er das Schußgewehr von der Wand reißen wollte.

„Das brauchst du jetzt nit, Rufmann, das brauchst du jetzt nit!"

Sie rangen miteinander, der Förster ward entwaffnet und das Gewehr zur Tür hinausgeworfen.

Dann setzte er sich an die Wandbank, atmete heftig und blickte unstät um sich. Als er ruhiger geworden war, reichte er dem Freunde die Hand: „Ich danke dir. Will's versuchen, ob es so geht. 's hat manch andern auch schreckbar Unglück getroffen — und ist stehen geblieben. — Nein! — nein!" schrie er wieder auf, „mein lieber Mensch, ich danke dir für alles, aber ich kann's nicht! Ich kann's nicht! Seine Kinder so zu verlieren!" Er brach nieder, daß der Kopf an den Tisch schlug, und stöhnte.

Weil er nur weint, dachte der Michel. Aber der Förster zuckte auf. In seinem Gesichte lag eine starre Entschlossenheit. Und sah der Wirt, daß in dem unglücklichen Manne nicht ein Funke Hoffnung war, so wenig, als in ihm selbst, trotz alles trostreichen Redens vorher. „Viere kunt man hängen mit diesen Beweisen", sagen sie in Eustachen. Alles, was da gesagt werden konnte — nichts als öder Betrug. Betrug seiner selbst und des andern. Betrug, Betrug, wie das ganze Menschenleben . . .

Er sann auf irgendwelche Zerstreuung. Wein? Das ist nichts. Laute? Das ist auch nichts. Am besten glaubte er, mache es die Sali, als sie mit einer Schale heißen Kaffees kam. Aber der heiße Kaffee blieb stehen auf dem Tisch, so lange bis er kalt war, dann trug ihn die Sali wieder hinaus.

Der Michel hatte ein alltägliches Gespräch begonnen. Rufmann lehnte in der Wandbank und ließ den Freund reden, was er redete. Eine Weile lang. Er war jetzt in einer Art Betäubung. Aber nun hob er die Hand, als ob in der Luft etwas zu fassen wäre. Und plötzlich rief er aus: „Michelwirt!“ Und noch einmal rief er: „Michelwirt! Wecke mich auf! Ich habe einen unerträglichen Traum und kann nicht wach werden. Meine Buben! Die hätten einen Reisenden umgebracht! Rüttle mich fest, gib mir eines auf den Schädel mit dem Gewehrkolben. ’s ist ja ganz dumm, daß ich es nicht aus dem Kopf bringen kann!“

„Was?“ fiel der Michel lebhaft ein, „Rufmann, dir gehts auch so? Das ist doch merkwürdig. Schon in früherer Zeit hats mich immer einmal gepackt, aber nie lang angehalten. Jetzt kommt’s öfter und bleibt länger. Und kommt’s mir zu Sinn, als ob alles miteinand nix tät sein! Sag, Paul, gehts dir nit auch manchmal so für? Die ganz Welt und die Lebenszeit und der Mensch — alles ist nix. ’s kommt einem nur so für, als ob was wär, wies im Traum fürgeht. Man sieht’s und hört’s und greift’s und erlebt’s und ist nix wie ein Traum.“

„Aufwecken! Aufwecken! rief der Förster im klagenden Tone.

„Wenn’s aber kein Aufwecken gibt, mein Paul. Erwachst am Morgen aus dem einen Traum und verfällst in den andern.“

Rufmann schaute stier drein und schaute drein. Der Michel aber dachte: Jetzt red’ ich weiter, vielleicht kommt er auf andere Gedanken. „Wir sehen’s ja,“ sagte er, „wir werden ja alle Tag überzeugt davon. Du schläfst am Abend ein, da ist alles aus, kein Wald, kein Haus, kein Kind. Wachest nimmer auf, so weißt nit, daß du was gehabt, was verloren hast. Und träumst bei der Nacht, singst im Traum, oder erschrickst, hast Angst, hast Leid — alles nur Einbildung. In der Früh wachst du auf, aus einer Einbildung in die andere. Singst wieder, hast wieder Freud und wieder Leid und in zwölf Stunden ist wieder alles nix. Freund, ich verspür’s, aber kann’s nit sagen, wies mir fürkommt. Himmel und Erden, Mensch und Leben, es ist nit wirklich. Ist nur Einbildung. Dir hat geträumt, ein Forstmann wärest gewest, zwei Söhne hättest gehabt. Und sie wären ins Elend gekommen. Aber die Söhne wissen nix davon, verspüren kein Elend, weil sie gar nit sind.“

„Was hilft das Reden!“ fuhr jetzt der Förster auf. „Wenn’s weh tut! Wenn’s weh tut!“

Das hat den Dorfphilosophen zum Schweigen gebracht. „Wenns weh-tut!“ Wenn alles sonst Einbildung ist, der Schmerz ist wirklich, er überfällt uns bei Tag und Nacht. Wenn das Leiden wirklich ist, dann ists gleichgiltig, ob der Anlaß dazu wirklich ist, oder Einbildung. — Wenn's weh tut! Wenn's gar nimmer tät aufhören weh zu tun! O Herr Jesus, erlöse uns von Wirklichkeit und Traum, gib uns die ewige Ruh! —

So ist dem Michel Schwarzaug, dieweilen er mit seinen Darlegungen den Freund hatte beruhigen wollen, selber ein Entsetzen gekommen. Sein dreister Gedanke war ans Geheimnis der Ewigkeit gestreift — da schaudert den Menschen.

Der verhängnisvolle Augenblick.

Der Ortsvorstand Martin Gerhalt schritt mit seinem Stecken durch das Dorf und beging gesetzwidrige Handlungen. Wo mehrere beisammenstanden und über das Ereignis tuschelten, da fuhr er drein und fluchte ihnen ein paar Kanaillen an den Kopf, oder hob den Stock zum Zuschlagen. Er wußte nicht, gegen wenn seine Wut größer war, gegen die beispiellose Freveltat der Försterbuben oder gegen die Leute, die daran ihre heimliche Freude hatten und zu der schrecklichen Wahrheit noch schrecklichere Lügen ersannen. Vor kurzem erst, gelegentlich einer Dienstbotenprämiierung, hatte der Bezirkshauptmann Eustachen eine musterhafte Gemeinde genannt. Außer ein paar Wilddieben hatte dieses Dorf seit vielen Jahren nichts mehr vors Gericht geschickt, und jetzt zwei Galgenstricke auf einmal.

Nun kam es dem Gerhalt bei, daß der Fürsteher sich auch um den unglücklichen Vater zu kümmern habe. In dem seiner Haut möchte er jetzt nicht stecken. Aber hineindenken kann sich der Mensch. Der Gerhalt hat ja auch Söhne. Wen Gott verläßt! Kein Mensch kann's wissen. Was kann ein alter Mann dafür! Der Rufmann hat's an nichts fehlen lassen. Den einen in die Realschule, nachher zur Arbeit tüchtig angehalten, den anderen in die geistliche Studie. Selbst ein gutes Vorbild in der Sittsamkeit. Vielleicht, daß er zu nachgiebig ist gewesen, an Strenge mag's schon gefehlt haben. Wo ist ein Vater, der seinen mutterlosen Kindern nicht auch die Mutterliebe ersetzen möchte! Ein wenig weich ist er ohnehin, der Rufmann, so gut er auch schelten kann. Arg leid tut's ihm jetzt, dem Gerhalt, daß er des Sägewerks wegen mit dem Manne so übers Kreuz gekommen ist. Ganz dumm so was. Vom Förster ist die Sache doch nicht ausgegangen; der muß tun, was ihm seine Herrschaft vorschreibt. Diese Einsicht war dem Bauer jetzt gekommen im Schrecken des Unglücks.

Nun ging er hinauf ins Hochtal, um zu sehen, ob auch wer bei ihm ist. So hat er ihn getroffen in Gesellschaft des Michelwirts. Langsam trat der schrötige Mann vor ihn, hielt ihm die Hand hin: „Rufmann, wenn ich Sie beleidigt hab, tun's mir verzeihen. Wenn Sie was von mir sollten brauchen, oder sonst einen Beistand — oder was immer —"

Der Förster schaute ihn mit großen starren Augen an, als ob er solche Red nicht verstünde. Und er selbst fand es ungeschickt genug. Was jetzt diesen Mann eine Feindschaft oder eine Freundschaft kümmern könne. Oder ein Beistand, oder sonst was. Da war ja alles ganz gleichgiltig. Hier ist Menschentrost am Ende. Lieb' wie Haß kehrt unverrichteter Dinge um . . . Beim Fortgehen winkte er den Michel für einige Augenblicke mit zur Tür hinaus: „Mir ist's lieb, Michel, daß du bei ihm bist. Wenn's dir möglich ist, bleib in diesen Tagen bei ihm, du bist ihm noch am besten. Was wir noch mit ihm machen werden, das weiß Gott. Mir kommt er nit recht für. Gib acht auf ihn, Michel, laß ihn nit aus den Augen. In deine Obhut ist ein Vertrau, leicht kannst ihn doch bissel mit was zerstreuen. Hast was auszurichten daheim? Sonst will ich jetzt auf den Ringstein."

Als der Michel wieder zurückkehrte in die Stube, war Rufmann nicht da. Durch das Kanzleizimmer war er in das Vorhaus gelangt und rasch die Treppe hinaufgeeilt zur Schlafstube seiner Söhne. Sie war verschlossen und versiegelt. Er huschte die zweite Stiege hinauf in den Dachboden, wo altes Gerät und Gerümpel war. Dort verhielt er sich still, so daß die Suchenden ihn nicht sollten entdecken. Als der Michel ihn fand, schleuderte er eine Spinnradschnur in die dunkle Ecke.

Der Michel wollte ihm Vorwürfe machen, sie mißlangen ganz. „Mein armer, mein liebster Mensch, tu uns das nit an! Ich bitt dich tausendmal, tu uns das nit an! Auch deinen Kindern nit. Willst denn noch mehr auf sie laden! Willst ihnen auch dich noch aufs Gewissen legen? Daß sie gar müßten verzweifeln. Weißt, wie wir zwei einmal haben gesprochen von dieser Sach, vor etlichen Monaten erst. Daß einer so was kunnt ausführen, hast du gsagt. s wär nit zu begreifen. Und s wär nit zu verantworten. Schau, und jetzt wolltest es selber —"

„O Jesus Christus! Wenn's nit zu ertragen ist!" schrie der alte Mann grell auf. „s kann ja keinem Menschen auf der ganzen Welt so ums Herz gewesen sein wie mir! Ihr könnt es ja nicht begreifen, ihr könnt es nicht, ihr könnt es nicht! — Michel, alter Freund!" sagte er zärtlich und ergriff mit Heftigkeit seine Hand, seine beiden Hände: „Sei gut mit mir! Laß mich gehen. Du bist mein Freund gewesen, mein treuester, die vielen Jahre! Dich habe ich lieb gehabt. In keiner

Freud und in keiner Not hast du mich verlassen — hilf mir auch in der letzten. Wohl ein Gedanke ist mir gekommen, aber nein, das nicht, das nicht. Mein Lebtag hab ich mich selbst bedient. Nur fünf Minuten Zeit — schenke sie mir, du guter Mensch, habe Erbarmen und gönne mir den Frieden!"

„Paul! jetzt denkst ganz an dich allein. Das ist sonst nit deine Art. Du hast auf andere auch noch zu denken. Wie es ihnen auch mag gehen. Könntest du sie denn voreh verlassen, ohne ihnen was zu sagen! Sollten sie ohne deine Verzeihung!"

„Das ist schon gemacht, das ist schon gemacht!" sagte Rufmann. „Der Brief ist in der Schreibtischlade. Überbringe ihn meinen Söhnen. — Michel, das ist an dich meine letzte Bitte."

Sie gingen hinab in die Stube. Es ist der Abend gekommen, die Sali will Licht bringen, der Alte winkt ab. „Wir brauchen kein Licht." Der Michel weicht nicht einen Augenblick von der Seite des Freundes. Dieser ist wieder dumpf und stumpf. Der Michel redet von schönen Zeiten und wer weiß, ob sie nicht wieder kommen könnten mit einem besonders glückseligen Tag. „Paß auf, Rufmann, es wird noch einmal sein, daß es dir zu früh kommt, das Sterben. — Und unsern Herrgott, tust ihn denn ganz vergessen! Schau, Paul, wir haben miteinander so oft gesungen —" Er nimmt die Laute vom Nagel: „Ich weiß ein Lied von der himmlischen Freud."

Da springt Rufmann auf und ruft in hellem Zorn: „Mensch, weißt du denn nicht, was meine Buben getan haben! Glaubst du, daß ich warten werde drauf, was mit ihnen geschieht?! Kannst du mich jetzt nimmer verstehen?"

Der Michel sucht ihn zu beruhigen: „Ich versteh dich ja, du mein allerliebster Kamerad, mein Reden ist ja dumm, ganz dumm. Wir wollen was anderes tun, wir fahren nach Löwenburg. Zu Land oder zu Wasser, wie es am schnellsten geht."

Ein Weilchen schwieg der Förster, dann sagte er: „Michel, wir fahren zu Wasser."

Von außen klopft es ans Fenster. Ein Holzknecht, der vorbeigeht, ruft herein, sie sollten doch das schöne Feuer anschauen.

„Das Sonnwendfeuer!" sagt der Michel. „Komm, Rufmann!" Beide eilen aus dem Hause. Kühle Nacht, nur die Ach rauscht wie immer und immer. Und dort auf der Zinne des Ringsteines steht der rote Stern. In stiller, lohender Glut und darüber aufwirbelt der rote Qualm.

„s ist schön anzuschauen!" sagt der Michel leise. „Die Vorfahren — hundertmal sind sie in den Gräbern schon vermodert und wieder aufgestanden und wieder vermodert — aber was sie in uralten Zeiten sind gewesen, das rufen sie lebendig zu uns herüber in diesem Feuer.

Wie es so langsam und friedsam hinaufsteigt in den Himmel . . . es ist schön anzuschauen!"

Rufmann steht neben ihm, auch sein Gesicht ist dem Feuer zugekehrt, aber er schweigt.

Und der Michel — dieweilen er diese heilige Glut betrachtet, die dort auf dem Berge wie ein Mahnzeichen hinleuchtet über die deutsche Heimat — denkt an den, der neben ihm steht.

Wenn einer im Herzen die Todeswunde hat, da gibt's für ihn nichts weiter mehr, keine Heimat, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Da trifft's zu, daß alles versunken ist in das abgrundtiefe Weh. Da ist nichts und gar nichts mehr vorhanden als das Weh, das Weh allein. Und wenn es so ist, warum will ich ihn denn nicht hingehen lassen in die Ruh? Wo er mich so herzinnig drum hat gebeten. Wenn ich schon selber hab gesagt, daß alles nur Einbildung ist und außer ihr alles nichts und nichts, warum will ich ihn denn nicht hinabgehen lassen? Etwan weil ich den Freund nicht möchte verlieren? Daß er mir noch länger soll Gesellschaft leisten, er mit seiner Todeswunde! — Was wartet denn noch seiner? Alter, Verlassenheit, beständiger Vorwurf. Überall zwecklos, gemieden, im Mitleid noch verachtet. Im besten Fall ein umtrübter Geist, das dumpfe Elend eines Halbtoten. Ich wollt mich dafür bedanken. Mein widerwärtigster Feind, der mich festhalten wollte in dieser Hölle! — So sann der Michel Schwarzaug. Alle Gedanken mündeten immer in den einen aus: Laß ihn gewähren, erweise ihm den letzten Freundschaftsdienst, den es für ihn noch geben kann — . . . Halte ihn nicht auf.

Unbeweglich steht der Dorfwirt da, während in ihm die Empfindungen gegeneinander streiten. Er schaut nicht nach links und nicht nach rechts, schaut unverwandt auf das Feuer hin. Als ob in dieser Flammenschrift die Ahnen zu ihm sprächen. Sein Sinnen löst sich sachte in Wehmut auf, in eine unsäglich süße Empfindung der Liebe zu seinem Freunde. Die feierlich aufsteigende Riesenflamme dort hält sein Auge gebannt. Und ist es wie ein Mahnen: Laß ihn zu den Vätern gehen! — So ist er mit Absicht gestanden eine lange Weile und traumhaft. — Und war es nicht gewesen, als ob ein Bienenschwarm vorübergeklungen hätte. Ein verlorner, heimloser Bienenschwarm! s hat just so gesummt in der Luft. — — Gib acht, Michel, gib acht, in deine Obhut ist ein Vertrau! — Er wendet sich rasch. Hat nicht der Gerhalt zu ihm gesprochen? — Er erwacht aus seiner Versunkenheit und besinnt sich und sieht nach dem Freunde. — Der steht nicht mehr neben ihm, ist nicht da. Der Michel erschrickt heftig. „Rufmann!" sagt er, fast stockt der Atem. Er eilt an das Haus, er eilt zur Baumgruppe. „Rufmann!" Kein Mensch da, stille — nur das Wasser rauscht wie immer und immer.

Der Michel eilt wegshin gegen die Brücke. „Rufmann,“ schreit er schrill. Im Schimmer der Sternennacht glaubt er dort mitten auf der Brücke am Geländer eine dunkle Gestalt zu sehen. Er läuft hin, auf Zehenspitzen läuft er. Da schwingt die Gestalt sich aufs Geländer und — ist nimmermehr zu sehen. — Im nächtigen Dunkel branden die Wogen und rauschen und rauschen. Kein Haupt taucht auf, kein Arm, in den Alpenfluten begraben, ausgelöscht ist ein wüster Traum.

(Fortsetzung folgt.)

Nonnen der Ehe.

(Eine Novellette von **A. de Nora.***)

Es ist neun Uhr. Vor dem Portal der Borromäuskirche halten drei bis vier Zweispänner mit den bekannten Mietgäulen, -kutschern und „Brettlhupfern“ und innen am Hauptaltar, eine Stufe tiefer als der Priester, welcher eben seine Traurede beginnt, steht inmitten der geladenen Hochzeitsgesellschaft das Brautpaar.

Er, ein schneidig aussehender junger Kerl mit kokett aufgewirbeltem Schnurrbart, mit einer für den Festtag extra anfrisierten „Lausallee“, mit breitem Rücken und strammen Schenkeln, und sie, die reiche Bäckerstochter aus der Königsstraße, dieses Mädchen, das sie alle nicht verstanden haben und nie verstehen werden.

Aber sie hat gar nichts Romantisches an sich.

Eine jugendliche, reife Person mit vollen Schultern und einem etwas zu kurzen Halse, reichem Haar von einem aschhellen Blond und großen, aber gut geformten Händen. Nicht interessant blaß, wie es die Romanschriftsteller gerne schildern, sondern gesund rot, fast zu rot, so daß der Myrtenkranz wie Schnee absticht von dem Purpur ihrer Schläfen. Ihre Augen sind zu Boden geschlagen, ihre Hände liegen fest, wie die Hände eines Gefesselten, auf dem Betstuhl, zwischen den Fingern das kleine Gebetbuch mit dem Rosmarinzweig haltend, als klammerten sie sich an einen Rettungsring, den ihnen einer zugeworfen in den Strom.

Und während der Geistliche droben redet, arbeiten unter diesem Myrtenkranz hastend und drängend Gedanken wie Wellen und zerren an ihrer Seele und suchen sie hinunterzuziehen in einen Strom von Bitterkeit und Verzweiflung. Das ist’s, weshalb ihre Finger sich so anklammern an den Rettungsring, an das geweihte Buch! Was der da oben predigt von dem heiligen Ehstand und Wehstand, den Pflichten der Frau und Mutter, von Liebe und Gehorsam und allem dergleichen,

*) „Totentanz.“ Ein Dutzend Novelletten von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

klingt nur wie traumverloren, in Fetzen an ihr Ohr, wie Rufe von einem Ufer des Stromes herüber, die sie zwar hört, aber nicht versteht — denn sie treibt mit dem Kopf in den Wellen und taucht nur von Zeit zu Zeit auf, ohne mehr sich recht zu besinnen. Und wie bei Ertrinkenden jagt auch in ihrem Gedankenstrom ein Bild das andere.

Jetzt trippelt sie als kleines Mädchen mit ihren Freundinnen zur Schule und fürchtet sich vor den bösen Jungen, von denen sie über den Rinnstein in die schmutzige Straße hinausgestoßen wird . . .

Jetzt sitzt sie vor einem anderen Altar und empfängt die erste Kommunion und hat Angst, ob sie auch alles recht, ob sie nicht sich unwürdig gemacht hat, den Leib des Herrn zu genießen . . .

Jetzt steht sie in den großen Sälen des Dominikanerinnenklosters, in dem sie erzogen wurde, mit vielen anderen und arbeitet, lernt, betet und ist glücklich über den Tand, den sie als Lohn des Fleißes zuweilen geschenkt erhält . . .

Jetzt fertigt sie in kleinen Zellen mit Mutter Rosalia Handarbeiten oder spricht mit der Mutter Priorin über das Glück und den Frieden des Klosters!

Ach, wie gern wäre sie drin geblieben bei diesen selbstzufriedenen Frauen und asketischen Mädchen, die mit der Welt abgeschlossen hatten und sich geborgen fühlten vor allen ihren Gefahren, Versuchungen und Niederlagen!

Allein sie durfte nicht!

Sie war herausgeholt worden, als es den Ihrigen genug schien, und in die „Welt“ eingeführt worden, gerade in diese Welt, die ihr zuwider war. Niemand kümmerte sich darum, ob es ihr gefiel oder nicht. Sie war durch ein paar Bälle und „Unterhaltungen“ geschleppt worden und eines Tages hatte man ihr gesagt, daß sie heiraten müsse, und ihr den Freier vorgestellt, den sie bekommen sollte.

Sonderbar, das war ihr wie eine Erlösung erschienen!

Sie hatten ja auch im Kloster immer vom „Bräutigam“ gesprochen, dem schönen, großen, himmlischen, dessen Bräute sie alle waren, und sie hatten ja gelernt, daß die Ehe ein Sakrament sei und daß die Heiraten im Himmel geschlossen werden. So hatte sie ohne Besinnung Ja gesagt und war Braut geworden. Zwar keine des Himmels, allein soweit es an ihr lag, wollte sie alles tun, um auch in diesem Sakramente vor Gott zu bestehen, wie es sich gehörte.

Anfangs ging alles gut.

Der Bräutigam erschien ihr, wie die übrigen jungen Menschen auf den Bällen auch, etwas fade und süßlich und redete dummes Zeug, das sie nicht verstand, aber wenigstens ließ er sie in Ruhe. Dagegen

gab es viel Arbeit, Nähen, Bügeln, Zuschneiden von Kleidern und Wäsche, Sticken und hunderterlei Dinge, die ihr im Kloster vertraut und lieb geworden waren. Sie befand sich in bester Stimmung und arbeitete, als gälte es schon in sechs Wochen, nicht erst in sechs Monaten die Aussteuer fertig zu haben. Die Freundinnen wunderten sich, wie ihr alles von der Hand ging. Manche erteilte ihr auch Ratschläge und manche Ratschläge waren sogar sehr heikler Natur, aber sie achtete weder auf die einen noch auf die anderen, denn sie hatte ihren eigenen Kopf und für zarte Anspielungen nicht das geringste Verständnis.

So drängte der Tag der Hochzeit immer dichter heran, mit ihm aber auch der Bräutigam, dem allmählich doch die Nähe des hübschen Mädchens die Nerven zu erregen begann. Er merkte ja wohl, daß sie ein ganz unverdorben Ding war, allein das war ihm eigentlich unverständlich. Konnte wirklich ein Mensch heutzutage 21 Jahre alt werden, ohne von sich und seinesgleichen mehr zu wissen, als ihm in der Kinderstube gelehrt ward? Trotzdem war er natürlich stolz darauf — kein Mensch versteht, warum die Männer sich auf die Unschuld ihrer Geliebten etwas einbilden — und dieser Stolz befähigte ihn lange, sich zu beherrschen, seinen Begierden Zwang anzulegen, dieser kostbaren Blüte den Staub nicht abzustreifen.

Aber dann kam jener Tag.

Sie hatten beim Möbelhändler zu tun gehabt. Das Mädchen war müde geworden, und er lud sie ein, in seine Wohnung zu gehen, die nicht weit ablag, „um sich zu erholen“. Sie folgte ihm ahnungslos. Sie wußte nicht, daß die Gelegenheit Diebe mache und daß es schöner ist, eine Festung im Sturm zu nehmen, als in eine einzuziehen, welche sich ergeben hat. Er war jung, heiß, leidenschaftlich und noch dazu war sie in zwei Tagen seine Frau ... So wagte er plötzlich einen kleinen Kampf, um einen großen Sieg zu genießen.

Für sie war sein Sieg keine bloße Niederlage, für sie war er Vernichtung! Die Vernichtung alles dessen, was bisher in ihr geblüht hatte, des ganzen Gartens ihrer klösterlichen Kindheit ein Hagelschauer, welcher alles Grüne, Reine, Frische in den Grund geschlagen und nur den schmutzigen Morast zurückgelassen hatte.

O wie elend, wie verächtlich, wie schmutzig sie sich vorkam!

Nicht nur, weil sie sich schämte, nein! Auch kein Nerv ihres Körpers brachte ihr das menschlich näher, was die Natur in diesen Kampf gelegt hat. Sie fühlte nicht den göttlichen Hauch in diesem Werdesturm des Irdischen, welcher wohl zerstört, aber nur, um aufzubauen! Denn sie war von Natur kalt, leer, fühllos, eine Puppe mit der Seele einer Nonne! Und so haßte sie in ihm nicht den Verwegenen, den Räuber, sondern nur den Mann, den Zerstörer, ja sie verabscheute

ihn, wie man ein häßliches Tier verabscheut, das uns besudelt hat. Schon seine Berührung verursachte ihr jetzt einen rein physischen, unbezwingbaren Greuel.

Als sie seine Wohnung verließen, war sie fest enschlossen, ihren Eltern alles zu sagen, um von ihm befreit zu werden. Aber seltsam! Zu Hause schien man, auch ohne daß sie redete, aus ihren erregten, aus seinen verlegenen Mienen zu erkennen, um was es sich handelte, doch niemand schien etwas dahinter zu finden. Ein halb mitleidiges, halb überlegen verständnisvolles Lächeln, ein paar anzügliche, aber doch scherzhaft verzeihende Bemerkungen der Eltern sagten ihr deutlicher als Worte, daß von dieser Seite keine Hilfe zu erhoffen war . . . sie war verurteilt, mitzumachen, sich erniedrigen zu lassen . . . zeitlebens . . .

Das also war die Ehe! Die Ehe!

Der Prediger droben hatte seine Rede geendet, seine Stimme ein wenig erhoben und richtete nun an den Bräutigam die Frage, ob er die

„hier anwesende Anna Theresia Ludovika zur rechtmäßigen Gattin nehmen wolle“,

dann

„antworten Sie mit einem lauten, vernehmlichen Ja!“

Und der nette Kerl mit dem schneidigen Schnurrbart hatte die Hacken zusammengeschlagen und ein martialisches, aber auch aus tiefster Seele stammendes Ja ertönen lassen.

Nun kam die Reihe an sie.

„Wollen Sie“ u. s. w.

Sie hörte diese Worte, als sie eben im Versinken war in dem Strom ihrer Gedanken, aber die Wellen des Abscheus schlugen über ihr zusammen und preßten ihr die Lippen zu. Gleich darauf tauchte sie wieder empor, und zum zweitenmale tönte die Frage des Priesters an ihr Ohr.

Diesmal wollte sie sich retten.

Nein! Nein! wollte sie rufen — was? rufen? Schreien mußte sie's, daß die Wände dieser Kirche widerhallten, und mußte das heilige Buch umfassen, ihre einzige Rettung, und mußte sich an diesem hinaufziehen an das Ufer ihres stillen, friedlichen Klosters, wohin sie gehörte und von wo man sie nie hätte herunterstoßen sollen!

Das mußte sie tun!

Entschlossen blickte sie auf und blickte um sich, zum erstenmale während der ganzen Trauung. Und sie sah aller Augen auf sich gerichtet. Einige flüsterten, andere lächelten spöttisch, diese waren herbeigeeilt, um zu sehen, ob sie erkrankt sei, jene, um den Skandal aus erster Quelle zu genießen. Dicht neben ihr aber stand, mit glutrotem

Kopfe, ein alter Mann, der aussah, als wäre er wahnsinnig. Seine Augen bohrten sich in die ihren, seine Brust arbeitete schwer, seine Fäuste waren geballt — — sie sah, daß er entweder sie niederschlagen oder selbst vom Schlage getroffen niederstürzen werde, wenn sie Nein riefe — und dieser Mann war ihr Vater. Sie schloß wieder die Augen. Was sollte sie tun? Ihre Finger umklammerten verzweifelnd das Gebetbuch und sie betete: „Herr, schicke mir ein Zeichen!“ . . .

Da legte sich eine fremde Hand auf die ihrige. Diese Hand löste mit sanftem Zwang ihre Finger von dem Buche los und führte die willenlosen einer anderen Hand entgegen, vor deren Berührung ihr graute. —

Es war der Geistliche, der dies tat, als er zum drittenmale die Frage an sie richtete. Er selber zog ihr das rettende Tau aus den Fingern und stieß sie hinunter in den Abgrund . . .

Wie ein Schrei der höchsten Verzweiflung erschallte, wie ein Schrei der Ertrinkenden — ihr „lautes, vernehmliches Ja!!“

— — — Ehen werden im Himmel geschlossen.

Alle Anwesenden atmeten erleichtert auf, der Bräutigam zog ihren Arm unter den seinen und zerrte sie mit sich fort, wie man eine Kuh vom Markte zerrt. In schönster Ordnung hinter diesen beiden verließ der Zug die Kirche . . .

Anna Ludovika Therese hat nachher noch viele Kinder bekommen und war ein braves, frommes Biederweib. Nur etwas fade. Aber das ist selbstverständlich. Was sollen auch Nonnen in der Ehe?

Lehrjungen-Zeiten.

Von **Arthur Mueller**.

Es ist eine wohltätige Einrichtung der gütigen Mutter Natur, daß die unangenehmsten Stunden gerade so schnell vorübergehen, wie die glücklichsten, von denen wir wünschen, daß sie nimmer entweichen möchten.

Man mag mit noch so bangem Herzen Wochen, Tage und Stunden zählen, mit einer unbestechlichen Beharrlichkeit geht auch diese Zeit vorüber. Der gefürchtete Tag kommt — und Gott sei Dank, auch dieser geht vorbei.

Die eindrucksvolle Zeit der Konfirmation war verstrichen. Die letzten Tage im teuren Elternhause waren dahin. Der gefürchtete Morgen kam, wo ich meine Stelle als neugebackener Lehrling in der „Nahtlosen“ Strumpffabrik der Firma Ewald Hunger antreten sollte.

Meiner lieben Mutter wollte das Herz brechen. Ihr Sorgenkind, noch vor kurzer Zeit an der Krücke gehumpelt, jetzt in fremde Hände zu geben, einer ungewissen Zukunft entgegen, war zu schwer fürs treue Mutterherz. Ich war erst kürzlich von einer hartnäckigen Hüftgelenksentzündung so weit genesen, daß ich wenigstens wieder ohne Stock laufen konnte.

Nie werde ich jenen Morgen, am dritten Tage nach Ostern, vergessen, wo ich weinenden Auges Abschied nehmen mußte von meinem lieben Mütterlein. Mit ernstem Blick erinnerte mich mein Vater daran, indem er den derben Knotenstock aus der Ecke hervorlangte, um mich auf meiner Reise nach der zwei Stunden entfernten Fabrik zu begleiten, welch bedeutsamer Tag es für mich sei, der Abschied vom Elternhaus und der Eintritt in die Welt.

Gedrückten Gemütes schritt ich an der Seite meines Vaters, die mit blühenden Kirschbäumen eingefaßte Chaussee entlang. Die Kirschbäume standen in der ersten Blüte. Einige blühten rötlich, wieder andere schneeweiß. Ich kannte ja jeden einzelnen Baum an der Sorte Kirschen, die er trug.

An diesem schönen, sonnigen Morgen jedoch war alles dunkel für mich. Ich beachtete nicht die Lenzespracht des rosaleuchtenden Blütenschnees und mein Herz wollte vor Angst zerspringen, als wir endlich durch den Hof der Fabrik schritten. Die Kontortür knarrte in ihren Angeln und ich stand meinem Herrn und Gebieter gegenüber.

O, welche Angst hatte ich vor diesem Manne gehabt! Manche schlaflose Nacht hatte ich deswegen zugebracht. Eine Nachbarsfrau, die einige Zeit bei ihm in Stellung gewesen war, hatte mir eine höllische Angst eingejagt und mir angedeutet, da würde ich gewiß kein „Zuckerlecken“ haben, der Prinzipal sei sackgrob.

Ohne viel Zeremonie wurden wir empfangen. Ich ward sofort an ein leerstehendes Pult gestellt und in wenig Minuten hatte mich der Buchhalter damit vertraut gemacht, wie man ein Kopierbuch registriere. Mein Vater konnte nun wieder gehen. Ich war schutzlos allein in der Höhle des Löwen. Wenigstens so dünkte mir es, als mein Vater das Zimmer verlassen hatte. Mit einer rastlosen Energie warf ich mich auf die mir anvertraute Arbeit, das schon ein halbes Jahr nicht mehr registrierte Kopierbuch nachzuregistrieren.

O, wie froh war ich, als die schrille Dampfpfeife ertönte, zum Zeichen, daß es Mittagszeit sei. Schnell eilte ich in das nicht weit entfernte Häuschen hoch oben auf dem Berge, wo meine Eltern bei einer alten bekannten Familie Logis für mich ausgemacht hatten. Wußte ich doch, daß mein Vater auf mich warten würde.

Die alten Leutchen taten ihr Bestes, mir ein gemütliches Heim zu bereiten, wenn auch die Vergütung eine geringe war. Meine Eltern

waren sehr arm und ich mußte das erste halbe Jahr ganz umsonst arbeiten. Das zweite halbe Jahr sollte ich drei Mark pro Woche erhalten.

Noch gut erinnere ich mich jener ersten Mittagsmahlzeit. Das Essen war gut, doch konnte ich es kaum hinunterwürgen. Es war eben doch anders zubereitet, als wie ich es bei Muttern gewöhnt war.

Schnell war die Mittagsstunde vorüber, ich mußte wieder an meine Pflicht. Nun galt es Abschied nehmen von meinem Vater. Nur schwer konnte ich mich von ihm, dem treuen Hüter meiner Kindheit losreißen.

Ich nahm es ernst mit meiner Pflicht. Nicht nur, daß ich die kopierten Briefe sorgfältig vor- und nachregistrierte, ich las auch gleichzeitig die Briefe immer mit durch und bald hatte ich mich mit den hauptsächlichsten Geschäftstransaktionen und den meisten Kundennamen vertraut gemacht. Der Buchhalter war überrascht, als ich ihm schon denselben Nachmittag meine Arbeit als beendet bezeichnete. Schnell hatte er einen großen Posten anderer Bücher hervorgeholt, deren Registratur alle seit mehreren Monaten vernachlässigt worden war.

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich mir nunmehr eine andere Arbeit vorgezogen, wie z. B. schöne, schwungvolle Firmennamen auf die leeren weißen Seiten des mächtig großen Hauptbuches hinzuschnörkeln, oder einige auf der Schreibmaschine geschriebene mehrblättrige Aufträge in das dickbauchige Order-Buch einzutragen, die eben der Prinzipal schmunzelnden Blickes einem dicken, mit englischen Briefmarken beklebten Briefe entnommen hatte. Am allerliebsten hätte ich einmal eines der in meinem Schubkasten aufbewahrten, kunstvoll lithographierten Wechselformulare ausgefüllt, möglichst in einem mir schwindelhaft hoch erscheinenden Betrage von sage Tausend Mark. Diese Illusionen mußte ich jedoch aufgeben. Zu einer solchen Arbeit schien man mir noch nicht das rechte Zutrauen zu schenken, denn trauernden Blickes mußte ich wahrnehmen, daß der Buchhalter solche Sachen immer selber besorgte, während ich nur mehr zu allerhand Botengängen, Postholen, Briefkopieren und dergleichen mehr benutzt wurde.

Zur Vesperstunde schickte mich der Buchhalter nach dem Gasthofe, ihm einen „kalten Aufschnitt" zu holen.

Je weiter ich ging, je weniger wurde mir bewußt, was ich eigentlich holen sollte.

Zagend ging ich wieder zurück mit der zitternden Frage, ob ich wohl recht verstanden hätte, einen „kalten Auftritt" zu holen. „Da hört doch wirklich die Weltgeschichte auf", rief der Buchhalter, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, „weiß das dämliche Karnickel noch nicht einmal, was ein kalter Aufschnitt ist!"

Lange mußte ich in der Gaststube warten, bis ich endlich den sauber in Papier eingewickelten kalten Aufschnitt bekam.

Wissensdurst, oder vielmehr Hunger trieb mich dazu, an der einen Seite das Papier etwas zu lüften, um zu sehen, was ein kalter Aufschnitt eigentlich sei. Lauter kleine papierdünne „Bemmchen“, dick mit Butter bestrichen. Und ich traute meinen Augen nicht, dazwischen auch noch Schinken, Wurst und dergleichen Leckerbissen mehr, daß mir das Wasser im Munde zusammenlief. Noch nie hatte ich solche dünne „Bemmchen“ gesehen. Wenn immer wir aus der Schule nach Hause gekommen waren, war unser Ruf stets gewesen: „Mutter, eine Bemme! Aber recht dick“. Nicht, daß wir nicht auch lieber eine dünne gegessen hätten. Aber da es nun einmal bloß eine Bemme gab, und diese fast nie unsern Heißhunger stillte, so war es jedenfalls immer tröstlicher, eine möglichst dicke Bemme zu bekommen, denn das ist ja einem jeden klar, daß eine dicke ein größeres Loch stopft.

Aber auch noch das Fleischerne! Das ging mir denn doch über die Hutschnur. Ich ließ es mir ja gefallen, Brot mit Butter, oder Brot mit Schinken. Aber Brot mit Butter und auch noch mit Schinken war denn doch ein sündhafter Frevel.

Trotz der stärksten Gelüste konnte ich mich nicht entschließen, einen Happen von dem lukullischen Mahle zu versuchen.

Nach und nach gewöhnte ich mich an die mir von Zeit zu Zeit an den Kopf geworfenen Ehrentitel. Meine Kenntnisse in der zoologischen Wissenschaft vermehrten sich zusehends. Meine doch gewiß unbedeutende Persönlichkeit mußte mitunter Vergleiche aushalten mit Vierfüßlern aller Zonen, die ich nur dem Namen nach kannte, da meine Sparpfennige zur Besichtigung der jährlichen Jahrmarktsmenagerie noch nie gereicht hatten.

Welches Glück, wenn ich Sonnabend abends nach Geschäftsbeschluß nach Hause pilgern konnte. Die Butterdose in das rotgeblümte Taschentuch gebunden. Gemäß des vereinbarten Logiskontraktes hatte ich das wöchentlich benötigte Stückchen Butter selbst zu stellen, das ich mir alle Wochen in einer runden Porzellandose mit von Hause brachte. Anfangs hatte ich es in das Wochenblatt gewickelt, doch die Druckerschwärze hatte die üble Gewohnheit, auf der Butter hängen zu bleiben und war es dann doch ein zu bedrückendes Gefühl, wenn man auf der Butter die ganze Woche lesen konnte, daß heute „Schweineschlachten“ mit frischer Wurst, „öffentliche Tanzmusik“, oder morgen „Zwangsversteigerung“ stattfinden soll. Eines Montagmorgens, ich hatte mich eben über mein Kopierbuch gemacht, brachte mir die Direktrize die aufregende Neuigkeit, der Buchhalter komme nicht wieder. Er sei arretiert worden, wegen einer in seiner vorigen Stellung begangenen Unterschlagung.

Da kamen mir gleich die Schinkenbutterbrote wieder in Erinnerung und meine feste Überzeugung war, wer sich einer solch frevelhaften Völlerei schuldig mache, sei überhaupt zu allem fähig.

Dieser Mann war schon vier Monate in seiner jetzigen Stellung gewesen und niemand hatte eine Ahnung gehabt, daß der rächende Arm der Nemesis nach ihm fahndete.

Über ein Dutzend Buchhalter hatten im vorigen Jahre hintereinander ihre Plätze gewechselt. Es ging im Bureau der Firma E. Hunger gerade wie im Taubenschlag.

Ver„hunger"t sah ja mein Prinzipal nicht aus mit seinem feisten Gesicht und seinem Schmeerbäuchlein, und auch die Prinzipalsfrau, eine überaus stattliche und ein großes Haus führende Dame, die aber in der Fabrik und auch im Kontor das Kommando führte, machte auf mich immer einen imponierenden, mitunter auch gefürchteten Eindruck.

Ein Buchhalter wollte sich nicht wieder finden. Es kam ja nochmals einer. Der unzähmbare Jähzorn des Prinzipals vertrieb ihn aber schon nach knapp vierzehn Tagen. Es hätte nicht viel gefehlt, hätten sich die beiden Männer beim warmempfundenen Abschied noch auf dem Fußboden herumgebalgt.

Für mich kamen nun schwere Zeiten. Mein Prinzipal, der selber kein Wort orthographisch richtig schreiben konnte, überlud mich nun mit sämtlichen vorkommenden Kontorarbeiten. Hatte mich vorher der Buchhalter auch nicht einmal an die wichtigeren Sachen rühren lassen, so mußte ich nun, als wenn sich das ganz von selbst verstände, irgend etwas tun, von dem ich noch nicht die blasseste Ahnung hatte. Wollte es manchmal nicht auf den ersten Wurf gelingen, so passierte es nicht selten, daß mein liebenswürdiger Chef irgendein nahe liegendes Buch um meinen Kopf tanzen ließ, daß mir Hören und Sehen verging.

Nachdem ich einmal einen dreiseitigen komplizierten Brief an unsern englischen Vertreter beendet und er seine Hieroglyphenpfote als Unterschrift daruntergesetzt, fauchte er ärgerlich über das Pult herüber: „Du dädst gar nech su schlecht schreib'n, verdammter Jong, wenn de nor nech su budenlus domm wärscht!"

In gehobene Gefühle hat mich diese Kritik nicht versetzt.

Ich gab mir aber die allererdenklichste Mühe, meine dermaßen gebrandmarkte Dummheit wenigstens mit etwas Weisheit zu vermischen und so benutzte ich jede verfügbare Minute, mir die ersten Anfangsgründe der englischen und französischen Sprache und sonstige Handelswissenschaften einzuprägen. Unterrichtsstunden zu nehmen, war in dem Dorfe keine Gelegenheit und hätte ich auch kein Geld dazu gehabt. Stenographie hatte ich schon in meiner Schulzeit durch freien brieflichen Unterricht des Leipziger Stenographenvereines gelernt.

Mein Heißhunger nach Literatur mußte auch befriedigt werden. Mir stand nur das Wochenblatt und der „Nachbar" zur Verfügung. Die mir von meiner Mutter geschenkten paar Groschen für den

Herbstjahrmarkt benutzte ich dazu, ein Quartal der Leipziger Zeitschrift „Quellwasser fürs deutsche Haus“ zu bestellen.

Fürs zweite Quartal konnte ich mit dem besten Willen das Geld nicht auftreiben, doch mit Bangen und auch wieder mit geheimer Freude sah ich, wie die Verlagsexpedition das Blatt mir noch weiter sandte. Es war ein riesig spannender Roman in der Zeitschrift und mit wahrem Ergötzen ergriff ich jede neue Nummer, um die interessante Fortsetzung mit gierigen Blicken zu verschlingen.

Immer hoffte ich, die Geschichte würde bald zu Ende sein, doch das ganze Vierteljahr verging, bis endlich die Anzeige erfolgte „Schluß folgt“. Schon war dem Blatt eine Rechnung beigelegt mit der Notiz: „Betrag wird per Nachnahme erhoben oder Zusendung muß unterbleiben.“

Endlich kam die letzte Nummer des Quartals mit dem Schlusse des Romans. Schnell las ich das Stückchen Geschichte, dann steckte ich das Blatt wieder zurück in den Originalumschlag, schrieb darauf: „Unverlangt. Zurück!“ und brachte es wieder auf die Post.

Anständig war dies durchaus nicht, aber meine absolute Pfennigslosigkeit zwang mich dazu und ich hoffte, die Expedition werde mir verzeihen. Die Moral von der Geschichte ist demnach für die Herren Zeitungsleute, Zusendung zu unterlassen, sobald das Geld ausbleibt, es möchte sonst noch mehreren so gehen.

Da kein neuer Buchhalter kam, war ich mit Arbeiten geradezu überhäuft und mehreremal mußte ich bis nach Mitternacht arbeiten. Am meisten Beschwerden machten mir die vielen englischen Rechnungen, in Pfund Sterling, Shilling und Pence auszustellen und bei unserer reichhaltigen Musterkollektion waren mitunter in einer einzigen Rechnung 75 verschiedene Gattungen und Preislagen Strümpfe zu berechnen. Einmal hatte ich mich bei einer solchen noch um Mitternacht ausgefertigten Rechnung um 5 Pfund verrechnet. Dieses Donnerwetter vergesse ich mein Leben nicht, als die Londoner Firma diese Rechnung zur Korrektur zurücksandte. Wenn wieder so etwas vorkommen würde, müßte ich für den Schaden aufkommen, war der polternde Schluß der Drohung.

Das hätte bei meinen zwölf Reichsmark Monatssalär, das ich seit wenig Wochen bezog, und das, wie mir mein älterer Bruder vorrechnete, wöchentlich noch nicht einmal M. 2·77 anstatt der vereinbarten 3 Mark ausmachte, gerade noch gefehlt.

Ich hätte ja bei diesem vielseitigen Geschäftsbetriebe in der besten Handelsakademie nicht so viel lernen können, als wie hier unter dem eisernen Drucke der Notwendigkeit, es war aber auch das reinste Sklavenleben.

Sehnsüchtig wünschte ich Weihnachten herbei.

Meine Logisleute hatten schon wiederholt gemurrt, daß ich zu sehr ausgenutzt würde, und meinten, der im Dorfe nicht gerade beliebte hochnäsige „Hunger“ möge sich nur zu Weihnachten nicht lumpig zeigen und mir ein ordentliches Weihnachtsgeschenk geben, das ich mir sauer verdient hätte.

Ich hatte an so etwas noch gar nicht gedacht. Doch diese Worte schlugen Funken in meiner Seele. Darauf baute ich meinen Plan. Mein heißester Herzenswunsch, ein paar Geschenke für meine Lieben daheim zu kaufen, konnte sich vielleicht verwirklichen.

Mein Plan war fertig. Für meinen Vater ein schönes Halstuch und eine Tabaksdose, weil die seine letzthin einen schlimmen Fall getan hatte. Fürs Mütterlein ein paar warme Filzschuhe und für die kleine Schwester Liddy „Bechsteins Märchenbuch“, das im „Quellwasser“ so reizend und billig angezeigt war.

Zwei Nächte lang konnte ich vor Freude fast nicht schlafen, so sehr hatte mich der gefaßte Plan entzückt.

Der heilige Abend nahte. Es hatte die ganze Nacht geschneit. Eine grimmige Kälte herrschte. Quietschend knarrten die Schlitten über die hartgefrorenen Geleise der Landstraße.

Ich hatte die letzte Nachmittagspost geholt und überglücklich war ich, daß das von Leipzig bestellte Märchenbuch, für das ich mir das Geld von meiner gutmütigen Logismutter geborgt hatte, noch zur rechten Zeit eingetroffen war.

Schon hatten die Arbeiter Schicht gemacht. Auch ich machte mich fertig zum Fortgehen.

Mit klopfendem Herzen sah ich den Prinzipal noch einmal über den Hof gehen und auf das Kontor zuschreiten. Ängstlich wartete ich darauf, mein so sehnlichst erwartetes Geschenk zu erhalten. Er tat gar nichts dergleichen, schloß sein Pult ab, dann rief er mir zu: „Was kramste denn do noch em Finstern rom, mach' doch, daß de heem kemmst!“

Aufs tiefste erschreckt, vernahm ich diese Worte. Solche klangen allerdings nicht darnach, als wenn ich ein Geschenk zu gewärtigen hätte. Wie versteinert blieb ich auf der Kiste sitzen und starrte vor mich hin. Ein unbeschreibliches Gefühl der Enttäuschung bemächtigte sich meiner Sinne. Mein Herz fühlte sich aufs tiefste verletzt. Konnte es denn sein, daß ich wirklich kein Weihnachtsgeschenk wert war, wo doch alle Lehrlinge vorher eines bekommen hatten. Und wo ich so Übermenschliches die vergangenen Monate geleistet. Es war ja nicht der Gedanke an mich. Für mich hätte ich nichts beansprucht. Aber der Gedanke an die Meinen daheim? In wenig Stunden sollte ich in den glücklichen Kreis meiner Lieben treten — mit ganz leeren Händen?

Mit einem resoluten Entschluß der Verzweiflung schloß ich die Tür ab in dem Gedanken, daß ich, abgehetztes und unbeachtetes Stiftlein, vielleicht doch im Drange der Feiertagsvorbereitungen vergessen worden war und daß es schließlich nichts schaden könne, mich noch einmal in Erinnerung zu bringen. Ging nach dem gegenüberliegenden Herrschaftshause, zog mit raschem Griffe die Glocke und fragte das heraustretende Dienstmädchen nach dem Prinzipal. Barsch rief derselbe aus einem hinteren Zimmer hervor: „Nu, was wellten dar Jong emmer noch?"

Höflich frug ich, ob ich schon am dritten Feiertage zur Arbeit kommen solle oder erst am vierten.

„Nu, du hast ja z'r Karm's och nech g'froh't. Do beste ju och arscht am vierten 'komm'n. 's schad' abb'r nischt, wenn de och schon am dritten kemmst. Arbeit gebbt's g'nug." Damit schlug er mir die Tür vor der Nase zu.

Wie ich den Abend nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Ich erinnere mich noch, daß mir unterwegs der gesprächige Wochenblättermann begegnet ist und unter dessen heiteren Gesprächen haben wir den mühsamen Weg zurückgelegt.

Meine Eltern sahen mir den Kummer sofort an den Augen ab. Nachdem ich weinenden Auges mein bedrücktes Herz ausgeschüttet, verstanden sie es, mich wieder zu trösten, und wurde der Abend noch zu einem höchst glücklichen.

Am Tage nach Neujahr, als ich mein fettes Monatsgehalt von 12 Mark ausbezahlt erhielt, schob mir mein Prinzipal noch ein drei Mark-Stück hin mit den Worten: „Hast nischt ze Weihnachten g'kricht, do haste noch en Daler!"

Nach vierzehn Tagen, es hatte auffallend viel Besuch und geheime Konferenzen im Privatkontor gegeben, gab mir der Prinzipal, den Überzieher bis an den Hals zugeknöpft, eines Morgens den kurzen Befehl, das dickbauchige Hauptbuch einzupacken. Er nahm das Packet und ging zu Fuß, man war's sonst bei ihm gar nicht gewöhnt, die Landstraße hinauf, zur nahegelegenen Stadt.

Nach wenig Stunden kam er wieder. Er fand mich allein unten im Versandraum mit dem Zunageln einer Kiste beschäftigt. Mit auffallend gezähmter Stimme, ganz im Gegensatze zu seinem sonstigen aufbrausenden Wesen, sagte er zu mir: „Arthur, ich war eben im Amtsgericht. Ich hab' heut' meine Zahlungen eing'stellt. Du kannst ab'r bei mir bleib'n."

Verblüfft sah ich ihn an. Dies kam mir so überraschend, daß ich nichts zu antworten wußte, und so sagte ich gar nichts.

Als ich die Nachmittagspost holen wollte, wurde mir der Bescheid, es dürfen keine Briefe mehr an meine Firma abgeliefert werden. Wie

ich mich da geschämt habe! Im Beisein mehrerer schadenfroh lächelnder Kollegen, die für andere Geschäfte die Post abzuholen hatten. Ich glaube, ich habe mich viel mehr geschämt als die eigene Familie des Bankrotteurs. Letztere fuhr denselben Nachmittag im zweispännigen Landauer spazieren, den fein livrierten Kutscher auf dem Bocke.

Als ich von der Post nach Hause kam, begegnete ich mehreren Gerichtspersonen, die sämtliche Bücher versiegelten und das ganze Geschäft unter die Obhut des Konkursverwalters stellten.

Die unteren Versand- und Lagerräumlichkeiten dienten den Kindern des Prinzipals oft als Spielplatz, wo sie ihre wilden Späße so recht zur Ausführung bringen konnten und wo der arme „Stift" unter dem despotischen Wesen der verwöhnten „frühreifen" Herrschaftskinder oft viel zu leiden hatte.

Am nächstfolgenden Nachmittag hatten sich die beiden älteren Mädchen nach Schluß der Schule mit noch einer Schulkameradin, Tochter eines in der Nähe wohnenden Fabrikanten gleicher Branche, wieder unten eingefunden.

„Ella", rief die Freundin der Tochter meines Prinzipals zu, das lustige Geplauder plötzlich unterbrechend, „meine Mama hat gesagt, ihr dürft eure feinen roten Plüschmöbel nun auch nicht mehr lange behalten!"

Empört fiel ihr die ältere Hedwig in die Rede. „Seid ihr nur stille, alles was in unserem Hause ist, gehört meiner Mama, hat sie gestern gesagt, und das können wir alles behalten. Mein Papa hat heute morgen noch gesagt, mit deinem Papa ständ's auch schlecht genug. Ihr würdet wohl auch bald pleitemachen."

Weinend stampfte die Freundin mit dem Fuße auf dem Boden und schrie: „Das ist nicht wahr. Ich sag's meiner Mutter, was für 'ne freche Bande ihr seid!" Damit eilte sie davon. Die Freundschaft hatte ein Loch bekommen.

Die wohlinformierte Hedwig behielt Recht. Das Gericht ließ das Inventar des Herrschaftshauses als das Privateigentum der Frau ganz unbehelligt, obwohl, wie die Fama des Dorfes behauptete, die Frau noch kein ganzes Hemd ihr eigen nannte, als sie den damals noch in einer Fabrik arbeitenden E. Hunger geheiratet hatte.

Nachdem ich noch mehrere Wochen unter Leitung des Konkursverwalters beschäftigt war, gelang es mir, eine gleiche Stellung zu erhalten in der Nähe meiner Heimat, so daß ich nun wieder bei meinen lieben Eltern logieren konnte. Hier hatte ich es besser, zumal ich auch nicht der einzige Lehrling im Geschäfte war. Mein Lehrkollege wollte mich gern in allerhand „Lehrjungentricks" einweihen und mich zu mancherlei Vergnügungen verleiten, doch brachte ich meine Zeit lieber

mit Lernen zu. Daß ich mir dadurch bald den Spott und die Mißgunst meiner Kameraden zuzog, ist selbstverständlich.

Eines Sonnabends, es war zu Anfang des Winters, denn es hatte schon fest gefroren, waren wir beiden Lehrlinge noch allein im Bureau anwesend, um die Post fertig zu machen und aufzuräumen. Plötzlich fiel, indem ich die herumliegenden Geschäftsbücher in den Geldschrank einschließen wollte, ein Zehnmarkgoldstück heraus. Dasselbe hatte sich wahrscheinlich in den defekten Rücken des dickbauchigen Hauptbuches versteckt gehalten, wohin es ohne Zweifel aus dem oberhalb der Bücher befindlichen Geldspind herabgefallen war. Es war Lohntag gewesen. Da ging es immer sehr lebhaft zu und öfters hantierte der Prinzipal im Geldspind herum, hastig das Kabinett auf- und zuklappend. An einem solchen geschäftigen Tage nahm er's nicht immer sehr genau mit der Kontrolle, wie wir wohl wußten.

Mein Kollege kam herbeigeeilt und sagte, das Geld müsse geteilt werden. Der Betrag reiche gerade gut zu dem am nächsten Tage stattfindenden Tanzstundenball. Schnell hatte ich das Goldstück in meiner Westentasche verschwinden lassen und erwiderte: „Da wird nichts draus. Das Geld geb' ich dem Alten zurück."

Mit einschmeichelnden und später mit drohenden Worten versuchte mein Kollege mir klarzulegen, was für ein grenzenloser Dummkopf ich sei, das uns in den Schoß geworfene Geld wieder fortzuwerfen.

Um jeder weiteren Versuchung aus dem Wege zu gehen, ergriff ich meinen Hut und eilte hinüber in das Privathaus des Prinzipals, das Goldstück abzuliefern. Mit kurzen Worten forschte mich derselbe aus, wann und wo ich es gefunden, dann verabschiedete er mich mit einem kurzen Worte des Dankes.

In diesem Geschäfte war der Gebrauch des Weihnachtsgeschenkes wegen der großen Anzahl der Angestellten schon seit Jahren abgeschafft. Ich war daher nicht wenig überrascht, daß mich mein Chef am heiligen Abend in sein Privatkontor kommen ließ und mir die freudige Mitteilung machte, daß er mir anstatt der vereinbarten Lehrlingsvergütung von 20 Mark von nun an 25 Mark per Monat geben würde, und war er großmütig genug, mir gleich die 25 Mark, anstatt erst am ersten des Monats, auszuzahlen. Niemand war glücklicher als ich.

Daß diesmal die Mutter ihre warmen Filzschuhe bekam und auch der Vater und das Schwesterlein nicht leer ausging, versteht sich von selbst.

Noch nie habe ich ein glücklicheres Weihnachtsfest verlebt als damals, wo ich wußte, daß man mit mir zufrieden war.

Die letzten Lieder.

Von Anton Renk.

Ohne Ende.

Einsam waren meine Tage,
Einsam waren meine Nächte,
Einsam wagte ich die Frage,
Was das Schicksal weiter dächte.

Jene Hand, die ich gehalten,
Blieb nicht in der meinen liegen,
Meine Fragen bang verhallten
Und das Schicksal hat geschwiegen.

Und die Rosen sind gestorben,
Blühen nie mehr, weil sie denken:
Er hat sich kein Glück erworben
Und hat niemand zu beschenken.

Ferneher der Duft der Ähren —
Die Johanniskäfer prangen
Durch die stille Nacht, als wären
Neue Sterne aufgegangen.

Und da kamst du, leiseleise,
Wortlos gabst du mir die Hände,
Es erklang die alte Weise
Ohne Ende, ohne Ende.

Wieder blühen meine Rosen
Und ich beug die Zweige nieder —
Meine lange sternenlosen
Bangen Nächte schimmern wieder.

Sommerabend.

Das war ein Abend sommersonnenschön,
Von Glut umflossen alle Felsenhöh'n,
Und es verklang ein leiser Amselsang
In einem goldnen Sonnenuntergang.
Auf einmal wurde auch die Amsel stumm,
Der Herrgott kam – ich wußte nicht, warum. –
Er hat ein Buch mir in die Hand gegeben,
Auf seinem Titelblatte stand: „Mein Leben".

Da las ich, was ich niemals recht erfaßt,
Was ich gehöhnt, geneidet und gehaßt,
Was ich vergebens in die Weite sang,
Was ich erhofft und was ich nie errang,
Vergess'ne Tat und aufgeschob'nen Plan,
Was Gutes und was Böses ich getan;
Es stand darin so manches Wort geschrieben
Von meinem Sehnen und von meinem Lieben.

Ich blätterte im Buche weit zurück,
Auf einer Seite stand das Wörtchen: Glück.
Und eine Träne mir ins Auge drang ...
Und plötzlich wieder jener Amselsang
Durchklang den ganzen Sonnenuntergang,
In Gold erschimmerte das ganze Land,
Der Herrgott nahm das Buch aus meiner Hand.

Bergpredigt.

Durch dunkeln Hochforst stieg ich auf zum Kor,
In Föhrenästen hingen Nebelschwaden;
Dann stieg die Sonne loderloh empor
Und goß auf Alpenrosen ihre Gnaden.
Der Nebel schwand, der Himmel glänzte weit,
Ich hielt die Hände zum Gebet bereit:
Unser Vater in dem Himmel!

Und als ich über den Moränenhang
Zur blauen Firnenzunge aufgestiegen,
Da hörte ich jahrtausendalten Sang,
Bereiste Lieder, welche singend schwiegen.
Die Welt ist alt, die Welt wird wieder jung,
Es folgt die Hoffnung der Erinnerung.
Dein Name werde geheiligt.

Kahl war der Fels, die letzte Blume wich,
Und mich umstarrte steingeword'nes Grauen,
Und auf dem Gletscher sah ich fürchterlich
Den Tod aus tiefgeriss'nen Spalten blauen.
Ich klomm empor zum letzten Silberknauf
Und hob die Hände zu dem Himmel auf:
Dein Reich komme zu uns.

Da brach ein Stück von einer Wächte los
Und riß mich eisaufwirbelnd in die Tiefe.
Mir war, als säh' ich Gott so riesengroß,
Als ob befehlend seine Stimme riefe.
Kehr' ich zu Menschen in den Erdengarten,
Steig ich zum Himmel, wo die Eltern warten:
Dein Wille geschehe auf Erden
wie im Himmel.

Da hemmt ein mächtiger Felsblock meinen Fall,
Und in der Tiefe sah das Tal ich liegen
Mit arbeitsfrohen Menschen überall,
Und sah um stille Bauerndörfer schmiegen
Die Felder sich des Ährengoldes voll.
Und leise es von meines Lippe quoll:
Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und kehre zu den Menschen ich zurück,
Ob sie wohl alle mir die Hände geben;
Hat keiner Haß und Neid in seinem Blick,
Will keiner wider mich die Fäuste heben?
Herr, fehlte ich und bracht' ich andern Harm,
Verzeihe mir, war ich an Liebe arm:
Und vergib uns unsre Schuld.

Ich will es sühnen, was ich einst verbrach,
Ich will die Hände auf die Wunden legen;
Der Spur der Armen will ich folgen nach
Und ihnen bringen meinen Trost und Segen.
Ich will der Welt Versöhnungslieder weih'n,
Und meinem größten Feind will ich verzeih'n:
Wie wir unsern Schuldigern vergeben.

Und kommt das Leben einmal fürchterlich,
Daß ich allein will in die Berge gehen,
Auf einer Klippe überm Wolkenstrich
In wildem Trotze gegen dich zu stehen,
Wenn unter mir die Tiefe groß und still —
Wenn ich mir selbst das Leben enden will:
Und führe uns nicht in Versuchung.

Ich rufe dich in deinem Sonnenlicht,
Ich rufe dich in deiner Firnenreinheit:
Laß es nicht zu, daß klammernd mich umflicht
Der Niederungen Kleinheit und Gemeinheit.
Laß mich zu dir in deine Berge geh'n
Und lasse mich ins Vaterauge seh'n:
Erlöse uns von dem Übel.

Ich will zu dir in deine Berge geh'n,
Ich will den Hut mit Alpenblumen kränzen,
Mich soll der Hauch der Ewigkeit umweh'n.
Der Himmel selbst verliert die Firnengrenzen —
Wie Moses kann im Sonnenhimmelblauen
In das gelobte Land ich selig schauen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Letztes Gedicht.

Geschrieben in der Nacht vom 30. auf den 31. Jänner 1906.

Heut ist's nicht richtig — sagt mir, was ihr wollt;
Hört ihr, wie fern im Kor der Donner rollt?

Und dunkel ist's, die Sterne fürchten sich . . .
Wer war es, der so still am Fenster schlich —

Es wissen allerhand die Roggenschöpfe
Und flüstern es sich zu und schütteln ihre Köpfe.

Das Wetter kommt — die Fenster zu! — Der Krach!
Der Sturm warf einen Stein von unserm Dach.

Dort kommt der Mond und malt mit mattem Glühn
Ein schwarzes Kreuz am Stubenboden hin.

Horcht, war das nicht des fernen Buhin Schrei —
Heut stirbt noch einer — Heiland, steh uns bei!

Von unseren deutschen Brüdern im russischen Baltenlande.

Von **Karl Reissenberger.**

Als in dem vielbewegten Zeitalter der Kreuzzüge Deutschland zahlreiche seiner Kinder nach dem Osten aussandte, um dort wüste Strecken Landes urbar zu machen und zu besiedeln, christliche und deutsche Sitte zu pflanzen, da erhielten auch die Küstenländer am baltischen Meere, die heutigen russischen Ostseeprovinzen Livland, Estland, Kurland ihre deutsche Bevölkerung — mitten unter wildem, fremdsprachigem Volkstum. Bald nach dem Jahre 1163 fuhren lübische

Handelsleute die Düna hinauf und gründeten an deren Ufern Niederlassungen. Daheim aber erzählten sie Wunder von dem neuentdeckten Lande, wo nicht bloß ein guter Lebensunterhalt, sondern auch durch die Verbreitung des Christentums das Heil der Seele zu erwerben sei. So folgten Geistliche und Pilger, Ritter, Handelsleute und Handwerker aus dem Westen des niederdeutschen Gebietes um so eher nach der Ostsee, als um jene Zeit der heimische Zustand nicht selten kärglich und die Auswanderungslust mächtig geweckt war. Wohl mochte dort damals eine ähnliche Stimmung herrschen wie gleichzeitig unter dem niederländischen Volke, in dem sich das alte Auswandererlied bis heute erhalten hat:

„Ins Ostland wollen wir reiten,
Hingehen ins östliche Land,
All' über die Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besserer Stand."

Mit Begeisterung für die Sache des Christentums und des Deutschtums zog auch der Kanonikus des Augustinerchorherrenstiftes zu Segeberg in Holstein, Meinhard, in das Baltenland. Er ward der erste Bischof in jenem Lande. Im Jahre 1198 folgte ihm der Zisterzienserabt Berthold, der aber zum Blutzeugen für die von ihm verfochtenen Ideen wurde. Nun erwählte der Erzbischof von Bremen einen Mann zur Fortsetzung des Bekehrungs- und Besiedlungswerkes, der durch seinen weitschauenden Blick, seine Entschlossenheit und Tatkraft, aber auch durch seine Klugheit recht eigentlich dazu geeignet war, einen seiner Domherren, Albert von Apeldern. Dessen Aufforderung folgte eine ansehnliche Zahl von Kreuzfahrern, die sich mit ihm in 23 Schiffen nach der Düna begaben. Auf einer höheren Stelle an diesem Flusse gründete er das feste Riga, das, alsbald durch herangezogene Kaufleute und Arbeiter bevölkert, in seiner vorteilhaften Lage und im Besitze wertvoller Vorrechte sich zu einem Stapelplatze eines gewinnreichen Handels zwischen Deutschland und dem Osten entwickelte, besonders, seitdem es sich der Hansa, diesem mächtigen deutschen Städtebunde, anschloß. Auch andere Städte entstanden in dem Lande. Außerdem wurden deutsche Ritter jetzt und später mit Gütern belohnt. Nur der Bauernstand fehlte unter den deutschen Ansiedlern und das ist der wunde Punkt dieser Pflanzung geblieben. Das Landvolk bestand aus den finnischen Esten und aus den indogermanischen Letten. Beide wurden den Deutschen untertan, die sich im Lande ansässig gemacht hatten. Zum sicheren Schutze des Erworbenen und zu neuer Unternehmung stiftete Albert den Orden der Schwertbrüder, der jedoch im Jahre 1237 in dem Deutschen Ritterorden aufging. Durch diesen gewann der deutsche Staat an der Düna eine Ausdehnung von dem Finnischen Meerbusen und der Narwa

bis zum Kurischen Haff. Als Ordensland ward dieses Gebiet ein Teil des Deutschen Reiches und blieb es das Mittelalter hindurch. Am Anfange der neuen Zeit aber verfielen die einzelnen Länder nach langen unheilvollen Kämpfen in polnische und schwedische Abhängigkeit, bis durch den nordischen Krieg, der die Ostseeprovinzen neuerdings schwer heimsuchte, Livland und Estland unter die russische Herrschaft kamen. Kurland erreichte 1795 dasselbe Schicksal.

Bei der Übernahme dieser Länder hatte Rußland ihre Selbständigkeit, den Fortbestand der deutschen Sprache und die Freiheit der evangelischen Kirche, der dort die Deutschen angehören, feierlich verbrieft. Diese Zusicherungen wurden bis auf Alexander II. im ganzen gehalten. Die Rede, die dieser Kaiser 1867 im Schlosse zu Riga hielt, erklärte es für notwendig, daß die drei Länder in dem russischen Reiche aufgingen. In Ausführung dieser Absichten wurde die russische Unterrichtssprache in allen Schulen eingeführt, die Universität Dorpat und die technische Hochschule in Riga russifiziert. Die Leistungen aller dieser Unterrichtsanstalten wurden dadurch natürlich herabgedrückt. Um nicht russische Schulen zu erhalten, ließ die baltische Ritterschaft ihre Unterrichtsanstalten eingehen. Ferner ersetzte die Regierung die alten deutschen Polizei- und Gerichtsbehörden durch russische, und den Stadtverwaltungen wie den Stadtverordnetenversammlungen wurde die russische Sprache aufgenötigt. Die evangelische Kirche und ihre Geistlichen wurden geschädigt, bedrängt, verfolgt.

Wohl machen die Deutschen in der Bevölkerung der Ostseeländer nur zehn Prozent aus, die in den Städten und auf den Schlössern der baltischen Ritterschaft wohnen. Aber auch diese verhältnismäßig kleine Zahl hat durch ihre wirtschaftliche, geistige und sittliche Macht stets den gewichtigsten Bestandteil der Bewohner abgegeben, um so mehr, als deutscher Adel und deutsches Bürgertum sich als Glieder eines Stammes fühlen. Aber die baltischen Deutschen haben nicht bloß die nationalen Güter, die sie von den Vätern ererbt haben, treu bewahrt, sondern auch stets in der fortschreitenden Kultur mit den Brüdern im Mutterlande gleichen Schritt gehalten. Das beweist heute vornehmlich Riga. Denn die reiche Handelsstadt hat im Laufe der Zeiten Bauwerke aufgeführt, die denen des benachbarten deutschen Nordens nicht nachstehen. Und als die Reformation eine tiefgehende Bewegung der Geister schuf, da war Riga unter den ersten Städten, die davon ergriffen wurden. Unvergessen soll es dieser Stadt auch bleiben, daß sie einen jener Männer, der unsere große Literatur miteinführte, zu einer Zeit, da er noch jung und unbekannt war, an ihre Domschule berief, J. G. Herder. In Riga faßte er seine ersten bahnbrechenden Schriften ab: „Die Fragmente zur deutschen Literatur“ und die „Kritischen Wälder“. Vor allem aber ist die

Universität Dorpat eine geistige Hochburg gewesen, solange sie deutsch war, d. h. in den ersten achtzig Jahren ihres Bestandes, von 1802 bis 1882. Aus ihr sind Schüler hervorgegangen, die der deutschen Wissenschaft zur Zierde gereichen. Wir brauchen bloß den Theologen Adolf Harnack, den jüngst verstorbenen Chirurgen E. v. Bergmann, den Indiologen L. v. Schröder, den Nationalökonomen W. Stieda, den Historiker K. Schirren und den Philosophen J. E. Erdmann zu nennen. Es ist wahr, was Bergmann von der Russifizierung Dorpats, das auch seinen alten Namen gegen Jurjew eintauschen mußte, sagt: „Eine Perle ist aus dem Kranze deutscher Universitäten gefallen."

Vieles haben den Deutschen auch ihre Landesgenossen, die Esten und die Letten, zu verdanken, in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung. Infolgedessen war das Verhältnis zwischen diesen und jenen auch ein gutes. Um so überraschender mußte es aber wirken, daß in den leidenschaftlichen Kämpfen, von denen Rußland in der neuesten Zeit durchwühlt wird, die Esten und die Letten im Winter 1905/6 gegen die Deutschen der Ostseeländer mit roher Gewalt sich erhoben. Irregeführt durch anarchistisch-kommunistische Schlagworte und durch die fortgesetzten Russifizierungsmaßregeln gegen die Deutschen gehetzt, überfielen die Arbeiter und Bauern die Gutsbesitzer. Zahlreiche Schlösser, darunter das im romanischen Stile erbaute prächtige Römershof sowie andere Gebäude der Deutschen wurden geplündert und in Brand gesteckt, deren Bewohner gefangen, vertrieben oder ermordet. Die evangelischen Kirchen und Pfarrhäuser wurden nicht geschont, die Geistlichen mißhandelt und dem Elend preisgegeben. Schwere Not kam da über die Deutschen im Baltenlande. Der Adel, wenn auch schwer geschädigt, wird sich selbst helfen. Aber es galt den vielen, die kein Vermögen besaßen, nur von der Tagesarbeit lebten und nun brotlos waren, Unterhalt zu schaffen. Zu diesem Ende bildete sich im Deutschen Reiche ein „Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands". Diesem Zwecke ist auch der Reinertrag des Werkes „Die deutschen Balten" gewidmet, in dem unter Beigabe vieler Bilder von hervorragenden Söhnen des Baltenlandes eine anschauliche Schilderung des Lebens und der Schicksale des deutschen Volkes in den russischen Ostseeländern geboten wird. Dem gleichen wohltätigen Zwecke dient auch das Erträgnis des Büchleins „Baltische Heimat — Trutz- und Schutzlieder von L. v. Schröder", einem gebornen Dorpater, der gegenwärtig Professor der indischen Philologie an der Universität Wien ist. Beide Veröffentlichungen sind 1906 bei Lehmann in München erschienen. Nicht bloß ihres Zweckes, sondern auch ihres Inhaltes wegen verdient es Schröders Sammlung, daß wir dabei ein wenig verweilen.

Neben einigen älteren poetischen Erzeugnissen enthält sie vornehmlich Gedichte, die in schöner Form das innige Gefühl Schröders

für seine in der jüngsten Zeit schwer heimgesuchte baltische Heimat zum Ausdrucke bringen. Mit diesem Heimatsinne verbindet sich übrigens in des Dichters Seele eine tief religiöse Stimmung. So beginnt er seine Sammlung mit dem „Baltischen Gebet" und in einer Reihe von Stücken entwickelt er dichterisch die Grundgedanken einiger Psalmen. Christliche Milde und Demut atmet sein „Versöhnungstag". Da ruft er den Deutschen, Letten, Esten gleichermaßen zu:

„Nun heißt's: vergessen und vergeben!
Uns allen, allen tut das not!
Nur dann blüht uns ein neues Leben,
Dann kommt ein neues Morgenrot!"

Als man ihm schrieb, „Altlivland liegt im Sterben", da ergriff ihn tiefer Schmerz, daß er der geliebten Heimat nicht helfen könne:

„O Heimat, Mutter, was du mir gewesen,
Kein Bild, kein Wort, kein Name spricht es aus!
In meinen Tränen könntest du es lesen,
Doch Lied und Träne stützt kein wankend Haus!"

In wehmütigem Gedenken grüßt er seine Universität Dorpat, diese mater dolorosa. Aber auch in scharfer Rede kann er sich ergehen; dies geschieht in seinen „Sonetten an Rußland".

„Jetzt aber, Rußland, höre du mein Wort!
Du hast gefrevelt an dem Baltenvolke,"

so hebt er an und später bricht er in die wuchtigen Worte aus:

„Was haben Baltiens Deutsche dir getan,
Daß du sie trittst und knebelst wie Rebellen?
In Ketten schlägst, als wären's Mordgesellen,
Die ihrer Frevel würd'gen Lohn empfahn?

Wer schaffte dir so unheilvollen Wahn?
Wer trübte deinen Blick, den einst so hellen?
Wer machte wild und tückisch diese Wellen,
Die einst so freundlich trugen unsern Kahn

Sie waren treu — dafür willst du den Glauben
Erdrücken, dem sie gleichermaßen treu,
Willst ihre angestammte Sprache rauben.

Und schmähst, was ihnen heilig, ohne Scheu!
Willst du des eig'nen Gartens Baum entlauben?
Laß ab! Halt ein! Zu spät sonst folgt die Reu'."

Sein „Epilog" schließt mit dem Herzenswunsche:

„Frühling, Frühling, bring' den Frieden!
Frühling, Frühling, bring' das Heil!"

Aber Friede und Heil sind dem Baltenlande und dem ganzen russischen Reiche bis heute noch nicht geschenkt. Und doch gibt es von

unseren deutschen Brüdern im russischen Ostseegebiete etwas Erfreuliches zu künden. Die Regierung hat sich veranlaßt gesehen, den Balten für ihre Privatschulen die deutsche Unterrichtssprache wieder zu gestatten. Die alten deutschen Volksschulen wurden wieder aufgetan und ein vor Jahresfrist gegründeter „Estländischer deutscher Schulverein“ sorgt für neue. Im September des vorigen Jahres hat die baltische Ritterschaft nun auch ihre Landesmittelschulen wieder eröffnet. Es muß ihr dies um so höher angerechnet werden, als es zu einer Zeit geschah, „wo ihre Schlösser noch nicht aufgebaut und ihre Toten kaum begraben“ waren. Das erfüllt mit frohen Hoffnungen auf die Zukunft unserer Volksgenossen an der russischen Ostsee, troß der schweren Stürme, die sie jüngst ergriffen und zu vernichten drohten. Die unverwüstliche deutsche Kraft wird gewiß auch dort immerdar den Sieg behalten und sicher gilt auch von dem Baltenlande das prophetisch dichterische Wort, das auf den Boden einer anderen alten deutschen Pflanzung, mit der die baltische oft zusammengestellt wird, der siebenbürgischen, bezogen wurde, das Wort Michael Alberts:

„Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!“

Aufzeichnungen eines alten Wieners.

In dem Werke „Lenau und die Familie Löwenthal“, das wir auf Seite 233 angezeigt haben, sind nebst den Briefen die Tagebuchaufzeichnungen Max Löwenthals, die noch heute ein ganz wesentliches Interesse erregen. Zumeist betreffen sie Niembsch (Lenau), der einen sehr losen Mund hatte; vielfach berühren sie auch andere Persönlichkeiten und Zustände, die, vom Standpunkte eines aufmerksamen und klugen Wieners aus, scharfe Streiflichter auf das geistige Leben jener Zeit, Dreißiger und Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, werfen. Wir lassen eine Anzahl solcher Notizen, Anekdoten u. s. w. hier folgen.

Aus Maxens Notizen.

Wien, 14. November 1838.

„Ich hatte in meiner Jugend gar wilde Leidenschaften“, sagte Niembsch. „Neuerlich erinnerte mich jemand an einen Zug, den ich gänzlich vergessen. Ich pflegte nämlich in der Zwischenzeit von einer Vorlesung zur andern mit meinem Schulnachbar mit Federmessern zu duellieren, und nicht selten rann meinem Gegner das Blut zum Rockärmel heraus!“ —

Die Polizeibehörde wird nicht müde, Niembsch, obwohl er ihr mit aller Geradheit seines edlen Charakters entgegengetreten und sie damit, so hätte man meinen sollen, entwaffnet hat, durch Verhöre zu plagen. Sie hat es vielleicht darauf abgesehen, ihn aus dem Lande zu treiben, ihn, den Deutschland mit fast ungeteilter Verehrung nennt. Österreich will ihn strafen, weil er drei Auflagen seiner Gedichte,

weil er seinen Faust und Savonarolla drucken ließ, ohne die österreichische Zensurbehörde um ihre Bewilligung zu bitten, welche sie ihm ja doch nimmermehr erteilt hätte. Jeder deutsche Staat würde stolz darauf sein, Lenau zu besitzen, und sein Vaterland will ihn dafür strafen, daß er Lenau geworden.

17. Januar 1839.

Das Erfahren so mancher körperlicher Gebrechlichkeiten an dem eigenen Leibe bringt denn auch häufig einen Stoßseufzer des Mißmutes bei dem Freunde Niembsch zum Ausbruche: „Es ist nichts mit dem Leben" — „es ist nichts zu machen in der Welt" — „das Leben ist eine Infamie". — „Könnte man einen Pakt mit der Natur machen dahin, daß sie einen einschlafen und träumen ließe, ich ginge ihn gleich ein, selbst auf die Gefahr, ein Stück der Ewigkeit zu verträumen. Ich träumte von euch, meine Freunde, und verlangte übrigens von der ganzen Welt nichts zu wissen".

*

Niembsch hat mich mündlich mehr als einmal zu seinem dereinstigen Biographen bestellt; so mag es denn auch von ihm hier aufgezeichnet sein, daß von den Leistungen der Küche nichts mehr als Wildbraten fast jeder Art und derbe Mehlspeisen (Klöße, Spätzle, Milchrahmstrudel), von den Leistungen des Kellers nichts mehr als Rhein- und Bordeauxwein (kein Champagner!), von sonstigen niederen Lebensgenüssen nichts mehr als eine Pfeife holländischer Knaster oder eine feine amerikanische Zigarre sein Herz erfreuen können; das Billardspiel nicht zu vergessen, worin er es zu einem hohen Grade von Virtuosität gebracht hat.

8. März 1839.

Im Jahre 1807 oder 1808 traf Beethoven mit Goethe in Karlsbad zusammen, sie lernten sich kennen und verabredeten einstmals eine gemeinschaftliche Spazierfahrt. Als die beiden großen Männer in einem Wagen ausfuhren, war vieles Volk auf der Straße versammelt und grüßte ehrerbietig zu beiden Seiten. Es ist doch lästig, sagte Goethe, so berühmt zu sein; nun grüßen mich alle Leute. Machen sich Euer Exzellenz nichts draus, bemerkte Beethoven, vielleicht geht's *mich* an.

30. Mai 1839.

Vierzehn Tage waren seit der Aufführung meines Lustspiels vorübergegangen. Nicht einer der hiesigen Literatoren, meiner Bekannten, hatte mir auch nur ein aufmunterndes Wörtchen darüber gesagt, im Gegenteil erfuhr ich, daß namentlich Bauernfeld, dem ich bisher ein gutmütigeres Naturell zugetraut, sich gewissermaßen ein Geschäft daraus gemacht, im Kreise der literarischen und nichtliterarischen Freunde die Schwächen und Mängel des Stückchens und *nur* sie zu bezeichnen. Längst daran gewöhnt, von meinen lieben Landsleuten ignoriert zu werden, und entschlossen, meinen eigenen Weg zu gehen, ohne rechts oder links zu blicken, ohne Rat oder Beifall zu erwarten, wußte ich über jenes lieblose und unbrüderliche Benehmen mich zu trösten. Aber auffallend war mir das gänzliche Stillschweigen des Vizedirektors des Theaters Regierungsrates Deinhardstein über das Honorar. Da treffe ich auf der Straße Frankl, der mich schon früher in meiner Wohnung aufgesucht hatte, um mir eine auf diesen Gegenstand sich beziehende Eröffnung zu machen. „Wenn Sie wollen," sagte er mir, „daß ein zweites Stück von Ihnen auf dem Burgtheater zur Aufführung komme, so überlassen Sie Deinhardstein das Ihnen gebührende Honorar, und übersenden Sie ihm die Quittung darüber. Ich weiß einen Fall, wo nur die Erklärung des Dichters, daß er ja auf kein Honorar Anspruch mache, die Aufführung seines Stückes bewerkstelligte, und wo noch außerdem ein namhaftes Geschenk dem Herrn Regierungsrat dargebracht wurde. Tun Sie nicht desgleichen, so gebe ich Ihnen die moralische Gewißheit, daß so lange Deinhardstein die Direktion des

Theaters führt, keine Arbeit von Ihnen ferner über die Bretter gehen wird. Von Ihnen weiß er, daß Sie auf das Geld nicht anstehen, von Ihnen erwartet er mit Bestimmtheit eine bedeutende Gratifikation. Sein Stillschweigen selbst beweist das." — Obwohl selbst Löwe im Gespräche manchmal ein Wort entfallen war, das auf eine solche Empfänglichkeit des Direktors schließen ließ, so war ich doch durch diese unumwundene und mit tatsächlichen Beweisen ausgestattete Mitteilung verblüfft. Mehrere Tage ging ich mit mir und mit Niembsch über diese schmutzige Angelegenheit zu Rate. Ich konnte und wollte das entschiedene Abschneiden meiner kaum begonnenen theatralischen Laufbahn nicht riskieren. Andererseits widerstrebte das Überlassen des Honorars und Ausstellen einer lügenhaften Quittung ebensosehr meinem eigenen Schamgefühl als der Klugheit, für den Fall nämlich, daß bei dem Ganzen etwa doch eine Verleumdung mit unterlaufen wäre. Endlich kam ich mit Frankl selbst dahin überein, daß die Sache in Form eines Geschenkes abgemacht werden solle, dessen Wert augenscheinlich dem auf ungefähr 200 fl. veranschlagten Honorar gleichstehen müßte. Am Sonnabend den 25. verfügte ich mich in die Fabriksniederlage der Herren Mayerhofer & Klinkosch, kaufte, weil keine anderen vorrätig waren und ich die Sache ehemöglichst los sein wollte, eine Schatulle mit Silbergerät im Preise von 256 fl. K.-M., übersendete diese am Sonntag den 26. als ein kleines Merkmal meiner freudigen Dankbarkeit brieflich an Deinhardstein und erhielt von ihm die in meinen Briefen aufbewahrte Antwort, am nächsten Tage das Honorar von 40 Dukaten in Gold oder 186 fl. K.-M. und gestern aus seinen eigenen Händen das übliche Burgtheaterfreibillet, wobei er sich wiederholt bedankte, sehr gesprächig und mitteilsam war und seine Bereitwilligkeit, fernere Arbeiten von mir anzunehmen, mit unzweideutigen Worten an den Tag legte.

Guter Leser, der du dieses Blatt vielleicht erst, wenn mein Gebein längst modert, zur Hand bekommst, wie gefällt dir dieser Zug und die in ihm liegende Bezeichnung des Loses und der Stellung eines deutschen Theaterdichters? oder ist die Zeit, in welcher du lebst, vielleicht eine solche, welcher das Erzählte noch als ein Zeichen einer goldenen Zeit erschiene?

15. November 1839.

Es gehörte zu den besonderen Ergötzlichkeiten des Knaben Niembsch, Truthühnern mit eigener Hand den Kopf abzuschlagen. — Auch in den meisten Gassenjungenstreichen brachte er es zu einer Virtuosität, die ihm noch bis heute geblieben ist: so kommen ihm wohl wenige in der Geschicklichkeit gleich, auf einem Wasser sogenannte Jungfrau zu werfen. So erbietet er sich, aus seinem Bette auf den Plafond seines Zimmers hinaufzuspucken u. dgl.

3. Dezember 1839.

Niembsch: Es ist sehr gut, gar kein Journal zu lesen, wie ich jetzt tue. Die ganze Literatur ist ja doch nur Misere. Ich wollte, ich brauchte niemals wieder etwas herauszugeben.

*

Einer trat im Kaffeehause zu unserm Niembsch und eröffnete ihm, Lißt wünsche ihn kennen zu lernen, und er möge deshalb zu ihm, dem Mittelsmann zum Frühstücke kommen. Will Lißt mich kennen lernen, so komme er zu mir, sagte Niembsch.

12. Dezember 1839.

Niembsch: Meine Großeltern, sehr vermögliche Leute, gaben mir ein Taschengeld von sieben Gulden Papiergeld monatlich, das ich auf Torheiten aller Art vergeudete. So begegnete ich einmal Husaren, begann mit ihnen ungarisch zu reden und schenkte ihnen mein Taschengeld zum Vertrinken. Als ich in das Studium der

Philosophie eintrat, begann ich Billard zu spielen und faßte dafür eine solche Leidenschaft, daß mir vom Billard träumte. Nicht selten hatte ich gar kein Geld, dann ließ ich Juden zu mir kommen und verhandelte ihnen meine Bücher und alle fahrende Habe.

6. Februar 1840.

Niembsch: Ich habe gestern in einer alten lateinischen Chronik köstliche Züge gefunden. Bei Konradins Hinrichtung schoß ein Adler aus der Höhe, streifte seinen Flügel durch das Blut des Enthaupteten und verschwand wieder in den Lüften. — Der Pater Bartoldus, der in Bayern vor Tausenden im Freien predigte, ließ vor Anfang der Predigt immer eine Feder an einem Faden fliegen, um zu sehen, woher der Wind komme, und hieß dann die Scharen seiner Hörer gegen den Wind sich setzen, damit sie ihn besser verständen. — Ein Schmied hatte eine täuschende Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Das Volk kam zu ihm, warf sich vor ihm nieder und zweifelte nicht, daß er der Kaiser sei. Er aber wollte von nichts wissen und nur bei seinem Weibe daheim bleiben.

11. Februar 1840.

Der jetzt wieder hier anwesende Anastas Grün zu Niembsch: Es ist nicht wahr, was man erzählt, daß ich meinem Schwiegervater (dem Grafen Attems) das Wort gegeben, nichts mehr zu schreiben. Er ist ein viel zu rechtlicher Mann und hat zu viel Achtung vor einer fremden Meinung, als daß er ein solches Versprechen hätte fordern können, und der Graf Auersperg würde es ihm auch nie gegeben haben. Aber ich habe ja dem Fürsten Metternich in jener Unterredung versichert, ich würde entweder auswandern oder schweigen. Ersteres tat ich nicht, also tu ich das letztere. Ich mag mit der Zensur ferner nichts zu tun haben. In dessen Sinne schreiben aber kann ich nicht. — Ebensowenig habe ich bisher daran gedacht, mich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben.

28. Juni 1840.

Auf der Reise, die ihn nach Amerika führte, kam Niembsch ohne Paß in in einem holländischen Grenzdorfe an; man wollte ihn nicht nur nicht weiter ziehen lassen, sondern sogar mit Schub wieder zurückbringen lassen. In der Reisegesellschaft befand sich ein lustiger Musikus. Niembsch veranstaltete im Verein mit ihm für den Abend ein Konzert, wozu sie auch den Bürgermeister des Ortes einluden. Niembschens Violine ergriff den Dorfregenten dergestalt, daß er Niembsch gerührt mit den Worten die Hand reichte: Reisen Sie mit Gott! Niembsch zog, ein neuer Orpheus von dannen. Der Effekt seiner Geige, der größte, den er jemals damit hervorgebracht, freute ihn gar sehr und freut ihn noch heute.

2. Dezember 1840.

Heine müht sich sehr ab mit seiner Prosa. Er streicht und feilt ausnehmend lange daran. Durch sein Buch über Börne hat er sich ein untilgbares Denkmal der Arroganz, der niedrigen Gesinnung, der Schande gesetzt. Unter anderem bramarbasiert er da mit seiner Herausforderung Menzels, und doch wagte er diese nur, weil er gewiß wußte, daß Menzel sie nicht annehmen werde, und brachte, diesem Wissen zum Trotz, sechs qualvolle Monate der Todesangst zu, bis Menzels Weigerung nach Paris gelangt war. So erzählte der bekannte geistreiche und gebildete Russe Melgunoff, der ihn wohl kannte.

*

„Meine Tochter, die in Steiermark lebt“, — so erzählte Holtei in meiner Gegenwart — „schrieb mir folgenden guten, für ein Drama ganz brauchbaren Zug. Graf Dorset hat einen alten Diener, der von einem Onkel in Amerika vier Millionen

Taler erbte. ‚Was wirst du denn nun machen?‘ fragte der Graf. ‚Na, wenn mich Euer Gnaden nur behalten wollen,‘ sagte der Diener. ‚Sterb' ich, so sollen Euer Gnaden mein Erbe sein.‘“

3. Dezember 1840.

Niembsch: Saphir ist von allzu arger Gemeinheit. Das Beste bleibt, was Sternberg über ihn sagte. Er nannte ihn die alte literarische Wanze.

19. Februar 1841.

Graf Auersperg gab das Manuskript der „Spaziergänge“ einem nach Hamburg reisenden Kommis der Geroldschen Buchhandlung mit dem Auftrage mit, einen Verleger zu suchen, und diesem zu eröffnen, daß nach Maßgabe des Absatzes seinerzeit der Verfasser sich um das Honorar melden werde. Campe druckte eine starke Auflage, die reißend abging. Ohne spezielle Ermächtigung veranstaltete er nun eine zweite Auflage von 4000 Exemplaren. Jetzt meldete sich Auersperg um das Honorar und Campe übersendete ihm für beide Auflagen — 200 fl. Nun möchte Campe eine dritte Auflage veranstalten, Auersperg aber nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Da droht Campe brieflich, er wolle den Grafen Auersperg als Verfasser denunzieren, wenn er bei einem andern die dritte Auflage mache. — Und ist ein vorzugsweise liberaler Verleger, der Verleger Börnes!!

31. März 1841.

Immermann, Heine und Grabbe waren in Berlin zusammen. Die letzteren beiden rieben sich häufig aneinander. Grabbe behielt aber an Witz und Derbheit immer die Oberhand. Eines Abends hatte Grabbe Heinen besonders glücklich niedergekämpft, so daß dieser keinen andern Ausweg mehr fand als die Drohung, er werde sich mit der Feder rächen. Da packte der kräftige Grabbe das Männchen, drückte es an die Wand, hielt ihm ein blankes Messer vor die Augen und schrie: „Wenn du es wagst, je ein Wort des Schimpfes über mich drucken zu lassen, so komme ich dir nach, wo du auch seist, und fasse dich, wie ich dich jetzt habe, und schlachte dich ab wie ein Huhn!“ — Das scheint sich der tapfere Heine gemerkt zu haben. Er wußte wohl, daß Grabbe der Mann war, eine solche Drohung wahr zu machen.

20. Jänner 1842.

Einmal sagte Niembsch: „Wieviel zufriedener und glücklicher war ich, als ich in Obskurität meine Verse machte, als jetzt, wo ich berühmt bin.“

16. Februar 1842.

Niembsch: Ich sprach jüngst mit Auersperg über den König von Preußen, und wie unklug und unrecht es sei, daß man pasquillartige Gedichte gegen ihn loslasse, wodurch man ihm am Ende noch seinen guten Willen verleiden könne. Auersperg griff das auf und sagte, er wolle in diesem Sinne ein Gedicht machen. Aber ich will es ihm wieder ausreden. Es könnte ihm schaden. Man könnte von ihm sagen: seht, wie er es nun mit den Königen hält!

28. Oktober 1842.

Auersperg und du, sagte Niembsch zu mir, ihr seid die glücklichsten Dichter in Deutschland. Einen konkreten Buben, wie Artur ist, muß man haben. Alles andere ist nur glänzendes Elend.

11. November 1842.

Niembsch: Wir müssen eine neue Form erfinden, rief Dingelstedt gestern mit Emphase. Die alte taugt nicht mehr, sie ist verbraucht. Für alle Gattungen der Poesie bedarf es einer neuen Form. — Ich aber sagte ihm: es bedarf nur

neuer Gedanken, und die alte Form reicht vollkommen aus. Ich wies ihn auf Beethoven hin, der eine völlig neue Musik geschaffen und dabei die hergebrachten Formen doch mit der gewissenhaftesten Pietät beibehalten hat. Damit schlug ich ihn aus dem Felde, daß er gar nichts erwidern konnte.

26. November 1843.

Heine ist voll angeborner Bosheit. Wüßte er jemand in Sibirien, dem er eine unangenehme Empfindung verursachen möchte, er würde sich keine Mühe verdrießen lassen, zu diesem Zwecke zu gelangen. In Paris lebte ein armer alter Geiger namens Sina, kümmerlich von Unterrichtsstunden. Dieser Mann spielte einst in Beethovens Hausquartett, und der Meister hatte ihm eines Morgens eine dringende schriftliche Einladung geschickt mit den Worten: „Lieber Sina, kommen Sie doch ja heute abends! um des Himmels willen, kommen Sie!“ Diese Reliquie des großen Mannes ist des armen Sina Stolz und Trost. Täglich betrachtete er sie mit Rührung. Heine schrieb einen Aufsatz über ein Violinkonzert, welcher mit den Worten begann: Es gibt eine Leiter des Violinspiels, deren oberste Sprosse Paganini, die unterste Herr Sina einnimmt, welcher ein Autograph Beethovens besitzt usw. — Diese Kränkung brachte den alten Geiger beinahe ins Grab. „Aber was zum Henker hat Sie getrieben,“ sagte Dessauer zu Heine, „den alten Mann so zu kränken, der Ihnen niemals etwas zu leide getan hat?“ — „Was wollen Sie?“ entgegnete Heine, „er fiel mir eben ein. War er es nicht, so mußt' ich einen andern nennen.“

Ein steirischer Künstler

(Hermann Reichsfreiherr v. Königsbrunn).

Von Prof. **Hans Brandstetter.**

Er war ein eigenartiger Künstlertypus, ein Original! Das mag sich mancher gedacht haben, als den 16. Februar 1907 Professor Königsbrunn, der Nestor der steirischen Maler, in Graz seine Augen für immer geschlossen hatte.

In Radkersburg, dem Städtchen an der ungarischen Grenze, den 1. März 1823 geboren, machte er seine juridischen Studien an der Theresianischen Ritterakademie in Wien, trat dann in den Staatsdienst und war als Kanzlist in Bruck und Graz in Stellung. Seine künstlerische und freiheitliebende Veranlagung liefen jedoch der Bureaukratensphäre zuwieder — und so entschloß er sich schon im Jahre 1848, den Dienst zu verlassen, und sich ganz der Kunst zu widmen.

Er wanderte nach München und erhielt bei dem Bruder des berühmten Landschaftsmalers Karl Rottmann Unterricht im Zeichnen und Malen und machte die Bekanntschaft des Ritters von Fridau und des Professors Schmarda. Als die beiden Gelehrten ihre Forschungsreise nach Griechenland, Ägypten und der Insel Ceylon unternahmen und eines Zeichners bedurften, war es Hermann Reichsfreiherr v. Königsbrunn, der ihnen in die fremden Lande das Geleite gab. Hatte er da auch manche Studie anzufertigen, wobei mehr den naturhistorischen Anfor-

derungen entsprochen werden mußte, so fand er doch, besonders in der herrlichen Tropenwelt, Gelegenheit, auch malerische Pflanzen-, Palmen- und Urwaldgruppen, mit dem Stifte künstlerisch festzuhalten, sich die Formen einzuprägen und dadurch seinem ferneren Kunstschaffen Richtung und Charakter zu geben. Mit einer reichen Ausbeute (die „Skizzen- und Studienmappen aus Ceylon“ bilden eine Sehenswürdigkeit, die ihresgleichen sucht) kehrte der Künstler in die Heimat zurück. Einige Jahre hielt er sich dann noch in Düsseldorf auf und 1858 übersiedelte er ganz nach Graz.

Seine Eltern hatte er schon früh verloren. Sich jedoch des verwaisten Neffen anzunehmen, fühlte sich ein Onkel berufen. Dieser war ein höherer Offizier voll aristokratischer Allüren, der auf Tradition und Form hielt und zu befehlen gewohnt war. Daß nun der Neffe Hermann seine eigenen Wege ging, das Untertänige und Aalglatte haßte und sich mehr zum Urwüchsig-Naiven und Gerad-Einfachen hingezogen fühlte, wollte dem hochtrabenden Onkel nicht gefallen; und schon gar, als der junge Edelmann seinem Herzensdrang folgte und sich mit dem Töchterchen eines Schuhmachers vermählte, hatte er sich's bei seinem Onkel und auch bei seinem Freunde Fridau gründlich verscherzt.

Königsbrunn unternahm dann noch eine Studienreise nach Rom und wurde 1868 als Professor für das Landschaftsfach an der landschaftlichen Zeichenakademie in Graz angestellt. Diese Landschaftsschule war nachgerade in die Mode gekommen und fand regen Besuch. Königsbrunn war aber auch ein gewissenhafter, trefflicher und beliebter Lehrer, ein selbstbewußter Künstler, ein Mensch voll Entschiedenheit und der trotzdem das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Und viele aus seiner Schule hervorgegangene Künstler und Künstlerinnen, wie Alfred Zoff, Marie Egner, Ernestine von Kirchsberg ꝛc. ꝛc. machen dem Meister alle Ehre.

Er schuf eine große Anzahl gelungene Ölbilder, Aquarelle und Pastelle; jedoch eine noch größere Meisterschaft und künstlerische Persönlichkeit bekunden seine Kohlenzeichnungen, denen auch noch Alexander von Humboldt ehrenvolle Anerkennung zollte. Als Prachtstücke wären hervorzuheben: Die Zypressen des Michelangelo in der Certosa zu Rom, Pinienhain bei Kastell Fusano, Kokoswald von Abbema, Das Tal von Gillimale, Indischer Tempelhof u. a. Mehrere tropische Vegetationsbilder, nach Königsbrunns Zeichnungen von Kuwasseg in Aquarell ausgeführt, befinden sich im Wiener botanischen Museum. Eine größere Ansicht von Korfu ist im Besitze des Kaisers, das Bild: Ostküste von Ceylon hat ein Kunstfreund in Paris erworben. Werke dieses Künstlers besitzen die Familien Prokesch-Osten, Schärffenberg, Beck, Hofmann, Koch u. a.

Zu dem Herrlichsten, was Königsbrunn an Kohlenzeichnungen geschaffen hat, zählt wohl der „Urwald auf Ceylon“. Es ist da eine

gewaltige Szenerie mit Felskolossen, Wasserfällen, verschlungenen Gewächsen und ineinandergreifenden Baumriesen, wie sie Gottes Allmacht geschaffen, in großen Zügen künstlerisch und stimmungsvoll wiedergegeben. Herrn Baron Kellersperg ist zum Besitze dieses Meisterwerkes jedenfalls zu gratulieren. Ein ebenso hervorragendes Bildnis von der Hand unseres Künstlers ist auch der „Palmenwald", das die Familie Koch in Graz ihr eigen nennt. Von den großen Ölbildern ist das in des Künstlers Nachlaß befindliche, „Der heilige Baum", hervorzuheben und meines Erachtens wäre es eine Pflicht der maßgebenden Landesvertreter, dieses charakteristische Gemälde für die Landesbildergalerie zu erwerben, um den seltsamen Meister in der „steirischen Abteilung" würdig vertreten zu finden.

Seine erste Frau hatte Königsbrunn nach kurzer glücklicher Ehe verloren und als Trost ist ihm eine gute edle Tochter geblieben. Den zweiten Ehebund schloß er im Jahre 1871 mit Fräulein Mathilde Schlegel, in der er eine liebevolle herzensgute Lebensgefährtin gefunden hatte. Und seine drei aus dieser Ehe entsprossenen talentvollen braven Kinder, die nebenbei bemerkt, auch sehr musikalisch gebildet sind, verschönten dem fürsorglichen Vater auch seinen Lebensabend.

Im Jahre 1877—78, als meine ersten selbständigen Holzschnitzereien in einer Grazer Kunstausstellung deponiert waren, in den Blättern günstig besprochen wurden und auch sofort Käufer fanden, hatte mich Reichsfreiherr v. Königsbrunn, wohl der erste von den heimischen Künstlern, zu sich beschieden und den persönlichen Verkehr angebahnt. Er zeigte mir die Kunstschätze in seinem traulichen Heim und machte mich da mit seinen Werken und ebenso mit denen seines Lieblingskünstlers Albrecht Dürer bekannt, wovon mich die Darstellungen des „Marienlebens" ungemein ansprachen. Allwöchentlich einen Abend durfte ich dann in seinem Familienkreise verbringen, worauf ich damals nicht wenig stolz war. Seine Wohnräume in der Wickenburggasse 5 zierten alte Renaissanceschränke, -Kästchen und -Geräte, und selbst die neueren Bilder prangten in alten Rahmen; man fühlte sich förmlich in ein Patrizierheim versetzt. „Alle diese Stücke", pflegte Königsbrunn mit dem gewissen Sammlerstolz zu sagen, „sind nicht etwa ererbt, sondern ich habe sie zumeist auf Dachböden und Trödelmärkten in höchst verwahrlostem Zustande aufgestöbert, um ein billiges Geld erworben und nach meinen Angaben ergänzen und restaurieren lassen. Damals freute mich das Sammeln und jetzt freut mich der Besitz!"

Außer den vornehm ausgestatteten Räumen, die überall den geläuterten Geschmack des Künstlers verrieten, gab es auch eine einfach und gemütlich eingerichtete Stube, wo nach dem Abendbrot groß und klein versammelt war. Im Lehnstuhl saß der Familienvater, strich bisweilen

seinen langen Vollbart und paffte aus seiner langberohrten Pfeife. Er war immer gesprächig und gewöhnlich gut gelaunt, erzählte gern von seinen interessanten Reisen, von der Elefantenjagd auf Ceylon und den sonstigen Abenteuern. Auch das Geschichtchen gab er zum besten, wie er dort im Urwaldgehege mit seiner Flinte nach einem bewegten Gegenstande zielte und, nachdem der Schuß gefallen, ein kleiner Affe herangekrochen kam, an die blutende Brustwunde griff und das blutige Händchen vorwurfsvoll seinem Beschädiger aufzeigte. „Diese rührende Szene ging mir so nahe“, meinte Königsbrunn, „daß ich nie wieder nach einem lebenden Wesen geschossen habe!“

Bei Erörterungen von Fragen auf dem Gebiete der Kunst oder auf dem Gebiete der Politik konnte er sehr heftig werden — und da war es nicht ratsam, anderer Meinung zu sein. Er war ein grundgescheiter und gut unterrichteter Recke, hatte gesunde philosophische Ansichten und hielt es mit der einfachen ungekünstelten Lebensweise. „Bedürfnislosigkeit ist die Grundlage der Freiheit“, sagte er einmal zu mir. Daß ich ihn als Künstler und Mensch hoch schätzte, beweist mein Stammbuch, das er schon 1883 zum Eintragen eingehändigt erhielt und das erst Rosegger, Hamerling und Leitner beschrieben hatten. Er widmete die Zeilen:

„Im Worte wahr,
Im Handeln klar,
Im Geiste frei,
Im Herzen treu,
Des echten Mannes Wahlspruch sei!“

Zufällig war ich einmal bei Königsbrunn auf Besuch, als es klopfte und ein schlank und hochgewachsener Herr mit geistvoll-edlen Gesichtszügen und graumeliertem Bart zur Türe hereintrat. Der Hausherr eilte ihm entgegen und nach der äußerst herzlichen Begrüßung wurde mir der Fremde als „Professor Ernst Haeckel“ vorgestellt. Ich erinnere mich noch gut, daß es hochinteressante Gegenstände waren, die die beiden Männer aufgerollt und erörtert hatten und daß ich wohl zuhören — aber nicht mitreden konnte. Der berühmte Gelehrte hatte dann mit Königsbrunn den Dichterphilosophen Bartholomäus Carneri besucht und auf dessen Landsitz bei Marburg einige Wochen verbracht.

Eine Reihe von Sommerferien hielt sich Königsbrunn mit Kind und Kegel und einer Anzahl von Schülern und Schülerinnen in Wildbach bei Deutschlandsberg auf. Es mußte tagsüber fleißig im Freien nach der Natur gezeichnet und gemalt werden (da schuf der Meister eben seinen Zyklus der prächtigen Wildbach-Landschaften), abends waren die Zusammenkünfte im geräumigen Schloß. Auch ich war einmal dabei. Es wurde eben das bekannte Morresche Volksstück „s Nullerl“ aufgeführt, wobei die ganze Sommerfrischlerschar beschäftigt war; da gab es

ein Studieren und Proben, bis alles klappte. Gar köstlich unterhielt sich bei der Aufführung unser Altmeister unter der zuschauenden Landbevölkerung, die schier verwundert tat, daß die Städter die Bauern so gut darzustellen vermochten.

Als Königsbrunn seinen 70. Geburtstag feierte, sah er noch stramm und wohlerhalten aus, und da wurde sein Porträtrelief vom Schreiber dieser Zeilen modelliert, das ihm die dankbaren Schüler und Schülerinnen, in Bronze gegossen, als Geburtstagsgabe übermittelt haben. Auch Frau Anna Pirnbacher malte ein gutes Porträt und so sind die energischen Gesichtszüge dieses Künstlers in zweifacher Art festgehalten worden.

Königsbrunn war als Künstler und als Mensch ein Charakter voll Eigenart und seltener Eigenschaften und er gehört gewiß zu denen, die es verdienen, im Ehrenbuche der deutschen Steirer eingetragen zu werden.

Häuslichkeit im Bauerntum.

Kulturbild aus deutschem Norden von **H. l'Houet.**

Wer weiß, ob nicht bei allem Bauerntum mit zu seiner stärksten Eigenart und vor allem auch mit zu seiner glücklichsten Eigenart gehört seine Häuslichkeit.*)

Wenn es feststeht, daß das Haus neben Religion, neben Ehe, neben Recht seit Ewigkeiten eines der Fundamente der menschlichen Gesellschaft gebildet hat, wenn es immer von neuem sich zeigt, daß alle Angriffe gegen solche Fundamentalfaktoren immer nur Revolutionen von gestern waren, die morgen, wenn ihre Führer tot sind, wieder in sich zusammensanken, dann kann man nicht umhin, gerade an dieser Stelle immer von neuem seine Aufmerksamkeit auf das Bauerntum zu richten. Es ist wunderbar, wie ungleich fester die Idee des Hauses bei ihm begründet und verankert ist, wie bei aller städtischen Kultur.

Schon im höchsten Maße rein äußerlich ist das der Fall, indem kein Stand so viel zu Hause ist, wie der Bauer! Wie außerhäusig ist unser Bürgertum! Aller Beruf, alle Geselligkeit, jeder Abendschoppen hält es vom Hause fern. Seine gesamte Familienfestlichkeit, seine gesamten Anregungen, an denen man sich bildet und verbildet, liegen außerhalb des Hauses. Das Haus ist Eß- und Schlafstätte und nur selten Arbeitstätte! Unser Bürgertum ist außerhäusig, aber unser vierter Stand, im übrigen ungefähr nach gleichen Grundsätzen konstruiert,

*) Vgl. l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums. 1905. Tübingen, Moser.

ist es noch mehr. Was für ein noch schmalerer, noch schlimmer verkrüppelter Rest von Haus steht neben Fabrik, Kneipe und Biergarten dem noch zur Verfügung! Ein Haus, das jeden Morgen womöglich alle verlassen, das Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend leer, ausgestorben daliegt! In andere Kreise wieder drängt sich die Doppelhäusigkeit ein, das geteilte Leben in einer Stadt- und in einer Landwohnung. Gar von dem nervösen Wohnungs- und Aufenthaltswechsel nicht zu reden, dessen die Kultur als eines fortwährenden Reizmittels immer von neuem bedarf, ja, durch den man womöglich die Vollendung des Menschen zu erreichen glaubt! Es heißt, der Mensch lernt so Alles kennen. Er lernt in Wahrheit nichts damit kennen! Es ist oft genug darauf hingewiesen, daß man sich mit alledem in einem neuen Nomadentum befindet. Aber man macht es sich nicht immer klar, daß man damit von dem alten, ursprünglichen Nomadentum nur seine Schattenseiten herübergenommen hat.

Wie häuslich, wie so fest am Hause haftend steht in all diesen Dingen das Bauerntum vor uns! Der Bauer hat seine gesamten Interessen im oder beim Hause, er arbeitet vom Morgen bis Abend in seiner Nähe, und wenn die Betglocke zum Feierabend läutet, wartet er eben dabei und eben darin die kurze Abendzeit noch ab, bis zu der frühen Schlafensstunde, die die Voraussetzung der frühen Morgenstunde wieder ist. Das Wirtshaus ist nur beim Säufer auch ein Teil des Tages!

Und ebenso ist es mit aller Außerhäusigkeit im Verkehr. Wie selten besucht man sich im Bauerntum! Wie selten zu anderer Zeit als am Sonntag nachmittag! Wie selten hat man selbst Besuch bei sich! Der Großgrundbesitz ladet sich den ganzen Sommer über das Haus voll mit Stadtbesuch, dem der Winter da draußen zu kalt ist, und der Sommer so eben erträglich. Der Bauer hat, wie bekannt, derartiges nicht. Wenn Heuzeit ist, ist niemand anderer im Hause zu gebrauchen. Wenn Roggenzeit ist oder Kartoffelzeit, ist für niemand andern Platz. *Daß die Familie auf dem Hofe sich selbst lebt, auf dem Hofe unter sich ist, ist eine höhere Tugend, wie Gastlichkeit.* Das aber schafft *Hausständigkeit, Häuslichkeit.* Das Haus bleibt immer beisammen. Das Haus bleibt immer zu Hause. Man verwächst unter sich.

Und zu diesem ersten, dem einfach vielen Zuhausebleiben kommt, vielleicht noch wichtiger, als zweites hinzu, was das Bauerntum auch wieder unseren Ständen voraus hat, *daß sein Haus überhaupt umfangreicher und damit gewichtiger ist als unseres.*

Man denkt dabei in erster Linie wieder daran, wovon wir sprachen, daß alles zum Berufe gehörige im Bauerntum beim Hause liegt, in der Weltkultur abseits davon. Jeder Baum beim Hause ist selbstgepflanzt, jede Saat selbstgesäet, jedes Stück Vieh erweitert das Haus.

Wie hochinteressant, wie umfangreich ist dasselbe. Wie engbegrenzt, wie langweilig ist dagegen das städtische Haus der Hochkultur. Jenes würde auf Jahre hinaus nicht zum Gefängnis werden. Dieses wird es, sobald der Mensch einmal darauf beschränkt wird, nach acht Tagen!

Indes bei aller Bedeutung, die an dieser Stelle übrigens wenigstens unser Großgrundbesitz einigermaßen mit dem Bauerntum teilt, kommt doch als triftiger Punkt hier in Betracht diejenige Erweiterung des Bauernhauses, die dasselbe dadurch erfährt, daß bei ihm die Generationen nicht derartig getrennt werden, wie bei uns; um es einfacher zu sagen, dadurch, *daß bei ihm in der Regel drei Generationen, zuweilen auch vier, im Hause miteinander zusammen wohnen, bei uns deren nur zwei und in wie vielen Fällen nur eine.* Das schafft auf andere Weise, wahrscheinlich mit noch viel stärkerem Erfolge, wieder Häuslichkeit.

Man weiß, wie schwer es aller Hochkultur schon immer fällt, mit ihren Kindern zusammenzuleben. Madame besucht Bébé im Monceau-Park. Dieses Leitmotiv klingt in allen Kulturländern wieder. Der Mut zu den Kindern geht verloren. Sie machen die Frau krank oder häßlich, sie bringen Umstände, sie werden ungezogen, sie kosten Geld, und alles das kann der weiche Vater und die nervöse Mutter nicht mehr ertragen. Sie haben Last genug, sich selbst einander zu ertragen. Sie lebten, wenn das ginge, am liebsten immer jeder für sich allein. Also trennen sie sich wenigstens da, wo es geht. Die Großeltern trennen sich von den Eltern, die Eltern sich von den Großeltern. Die einen entarten hier, die anderen entarten da; um der Bequemlichkeit willen übersieht man das. Jedenfalls aber, das Haus enthält nur zwei Generationen und beim Bauerntum drei.

Jeder weiß ja nun freilich, daß dieses auch bei ihm nicht überall glatt geht. Gar wenn die Leute in einer Gegend alt werden, mit 80 Jahren erst zu sterben pflegen, statt mit 60, wenn aus den drei vier Generationen werden, daß der Hof Großeltern und Urgroßeltern als Altenteiler auf sich hat. Dann ist die Sache gewiß nicht leicht, und zieht bald einmal ein böser Gedanke durch die Seele des Bauern. Aber jedenfalls, derselbe hat keine Folgen. Man bleibt zum Schlusse auch bei vier Generationen zusammen und gar bei dreien bleibt man es immer.

Weshalb kann das der Bauer, weshalb bringt man an dieser Stelle wieder einmal etwas fertig, was man der Stadtkultur ja nicht bieten würde? *Weshalb ist der ganze häusliche Vertrag an dieser Stelle wie an allen bei ihm so viel besser, wie bei feiner Kultur?* Es dürfte zwei Gründe haben, die ziemlich auf der Hand liegen.

Einmal die bereits genannte *größere Natur, Natürlichkeit und Gesundheit alles Bauerntums:* Die Kapitel Gesundheit

und Maßhalten kommen in Frage.*) Den Vater des Hauses plagt kein Ehrgeiz, kein Strebertum, kein Wunsch, sich hervorzutun. Die Mutter plagt keine Gefallsucht, keine Klatschsucht, kein Sensationsbedürfnis. Sie liest nicht täglich ein Stück Zeitungsroman in sich hinein, weil sie überhaupt keine Zeitung liest. Die Tochter denkt nicht den ganzen Tag ans Heiraten und der Sohn nicht an sein ganzes außerhäusiges Leben, welches allein ihn zum Manne machen möchte. Er fährt nicht mit tausend Masten hinaus auf die See. Er will nicht mehr werden, wie der Vater! Wir wollen nicht übertreiben. Auch im Bauerntum ist jeder Sünder. Auch dort will jeder für sich natürlich einen guten Platz haben. Aber es bleibt dabei, man ist zufrieden mit einem gesunden Mittelmaß. Die ganze Selbstsucht ist mehr natürlich, mehr naturgemäß. Die Menschen sind maßvoller, zielvoller, nicht ins Maßlose und Ziellose jagend. Das macht sie natürlicher, macht den Umgang mit ihnen natürlicher, leicht. Die größere Naturgemäßheit ist der eine Grund des besseren Vertrages im Bauernhause.

Der andere aber dürfte einfach die Übung jedes einzelnen in dieser Kunst sein. Es ist bekannt, unsere Hochkultur kommt leicht, wenn etwa zwei Ehegatten miteinander sich nicht verständigen können, auf den Ausweg: etwas Trennung bessere das Verhältnis! Oder ein Mann ist die ganze Woche über auswärts an seinen Beruf gebunden, so daß er nur den Sonntag über daheim sein kann. Die Sonntagslaune hilft über allerlei hinweg und man hält ein solches Verhältnis vielleicht für ein besonders günstiges. Das Bauerntum lebt nicht nach solchem Grundsatz, ein intermittierender Verkehr mache denselben am innigsten. Es wird Meister durch die Übung. Alle Teile seines Hauses sind immer miteinander zusammen. Alle leben sich immer von neuem ineinander ein. Jeder einzelne lernt immer mehr, mit jedem anderen den richtigen Ton zu treffen, wird immer geschickter darin eben durch tausendfache Übung. Vor allem, es stellt sich eine Übung, eine Fertigkeit da ein, wo nicht befohlen werden kann und nicht gehorcht werden muß, wo ohne jedes Gewaltmittel gearbeitet wird, im Verkehr zwischen den erwachsenen Generationen. Bei uns entschuldigt sich die alte Hofrätin bei ihren Wohnungsnachbarn, sie müsse mit ihrer achtzigjährigen Mutter stets so laut reden, um deren Schwerhörigkeit willen, von der die Nachbarn nichts wissen! Es ist einfach fortwährender Zank zwischen ihnen! Es ist aber bekannt, wie viel solcher Zank, wie viel Szenen bei uns das Familienleben durchziehen. Derartiges fehlt im Bauerntum. Ein Alter ist durchaus uneinverstanden mit der Schwiegertochter, die ihm der Sohn ins Haus gebracht hat. Aber jeden-

*) L'Houet, a. a. O. S. 7, S. 113.

falls, mit Worten gibt er dem in keiner Weise Ausdruck, dazu besitzt jeder Teil zuviel richtigen Instinkt; und aller Zank, wie man so überrichtig bemerkt hat, kommt doch immer nur von Worten her. Nicht ein Ton fällt über die Mißstimmung. Kein Gedanke von ein ‚Sichaussprechen' oder dergleichen.

Die Jugend lernt mit dem Alter und das Alter lernt mit der Jugend umgehen. Man kann alles dahin zusammenfassen: der gegenseitige, häusliche Verkehr im Bauerntum ist eine gegenseitige häusliche Schule!

Man hat die Empfindung, daß keiner unserer Stände so sorgsam ist im Verkehr, wie das Bauerntum. Wo wir so oft zwischen einer falschen Kordialität und einer falschen Reserve hin- und herschwanken und zum Schlusse beidemale vorbeitreffen, da bemüht sich der Bauer um das Richtige und trifft es. Wie manchmal setzt er einem über den oder jenen Fall auseinander: „Dat möt'n nich vor Gewalt trakteren!" wo wir töppisch darauf losgehen (Solchem Übelstande soll doch baldigst abgeholfen werden!) und uns der Niederlage dann durch Versetzung entziehen! Solche Schulung dankt er seinem Hause, dem Umgange zwischen alt und jung dort, der bleiben muß, den man nie durch eine letzte Auskunft abbrechen kann: „Ich ziehe mich zurück! Ich ziehe fort von hier! Ich lasse mich versetzen!" Das bildet! Es bildet viel mehr wie alle ähnlichen Verhältnisse bei uns, die man jede Stunde abschneiden, denen man sich jede Stunde entziehen kann: Es ist die eigentliche hohe Schule des Hauses.

Was ist es im einzelnen, daß in dieser beiderseitigen Schule gelehrt und gelernt wird? Es ist nicht allzu schwer zu sagen: Die Mittelgeneration lernt von dem Alter Sparsamkeit, Fleiß, Frömmigkeit gegen dasselbe. Sie lernt Geduld von dem Alter. Der Bauer ist viel geduldiger wie der Stadtmensch, auch aus vielen anderen Gründen, aber sehr viel mit auch, weil er von den Alten die Geduld täglich und stündlich vor Augen sieht. Und der Stadtmensch ist ungeduldiger, auch aus vielen anderen Gründen, aber sehr viel auch deshalb, weil er dieselbe nicht so in seinem Hause täglich und stündlich vor Augen sieht.

Die Mittelgeneration lernt auch vor allem täglich an ihr Ende denken, auch wieder, weil sie ein solches zu Ende gehendes Alter täglich vor Augen sieht. Sie lernt, wenn man es zusammenfaßt, unendlich viel durch Hören und Sehen! Sie wird sehr oft klug ohne Schaden. Man kann sagen: Alle Erfahrung geht beim Bauerntum ungleich rastloser wie bei aller andern Kultur von einer Generation über auf die andere.

Und fragt man weiter die umgekehrte Frage: Was lernt das Alter von der Jugend? Oder um es vielleicht treffender auszudrücken:

Welches ist die Rückwirkung der Jugend auf das Alter? Es ist ebenso nicht wenig!

Über die allgemeine Erziehung der Eltern durch die Kinder hinaus gibt es noch eine Menge von freundlichen, liebenswürdigen Einflüssen der Jugend auf das Alter, die das Bauernhaus besitzt und die unserem Hause fehlen. Die Jüngsten, die Enkel, welche unser Alter entbehrt, wenn sie dort ihre kleinen Stühlchen an die Sitze der Großeltern heranrücken, machen deren Tage wieder freundlich und sonnig, und die Mittelgeneration, die auf der Höhe des Lebens steht, bewahrt es vor Fehlern und Irrtümern, von denen das Alter sich bloß selbst frei glaubt. Das Alter ist reicher an Überlegen und Erfahrungen, aber die Schlagfertigkeit, das augenblickliche Sichzusammenfassen ist ihm abhanden gekommen. Damit hilft im Geben und Nehmen ihm die Jugend aus.

Ein Vater hat den Hof noch, er will sich nicht eher ausziehen, bis er sich schlafen legt. Aber der Sohn hat bereits die Vollmacht, den Vater bei allen Unterschriften zu vertreten. Der Sohn redet dem Alten seine Prozesse aus und ermutigt ihn zur Arbeit, und die gefährlichen Jahre eines unfähig gewordenen Regenten werden überwunden, ohne daß er Schaden anrichtet und ohne daß seiner Ehre zu nahe getreten wird! Oder wie oft trifft man einen Knecht, dem der Pfarrer in der Religionsstunde wenig Schönes vorausgesagt hat. Und der Bauer kommt mit dem Knechte gut aus! Wie kommt zuweilen dort auch eine schlimme Schwiegermutter vor, die den ganzen Tag knört und tadelt, aber die jungen Leute kommen ruhig und ohne Streit mit ihr aus, sich einen Ruhmeskranz flechtend für ihr ganzes Leben. Wie oft kommt es vor, daß gerade alle Bauernrekruten ihre Soldatenlaufbahn beschließen als Offiziersburschen und Ordonnanzen.

Und dann — was anderswo nicht häufig vorkommt, wie oft sind kranke Alte tatsächlich besser bei ihren Kindern aufgehoben, wie in irgendeinem Krankenhause. Es wäre ja selbstverständlich. (Schluß folgt.)

Das Mürzthal.

Eine Wallfahrt nach der Heimat, in Briefen beschrieben von **J. v. Kalchberg.**

(Schluß.)

8.

Den 8. May 1813.

Ich war gestern zu bewegt, in meiner Erzählung fortfahren zu können. Mein Geburtsort Pichl ist das Stammschloß der Freyherren von Pichl, welches Geschlecht noch bestehet. Ein Franz von Pichl vermachte es seiner Gattinn, einer Gebornen von Leuzendorf, deren zweyter Gatte

ein Freyherr von Gabelkoven war. Vom sechzehnten bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hausten hier die Gabelkover, von denen dieses Gut, ebenfalls durch die Heyrath einer Wittwe, an meinen Vater gelangte. Durch mich und meine Nachfolger erhielt die alte Ritterburg in ihrem Inneren eine gemächliche Verwandlung, aber sie verlor zugleich jene düstere Ehrwürdigkeit, derer ich mich noch mit einem heiligen Grauen aus den Tagen meiner Kindheit erinnere.

Ich will Sie nicht mit Erzählungen von Geistern und ihren Erlösungen belästigen. Wir hatten ein großes dunkles Zimmer, wo auf einem ungeheuern Ofen das ganze Leiden unsers Erlösers in erhabener Arbeit und frischen Farben künstlich dargestellt war. Die kleinen Fenster mit den linsenartigen Scheiben, durch welche das Licht nur schwach durchdringen konnte, die schwarzen Kästen, das bräunliche Getäfel an der Decke des Zimmers, und die Menge Rittergemählde umher in ihren schwarzen Gewändern machten einen so schauerlichen Eindruck, daß sich, wenn der Abend kam, kein weibliches Wesen dieses Zimmer allein zu betreten getraute. Hier war es, wo ich als Knabe und Jüngling gern verweilte, weil sich schon damals meine Phantasie so oft mit der Geschichte der Vorzeit beschäftigte. Besonders gefiel mir eine schöne Rittersfrau mit blauen Augen und blonden Haaren, die, in Lebensgröße dastehend, mich so freundlich anlächelte; aber ich bedauerte sie zugleich recht herzlich, daß ihr das Schicksal keinen schöneren Gatten gab; denn der hochfürstlich salzburgische Hofkriegsrath, Ritter Rarwolf hatte ein zu rotes Silenengesicht, und die Kupfernase stach noch mehr hervor aus dem schwarzen Gewande und den vielen goldenen Ketten. Vor diesem Ritter fürchteten sich alle Mägde des Schlosses. Oft schlich ich mich auch hinauf unter das Dach zu jenem Thurme, wo sich die Reliquien der Vorzeit befanden. Vorzüglich bewunderte ich dort einen prächtigen, sammtenen Turniersattel, der in seiner Art ein wahres Meisterstück der Kunst war; auch versuchte ich oft meine Kraft an den alten Waffen und beklagte es recht herzlich, nicht wenigstens zweyhundert Jahre früher zur Welt gekommen zu seyn. So träumt sich der Mensch die Vorzeit und die Zukunft immer besser als die Gegenwart, und in diesem unglücklichen Wahne verachtet er, was sich ihm gegenwärtig darbietet, und sein Leben schwindet nur allzu oft in eitlen Hoffnungen genußlos dahin.

Bevor wir meinen Geburtsort verlassen, bitte ich Sie, mit mir noch einen kleinen Spaziergang nach jenem engen Thale zu machen, aus dem dieser Bach hier hervorrieselt. Unansehnlich ist die Quelle da, die mich schon als Kind so oft in Schlummer lullte, und doch so wohlthätig, besonders für die Besitzer dieses Schlosses und seiner Umgebungen. Alle Wiesen, die sie bewässert, sind ausserordentlich fruchtbar, und haben daher einen besonderen Werth. Die Sägemühle hier, die von ihr getrieben

wird, gewährte mir einst einen reichlichen Ertrag. Sogar der niedrige Steg hier, der über einen Theil des Baches zur Sägemühle führt, hat für meine Jugenderinnerungen ein gemüthliches Interesse. Ich hatte als Knabe in der Höhlung eines Pfeilers der Sägemühle ein Rothschwänzchennest gefunden. Täglich besuchte ich meine lieben Vögelchen, und verbarg meinen wichtigen Schatz Jedermann, besonders aber meinem jüngeren Bruder, der mir gerne alles nahm, was ich hatte, und wo es denn immer hieß, ich müßte klüger seyn und nachgeben. Mein Bruder bemerkte meine öfteren Besuche auf der Sägemühle, schlich mir nach, fiel über diesen Steg, und, obschon er kaum benetzt wurde, mußte ich es doch schwer entgelten. Als ich mich wieder zu meinem Schatze wagte — war er schon ausgeflogen. Lassen Sie uns durch das Erlengebüsch, längst dem Ufer dieses Baches fortwandeln, seine vielen Abfälle, wo die Wasserleitungen angebracht sind, beschauen, bis wir die Veitsch erreichen, welcher Ort ihm seinen Nahmen giebt. — Hier sehen Sie einen, der gräflichen Familie Schärfenberg gehörigen Hochofen, worin das Erz geschmolzen wird, welches der Menschenfleiß aus einem Berge des tieferen Hintergrundes dieses Thales hervorbringt. Dieses Bergwerk ward erst in den Tagen meiner Jugend gefunden in der denkwürdigen Epoche, als der unvergeßliche Joseph der Zweyte die Industrie seiner Unterthanen so wohlthätig zu erwecken wußte. Die Pfarr und Herrschaft allhier, welche von ihrem Schutzpatron, dem heiligen Veit, den Nahmen Veitsch erhielt, gehört seit Jahrhunderten zu dem Benedictinerstifte St. Lambrecht. Die Bewohner dieses einsamen Erdenwinkels unterschieden sich durch manche Eigenheiten von den übrigen Mürzthalern. Man möchte fast glauben, daß ein anderer Volksstamm der Deutschen sich einst dort angesiedelt habe. An Accent und Ausdrücken hat ihre Sprache einige Verschiedenheit, so wie auch an der Kleidung sie auffallend abweichen. Die Erzeugung der Kohlen ist ihr vorzüglichster Erwerb, aber äusserst beschwerlich und mühsam ihr Feldbau. Die faltigen Strümpfe verdicken die Füsse des weiblichen Geschlechtes. Bei den Hochzeiten kömmt die Braut in einem schwarzen Mantel zum Traualtar, und diesen Mantel müssen die Mütter auch tragen, wenn sie sich nach der Geburt eines Kindes in der Kirche segnen, oder wie man es nennt, fürsprengen lassen. Man weiß die Ursache nicht, warum in diesem Tale die Weiber minder fruchtbar sind denn anderswo; allein dieser Umstand ist wohlthätig für unglückliche Mädchen, die in anderen Gegenden früher Mütter als Gattinnen werden. Schon viele arme Kinder der Liebe fanden in der Veitsch gute Versorgung und erbten dort ansehnliche Bauerngüter. Lächelnd hörte ich oft zu, wenn die guten, aber so sehr simpeln Veitscher die Litaney von dem Leiden unseres Erlösers betheten, und immer die Worte hinzusetzten: Freue dich Maria! — Doch der gute Vater im Himmel sieht ja mehr auf unsere

Herzen, als er auf unsere Worte horchet. Auf dem Wege, den wir hier wandeln, gehen alljährlich mehrere hundert Wahlfahrter vor dem Schlosse Pichl vorbey, durch die Veitsch über die Alpen nach Maria Zell; besonders wählen viele Ungarn diesen Weg. Auch ich machte einst diese Wallfahrt, wurde auf der Alpe von einem Donnerwetter überfallen, welches sich aber bald in die Tiefe senkte, und mir das prächtige Schauspiel gewährte, den Donner unter mir rollen zu hören, und die meisten Blitze gegen den Himmel aufwärts fahren zu sehen.

Wir haben jetzt die Landstraße wieder erreicht, und wandeln dem ansehnlichen Flecken Krieglach zu, wo sich die vorletzte Poststation der Steyermark gegen Oesterreich zu, befindet. Hier war einst der Wohnsitz meiner Väter; auch hier erinnern mich so viele Gegenstände an die Begebenheiten meiner Jugend. Auf diesem Platze vor dem Posthause hob mich meine Mutter als kleinen Knaben empor, um der in ihrem Reisewagen sitzenden guten Landesmutter Maria Theresia die Hand zu küssen. Ach das Bild dieser wahren Wohlthäterin ihrer Unterthanen hat sich so tief in meine Seele gedrückt, daß ich es bis zu meinem Tode behalten werde! . . . Verzeihen Sie, Freund, daß ich Sie jetzt auf den Kirchhof führe. In dieser Nische an der äußern Kirchenmauer sagt Ihnen die Inschrift, daß hier der Ruheplatz meines Vaters und mütterlichen Großvaters sey. — Friede euerer Asche, edle Greise! Deutscher Biedersinn war die schönste Zierde eures Characters. Ruhet sanft, ihr heiligen Reste meiner Väter! Bald werde auch ich sie finden diese Ruhe. Ich scheide von euch mit dem tröstlichen Gedanken, daß es über jenen flimmernden Sternen eine bessere Welt — daß es dort ein Wiedersehen geben müsse.

Jenes kleine Schloß auf der Anhöhe, jenseits der Mürz, ist der Wohnsitz eines braven Mannes, der sich Seßler nennt. Obgleich nicht zu diesem Fache erzogen, wußte sein Genie die Verarbeitung des vaterländischen Eisens zu allerley nützlichen Werkzeugen und neuen Handlungsgegenständen auf einen Grad von Vollkommenheit zu bringen, der ihn zu einem verdienstvollen Bürger des Staates macht. Auch hat er durch seine warme Theilnahme für unsere vaterländische Bildungsanstalt, das Joanneum, einen edlen Patriotismus bewiesen.

Das moderne Landhaus dort jenseits der Mürz, im Hintergrunde der schattigen Haine, die bis zu uns her an die Landstraße reichen, ist das Gut Feistritz, welches von einem Herrn von Reichenberg, der auch dort den Eisenhammer erbaute, diese verjüngte Gestalt erhielt. Es giebt mehrere Schlösser und Orte in der Steyermark, welche Feistritz heißen; auch gab es einst ein ansehnliches Edelgeschlecht dieses Nahmens, von dem vielleicht jene Orte ihre Benennung erhielten.

Sehen Sie hier; neben diesem an der Straße stehenden Eisenhammer, eine große Wiese, in deren Mitte eine alte Linde majestätisch

sich erhebet? Sie war einst, der Sage nach, das Eigenthum eines alten Weibes, welches den Wein so sehr liebte, daß ihr endlich die ganze Wiese durch die Kehle rann. Sie wird daher noch gegenwärtig die Seitelwiese genannt.

Die öden Mauern hier rechts auf einem hohen und steilen Berge, die so traurig auf die Straßen herabschauen, und dem Wanderer die Zerstörungssucht der Menschen gleichsam zu klagen scheinen, sind die Trümmer des alten Schlosses Hohenwang. Noch in den neueren Zeiten war diese stattliche Ritterburg, zu welcher man einst nur über drey Zugbrücken gelangen konnte, ein schönes Monument der Vorzeit. Ich selbst durchwandelte noch als Knabe alle Gemächer dieses Schlosses; sah die Mühle, welche von Menschen getrieben, bei einer Belagerung benützet ward; sah die Rüstkammer mit den Lanzen, Harnischen und alten Luntengewehren aus den Zeiten der ersten Erfindung des Schießpulvers; sah das lange Redehorn, durch welches hinab auf den in der Ebene liegenden Krotenhof, einer zu Hohenwang gehörigen Meyerey, gesprochen ward; sah den Rittersaal mit üppigen Gemählden aus der römischen Fabellehre; sah das Bildniß eines ungeheuer großen Hirschen, der einst mit den Rindern täglich auf die Weide getrieben, und dort von einem unwissenden Jäger erschossen ward; sah endlich die alte Schloßkapelle mit dem Bilde Maria Heimsuchung, an welchem Festtage sie von vielen Wallfahrtern besuchet wurde, die sich dann unter den vor dem Schlosse stehenden alten Linden lagerten, und dort der reinen Luft, der schönen Aussicht genossen. Der letzte Bewohner dieser Beste war ein Einsiedler, der wie ein Anachoret lebte und im Rufe der Heiligkeit starb. Bey einem Donnerwetter eilte er, nach alter Sitte, jedesmal auf den Schloßthurm, um die Glöckchen zu läuten, und dort war es, wo ihn ein Blitzstrahl zu einem noch höheren Wohnsitze beförderte.

Die Erbauung eines neuen Schloßes in der Ebene, vor dem Krotenhofe, hatte bald nach des Einsiedlers Tod, die Zerstörung des alten zur Folge, wie denn immer in der Welt — physisch und moralisch — das Alte von dem Neuen verdrängt wird. Die ältesten Besitzer von Hohenwang — in so weit sie nämlich in der Vaterlandsgeschichte bekannt sind — waren die Herren von Gallenberg. In der Epoche des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Erbstreit Kaiser Friedrichs des Dritten mit seinem Bruder Albert einen inneren Krieg verursachte, theilte sich der ganze Adel in zwey Partheyen. Albert unterlag; seine Anhänger wurden als Rebellen behandelt, und da der Besitzer dieses Schlosses einer derselben war, so gieng es für die Familie Gallenberg verloren. Diese Herrschaft ward hernach der Familie Schärfenberg gegeben, und vielleicht geschah dieß, weil man wußte, daß die Gallenberger und die Schärfenberger Eines Ursprungs sind. Valvasor in seiner Chronik von Krain erzählet

uns, es sei im Jahre 928 ein Abkömmling der Herzoge in Franken, Arnolph genannt, nebst mehreren anderen edlen Rittern, zur Beschützung der Gränzen des Römischen Reiches in die wendische Mark gekommen, und habe sich in Unterkrain, auf einem hohen und scharfen (steilen) Berge, ein Schloß erbauet, dem er, nach seiner Lage, den Nahmen Schärfenberg gab. Arnolph hatte drey Söhne. Der älteste blieb auf dem väterlichen Erbe und wurde der Stammvater der Herren von Schärfenberg. Der Zweytgeborne erbaute sich ein Schloß, welches er Gallenberg nannte, wovon seine Nachkommen sich den Familien-Nahmen gaben. Der Drittgeborne erbaute sich das Schloß Siebeneck; doch seine Nachkommen, welche sich von diesem Schloße benannten, und sieben Ecke in ihrem Wappen führten, sind schon lange erloschen. Die Herren von Schärfenberg waren einst in Krain sehr mächtig, und hatten dort große Besitzungen. Als im Jahre 1293 gegen Meinhard, Herzog von Kärnten, dem damahls auch Krain zugetheilt war, eine innere Empörung entstand, trat auch Wilhelm von Schärfenberg zu den Verbündeten. Diese wurden geschlagen, und als Schärfenberg, von seinem Vetter, dem herzoglichen Feldhauptmann Conrad von Aufenstein, tödtlich verwundet vom Pferde sank, zog er sterbend einen Ring vom Finger, und gab ihn seinem Besieger mit diesen Worten: „Aufensteiner! so lange Du diesen Ring mit dem Edelgestein, der mir von einer unbekannten und hernach nie mehr gesehenen Jungfrau in dem Walde bei Schärfenberg geschenkt ward, bey Dir trägst, und wider Deinen rechten Herrn nicht thust, wird es Dir an Ehr und Gut nicht zerinnen.“ Des Ringes Wunderkraft soll sich erprobet haben. Die Aufensteiner waren glücklich, reich und mächtig, bis Friedrich von Aufenstein im Jahr 1396 gegen seinen Landesfürsten sich empörte, und, der letzte seines Stammes, im Kerker starb.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist also die Herrschaft Hohenwang ein Eigentum der Grafen und Herren von Schärfenberg, die auch einen König von Bulgarien unter ihre Ahnen zählen und noch gegenwärtig eine Königskrone in ihrem Wappen führen. — Sehen Sie, Freund, hier rechts, nicht ferne von der Straße ein Haus und unweit demselben zwey sogenannte Maybäume, zwischen denen 3 Kränze hängen? Hier war einst der Turnierplatz der Besitzer von Hohenwang; daher dieser Ort den Nahmen Sprengzaun führt und noch gegenwärtig der Unterhaltung geweiht ist, indem hier oft auf die Scheibe geschossen, gespielt und getanzt wird.

Das Scheibenschießen ist ein Lieblingsvergnügen der deutschen Steyermärker. Gute Schützen machen oft weite Reisen, um an den Hauptschießen, die gegeben werden, Theil zu nehmen. Wenn man im Lande mehrere Schießstätten errichtete, kleine Beste bestimmte und den Bauernburschen erlaubte, an Sonn- und Feyertagen Nachmittags sich dort mit

Scheibenschießen zu unterhalten, so könnte dieß dem Staate — im militärischen Sinne — manchen Nutzen gewähren.

Wie mancher wandernde Ritter, wenn er, wie wir, auf der Heerstraße an diesen Platz kam, wird die Gastfreyheit jener Zeiten benützt, hier eingesprochen und eine Lanze gebrochen haben. Wer eine Tochter der Besitzer von Hohenwang zur Gattinn verlangte, mußte, einen großen mit Wein gefüllten Humpen in der Hand auf seinem Hengste von dem Schlosse zu diesem Turnierplatze herabsprengen, den Humpen unterwegs, ohne etwas zu verschütten, austrinken, und hier einen der drey zwischen den Maybäumen hochhängenden Kränze herabschießen. Der Humpen befindet sich noch bey der Familie der Herren von Schärfenberg, wann aber hier der letzte Kranz herabgeschossen ward, weiß ich nicht zu sagen. Man erzählte mir in meiner Jugend, daß noch die Mutter des gegenwärtigen, würdig ergrauten Familienhauptes der Grafen und Herren von Schärfenberg an jedem Sonnabend, einen Bund Schlüssel an der Seite hängend, mit Ochsen von dem hohen Schlosse zu dem Krotenhofe herabgefahren sey, um dort dem Dienstgesinde aus den Speisekammern die Nahrung für eine Woche hervor zu geben. Wie haben sich doch seit ein Paar Generationen unsere Sitten geändert! Ich lobe mir die patriarchalischen Zeiten, wo sich selbst die Königstöchter nicht schämten, vom Brunnen Wasser zu hohlen. Der Ackerbau und die Landwirtschaft sind die edelsten und natürlichsten Beschäftigungen der Menschen. Die Prozenten, die wir durch unsern Fleiß der Natur abwuchern, sind in moralischem Sinne der unschuldigste aller Erwerbe; denn die meisten der übrigen gründen sich auf eine Art Bevortheilung unseres Nächsten, und verderben das Herz. So lange unser Adel auf seinen Gütern lebte, waren seine Sitten reiner, seine Gesinnungen adeliger; er war glücklich, reich und mächtig. Es war ihm verbothen, bürgerliche Gewerbe zu treiben; jetzt scheint der Edelmann Bürger und der Bürger Edelmann geworden zu seyn. Verwechslungen dieser Art sind dem Grundsysteme unserer Verfassung entgegen und können keine guten Resultate hervorbringen.

9.

Den 9. May 1813.

Der Flecken, in dem wir übernachteten, heißt Langenwang und ist zur Herrschaft Hohenwang dienstbar. In der Gruft der Pfarrkirche ruhen Viele des Geschlechtes Schärfenberg. Oft beschaute ich als Knabe das wirklich schöne Monument eines Schärfenberg von röthlichem Marmor, wo er in Lebensgröße, in voller Rüstung da liegend, vorgestellt ist. Weil dieser Ritter ein Anhänger der Reformation war, so ward bey Kirchenvisitationen öfters befohlen, dieses schöne Denkmahl hinweg zu räumen; allein keiner der Pfarrer wollte sich hierzu entschließen. Auf dem Kirch-

hofe ruhet die Asche eines Italienischen Duca, den hier der Tod auf der Reise in den Armen seiner geliebten Reisegefährtinn auf eine schauderhafte Art ereilte. — In diesem Pfarrhause habe ich als Knabe zwey bittere Jahre durchlebt. Ich sollte hier den ersten Unterricht im Latein erhalten; allein mein Lehrer brachte mir viele Schläge, aber wenige Kenntnisse bei. Es sey ihm im Grabe verziehen; denn Niemand kann mehr geben, als er besitzet! — Späterhin wohnte hier als Dechant einer meiner geliebtesten Jugendfreunde, an Geist und Herzen, und literarischen Kenntnissen gleich unübertrefflich, bey dem ich manchen glücklichen Tag verlebte, der mich auch oft auf meinem väterlichen Wohnsitz besuchte. Einen doppelten Werth hat auf dem Lande der Umgang mit einem wahren, gebildeten Freunde für den bessern gefühlvollen Menschen. Zur Pfarre Langenwang gehören mehrere sehr enge und rauhe Seitenthäler. In den Gemeinden Trabach und Predul werden die Bewohner im Winter so verschneyet, daß sie oft Monate lang nicht zur Kirche kommen können. Wenn dann jemand stirbt, so muß er ohne geistlichen Beystand aus der Welt gehen; die Leiche wird auf den Dachboden gelegt, und bleibt dort festgefroren so lange, bis es die Witterung zuläßt, sie zur geweihten Ruhestätte zu bringen.

In diesem Dorfe (Büchelwang) war ich einst bey einer Feuersbrunst zugegen, welche mehrere Häuser in Asche verwandelte. Es war im Spätherbst und schon sehr frostig: wie ein Bauer sich ganz gelassen bey den noch brennenden Resten seines Hauses wärmte! Seine stoische Gelassenheit verdiente noch mehr Bewunderung, weil er eben nicht bemittelt war. —

Das Mürzthal beginnt jetzt enger und auch klimatisch rauher zu werden. Hier rechts auf dem waldigen Berge sollen noch die Spuren eines Schlosses zu finden seyn, von dem jedoch selbst der Nahme verloren gieng. Noch ist hierunten an der Mürz der Ausgang eines geheimen Weges zu sehen, der, unter der Landstraße durch, zu jener Höhe hinanführen soll. Dunkle Sagen von Schätzen, welche dort der Teufel bewache, haben sich noch unter dem Landvolke erhalten. Vielleicht war hieroben der Wohnsitz der alten Grafen von Mürzthal, da man sonst gar keinen Ort kennet, wo sie einst gehauset haben könnten.

Wir stehen jetzt vor dem Thore des Marktes Mürzzuschlag; doch muß ich Sie bitten, mit mir hier links einen Seitenweg einzuschlagen, noch länger an den Ufern der Mürz hinzuwandeln, bis wir, nach einer zweystündigen Wanderschaft, das nun aufgehobene Cistercienserstift Neuberg erreichen. Die Weite des Weges wird uns durch seine romantischen Schönheiten reichlich vergolten werden. Das im Jahre 1786 aufgehobene Cistercienserstift Neuberg wurde von Otto dem Fröhlichen, einem Sohne Kaiser Alberts des Ersten, im Jahre 1327 gestiftet und erbauet. Dieses Stift hatte seine Entstehung nicht sowohl der Andacht, als der Liebe

zu verdanken. Herzog Otto verehelichte sich mit einer schönen Prinzessin aus Bayern, die seine nahe Blutsverwandte war, und mußte für die von Rom erhaltene Dispens sich verpflichten, drey Klöster zu erbauen. So entstand ein Augustinerkloster zu Wien, die Chartause Gamming in Oesterreich, und Neuberg in der Steyermark, welchem letzteren die schöne Gattinn des Stifters auch ihre eigenthümliche Herrschaft Reichenau am Schneeberge in Oesterreich schenkte, die jedoch, noch einige Jahre vor der Aufhebung des Stiftes, an die Gewerkschaft in Eisenerz verkauft wurde. Das Stift selbst ist — mit anderen Abteyen verglichen, nicht besonders ansehnlich; desto herrlicher und prächtiger ist der große, hohe, helle gothische Tempel, mit einer Doppelreihe von Säulen, durchaus von Quaderstücken erbauet. So oft ich diese Kirche betrat, durchbebte mich ein heiliger Schauer. Es machte diesen Mönchen Ehre, daß sie mehr für die Pracht ihrer Kirche, als den Prunk ihrer Abtey sorgten. Ueber der Sacristey führet eine Wendeltreppe von 74 Stufen bis zum Kirchendache. Die Kirche vom Fuße bis zum Dache, das Dach selbst und der Thurm auf der Kirche haben alle drey eine gleiche Höhe; es beträgt somit jedes den dritten Theil der Höhe des ganzen Gebäudes bis zur Thurmspitze. Der Bau dieser Kirche ward erst im fünfzehnten Jahrhundert vollendet. Man erzählt, das Stift habe, so lange der Bau dauerte, einen Donauzoll in Oesterreich, und einen Antheil an der Salzpfanne zu Aussee genossen; daher wurde so langsam gebauet. Bey der Entstehung des Stiftes war noch diese ganze Gegend von Menschen unbewohnt, ein Wohnsitz der Hirsche, Bären und Wölfe. Nur ein landesfürstliches Jagdhaus stand dort, welches den Stifter zuerst auf die Idee brachte, hier eine Abtey zu erbauen, und die wilde Gegend durch den Fleiß der Mönche urbar zu machen. Ueberhaupt waren gewöhnlich mit solchen geistlichen Stiftungen auch weltliche Zwecke verbunden. Die meisten Stifte dieser Art wurden in Wildnissen erbauet, die dem Besitzer fast gar keinen Ertrag gewährten. War der Stifter ein Private, so hielt er sich und seinen Nachkommen die Schirmvogtey bevor, wofür die Mönche ihren Erwerb mit ihm theilen, und noch für ihn bethen mußten. War der Stifter der Landesfürst selbst, so verbesserte er hierdurch sein Land, und verschaffte sich neue streitbare Unterthanen. Wenn wir jetzt den Reichthum und die großen Besitzungen mancher Abteyen bewundern, so müssen wir bedenken, daß der Ursprung des Stiftes, wo die Mönche noch selbst ihre Felder bestellten, keineswegs so glänzend war. Ihr Fleiß und ihre spätern Erwerbungen, die, wie der alte Ausdruck sagt, in die todte, nichts mehr von sich gebende Hand fielen, brachten diesen Reichthum hervor.

Das Stift wurde neben dem kleinen Jagdschlosse, welches auf einem nicht hohen Felsen lag, erbauet, und beyde Gebäude hingen durch eine hohe Brücke zusammen.

Als die Türken im sechzehnten Jahrhundert das erste Mahl Wien belagerten, kam auch eine Horde derselben nach Neuberg. Die besten Schützen dieser Gegenden hatten sich in dem Jagdschlosse versammelt, und als die Feinde durch das Thor des Stiftsvorhofes ritten, fiel auf den ersten Schuß ihr Anführer todt vom Pferde. Dieß erschreckte die Uebrigen, welche allsogleich die Flucht nahmen. Der Ort, wo der gefallene Türke begraben ward, wird noch jetzt von den Bauern das Heidengrab genannt. Bald nachher fiel es einem Abte ein, dieses Jagdschloß nicht mehr stehen zu lassen. Ein Franziskaner von Mürzzuschlag, der in der Erinnerung, daß der Erfinder des Schießpulvers (Schwarz) ein Mönch seines Ordens war, sich gern mit den Wirkungen dieser neuen Erfindung, die leider in der Welt so viel Böses hervorbrachte, beschäftigte, both sich an, den Felsen, worauf das Jagdhaus stand, mit Pulver so zu sprengen, daß die ganze Masse rechts, in das sogenannte Schenkfeld fallen müsse. Man nahm seinen Antrag an, aber die Wirkung der Miene fiel so unglücklich aus, daß das brennende Dach des Jagdhauses auf das Stiftsgebäude fiel, welches — mit Ausnahme der Kirche — ein Raub der Flammen ward. Um von den Bauern nicht erschlagen zu werden, mußte der Franziskaner über die Gebirge in sein Kloster nach Mürzzuschlag zurückfliehen.

Der Stifter dieser Abtey liegt mit seiner Familie im Capitelhause begraben. Unter demselben führt zur Gruft, wo dessen Gebeine ruhen, eine verdeckte, unterirdische Treppe. Ueber dieser Stätte ist im Capitelhause ein marmorner Sarkophag errichtet. Dieses schöne Monument wurde nach Aufhebung des Stiftes von einigen Elenden — vermuthlich in der Hoffnung einen Schatz zu finden — erbrochen, und sehr beschädigt. So zerstören die Menschen selbst, was die Zeit verschonte.

Neuberg ist fast durchaus gebirgig, von schmalen, engen Thälern durchschnitten. Das Wasser, die Berge und die Luft erinnern jeden gereisten Fremdling an die so oft beschriebenen und besungenen Gefilde der Schweiz. Der größte ebene Raum findet sich in der Gegend des Stiftes; sonst begränzen es hohe Gebirge, unter welchen die Rax-, Schnee-, Naas-, Laa- und Veitschalpen die vorzüglichsten sind. Die schönste, wiewohl nicht die höchste, ist die nächst am Stifte, gleichsam in seinem Rücken, emporragende Schneealpe. Sie hat oben einen weiten, ziemlich flachen Boden, worauf sich die sogenannten Schwaighütten befinden, die im Sommer von den Hirtinnen (in der ganzen oberen Steyermark Schwaigerinnen genannt) bewohnt werden. Diese stattliche Alpe hat eine vorzüglich gute Weide; doch kann sie das Vieh nur in den Monathen July und August genießen, weil es das rauhe Klima nicht länger gestattet. Zwey Stunden Weges inner Neuberg, im Angesicht der Veitschalpen, liegt Mürzsteg, nahe daran der Königskogel, und die berühmte

Proleswand mit tiefen Grotten, verschlungenen Gängen und Hohlwegen. Weil die Untersuchung dieser wirklich merkwürdigen Berghöhle beschwerlich und gefahrvoll ist, so träumte das Landvolk, es sey darin gediegenes Gold, wie Tannenzäpfen herabhängend, zu finden. Die öftere Erscheinung unbekannter Fremdlinge bestärkte es in diesem Wahne; allein diese — meistens Italiener — suchten nur die Speickpflanze, welche die Orientalen zu ihren Bädern gebrauchen, um die von den Genüssen der Wollust geschwächten Glieder zu stärken. Eine sehenswürdige, tiefe Felsengrotte befindet sich auch nahe am Stifte, bey dem sogenannten Steinbauer, wo auch Krystalle zu finden sind. Die Gewässer der Mürz werden von Aeschen und sehr guten körnigen Forellen bewohnt, die bey dem Ursprunge dieses Flusses, weit hinter Mürzsteg, schwarz und blind seyn sollen.

Neuberg hat einen beträchtlichen Eisenbau, den besonders der vorletzte Abt, Joseph von Erco, sehr emporbrachte. Nach Aufhebung des Stiftes wurde hier eine landesfürstliche Rohrfabrik errichtet, und die ganze Herrschaft ward dem Montanistikum übergeben. Vor zwey Jahrhunderten bestand auch in der Gegend Altenberg ein Kupferbergwerk, das aus der Erde hervorströmende Wasser verhinderte aber die Fortsetzung dieses Baues. Selbst Gold will man in einigen Gießbächen gefunden haben, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Berge meines Vaterlandes noch viele unbekannte Schätze in ihren Eingeweiden enthalten. Unfehlbar wird die Verbreitung mineralogischer Wissenschaften, welche jetzt in unserm Joanneum so gründlich gelehrt werden, zur Entdeckung der im Lande hier und dort verborgenen Naturschätze vieles beytragen.

Noch vor dreyßig Jahren fand man an dem Gebirgsvolke zu Neuberg einen herrlichen Menschenschlag. Mit einem großen, schlanken, starken und schönen Körperbaue verband es eine seltene alte Sittenreinheit, und zeichnete sich selbst durch eine bessere deutsche Mundart unter den übrigen Steyermärkern aus. Da sich die Neuberger fast nie in fremde Eheverbindungen einließen, so erhielt sich ihr alter Stamm ohne Entartung; daher waren aber auch die Verwandtschaften unter den Ortsfamilien so sehr ausgebreitet, daß es — nach dem alten kanonischen Kirchenrechte fast bey jeder Eheverbindung einer geistlichen Dispens bedurfte. Als nach Aufhebung des Stiftes viele Fremdlinge in diesen Erdenwinkel kamen, und dort eine große Fabrik errichtet ward, verschlimmerten sich die Sitten, und mit ihrem Verfalle verliert sich auch die schöne Menschenrace.

Die Aufhebung dieses Stiftes erfüllte das ganze Mürzthal mit Trauer. Es war in jeder Rücksicht ein angenehmer Ort, wo jeder Gast gern verweilte. Nicht bloß die Kehle und der Magen, sondern auch der Geist fand dort seine Erquickung. Die letzten zwey Aebte wußten

ihre jüngeren Conventualen mit einer Liebe zu den Wissenschaften zu entflammen, welche, wäre die Aufhebung nicht erfolgt, dieses Stift in kurzer Zeit zu einer gelehrten Akademie erhoben haben würde. Nicht nur die klassischen Werke der Alten, sondern auch die neuesten litterarischen Erscheinungen und Journale waren dort zu finden; die neuen wie die alten Sprachen wurden studiert; selbst der Dichtkunst wurde gefröhnt. Ich sah, wie der Pater Novizenmeister mit seinen Zöglingen spazieren gieng, indem er mit ihnen den Virgil oder Horaz las.

Es ist wohl gewiß, daß solche Stifte vorzüglich geeignet sind, sich zu gelehrten Akademien zu erheben. Wer sich ganz den Wissenschaften weihen will, muß unbeweibt, ohne Nahrungssorgen, an einem geräuschlosen Orte leben, wo er sich ungestört seinem süßen Hange hingeben kann. Was solche Stifte, wenn sie eine gute Richtung erhalten, leisten können, beweiset uns gegenwärtig das Benediktinerstift Admont. Möge der Geist, möge der heiße Drang nach Geistesbildung, den der edle Abt in seinen Conventualen durch unermüdetes Streben erweckte, zum Wohle meines Vaterlandes noch lange fortwirken — ja dann noch fortwirken, wenn schon der verdienstvolle Patriot des Lebens Sorgen abgelegt hat! Mit froher Zuversicht dürfen wir hoffen, daß uns aus diesem wahrhaft nützlichen Stifte noch mancher brave Lehrer hervorgehen werde.

Wenn die Beförderer der Künste und Wissenschaften schon zu allen Zeiten Wohlthäter des Menschengeschlechtes waren, indem nur sie den Menschen zum Menschen erheben; so ist jetzt die Beförderung für alle weisen Regierungen doppelt wichtig geworden, weil hierauf die Existenz der Staaten beruhet. Eine Nation, die in ihrer Geistesbildung mit dem Genius der Zeit nicht gleichen Schritt hält, wird bald in Dürftigkeit versinken, und endlich die Beute des klügeren Nachbars werden. Es hat nun der Geist die Herrschaft über die Kräfte der rohen Massen errungen, und selbst in der Kunst des Menschen zu morden, weiß er sie zu behaupten.

Wir sind jetzt nach Mürzzuschlag zurückgekehrt, wo sich die letzte Poststation in der Steyermark befindet. Dieser landesfürstliche Markt ist von mehreren beträchtlichen Eisenhämmern umgeben, von denen die Freyherren von Königsbrunn die ansehnlichsten besitzen. Hier ward Abund Kuntschak, Abt zu Rein, geboren, dessen Verdienste schon Kaiser Joseph der Zweyte zu würdigen wußte, und der späterhin durch seine Kenntnisse als Verordneter der Stände dem Vaterlande nützte. Hier befindet sich auch ein patriotischer Hammersgewerke (Wallner), der sich gegen unser Joanneum sehr großmüthig bewies.

Wir wandeln jetzt dem letzten Orte in der Steyermark zu. Er wurde einst Spital im Zerrewald, und wird jetzt Spital am Semmering genannt. Hier erbaute der letzte Traungauer und erste Herzog in der Steyer-

mark im zwölften Jahrhundert ein Spital oder Hospitium für die über den Semmering nach Palästina ziehenden Kreuzfahrer. Als die Kreuzzüge aufhörten, kam dieser Ort mit seinen Besitzungen an das Stift Neuberg. Wie mancher in der Geschichte berühmte Held wird vielleicht hier eine Nachtherberge, krank und ermüdet, Labung gefunden haben! Die hiesige Pfarrkirche stand schon im eilften Jahrhundert. Als die Türken Wien belagerten, kam eine Horde derselben auch hierher. Die armen Landleute verschlossen sich in die Kirche, und man sieht noch an der großen hölzernen, aber sehr dicken Kirchenthüre die Hiebe der Feinde, die, als sie nicht eindringen konnten, die Kirche in Brand steckten. Die eiserne Thüre der Sacristei wurde von dem Semmering aus einer Räuberhöhle hierher übertragen. Das einst wunderwirkende Frauenbild dieser Kirche streitet mit dem zu Maria Zell um den Vorzug des Alters. Auch hier habe ich als Knabe mit meinem harten Informator, der von Langenwang hierher übersetzt ward, ein trauriges Jahr verlebt. Diese drey Leidensjahre haben meinem durch Pedanterie niedergedrückten Geist auf immer eine schwermüthige Stimmung gegeben . . .

Wir erreichen endlich die Spitze des Semmerings und die Gränze meines Vaterlandes. Unsere Wanderschaft ist vollendet. Wir stehen hier an dem Monumente Carls des Sechsten, welches er sich für die Erbauung dieser Strasse selbst errichtete, und die Dankbarkeit der Stände meines Vaterlandes vor drey Jahren renovierte. Guter Kaiser! Du hast Dir ein herrliches Denkmahl gegründet. Jeder gefühlvolle Patriot, der über diese Strasse wandelt, wird dein Andenken segnen, und in seinem Herzen wünschen, daß alle Regenten der Welt sich nur solche oder ähnliche Monumente erbauen möchten . . . ! !

Leben Sie wohl, mein Freund! Schenken Sie mir zuweilen, mitten unter den Vergnügungen der geräuschvollen Kaiserstadt, wo den Menschen so wenig Zeit übrig bleibt, an die Zukunft zu denken, eine wohlwollende Erinnerung, und wenn ich in diesen Briefen Ihren Erwartungen nicht entsprach, so bitte ich Sie, wenigstens meinen guten Willen, meine patriotischen Gesinnungen nicht zu verkennen.

Ich lieb' mein Vaterland, es rollet
In meinen Adern deutsches Blut.
Wer Fremden nur Bewund'rung zollet,
Meint's mit den Seinen nimmer gut.

Reif ist zur Sklaverey und Schande,
Wer dieses Hochgefühl nicht kennt,
Dem Liebe zu dem Vaterlande
Nicht heiß im freyen Busen brennt.

Was gleißend uns das Ausland zeiget,
Ist falsche Münze, Flittergold;
Wer feig sich vor dem Fremdling beuget,
Erhält nur niedern Sklavensold.

Die biedern Oesterreicher dürsten
Nach keinem Glück aus fremder Hand:
Sie schließt an die ererbten Fürsten
Der Völkertreue heilig Band.

Mild sind des Vaterlands Gesetze,
Gleich schützend jeden Unterthan.
Des Daseyns Glück, des Lebens Schätze
Beut uns Natur so gütig an.

Drum lebe hoch die Vatererde!
Wir fordern nicht des Nachbarn Gut;
Doch wer uns stört am eignen Herde,
Der dünge sie mit seinem Blut.

Dorfglocken aus Oberösterreich.

Von Hans Mittendorfer.

Frühlingslied.

Gottes Sonntag ist gekommen,
Kirche ist das Himmelszelt
Und die Frohen sind die Frommen,
O wie herrlich strahlt die Welt!

Rosen grüßen, aus den Weihern
Winkt der warme Sonnenschein —
Mädchen tritt, den Tag zu feiern,
Blühend in das Blüh'n hinein!

In den Lüften liegt ein Klingen,
Lacht und lebt ein süßer Scherz —
Gottes Sonntag, heiliges Singen:
Liebe, küsse, junges Herz!

Zwiesprach.

D Muada: Enga Deanstort is da Streithof:
D Erdn volla Last und Müah;
O wia guat, daß unsa Freidhof
Sunni is und volla Blüah!

Ös habts Distln, mir habn Rosn,
Ös habts Arbeit mir habn Ruah;
Ös habts Zank und Kriag — mir losn
Drobn, wann d Engerl singan, zua.

Was eng blüaht, wird Gras und Groamat,
Engri Freudn habn koan Bstand;
Dort is s Elend, da is d Hoamat,
Schen und reich is unsa Land.

Kimm du a bald, liaba Suhbua,
Geh nöt allweil bei uns für!
Siag allsand gern; aba du, Bua,
Kriagst a Platzl ganz ba mir.

Is ja grad a Schriatt um d Eckn,
Braucht ja grad an Druck auf d Schnalln —
Will di betln; will di weckn,
Wann ma d Engerl recht guat gfalln.

Will di liabn und pflegn und gantn,
Wias da drentn neamd vagunnt;
Will mi um allsanda rantn,
Wias da drentn koani kunnt.

Da Bua: Muada, d Apferl, Kersch und Birndl
Wern bei uns herent so süaß!
Und mei liabs, herzoanzigs Dirndl
Müaßad woan, wann is valiaß.

Muada, laß mi s Jahrl ausdean!
Mir macht d Arbeit Freud und d Müah
— Wann dö junga Bam ums Haus bleahn,
Muada, kim i eh zu dir.

D Flaschn.

Gluck—gluck—gluck: Dö olti Bruathenn
Lockt wohl ihri Junga wo?
„Na, der Weinböck sauft an Branntwein,
Wann a sauft, da tuats a so."

Hätt denn i das denkt, daß d Flaschn
Wiar a Bruathenn locka tuat!
Was s denn aba lockt? — „Was wirds denn
A sunst locka, wia — dö Bruat!"

Was für Bruat? — „Zerscht kemman d Affn,
Nocha Krankheit, Elend, Not,
Aft da Saufawahnsinn. Jessas,
Was dö Henn für Junge hot!"

Bua und Diandl.

Da Bua: Das schen Dirndl ghert mei,
Das jung Büabl ghert dei
Und i klag auf mei Recht,
Wanns wer anstreitn mecht.

s Dirndl: Nix klagn, ön Vadern fragn,
Nacha ön Pfarra sagn,
Aft kriagn ma s Recht dazua,
Mei liaba Bua.

Da Bua: Wann ma ön Vadern fragn,
Paßt ar uns auf,
Wann mas ön Pfarra sagn,
Kimmt ar uns drauf.

s Dirndl: Noatst an an Zeitvertreib?
Suachst dar a Gspiel?
Heiratn, Mann und Weib
Wern, is mei Ziel!

Da Bua: Dirndl, mir gfallt dei Red;
Doh, das is schad:
s Heiratn tuats heut nöt,
Is schon viel z spat!

s Dirndl: Wart halt, bis s Tag wird, Bua.

Da Bua: Dirndl, bei dir?

s Dirndl: Na, da wars gschehgn um d Ruah,
Büabl, bei mir!

* * *

s Liabanhebn, s Bußlgebn
Han i nöt gsehgn;
Gheirat is, das is gwiß
— Recht is eah gschehgn!

Heimgärtners Tagebuch.

Vor etwa einem Vierteljahrhundert trat eines Tages ein Mann zu mir ins Zimmer — schlank, derbknochig, stramm. Verwittertes Gesicht, scharfe graue Augen unter buschigen Brauen, dichtes, kurzgeschnittenes, leicht angegrautes Haar, etwas struppiger Schnurrbart. Es konnte ein alter General sein; es war aber der Schulmann und pädagogische

Schriftsteller Theodor Vernaleken. Nach langem, erfolgreichem Lehrerleben in der Schweiz und in Österreich hatte der alte Westfale, ein Siebzigjähriger, sich in Graz zur Ruhe gesetzt. Diese „Ruhe" bestand aus einer regen literarischen Tätigkeit. In solchen Angelegenheiten war er damals zu mir gekommen. Ich, der eine Weile früher aus Vernalekens deutschen Lesebüchern die alten Germanen mit ihren Sitten und Sagen kennen gelernt, durfte nun im „Heimgarten" manche wertvolle Arbeit des tiefgründigen Gelehrten veröffentlichen. Lebhaftes Interesse nahm er für alle kulturellen, besonders sprachlichen Angelegenheiten des Volkes. Als die Wiener nach der Stadterweiterung ihre Straße ringsum die innere Stadt eröffnet hatten, wußten sie dafür keinen Namen. Beinahe hätten sie sie „Boulevard" getauft, da schlug Theodor Vernaleken den schönen, deutschen Namen „Ring" vor. Das Wort für diesen Zweck war erfunden. Heute heißen in manchen Städten die Rundstraßen „Ring". — Beunruhigt fühlte Vernaleken — dessen erste Frau eine Zwingli, der letzte Sprosse des Reformators, gewesen — sich seit vielen Jahren an dem Mißverhältnisse zwischen Kirche und Christentum. Als Katholik schrieb er Artikel im Sinne des Evangelismus, bis er selbst noch in seinem hohen Alter zu demselben übergetreten ist. Körperlich wie geistig frisch blieb er über sein neunzigstes Lebensjahr hinaus, „aber arbeiten muß ich, das erhält mich gesund!" sagte er gerne. In dem hart und herb scheinenden Körper wohnte eine weiche, gütige Seele. Wir waren oft und gern beisammen. Manchmal sagte er über sprachliche Fahrigkeiten in meinen Schriften ein freundlich-mahnendes Wort. Die Bücher „Mein Himmelreich" und „I. N. R. I." waren recht nach seinem Sinne. Das letztemal sah ich den uralt gewordenen Mann im Stadtpark auf einer Bank sitzen. Dicht in den Mantel gehüllt kauerte er da, teilnahmslos vor sich hindämmernd. Fünfundneunzig Jahre! Seine viel jüngere Frau, die treue, geduldige Pflegerin, ging an ihm langsam hin und her. Als ich sie begrüßt hatte, trat sie hin vor ihn und rief: „Du, der Rosegger ist da!" Er schaute kaum auf. Sie wiederholte den Namen, da murmelte er, wie von einem längst Hingegangenen, langsam, mit schwerer Zunge: „Rosegger? Den habe ich auch gut gekannt." — Es war nur mehr ein Traumleben. Am 1. März 1907 haben wir ihn der Erde zurückgegeben.

Zwei Grundsätze. Die einen sagen: Du sollst anständig sein und wenn du das nicht sein kannst, es wenigstens scheinen. — Mit anderen Worten: Du sollst anständig sein oder dich schämen. — Die anderen sagen: Du kannst sein wie du willst, aber du mußt das scheinen wollen, was du bist. — Mit anderen Worten: Du kannst auch

ein Schweinehund sein, ohne daß du dich dessen zu schämen brauchst. Diesem Grundsatze schreibt man die größere Wahrhaftigkeit zu; aber die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung ist ausgeschlossen, wo man das Sichschämen verlernt hat.

Seit ungefähr zwanzig Jahren bin ich Ritter im Schlaraffenreiche Grazia. Was habe ich in der Burg für märchenhafte Abende zugebracht unter der Regierung Seiner Herrlichkeit Ritter Schnecks, des Familiären (Dichter Karl Morre)! Zum Ruhme der Allschlaraffia hatte ich einmal ein Blatt Papier mit Buchstaben beschrieben und wollte dann für solche Verdienste um das Reich in den Adelsstand erhoben werden. Seine Herrlichkeit stopfte mir die Taschen voll mit Ahnen: „Und jetzt kusch!“ Aber ich kuschte nicht. Ich bildete eine Partei der Unzufriedenen; wir unterwühlten das vorher besungene Reich, das mich nicht adeln wollte, und entbrannten zur offenen Empörung. Aber es ward ein Putsch. Auf einem Fluchtversuche wurde ich gefangen genommen, in das Burgverlies geworfen und nach einer halben Stunde enthauptet. Trotzdem ging ich in der Burg noch jahrelang um, also daß ich in den Urkunden genannt bin worden „der Burggeist“. — Dann aber kamen lange Zeiten profaner Krankheit. Nicht leicht habe ich es vermißt, dieses köstlich verzerrte Spiegelbild der Welt, diese um den Erdkreis verbreitete Satyre gegen menschlichen Größenwahn, diese harmloslustige Karikatur menschlicher, parteilicher, politischer, künstlerischer Schwachheiten — ungern habe ich sie entbehrt die liebe Frau Weisheit in der Narrenkappe.

In diesen Tagen hat das alte Reich Grazia ein gar würdiges Jubiläum gefeiert — seine tausendste Sippung. Da bin ich nach meinen begangenen Freveln, nach den Jahrungen der Abstinenz, in die Burg gewallt und habe vor der dreifältigen Herrlichkeit als einfältiger Büßer einen Fußfall getan, bittend, daß man mich werfe ins Burgverlies, weil ich so schnöde die Burg verließ. Ich wurde verurteilt zu dreißig Jahren Freiheit auf Erden. — So ungefähr spielt sich's im Reiche ab, blühender Unsinn wechselnd mit tiefem Ernste und schönen Kunstgenüssen. Wie man sieht, herrschen in diesem Reiche noch mittelalterliche Zustände. Mit einer Sache aber hat es sich an die Seite des modernsten Staates gestellt — Trennung des Reiches von der Kirche. Bei dem letzten Konsil der Allschlaraffia ist nämlich beschlossen worden, „aus Rücksicht auf die guten Beziehungen zu den — auswärtigen Mächten“ den Burgpfaffen abzuschaffen. Mir tuts leid um Seine Ehrwürden, den altgestammten Burgpfaffen des Reiches Grazia, der uns schlaraffisch Freud und Leid so oft mit erbaulicher Rede gewürzt hat. An seine Stelle sollte der Hofnarr treten, aber es soll im ganzen Reiche keiner

zu finden sein, der gescheit genug wäre für einen Narren. Trotzdem singe ich:

O tausendsippig Reich, sei mir gegrüßt!
Du Kronland Ihrer Majestät, der Narrheit.
Wo kindlich rein ist das Gemüt, dort fließt
Aus losem Spiele himmeltiefe Wahrheit.

In einem Theater wurde der „Verschwender" gegeben. Valentin, dargestellt vom Schauspieler Tyrolt. Während der ersten Akte saß ich im Parkett. Da sprach alles nur von Tyrolt. Gegen Schluß war ich auf der Galerie, da war nur die Rede von Valentin. Und das ist der Unterschied: Die im Parkett sehen das Theater, die auf der Galerie sehen das Leben. Ich halte es hierin mit der Galerie. Mit dem Doppelwesen Valentin-Tyrolt wüßte ich nichts anzufangen. Entweder der eine oder der andere. Auf der Bühne will ich nur den Valentin sehen. Je vollendeter es dem Schauspieler gelingt, bei Vorführung des Valentin mich vergessen zu machen, daß mein Freund Tyrolt dahinter steckt, je größer ist mein Kunstgenuß. Dieser wird immer gefährdet, wenn man den Schauspieler zu gut kennt, zu lieb hat. Er mag noch so gut spielen, ganz erreicht er den Zweck nicht. Darum habe ich auf fremden Theatern ein reineres Vergnügen, als dort, wo das Bekannt- und Vertrautsein mit den Schauspielern die Phantasie stört. Der Zuschauer sollte so naiv sein können, daß die Kunstgestalt ganz allein zu ihm spricht. Unser gewöhnliches Theaterpublikum sieht und hört im Gegenteil immer nur den Schauspieler, und das ist Entartung.

Unter den Gratulationszuschriften gelegentlich meiner Ordensauszeichnung befand sich auch die folgende anonyme aus Graz:

„Sie Preußenseuchler, Sie! Ihren Judaslohn haben Sie nunmehr bekommen. — Und Sie wollen ein Steirer, ein Österreicher, ein Katholik sein?! Ein Hochverräter, ein Renegat sind Sie. — So wandern Sie doch nach Preußen aus, jeder ehrliche Steirer wird dafür nur Gott danken. — Aber dort könnten Sie nicht so fechten, Sie geldgieriger Wicht, Sie! —"

Soweit die Zuschrift. — Dürfte ich um den werten Namen bitten? Ich würde nicht so philiströs sein, denselben der Staatsanwaltschaft zu unterbreiten; ich würde mir nur erlauben, bei dem Verfasser dieser schwungvollen Gratulation meine Visitkarte abzugeben mit dem Wunsche, der Himmel möge ihm den guten Humor und die drastische Phantasie noch recht lange erhalten.

Im Eisenbahnzug kam ich mit einem Manne zusammen, der sehr gedrückt und mißvergnügt aussah. Im Speisewaggon nach dem Essen wurde er redselig und erzählte mir ganz vertraulich sein Mißgeschick. Er sei Millionär, und zwar durch Vererbung. Es freue ihn nichts. Er fliehe die Menschen, weil er fühle, wie sie ihn verachten. Alle Artigkeiten, die man ihm erzeuge, gingen nicht ihn, sondern den großen Geldsack an, den jeder in seiner Art anzapfe und mißbrauche. Der Reiche sei jemand, den jeder über den Löffel zu balbieren trachte, um ihn hinterher auszulachen. Er habe ein paar Freunde gehabt, von deren Treue er sich überzeugt glaubte. Als er — um sie zu prüfen — ihnen auf ein Weilchen die bei ihm gewohnten materiellen Vorteile entzog, wendeten sie sich unter nichtigen Vorwänden von ihm ab. Er habe ihnen die Vorteile nachher wieder zukommen lassen, wolle aber weiter mit ihnen nichts mehr zu tun haben. Denn auch er besitze das Bedürfnis, jemand verachten zu können. Aber wenn er wieder auf die Welt käme, so wolle ihn Gott vor reichen Eltern bewahren, sondern in Verhältnissen geboren werden lassen, bei welchen man gezwungen sei zu arbeiten. „So zwingen Sie sich selber dazu!“ „Ich?!“ er lachte auf. „Und ein reicher Mann kann doch auch durch seine Mittel Großes leisten“, sagte ich, „vor einiger Zeit hat ein Millionär, wie ich annehme, brieflich an mich die Frage gestellt, was ich anfinge mit zwei Millionen, wenn sie mir für irgendeinen guten Zweck gespendet würden. Ich habe ihm —“. Da unterbrach er mich: „Sind Sie am Ende der Rosegger? Dann wissen Sie, daß der Fragesteller ich war.“ „Herr v. S.?“ fragte ich. Er: „Der bin ich. Sie hatten die Güte, mir zu antworten. Ich glaube Bauern machen, oder was Sie vorschlugen.“ „Jawohl. In der Waldwildnis eine moderne Bauernkolonie gründen.“ Er antwortete gelassen: „Nein, Bauern machen, das liegt mir nicht.“ „Herr“, sagte ich, „Sie werden, um sich zu erlösen, schwer etwas Besseres finden, als Wohn- und Nährstätten zu ordnen für heimatlose, arbeitstüchtige Menschen.“ Ich entfaltete mich, redete mich ganz heiß. Da antworte er endlich: „Na ja.“ Und gähnte. — Wir hatten das Interesse für einander verloren. Ich blickte hinaus in die Landschaft, er kaufte das in den Zug gereichte Abendblatt und vertiefte sich darin. Ich glaube, er las den Kurszettel.

Auf die gestrige Begegnung fand ich heute — ein merkwürdiges Zusammentreffen — Bernhard Shaw's Büchlein: „Sozialismus für Millionäre“. „Die wahren Opfer des Besitzes sind nicht die Obdachlosen oder Arbeitslosen, sondern die Besitzer.“ Das sei zum Troste jener Sozialdemokraten gesagt, die hinter dem „Kapital“ weiß Gott was für Glückseligkeit wähnen. Das obgenannte Büchlein bringt uns einmal recht

klar zum Bewußtsein, was Millionäre im Grunde für arme Leute sind. Ihnen selbst wird das Kapital, das anderen Erwerb schafft, zum größten Unsegen. Wir anderen haben manchmal nicht genug Geld, um unsere Bedürfnisse zu schlichten; jene haben nicht genug Bedürfnisse, um ihr Geld auszunützen. Und dieser Mangel ist es, der eine Menschenseele umbringt, der den Leib lähmt und das ganze Geschlecht degeneriert. Leute, die nichts mehr zu leben haben, sind arm genug. Noch ärmer sind jene, die nichts mehr zu wünschen haben. Ersteren kann geholfen werden, letzteren nicht. Sie sind übersättigt und stumpf; ihr ganzes Dasein ist nichts als ein gründlich verdorbener Magen. Sie möchten zwar wohltätig sein, aber sie haben nicht mehr das Herz dazu. Und endlich ahnen sie es, daß mit Geld überhaupt das Echte und Rechte nicht gestiftet werden kann. Figura zeigt auch, daß die gewöhnliche Wohltätigkeit der Reichen, selbst wenn sie aus Millionen besteht, im letzten Grunde nur Ungutes fördert. Wenn der Reiche Krankenhäuser baut, so kommt das nicht den Armen zugute, sondern den Steuerzahlern, die das Geld zum Krankenhause insoferne unterschlagen, als sie es für sich ersparen. Der Reiche sollte gerade das leisten, was sonst niemand leistet, was scheinbar noch überflüssig ist. Und solche Leistungen werden selten angenommen, niemals gewürdigt. So daß der Spender gerade dort, wo er das Richtige tut, ohne Dank bleibt. Ein Bedürfnis, das unter allen Umständen befriedigt werden muß, ist das Bedürfnis — nach Arbeit.

Etlichen Mißgünstigen meines Ordenskreuzes:

Ihr habt mir gebürdet manch großes Kreuz,
Ich hab' es geduldig ertragen.
Nun spendet mir Einer ein kleines Kreuz,
Das weckt euer Mißbehagen.
Ihr wisset zu gut, was für Dichter sich schickt
In all ihren Erdentagen;
Sie werden nicht mit dem Kreuze geschmückt,
Sie werden ans Kreuz geschlagen.

Aus St. Johann i. P. wird mir folgender Bericht eines Gendarmen an die dortige Bezirkshauptmannschaft mitgeteilt:

Der Nagleitnerbauer Andreas Huber in Lampersbach, Gemeinde Werfenweng, ein 82jähriger Greis, wurde am 31. Jänner 1907 in seiner Wohnung angeblich beim Tische sitzend, seitens seiner Angehörigen tot aufgefunden, während gleichzeitig auch dessen Wirtschafterin Barbara Granig, angeblich 62 Jahre alt, tot im Bette lag.

Wie die Erhebungen ergaben und laut Totenschau seitens des Herrn Dr. Matthias Deisl konstatiert worden ist, verstarb die Granig an Influenza, während Huber beim Tische sitzend erfror.

Das Nagelleitnergut, als höchst gelegenes in Werfenweng, ist ein kleines Anwesen und wurde seitens des alten gebrechlichen Huber sowie seiner Wirtschafterin Granig bewirtschaftet und hatten stets mit Not zu kämpfen. — Die Granig wurde krank und konnte infolge des hohen Schnees für Huber eine fremde Hilfe nicht heranziehen; nachdem die Granig gestorben war, dürfte Huber infolge seines Alters und da das ohnehin spärlich beim Hause vorhandene Brennmateriale aufgeheizt war, beim Tische sitzend eingeschlafen und erfroren sein.

Fremdes Verschulden kann niemandem zugeschrieben werden und ist auch eine Gewalttat gänzlich ausgeschlossen, weshalb die Beerdigung der Leichen am 4. Februar 1907 am Ortsfriedhofe zu Werfenweng erfolgte. F. D., Wachtmeister.

Schillers „Maria Stuart" gelesen. Vielleicht das fünfte- oder sechstemal seit vierzig Jahren. So im Grunde gepackt hat das Werk mich noch nie wie diesmal. Je älter ich werde, je mehr Dichter ich lese, je höher steigt mir Schiller empor über alle anderen. Über die Kleinen und über die Großen.

Neue Forschungen sollen dargetan haben, daß Jesus bartlos gewesen sei und kurzgeschnittenes Haar gehabt hätte. Ich wurde aus Berlin darüber um meine Meinung befragt. Man weiß dazu kaum etwas zu sagen. Die Sache hat höchstens nur Bedeutung für Maler und Bildhauer, weiter braucht man diese Friseurangelegenheit wirklich zu keiner Streitfrage zu machen.

Da wir von der Körperlichkeit Christi doch kein authentisches Bild haben können, so glaube ich, sollte man jeden die Gestalt des Heilandes denken lassen, wie er sie am liebsten denkt. Wer der Leiblichkeit Jesus nachhängt, der irrt ab von ihm, denn Jesus ist Geist und soll nichts anderes für uns sein.

Ein junger Schriftsteller teilte mir seinen Plan mit, das Buch vom Altruismus zu schreiben. Dasselbe wird den Titel haben: „Der Wohltäter in der Westentasche oder die Kunst für jeden, in fünf Minuten wohltätig zu werden." Ich bitte Sie, Herr, schreiben Sie das Buch! Allen Ernstes. Die jetzige Menschheit möchte so gerne wohltätig sein und weiß es nicht recht anzufangen. Es mangelt nicht an Geld, aber es mangelt an Weisheit. Wie sollen wir unsere gutgemeinten Opfer einrichten, daß sie — wie es so oft geschieht — nicht mehr schaden als nützen? Daß sie für Gegenwart und Zukunft die rechten Früchte tragen? Ihre Andeutung, daß jeder in fünf Minuten

wohltätig werden könne, verstehe ich so, daß auch der Arme jeden Augenblick in der Lage ist, durch Gerechtigkeitssinn, persönliche Güte und treue Berufserfüllung für die Mitmenschen wohltätig zu sein. Vielleicht ist gerade diese Art von Wohltätigkeit die beste von allen. Ob sie in fünf Minuten zu erlernen ist, dünkt mir zweifelhaft.

Der Heine-Anbeter erstes Gebot:

Liebe läßt sich ja nicht zwingen.
Du magst höhnen und verlachen
Alle, die da dichten, singen.
Doch sollst eine Ausnahm' machen:

's ist das größte der Gebote:
Heinrich Heine mußt du lieben!
Sonst wirst du als Idiote
Morgen in das Blatt geschrieben.

Zur Zeit, als von Anastasius Grüns Denkmal in unserem Stadtpark das Winterkleid fiel, ist auch des Dichters Geist wieder auferstanden. Die meisten gehen an der schönen Steinsäule vorüber, ohne daß ihnen was zu Sinn kommt. Sie sollten einmal lesen in den Werken Anastasius Grüns, die jetzt neu erschienen sind. Ich las dieser Tage die Lebensbeschreibung des Dichters von dem Herausgeber Dr. Anton Schlossar und gehe seither tatsächlich mit noch mehr Ehrerbietung vorüber am Denkmal. Man hat ja vieles schon gewußt, aber es ist wieder verblaßt; von den Eindrücken der Gegenwart in den Hintergrund gedrängt, verfällt Großes und Bedeutsames der Vergessenheit. Und wenn es dann gelegentlich doch wieder aufsteht im Buche, wie neu, wie frisch, wie ehrfurchtgebietend tritt es uns an! Wie lebendig wird die Vergangenheit und mit einem gewissen Behagen fühlen wir die Nabelschnur, die uns mit ihr verbindet. In wessen Persönlichkeit steht das Österreich des neunzehnten Jahrhunderts mit seinem Ringen und seinen Zielen uns so künstlerisch rein vor Augen, als in Anton Auersperg! Das Wort „Graf" hat mir nicht aus der Feder wollen nach dem, was er für das Volk getan, wie er in seinen Dichtungen zu uns spricht. Und sein Wort auf Erzherzog Johann wenden wir auch auf ihn selbst an: „Unvergessen bleibt im Volke, der des Volkes nie vergaß."

Die erste Rose, die mir in diesem Frühling blüht, ist eine Neurose. Sie blüht in den Hüften und rankt ihre lieblichen Girlanden den rechten Schenkel hinab fast bis an die Zehen. Sie trägt den

schönen Namen Ischias und weiß sich so pikant zu machen, daß Aufmerksamkeit und Gefühl fast Tag und Nacht ihr zugewendet bleiben. Dann frage ich mich manchmal: Worin unterscheidet sich eigentlich das Schmerzgefühl vom Lustgefühl? Der Philosoph zögert mit der Antwort, aber das Kind sagt: Der Zahn tut weh und das Zuckerl tut wohl. Einmal behauptete jemand, der Mensch sei so weit zu erziehen, daß ihm auch der Schmerz zum Lustgefühl würde. Na nu! Das wäre was. Vielleicht beginnt unsere moderne Erziehung schon darauf hinzuarbeiten. Unsere Geistesrichtung, besonders die Kunst, geht vorwiegend darauf aus, das Menschenherz zu quälen, ihm die Lebensfreude zu verleiden, das Weltelend recht nahe zu rücken, die Menschen zu Pessimisten zu machen. Geschieht das etwa schon in der Absicht, uns Lust und Freude zu verdächtigen, mit Schmerz und Elend uns zu befreunden, Liebe zu erwecken zu Schmerz und Elend — bis sie uns zu Lust und Genuß werden?! — Warum soll man schmerzhaftes Nervenleiden dann nicht mit dem schönen Namen „Neurose“ benennen?

Der physische Schmerz ist mir bei einer Krankheit nicht das Schlimmste. Das Schlimmste dabei ist mir die Gefangenschaft. Der Zimmerarrest, die Vasallenabhängigkeit. Ein altes lahmes Kind sein, für das andere Füße gehen, andere Hände anfassen, andere Köpfe sorgen müssen. — Aber dieses hilflose Hingegossensein hat auch was für sich, zur Abwechslung. Man ist pflichtbefreit. Für die hundert Wünsche der Mitmenschen, die mich sonst beunruhigen, quälen, erschöpfen, bin ich unerreichbar. Mich gehen sie nichts an. Auf Urlaub! Sonst hatte man den ganzen Tag gearbeitet, um sich am Abend doch sagen zu müssen, du hast zu wenig getan. Jetzt in der Krankheit kommt kein solcher Selbstvorwurf auf und hat doch den ganzen Tag nichts getan. Einmal stand ich tatsächlich vor dem Bette eines Leidenden, der lächelnd den Seufzer tat: Ja, mein Lieber, das Kranksein, das ist meine einzige Erholung.

Saß ich am Sterbelager eines lieben Menschen. Saß da und schaute ihm zu. Schaute zu, wie man stirbt. Weil er so ohne Klage, ohne Widerstreben langsam verging, ruhig verlosch, so kam mir von einer Todesqual nichts zu Sinn. Wahrscheinlich empfand er auch keine. Aber so beobachtend zuschauen! Das war das Allerungeheuerlichste. Hatte ich ihn nicht so lieb! War ich nicht immer bestrebt gewesen, alles Harte ihm tragen zu helfen. Und nun von seiner schwersten Not fällt so blutwenig auf mich ab. Herzlos, treulos kam ich mir vor, daß ich zu dieser Stunde mich körperlich wohl fühlen konnte, nicht wahnsinnig wurde. — Aber

als es aus war, da kam's. Da kam der wütende Schmerz und riß mich hin, den Leib zu kosen und zu rütteln, und wußte es nicht zu fassen, wie ich ihn gerade vorher so ruhig konnte sterben sehen. Ist es Rücksicht für den Sterbenden, die uns den Ausbruch des Jammers verbietet? Ist es Ehrfurcht vor dem Tode, die uns zur Stunde seines Nahens des Irdischen vergessen macht? Wer sagt mir, was das ist, daß man beim Sterben eines lieben Menschen zuschauen kann!

Geht es nicht auch anderen so, daß sie in schlaflosen Nächten manchmal an ihre Vorfahren denken müssen? Ich fühle mich oft vereinsamt in dieser späten Zeit und sehne mich nach meinen Vorfahren. Besonders nach den Ahnen meines Vaters. Es sind seit ein paar Jahrhunderten deren nur vier mit Namen bekannt. Ich habe keinen gesehen. Und da ist bisweilen ein großes Verlangen, ihr Angesicht zu sehen, ihre Stimme zu hören. Und was sie sagen würden zu dieser Zeit, in der ihr Enkel leben muß und die wie eine andere Welt ist, im Vergleich zu der ihren. Ich kenne ihre Zeit, kannten sie die meine? Ich stelle mir vor, wie jeder, gedrungen von Gestalt, mit rundem, wohlgerötetem Gesicht, grauen Augen und blondem Haar in seinen aschfarbigen Knielederhosen gelassen herumgegangen ist auf seinen Almen und Kornfeldern, und über den Furchenacker hin mit dem Roß geeggt hat, so daß der Name mir noch Erdgeruch herüberträgt in mein enges Stadtleben. Wie tut es mir leid, den Namen Roßegger verstümmelt zu haben, um als Schriftsteller mich von den vielen anderen Namensbrüdern zu unterscheiden. Hamerling entschuldigte das zwar mit dem Ausspruch, wer sich selbst einen Namen gemacht, der könne ihn schreiben wie er wolle. Damals war aber der Name noch nicht gemacht. Vor vierzig Jahren schien die Änderung nötig zu sein, heute wollte ich mir einen Finger abhacken lassen, stünde der Name der Ahnen unversehrt auf meinen Büchern. — Da das nicht mehr zu ändern ist, so steht die Notwendigkeit auf, meinen Nachkommen meinen jetzigen, den Schriftstellernamen, dessen sie sich seit jeher selbst bedienen und von dem sie nicht lassen wollen, amtlich zu sichern. Nur einer der Buben hat den Konflikt spielend gelöst, und zwar durch Selbstadelung, indem er sich zeichnet: Rosegger von Roßegger. Übrigens werden die Vorfahren nicht fragen, wie die Nachkommen den Namen schreiben, sondern vielmehr darnach, ob er makellos bewahrt wird.

Nun war es in einer dieser Nächte, daß ich halbschlummernd den Vorfahren nachsann. Da hörte ich plötzlich, daß jemand rief: „Peter Roßegger!“ Und erkannte ich die Stimme meines Urgroßvaters Josef, der um die Wende des XVIII. Jahrhunderts gestorben war. Ich horchte auf. Wie wußte ich, daß es des Urgroßvaters Stimme gewesen? Woher

war sie gekommen? Allmählich wurde mir klar, ich selbst hatte im Schlafe gerufen. Und nun hatte ich meine Ahnen. Sie leben in mir. Sie leben alle in mir fort. Nun weiß ich auch, wie sie sich zu dieser Zeit verhalten würden. Ganz wie ich mich zu ihr verhalte.

Vorlesung Ludwig Ganghofers in Graz. Jägergeschichten. Die etwa in den Saal kamen, um von Hirschen, Gemsen und Hahn etwas zu hören oder Jägerlatein, die werden enttäuscht worden sein. Der Dichter las, was des Dichters würdig ist: Menschenseelen. Das Verhältnis zwischen Jäger und Wildschützen gibt Anlaß, dem Naturmenschen tiefer ins Wesen blicken zu lassen, als es bei seiner Verschlossenheit sonst möglich ist. Geschichten, wie „Der Michel und sein Feind" zeigen Menscheneigenschaften, die den Stadtleuten unverständlich sind oder nur in alten Heldengedichten verständlich werden. Und sind es doch Charaktergestalten, wie sie heute noch in unseren Gebirgen leben, nur daß ein Dichter sie uns entdecken und aufzeigen muß. Manchem der Zuhörer, der ins enge Kulturleben des Tages eingewickelt ist, mögen diese jetzt so drollig gemütlichen, jetzt so unheimlichen Naturmenschen heute bloß wie Arabesken vorkommen, nur dazu vorhanden, die Welt noch ein wenig romantisch aufzuputzen. Bei Ganghofers Vorlesung hätten solche wohl wieder einmal eine Ahnung haben können von der ungeheuren Mehrzahl da draußen, jener, die in der Natur die Angestammten und die Einheimischen sind, die uns Städter für komische und manchmal recht geschmacklose Verzierungen der Welt halten. — Ganghofer liest höchst ruhig und natürlich, ohne jede Effekthascherei und hat — bei mir wenigstens — gerade deshalb Effekt erzielt. Die kurze, knappe und drastische Sprechweise des Oberbayern gegenüber dem redseligeren, gemütlicheren und weichmütigeren Steirer ist zum Vortrage besonders geeignet. Ganghofer wollte uns natürliche Waldbergleute ohne dichterische Retouche vorführen. Die liebenswürdigsten hat er allerdings nicht ausgesucht.

Meine Freude am Winter ist diesmal reichlichst gesättigt worden. Der Nikolo des vorigen Jahres hat uns den Beginn eines Schnees gebracht, an dem noch die diesjährigen Ostern zu zehren haben. In langen vereisten Schichten liegt er längs der Stadtparkraine und er bliebe liegen bis in den Sommer, wenn man ihn nicht mit Schaufeln auseinanderwürfe und die Knollen mit Schlegeln verkleinerte. Ein scharfer Winter! Mit Ausnahme von wenigen Tagen nicht allzukalt, aber ununterbrochen kalt. Von Oktober bis Ende März sah man in Graz keinen Tropfen Regen; jeder Niederschlag war Schnee, der weniger in

Flocken als in feiner Körnerform fiel. Auf den Dächern, wo er nahezu meterhoch lag, sah man am Rand die Schichtstreifen jedes besonderen Schneefalles. Daran erkannten wir die Geschichte des Winters so wie die Geologen an den Gesteinschichten die Geschichte der Erde messen. Dem Rodler gehörte die Welt; er ging hinauf und glitt herab, ging hinauf und glitt herab, ging hinauf und glitt herab — immer so. Habe ich nicht einmal gesagt, der Winter sei ein Greis, der die Leute zu Kindern macht? — Aber es gehörten wahrlich auch Männer dazu, um der Wintergewalt Herr zu werden. Verkehrsstörungen, Lawinenkatastrophen waren an der Tagesordnung, im Süden wie im Norden. Nicht bloß Berlin, auch Rom lag im Schnee und im Gebirge gibt es jetzt noch Stellen, wo die höchsten Fichtenbäume nur mit den Wipfeln aus dem Schnee ragen. Wenn diese Massen in den Maitagen sich lösen — wir wissen nicht, was uns bevorsteht!

Die Schrift im Sande.

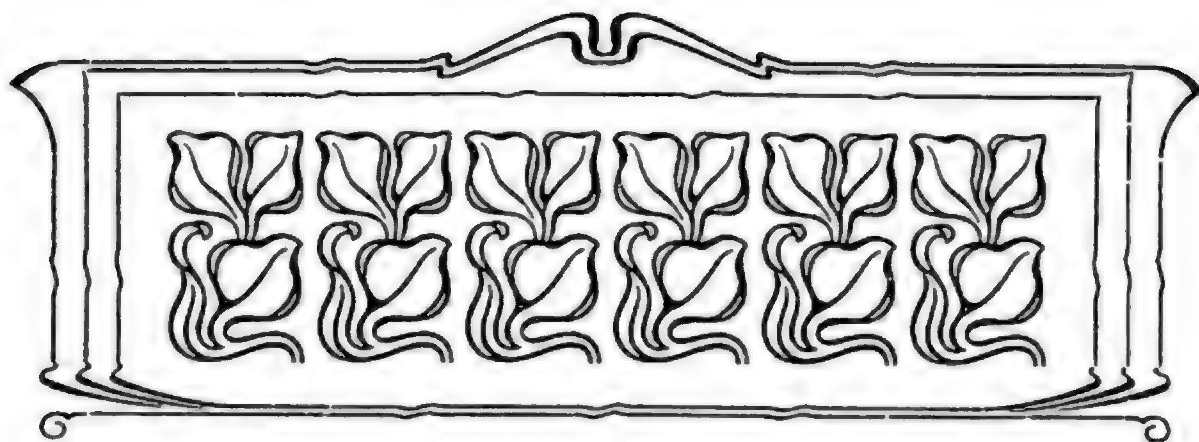
Als man dem Herrn
Die Sünderin verklagt,
Da hat er bloß gesagt:
Wer selber sich weiß rein,
Der werfe seinen Stein!
Dann schrieb er etwas in den Sand . . .
Sie gingen hin und guckten, was da stand.
— — — — — — — — — — — — — —
Verstanden hat's wohl jeder,
Der's geschaut.
Doch keiner hat sich's laut
Zu lesen getraut.
— — — — — — — — — — — — —
Mit erbarmendem Lieben
Hat er es auf Sand geschrieben,
Wo's der Wind verweht . . .

Nach zehntägiger Haft auf der Festung Ischias entflohen ins Freie. Nach diesem harten Winter das erstemal im Walde. Karfreitag. Die Luft lau, der Himmel bewölkt, die Straßen staubig, in Mulden Schneereste. Keine Knospe rührt sich, kaum ein Gräslein. Die Landschaft, wie sie vom vorigen Herbst übrig geblieben. Jede Stunde, die ich nicht im Freien bin, ist mir: Du versäumst! Nun aber zeigte es sich, daß nichts zu versäumen war. Schön war's ja noch nicht und doch war mir zum Jauchzen und als müßte man in die tote Scholle hineinrufen: Auf! Auf! Morgen ist Ostertag! — Dann sind mir zwischen den stillen Fichten des Hilmwaldes her Auferstehungsträume gekommen. In diesem Leben bin ich Poet gewesen. Im nächsten Leben möchte ich Naturforscher sein. Im übernächsten Leben Priester im Sinne

höchster Ethik und Gottempfindung. Dann wird es Zeit sein für den langen Schlaf, aus dem ich erst wieder erwache, bis des Poeten Schönheit, des Forschers Wahrheit und des Priesters Liebe eine einzige Wesenheit geworden ist. Im Himmel.

Ruftafel für Graz. Die gegenwärtig tagende Konkurrenzausstellung eines Grazerstadt-Plakats hat mich trotz ihrer Reichhaltigkeit nicht gepackt. Keine einzige dieser teils künstlerisch ganz hübschen Tafeln würde mich mit elementarer Gewalt in die steirische Hauptstadt zerren, wenn ich nicht vorwegs die Absicht hätte, hinzugehen. Was bei mir allerdings deshalb ausgeschlossen ist, weil ich schon dort bin. Wie man seit Jahren auf Bahnhöfen, in Hotels u. s. w. sieht, ist es mit auffallend pittoresken Landschaften und wirksamen Städtebildern schwer zu konkurrieren. Eine Ruftafel soll erstens die Augen an sich reißen und zweitens die Augen fesseln. Nach diesen Gewaltsamkeiten beginnt ihr geistiges Amt, sie muß freundlich einnehmen für das, von dem sie gesandt ist. Durch ein charakteristisches Merkmal muß sie Interesse erregen und Neugierde erwecken. Das charakteristische Merkmal von Graz ist der Schloßberg. Auf sehr vielen dieser ausgestellten Ruftafeln wird die Schloßberguhr allein gezeigt. Auch diese auf dem Berge alleinstehende Uhr ist charakteristisch, aber nur für den, der Graz schon kennt. Für den Fremden ist die Gestalt der Schloßberguhr kein besonders auffallender Gegenstand und ihretwegen reist wohl kaum jemand auch nur von Bruck bis Graz. Graz ist, wie die besten Frauen sind, für den Augenblick nicht auffallend, im näheren und längeren Verkehr aber voller Reiz und Güte. Und diese intimen Vorzüge sind weder zu beschreiben, noch zu malen — man muß sie genießen. Graz ist also keine Fremdenstadt, sondern eine Heimstadt, in der man sich nicht ein paar Tage aufhalten, sondern in der man leben und sterben will. Doch die Zeit verlangt es, daß auch diese vornehm schlichte Stadt auf öffentlichem Markte ausgeschrien werden soll gleich „hassi, brennhassi Würstln!"

Allerdings wollen wir Fremde einladen, unser Land anzuschauen, in unseren trauten Städten zu wohnen — aber wir haben das in würdiger Weise zu tun. Das Marktgeschrei der Geschäftsleute soll das Rauschen der Bäche und das Jauchzen der Älpler nicht übertönen.



Kleine Laube.

Kunst und Kritik.

Ihr spaltet Haare,
Ich kitte Steine,
Wer tut das Wahre
Für die Gemeine?

Geistig Verfeinern
Lähmt alle Stärke,
Trennen, Zerkleinern
Gibt keine Werke.

Jedoch, das meine
Steht tausend Jahre,
Ich kitte Steine,
Ihr spaltet Haare.

R.

Soll man Fritz Reuter übersetzen?

Eine Zuschrift.

Sehr verehrter Herr Redakteur!

Im Dezemberheft Ihres lieben „Heimgartens" las ich einen Aufsatz: „Fritz Reuters Urteil über eine hochdeutsche Ausgabe seiner Werke". Als großer Reuterverehrer habe ich vor langen Jahren einige Zeit in seiner Heimat zugebracht, mich überhaupt aufs eingehendste mit seinem Lebenswerk beschäftigt, daß ich mir wohl erlauben kann, in dieser „zeitgemäßen" Frage mitzureden. Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich mir hier einige kurze Mitteilungen gestatte, die Sie als Freund deutschen Volkstums zu interessieren vermögen.

Daß in letzter Zeit Reuterübertragungen erschienen, ist leicht zu erklären. Die plattdeutsche, speziell mecklenburgische Mundart, die der Dichter zu hohen Ehren gebracht hat, nimmt mit jedem Jahre mehr ab und wird schließlich einmal ganz verschwinden — doch bis dahin ist noch lang Zeit! Früher, etwa um 1800, wurde sie in den feinsten, gebildetsten Kreisen ausschließlich gesprochen, jetzt ist sie nur noch auf die Landleute beschränkt; es gilt also geradezu für unfein, wenn gebildete Leute sie gebrauchen. Zu Lebzeiten unseres großen Humoristen war das noch nicht so und scheint erst in den achtziger Jahren so geworden zu sein. In den Tagen, wo Reuters Ruhm auf dem Zenit stand, war es Ehrensache für jeden Süddeutschen, sich so in das Original zu vertiefen, bis es keine Schwierigkeit mehr bot; dienten ja auch zur Erleichterung die Fußnoten, die man in jeder Hinstorff-Ausgabe sehen kann. Nach Ablauf der Schutzfrist endlich konnten sich Kenner des Idioms, wie Heidmüller und

Konrad, an die schwierige Aufgabe machen. Ich muß zugeben, daß den Süddeutschen damit geholfen wird, aber auch nur ihnen! Ein hervorragender Reuter-Rezitator sagte mir, daß bei einer Übertragung unbedingt jeder Reiz der gemütvollen, schlichten Sprache verloren geht und einzelne Ausdrücke und Redensarten ließen sich überhaupt nicht ins Hochdeutsche übertragen; jeder Versuch würde mißlingen, Reuters Schöpfungen ganz zu würdigen, ganz in ihren Geist eindringen zu können, ist nur in Mecklenburg möglich, wo noch heutigentags genug Originale (die er so trefflich und bis ins kleinste geschildert hat) zu finden sind. Eine Übertragung weicht stets erheblich vom Urtext ab und „einem Reuterverehrer kann schlecht werden“, das fleißige, mühevolle Opus eines Konrad zu lesen, an das doch der Bearbeiter mit dem besten Vorsatz ging.

Doch was läßt sich noch alles darüber schreiben, das man im Rahmen des Briefes nicht abhandeln kann. — Ich wüßte zahlreiche Stellen aus Reuters Briefen und Äußerungen anzuführen, die eine Übertragung ablehnen, und möchte meinen Brief, der allzu umfangreich geworden ist, schließen mit einer wörtlich wiedergegebenen Stelle aus einem Briefe des Dichters an Adolf Wilbrandt (Dezember 1866): „Eine ganz wörtliche Übersetzung würde bei der plattdeutschen Satzbildung, die meistens nur fortlaufende koordinierte Sätze kennt, dem hochdeutschen Leser höchst ledern vorkommen, und bei einer freieren Übertragung würde die Naivität, ja selbst die lebendige konkrete Anschauungsweise, die in der plattdeutschen Sprache nun einmal eigentümlich ist, vollständig verloren gehen.“

In treuer Verehrung Ihr ergebener

Weimar. O. G. Ernst.

All das ist überzeugend. Leidet doch bei jeder Übersetzung die Ursprünglichkeit eines Werkes. Trotzdem würden wir auf die antiken Klassiker, auf die großen Dichter anderer Nationen in unserer deutschen Sprache nicht verzichten. Fritz Reuters Genie wird es aushalten und wird durch das Tor der hochdeutschen Sprache auch in andere Sprachen übergehen. Am besten sind natürlich immer die dran, die einen Dichter in seiner Sprache lesen können.

Die Red.

Singvögel.

Entschuldigung.

Süß durchschauern die Brust Lieder, erwacht wie früh
Morgens Lerchengesang, sei's nur in Lust, in Leid,
Wie durchs blumige Bette
Leise rauschend die Quelle zieht.

Stolz ertönet der Preis herrlichen Tatenruhms
Wie das mächtige Meer Woge an Woge wälzt
In gleichmäßigem Gange
Ahnungsvoll mit des Schicksals Macht.

Künd' ich freudeberauscht, schmerzüberwogt im Lied,
Was ich menschlich gefühlt, hab ich im Sange nicht
Ungefüge Gedanken,
Hohe Riesen, in Haft gelegt:

Ach, verarget mir's nicht! Preiset des Schöpfers Kraft,
Doch die Quelle im Tal wie das empörte Meer
Sagt mit lieblichem Rauschen
Nur, was jenes mit Donnern spricht.

Hans Mittendorfer.

Frühlingsankunft.

Auf! Öffnet die Fenster! Öffnet das Tor!
Hört ihr denn nicht die Vöglein singen,
Die aufgeweckt Schneeglöckleins Klingen,
Auf das erschalle ein fröhlicher Chor,
Weil's Frühling wird?

Du schöne, goldenstrahlende Sonne!
Du bist des Lenzes Heiligenschein!
Die Welt, sie dünkt uns ein Blütenhain
Und Seligkeit umgibt uns und Wonne.
Drum danket Gott.

Doch jetzt, ihr Menschen, ins Freie hinaus!
Die Frühlingsluft laßt uns genießen
Und froh sie und dankbar begrüßen!
Oh! mög' sie umwehen auch jedes Haus,
Wo Trauer wohnt!

Anna Rosenfeld.

Tränen im Mai.

Es blüht nun wieder und glüht
Der Mai an sprossenden Zweigen;
Ich ziehe zum einsamen Ried
Hinaus mit bitterem Schweigen. —
Dort ist im sonnigen Mai
Einst herrliches Glück mir erstanden,
In Lenzesluft gingen wir zwei,
Als unsere Herzen entbrannten. —
Die Flamme erlosch dir so bald — —
Mein Frühling ging mir vorbei;
Dein Liebesschwur ist mir verhallt,
Den du mir gabst damals im Mai. — —
Ich gehe mit nagendem Sehnen
Vorüber am einsamen Ried —
Nur zur Maienzeit netz' ich mit Tränen
Den Ort — — wo sie mich verriet.

Ernst Ferd. Neumann.

Meinem See.

Du lieber See mit deinem Felsental
Warst meiner Träume erstes Wunderland,
Ich schrieb dir einst mit ungewohnter Hand
Ein kleines Lied, das sich vom Herzen stahl.

Dir lernte ich das stille Träumen ab
Und meine jugendfrohe Liedermacht.
Ich fand ein Wunderland von solcher Pracht,
Dem ich dann tausend Lieder herzlich gab.

Und nehmen sie mir Wunderland und Glück,
Kehr ich zu dir ins Felsental zurück.
Und leise, leise klingt durch Schilf und Ried
Zu dir hinaus mein erstes kleines Lied.

Hermann Pfaundler.

Nicht Opfer, sondern Barmherzigkeit.

Eine streng kirchliche Zeitung, das „Gr. Volksblatt", hat vor einiger Zeit eine von solcher Seite recht seltene, daher um so erfreulichere Betrachtung veröffentlicht, in der es unter anderem heißt:

Vor vielen Jahren lebte in Gmunden in Oberösterreich eine Familie, die mit vielen Töchtern gesegnet war; diese Töchter waren alle brav und fromm wie ihre Eltern und gingen fleißig in die beiden Kirchen nächst ihrer Wohnung; in die kleine Kapuzinerkirche mit dem schönen großen Klosterhof, in welchen der Traunstein hereinsah, und in die noch kleinere, feuchte Karmeliterinnenkirche, deren Glöcklein von fünf Uhr früh bis 11 Uhr abends stündlich über den See hin klang, zum Zeichen, daß die Frauen dieses strengen Ordens beteten, während die Menschen draußen ihren Arbeiten und ihren Vergnügungen nachgingen. Von jenen vielen Töchtern also war die älteste besonders eifrig, aber etwas strenge, die jüngste am wenigsten auffallend in ihrem Kirchendienst, aber still und freundlich und ringsum unter Bekannten und Nachbarn am beliebtesten. Diese sagte einmal einer neu gewonnenen Bekannten: „Ach, wenn meine älteste Schwester nur nicht gar so viel fasten und knien möchte! An solchen Tagen ist sie so verdrießlich, daß es fast nicht zum Aushalten ist mit ihr." Das gab zu denken und war doch leicht zu erklären; das übermäßige Fasten machte das Mädchen blutleer und dadurch nervös, gereizt und ungeduldig; wie sich aber die Menschen nicht kennen, wird sie auch ihrem Beichtvater nichts darüber gesagt haben und es blieb ruhig dabei, daß die sogenannte Frömmste die Unliebenswürdigste und auch wenigst Beliebte im Hause war.

Und als vor wenigen Jahren der berühmte Kanzelredner P. Kolb in der Grazer Domkirche Missionspredigten hielt, da sagte er, als er von der Nächstenliebe sprach, daß viele Menschen, viele Frauen trotz ihrer Rosenkränze, ihrer Kirchenbesuche und ihrem häufigen Beichten keine Gnade vor Gott finden werden, weil sie ihrer Umgebung, ihren Kindern, Verwandten und Dienern das Leben verbittern durch Härte und Mangel an Liebe, denn der Herr wolle „Barmherzigkeit und nicht Opfer".

Es ist oft ganz erstaunlich, welche widersprechenden Eigenschaften in manchen Menschen nebeneinander Platz haben und welch widrige Erscheinungen neben sogenannter Frömmigkeit auftreten. Anmaßung und übermäßige Ansprüche, Rücksichtslosigkeit und Härte gegen andere und maßlose Verblendung über den eigenen Wert, über das eigene Recht, über die eigene Leistung.

Sie kommen von der Kirche nach Hause und zanken, sie nehmen keine Rücksicht auf die Gesundheit und das Ruhebedürfnis ihrer Zimmernachbarn und tadeln alle Leute, gehen aber täglich zur heil. Kommunion; sie laufen stundenlang betend im Zimmer auf und ab, haben aber kein freundliches Wort für Untergebene, kein Glas Wasser für den im Nebenzimmer liegenden Kranken.

Und von solchen Frommen sollen dann die Andersgläubigen oder die ungläubigen Weltkinder Verständnis und Begeisterung lernen für das Christentum, für die katholische Kirche?

Zum Glücke gibt es aber auch Fromme, die es nicht nur scheinen, sondern auch sind, die ihre Andachtsübungen fast verbergen, immer heiter, freundlich und teilnehmend sind, die mit dem Opfer der Andacht in reichem Maße die Barmherzigkeit verbinden, und diese sind dann die echten Freunde Gottes und der guten Sache.

H. A.

Lustige Zeitung.

Unter Schauspielern. „Populär bist du aber nicht, die Galerie zollte dir nicht im mindesten Beifall." — „Ja, ich bin eben ein Schauspieler — ersten Ranges."

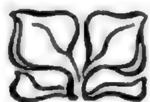
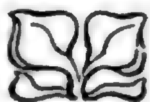
Verteidigung. Sepp: „Ich bitt', Herr Richter, der Michel da hat mir die halben Forellen aus meinem Weiher gestohlen." — Richter: „Was haben Sie dagegen vorzubringen?" — Michel: „Daß es gar keine halben Forellen gibt."

Ein Zeitkind. Pepi (der soeben bestraft wurde): „Das ist keine Kunst, wenn so ein großer Vater so'n kleinen Buben schlägt!"

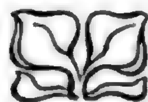
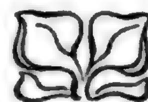
Einzige Ausnahme. Rentier (erregt): „Mein Herr, ich lasse mir von niemand eine Geringschätzung gefallen . . . außer von der Steuerbehörde."

Bauer und Schauspieler. Der seinerzeit gefeierte Leipziger Schauspieler Opitz war einmal mit einer Gesellschaft aus Leipzig in einem Dorfwirtshause. Hier hänselte Opitz einen Bauern, um zu sehen, was dieser in seiner Einfalt dazu sagen oder tun würde. Der Bauer aber sagte und tat gar nichts, so daß Opitz von ihm ablassen mußte. Nachdem der Bauer sein Bier ruhig ausgetrunken hatte, trat er an Opitz heran, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Weiß er was, mein lieber Komödiant, ich bin sein Narr nicht; morgen komme ich aber nach Leipzig, zahle an der Theaterkasse einen halben Taler und habe das Vergnügen, daß er den ganzen Abend mein Narr ist."

Lehrer — ist nix. Vom letzten Kurfürsten von Hessen, einem — sagen wir — recht eigentümlichen Herrn, erzählt jemand folgendes: Ich war 1863 Lehrer in einem Dorfe Kurhessens und mußte ein paar Monate Soldat werden. Nach der Ausbildung wurden wir „vorgestellt", d. h. der Kurfürst sah unserem Exerzieren zu. Ich war damals ein strammer Bursche und Flügelmann meiner Kompagnie. Dem Kurfürsten mußte ich wohl gefallen haben; er sah mich an und fragte in seiner abgebrochenen Weise: „Was bist du?" — „Lehrer, königliche Hoheit!" — „Lehrer — ist nix; kannst bei mir Leibjäger werden." — „Ich möchte gern zu meinem Berufe zurückkehren, königliche Hoheit," erwiderte ich nicht ohne Scheu. Da aber brauste der Kurfürst auf: „Dummes Luder! bleibe Schulmeister, solange du willst. Komme mir aber später nicht, daß du doch noch Leibjäger werden willst!" Sprach's, und ging gravitätisch weiter.

Bücher.

Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Bei Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart erscheint jetzt eine Ausgabe der Ausgewählten Erzählungen von Heinr. Hansjakob, wovon die „Waldleute" den ersten Band bilden. Der alte Tiroler Dichter J. F. Lentner hat als Erzähler eine Art gehabt, an die Hansjakob erinnert. Es sind nicht erdichtete Erzählungen, es sind Chroniken, die das berichten, was ein Pfarrer von seiner Gemeinde so ungefähr zu wissen bekommt. Die „Waldleute" bestehen aus drei größeren Erzählungen: „Der Fürst vom Teufelstein", „Theodor der Seifensieder" und „Afra", wovon sich jede wie eine Biographie liest. Um die Hauptgestalt, deren Leben nach der Wahrheit des Alltags schlicht und gewissenhaft erzählt wird, gruppiert der Verfasser eine Menge anderer Waldleute, Zustände und Lebenssitten, wodurch das Werk einen ethnographischen Wert erhält. Die Hauptpersonen sind tüchtige, sympathische Menschen, bei denen festüberkommene Altsitte die Bildung ersetzt. Daß der volkstümliche Humor, oft mit einem feinen Sarkasmus des Verfassers durchsetzt, zu seinem Rechte kommt, versteht sich. Dieser „Fürst vom Teufelstein", eine Förster- und Jägergestalt aus dem Schwarzwalde, zum Beispiel ist ein Stück, dem man

in der deutschen Literatur Platz machen muß, und zwar einen Ehrenplatz. Die beiden anderen Erzählungen des Bandes mit ihrer Lebenslust und ihrer Tragik stehen nicht zurück. Diese Schriften enthalten nichts von den gewissen modernen Extravakanzen, die uns rasch für sie interessieren, aber auch rasch wieder gleichgültig werden; sie sind urgesund und ziemlich hausbacken. Was die Weltanschauung betrifft, könnten sie auch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben worden sein. Aber diese Urständigkeit schafft manchem Leser eine behagliche Ruhe, die in unseren zerfahrenen Zeiten wohltut. Auf jeden Fall sind Hansjakobs Schriften verläßliche Dokumente aus dem schwäbischen Volkstume, das hier nicht ins Philosophische ausgeweitet wird, wie bei Auerbach, und allerdings auch nicht dichterisch so vertieft, wie Jeremias Gotthelf seine Allemannen gefaßt hat. R.

Wird uns ein Büchlein zugeschickt: **Ekkehard** oder **Wie man Zeitromane schreibt.** Von Dr. C. Willems (Warnsdorf). Da lesen wir, daß Scheffels Roman in bezug auf geschichtliche Wahrheit, Religion und Sittlichkeit, Kunst und Ästhetik vollkommen verfehlt ist. Ein Machwerk, vor dem nicht genug zu warnen ist! Und warum? Hauptsächlich, weil der Dichter das Mönchstum, die Priesterschaft nicht vergöttert, sondern auch diesen Leuten eine Menge menschlicher Schwächen und Verkehrtheiten zugeschrieben hat. — Und solche Mönchskritiker bilden sich ein, mit ihrer Art der Kirche — neue Freunde zuzuführen? Im Gegenteile, sie erweitern die Kluft zwischen Kirche und Welt immer mehr. Welcher Springer hätte genug lange Beine, um darüber hinwegzusetzen? M.

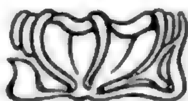
J. J. Davids Gesammelte Werke. Am 20. November des abgelaufenen Jahres ist der Wiener Dichter J. J. David entschlafen. Reich an Leiden, ist sein Leben auch reich an Erfolg gewesen. Es war der letzte Wunsch des Dichters, seine Werke, wie sie innerlich zusammengehören, auch äußerlich vereint und gesammelt vorzulegen. Die vorbereitete Ausgabe umfaßt sechs Bände, von denen der erste die Gedichte, die folgenden die Romane, Erzählungen und Novellen enthalten sollen. (München. Verlag R. Piper & Komp.)

Das **Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines,** wovon uns die Jahrgänge 1905 und 1906 vorliegen, wäre wohl geeignet, den Fremdenverkehr zu steigern. Schon das Durchblättern der mit guten Landschaftsbildern ausgestatteten Bände erweckt die Lust zum Wandern in unserem Lande, das, wie kein anderes Alpenland, reich und abwechslungsvoll an lieblicher und wilder Schönheit ist. Der Text des Jahrbuches bietet Gaben, die auch literarisch von Wert sind. — Herausgegeben wird das Jahrbuch vom Steirischen Gebirgsvereine in Graz. M.

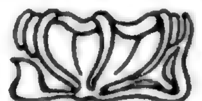
Eine Studienreise steirischer Landwirte in die Schweiz. Nach Mitteilungen Stephan Liebmingers und anderer Reiseteilnehmer bearbeitet von J. Steiner-Wischenbart. (Graz. Paul Cieslar. 1907.)

Den Gewinn dieser Reise hoffen wir in Steiermark bald zu spüren. Das Interesse für rationelle Wirtschaft der Alpen ist wach geworden und Sache der Heimkehrenden ist es, das Gesehene und Gehörte im Lande zu verbreiten. M.

* Wegen Raummangels mußte der „Büchereinlauf“ diesmal zurückgestellt werden.



Postkarten des „Heimgarten“.



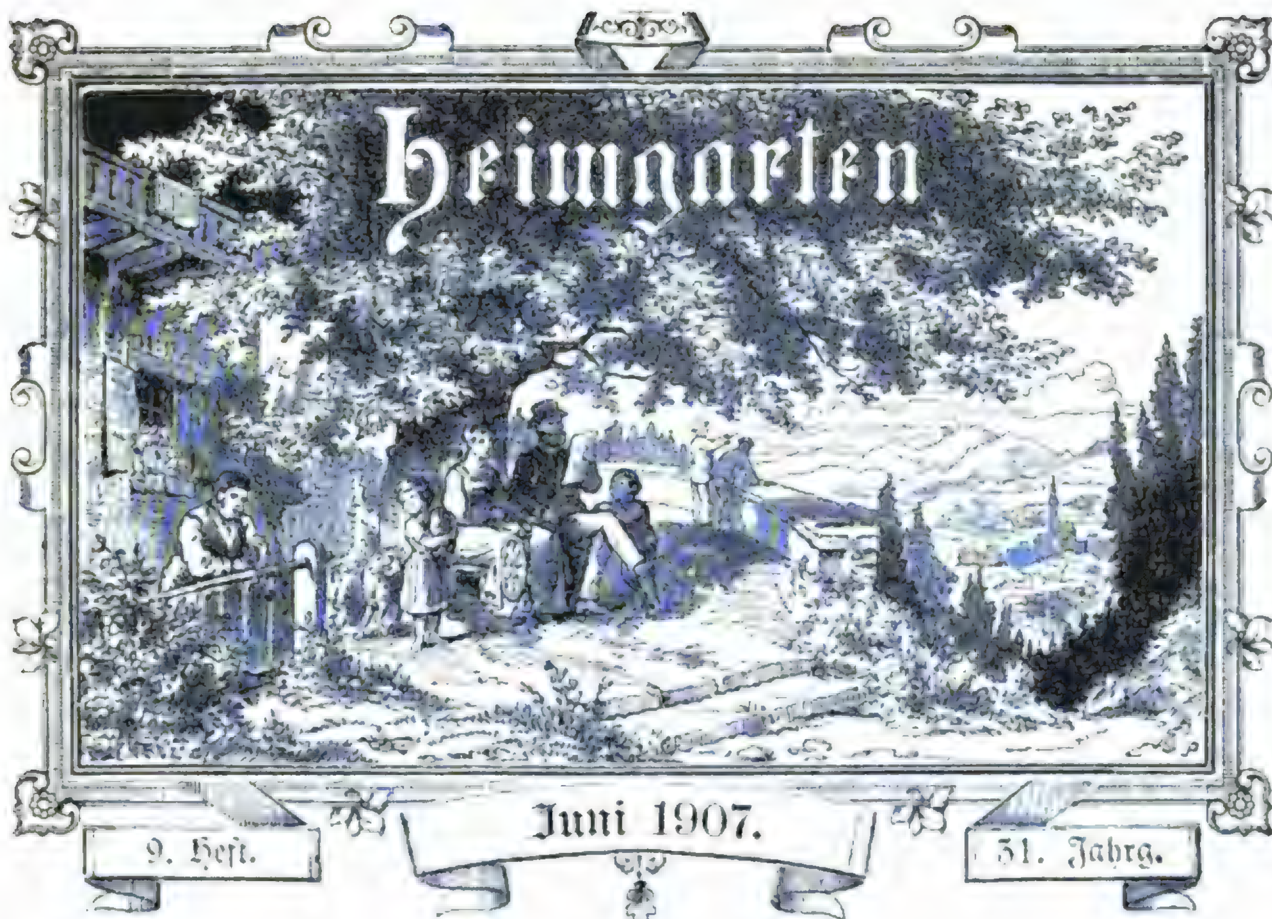
F. B., Salzburg. Die bewußte phantastische Geschichte: „Eine staunenswerte Erfindung und ihre Folgen“ von Adalbert Grafen Dzieduszycki finden Sie im Aprilhefte der „Österreichischen Rundschau“. Lesen Sie die „phantastische“ Geschichte nur recht aufmerksam durch, Sie werden mehr darin finden als Phantasie. Eine ungeheure, niederschmetternde Weltwahrheit hat hier in bizarrer Form Ausdruck gefunden.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. April 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Meine Schuld.

Der Holzstoß war endlich in seinen Gluten zusammengestürzt und hatte noch in diesem Sturze einen feurigen Regen in den nächtlichen Himmel emporgesandt. Die Feuerlohe und noch mehr der Trank, der in Buschschenken aus mehreren Fässern strömte, hatte die Leute berauscht. All böse Art, Hoffart und Falschheit, Feigheit und wilde Lust war, wie der Feuerspruch dargetan, verbrannt worden. Doch diese Brut erhob immer aufs neue ihre zischenden Häupter aus der Glut. Jene Musikanten, die am Fronleichnamstag dem Sakrament gehuldigt, bliesen jetzt auf ihrem schrillenden Bleche Kampf- und Lustweisen. Was Range war, das raufte und bockte gröhlend in den nahen Büschen herum, was Mann und Weib war, das tanzte um die große Glutstätte. Etliche wollten versuchen, durch das Feuer zu springen nach alter Sitte. Dazu war der Pfuhl noch zu üppig. Derbe Burschen stießen mit langen Stangen in den glosenden Holzbränden herum und erst als die tote Asche dalag, machte sich mancher Recke erbötig, durch das Feuer zu gehen.

Aber noch war das Sonnwendfeuer nicht verloht und verglost auf dem Ringstein, als die Botschaft laut wurde, der Förster Rufmann habe sich das Leben genommen. In die Ach wäre er gesprungen und die

Leute möchten schnell hinabkommen, um den Leichnam zu bergen. Das war wie eine Erweckung. Trotz Mitternacht dachte niemand an Heimkehr. Aus harzigem Kien waren Holzbüschel bereit, mit denen sie den Abstieg hatten beleuchten und unter Fackelschein in die Dörfer marschieren wollen. Solche zündeten sie jetzt an und die roten Lichter strichen zuckend durch das Gestämme dahin. Männer hatten die Stangen erfaßt, mit denen das Feuer geschürt worden war, und eilten talwärts. Etliche hatten am Ende der Stange Nägelhaken festgemacht. So wenig sie des Lebenden gedacht, den Leblosen wollten sie nicht preisgeben. Sie kamen in das Hochtal und zogen mit den Fackeln am Rande der Ach auf und nieder die halbe Nacht. An dem neuen Sägewerk, wo schon ein Stück Wehr in das Wasser hineingebaut war, hatten sie den Michelwirt getroffen. Er stand auf dem Geschütte und schaute in den Fluß, ging etliche Schritte weiter und stand still und schaute ins brausende Wasser.

Sie fragten ihn, ob er etwas wisse, er gab keine Antwort. Jetzt stieß auch der Gerhalt auf ihn.

„Gefürchtet hab ichs ja, gefürchtet hab ichs!“ sagte er zum Wirte. Der gab keine Antwort.

„Gott und Herr, wie ist denn das zugegangen? So red Michel, so sags?“

Sagte der Michel: „Kein Mensch kanns glauben.“

„Wo ists geschehen?“

„Auf der Brucken.“

„Und hast ihn nit können halten? Michel, ich hab dirs so fest aufgetragen!“

„Jetzt hebst du auch an!“ schrie der Michel wild erregt. Dann verlor er sich.

An beiden Ufern des Flusses jede Böschung und jeden Tümpel haben sie abgesucht. Wo Arm- oder Wurzelwerk des Gebüsches ins Wasser niedergriff, da haben sie hineingeleuchtet. Unten an dem alten Sägewerk des Gerhalt hofften sie ihn sicher zu finden, denn dort wurde der Fluß durch einen Vorbau gebrochen. Aber die Leiche war nicht da und auch nicht im Fluder und nicht im Tümpel unter dem Radwerk. Unterhalb der Säge wallt die Ach breit und mit vermindertem Gefälle dahin, der Mur zu. Sie haben ihn nicht in der Tauernach und nicht in der Mur gefunden. „Er ist seinen Buben nachgefahren nach Löwenburg“, sagten die Leute.

Am Abende des nächsten Tages auf der Sandbank bei Ruppersbach, da lag er ausgeworfen, ein Häuflein Tod. Der Fischer hatte zuerst gemeint, es sei ein alter Lappen, den jemand weggeworfen. Zerrissen, zerknüllt, voller Sand und Schlamm, aber noch kenntlich — der Förster Rufmann.

Drei alte Bauern standen beisammen, als man ihn nach der Totenkammer brachte.

„Das muß ich sagen, um den Mann ists schad. Hätt noch lang leben können, wie der noch fest ist gewest. Aber — an seiner Stell hätt ichs auch nit anders gmacht."

„Und wenn man sich bei so einem Unglück nit tot machen kunnt, müßt man sich frei neun Klafter tief in die Erden verkriechen."

„Was sagst denn aber, wenn er jetzt nit in den Friedhof darf — han!"

„Wenn ein solches Absterben nit verziehen wird, nachher — jetzt hätt ich aber bald was gesagt!"

„Da gehn wir all miteinander zum Pfarrer und verlangens!"

„Ist nicht vonnöten, sagte ein Hinzugetretener.

„Oh, Hochwürden! Wir küssen die Hand!"

„Ihr glaubt also, euer Pfarrer würde einen unglücklichen Mitbruder dort verscharren lassen, wo ihr alten Heiden alljährlich den Fasching zu begraben pflegt!" —

Aus Sandwiesen war Frau Apollonia mit ihrer Tochter heimgekehrt. Als sie von dem geschehenen Unheile vernommen hatten, dachten sie an den Vater. Helenerl war noch schweigsamer als sonst. Nur einmal, gleich wie sie vernommen, wer die Mörder des Fremden gewesen, hatte sie kurz und scharf gesagt: „Das ist nit wahr!" Wie sie hernach von den unwiderleglichen Beweisen hörte und daß es der Student eingestanden habe, sagte das Mädel nicht ein Wort mehr. Sie war wie zu Stein geworden. Den Vater fanden sie oben in seinem Stübchen. Niemand hatte er zu sich hineingelassen. Als jetzt Frau und Kind vor ihm standen, reichte er ihnen die Hand: „Das ist ein Unglück worden! Hättet noch in Sandwiesen sollen bleiben. s wär besser gewest." Und nichts weiter. Jetzt ist das Mädchen zu sich gekommen, der Mutter an die Brust gefallen: „Der Vater, wie er ausschaut! Ich kenn ihn ja nimmer! Ganz hintersinnig ist er."

Und Frau Apollonia: „Wenn dein Vater was hat, da ists am besten, man laßt ihn allein. Er ist schon lang nimmer recht beisamm. Weiß Gott, wie er fertig werden wird mit allem, was noch alles kommen kann."

Der Michel war ja froh, seine Leute in der Nähe zu wissen, aber sprechen wollte und konnte er nicht mit ihnen. Über schwere Anliegen sprechen, das hatte er nur mit Einem gekonnt. Und da war's ihm jetzt, er müsse Hut und Stock nehmen und hinaufgehen ins Forsthaus. Den Rufmann, wenn er hätte fragen können, ob es ihm jetzt recht sei? Er hatte ihm ja seinen Willen getan, er war ihm ja treu gewesen. Und Rufmann würde zu ihm hintreten, nebelleicht und nebel-

blaß, aber schön und gütig, und würde sagen: Ja, Michel, so ists am besten! — Und wenn er nicht mehr kommen kann, weil er nichts ist, kein Nebel und kein Traum mehr, dann ists erst am besten, dann hat alle Qual und alle Ursach zur Qual auf ewig ein Ende. So, wenn sich alle Menschen gegenseitig brüderlich forthelfen wollten aus dieser falschen Welt! — Aber halt der liebe Mut! Solange den Meisten noch der Mut fehlt, suchen wir den Tröster im Faß. Er unterbrach sein Denken, kam aber immer wieder drauf zurück. — Jetzt seh ichs wohl, daß der Nathan Böhme — Gott selig! — eine falsche Lehr hat gepredigt. Der Wein ein Gift! Just im Gegenteil, der Wein tuts aufs allerbest. Der Wein macht schöne Einbildungen, also eine schöne Welt — was will man denn noch mehr? Wo gibts denn einen größeren Wohltäter, der uns glückselig hinwegtäuscht über diese schreckbare Verdammung! Nein, nein, ich bin schon recht mit dem Wirtshaus und will mir neue Gebinde anschaffen. Und je mehr ihrer bei mir Sorg und Kummer verlieren und sich das Elend kürzen, um so besser erfüll ich die Nächstenlieb. Komm, du güldener Trank, auch mir mußt dus jetzt ganz sein. Mußt ja mein Rufmann sein!

Das Dorf rüstete sich zum Begräbnisse. Als der Michel sein schwarzes Gewand verlangte, da riet Frau Apollonia in aller Güte: „Mann, bleib du dasmal daheim. Oder fahr aus, fahr nach Sandwiesen oder wohin du willst. Auf den Kirchhof, da ist heut nix für dich, schau Michl, sei gscheit.“

Er schaute sie bloß betrübt an. Hatte nicht eine heimliche Stimme ihm schon denselben Rat gegeben? War's ihm nicht manchmal zu Mute: Weit weg! Nur weit weg! — Doch, wozu denn fliehen, wenn er recht getan hatte? — Er zog sich also an und ging nach Ruppersbach. Nicht auf der Straße unter den Leuten, sondern an den Feldrainen ging er hin, an den Hecken und über das junge Grün bebauter Äcker mußte er schreiten bis zur langen weißen Mauer hin. Der Kirchhof war voller Menschen, sie beteten laut ein eintöniges Gebet. Der kleine Mann mit dem schwarzen Bart drängte sich duckend durch bis nahe ans Grab. Aber doch nicht in die vorderste Reihe. Die Leute stolperten über frische Hügel, die nebenhin in einer Reihe waren und jeder Hügel hatte ein Holzkreuzlein auf sich stecken mit dem Namen des Schläfers. Den meisten ist dieses arme Kreuz ein erstes und ein letztes Denkmal, nur wenige bekommen später ein steinernes oder eisernes. Ob aus Holz oder Stein, dieses Kreuz ist allen leicht. Von der Totenkammer her den kurzen Weg kamen die Priester und die Chorknaben mit den Weihrauchgefäßen und der Schullehrer mit den Sängern und die Träger mit dem Sarge. Ein langer schmaler Sarg, schwarz angestrichen, ganz schmucklos. Nun ließen sie ihn nieder und senkten ihn hinein — in ein sehr enges,

sehr tiefes Grab. Dem Michel tats wohl, daß es so tief war. Lautere Erde, da kommt von diesem schrecklichen Lebenstraum nichts mehr durch hinab. Er hatte im Augenblick eine liebliche Ruhe empfunden, beinahe als ob er selbst ausgestreckt läge da unten in der kühlen Erde. Nun aber kam ein Grauen, denn sie sangen dem toten Sangesfreunde ein Lied:

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Leib, nach kurzer Ruh!"

Als das Lied aus war, sagte in der Nähe jemand halblaut: „Am jüngsten Tag, da werden zwei junge Büßer neben ihm stehen auf der rechten Seiten." Dann sprach der Pfarrer seinen Segen: Requiescat in pace! Dann sprengte er Weihwasser hinab und warf drei kleine Schaufeln voll Erde auf den Sarg. Es dröhnte hohl, als sei nichts drinnen. Nun drängten sich die Leute ans Grab, um auch ihr Schäuflein Erde hinabzuwerfen über den guten Förster Rufmann. Nur der Michel duckte sich nach rückwärts und warf keine Scholle hinab.

Als das Volk den Kirchhof verließ, entstand am Ausgange ein Gedränge. Dort hatte sich eine Gruppe gebildet, die nicht weiter wollte, so daß sich die Leute stauten. Eine Neuigkeit war da, der Briefträger war aus dem Amte gelaufen, keuchend dem Kirchhof zu, und erzählte, daß aus Löwenburg eben zwei Depeschen eingetroffen seien, eine ans Gemeindeamt Eustachen und eine an den Förster Rufmann. Die Förstersbuben kommen wieder heim! Sie sinds nicht! Es hat sich herausgestellt, sie sind unschuldig! —

Wie ein Erdbeben geht diese Botschaft durch die Menge. Unschuldig! Unschuldig! Unschuldig! — Alles drängte ans Grab zurück, um es hinabzurufen, um ihn zu wecken: Steh' auf, Rufmann! Deine Söhne sind unschuldig, sie sind frei, sie kommen wieder heim. Heute noch! O gekreuzigter Heiland, nur den laß noch einmal aufstehen! Weil es aber stille blieb im tiefen Grabe und weil er nicht aufstand, so brach ein Klagen aus, ein Schreien und Schluchzen. Mehrere waren geradezu zornig und riefen: „Daß er nit ein paar Täg hat warten können! Bei so was wartet man doch die Gerichtsverhandlung ab!"

„Bal ers ja selber eingestanden hat, der Student!" rief ein Zweiter. „Wird sich doch der Mensch aus Spaß nit lassen henken!"

Darauf ein Dritter: „Erstens wird ein fünfzehnjähriger Bub nit gehenkt. Zweitens wirds kein Spaß sein gwest. Der Student ist ein Rappelkopf. Er kann sich haben denkt, wenns mir die Wahrheit eh nit glauben, so lüg ich sie halt an. Tuns mir was, so rait ichs halt fürs Sterben."

„Aber du heilige Maria und Anna, wer wirds denn nachher gwest sein!"

„Weiß Gott, was wir noch für Neuigkeiten werden hören!“

Ähnliche Gespräche wurden überall geführt, auf dem Kirchhof, auf dem Rückweg, auf dem Dorfplatz. Alles war voller Freuden über die Unschuld der jungen Burschen und voller Entrüstung darüber, daß es der Vater nicht hat erwarten können. Den Glauben an die eigenen Kinder verlieren, wie dumm! Und alles war voller Vergnügen darüber, daß sich so merkwürdige Sachen zutragen in Eustachen und Ruppersbach und Löwenburg. Ein Einziger war, dem die Nachricht von der Freilassung der Försterbuben zu Boden geschmettert hatte, wie der Blitzstrahl einen hohlen Baum. Es war der, den die Heimkehr der Burschen ins höchste Glück versetzt haben würde, wäre Rufmann noch am Leben! Sie sind unschuldig, sie kommen wieder! Alles ist aus und jetzt ists an mir! — So der arme Michelwirt. Etliche, die ihn beobachteten, wie totenblaß, wie verstört, wie gebrochen der Wirt in die Kirche schwankte, die mußten wohl gerührt sein über diese treue Freundschaft, mit der er an dem unglücklichen Kameraden und Sangesbruder hing. Der so hat verzweifeln müssen an seinen Kindern und nimmer hat warten können.

Die Kirche zu Ruppersbach war überfüllt. Was in den zwei Dörfern und Umgebung loskonnte von der Wirtschaft, das war gekommen zur Totenmesse für den Förster. Am Hochaltare prangten sechs Lichter, an deren Leuchtern sechs Totenschädeln waren. Der Pfarrer hatte ein Meßkleid über, schwarz von Farbe und mit einem großen weißen Kreuz. Er las eine stille Messe, bei der nur manchmal das Gemurmel der lateinischen Gebete und das Anschlagen des Altarglöckleins gehört wurde. Viele, die in ihren Bänken saßen, brannten vor sich Kerzen. In solchen Stunden können die Menschen andächtig beten. Sie gedenken des Toten, den sie eben in die Erde gelegt. Sie gedenken ihrer eigenen Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde, die sie vor kurzem oder vor Jahr und Tag begraben haben. Und wenn der Priester leise die Totengebete spricht, da senkt die lebende Gemeinde ihr Haupt und schließt die tote Gemeinde in ihre Aufopferung ein.

Am Altare klingt das Glöcklein dreimal an. Der Priester beugt seine Knie, beugt das Haupt, klopft an die Brust: „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!“

„Meine Schuld!“

Alles erhebt sich und schaut gegen den rückwärtigen Kirchenraum wo der Schrei geschehen war.

„Meine allergrößte Schuld!“ wiederholte sich gellend der Schrei und im Halbdunkel sah man, wie der Michelwirt, mit beiden Händen den Kopf haltend, aus der Bank stolperte und niederfiel auf das Steinpflaster.

Die Messe wurde unterbrochen von der Aufregung, die sich jetzt erhob.

„Was ist das? Was hat der Michelwirt! — Meine Schuld hat er ausgerufen!“

„So aufgeregt ist der arme Mensch, dem Pfarrer hat ers nachgesagt.“

„Meinst du? Ich denk, das wird was anderes bedeuten!“

Frau Apollonia, als sie so die Stimme ihres Mannes hatte gehört, war durch das Gedränge zu ihm gekommen. Sie richtete ihn auf: sie trocknete mit ihrem weißen Tüchlein den Schweiß von seiner Stirn, „Michel“, so redete sie zärtlich auf ihn ein, „mein Mann, was ist dir überfahren! Daß du so krank bist worden! So angegriffen hats ihn halt. Schau, Michel, es wird alles wieder gut! — Er weiß nit, wo er ist! — In der Kirchen bist, mein guter Mann, und ich bin bei dir! — Wenn wer so gut wollt sein — ein Wagerl! Schau, Michel, wir fahren heim. Da kommst wieder zu dir!“

Schier fremd schaute er sein Weib an, man wußte nicht, war er bei sich oder nicht. Doch als sie ihn in den Wagen heben wollten, wehrte er ab: „Kann schon selber.“

Als das kleine Fuhrwerk mit dem Wirtspaar langsam wegshin gerollt war, standen die Leute da vor der Kirche und wiegten ihre Köpfe. „— So, so! Jetzt geht mir ein Licht auf!“

„Obs den nit gereuen wird, daß er so laut hat gebeichtet.“

„Mir scheint, jetzt wissen wirs, wer den Herrn Preußen hat in die Ewigkeit geschickt.“

Der Gerhalt wollte Ordnung machen: „Geht jetzt auseinander. Geht in die Kirchen und hört die Meß zu End!“

„*Meine* Schuld hatte er geschrien. Hat ihn doch das bös Gwissen geworfen!“

Dem trat der Gerhalt entgegen: „Still seid, sag ich! Erst vor ein paar Tagen habt ihr die Buben so hergerichtet und jetzt gehts an *den* da! Ihr seid doch ein verfluchtes Gesindel!“

Die Menge verzog sich grollend. Dem Reste der Messe wohnten nur wenige bei. — Die es taten, sie beteten sicher sehr andächtig und dachten an Schuld, aber kaum an ihre eigene.

Das Böse ist Einbildung, das Gute ist wirklich.

Am Nachmittag desselben Tages besuchte der Ortsvorsteher den Michelwirt. Er fand ihn in einem Zustande, daß es ihm beikam: Am Ende ist er’s wirklich! Ob er sich könnte ausweisen? Etliche sagen, er wär’ wohl daheim gewest am selbigen Tag. Andere sagen, er wär nit daheim gewest.

Als der Wirt den Gerhalt sah, breitete er die Arme aus: „Hilf mir, Nachbar, hilf mir! — Dank dirs nur Gott, daß du gekommen

bist, ich kanns nimmer dertragen. Schau dir einmal das an!“ Er hielt ihm die Depesche hin: „Da stehts. Förster Rufmann, Eustachen ob Ruppersbach. Unschuld der Söhne klar erwiesen. Noch heute treffen sie zu Hause ein. Strählau, Gerichtsrat.“

Als der Gerhalt gelesen hatte, murmelte er: „Kommen heim und was finden sie?“

„Ich kanns nit dertragen, Nachbar. Keinem Menschen kann ichs eingestehen, aber du mußt mich anhören. Macht mit mir, was ihr wollt!“

Dem Gerhalt verschlugs den Atem. „Michel“, sagte er dann, „ich kann schon was dertragen, aber wenns zu grob sollt werden — zu grob!“

Der Michel saß auf einer Truhe und stützte den Ellbogen aufs Knie und mit der Hand verhüllte er sich die Augen. „Gerhalt“, sagte er dann und stieß die Worte kurz und dumpf hervor. „Du bist ein ehrlicher Mann. Wenn du glaubst, daß du es anzeigen mußt, so tus. Sonst behalts bei dir. Mir selber wegen ist schon alles einerlei. Nur meiner Familie wegen . . . Seine Söhne. Was ich hab, das soll ja ihnen gehören, alles, schon gar alles. Ich mit mir bin fertig. Das einzige, was ich noch tun soll auf der Welt, das kann ich nit. Einen Toten aufwecken.“

Die derbe Gestalt des Gemeindevorstehers begann zu zucken und er sprach herb: „Michelwirt, wenn du mir was zu sagen hast, so sags! Mir wird alleweil letzer. Vielleicht, daß es am besten ist, du gehst geraden Wegs nach Löwenburg.“

„Martin Gerhalt! Vor paar Tagen, wie du mich beim Rufmann allein hast gelassen, da hast du mirs streng aufgetragen, daß ich acht sollte geben auf ihn. — In der alten Bibel — bald am Anfang, steht die Geschicht, wie ihn der Herr fragt: Wo ist dein Bruder Abel? — Gerhalt, du hast mich zum Hüter gestellt. — Wenn du geblieben wärst und gesehen hättest, wie schreckbar der arme Mensch hat gelitten, und kein End, keins solange er lebt. — Das Erbarmen! Mich hat das Erbarmen verführt. Und auch Gedanken, gottlos törichte Gedanken. Nachbar! Es ist eine Sünd geschehen, für die ich keinen Namen weiß. Ein gottlos hoffärtiges Denken. Das all miteinander nix ist auf der Welt, und eine Wohltat, wenn man die Einbildung kunnt löschen. Jesus Maria, und ist jetzt doch was. Unschuldig sind sie und kommen wieder heim. Nur das Böse ist Einbildung und das Gute ist wirkich! Und ich habs verkehrt genommen, verkehrt. Die ewige Ruh hab ich gemeint, die sollt ihm ein Freund vergunnen. — Ich hab gewußt, daß ers will tun, und habs übersehen. Gegen die Ach geht er und hab ihn nit zurückgehalten. Aus Erbarmnis hab ich ihn lassen hingehen, mit

Absicht hab ichs versäumt. Mit Nachlässigkeit und halber Absicht, ich sag es dir! — Im letzten Augenblick hab ich ihn freilich zurückrufen wollen. Ist zu spät gewesen . . . Gerhalt, jetzt weißt dus."

Der Vorsteher war aufgestanden und hob aus der breiten Brust einen tiefen Atemzug und einen Seufzer. „Gott sei Dank!"

Aber der Michel fing an zu toben. „Wenn ich ihn hätt zurückgehalten — wie wär heut alles in Freuden! — Kommen glückselig heim und finden das Grab und alles ist aus. Und ich, die Schuld. Ich ganz allein . . . Wie kann einer da Gott sei Dank sagen!"

„Weils noch schlimmer sein kunnt, mein lieber Michelwirt."

„Noch schlimmer, wie meinst du das?"

„Du weißt nit, was die Leut reden, die's jetzt wissen, daß es die Försterbuben nit sind, und nit wissen, wer es ist. Und du tust in der Kirchen den Schrei . . ."

Jetzt schaute der Michel her. „Die Leut werden doch nit mich —", er lachte auf.

„Gelt, Michel! Das wär erst das größt Unglück, das wärs erst!"

Wurde der Wirt nachdenklich und sagte. „Hast recht, Gerhalt, das wärs erst. Aber hörst du. Ist es nit dasselbe?"

„Das nit, Michel. Mord und dein Erbarmnis, das ist wohl nit dasselbe."

„Ich wollts gewesen sein beim Preußen, wenns drum ging, daß der Rufmann noch tät leben!"

„Du kannst an seinen Söhnen was tun."

„Das hab ich mir wohl heilig fürgenommen, ihr Vater will ich sein. Wenns mich mögen. Gelt, Martin, du tust für mich bitten. Ich werd ihnen jetzt entgegenfahren."

„Entgegenfahren willst ihnen? Michel, das sollst du nit tun", riet der Gerhalt ab, „du bist nit genug beisamm jetzt."

„Wenn sie in der Früh von Löwenburg fort sind, so mögen sie in ein paar Stunden da sein. Bis über Ruppersbach hinaus will ich ihnen entgegen. Es wird mir leichter sein, wenn ich sie wieder seh'."

Der Gerhalt sann nach, wie das jetzt zu machen wäre. „Wenn du glaubst, daß du stark genug bist! Es wird was setzen, mein Lieber, wenn sie hören, daß der Vater —"

„Das werden's schon wissen."

„Wer nit muß, sagt's ihnen nit. Auf jeden Fall, Michel, muß ich dir den Rat geben, daß du ihnen ja nit gleich sagst, daß du — daß du — ihn so hast verhalten. — Wenns überhaupt wer z wissen braucht? 'leicht ists besser, Nachbar, wir sind still. Zu ändern ist doch nix mehr. Tät das Unglück nur noch größer machen. Vor dem Gericht hättest dich wohl eh nit zu scheuen, so weit steht die Sach nit. Weißt

Wirt, gar so himmelschwer muß man das auch nit nehmen. Absichtlich versehen, versäumt! Was weißt denn du, wie dir in derselben Stund ist gewest! In so einem Schreck, in so einem Jammer! Da weiß ja kein Mensch, was er denkt und tut. Du bist nit bei dir selber gwest. Wärst du bei dir selber gewest wie heut, du hättest es so wenig tan wie heut, wenns wieder so wär. Also schau!"

„Das richtige wär gwesen, ich — ich hätts ihm gleich nachgemacht."

„— und hättest dir alle Brucken abgebrochen zurück, wo noch was gut zu machen ist. Was hätt denn aus den armen Burschen werden können, wenn gar niemand mehr auf sie schaut? Und hast nit auch selber Weib und Kind? Geh Michel, sei nit dumm. Was geschehen ist, ist geschehen und wir zwei sind still und weckens nimmer auf, verstehst?"

„Mich deucht, die verschwiegene Sünd ist noch schwerer zu tragen."

„Was hast, wenn dus sagst? Dein Lebtag hast es auf dem Buckel, jeder Lump wird dirs reimen. Und das mußt auch bedenken. Wenn dus gestehst, kannst du für die Buben gar nix tun. Glaubst denn du, diese Trutzköpf werden was annehmen von dem, der ihnen so den Vater hat verhütet?"

„Du hast recht, Martin," antwortete der Michel, „aber meinst, es wär nit schon zu viel gesagt?"

„Nix ist gesagt. Was jeder bei der Meß denken soll, hast du laut gesagt — nix weiter. Wie es jetzt steht, jetzt hab ich kein Angst mehr."

„Nachbar," sprach der Michel und faßte seinen Arm. „Nachbar, an dich halt ich mich jetzt und ist mir schon leichter, weil einer ist, der mir tragen hilft. Das soll dir Gott vergelten. Vielleicht, daß es doch noch einmal anders wird. Jetzt ists wohl zum Verzagen. — Wenn mir unser Herrgott ein Zeichen wollt geben, daß meine Sünd nit gar so schreckbar wär — nit gar so schreckbar."

„Wenn die Buben deine Lieb annehmen — das kannst für ein solches Zeichen halten. Es wird am gscheitesten sein, Michel, ich fahr mit dir."

„Jetzt? Den Buben entgegen?" sagte der Wirt. „Gerhalt, möcht dich wohl recht schön bitten, laß das sein. Schau, kannst dirs denken, wenn neben meiner einer sitzt, der alles weiß, wie soll ich da den rechten Schick haben? Auf Verstellung muß ich mich jetzt verlegen, auf Falschheit in meinen alten Tagen. Wirst ja auch kein falscher Zeug sein wollen?"

„So fahr allein. Aber iß vorher zu Mittag. Die Frau Apollonia hat mirs gsteckt, daß du heut noch nix Warmes in den Magen genommen hättest. Iß wieder einmal ordentlich und nachher fahr. Fahr deinen Buben entgegen."

Jetzt haben sie ihn!

Wenn die Försterbuben bei ihrer Einlieferung nach den Aufläufen in den Dörfern gedacht hatten, der Kreuzweg sei nun zu Ende, so war das ein Irrtum. Als sie in die Stadt Löwenburg einzogen, ging es erst recht an. Alle Bürgersteige, alle Plätze, alle Fenster waren voll Menschen, die das jugendliche Verbrecherpaar sehen und ihrer Entrüstung Ausdruck geben wollten. Besonders auf der Murbrücke, da war es schon lebensgefährlich, wie die Leute sich drängten, auf den Geländern saßen und standen und mit hellem Geschrei die gefesselten Burschen beschimpften. Vornehme Herren und Frauen darunter. Leute, die im Alltag selbst ihre bedenklichen Flecken haben: Vor den Raubmördern stehen sie hoch und glänzend da und dieser Erhabenheit geben sie durch schallende Entrüstung über die Elenden Ausdruck. Der Friedl, der draußen vor seinen Kameraden die Augen niedergeschlagen hatte, hier machte er sie keck auf und schaute mit Verwunderung auf die strenge Sittlichkeit, die diese Städter aufzeigen. Nun sah er dort am gemauerten Brückenpfeiler einen Bekannten von daheim — aus der Bärenstuben. Der Krauthas war's, der, ein Bündel Kräuterwerk auf dem Rücken, stehen geblieben war, um diesen Einzug seiner Heimleute anzuschauen. Er hielt seinen hageren Körper schief, bog seinen Hals vor und schaute. Er schrie nicht und schimpfte nicht, machte ein trauriges, fast erschrecktes Gesicht und schob dann ab hinter den Pfeiler. Dieser verkommene Mensch! Und ist der einzige Mensch auf der ganzen Brücke! — so dachte der Bursche.

Bald darauf marschierten sie durch ein hohes, finsteres Tor hinein ins Gerichtsgebäude. Schier eine willkommene Zuflucht vor der gewaltigen Tugendhaftigkeit der Menge. Und hier wurde jeder der Burschen in eine besondere Zelle gesteckt.

Am nächsten Tage ein weiteres Verhör. Es begann ähnlich wie die vorhergegangenen im Forsthause — aber geendet hat es anders.

Es waren etliche fremde Herren da, junge mit Nasenzwickern und aufgestrammten Schnurrbärten, alte mit glatten Gesichtern und grauen Haaren. Alle schauten so gleichgültig drein, als ob jeden Tag so ein paar Jungen eingebracht würden, die einen Touristen ermordet hatten im wilden Birg. Kein Haß und keine Liebe war zu entdecken in diesen ernst-gleichgültigen Mienen. Während Elias heimlich fast gewünscht hätte, die Richter möchten recht hart, die Behandlung recht roh, die Strafen schmerzvoll sein, damit das Märtyrertum um so größer wäre.

Die Fragen waren wieder nach Dingen, wie das erstemal. Die Antworten auch wie das erstemal. Der Friedl hatte den Fremden von der Seealmhütte aus noch ein Stück begleitet gegen das Kar und hatte dort nach der Augenschau den Weg beschrieben durch das Knieholz, über das Kar

und den Schrund hinan bis zum Joch. Dann war er umgekehrt. Die Uhr hatte er von dem Fremden als Führerlohn erhalten. Sie ging bei den Herren von Hand zu Hand, man beschaute, schätzte sie. Ein gewöhnliches Schweizerwerkel im Stahlgehäuse — nicht acht Kronen wert. Das Geld in der Matratze hatte der Friedl vom Zimmermann Josef ausgeborgt. Einer der Herren konnte bereits angeben, daß das auf Wahrheit beruhe. Das Schriftstück über die Aussage des kranken Zeugen war eben eingelangt. Nun aber das Messer, das am Tatorte gefunden und womit unzweifelhaft der Mord begangen worden! Es war ein Taschenmesser mit zwei Klingen und einer Perlmutterschale. Von dieser war ein Stück weggebrochen; mehrere Leute in Eustachen hatten mit Bestimmtheit ausgesagt, daß es Friedls Messer sei und dieser leugnete nicht einen Augenblick, aber er gab an, daß er dieses Messer vor ein paar Monaten verloren habe. Einer der Herren fragte, ob er nicht Tag und Ort angeben könne, wann und wo er glaube, das Messer verloren zu haben. Der Bursche sann nach und sagte, es sei ihm sicher, er habe das Messer an einem Sonntag in der Fastenzeit in einer Kohlenbrennerhütte der Bärenstuben verloren. Er habe dort am nächsten Tage auch nachgefragt, aber der Kohlenbrenner Krauthas hätte nichts davon gewußt.

„Der Kohlenbrenner Krauthas?" fragte einer der Herren recht gelassen und kühl, während er seinen langen Bart strich. „Wie heißt der Mann mit dem Vornamen?"

„Bartel — Bartel Krauthas."

Als der Herr mit dem langen Bart soviel gehört hatte, wandte er sich an den Vorsitzenden und verlangte Unterbrechung des Verhöres. Es müsse der Bartholomäus Krauthas herbei. Der Krauthas sei in Löwenburg polizeibekannt. Er gehe zurzeit in der Stadt hausieren mit Wurzeln und Kräuterwerk. Augenblicklich wohne er bei seiner Tochter, auch eine von solchen, über die Buch geführt werde. Der Mann sei als Wilderer, unbefugten Gewerbes und selbst diebstahlswegen viel vorbestraft. Gegenwärtig stehe er in dringendem Verdacht eines Einbruches im fürstlich Trustbergischen Jagdschloß auf dem Tauern. Die Polizei sei eben dran, den Vagabunden festzunehmen und werde sich freuen, mit ihm aufwarten zu können.

Das Verhör mit dem Krauthasen verlief überraschend einfach. Im ersten Teile desselben fungierte er gleichsam nur so als Zeuge, im letzten war er — der Verurteilte.

Fix hatte der Staatsanwalt gearbeitet. Den Einbruch im Jagdschloß hatte der Krauthas gleichgiltig, wie eine Bagatelle, eingestanden und jetzt hatte man ihn. Im Jagdschlosse war neben einem aufgebrochenen Zigarrenkistchen das Stückchen einer Messerschale aus Perlmutter gefunden worden. Dieses Stückchen paßte genau in die Scharte des Taschenmessers,

mit dem Nathan Böhme ermordet worden. Anfangs war der Krauthas verblüfft, daß sein schlauer Lebenslauf ein so plötzliches Ende gefunden, dann warf er die Flinte ins Korn und dachte nur daran, so viele Milderung als möglich herauszuschlagen.

„Ich wär ja eh selber kommen, meine hochansehnlichen Richter!“ sagte er weichmütig mit singendem Stimmlein. „Gestern, wie ich auf der Brucken die jungen Herrn hab gsehen, da habens mir so viel derbarmt, daß ich gleich hab gsagt: Krauthas, das geht nit, daß die etwan gar sollten eingsperrt werden. Bist ein ehrlicher Kerl, mußt dich stellen.“

Dann kam er mit seinen Rechtfertigungen. Die Leut hätten schon seinen Vater um Haus und Hof gebracht. Ihn selber hättens auch immer verfolgt, bis er der elendste Lump sei geworden im ganzen Gau. Kein Mensch hätt ihm mehr was borgen, was schenken wollen, keine Arbeit mehr, keine Lebensmittel, keine Kurasch zum sich selber Abtun. Für ihn sei es am gescheitesten, er überließe das anderen.

Also wie es zugegangen sei?

Nun ja, zugegangen. Da hätte er halt gehört, daß der fremde Böhm, der sich beim Michelwirt in Eustachen aufgehalten und Geld gehabt, einen Fremdenführer übers Gebirg sucht. „Mich nimmt er nit, dafür sein schon die Leut da, die ihm Angst machen vor meiner. Aber daß die Förstersbuben nur bis zur Seealm mitgehen, das han ich mir denkt. Von der anderen Seiten bin ich herüber und han aufpaßt. Und vom Joch herabgsehen, wie der Mann allein durch die Zirben geht. Und sich niedersetzt auf den Anger, weil er was gessen hat. Wie ich durch die Zirben abischleich, schlaft er. Der Hals is gar so schön nackend gwest. — Viel han ich eh nit gfunden.“

Ob er dabei allein gewesen sei?

„Ich bitt Ihnen, Herr Gerichtsrat, bei so ein Gschäft wird man wen zuschauen lassen!“

Nach diesen und weiteren Aussagen des Krauthasen war es also klar. Nun aber der Student! Gar ernstlich wurde Elias befragt, weshalb er eine Tat eingestanden, die er nicht begangen?

Und die Antwort des Elias: Man habe ihm gesagt, sein Bruder sei, wenn auch nicht bei der Tat ertappt, doch so viel als überwiesen und er habe überzeugt sein müssen, sein Bruder habe es getan. So habe er alles auf sich nehmen wollen. Der Fridolin lebe gern und werde sich bessern; er, Elias, sterbe gerne und wolle die harte Strafe aufopfern für seine Sünden. Und könne der Bruder auch besser für den alten Vater sorgen als er im Priesterstand. Dann — das hatte er ganz leise und schämig gesagt — sei er dem Bruder eine Buße schuldig, denn er habe ihm schmählich ins Gesicht geschlagen und der Bruder habe sich nicht gewehrt. Nun, und wie ihn die Herren so gefragt hätten im Forsthaus

und sie ihm fast die Antwort aus dem Mund gezogen, da hätte er gedacht: In Gottes Namen, an mir ist nicht viel gelegen! Ob heute oder morgen, gestorben ist gestorben.

Der Friedl war entsetzt. Jetzt, das erstemal hatte er es gehört, daß Elias der Überzeugung gewesen, er, der Friedel, habe den Mord begangen und daß der Student sich so habe aufopfern wollen. — Im Bewußtsein seiner Unschuld hatte der Friedl die Geschichte gar so ernst nicht genommen, obschon er sich das Volk in Eustachen und Ruppersbach gut gemerkt, besonders die Buben in Ruppersbach, die ihn und den Bruder am meisten verhöhnt hatten. Bange war ihm freilich gewesen, die Zufälligkeiten, die man zu den schrecklichen Schuldbeweisen machte, könnten stärker werden als alle Beweise der Unschuld und daß er wohl gar zu jahrelangem Kerker verurteilt werden möchte. Für den Elias hatte er gar nichts gefürchtet. So machte er sich im ganzen keine schweren Gedanken. Und daß nun der Bruder den Mord zugestanden, als hätte er ihn wirklich begangen — das war Wahnsinn. Das war reiner Wahnsinn.

Das Verhör hatte zu später Abendstunde geendet. Die Burschen wurden in Freiheit gesetzt und wollten sofort davon, noch in der Nacht nach Hause. Das ging nicht an. Die Schrift und die Sachen konnten ihnen erst am nächsten Morgen ausgefolgt werden und Elias suchte dem Bruder Lust zu machen, noch eine Nacht im Arreste zuzubringen. Sie würden gewiß nie wieder einen sehen. Darauf gingen die Herren doch nicht ein und den Brüdern wurde ein gutes Zimmer angewiesen, wo der Friedl in einem Bette, der Student auf einer Lederbank schlafen konnte. Noch um Mitternacht begann ersterer lustig zu schimpfen über den heiligen Eli Rufmann, der sich aus lauter Gottseligkeit an den Galgen lügen wollte. Elias tat, als schlafe er, war aber versunken in ein heißes Dankgebet, daß er die Kraft gefühlt hatte, ein so großes Opfer zu bringen. Und daß er doch endlich hatte erwachen können aus dem furchtbaren Traum. Und jetzt wunderte es ihn, daß er unter der Vorstellung, sein Bruder Friedl sei ein Raubmörder, auch nur eine Stunde hatte leben können.

Aber geschenkt wurde ihm die wahnsinnige Torheit nicht. Friedls lustiges Schimpfen schlug in derbe Vorwürfe um, in eine zornige Entrüstung, je klarer ihm die Sache war. „Das ist schon nicht mehr Dummheit, das ist Schlechtigkeit. Ich dank schön für eine solche Meinung über einen leiblichen Bruder.“ So sprach er voll Bitternis. „Also mein lieber geistlicher Herr hat gelaubt, ich hätt den Mord begangen und möcht mirs gefallen lassen, daß sich ein anderer für mich hängen läßt! Was hast du schon gewinselt über deinen Schlag in mein Gesicht. Und was ist ein Faustschlag dagegen, daß du mich für eine solche Kanaille hast gehalten! Ich mag dich nit mehr, du Schandbub, ich mag dich

nit mehr!“ Und wie der Friedl das sagt, brüllt er auf vor Zorn und Schmerz.

Und jetzt erst, jetzt erst ist dem einfältigen Elias ein Licht aufgegangen von der abgrundtiefen Gottlosigkeit, die in seinem Tugendopfer verborgen gelegen. Von der Lederbank stand er auf, im weißen Nachthöslein, auf den Knien rutschte er hin zu des Bruders Bett und bat um Verzeihung. Hübsch lang ließ der Friedl ihn knien und bitten und weinen. Endlich hielt er's nicht mehr aus vor Erbarmen. „Jetzt sei so freundlich und hör mir einmal auf mit deinem Wimmern! Ja? — Ich rat dir nur eins, bitt den heiligen Geist um Vernunft, wenigstens um so viel, was in einem Spatzenkopf Platz hat. Nachher kann mans mit dir ja noch eimal probieren. Und jetzt schau, daß d in dein Nest kommst, sonst kriegst noch die Strauchen, und bei der ists nix mit der Märtyrkron! Gute Nacht, dummer, guter, dummer Bub!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte.

Von **Sophie v. Khuenberg.**

Es gibt Menschen, von denen irgendein tiefes Mißverstehen uns für immer getrennt hat. So lieb man einander einstmals war, es kam die Stunde, da ein Riß mitten durch ging und alles zerstörte.

So fällt ein Baum, der nicht mehr gedeihen konnte, weil seinen Wurzeln der Saft fehlte; knorrig und dürr stand er da und versperrte den Weg in sonniges Gelände. Also sägte man ihn um und über den breiten Strunk legte sich das Moos der Zeit, wuchsen neue Gräser und Blüten.

Aber vergessen kann man ihn nicht, den verschwundenen Baum, und so oft man an der Stelle vorbeikommt, wo er gestanden hat, denkt man an ihn, sieht man unwillkürlich nach dem breiten, traulichen Schatten, den er warf, hört das Rauschen und Klingen noch, das ihn belebte . . .

So ergeht es mir mit einem alten Manne, den ich kenne, und darum will ich von ihm erzählen, gerade heute will ich von ihm erzählen, weil sein Bild in diesen weißen Blütentagen besonders klar vor mir ersteht, weil ich ihn deutlich vor mir sehe mit seinem stillen Gesichte, den blauen Augen, die wie ein Stückchen Abendhimmel glänzen, und dem gebleichten Haar.

Der Alte, den ich meine, ist erst achtzig Jahre alt. Jawohl, e r s t — denn er hat noch immer Jugend in sich, mit der er etliche müde Junge ausstatten könnte. Das kommt davon, weil sein Leben wie ein

ruhevoller Strom dahingeflossen ist, über alle Schmerzen hinweg, die gleich Steinen auf dem Grunde seines Herzens gelegen haben. Und so viel Schalkhaftigkeit ist in ihm geblieben wie Duft von Heurigem in einem verwitterten Kellerwinkel . . .

Kein Wunder. Seiner Urahnen Haus und Weingarten standen in Grinzing und die Donau von Nußdorf ist an seiner Kindheit vorbeigerauscht. Dann hat er seine Sturm- und Lehrjahre an der Wiener Akademie verbracht, ein Jüngling mit lebhaft-kunstfrohen Augen und wildem Löwengelock.

Heißa, war das ein Leben damals im alten Wien! Kunst und schöne, lustige Wienermädeln, Landpartien in den Wienerwald, heiße, erregte Debatten über Altes und Neues irgendwo in einem kleinen, lauschigen Gartel, in einer Wirtshausecke mit gleichgesinnten Freunden, sommerstille Abende beim Heurigen, mit leiser Musikbegleitung, durchtanzte selige Nächte im Zeichen Strauß' und Lanners . . . das war noch Jugend, echte begeisterte Jugend, ohne Dekadenz und ohne Welthaß!

Dann kam der Rausch der Freiheit über das gaukelnde, lachende Wien. Die Revolutionsjahre Achtundvierzig, Neunundvierzig brachten einen neuen, knatternden, ernsten Ton in die Sinfonie der Walzer, ein wilder Feuerschein übertrumpfte Stuwers Zauberfeste, und die schönen Wienerinnen machten ängstliche Gesichter. Der junge Akademiker aber stand mit seinem Kalabreser auf den Locken, die Flinte in der Hand, auf den Barrikaden von Wien und kämpfte mit für die Ideale des Volkes!

Und später, etliche Jahre später, trat er seine Wanderschaft nach Paris und London an. Die große Nebelstadt an der Themse hat ihm imponiert, aber ihr Grau in Grau, ihre Erwerbshast, die reizlose Kost konnten dem jungen Wiener nicht behagen. Dagegen hat Paris seine Seele mit ewigem Entzücken erfüllt und nach Jahrzehnten noch glänzten seine Augen, wenn er vom Paradies an der Seine erzählte, von den unvergeßlichen Abenden auf den Boulevards, von all den Kunstschätzen, von der kleinen Madeleine, der hübschen Tochter seines Wirtes, die ihm französische Stunden gab und die er beinahe geheiratet hätte. Beinahe nur, es sollte anders kommen und unvermählt kam er nach drei Jahren Fernseins nach Wien zurück, wo er vornehmlich im reichen Hause des Direktors Jauner und in dem behaglichen Künstlerheim des Sammlers und Kunstkenners Josef Daniel Böhm verkehrte.

Und hier verlor er sein Herz an die kleine blonde Luise, das jüngste Töchterlein, und vermählte sich mit der kaum Sechzehnjährigen, die ernst und groß aus blauen Kinderaugen in das unbekannte Leben schaute, als ahne sie unbewußt, daß der Schmerz hinter glücklichen Jahren lauere, wie ein Mordgeselle spähend an einer blütenumrankten Mauer entlangschleicht . . .

Wenn der alte Mann von den zehn Jahren seiner Ehe erzählte, so ging immer ein feierliches Leuchten über sein Gesicht, wie wenn einer die Wunder einer Gnadenkirche schildert. Seine Stimme ging über weiche Teppiche, in seinen träumenden Augen war ein Meer von Licht. Es muß eine große, heilige Liebe gewesen sein — wie ein Allerheiligstes stand sie in dem Tabernakel seiner Erinnerung.

Und wenn er dann zu der Stelle kam, wo er von ihrem Tode sprach, dann löschten alle Lichter in seinen Augen aus, seine Stimme bekam einen Klang wie Sterbeglocken, ein tiefer Schatten flog über sein Gesicht.

„Fortgegangen von mir, mich zurückgelassen mit zwei Kindern und sie fortgegangen, das dritte im Arm! Und wir waren so glücklich — so was gibt's nicht mehr auf der Welt, wie wir glücklich waren!“ Das war immer der Refrain.

Und dann fing er wieder an zu erzählen, wie sie abends, wenn die Kleinen schliefen, beieinander gesessen und ihren Schiller, ihren Goethe gelesen hatten. Am häufigsten Liebesszenen, und wenn die traurig waren, dann hatten sie miteinander geweint und einander geküßt unter Tränen.

Bei Tag hatte er draußen viel Arbeit gehabt und sie hatte daheim die Kinder verpflegt, das kleine, bescheidene Hauswesen geleitet und auf ihn gewartet. Und jedes Wiedersehen war ein Fest. Aber sie war doch wohl müde geworden, die allzujunge Frau — jedes Jahr hielt ein neuer kleiner Engel seinen Einzug, einige flogen gleich wieder fort, zwei Büblein sind geblieben.

Und als dann wieder ein Kindlein kam, ein Mäderl — es war tief im Winter und bis zum letzten Augenblick hatte er keine Ahnung davon, daß sie in Gefahr sei — da hatte sie ihn plötzlich an ihr Bett gerufen, hatte die schwachen, aber noch immer runden Arme um ihn gelegt und ihm gesagt: „Vergiß mich nicht, Pepi, schau auf die Kinder heirat keine andere!“

Und eh' er's fassen konnte, war die blühende Rose, die sein Leben geschmückt hatte, welk und weiß, und hatte die kleine Menschenknospe, die man neben sie gelegt hatte, mit hinübergenommen in die große Stille. Erstarrt stand er da, regungslos in seinem unfaßbaren Schmerze, und küßte immer wieder die bleiche, kalte Hand, die wie ein Blumenblatt auf der Decke lag, ihn nie mehr streicheln, nie mehr für ihn sorgen würde.

Dann trat er ins Nebenzimmer, um die zwei Büblein zu empfangen, die man von der Schule heimgeholt hatte — und als er sie sah, brach er in Tränen aus über ihren Blondköpfen. Die Büblein aber schwatzten vom Christkind, fragten den Fassungslosen, Gebrochenen: „Vater, wann kommt denn Weihnachten?“ und verlangten nach der Mutter . . .

Und dann haben sie die schöne junge Frau auf dem Schmelzerfriedhofe begraben und die frostige Erde über diesen toten Frühling

gewölbt. Tage-, wochenlang ist der Witwer allein oder mit den Kindern hinausgegangen und hat gemeint, es sei ein böser Traum, müsse ein Traum sein. Und dann, zu Weihnachten, hat er wie ein Held für die Kinder das Bäumlein geschmückt und ihnen erzählt, daß die liebe Mutter im Himmel ihren Baum habe und aus jedem Lichtlein segnend herniederschaue. Und indessen die Kleinen bei neuem Spielzeug sorglos sich freuten, brach der Vereinsamte nebenan im verlassenen Zimmer vor dem Bilde der Verstorbenen — ein reizvolles Mädchenbild, von Meisterhand gemalt — in lautlosem Schmerze zusammen.

Nahezu fünfzig Jahre sind seither verflossen, aber der Witwer hat weder Glück noch Leid vergessen. Er konnte auch sie nicht vergessen und ihr letztes, flehendes Wort — er hat nicht mehr geheiratet. Ja mehr als das — er hat nicht mehr geliebt. In aller Einsamkeit ist er fest und treu geblieben, hat alle Winke wohlmeinender Freunde, alles Entgegenkommen gefälliger Weiblichkeiten außeracht gelassen und ist still seines Weges gegangen, hat seine Buben großgezogen und sein schlichtes, arbeitsames Leben standhaft weitergeführt, bis die Zeit kam, da er sich die freundliche Rast des Alters gönnen durfte.

Ganz allmählich ist er ruhig und auch wieder heiter geworden. Gegen Siechtum hatte er sich gewappnet mit täglichen Wassergüssen und einfacher Diät und so hat er als Siebzigjähriger ausgesehen wie einer, der eben Sechzig passiert hat, und macht nun als Achtziger den Eindruck eines rüstigen Siebzigers. Er kennt weder Verweichlichung noch Medizin. Alles was er sich gönnt, ist ein Glas echten Weines und ab und zu eine gute Zigarre.

Und jeden Sommer schwelgt er in der frischen Bergluft Steiermarks. Als hoher Siebziger hat er noch die Rax erstiegen, und wenn er dann abends unter den Sommergästen saß, die ihn seit Jahren kannten und liebten, dann fing er an zu erzählen von seiner Jugend, vom alten Wien. Da sprühten die blauen Augen des Alten, da kam ein Leben in den kleinen Mann, das alle elekrisierte und mit fortriß.

Mit Vorliebe steigt er auch, absonderlich adjustiert, ein zerknittertes gelbgrünes Lodenhütl auf dem weißen Haarschopf, genagelte „Treter" an den Füßen und einen alten Knotenstock in der Hand, auf unwegsamen Waldpfaden umher, besucht die fernen Bauern in ihren Gehöften, die Holzknechte und Jager in ihren Hütten, tauscht Lebensweisheit aus mit den einfachen Leuten, spricht „stoansteirischer" als sie selbst, kennt alle ihre Schicksale, Namen, Scherze und Tücken, beschenkt die Kinder mit Zuckerln und neckt die jungen Leute mit ihren Liebeshändeln.

Oft sitzt er auch völlig einsam auf irgendeinem Auslugplatzel im Hochwald und guckt, still sein Pfeiflein rauchend, ins grüne Land. Stundenlang kann er so dasitzen, träumen mit offenen Augen. Und

wenn ihn später seine großen Enkel fragen: „Was hast denn gemacht, Großpapa?“ dann sagt er ganz ruhig: „Gschaut hab i halt, so schön wars — es kann nirgends schöner sein wie da!“

Zur Winterszeit liegt sein bescheidenes Heim auf der Landstraße. Wenn er nicht in den Bergen ist, hält er's einzig in Wien aus, das ihm die schönste, geliebteste Stadt der Welt ist. Da sitzt er irgendwo im Prater auf einer Sonnenbank, geht in sein altes Stammcafé, fährt auch ab und zu in die innere Stadt oder hinaus in die Umgebung Wiens, von der er jeden Baum und Stein kennt.

Für einen Achtziger geht er erstaunlich rasch, trägt nur selten seinen Zwicker, schreitet auch sonst tapfer mit der neuen Zeit, politisiert gern, blickt mit stolzem Patriotismus auf die glanzvolle Entwicklung seiner Vaterstadt. Nur mit der neuen Kunst kann er sich nicht befreunden. Er ist bei Dürer und Raphael groß geworden und steht dem Realismus und Mystizismus der Jungen fremd und kühl gegenüber.

Ebenso versteht er immer nur eine Liebe — die Liebe zu einem schönen, jungen Mädchen, die in eine legale Ehe mit reichem Kindersegen ausklingt — seine Liebe mit einem Worte. Jede andere gilt ihm für töricht und verwerflich, mag sie auch noch so wahr und tief sein in ihrer freieren Großzügigkeit.

Diese engebegrenzte Auffassung ist der einzige Schatten in dem hellen, freundlichen Bilde des Alten — aber wer kann sie ihm, gerade ihm verdenken! Für ihn hat vom Anfang bis zum Ende nur ein Weib geblüht und er hat ein Beispiel lebenslanger Treue gegeben, das ihn hinaushebt über tausend andere.

Mag sein Idealismus manchem veraltet erscheinen — er paßt zu dem Alten wie das rötende Sonnengold zu dem ergrauten Felsenhaupt der Berge. Ich kann mir den Alten nicht denken ohne diesen leuchtenden Glorienschein . . .

Wie Sepp und Pepp den Himmel finden.

(Ein Schweizergeschichtlein von **Ernst Zahn**.*)

Der Pepp ist noch, der Sepp ist bald wieder ein Kind; der Pepp hat die ersten, der Sepp wohl die letzten Hosen an. Dieser ist der älteste in der Sigristenbehausung, jener der jüngste; zwischen ihnen stehen der Josef und der Josi.

*) Dieses Stück ist entnommen dem neuen Buche „Firnwind“. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906. Die Schilderungskraft des Schweizer Dichters, der Bahnhofrestaurateur in Göschenen ist, kann wohl kaum besser gezeigt werden als durch das vorstehende Geschichtchen. Zahn ist ein starker Beweis dafür, daß die Schweiz ihren ersten Rang in der Dorfgeschichte nicht aufzugeben willens ist. Die Red.

Der Sepp ist der Urgroßvater, der Josef der Großvater, der Josi der Vater und der Pepp der Bub. Vom ältesten und vom jüngsten dieser vier ist es kaum zu glauben, daß sie noch am Leben sind; denn der Sepp ist ein überzeitiger, an Geist und Körper verschrumpfter Mann, und der Pepp, der mit großen blauen Augen aus einem undenklich schmalen und farblosen Gesicht sieht, scheint an einem so dünnen Lebensfädlein zu hängen, daß seine Mutter, die eine rauhe Frau ist, zu dem und jenem äußert: „Heut oder morgen, drauf geht er doch, der Bub!“

Am Ende aber leben sie noch immer, der achtzig- und der fünfjährige, und die Dörfler haben lernen müssen, den Namen Josef, der viermal in der Sigristenfamilie sich findet, auf vier Arten abzuändern. Der Alte und der Bub haben ein schweres Leben, aber sie empfinden seine Schwere kaum, denn wie ihre Zähne sich an steinhartes, trockenes Brot gewöhnt haben, kauen und schlucken sie die zähen Widerwärtigkeiten ihres Lebens hinunter.

Der Alte ist in der Hütte seines Enkels, des Sigristen, jedem im Weg. Sein Sohn, der hochgewachsene, noch kräftige Mann, stößt ihn; der Josi, der Sigrist, stößt ihn, und dessen Frau teilt ihm erst recht ihre groben Püffe aus.

So stiehlt er sich stets, wenn das Wetter nicht allzu ungastlich ist, am frühen Morgen ins Freie und schleicht sich nur zu den Mahlzeiten scheu an den Tisch und des Nachts auf seinen mit faulem Stroh gefüllten Bettsack unter dem Hüttendach.

Pepp, der Bub, holt dagegen sich seine Püffe draußen in der Gasse. Er ist zu unscheinbar und klein, um daheim im Weg zu sein; die starken, langen Menschen stolpern wohl einmal über ihn oder schieben ihn mit einem schweren Schuh beiseite, aber zuleide tun sie ihm nicht viel. Dafür hat er in der Gasse unter den Dorfkindern sein Kreuz. Er ist ein Kind wie ein andres, will dabei sein, wenn die andern spielen, und läuft hinten nach, wenn etwas zu sehen ist. Die Stockdorfer Kinder aber haben eine hämische Freude daran, das schmale, unbäurisch feine Gesicht zucken, die bleichen Lippen sich zum Weinen teilen zu sehen und den schmerzlichen Ton zu hören, der so sonderbar aus der kleinen Brust heraufspringt.

Der Pepp hat ein seltsames Weinen, es ist nur ein kurzer Aufschrei: einen Augenblick glitzert es in seinen Augen von Tränen, aber sie verschwinden und sinken scheinbar nach innen zurück, sobald der Schrei verstummt und zuckend und arbeitend die Züge zu ihrer Ruhe zurückkehren. Dieses Weinen zu wecken, kneift, zerrt, stößt, schlägt der Stockdorfer Nachwuchs an dem Pepp herum, so daß selbst seine Mutter manchmal aus der Hütte gefahren kommt, mit ihrer Mannesfaust nach

ihm langt und ihn mit den ärgerlichen Worten ins Haus zurückschiebt: „Bleib doch drin, dummer Bub, wenn sie dir nicht Ruhe lassen."

Häufiger aber nimmt sich der Urgroßvater seiner an. In dessen schläfrig gewordenem Geist hat der Zorn noch Platz über die Quälereien, mit denen die Kinder dem kleinen Pepp das Leben sauer machen; aber es ist ein kleiner, kindischer Zorn, des Alten Wesen hat alle Männlichkeit verloren. Der Sepp fährt plötzlich mit einem quickenden Schrei mitten unter die Dorfjugend, schließt die Augen, die wie zwei eintrocknende Teichlein in seinem Kopf stehen, und hebt an, mit den dürren Armen und knochigen Händen blindlings um sich zu schlagen.

Die Kinder hüten sich, in den Bereich seiner Hiebe zu kommen; in einem Kreis ihn umstehend, lassen sie einen Regen spottender Worte und Gelächters über den Alten ergehen, und so ist es mehr sein lächerliches Aussehen als seine Tapferkeit, das den Pepp eine Weile vor seinen Kameraden rettet. Wenn der Sepp ausgetobt hat, pflegt er, fast schwindlig geworden, die Augen aufzutun, packt dann des Urenkels Hand in die seine und läuft mit ihm hinweg. Dieses Fortlaufen bringt, wenn die spottsüchtige Jugend sie nicht verfolgt, die zwei ungleichen Menschen zumeist aus dem Dorf hinaus, und sie streifen ziellos und planlos irgendwohin. Ihr Gehen ist mehr ein Dahindämmern; der Kleine schaut den Himmel, der Alte den Boden an, der Pepp summt, rasch zufrieden geworden, leise vor sich hin, der Alte schwankt fürbaß in seinem lässigen Gang und läßt den Kopf gleich einer Pagode hin und her pendeln.

So können sie miteinander zufrieden und ins Blaue hineinwandern, bis sie sich ebenso aufs Geratewohl irgendwo niederlassen, um auszuruhen. Und wiederum aufs Geratewohl bleiben sie mit ihren himmelan und zu Boden staunenden Blicken sitzen, bis ihr Magen, ihre Uhr, sie mahnt. Wenn der Hunger sie treibt, suchen sie den Heimweg wieder. Der kleine Pepp hat auf diesen Wanderungen nach und nach, weil seine Augen aus einer kindischen Gewohnheit heraus immer den Himmel suchen, eine neugierige Liebe für die große, unbekannte Welt, die sich blau oder grau über ihm wölbt, bekommen.

Sein Blick ist für alle möglichen Erscheinungen am Himmelsgewölbe scharf geworden, und er legt sich ihre Ursachen und Wirkungen nach seiner Weise zurecht. So fährt er manchmal jäh mit dem kleinen Arm zur Höhe: „Siehst, Aetti" — er gibt dem Urgroßvater den volksgewohnten Vaternamen — „siehst die Wolke dort, dort fährt der Herrgott spazieren." Dann staunt er andächtig einer weißen, gleitenden Wolke nach, die für ihn der Wagen ist, in dem der prächtige Himmelsvater hoch über seinem Reich, der Erde, auf diese herabblickend, vorüberfährt.

Besonders gern hat der Pepp die Sterne. Er sitzt oft bis in alle Nacht hinein auf der schmalen Holzbank am Haus und staunt die flirrenden Himmelslichter an, und der Sepp leistet ihm Gesellschaft.

„Jetzt ist wieder eins angezündet," zählt der Bub, „und jetzt wieder eins" — und er sieht mit seinem inneren Auge kleine Engel zwischen den Sternen gehen und immer neue anzünden. Eine Frage, die der Pepp häufig an den Alten an seiner Seite richtet und die ihn viel beschäftigt, ist, ob der Aetti und er selbst auch Engel würden. Der Sepp ist die Frage aus klaren Tagen noch gewöhnt, nickt und lacht dazu.

„Aber sterben muß man zuerst," pflegt der Bub dann jeweilen nachdenklich halb zu sich selbst, halb zu dem Alten zu flüstern; und das Sterben macht ihm Bedenken, es will ihm weder als etwas Fröhliches noch etwas Herbeizuwünschendes erscheinen.

*

Es ist Winter im Dorf; der Winter ist eine harte Zeit für die Bergbauern! Was wissen die Talleute davon? Die Wettergewalten springen mit dem Bergvolk anders um als mit den handschuhtragenden Talmenschen, im Tal wirft der Wind zum schlimmsten einen Kamin um, wirbelt der Schnee fein säuberlich um pelzvermummte Gestalten und stieben Lawinchen von den Dächern, die keinen Vogel begrüben; im Tal trägt das Wetter selbst Handschuhe. Im Gebirg rast der Sturm gleich einem entfesselten Riesen, reißt die hundertjährigen Tannen von den Felsen und rüttelt an den ewigen Burgen Gottes, den Felswänden. Und der Schnee fällt tage- und tagelang und deckt die Hütten ein, als wäre alles Lebendige zu begraben. Die Lawinen sind die Raubtiere des Gebirgs; kein Jahr vergeht, daß sie nicht Lücken in die dünnen Menschenreihen rissen.

Dennoch ertragen sie im Gebirg den harten Winter leicht; denn die Menschen sind selbst hart, und ihr Frost muß rauh sein, daß es sie friert. Aber der Winter nimmt allen Verdienst weg, alle Arbeit muß ruhen; das schmale Geld ist bald aufgezehrt, und — der Hunger macht mürrisch.

Die Armen von Stockdorf schneiden trübe Gesichter; denn der Winter hat schon zu lange gedauert, Kasten und Truhen sind leer. In der Sigristenhütte ist nie ein recht fröhlicher Friede; jetzt in der rauhen, unwirtlichen Zeit ist erst recht Krieg darinnen. Es essen zu viele Mäuler an des Sigristen Schüssel, und wie es bei den Schafen und Ziegen, die zur Lecke drängen, geht — die Starken verdrängen die Schwachen. Die Schwachen in der Sigristenhütte sind der Sepp und der Pepp. Der Josi, der Sigrist, reckt die zähen Arme, hat ein hochrotes Gesicht und flucht: „Da kannst dich abschinden den Sommer über

und im Winter nimmt einem das unnütze Volk den Bissen vor dem Mund weg."

„Daß der Alte nicht sterben kann," brummt die Sigristin und meint den Sepp.

„Daß dein halbtoter Bub noch alleweil lebt," knurrt der Josef, der Großvater, und meint den Pepp. Vielleicht sagt er es aus einem Zorngefühl heraus, weil er merkt, daß die Reihe des Übrigseins eines Tags auch an ihn kommen wird.

So haben der Sepp und der Bub keine leichte Zeit; denn bei der Mißgunst ist übel zu Gast sein. Die beiden suchen ihr armseliges bißchen Frieden im Freien, so oft es angeht. Und als eine Reihe wolkenloser Tage kommt, entlaufen sie täglich dem Unfrieden der Hütte und dem Unfrieden der Gasse und streifen, Hand in Hand, irgendwo bergan oder bergab; hinter ihnen lachen und spotten die Dörfler.

*

Ein glanzheller Tag liegt im Sterben. In der Sigristenhütte geht die Abendmahlzeit zu Ende. Der Sigrist und die Seinen sitzen noch um den runden Tisch mit der rohen, schmierigen Platte und haben die letzten Bissen zwischen den Zähnen. Sie sitzen so dicht gedrängt, der Sigrist, sein Weib, sein Vater und die fünf Kinder, daß es kaum zu glauben ist, wie zuzeiten der Sepp und der Pepp auch noch Raum haben, die jetzt auf der Ofenbank hocken und den andern beim Essen zusehen dürfen.

„Du hast zu Mittag zu viel gefuttert," hat die Sigristin den alten Sepp angefahren, als er sich hat zu Tisch setzen wollen.

Da hat sich der Alte, in sich hineinflennend, auf die Ofenbank getrollt. Auch der Pepp hat irgendwie seines Vaters Mißfallen erregt, als er kaum zweimal den Löffel voll Mais zum Mund geführt hatte. Weil ihm der Löffel aus der Hand geschlagen und die gemeinsame Schüssel weggerückt worden ist, hat er sich zu dem Aetti hingestohlen. Nun hocken sie zusammengekauert wie Hühner bei schlechtem Wetter da; keinem reichen die Füße von der Bank zu Boden.

Plötzlich schallt von der Gasse herein dem Pepp das Jubeln und Lachen der Dorfkinder in die Ohren. Die Gasse fällt steil ab und auf ihr tummelt sich bei Zunachten der Stockdorfer Nachwuchs auf Schlitten. Das Herz klopft dem Bub, das bißchen Freude lockt ihn aus der dumpfen Luft der Stube.

Einen Augenblick später ist er unvermerkt durch die Tür entwischt und zieht unter der Hüttentreppe den Schlitten hervor, den in einer guten Stunde der Sigrist zurechtgezimmert hat.

Der Sepp, als er den Platz auf der Bank neben sich leer sieht, fährt aus seinem halb blödsinnigen Vorsichniederstaunen auf und folgt dem Buben. Er kommt gerade recht, um draußen seinen ersten Wehschrei zu hören.

Die Dorfkinder sind an ihm; der Pepp hat anstatt seiner kleinen Freude seine große Plage gefunden. Eine Weile bleibt der Alte beiseite stehen; als aber das Necken der Kinder, zu denen auch des Sigristen übrige Jugend gestoßen ist, zu bunt wird, fährt er in seiner alten Weise dazwischen und holt den weinenden Buben heraus.

Einen Augenblick stehen die beiden in der Gasse, der Bub schluchzt und streicht mit der frostrauhen kleinen Hand die Tränen weg, dann lenkt der Sepp zur Hüttenbank hinüber.

„Komm zusehn," murmelt er. So klettern sie auf die Bank, auf der noch eine dünne Schneekruste klebt, und sitzen eine lange Weile still mit hängenden Beinen dort.

Der Alte in kurzer, zertragener Hose und enger, kurzärmeliger Jacke sieht aus wie ein Kind, und der Bub, der einen viel zu weiten und langärmeligen Rock seines älteren Bruders trägt, könnte just ebensowohl ein verschrumpfter Alter sein. Vor ihnen tollen die Kinder; aber als die Gasse dunkler wird, lichtet sich die Schar, und es beginnt um die zwei auf der Hüttenbank stiller zu werden.

Die Nachtkälte wächst, aber der Himmel steht voll warmleuchtender Sterne, an denen der Pepp die Augen hängen hat. Die beiden vergessen ganz das Heimgehen.

Plötzlich fährt das Kind wie aus einem Traum auf. „Sieh die Straße dort, Aetti!" flüstert er.

„Ah," nickt der Alte; sein Geist schläft, und sein Leib ist nicht mehr weit vom Schlafen.

Der Bub staunt in den Himmel hinauf und hat gedankenvoll einen Finger an seinem Mund liegen. „Gelt, Aetti," beginnt er nach einer Weile wieder, „wenn wir da hinauf wollen, müssen wir sterben?"

Der Sepp nickt, vielleicht ist es aber auch im Schlaf geschehen.

„Aber da ist doch eine Straße," fährt der Bub fort, und einen Augenblick später: „Gerade in den Himmel hinein geht die Straße."

Der Kleine ist erregt, er ergreift den dürren Arm des Alten, so daß er mit einer taumelnden Bewegung auffährt.

„Gerade in den Himmel hinein geht die Straße," wiederholt der der Bub und weist hinauf, wo die Milchstraße von Sternen durchwoben fahlweiß sich vom nachttiefen Himmel abhebt. „Vom Winterberg geht sie aus, siehst, gerade vom Winterberg dort," eifert der Pepp, und seine Hand zeigt auf einen dunkeln Berg, dessen höchste Tannen sich scharf gegen den Himmel zeichnen. Zwischen diese Tannen hinab leitet die Straße.

„Ja, ja," murmelt der Sepp, seine Unterlippe hängt ihm vor Staunen herab. Sein schwacher Verstand macht sich langsam zu eigen, was der Bub ihm vorplaudert.

„Dann müssen wir nicht sterben," sagt der Pepp plötzlich und mit leisem Lachen; es klingt beinahe wie ein fröhliches Vogelzirpen. „Da vom Berg kann einer gerade in den Himmel hinübersteigen."

„Ja, ja," stammelt der staunende Sepp, er reißt die fast lichtlosen Augen weit auf und murmelt noch einmal: „Ja, ja, beim Eid, das kann einer."

Der Pepp aber steht schon im Schnee neben der Bank und faßt nach des Alten Hand: „Komm, Aetti, wir gehen in den Himmel."

Der Sepp sieht sich noch einmal um, dann nimmt er, halb im Banne der Worte, die der Bub gesagt hat, halb aus alter Gewohnheit die Hand des Kindes und macht sich mit ihm auf den Weg dorfaus.

Ringsum ist es still geworden. Oben an der Gasse steht noch ein Dorfbub, der sich anschickt, seinen Schlitten heimzuziehen.

Der Pepp drängt sich an ihn. „Du, der Aetti und ich gehen in den Himmel," raunt er ihm zu. Dann trollen sich die beiden; der Bub aber lacht laut auf und geht seiner Wege.

Es dauert nicht lange, bis das Dorf hinter den zwei Himmelssuchern liegt. Sie schreiten über einen hartgefrorenen Weg talein, der dunkel vor ihnen aufragenden Bergwand zu.

Der Schnee knirscht unter ihren kurzen Schritten, aber der Weg ist hell und leicht zu finden.

Die zwei kleinen dunkeln Gestalten nehmen sich drollig aus in der gewaltigen weißen Talmulde und auf dem schimmernden Weg. Ihre kurzen Beine stampfen eifrig fürbaß, ihre kleine Hast sticht seltsam wider die große Ruhe um sie ab.

Eine Zeitlang sind sie gewandert; da hebt ihr Weg zu leuchten an. Weiße Schalen liegen ihnen zu Füßen, weiße Blitze huschen vor ihnen über den stillen Weg, und die Nacht wird immer heller; es ist, als drängten die Felsen der Berge hervor, und die Tannen reckten sich, und die Schneelehnen wollten sich wölben, so nahe und scharf und hell ist alles.

Hinter den zwei Himmelsuchern leuchtet hoch und groß der Mond.

„Siehst die Straße da oben, Aetti?" sagt der Pepp. Er sagt es alle Augenblicke und weist nach dem Himmel, sein Blick irrt kaum je vom Ziel ab. Der Alte blickt jedesmal hinauf, er ist jetzt wach und eifrig, der Plan hat ihn völlig eingenommen. Seine Hast ist so groß wie die des Buben.

„Kalt ist es," sagt der Pepp einmal, aber er steigt nur fleißiger weiter. Der Weg führt jetzt steil bergan, einem Wald zu, dem Winterbergwald.

„Jetzt sind wir schon da," flüstert der Bub, und sie tun die ersten Schritte den Winterberg hinan mit einem Eifer, als wollten sie in einem Zuge bis zum Gipfel hinaufstürmen.

Eine Strecke weit haben sie noch den von Holzern zurechtgestampften Weg unter den Füßen; dann aber hört dieser plötzlich auf, und das Steigen wird mühsam. Der Schnee bricht unter ihrer Last ein, sie klimmen mühsam von Tanne zu Tanne aufwärts, und der Atem wird ihnen kurz. Aber der blauschwarze Himmel schimmert durch die verschneiten Baumkronen hernieder, und die sternendurchwobene Straße leuchtet herab und senkt sich gegen den Berg, als liefe sie mit dessen Gipfel zusammen.

„Siehst, siehst!" jubelt der kleine Pepp. Und der Alte stottert ein schläfriges „Ja, ja". Sein Eifer läßt nach; die Müdigkeit überkommt ihn.

Kurz nachher bleibt der Bub an einer ebenen Stelle am Berg stehen. „Es ist ein wenig weit, Aetti," sagt er halb ängstlich. Da sitzt der Aetti neben ihm im Schnee und nickt.

„Hast recht, absitzen können wir ein wenig," sagt der Pepp und läßt sich neben dem Gefährten nieder; er stößt ein wohliges „Ah" aus und lehnt den Kopf an des Alten Arm. Dann hebt er die Augen wieder gen Himmel, eine hohe Tanne breitet ihre Wipfel über ihn; die dunkeln Äste hängen unter schwerer Schneelast herab.

‚Es sieht aus, als wüchse wunderbar weiße Schafwolle auf dem Baum,' denkt der Pepp. Dabei wird auch ihm der Kopf schwer und kommt ins Nicken; aber das Verlangen nach dem Himmel hält ihn noch wach. „Aetti!"

Er legt die Hand wieder in die des Alten, der wahrhaftig die Augen geschlossen hält und schläft. Der Bub lächelt halb über das drollige Gesicht, das der Urgroßvater schneidet; dann reißt er ein wenig mühsam die eignen Lider auf und blickt in die Tanne hinauf. Auf der weißen Wolle der Äste brennen leise Feuerlein in wunderbar silberigem Glanz, sie sind schöner als alle Kerzen, die der Vater daheim in der Kirche anzündet. Und jetzt — dort — ei, dort reicht die Straße herab zwischen den Feuern hindurch und dem Pepp vor die Füße — die Himmelsstraße!

„Aetti," sagt der Pepp. Er redet ganz leise, wie aus einem Traum heraus, und dann wieder und noch verträumter: „Jetzt sind wir da. Aetti, kommet jetzt."

Und der Pepp sieht sich und den Urgroßvater auf der Himmelsstraße stehen, ganz sicher, ganz fest! Was das für ein herrliches Schreiten ist, weich und mühelos! Hei, jetzt stoffeln sie beide hinauf —

hei, wie fröhlich — Hand in Hand — hinauf und hinauf — und geradeswegs in den Himmel hinein . . .

*

Die Stockdorfer suchen zwei Verlorene. Der Sigrist ist wild nach ihnen aus; sein rauhes Weib hält Jammern für nötiger: „Wenn ihnen nur nichts geschehen ist, dem alten Sepp und dem Buben!“ Dorfum und -ein sind sie nicht zu finden.

Ein Dorfbub will sie zuletzt gesehen haben. Der erzählt lachend, der Pepp hätte gesagt, er und der Alte wollten in den Himmel gehen, ja, ja, in den Himmel!

Die Stockdorfer suchen und suchen; sie finden die Verlorenen nicht.

Sie sollen warten bis in den Sommer und am Winterberg holzen gehen; dort ist eine Stelle, wo zwei in den Himmel gestiegen sind und doch noch auf Erden schlafen.

Admonter Lieder.

Von Johannes Just.

Zur Wanderschaft ruft mich der Sonne Strahl, das Licht,
Mich, der so einsam in der Stube über Büchern sitzt
Und Antwort auf die Frage sucht: „Was ist die Liebe?“ —
So komme her, mein Mantel, Stock und Hut,
Die ihr so oft, als Freunde schon erprobt,
Mich ins Gebirg begleitet. — Die Sonne ruft!
Will sie mir Antwort geben? — Ich komme schon;
Den Rucksack noch und dann dem Lichte zu, voran! —

Des Hauses Schwelle überschritten
Blicke frei ich um mich her,
Meine Frage ist — vergessen,
Kenne keine Bücher mehr.

In des Gartens kleinem Raume
Seh' ich wachsen Jahr um Jahr
Große Blumen aus dem Samen,
Wie ist das doch wunderbar!

Vor dem Hause, engumfriedet,
Lebt für sich schon eine Welt,
Keine Früchte ohne Blüte,
Menschengeist, bist du erhellt? —

Wenn die Früchte zeitig werden,
Ist die Blume längst verblüht:
Die Erfahrung uns'res Daseins
Reife Güte im Gemüt!

*

Vom Gartenzaun wink' ich dem Hause meinen Gruß,
Dann schreit' ich bergwärts hohem Walde zu;
Ein großer Forst, den einst die Klosterbrüder angepflanzt,
Als sie im Tale bauten sich das Stift.
Gar prächtig steh'n sie da, die Tannen, Föhren, Fichten,
Der Fuß versinkt im weichen Boden fast;
Solch einen Teppich kann kein Fürst besitzen, denn Menschenhand
Vollbringt nicht ein Geweb', das diesem gleichen könnt'. —

Halte Rast im Waldesschatten,
Lege dich ins weiche Moos
Und betrachte, wie es wachset
Kräftig und doch — anspruchslos! —

Sieh', es reget sich im Moose
Und es kriecht ein Käferlein
Rasch hervor; ihm nach ein zweites.
Jagd und Flucht, was soll es sein? —

Ängstlich läuft das eine Tierchen,
Es ist klein, noch jung und zart,
Denn das zweite ist viel stärker
Und von einer andern Art.

Menschenhand, du bist nun Schicksal,
Schütze Schwaches vor der Kraft,
Die gar oft, im Sinn verblendet,
Unheil und nicht Nutzen schafft. —

*

Hochwaldschatten, scheiden muß ich von dir; nicht gern,
Aber ich kann bei dir jetzt nicht bleiben, die Sehnsucht
Nach Licht ist stärker als du, mein herrlicher Wald!
Ich komme ja wieder. — Schon sind von grüner Weide zu hören
Die Glocken der Kühe und durch die Lichtung winkt weißes Gestein.
Da ist das Felsengemäuer, unnahbar stolz blickt es herüber
Dies Häuflein Gestein in des Weltalls Bereich,
Eine Falte im Antlitz der Erde! — Geachtet sei Alter uns stets!

Überquerend Wiesenmatten,
Durch Gerölle weiter dann
Wird der Weg zum schmalen Pfade,
Der sich zieht zur Höh' hinan!

Knorrig Krummholz kriecht am Boden,
Gibt der Hand, dem Fuße Halt,
Denn der Pfad hat sich verloren,
Vor uns ragt die Berggestalt.

Da ein Schuttkar, hier ein Schneefeld,
Dann empor die steile Wand . . .
Wer ruft ein memento mori? —
Leben liegt in Gottes Hand! —

Eine Gemse hat gepfiffen,
Unsichtbar — ein Warnungsruf . . .
Noch ein Schwung, ich stehe oben:
Lobe Gott, der alles schuf! —

*

„Öffne dich Auge, erschließe dich Seele, da bist du frei!"
So saget, wenn wir erklommen die Höhe, unser Empfinden
Und glauben wir ihm, es täuschet uns selten!
Wir fühlen die Ruhe, den Segen des Friedens.
Da von der Zinne blicken wir nieder, als stünden wir höher
Noch als wir stehn. — Vergangenheit bringet Erinnerung kaum,
Wir leben, genießen der Gegenwart Stunden und denken
An Zukunft nicht grübelnd voraus. — „Erschließe dich Seele!"

In den Rahmen hoher Berge
Eingeschlossen ist das Bild,
Von der grünen Enns umkoset
Liegt Admont im Talgefild.

Klein erscheint das große Münster,
Kleiner noch der Häuser Schar.
Doch mein Auge findet eines,
Das mir stets das liebste war.

Altes Haus mit hohem Giebel,
Da vom Berg begrüß' ich dich.
Rauch entsteiget dem Kamine,
O, das ist ein Gruß an mich!

Blickte von den Haller Mauern
Lange noch ins Tal zurück,
Wie die Seele frei sich fühlte!
Frei, erschlossen durch das Glück . . .

*

Schon färben sich rötlich die Ränder der Wolken und mahnen
Zum Aufbruch. Noch einmal ruhet der Blick
Am Horizonte, dem weiten; unzählig reihen sich Berge an Berge,
Dann schwenk' ich den Hut der Sonne entgegen, ein Wiederseh'n
Hoffend am taufrischen Morgen! — Langsam zurück. Den Abgrund
Verhüllen schon düstere Schatten, da winken ganz nahe
Vom steinernen Hang mir die Sterne, die weißen:
Jungfräulich Edelweiß, in Einsamkeit blühend.

Auf dem Wege dann zum Tale,
Wenn der Pfad schon wieder breit,
Kommt Erinn'rung als Begleiter,
Es verrinnt gar rasch die Zeit!

Ach, die jüngst vergang'nen Stunden
Haben Seel' und Leib gestählt
Und verflogen sind die Sorgen,
Die daheim mich arg gequält.

Leises Murmeln einer Quelle
Sagt mir: „Trinke, labe dich!" —
War noch an derselben Stelle,
Als die Sonne schon verblich.

Wasser aus dem Felsgesteine
Bist so rein, so frisch und gut:
Klarheit macht den Sinn uns heiter,
Festiget den Lebensmut!

*

Wieder im Walde, hör' ich von Ferne einen Gesang. Innig ertönt er,
Mich mächtig ergreifend: Steht doch die Kindheit, die Jugend vor mir.
Und so erreich' ich ein Bauerngehöfte, von Hecken umgrünt, am Saume der Felder.
Was ich da sehe, ist lebende Antwort, die ich in Büchern
Vergeblich gesucht. — Träumender Geist, sieh', hier ist Lösung
Der Zweifel, des Denkens, klar vor dem Auge, in Menschengestalt.
Frage nicht weiter, forsche nicht länger, irre sonst gehst du,
Denn die Natur verrät ihr Geheimnis dir nie!

Vor dem Hause sitzt die Mutter
Von der Kinderschar umringt,
Auf dem Arm wiegt sie das Jüngste,
Dem sie noch ein Liedchen singt . . .

Und vom Walde nahen Schritte,
Vater kommt vom fernen Schlag,
Guten Abend freundlich wünschend
Nach dem schweren Arbeitstag.

Kinder eilen ihm entgegen,
Streicheln seine harte Hand
Und er küßt sein Weib begrüßend:
Liebe schlingt ihr Rosenband.

Sie stillt Sehnsucht, bringt Erlösung.
Glücklich ist, der ihre Spur
Hat gefunden in dem großen
Buch der heiligen Natur!

Lueger.

Eine Erwägung von **Peter Rosegger.**

Bei Braumüller in Wien ist vor kurzem ein interessantes Buch erschienen. Der Mann, den es behandelt, ist niemandem gleichgiltig. Doktor Karl Lueger. Zehn Jahre Bürgermeister. Im Lichte der Tatsachen und nach dem Urteile seiner Zeitgenossen. Zugleich ein Stück Zeitgeschichte von Franz Stauracz. — Es ist aber kein wissenschaftliches Werk; es ist eine Parteischrift — die gerade recht zu den Wahlen kommt; und es ist eine Festschrift zum zehnjährigen Bürgermeisterjubiläum Luegers, der — während Wien das Fest begeht — im Süden Erholung sucht. Einer Parteischrift ist viel Schlimmes erlaubt und einer Festschrift ist viel Gutes geboten. In der Einleitung sagt es der Verfasser freimütig, er wolle in größter Liebe nur die Lichtseiten des Mannes darstellen, die Schattenseiten würden schon die Gegner besorgen.

Man hätte es lieber, wenn beide Seiten möglichst objektiv gezeigt worden wären. Ich habe vor Karl Lueger eine so gefestigte Hochachtung, um überzeugt zu sein, daß er auch seine Fehler — und selbst wenn sie schwer wären — ertragen kann, ohne klein zu werden. Nach diesem Buche im blendenden Glanze seiner Vorzüge und großartigen Leistungen muß man gleichwohl immer denken: Wie werden jene Dinge aussehen, die mir der Verfasser vorenthält? Diese versteckten Züge sind sicher lange nicht so schlimm, als ein mißtrauisches Gemüt etwa annimmt; deshalb wäre ich für unentwegte Offenheit gewesen. Nun, ein solches Werk über Lueger wird ja noch kommen. Einstweilen finden wir uns ab mit der einseitigen Parteischrift der Christlichsozialen, mit der überaus warm gehaltenen Festschrift des Freundes.

Luegers persönlicher Charakter, seine Taten und Erfolge haben übrigens schon lange die Gegnerschaft zusammenschmelzen lassen, wie die Aprilsonne den Schnee. Da war ihm seine politische Charakterlosigkeit vorgeworfen worden, von Leuten, die selbst Opportunitätspolitiker sind und recht gut wissen, daß der praktische Politiker sich nicht bloß der allmählich gewonnenen besseren Einsicht, sondern auch den Verhältnissen der Zeit anpassen muß. Seit dreißig Jahren sind wir doch alle anders geworden. Die Ideale des Liberalismus haben uns entzückt, die praktischen Resultate desselben haben uns abgeschreckt. So ist auch Lueger vom Liberalismus zum christlichen Sozialismus übergetreten und hat sein Auge geöffnet für die Bedürfnisse des Volkes, das unter dem Manchesterliberalismus so schwer geschädigt worden ist. Und zwar auch sein Herz geöffnet für die Wünsche derer, die dieses Volk vor allem wieder für das Kirchentum gewinnen wollen! Gegenüber der Los von Rom-Bewegung hat Lueger oft leidenschaftlich betont, wie sehr die Übertritte zu verurteilen seien. Wenn sie aber aus innerer Überzeugung geschehen — wie das ja nicht immer, aber zumeist der Fall ist — dann haben die Übertritte vom Katholizismus zum Evangelismus ganz dieselbe Berechtigung, wie Luegers Übertritt vom Liberalismus zum Kirchentum.

Luegers große Werke für sein Wien werden von niemandem mehr angefochten. Man braucht sie nicht aufzuzählen. Tatsächlich war es diesem Manne vorbehalten geblieben, die Kaiserstadt in ihren wirtschaftlichen Einrichtungen zu einer modernen Stadt zu gestalten. Und dem Praktischen des Alltagslebens hat er das Praktische im höheren Sinne zu gesellen gewußt: das Schöne. Dem Fremden, der nicht weiß, wie es früher war, fällt jetzt vor allem die Gartenstadt auf und es kommt eine Zeit, wo der Wald- und Wiesengürtel um Wien als Luegers Vermächtnis diese Stadt vor allen Städten der Welt auszeichnen wird.

Aber auch dort, wo sein Wirken und seine Grundsätze heute angefochten werden, können wir noch weite Strecken mit ihm gehen.

Wenn Lueger mit unentwegter Treue für Österreich und sein Kaiserhaus eintritt, so müssen und wollen wir mit ihm gehen. Wenn er die Deutschen voranstellt, der Wienerstadt ihren deutschen Charakter erhalten will, aber auch den anderen Nationalitäten in ihren Bereichen das Ihre zuspricht — so können wir mit ihm gehen. Wenn er aber alles, was außerhalb seiner Partei steht, als patriotisch minderwertig erklären wollte — so würde er es dem allergrößten Teile der Österreicher unmöglich machen, einer so ungerechten und unduldsamen Partei Achtung zu zollen. Wenn Lueger gegen die doppelköpfige Mißgeburt des Materialismus: gegen das Großkapital einerseits und gegen das sozialdemokratische Proletariat andererseits kämpft — so müssen wir mit ihm gehen. Wenn Lueger sich gegen rücksichtslose Volksausbeutung

und Korruption in Leben und Presse kehrt, so können wir mit ihm gehen. Wenn er aber — von extremen Elementen seiner Partei geschoben — gegen das Judentum den Rassenkrieg entfachen wollte, der auch die Unschuldigen nicht schont, da könnten wir nicht mit ihm gehen. Wenn Lueger dem religiösen Bedürfnis des Volkes Rechnung trägt, so müssen wir mit ihm gehen. Wenn er bei unserer Bevölkerung das schlummernde Christentum zu wecken und zu betätigen sucht, so können wir mit ihm gehen. Wenn er aber die Religion gerade nur ins römisch-katholische Kirchentum einengen wollte, wozu er von seinen Parteigenossen, den Klerikalen, gedrängt wird, so könnten wir nicht mit ihm gehen.

Lueger wollte in seiner Jugend Priester werden. Und tatsächlich, er hat etwas Priesterliches in seinem Wesen und Wirken und manche seiner politischen Agitationsreden liest sich wie ein bischöflicher Hirtenbrief. Lueger ist zweifellos persönlich ein überzeugter Katholik, was ihn als Menschen gewiß nicht entwertet. Aber ich vermute, daß das allzuüppige Schwergewicht, so die Klerikalen in der christlichsozialen Partei gewonnen, ihn doch bisweilen bange macht. Lueger würde mir auf das in seiner gemütlich-humorvollen Weise zwar entgegnen, darüber brauchte ich mir kein graues Haar wachsen zu lassen. Er sei immerhin selber noch so weit bei Kraft, um Leute, die ihm etwa nicht paßten, abzuschütteln. Gut. Ich gestatte es ihm zu lavieren, er ist Diplomat. Die Klerikalen waren und sind die besten Agitatoren seiner Partei, er braucht sie und wenn er auch recht gut weiß, daß nichts ewig währt, so darf er auf solcher Basis doch einigen Bestand seiner Volkspolitik hoffen. Übrigens, wenn es Lueger gelingt, die von ihm bekämpften sozialen Übel zu besiegen, dann mag er die Streitkräfte rekrutieren, wo er sie findet. Dem Diplomaten heiligt der Zweck die Mittel. Wie es der Klerus für sich wird verantworten können, wenn er ob der politischen Parteitreiberei das Wichtigste seiner Seelsorge vergißt, das braucht den Führer nicht zu kümmern.

Wenn Lueger Schulhäuser und immer wieder Schulhäuser baut und durchaus sittlich gefestigte Lehrer wünscht, wenn er beim Volksschulunterrichte das Hauptgewicht auf Lesen, Schreiben und Rechnen legt, so müssen wir mit ihm gehen. Wenn er von der Schule auch die Weckung und Stärkung des religiösen Gefühls verlangt, so können wir mit ihm gehen. Wenn Lueger aber die Schule unter die Vorherrschaft des Katecheten stellen wollte, ein Argwohn, den er erweckt hat, so müßten wir entrüstet zurückbleiben. Das ganze Leben mit allen Forschungen und Entwicklungen unter das kirchliche Dogma stellen wollen! Wir haben gegen dieses Dogma an sich nichts. Wenn es die Menschheit glücklich machen könnte, warum denn nicht? Lueger weiß es selbst am besten,

daß er seine Kräfte, Werke und Erfolge dem modernen Geiste verdankt. Ob dieser „moderne Geist“ gerade immer das Richtige ist, möchte ich zwar auch nicht behaupten. Jedenfalls lehrt uns Geschichte und Natur, daß es ganz unmöglich wäre, alles unter dem Papsthute zu vereinigen. Aber das weiß Doktor Lueger ebensogut als wir, und wenn er noch eine Weile lebt, was ich von Herzen wünsche, so dürfte er einen Konflikt erleben zwischen der Rechten und der Linken seiner Partei, dessen Schlichtung ihm zu schaffen machen wird! Ich getraue mir leichter einen Bienenschwarm unter einen Hut zu bringen, als eine Partei — besonders wenn es Deutsche sind. Und wenn nun gar noch der Gegensatz von Mittelalter und Neuzeit dazukommt!

Nachdem wir nun mit freudigem Hinweise auf seine Verdienste auch unsere Bedenken ausgesprochen haben, dürfen wir dieser Persönlichkeit unsere Bewunderung im weiteren vorbehaltlos darbringen. Von Bauern abstammend, eines Schuldieners Sohn, hat er es zum populärsten Manne des Reiches gebracht. Aber sein Weg stand voller Gegner und jeder Schritt mußte erkämpft werden. Aus dem Kampfe folgte nicht etwa Verbitterung oder Hochmut, vielmehr eine liebenswürdige Abgeklärtheit seines Wesens. Der Mann, dessen Sache eine Welt gegen sich hatte, dessen Leitmotive heute noch leidenschaftlich angefochten werden, hat persönlich kaum einen Feind.

Luegers Haupttriebfeder bei der Entwicklung seiner außerordentlichen Begabung war — er sagt es selbst — der Ehrgeiz. Aber nicht der selbstsüchtige Ehrgeiz, der nur die eigene Person erheben will und im letzten Ziele zur kindischen Eitelkeit wird, sondern jener, der seine Befriedigung darin findet, für die Welt Großes zu leisten und die Menschen zu seinen glücklichen Schuldnern zu machen. Dafür hat Lueger sich so völlig geopfert, daß er nicht einmal Zeit fand, zu heiraten. Auch einer seiner priesterlichen Züge, die ihn auf anderem Wege leicht in den Kardinalspurpur hätten bringen können. Für Wien wäre das ein zwar unbewußter, aber auch ein unersetzlicher Verlust gewesen. Dafür, was er der Kommune Wien getan hat, ist ihm eine Ehre geworden, mit der er zufrieden sein kann. Wer sich mit dem Politiker Lueger nicht sollte abfinden können, der wird ihm als dem Bürgermeister die aufrichtigste Anerkennung nicht versagen.

Auch ich habe ob des Parteimannes Lueger lange den städtischen Reformator und den Menschen übersehen. Als ich ihn vor einigen Jahren — gelegentlich des Semmeringfestes — das erstemal sah und sprechen hörte, begriff ich zwar die Macht, die dieser Mann über die Leute ausübte, aber selbst kam ich ihm nicht viel näher. Doch mit jeder großen ungerechtfertigten Anfeindung, die er erfuhr und humorvoll ertrug, wurde er mir lieber. Zu seinem 60. Geburtstage wollten die

Wiener Bürger ihrem Bürgermeister einen Fackelzug bringen. Den hat die Regierung verboten. Einen demonstrativen Auflauf der Sozialdemokraten zur Beschimpfung Luegers an seinem Festtage hat sie gestattet. Dieses Geschehnis zwang nachgerade, für Lueger Partei zu nehmen, so wie nichts die Sympathie für einen Menschen lebhafter wecken kann, als wenn ihm öffentlich Unrecht geschieht. Und ist es eigentlich gut eingerichtet, daß somit böswillige Anfeindungen oft das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken.

Und noch eins muß gesagt werden. Doktor Karl Lueger hat ein reines Herz und — reine Hände. Und das gilt bei dem Stande eines solchen Mannes mehr als alles andere. Ein Glück für jede Menschengemeinde, wenn ihr weitsichtbarer Führer jedem einzelnen ein Muster des Privatlebens ist. Und ein hohes Vorbild für unsere Zeit, wenn der Bürgermeister einer Großstadt die Hälfte seines Gehaltes ablehnt, um sie der Kommune zu schenken. Und wenn es nach dem ersten mißlungenen Bestechungsversuch keiner mehr wagt, durch Zuwendung persönlicher Vorteile, in welcher Form immer, den einflußreichen Mann zu bestimmen.

Ich habe nun ja Franz Stauracz hochklingendes Luegerbuch um einige Töne tiefer gestimmt. So tief aber, wie etwa seine prinzipiellen Gegner möchten, durfte ich bei meinem Gewissen nicht schrauben. Kann man schon in allem nicht mit Karl Lueger gehen, in sehr vielem ist es möglich, sein Kamerad zu sein.

Als Lueger im vorigen Winter schwere Krankheit zu bestehen hatte, konnte man selbst bei seinen grimmigsten Gegnern Anteilnahme merken. Lueger ist seit langem versöhnlich gestimmt und so meinte ein sozialdemokratischer Führer, in manchen Punkten gebe es selbst mit Lueger ein Verstehen. Das stockliberale „Fremdenblatt" schrieb nach der Krise von Luegers Krankheit:

„Wir lesen es jetzt seit zwei Tagen in den Zeitungen, dem Bürgermeister geht es besser. Und die Leute sind wirklich vom Herzen froh darüber, daß er jetzt langsam wieder den Weg ins Leben findet. Viele Wochen schon liegt der Bürgermeister krank und es ist merkwürdig, wie man jetzt gerade am stärksten merkt, daß dieser Mann das organische Oberhaupt der Stadt ist, daß er eine sonderbare Macht über die Menschen hier hat und daß er im hohen Grade populär ist. Denn nicht die kräftigste Rede, in der Dr. Lueger für eine Idee eintrat, nicht die witzigsten Aperçus, die er seinen Gegnern anhängte, nicht diese behagliche Stimme, diese gar nicht offizielle, immer ein wenig gemütliche, ein bißchen revoltierende Rede, nichts, gar nichts in seinem öffentlichen Wirken hat je einen solchen Eindruck gemacht wie die Nachrichten, die jetzt von seinem Krankenbette kommen. Sein Name, der nie ausgesprochen

wurde, ohne ein heftiges Für und Wider zu erregen, der eine Partei bedeutete, einen Schlachtruf, hat jetzt eine versöhnende Milde. Bisher eines jener elektrisierenden Worte, die gleich Funken geben der Begeisterung und des Hasses, der hoch auf flatternden Fahnen geschrieben steht. Immer, wenn irgendetwas los ist, schreien die Leute gleich: ‚Hoch Lueger' und die anderen: ‚Nieder mit ihm!' Aber ohne jede persönliche Feindseligkeit, weil es so ein populärer Name ist, der oft und stark im Kampfe erklungen ist . . . Es ist viel Tragik um dieses Krankenbett im Rathause. Sechzig Jahre und ein Leben hinter sich voll von Kämpfen, gekrönt von Erfolg, populär wie kaum ein zweites. Er liebt dieses Leben sicher, will die Erfolge bis auf den kleinsten Rest ausschlürfen. Was ihm das Schicksal jetzt noch bringen mag, es kann nichts als Gutes sein. Denn er ist zu den Anerkannten gerückt, zu den Legitimierten, wenn ihn auch hie und da noch ein höhnisches, absprechendes Wort trifft. Und da überfällt ihn auf einmal die Natur, wirft ihn aufs Lager, quält ihn mit Schmerzen, scheint beweisen zu wollen, daß sie stärker ist als Anerkennung, Verdienst und Erfolg. Es ist viel Tragik um dieses Krankenbett im Rathause. Das Schicksal des Bürgermeisters geht jetzt allen sehr nahe. Allen, ohne Unterschied des Standes, der Gesinnung. Überall wird die Fahne der Menschlichkeit aufgezogen. Man kann das jetzt schon deutlich sehen an den vielen Bogen Konzeptpapier, die in dem stillen, vornehmen Präsidialbureau aufliegen. Weit offen steht die Tür zum Bürgermeisterzimmer. Drinnen sind Blattpflanzen und helles Grün schmiegt sich an die Fenster, verleiht dem dunklen, ernsten Gestühl vornehme Anmut. Wie eine Autographensammlung sieht der Bogen aus. Man kann graphologische und psychologische Studien machen, liest den Namen einer Exzellenz und ganz nahe daran den Vorsteher einer Genossenschaft, und neben dem Erzherzog Salvator gleich einen Kleingewerbetreibenden. Alle sind voll Teilnahme, aber ohne ein bißchen Eitelkeit kann die Sache nicht abgehen. Zum Bürgermeister kommen nur wenige. Die ganz Getreuen. Aber eine schöne Ruhe überkommt einen schon in der Nähe dieses Krankenzimmers. Von jeder Stube eines Kranken geht sie aus; sie liegt dort in der Luft, im Gesichte der Pflegeschwester. Und es ist sehr merkwürdig, wie alle Leute diese Ruhe spüren. Man hat ein inniges Mitleid mit einem Kranken und lautlos verklingt vor seiner Stube aller Haß. Wenn er wieder gesund wird, begrüßt man ihn froh, wie einen, der ein neuer Mensch geworden ist. Wie einen, den man liebgewonnen hat, weil man eben um ihn sehr besorgt war."

Das Geld in Amerika.

Ein europäischer Geistlicher, Msgr. Graf Vay, schreibt der „Deutschen Rundschau" Lebens- und Sittenbilder aus Amerika. Diesen gewissenhaften und glänzenden Schilderungen entnehmen wir den folgenden Aufsatz:

Da ich anfänglich für meine Vorträge kein Honorar beansprucht und meine Dienste gerne umsonst geleistet hatte, wurde ich nun gebeten, mich der herrschenden Sitte zu fügen. Es ward mir angedeutet, daß das verdiente Geld immerhin zu milden Zwecken verwandt werden und eine Neuerung dieser Art in zweifacher Hinsicht unliebsame Folgen haben könnte. Erstens dürfte es nicht für alle meine Nachfolger, auch wenn sie es noch so sehr wünschten, durchführbar sein, die Kosten aus ihren eigenen Taschen zu bestreiten. Zweitens ziehe das Publikum vor, Eintrittsgeld zu zahlen, oder mindestens etwas zu den Ausgaben beizusteuern. So fühle jeder sich mehr zu Haus und frei von Zwang, stehe unter keiner Verpflichtung und — dies vor allem — genüge seinem Wunsche, unabhängig zu bleiben. „Kurze Rechnungen machen lange Freundschaften"; und wenn in diesem Lande niemand für nichts arbeiten will, kann es anderseits auch niemand ertragen, einem andern verpflichtet zu sein.

Der Grundsatz ist einfach, der Begriff klar. Arbeit stellt nicht nur Tätigkeit, sondern die Potenz des Lebens dar; man könnte sagen, daß beide Ausdrücke bis zu einem gewissen Grade synonym sind: daß Arbeit in den Vereinigten Staaten wirklich Leben bedeutet.

Solche, deren Arbeit und Unternehmungen am erfolgreichsten gewesen sind, haben mir mehr als einmal gesagt, daß ihr Reichtum zu teuer erkauft worden sei. Wie manche Multimillionärs sind Opfer der tiefsten Melancholie! Die Dollarkönige, die von den Massen ihrer Landsleute als die Beneidenswertesten und Glücklichsten der Menschheit angesehen werden, klagen über Unglück gerade so sehr wie die elendesten Armen.

Furchtbar traurige, aber sicherlich höchst charakteristische Statistiken zeigen, daß Selbstmorde, die leider jedes Jahr zunehmen, mehr Opfer unter den begüterten Klassen als unter den Armen fordern. Solange man gezwungen ist, für die bloßen und ersten Notwendigkeiten des Lebens zu arbeiten, hat man keine Muße für allzu vieles Denken. Nur wenn die Mittel der Existenz gesichert sind, und besonders wenn der Luxus leicht erreichbar ist, wird innere Unzufriedenheit sich regen und empfunden werden.

Wie oft habe ich Leute, die als die Muster des Erfolges galten, sagen hören: „Wenn ich von neuem zu beginnen hätte, so würde ich

ganz anders leben." Oder auch: „Als wir arm waren, dachten wir, daß Reichtum uns glücklich machen werde; deshalb arbeiteten wir mit aller Macht, um reich zu werden. Wir kannten nicht Rast noch Ruh; wir opferten unsere Jugend und machten unser Leben hart. Wie die Jahre dahingingen, vernachlässigten wir alles, was nicht zu unserem materiellen Gedeihen beitrug. Infolge davon verdarb unser inneres Selbst, und wir wurden unempfindlich, so daß wir jetzt nicht die Kraft haben, die Früchte unserer Anstrengung zu genießen."

Ich habe diese Bemerkungen verzeichnet als in aller Aufrichtigkeit geäußert; in ihrer Einfachheit sind diese „Schreie des Herzens" wertvolle Zeugnisse. Die Bürger der neuen Welt, die wir auf ihren verschiedenen Gebieten der Arbeit so sehr bewundert haben, finden augenscheinlich in deren Ergebnissen keine volle Befriedigung. Sie sind, ohne Frage, Meister des materiellen Lebens, sie können den Wert aller greifbaren und sichtbaren Dinge richtig schätzen, sie vermögen insbesondere durch ihre rastlose Tätigkeit und Stärke des Willens alles zu verwirklichen, was in ihren Bestrebungen erreichbar ist. Aber vom Anfang ihrer Laufbahn an scheinen sie die Tatsache zu übersehen, daß der kolossalste Reichtum nicht hinreicht, um moralische Befriedigung oder vollkommenes Glück zu kaufen.

Einer der am besten bekannten amerikanischen Soziologen hat diesen bezeichnenden Satz ausgesprochen: „Wir wissen zu arbeiten, aber wir wissen nicht zu leben." Könnte aber dieser selbe Ausspruch nicht, innerhalb gewisser Einschränkungen, auf das moderne Leben überall, in allen Teilen des Erdballs angewandt werden?

Mehr und mehr wird Geld allgemein als die einzige Vergütung und der alleinige Gegenstand menschlicher Bestrebung angesehen. In Amerika ist diese Tendenz augenfälliger, ist der Wettbewerb wilder, sind die Beispiele überraschender.

Ausdrücke des Bedauerns, wie wir sie eben angeführt haben, werden immer häufiger; jeden Tag hört man Klagen, daß dem Gelde zu viel geopfert werde, daß der Dollar alles andere verschlungen und ein wahres Schreckensregiment begonnen habe.

Beim Eintritt ins Leben beherrscht der Trieb des Gelderwerbs jeden andern. Wenn aber der Mann in Jahren vorschreitet, so gewinnt er auf der einen Seite, was er auf der andern verliert: indem er Tag für Tag Reichtümer aufhäuft, vermindert er seinen Vorrat an Illusionen.

Die Antwort eines der hervorragendsten Multimillionäre, als man ihn in einem Interview fragte, welche die glücklichste Periode seines Lebens gewesen sei, ist, glaube ich, wohl bekannt und sicherlich sehr wahr. Er sagte: „Als ich aus der Armut herauskam, war ich schon ein unabhängiger Angestellter, der gerade genug hatte, jeden Tag sein „chop"

zu bezahlen, am Sonntag einen Ausflug an die See zu machen, und Jugend und Gesundheit gaben mir Freude am Leben. Ich habe alles hingegeben, um reich zu werden, und finde nun, daß Reichtum nicht imstande ist, eine meiner Sorgen oder Schmerzen zu mildern."

Auch hört man in Amerika oft, daß die Kaufkraft des Geldes sich geändert hat, und alles das Doppelte und Dreifache von dem kostet, was es wirkich wert ist. Man wirft den Amerikanern ebenfalls vor, daß sie die Preise verdorben haben. Europäische Kaufleute machen besondere Forderungen für ihre Kunden von jenseits der See; sie sagen: wenn wir nicht einen hohen Preis verlangen, würde keiner kaufen; sie würden denken, die Ware sei minderwertig."

Der Betrag, der für irgend etwas gezahlt wird, bestimmt dessen tatsächlichen Wert. Deswegen hören wir, daß der und der so und so viel für ein Porträt oder eine Statue gegeben, oder daß der Bau von X oder Y ein Vermögen gekostet hat. In Wirklichkeit übertrifft das Resultat in keiner Weise das, was wir bereits in Europa haben, und die glänzendsten modernen Wohnungen können sich niemals mit den Palästen der italienischen Städte vergleichen.

Ich möchte dieselbe Bemerkung in bezug auf die verschwenderische Ausstattung der Häuser machen, über welche die „Society"-Spalten der Zeitungen sich so oft verbreiten. Gewiß gibt es in Amerika herrschaftliche Wohnsitze, die bewunderungswürdig eingerichtet und von überraschender Pracht sind; aber dennoch kann sich nichts von dem, was man dort sieht, mit den Interieurs der großen europäischen Häuser auch nur annähernd messen. Der Hauptunterschied liegt wahrscheinlich im Preise. In Amerika kostet alles zehnmal so viel wie in Italien, fünfmal so viel wie in Frankreich und doppelt so viel wie in London.

Wiewohl die bloßen Lebensbedürfnisse verhältnismäßig billig, sind schon Bequemlichkeiten ziemlich teuer, und der Luxus ist außerordentlich kostspielig. Das ist recht, und dagegen läßt sich nichts einwenden. Der Arbeiter, der, am niedrigsten gerechnet, einen Dollar verdient, kann Kost und Logis hier besser haben als irgendwo sonst. Wenn er sein eigenes Heim begründet und wenigstens einen Dienstboten hält, wächst der Aufwand schon beträchtlich. Aber wenn ein großer Haushalt in Frage kommt, sind die Ausgaben fabelhaft.

Darf man den Zeitungen Glauben schenken, die in derlei Beschreibungen schwelgen, so sind die Summen, die für ein neuerbautes Haus und dessen Einrichtung oder für ein Bankett ausgegeben werden, wahrhaft staunenerregend. Man möchte fast sagen, das Geld sei zum Fenster hinausgeworfen; denn die Amerikaner versuchen im allgemeinen das, was andere getan haben, zu übertrumpfen.

Die berühmte Millionärstraße in Cleveland ist unzweifelhaft eine der schönsten Promenaden, die man sich vorstellen kann. Weit, schattig und von Gärten umgeben, ist der Gesamteindruck entzückend. Aber von den Häusern, die auf beiden Seiten stehen, wie hübsch sie auch aussehen und gut gehalten sie sein mögen, ist doch nicht eines imposant. Alle sind geräumig und behaglich ohne jeden Versuch, palastartig zu sein. Sogar das Gebäude, das man mir als die Heimstatt des reichsten Bürgers nicht nur dieser Stadt, sondern wahrscheinlich ganz Amerikas zeigte, ist in keiner Weise bemerkenswert, trotz seines riesigen Umfangs. Es ist nur eine vergrößerte Villa oder was man in England „a glorified cottage“ nennen würde.

Ein gleiches gilt von den Festen und jeder Art des sprichwörtlichen amerikanischen Pompes. Er erregt unser Staunen weniger durch das, was er bietet, als durch das, was er kostet. Das Bewußtsein, die fabelhaftesten Preise zahlen zu können, scheint in vielen Fällen weit größere Befriedigung zu gewähren als der erworbene Gegenstand.

Die Amerikaner selbst sind die ersten, diese seltsame Sinnesrichtung anzuerkennen. Viele haben mich versichert, daß ihre Arbeitskraft, ihre kommerzielle Geschicklichkeit und Fähigkeit, aus allem Gewinn zu ziehen, — kurz, die Leichtigkeit, Reichtum zu erwerben, dazu beigetragen habe, dessen Wert zu verringern: „Wir sind Meister in der Kunst, Geld zu machen, aber Kinder darin, es auszugeben.“ Wiewohl ich diesem Urteil nicht ohne Vorbehalt beistimme, kann ich doch nicht leugnen, daß es ein gut Teil Wahrheit enthält. Zum Geldausgeben ebenso wie zu dem seines Erwerbes bedarf es der Erfahrung und der Übung. Wenn es in der Kindheit, der Erziehung, dem ganzen sozialen Leben an beständiger praktischer Anweisung in Amerika nicht fehlt, muß doch zugegeben werden, daß die theoretische Bildung gar oft vernachlässigt wird. Die Amerikaner selbst wissen es, und die soziologischen Bücher, die in so erheblicher Zahl von ihren Schriftstellern veröffentlicht werden, stimmen in diesem Punkt überein.

Reichtum, nicht nur als eines der Mittel, sondern als Zweck der menschlichen Existenz angesehen, ist eine Gefahr, nicht nur für die allgemeine Wohlfahrt, sondern auch für die des einzelnen. Obendrein, wie wir gesehen haben, verliert das Geld viel von seinem Wert durch die Anhäufung des Reichtums. Im Verhältnis, wie die Zahl der großen Vermögen wächst, steigen die Preise und die Werte fallen.

Sonderbar ist, daß diese großen Vermögen schließlich so wenig vollbracht, einen so geringen Einfluß auf die Entwicklung des Landes gehabt haben. Die großartigsten Schenkungen, die freigebigsten Spenden haben die Nation in keiner Weise berührt. Es scheint, daß die besten Absichten, Gutes zu tun, örtlich beschränkt sind, und daß der berechtigte Ehrgeiz, Großes zu vollbringen, ein bescheidener Versuch geblieben ist.

Selbst die von einem reichen Mann dotierten Universitäten oder die von einem Wohltäter erbauten Bibliotheken haben einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen nicht vermocht. Der Genius, der sich in der Arbeit zeigt, verfehlt den rechten Weg, wenn es sich darum handelt, ihren Erfolg zu nutzen. Die wahre Größe der Vereinigten Staaten wird offenbar werden an dem voraussichtlich nicht fernen Tage, an dem man dort den eigentlichen und angemessenen Wert der Dinge erkennt.

Es lohnt der Mühe, näher zu untersuchen, was die größten Vermögen für das öffentliche Wohl oder das des einzelnen zu tun imstande sind, und zu entscheiden, ob der Kampf, den der Erwerb solcher Reichtümer in sich schließt, nicht eher zum Schlimmen als zum Guten ausschlägt. Im vergangenen Frühling drückte die öffentliche Meinung sich in einer höchst bemerkenswerten Weise in bezug auf diese wichtige Frage aus. Einer der industriellen Magnaten bot zu Wohltätigkeitszwecken mehrere Millionen an, die zurückgewiesen wurden, weil unmoralisch erworben. Versammlungen wurden abgehalten, um die Sache zu erörtern, Geistliche predigten darüber von der Kanzel herab, und finanzielle Artikel erklärten, daß keine milde Stiftung Geld annehmen sollte, das auf Kosten anderer gewonnen und das Elend Tausender verursacht habe.

Wenn sich ungemein schwer bestimmen läßt, bis zu welchem Punkte der Gewinn aus großen Unternehmungen als berechtigt angesehen werden darf, so ist doch von symptomatischer Bedeutung, daß die öffentliche Meinung sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt hat, und daß Millionen so entschieden abgelehnt worden sind, wie man ein Almosen von wenigen Kupferstücken hätte zurückweisen können.

Ein anderes Problem und ein nicht weniger ernstes, ist: ob diese Vermögensanhäufung, auch wenn mit der größten Liberalität verteilt, zum allgemeinen Besten beizutragen vermag? Denn wenn der einzelne volle Befriedigung in der glänzendsten Laufbahn nicht finden kann und die größten Reichtümer für die gebrachten Opfer zu entschädigen nicht imstande sind, dann fragt es sich noch, ob die für die Werke der Nächstenliebe ausgegebenen Millionen das Übel zu heilen vermögen, das durch die Unternehmungen verursacht ward, in denen sie gewonnen wurden.

Man kann nicht umhin, für die Betriebsamkeit und den praktischen Sinn des Amerikaners die aufrichtigste Bewunderung zu fühlen; anderseits aber ist man versucht, zu fragen, ob seine Energie nicht fast zu weit getrieben ist, ob er die gewünschten Resultate jemals genießen oder in diesem Lande der Freiheit nicht das Opfer des falschen Ehrgeizes werden wird? Hier, wo alle gleich sind und keiner sich als der Diener eines andern betrachtet, würde es zu beklagen sein, ihn den Sklaven seiner eigenen Neigungen werden zu sehen.

„Ich hoffe, meine Kinder werden dasselbe Vergnügen haben, Geld auszugeben, als ich hatte, zu sparen," schreibt der Vater seinem Sohn in der Korrespondenz eines Geschäftsmannes, die jüngst veröffentlicht worden ist und ein merkwürdiges Licht auf die Art zu denken des „neuen Reichen" wirft. Obgleich dies nur die übertriebene Karrikatur einer Sittenstudie ist, können wir doch die wirkliche und ernste Note wahrnehmen, die ihr zugrunde liegt.

Indem wir inmitten dieses Lebens von angespannter Tätigkeit den unermüdlichen Fleiß der Amerikaner beobachten und ihren unausgesetzten Kampf studieren, fühlen wir nichts als Bedauern, wenn sie uns sagen, daß sie die Grenzen überschritten haben und zu weit gegangen sind; wenn sie auf einen Ausdruck der Bewunderung uns erwidern: „Ja, wir wissen zu arbeiten; aber wir müssen noch lernen zu leben!"

Die Villenkrankheit.

Von einem Genesenen.

Die Villenkrankheit, so nannte nämlich mein sehr verehrter Freund, der die Krankheit selbst durchgemacht hat, jenen anormalen Zustand in der Gemütsverfassung eines Menschen, welcher sich den Eigenbesitz eines Landhauses als höchsten Wunsch vorgesetzt hat und nicht ruht und rastet, bis er denselben erfüllt sieht. Wie bei jeder Krankheit, gibt es auch hier einen bestimmten Kreis von Personen, die für sie ausschließlich oder besonders disponiert sind. Sie ergreift selten junge und alte Leute, das weibliche Geschlecht, das in der Schwärmerei für den eigenen Herd sonst dem männlichen überlegen ist, ist ihr verhältnismäßig wenig ausgesetzt. Auch die Junggesellen sind nahezu immun. In kleinen Städten und auf dem Lande ist die Krankheit fast unbekannt. Hervorragend disponiert sind die in gesicherter Stellung befindlichen männlichen Bewohner der Großstädte zwischen 40 und 50 Jahren, welche Familien besitzen. Unter diesen aber findet sie um so mehr Opfer, als die Stadt an Ausdehnung gewinnt.

Ihre Vorbereitung gewinnt die Villenkrankheit meist durch einen unbefriedigenden Landaufenthalt. Bekanntlich spielt die Frage: Wo gehen wir heuer hin?, nämlich: wohin aufs Land, eine wichtige Rolle im Leben Tausender von geplagten Stadtfamilien, die zur Erholung der Kinder, des Mannes, der Frau, oder aller zusammen, die Ferienzeit auf dem Lande zubringen müssen, und ebenso derjenigen, welche einem gleichen Zwang der Mode folgen. Alle diese Familien haben, wenn sie nicht etwa mit einem Gutsbesitzer auf dem Lande verwandt oder befreundet sind, gewöhnlich nur die Wahl zwischen zwei Genüssen oder zwei Übeln: dem Selbstmenagieren oder dem Wohnen in einer Pension.

Das letztere ist das einfachere. In zahllosen Annoncen und Prospekten sind zu Beginn der Saison ebensoviele Leganglen verstreut, auf die das erholungsbedürftige Stadtvolk anbeißen soll, und auf die es auch anbeißt. Die ozonreiche Luft, die prachtvollen Waldspaziergänge, die Aussichten auf Gebirgsketten, die Höhenlagen über dem Meere u. s. w. reduzieren sich nun gewöhnlich bei näherer Bekanntschaft erheblich gegen die Prospekte, und die Menus der Mahlzeiten sind häufig entweder nach Quantität oder nach Qualität nicht ganz ideal, in jedem Fall multiplizieren sich die Ausgaben um so mehr, je größer der Multiplikator, das ist die Zahl der Häupter der Lieben ist. Das Wohnen in Pension oder im Gasthaus wird gewöhnlich von Familien gewählt, welche ein Bedürfnis haben, zu sehen und gesehen zu werden, welche die Natur gern in Gesellschaft genießen, und welche dafür eine Durchschnittsbehandlung in Wohnung und Verpflegung in den Kauf nehmen. Das Einmieten in ein Bauernhaus mit Selbstmenagieren ist, besonders für längere Zeit, durchschnittlich billiger und gewährt schon einen ungleich individualistischeren Genuß der Sommerfrische. Der Ellbogenraum für Kinder und Erwachsene ist ein größerer, und man kann, wenn man Talent dazu hat und die Herren Vermieter nicht gar zu interessiert sind, seine Kenntnis des Volkslebens vervollständigen und sich mit dem Landvolk anfreunden. Es bildet sich ab und zu auch ein ganz ideales Verhältnis zwischen Vermietern und Mietern, und beide freuen sich, wenn wieder die Ferienzeit gekommen ist, die städtische Familie auf die Freiheit, die gute Luft und kuhwarme Milch, und die Landbewohner auf die gute Nebeneinnahme und auf die Unterhaltung. Nicht immer aber ist das Verhältnis ein ideales. Das Mitführen einer halben Haus- und Kücheneinrichtung für die verhältnismäßig kurze Ferienzeit, die Schwierigkeiten einer ausreichenden Verproviantierung sind Schattenseiten, die wieder das Wohnen in Hotels oder Pensionen mit Verpflegung als das angenehmere erscheinen lassen.

Hat man aber die Schattenseite beider Systeme kennen gelernt, hat man in einem berühmten Luftkurorthotel für teures Geld mäßige Verpflegung und gleichgültige oder unleidliche Gesellschaft genossen und in verschiedenen Bauernhöfen für steigende Mitpreise Mangel am nötigsten Komfort gelitten, dazu vielleicht an Pfingsten und anderen Sommerfesttagen den verwegenen Versuch eines Ausflugs mit Familie gemacht, dann ist der geeignete Nährboden vorhanden, auf dem die Sehnsucht sich entwickeln kann, allen Kalamitäten und Zweifeln damit ein Ende zu machen, daß man ein eigenes Heim auf dem Lande sich gründet, das den Mittelpunkt der Erholung für alle Familienglieder bilden soll.

Zu diesem Zwecke widmet man sich zunächst verstohlen — denn so verwegene Entschlüsse darf man den Bekannten nicht auf die Nase

binden — der Lektüre des Inseratenteils der Blätter, in welchen Landhäuser und Grundstücke für Landhäuser ausgeschrieben werden, und versucht es selbst mit Inseraten, daß in der und der Gegend ein Landhaus gesucht wird. Es ist unglaublich, wie viele Offerten auf solche Inserate einlaufen. Die ganze Bevölkerung im Umkreis des Vorortverkehrs und darüber hinaus scheint bereit, „Verhältnisse halber" ihre Heimstätten zu Spottpreisen dem unbekannten Inserenten abzulassen. Es bleibt nichts übrig, als ein halbes Jahr lang oder länger alle Sonn- und Feiertage zu Villen- und Bauplatzinspektionen zu verwenden. Wer nicht sehr viel Enthusiasmus übrig hat, kann bei solchen Inspektionen leicht geheilt werden. Die Grundstücke, die billig erworben werden können, haben meist einen oder mehrere Haken, und die ganz entsprechenden übersteigen den vorgesetzten Preis. Ungeübten Villenenthusiasten kommen dann Villenbaugesellschaften entgegen, welche die Wahl erleichtern, weil sie Landhäuser nach verschiedenen Preisen, mit und ohne „Hochwald" herstellen wie Anzüge und Stiefel — kurz, die Wahl ist groß und schwer. Bis man endlich zu dem entscheidenden Resultat, der notariellen Beurkundung, gelangt, hat man Prüfungen durchgemacht, mehr als Tamino in der Zauberflöte, und mancher kehrt im letzten Moment noch um, um mit Wallenstein zu sprechen:

„.... Es war nicht
Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken nur gefiel ich mir,
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen"

und gibt den Einflüsterungen seiner Freunde Gehör, welche ihm die bekannte Erfahrung von den zwei glücklichen Tagen eines Villenbesitzers in gräßlichen Farben vorhalten, und als allermindeste Unannehmlichkeit ein alljährliches Ausgeraubtwerden in Aussicht stellen. Bleibt man fest in der Idee, dann ist noch die wichtige Frage zu entscheiden: Selbst bauen oder ein verkäufliches Objekt erwerben? Das eine wie das andere erfordert Mut. Denn ein billiger Verkaufspreis deckt nur zu häufig bei aller Vorsicht verschiedene Bauschäden, und bei Neubauten ist es eine bekannte Untugend auch der bestvorbereiteten Voranschläge — eine Untugend, die mit der Berühmtheit des Architekten eher wächst als abnimmt — daß sie nämlich überschritten werden. Wer mehr Lust am Schaffen mit dazu gehörigem Ärger als am Genießen fertigen Besitzes hat, dem ist zu raten, lieber selbst zu bauen, als Fertiges zu kaufen — aber für die Position „Unvorhergesehenes" einen hübschen Brocken einzustellen.

Werden nun diejenigen, welche sich nicht irre machen lassen und ihr Ideal allen Warnungen zum Trotz verfolgen, bis sie es erreicht haben, des geträumten Glückes teilhaftig und ihres Besitzes wahrhaft und auf die Dauer froh? Das hängt, vorausgesetzt, daß kein direkter

„Reinfall“ bei der Erwerbung des Objektes, bei der Bauausführung u. s. w. vorliegt, in der Hauptsache von den Charaktereigenschaften des Villenbesitzers und seiner Familie, vornehmlich seiner Ehegefährtin, ab. Vor allem muß die Familie die Neigung und das Talent haben, einerseits sich selbst zu genügen und anderseits eine ausgedehnte Gastfreundschaft zu pflegen. Anfangs wird das Talent der Gastfreundschaft auf die Probe gestellt, denn alle lieben Freunde und Bekannten machen schon aus purer Neugier Besuch, wollen bewirtet und im Notfall auch beherbergt sein, und oft genug kann der Besitzer mit König Thoas seufzend sprechen: „Was ich erwarb, genießen andere mehr als ich.“ Dann kommen Tage und Wochen, wo das Talent der Einsamkeit und Selbstgenügsamkeit erfordert wird, wenn hoffnungsloses Regenwetter die Gäste verscheucht, den nachbarlichen Verkehr einschränkt und die Familie im engen Raum sich selbst unterhalten muß. In Kurorten und Sommerpensionen tritt in solchen Tagen der Genuß von Konzerten, theatralischen Aufführungen und sonstigen Darbietungen zweiter bis vierter Güte in die Bresche, und die Jugend sorgt für das Arrangement eines Tänzchens — dem Villenbesitzer und seiner Familie winken keine solchen Freuden, mit welchen der beschäftigungslose Kulturmensch sich über das Gleichmaß der Tage hinweghilft. Er muß, wenn er seine Briefschulden getilgt hat, entweder etwas Nützliches arbeiten oder sich rettungslos langweilen. Nicht wenige sind an dieser Klippe der mangelnden inneren Reserven schon gescheitert. Drum prüfe auch hier, wer sich ewig bindet. Wer beabsichtigt, einen Sommersitz zu erwerben, um ein fertiges Besitztum zu genießen und etwa mehr oder weniger damit zu renommieren, wer keine Freude an den intimen Reizen der Natur, an einem einfachen, mit körperlicher Arbeit gewürzten Leben als Erholung von geistiger Arbeit in der Stadt empfindet, der schenke den Warnungen seiner Freunde beizeiten Gehör und lasse ab von allen Villenplänen, wie sie auch sein mögen. Wer aber etwas von einem Pionier in sich fühlt, wem der Gedanke, ein wenn auch kleines Stück deutscher Erde, deutschen Waldes sein eigen zu nennen und es von Jahr zu Jahr durch eigener Hände Arbeit zu verschönern und zu verbessern, ein Ersatz für die Eindrücke ist, die ihn in wechselnden fashionablen Erholungsstätten erwarten, wer es dem weiland Odysseus nachfühlen kann, der viele Menschen und Länder, wenn auch keine Sommerfrischen und Kurorte, gesehen hat und nur eine Sehnsucht hatte, den Rauch von seinem Familienhaus aufsteigen zu sehen — der suche, wenn er die Mittel dazu hat, seinen Traum zu verwirklichen; er wird es nicht bereuen.*) Rfs.

*) Man könnte die Sache erweitern. So wäre zum Beispiel hinzuweisen auf den törichten Baustil der meisten „Villen“. Und es wäre noch mehr zu betonen, daß nur der auf seinem Grund und Boden wahrhaft heimisch werden kann, der ihn persönlich bearbeitet. Die Red.

Häuslichkeit im Bauerntum.

Kulturbild aus deutschem Norden von **R. l'Houet.**

(Schluß.)

Wie viel mehr leistet solche volle Häuslichkeit beim Bauerntum, wie unsere ärmliche, verkrüppelte zerrissene bei uns, wo jeder für sich in einer anderen Stadt wohnt und für sich seine Torheiten begeht! Es tritt einem so recht entgegen, wenn man an die wenigen Ausnahmen denkt, wo sich bei uns, in unseren Verhältnissen noch einmal ein ähnlich reiches Haus findet, das den Menschen erzieht. Unten wohnt etwa der junge Kaufmann mit seinen Leuten. Oben aber, eine Treppe höher wohnt der Alte noch, der das Geschäft vor zehn Jahren abgegeben hat, der seitdem sich seinem Obst und seinem Gemüse widmet, aber doch noch immer mit seinen Gedanken auch in dem Laden ist. Der Segen solchen Zusammenlebens stellt sich auch bei uns regelmäßig von neuem wieder ein. Ein Teil reguliert den anderen. Die Jugend korrigiert die Irrtümer des Alters und gewöhnt sich im übrigen trotz ihrer 50 Jahre einen ruhigen Durchschnittsrespekt an. Und das Alter wird nicht knurrig und mürrisch, sondern bleibt freundlich, weiß auch, daß der Sohn in der größten Leistungsfähigkeit des Lebens steht, die bei ihm dahinten liegt, und läßt sich von ihm gefallen, was er beim Alleinleben sich höchstens von einer Tochter, vielleicht aber überhaupt von keinem seiner Kinder gefallen ließe! Es sind Fälle, die bei uns noch selten sind, die ihren geistigen Einfluß auf beide Teile klar erkennen lassen und dann als Ausnahme widerspiegeln, was beim Bauerntum die Regel ist. Man muß sagen, die so besonders häufigen Klagen unseres Alters, daß die Jugend mit ihm nicht auskomme, und die entsprechenden Klagen gerade unserer Jugend, daß unser heutiges Alter sie nicht verstehe, beruhen zum großen Teile auf unserer leichtfertigen Auflösung des Hauses, in dem beide Teile gerade für diese Aufgaben, miteinander auszukommen, voneinander zu lernen, nicht mehr vorgebildet und geschult werden.

Gehen wir diesem letzten *noch einmal in entgegengesetzter Richtung* etwas nach! *Was verlangt bei uns die Jugend, seit sie nicht mehr mit dem Alter zusammen lebt?* In was für Exzesse und Verkrüppelungen gerät sie hinein, seit sie bei uns alleinsteht? Es scheint, alles gehört hieher, was sich etwa in der Stadt sammelt: Ehescheu der Männer, Emanzipation der Frau, Ellen Key und Nietzsche! Alles das würde in ganz erheblich geringerem Maße vorhanden sein, wenn die Jugend nicht für sich wirtschaftete, in jedem einzelnen Hause von neuem das Alter von sich und sich von dem Alter ausschlösse. Fast zu gleicher Zeit hat beides bei uns seinen Anfang genommen, die Zertrümmerung unserer Häuser und das Losschießen

obiger Wuchergewächse, die es dahin bringen, daß mit unserer modernen Kulturjugend in der Tat allerdings fast kein Umgang und kein Hausen mehr ist. Niemand versteht zu gehorchen, niemand sich unterzuordnen, sich einzupassen. Jeder möchte auf einer Insel für sich leben und regieren und bedarf doch der anderen Menschen so blutnötig um des Beifalls willen. Es sind Prinzipien, auf die doch einmal die Welt nicht gegründet ist, sondern nur ein momentanes, entartetes Geschlecht! Aber da endet die Jugend ohne Alter.

Und dem gegenüber wird die andere, ebenso fatale Frage: Was verlernt bei uns das Alter, seit es nicht mehr mit der Jugend zusammenlebt? In was für Verkrüppelungen und Exzesse gerät es hinein, seitdem das bei uns allein steht? Die Antwort ist ebenso nicht schwer. Die Alten denken zuerst ebenso wie die Jungen: Alleinsein das heißt ungebunden sein, ungeniert und unkontrolliert sein, sein eigener Herr sein! Bis sie ebenso zu spät die Brüchigkeit dieser Logik gewahr werden. Das Alter tritt nicht ein selbständiges Dasein an, sondern in jeder Weise ein Pensionsdasein. Es könnte noch so viel leisten, noch so manchen wertvollen Handschlag tun, vielleicht nicht an einem eigenen Lebenswerke, dazu läßt der Überblick nach, aber an dem Lebenswerke der jüngeren Generation. Davon aber zieht es sich zurück, davon wird es abgedrängt, dazu veranlaßt es keine vorhandene Häuslichkeit mehr. Und die Folge ist Nichtstun, Arbeit, die keine Arbeit ist, Müßiggang. Und Müßiggang ist aller Laster Anfang, auch bei den Alten. Sie werden knörrig, bilden sich Krankheiten ein, die sie nicht haben, werden verdrießlich, werden unzufrieden, und vergiften die ganze Luft um sich her: Aus Müßiggang! Sie begehen Torheiten, die die Torheiten der Jugend übersteigen, bis zur zweiten Heirat des Siebzigjährigen mit seiner Wirtschafterin, von der sich die Enkel und Urenkel mit Kopfschütteln erzählen. Man vergleiche doch besonders unsere alten Männer in ihrem oft so rein überflüssigen Dasein! Aber was kann man viel dazu sagen?! Was bleibt dem Manne anderes übrig, dessen sich kein Haus annimmt? Da endet das Alter ohne Jugend!

Es sind Bilder, die es beim Bauerntum einfach überhaupt nicht gibt. Es gibt keine emanzipierte Jugend bei ihm, sondern auf Schritt und Tritt wird ein Maßhalten, eine Rückkehr zur Vernunft in sie hinein gebracht durch das mit bei ihr wohnende Alter. Und es gibt kein verdrießliches, mürrisches, arbeitsloses, das heißt im letzten Grunde unnützes Alter in ihm. Jeder Handschlag, den die Alten noch tun, kommt dem Hofe zugute, wird von den Inhabern des Hofes als verwendbar gutgeheißen und geschätzt, und über dieser Mitarbeit an einem großen Gesamtwerke, über diesem Zusammenarbeiten mit den Jungen und dem Jüngsten, wie oft bis zum letzten Atemzuge hin, wird ihm selbst das

Alter freundlich. Noch einmal, knörriges, verdrießliches, launisches Bauernalter gibts überhaupt nicht. Freundlich, gleichmäßig und zufrieden steigen sie Mann für Mann, wenn ihre Stunde gekommen ist, ins Grab. Ob ein Teil in der Ehe vorzeitig wegstirbt, macht nicht allzuviel aus. Das Haus hält den Überlebenden, bis auch er abscheidet! Jeden Tag sich für klüger halten und in Wahrheit von Tag zu Tag in seinem ganzen Denken immer abständiger werden, das gibt es beim Bauerntume nicht. Mit 70 Jahren noch einmal eine völlig unpassende Ehe, über die Kinder und Enkel sich noch wundern müssen, schließt vielleicht der Pastor im Orte, nicht aber sein Bauer! Davor bewahrt ihn das Haus. So lange er in dem lebt, hat er dergleichen nicht nötig!

Eine durch das Alter regulierte Jugend, ein durch die Jugend reguliertes Alter! Die beiden Dinge gehören in der Welt mit zu dem besten, was es gibt. Beide tragen in breiten Zügen die Art der Vollkommenheit an sich. Beide aber besitzt und erzeugt fortwährend in sich das Bauerntum.

Es ist das Verhältnis einer gegenseitigen Schule, das Alter und Jugend im Bauernhause miteinander verbindet. Man kann es ebenso ausdrücken: Es ist das Verhältnis eines gegenseitigen Segens. Es ist ein Verhältnis, welches ganz gewiß unendlich viel mehr in sich birgt, wie das eine oft genannte, daß die Alten auf die Enkelkinder passen können, während Vater und Mutter bei der Arbeit wären! Schon dieses eine ist ein unendlich reiches Kapitel, eine Quelle der Freundlichkeit und des Segens für beide Teile, denn jahrelang sind wahrscheinlich sicher die Kleinen in der Hand der Großeltern besser aufgehoben, wie in der der Eltern. Was beide Teile aber hin und her einander geben und nehmen, das ist, alles zusammengefaßt, unendlich viel mehr. — —

Überschauen wir es, so kommt es immer wieder auf das zuerst Gesagte hinaus: Wir haben das einemal ein Haus vor uns, das aus drei bis vier Generationen besteht und das wirklich in sich Zusammenhang hat, und wir haben dem gegenüber bei uns ein Haus, das nur aus zwei, oft nur aus einer Generation besteht, dessen Glieder noch dazu auf das Loseste nur mit diesem Mittelpunkte zusammenhängen, deren Herzen eigentlich sämtlich nach außen hin schlagen. Derselbe Faktor ursprünglich zentripetal, ist nach und nach zentrifugal geworden, das heißt eigentlich zerfallen in sich selbst. Bei dem Schwergewichte aber, welches gerade die Häuslichkeit von Anfang an in der Geschichte des Menschengeschlechtes besessen hat, ist es verständlich und selbstverständlich, daß sie in ihrer gesunden Ausbildung beim Bauerntum so grundsätzlich andere, so viel gehaltvollere, so viel klassischere Frauen und Männer in sich erzeugt, wie in seinem Zerfall, seiner Auflösung bei uns. Es tritt einem immer von neuem vor Augen, wie der Mensch in dem reicheren

Kreise des Bauernhauses so ungleich widerstandsfähiger, ungleich geschulter wird in allen Dingen, die für das Leben wirklich von Wichtigkeit sind, wie im gleichen Falle in dem ärmeren Hause bei uns.

Es ist bekannt, wie die Regierungspraxis der höheren und niederen Stellen gerade heute so oft darauf ausgehen möchte, den Menschen zu erziehen statt in der Häuslichkeit in Schulen und Vereinen. ‚Immer mehr Volksschule' heißt es, dann die Fortbildungsschule! Dann die unvergleichliche ‚Schule des Militärdienstes', dann der ‚Kriegerverein'! Die hohen Herren, die oft genug selbst kaum wissen, was Häuslichkeit ist, ahnen nicht, was sie mit solcher neuen Weisheit anrichten! Sie wissen, wenn man seinerzeit nach dem Schuldigen fragen wird, dann werden sie tot sein!

Oder die Öffentlichkeit soll den Menschen erziehen! Es ist zu beachten, der Satz: die Öffentlichkeit erziehe den Menschen, stammt aus derselben römischen Kaiserzeit her, aus der der Satz stammt, der höchste Vorwurf sei nicht das Tun des edlen Menschen, sondern sein nackter Leib. Und zu dieser faulen Kaiserzeit hat das Germanentum von jeher andächtig aufgeschaut, statt alles von ihr abzulehnen. Gesundere Zeiten, auch andere Römerzeiten, haben über beide Punkte ganz anders gedacht, aber Zeiten, wie jene, waren immer praktischer und weltklüger, wenn es sich darum handelte, für seine Gedanken Propaganda zu machen. Die Öffentlichkeit, alle Massen- und Großbetriebe erzeugen Menschen, die imstande sind, bedingungslose Glieder in der Kette zu werden. Das sind aber keine Männer!

Es wird bei dem seltsamen, aber richtigen Worte Pestalozzis sein Bewenden haben müssen: Der Mensch wird erzogen nicht in der Schule und nicht in der Kirche, sondern im Hause!

Die Kultur ist weit von diesem Standpunkte abgekommen. Warum gesteht sie gelegentlich von sich selbst: „Wenn man heute einen tüchtigen Mann haben will, dann muß man eine Frau nehmen!“? Weil sie dies Geschlecht noch nicht so stark in sich einbezogen hat. — —

Das kommt davon, wenn Völker sich ihre Fundamente ausreden und sich Surrogate dafür aufschwatzen lassen! Reichwerden statt Häuslichkeit! Wie sagt Luther vom Reichwerden?*) „Reichtum ist das geringste Ding und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Darum gibt ihn unser Herr Gott gemeiniglich den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnet!“

*) Erlangen. Ausg. Bd. 57 S. 354 f.

Ein ländliches Hochzeitsmahl.

Von **Josef Hofmann, Karlsbad.***)

Ein ländliches Hochzeitsmahl in der Gegend zwischen Königsberg (Böhmen) und Chiesch richtete sich in bezug auf die Anzahl der gereichten Gänge wie überall und zu allen Zeiten nach dem Reichtume derjenigen, die es zu zahlen hatten. Allein auch der Reichste ging mit seinen Gaben niemals über eine gewisse Grenze hinweg, hauptsächlich deshalb, weil den an Schweinefleisch, Kraut, Knödel und „Erdöplsolat“ gewöhnten Gaumen eben diese und die verwandten einfachen Speisen besser munden als die größten Leckerbissen der Welt.

Bei einer Hochzeit auf dem Lande mußte man stets darauf gefaßt sein, einige „Fettorden“ auf die Kleider zu bekommen, da die Speisen, besonders aber die in später Stunde vorgesetzten, nicht nur zum Essen, sondern auch als Wurfgeschosse dienten. So manches neue Goller, so manch goldstrotzendes Leibl wurde durch derartige Geschosse verunreinigt. Das Werfen mit Eßwaren wird bei Hochzeiten ja allenthalben, besonders aber auch in den Städten gepflegt; nur verwendete man früher Erbsen und „Pfeffernüsseln“ und später „Zuckerln“, also „trockene“ Gegenstände.

Unsere Aufgabe sei es nun, eine Speisenfolge anzuführen, wie sie bei Hochzeitsessen in Höfen mittlerer Größe allgemein üblich war, und uns dabei zu freuen, wie schön die deutschen Namen der Speisen im Gegensatze zu den verwelschten der Städte klingen.

Da die Hochzeitsgäste bei Anfang des Essens von dem Ernste der kirchlichen Trauung noch befangen waren, und die Sitte gebot, es müsse jeder Gast in seinem „vollen Wesen“ (also die Frauen mit der Jacke oder dem Spenzer, die Männer mit dem Power oder Schwenker [Schäißlruack] angetan) bei Tische sitzen, ging es anfangs sehr still und feierlich her. Mit dieser für eine Hochzeit fatalen Stimmung mußte nun gebrochen werden, und dazu diente vor allem

die „falsche Supp'n“,

welche zuerst zur Türe hereingetragen wurde. Erwartungsvoll wandten sich die Blicke all der Hungerigen und Verlegenen dem großen Suppentopfe zu, aus dem der heiße Dampf entströmte. Aber, o weh! die Trägerin blieb am „Trischäuferl“ (der Trittschaufel, Schwelle) hängen, fiel der Länge nach in die Stube und warf dabei den Suppentopf weit von sich, so daß er zerbrach und die so sehnsüchtig erhoffte Suppe auf der Dielung schwamm. Da gab's nun zu lachen und zu scherzen genug.

*) Aus dem Karlsbader Hefte „Unser Egerland“.

Besonders erheiternd wirkte der Jammer der aus der Küche herbeieilenden „Wawa“ und die Neckerei der Alten, die jene hungerigen jungen Leute, welche die Hochzeitsbräuche noch nicht kannten (da sie zum erstenmal an einem derartigen Mahle teilnahmen), bedauerten, daß sie nun um die gute Suppe gekommen seien; dies wäre um so bedauernswerter, als gerade die „Wawa“ die „best' Supp'n in Land“ kochen könne. Endlich tröstete die Wawa die Anwesenden mit den Worten, sie werde noch einmal nachschauen, vielleicht könne sie noch „a wenig Oang'legt's as'n Töppen scharren“. Und richtig! Gleich darauf erschien nun die

„rechta Supp'n“,

und damit gab es neuerdings Stoff, die „Jungen“ zu necken, die an den ernstlichen Verlust der Suppe geglaubt hatten.

Dieser Brauch scheint aber auch einen tieferen Sinn zu haben; es scheint, daß die erste Speise „geopfert“ werden sollte, auf daß die anderen um so besser bekämen.

Zum dritten folgte nun

„Rindfleisch mit Schmettenkrian“.

Auch da bot sich Stoff zu Scherz und Spiel, da die „Kranzeljungfern“ nach altem Brauche trachten mußten, den Brautleuten das Fleisch vom Teller zu stehlen und zu verzehren. Es wurde aber von diesen, um den Scherz zu vergrößern, eifrigst gehütet und mit Messer und Gabel verteidigt. Diejenige, die dennoch ein Stück Fleisch errang, hatte, dem Aberglauben nach, Hoffnung, in Bälde Braut zu werden.

Beim „Rindfleisch“ wurde auch mit dem Trinken begonnen. Auch da gab es vorerst eine nette Neckerei. Aller Augen waren gespannt auf die Braut und den Bräutigam gerichtet, die sich den Besitz des Bierglases streitig machten. Wer von den beiden den ersten Trunk tut, sagt der Volksglaube, „zöiht d' Huas'n oa!“, das heißt erhält das Oberkommando im Hause. Gewöhnlich zeigte sich der Bräutigam im Bewußtsein seiner Kraft nachgiebig und großmütig und überließ das Glas zum Gaudium der ganzen Tafelrunde nach längerem Scheinkampfe seiner jungen Frau.

Als nächster Gang erschienen

„Blout- und Leberwürscht“

auf dem Tische, deren ausgesogene Häute man zuweilen den Nachbarn in die Taschen praktizierte. Während des Verzehrens des darauffolgenden Ganges, den

„kocht'n Höihnlan mit Ludln“,

riß man oft ein „Döihnl“ (Fuß oder Flügel) ab und warf es einem Musikanten zu. War Überfluß vorhanden, flog auch hie und da ein

ganzes Huhn durch die Stube und einem Musiker ins Gesicht oder auf den Rock.

Darauf folgt nun ein

„G'schling in söiß-saura Bröih",

dann aber auch gleich die wichtigste Speise „zan Sooteſſen", nämlich

„Schweinas und Kälwas",

gemischt mit

„Kraut und gröin' Kniadlan"

auch „Schnäibolln, Klitscha oder Polteſſ'n" genannt. Die Männer taten sich ein Gutes an diesem, ihrem Leibessen, das sie fleißig mit Bier begossen. Es ist bekannt, daß ein junger kräftiger Bauer unserer Gegend an acht bis zehn „grüne Knödeln", das sind Klöße aus rohen (grünen) Erdäpfeln, zwingt. Die Hauptsache ist, daß sie recht flaumig sind und sich locker „aufreißen". Dann nehmen sie die „fette Bröih" (Sauce) leicht an und „rutschen leichter".

Bei größeren Hochzeiten durfte auch Gansbraten und Wild nicht fehlen! „Erzöplsolat und soißa Zwatschich" standen während des Bratenganges bei jeder Hochzeit in großen Schüsseln auf dem Tische.

Dem Gaumen der Frauen mundete der nächste Gang besser als die vorgenannte Mannesspeise, die Knödel, nämlich der

„afbrennta Hirschbrei mit Zucker- und Pfefferkouchenstreu".

Bei dem Hirschbreiessen entspann sich nun, da ja doch schon alle Teilnehmer des Mahles gesättigt waren, eine tolle Schlacht. Selbst die bisher schüchtern gebliebenen Mädchen schleuderten den Burschen Löffel voll heißen Hirschbreies ins Gesicht; auch Kugeln wurden mit der Hand geformt und als Geschoß versandt. Daß die Burschen nichts schuldig blieben, ist selbstverständlich, und so ging es denn eine gute Weile drunter und drüber, bis es allen unleidlich heiß in der Stube wurde. Meist war der Hochzeitsbitter ein großer Spaßvogel, der es verstand, die ganze Tischgesellschaft durch Reden, Verse und Späße aller Art zu unterhalten; wenn nun auch die Musikanten zu ihm paßten, gab es eine tolle Mette. Nicht selten kam es vor, daß sich die Musikanten das Gesicht mit Hirschbrei beschmierten und mit Pfefferkuchenstreu einsäten, sich also einen künstlichen Bart erzeugten und dann spielend in der Stube umherzogen. Später galt es auch draußen, im und vor dem Hofe, Scherz zu treiben; die Burschen haschten die Mädchen und die Alten trieben Kurzweil mit den vor dem Hofe stehenden Gaffern. Besonders der Brautvater entfesselte bei der Menge die stürmischsten Ausbrüche der Heiterkeit, indem er den Kochkübel heraustrug und nun

einem Knaben und Mädchen nach dem anderen einen Schöpflöffel voll heißen Hirschbreies in die offenen Hände goß. Auch heiße Butter wurde ihnen über die gefüllten Hände geschüttet. Die Menge ergötzte sich nun an den Grimassen der Kinder, denen der Brei und die Butter derart in die Hände brannte, daß sie den ersteren von einer Hand in die andere warfen, ihn aus voller Lunge anbliesen und dabei hin- und hersprangen.

Bei „Gevatterschaften" (Taufen) hatte nur der Gevatter das Recht, den Hirschbrei und die Kücheln auszuteilen.

Ähnliche Ulke trieb man auch beim Schnitterfeste oder dem „Sichelliag" (Sichellegefest); nur war da die Speisenfolge viel kürzer. Da gab es meist nur folgende vier Gänge: „1. Arwassuppen mit graußen Grappen; 2. bröihta Pürzala mit Syrup überloffen und Butter afbrennt; 3. Hirschbrei mit Pfefferkouchenstreu und 4. Gröisgötzen", bei deren Anbeißen dem Essenden „'s Fett'n üba's Mal ojalaff'n" mußte, wenn die Hausfrau nicht beredet werden wollte.

Nach dieser Einschaltung kehren wir nun zum Hochzeitsessen zurück. Dasselbe war nun bald beendet. Es folgten nur noch

der Kouchen und die „Köichla",

das sind länglich geformte Krapfen mit Rosinen im Teige.

Als Getränke wurde den Männern bis 1850 nur Bier gereicht. Zum „Kouchen" oder „Köichlan" bekamen die Weiber auch etwas süßen Kümmel, den sogenannten „Söißletscha" oder „Unblaichten" zu verkosten. Wer später wieder Hunger bekam und etwas zum „Kiefeln" brauchte, begann sich an die kalten Überreste des Hochzeitsmahles zu halten. Vom zweiten Tage ab, der im Hause des Bräutigams verbracht wurde und wo es wieder ähnliche Speisen gab, stand den ganzen Tag über Kaffee in der „Röhre". Wer Durst hatte, ergriff ein „Tippl" und nahm sich nach Belieben selbst. Auch

„Söißböia",

das ist Biersuppe mit Mehl und Milch, wurde vom zweiten Tage ab als gutes Mittel gegen den Katzenjammer angeboten.

Da eine Hochzeit oft acht Tage dauerte, während man sich abwechselnd im Hause der Brauteltern, des Bräutigams, im Wirtshause und bei nahen Verwandten aufhielt, war es selbstverständlich, daß die Wäsche und die Kleider während dieser Zeit außerordentlich litten. Das Herumwerfen des Hirschbreies und anderer Speisereste, das Verschütten von Bier und Kaffee auf die Kleider und der Schweiß, den der Tanz austrieb, machten den öfteren Wechsel der Kleider notwendig. Das bot nun den Frauen die Gelegenheit, ihren Reichtum recht augenfällig zu

machen. Immer wieder trat eine oder die andere zu den Musikanten und sagte, an ihnen vorübergehend: „Mouß mich scho wieder amal vazäiha!“, worauf diese den Wink sofort verstanden, vor dem Hause Aufstellung nahmen und nun die betreffende Bäuerin mit Musik durch den Ort bis zur Wohnung geleiteten. Dann zogen sie wieder in den Hochzeiterhof, holten aber die Betreffende zur angegebenen Zeit ab, wenn sie nämlich „in ihr'n neua Wesen wieder afzöiha wollt'“. Bei diesem Anlasse („ban Oazöihagöih“) verstärkte sich der Zug selbstredend stets durch eine große Zahl der um den Hochzeiterhof lungernder Kinder.

Es war in den Fünfzigerjahren gar nichts Seltenes, daß eine Bäuerin bei einer Hochzeit vier- bis achtmal in neuen Kleidern „aufzog“; einmal kam sie im „Leibl“, ein anderesmal in der „Jacken“, ein drittesmal in der „Turschenhaub'm“ und dem „Spenzer“, einmal „in seidana Knapftöichla“, das fünftemal in der „reichen Haub'm und im Goller“ u. s. w. u. s. w.

Auch für die Musikanten waren diese Gänge eine Erholung, da sie für einige Zeit aus der Hitze und dem Staube aus der Bauernstube und aus dem „Tubium“ (Getöse) herauskamen und sich außerdem durch ihre Gefälligkeit ein besseres Spielgeld sicherten. Bekanntlich stellte der Brautvater am letzten Hochzeitstage einen Teller auf den Tisch, auf dem dann die Hochzeitsgäste ihren Musikzoll entrichteten. Je mehr eine Bäuerin die Musikanten in Anspruch genommen hatte, desto mehr „zeigte“ sie sich, das heißt, desto größer war ihr Geschenk. Manche derselben gab sogar 5 bis 10 Gulden.

Wie wird Deutschland wieder glaubenseinig?

Professor Harnack hat in einer Rede über den Protestantismus und Katholizismus in Deutschland an der Berliner Universität eine Annäherung der Konfessionen empfohlen. Wenn auch keine äußere Einheit zu erreichen sei, so möge doch eine innere Gemeinschaft hergestellt werden, in der die christliche Religion wieder als einigendes Band empfunden werde. Weiter als Harnack geht mit den Hoffnungen auf den religiösen Frieden in Deutschland Max Bewer in seinem schon von uns erwähnten Buche: „Der deutsche Christus“, (Goethe-Verlag. Laubegast-Dresden. 1907.) Bewer glaubt an die Möglichkeit auch einer äußeren Verschmelzung der Konfessionen. Er führt darüber in dem genannten Buche aus:

Unser Volk hat religiöses Friedens- und religiöses Ehrgefühl genug, seine Aufgaben zu lösen; es kommt nur darauf an, daß diese

nationale und sittliche Notwendigkeit ihm klar und dringend deutlich wird. Gottes Mühlen mahlen langsam und Deutschland ist Gottesland. Es gibt kein anderes Volk, das so schwerfällig, aber auch keins, das so sicher und so gründlich die Fragen seiner politischen und seelischen Existenz gelöst hat. Luther wurde der Durchbruch zum Evangelium auch sehr schwer. Er war, was viele Katholiken ganz an ihm übersehen, die gute Hälfte seines Lebens streng katholisch, ja er war ein viel herzenstieferer und viel wissensgründlicherer Katholik, als heute mancher katholische Kirchenvorstand oder ultramontane Zeitungsverleger oder Zentrums-Reichstagsabgeordnete, die auf das seiner Seele nur unter gewaltigen Leiden abgerungene Werk mit der höhnischen Überlegenheit eines ihnen in der Kindheit korrekt erteilten, aber niemals weiter ernstlich durchdachten Katechismusunterrichts herabblicken. Es ist notwendig und heilsam, daß sich die Katholiken der religiösen Energie des Katholiken Luther bewußt werden; aber ebenso heilsam ist ein gleiches für die Protestanten, damit sie nicht zu sehr deutsch-nationales Pfauenrad mit „ihrem“ Luther schlagen. Daß der erste deutsche Protestant ein katholischer Mönch war, ist ebenso bedenkenswert und zur Bescheidenheit zwingend, wie die Tatsache, daß der rücksichtsloseste Verbreiter des Christentums, Paulus, erst ein Antichrist war und der von den Juden noch heute als Jude für ihr Volk reklamierte Christus ein in Wahrheit von ihnen gering geschätzter Galiläer war. Soll der Geist Christi in Deutschland nicht abnehmen oder sogar ganz erlöschen, sondern soll er in Bewahrheitung seiner eigenen Prophetie seine irdische Friedensvollendung finden, so muß wieder, wie zu Luthers Zeiten, gestritten und gelitten werden; aber nicht gegen Rom allein, sondern auch gegen die Widerstände und Widersinnigkeiten und Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten im Protestantismus selbst, wie auch Luther nur im Widerkampf gegen seine Mutterkirche sich entfaltete. Er ging wie ein Naturereignis, wie ein Gewitter aus elektrisch überladener Dogmenluft reinigend über Deutschlands Fluren nieder. Er wuchs aus der römischen Klosterzelle ins deutsche Vaterland, aus der lateinischen Kirchensprache in die deutsche Muttersprache, aus dem Zölibat ins deutsche Familienleben, aus Glaubenszwang in Gewissensfreiheit, doch nicht, wie vier Jahrhunderte blutiger und seelischer Kämpfe lehren, in das ersehnte Reich des deutschen Glaubensfriedens. Aber nur ein Rückblick auf den weiten Weg, den er zurückgelegt, kann die Kraft und die Zuversicht geben, daß einst auch dies fernste aller Glaubensziele zu erreichen ist.

Es gibt Wahrheiten, die so verblüffend sind, daß man sie auf den ersten Anprall gar nicht glauben mag. So ist es wahr, daß es in Deutschland bis jetzt noch keine Christen gegeben hat. Das Christentum setzt bei uns mit dem römischen Katholizismus ein, der im Prote-

stantismus seinen Widerstand fand. Katholiken und Protestanten gibt es, Christen hat es in Deutschland nie gegeben. Der Staat duldet keine Christen. Er will, daß sich die Deutschen römisch-katholisch, altkatholisch, protestantisch, lutherisch, evangelisch, reformiert oder konfessionslos, aber er gestattet nicht, daß sie sich christlich nennen. Erlaubte er es, so öffnete er im Acker des Vaterlandes die Furche, aus der das Reich erblühen kann, das Reich des christlichen Bekenntnisfriedens.

Die konfessionelle Zerrissenheit ist das schwerste Leid, an dem das junge Kaiserreich trägt. Die christliche Einheit wäre sein größtes Glück. Das Reich hat Macht und Kraft nach außen, einen waffenstarken Körper, aber keine geschlossene Seele. Es ist Zeit, daß dieser Körper auch seinen Odem empfängt. Jede Schöpfung beginnt mit einem irdenen Akt, den Bismarck vollbrachte, indem er die territoriale Einheit der Deutschen schuf, aber sie bedarf jetzt der Einhauchung einer Seele. Der Staat muß gestatten, daß sich jeder, der sich zu Christus bekennt, auch christlich nennen kann. Dies eine kleine Wort christlich, das in unseren amtlichen Rubriken fehlt, wird wie ein mächtiger Magnet alle diejenigen in eine christliche Einheit zusammenziehen, die in Christus den Frieden ersehnen. Christus selbst war weder römisch-katholisch noch protestantisch, er war christlich. Und christlich kann sich jeder nennen, der wahr und ehrlich bekennt: „Ich habe die christliche Botschaft, das Evangelium, vernommen und will in seinem Geiste leben!“ Alles andere führt in Zweifelsqual und Heuchelei. Wie weit der Mensch sich in diesem ehrlichen Bekenntnis entfaltet, ist Persönlichkeits- und Lebenssache. Das heutige Glaubensbekenntnis, dessen Sinn sich kaum ein Erwachsener klar machen kann, bedrückt und verwirrt das Gemüt unserer Kinder. Auch der Schächer hatte nicht über jedes Wort und Wunder Christi nachdenken können und ging doch ins Paradies; denn christlich ist nur eins, von Christus gehört zu haben und der Wille, auf seinem Wege zu wandeln.

Ernste Liebesneigungen gelangen in Deutschland nicht zur Ehe, weil der eine Teil katholisch und der andere Teil protestantisch ist. Ein katholischer Priester traut eine deutsche Katholikin lieber mit einem katholischen Neger, als mit einem protestantischen Brandenburger. Dieser bittere Riß geht durch das ganze Vaterland und manches edle Herz. Er muß geheilt werden und kann geheilt werden. Wenn beide Liebesleute sich christlich nennen könnten, würde die natürliche Brücke zu ihrem Glück geschlagen sein. Aber nicht nur viel Liebes-, sondern auch viel Ehe- und Kinderglück wird durch törichte konfessionelle Ansprüche in Deutschland gestört, gesprengt oder ganz vernichtet. Die seelisch-qualvollen Kämpfe, die in gemischten Ehen zwischen Eltern und Verwandten oder gar zwischen den Eltern um ihre eigenen Kinder ge-

führt werden und die für die Geschwister oft noch ein ganzes Leben lang eine tiefe Quelle des Kummers und der Zwietracht sind, machen Deutschland geradezu zu einem geistigen Schlachtfeld, auf dem zwar kein Blut, aber sehr viel bittere und unverschuldete Tränen fließen. Und da behauptet man, daß Deutschland 1870/71 geeinigt worden sei? Nein, an der wahren Einheit unseres Vaterlandes gibt es noch sehr hart zu arbeiten. An mich selbst, der ich zu einem Geschlecht gehöre, das nie seinen römisch-katholischen Glauben gewechselt hat, trat die Anregung, aus nationalen Gründen Protestant zu werden und die Los-von-Rom-Bewegung mit der Feder zu fördern. Ich erwiderte, daß ich längst das Gefühl habe, vom Katholizismus zum Christentum übergetreten zu sein und den Umweg über den Protestantismus nicht mehr brauche. Aber der Staat gibt mir keine Handhabe, mich christlich zu nennen. Da ich kein Protestant sein will und kein Katholik bin, könnte ich mich amtlich nur als konfessionslos bezeichnen, während es mein tiefer, langgeprüfter Wille ist, mich zum Christentum zu bekennen. Hier liegt der tiefste Grund für die schon Jahrhunderte anhaltende Glaubenszwietracht. Das Wort und der frei und weit gefaßte Begriff „christlich" wird das Senfkorn sein, aus dem das „Reich" erblühen wird, das nicht nur ein Reich der geistigen Freiheit, sondern auch der nationalen Glaubenseinheit sein soll und sein kann. M. B.

Bildln von der Roas.

In Volksmundart von Leopold Hörmann.

Rax und Schneealm.

(Auf der steirischn Seit.)

Die Rax is mein Schatz,
Bin ihr treu bis heunt bliebn,
Ihr Wesen und Treibn,
In an Buach*) hab i s bschriebn.

I gib in mein Gernhabn
So schnell nöt glei nach —
Aber wann i amal schon
An Seitensprung mach,

Wird d Schneealm mein Liebling,
Mein Schatzerl, dös neuch:
Die zwoa sehgn si eh
Wia Schwestern fast gleich!

D Höll bei Weichselboden.

Von Weichselboden hats mi glockt in d Höll:
D Füaß pickn mir an, im kimm nöt von der Stöll.
Da bleib i, so a Platzerl hab i gern,
Die „Höll", die wird der reine Himmel für mi wern!

---

*) „Geht 's mit auf d' Rax"; besprochen im „Heimgarten", Jännerheft 1905.

Mariazell.

Wallfahrten geh i
Nach Mariazell;
Jan Glück is der Tag a
Recht freundli und hell.

Buaß hab i koane,
s Gwissen is gsund,
Mein Wallfahrten, Leut,
Hat an ganz andern Grund.

An Dankgebet hab i
Im Herzen mitbracht:
Daß der Herrgott die Gegnd da
So herrli hat gmacht!

s Gsäus.

Der Enns drinn ihr Sausn
San nöt bloße Flausn;
Tua i s gnauer betrachtn:
Ihrn Fleiß muaß i achtn.
Ihr Schlankln und Windn,
Um an Ausweg zan findn,
Ihr Drahn und ihr Duckn,
Wann s d Stoan frei derdruckn,
Und ihr Wispeln und Flenna,
Wia i muaßt as kenna,
s hoaßt: in a paar Stundn
Is alls überwund'n! . . .
Die Lehr wirst bald findn:
Wolln s a dir die Händ bindn —
Dein Weg, wann s verrammeln,
Hau s nieder, daß s tameln,
Versteh s a, nöt nachzgebn,
So erreichst d was im Lebn! —

Die Bergbahn.

In der Neuzeit regiert hiatzt
D Maschin und der Dampf,
Ja selm mit die Berg
Nehmen s auf schon in Kampf.

Was früher zwoa Füaß nur,
Zwoa feste, ham tan,
Triaft heunt jeder Klenkas: —
Er fahrt mit der Bahn.

s Gfühl fehlt eahm wohl freili,
Was d Bergrast bedeut,
Wann oaner per Dampf
So in d Höh auffireit.

D' Bergluft die wahre,
Das innerli Lebn
Dös kann die stärkst Bergbahn
Halt do oan nöt gebn!

Der Bauer in Ischl.

Der Leiterbauern-Seppl
Is hnein nach Ischl gfahrn,
Wo grad a Menge Stadtleut
Im Summer drinnat warn.

Ba lauter Redn und Penzn
Hat er die Lustroas gmacht:
So siacht er do oamal a
Die Noblichkeit und Pracht.

Fein putzte Herrn und Damen
San umanand spaziert,
Der Sepp im Bauerngwandl
Hat si beinah scheniert.

D längst Zeit hat er si gar nöt
Auf d Esplanad hintraut;
Wia angmaln is er gstandn
Und gschaut hat er und gschaut!

Nur mit der Nasen haperts,
So daß s n frei vadriaßt,
Er nimmt sein Tüachl außa
Und hat a paarmal gniaßt.

Dahoam ham s eahm ja freili
Was gsagt vom Parfümiern —
Do der Gruch, moant der Seppl,
Der steigt oan ja ins Hirn! —

Schnell is er zruck ins Wirtshaus
Und hat sein Binkerl packt.
„Ja, Sepp, du gehst schon wieder?"
Hat n der Hausknecht gfragt.

„Geh laß mi, i muaß weiter,
Mir is in Kopf so schwül,
I drah mi wieder hoamzua —
Bei enk da stinkts ma zviel!"

Heimgärtners Tagebuch.

Ein offenes Schreiben aus Rotterdam mit guten Ermahnungen. Auf mich höre das Volk, ich müsse deshalb sein strenger Lehrer sein. Aber ich hätte den Fehler, meine Forderungen nicht bis zur äußersten Konsequenz zu verfolgen. „Sie erkennen z. B. die Schädlichkeit des Alkohols und gestatten doch ein mäßiges Weintrinken. Sie erkennen den Vorteil des Vegetarismus und sind doch tolerant für Fleischgenuß. Sie erkennen, wie aus manchem Ihrer Werke zu ersehen, das Recht der freien Liebe und schwärmen doch für das altpatriarchalische Familienleben. Sie erkennen das Bedenkliche (es steht an der Stelle ein schärferes Wort) der katholischen Kirche und hängen doch an mancherlei dieser Kirche. Sie erkennen den Fluch der Großstädte und verfluchen sie doch nicht mit jenem Zorn, der des Propheten würdig wäre." Der Mann hat recht bis auf das eine; er scheint zu glauben, daß ich ein Prophet sein wolle. Neuerdings die Versicherung, daß ich mir nie eingebildet habe, ein Reformator der Menschheit zu sein. Die Menschen mit Worten zu bessern, daran verzweifle ich. Wenn ich mich so oft über Kulturschäden auslasse, so geschieht das zumeist aus lyrischen Gründen, um meine Meinung zu sagen, hier meine Erfahrung mitzuteilen, dort meine Entrüstung, meine Trauer zu äußern. Meine Trauer auch darüber, daß ich selbst nicht so sein kann, wie ich's gern hätte. Ja, man würde in großen strengen Worten, mit der unbeugsamen Konseqnenz bis zum Extremen schöne Wirkungen erzielen, wenn auch nur solche äußeren Beifalls. Aber offen gestanden, bin ich nicht Filou genug, um von anderen mehr zu verlangen, als ich selber halten kann. Im Gegenteil, man sollte an sich höhere Anforderungen stellen als an andere; da ich doch glaube, mich selber in größerer Gewalt und Zucht zu haben als den Nachbar und über mein eigenes Ideal mir klarer zu sein, als es solche sein können, die, von den Wogen der Welt dahingerissen, nie dazukommen, über die höchsten Ziele nachzudenken. Für schöne Worte haben solche Leute wenig Sinn, eher für ein gutes Vorbild. Da ich nun — was mich anbelangt — nicht das Vorbild eines vollkommenen Menschen geben kann, so bemühe ich mich, ein Vorbild der Aufrichtigkeit zu sein.

Las ich ein neues Buch: „Tagebuchblätter eines Weltpriesters." Wenn dieser Roman vor meinem „Ewigen Licht" (1896) erschienen wäre, so dürfte ich mich nicht mehr ans Licht wagen. Ich würde wahrscheinlich als Plagiator aus dem Dichterwald gejagt werden. Nun aber ist es bedenklich für den Verfasser der „Tagebuchblätter",

sich ans Licht zu wagen. Und er tut's auch nicht. Er hat seine neubearbeitete und um eine Liebesgeschichte vermehrte Auflage meines „Ewigen Lichts" — anonym erscheinen lassen.

In Leipzig lebt ein Schullehrer, der ist ein rechter Evangelimann. Er benützt die Weihnachts-, Oster- und Pfingstferien dazu, um mit drei Sangesgenossen in die weite Welt zu ziehen, den Völkern das Evangelium im Gesang zu verkünden. So sangen die vier Personen (zwei Herren und zwei Damen) in Rußland, England, Frankreich, Italien und sogar in Amerika. Vor etlichen Jahren haben sie in der Grabkirche zu Jerusalem das deutsche geistliche Lied gesungen. Nach Österreich werden sie oft geladen und eben erst wieder hat dieses Leipziger Soloquartett für Kirchengesang zu Graz in der evangelischen Kirche ein Konzert gegeben. Es sang Lieder aus tiefem Mittelalter und auch aus neuerer Zeit. In schlichter Volkstümlichkeit mit herrlichen Stimmen und denkbar vollendeter Schulung brachten sie die mystischen, glühend frommen Lieder unserer Vorfahren zum Vortrage. Es war eine wundersame Stunde. — Dort hinten, dort hinten vor der himmlischen Tür, dort steht eine arme Seele, schaut traurig herfür. (Der Engel.) „Arm Seele mein, arm Seele mein, komm' zu mir herein, komm', beicht' mir deine Sünden, sind sie groß oder klein. Komm', beicht' sie, komm', beicht' sie mit all deinem Fleiß und so werden deine Kleider auch alle schneeweiß." (Die Seele.) „Schneeweiß, schneeweiß?" (Der Engel.) Und schneeweiß wie der Schnee. Und so woll'n wir mit einander ins Himmelreich geh'n!

Wer z. B. dieses rührend kindliche Lied von den vier Sängern gehört hat, der vergißt es nimmer — es klingt ihm nach durchs Leben. — Daß das Leipziger Soloquartett auch mir vor meiner Wohnungstür einen Sangesgruß gebracht hat, will ich dankbar aufschreiben.

Als ich im Garten von einem Apfelbaume die Winterstrohhülle wegschälte, fand ich mit Bleistift auf die Rinde hingeschrieben den folgenden Spruch:

„Pflanz einen Baum
Und kannst du auch nicht ahnen,
Wer einst in seinem Schatten tanzt;
Bedenke, Mensch:
Es haben deine Ahnen,
Eh' sie dich kannten,
Auch für dich gepflanzt."

Dieser Spruch, ich glaube, er ist von Max Bewer, sollte weitum mahnen, deshalb streue ich ihn aus.

Ein Bekannter sagte mir: Das, vom Anton Kernschabel, solltest du auch einmal aufschreiben. Der Kernschabel war Semmelausträger und mein Freund. Ersteres ist er noch, letzteres ist er nicht mehr. Sauber gewachsen soweit, aber einfältig, und hat mich mit seinen Liebesangelegenheiten belästigt, so oft er mit den Semmeln kam. Hat immer eine Liebste haben wollen, ist aber zu ungeschickt gewesen. Die Dirndln haben ihn gern aufgezogen und nachher stehen lassen und ausgelacht. Vertraut er mir's eines Tages: „'s ist vermaledeit, daß ich denn gar keine krieg'!" Sage ich: „Müßte doch für dich nicht schwer sein, daß du eine kriegst. Geh' einmal zum Kiffelbauer und warte dort, wenn's dunkel wird, bei der hinteren Stalltür. Da wird vom Hause her eine kommen mit einem Milchzuber und wird in den Stall gehen, um die Kühe zu melken. Bei der probierst es." Der Anton bedankt sich schön und geht. Ich schau ihm lustig nach und denke: Geh! Kriegen wirst schon eine von der! Daran zweifle ich nicht. Denn die Kuhmagd beim Kiffelbauer ist die Meinige gewesen. Die hat — außer meiner — noch jedem, der keck werden hat wollen, eine gegeben, mitten aufs Gesicht. Und freue mich schon, wie der Anton das nächstemal springgiftig sein und schimpfen wird, daß ich ihn so hab' angeführt. Wie er aber das nächstemal zu mir kommt, ist er ganz lustig und bedankt sich für meinen guten Rat. „Hast endlich einmal eine bekommen?" frage ich. „Freilich", sagt er und zwinkert mit den Augen. „Gelt, Anton, das ist eine Harbe! Erzähl' mir ein bissel." Sagt er: „Sie hat mich gleich in den Stall mitgenommen." Verdammt, denke ich, das wär' nicht übel. „Und weiter?" „Weiter sag' ich nichts", sagt er. — So, jetzt weißt es, sagt der Bekannte, und das mußt du aufschreiben.

Das ist erdichtet, sage ich.

Ich hab's nicht erdichtet, sagt er.

Aber ich hab's erdichtet, wenn du in meinem Büchel „Neue Waldgeschichten" nachlesen willst. Nur der Schluß ist von dir. Den habe ich nicht so schlau zusammengebracht.

Da schwört er, die Sache wäre ihm heilig passiert. Und wenn er alles tue, das tue er nicht mehr, daß er einen Dummian zu seinem Mädel schicke, in der Erwartung, es werde ihm eine geschmalzene Ohrfeige verehren. „Man irrt sich, die feinen Mädeln sind falscher und die Dummiane schlauer als man meint."

In bezug auf das Tagebuch im Aprilheft, Seite 550, ist folgendes Schreiben eingelangt. Ich darf es veröffentlichen.

In Ihren Tagebuchblättern (im „Heimgarten") findet sich eine Notiz von einem Schullehrer, welcher sechs Buben hat. Dabei ist bemerkt: „Die Buben kommen vom trockenen Brot essen."

Da ich zur Zeit mit einer statistischen Untersuchung über die Geschlechtsverteilung der Geborenen und ihre Ursachen beschäftigt bin, so war mir Ihre Notiz interessant und ich hoffe, es wird Ihnen ebenso interessant sein, einige wissenschaftliche Ergebnisse zu hören, welche durch Ihren obigen Satz recht gut erklärt werden.

Beim Durchsuchen der einschlägigen Literatur fand ich nämlich in der Zeitschrift des königl. sächsischen statistischen Landesamtes (52. Jahrg. 1906, 1. Heft) folgende Zahlen: Für das ganze Königreich kommen 105·5 Knaben- auf 100 Mädchengeburten. Teilt man aber nach Berufen so kommen:

I. 110 Knaben- auf 100 Mädchengeburten in den selbständigen Berufen der Landwirtschaft, bei den Tag- und Handarbeitern, den Bureaubeamten des öffentlichen Dienstes, beziehungsweise der freien Berufsarten und den sonstigen Angehörigen dieser Berufsklassen.

II. 85 bis 90 Knaben- kommen auf 100 Mädchengeburten bei höheren Beamten und Selbständigen im öffentlichen Dienste, in den freien Berufsarten, den häuslichen Dienstpersonen (!!) und Personen ohne Berufsangabe und ohne Beruf.

Ich meine, die Berufe zu I sind so ziemlich die, die sich nur „frugale“ Speisen leisten können, während für die zu II genannten „üppige“ Speisen die Regel bilden dürften.

Arthur Grünspann in Charlottenburg.

Ich bin unter dem Einflusse einer asketischen Weltanschauung aufgewachsen. So hat mich mein Lebtag die Vorstellung begleitet: Mensch, lege keinen Wert auf das Irdische, halte nichts auf Schönheit, auf Reichtum, auf Ehre, es ist alles eitel und in kürzester Zeit vorüber. Denke ans ewige Leben! — Nun aber, gerade im Denken ans ewige Leben kann meine alte Vorstellung einen Stoß bekommen. Wenn das Leben sich wiederholt, so wiederholt sich doch auch Schönheit, Besitz, Ehre, wiederholen sich all die angenehmen täglichen Dinge, so klein sie sein, so eitel sie scheinen mögen. Respekt vor den Spielsachen der kleinlichen Tage! Das Leben besteht aus kleinlichen Tagen. Das Menschenglück ist eine Mosaik aus lauter Kleinigkeiten. Wenn du dich heute freuest an einem schillerndem Perlmutterknopfe, so ist diese Freude sehr eitel und sehr kurz, sie stirbt längstens mit dir ab. Aber sie wird mit dir wieder geboren! Und sie lebt in anderen. Millionen Menschen freuen sich an dem schillernden Perlmutterknopfe. Es ist ein Meer von Glück um den schillernden Perlmutterknopf und es ist ein unvergängliches Meer, denn so lange Menschen geboren werden, bringen sie die Eignung mit, sich über schillernde Perlmutterknöpfe zu freuen, oder über eine Tarockpartie oder über einen klingenden

Titel oder über einen aufgewirbelten Schnurrbart oder über irgend eine Nichtigkeit. Jetzt sehe ich, daß derlei Nichtigkeiten Dinge der Ewigkeit sind. Daß es — anstatt sie zu verachten — vielmehr darauf ankommt, die Freude an ihnen zu vergrößern und zu erhöhen. Immerwährende Freude ist zu suchen. Woher sie kommt, ist einerlei. — Diese Gedanken schenke ich her, vielleicht kann sie wer brauchen. Mich sollen sie nur mahnen, nicht allzu oft und zu verächtlich von „irdischen Eitelkeiten“ zu sprechen.

Hinter dem Dorfe, in einem Häuslein am Berghange, lebt ein altes Frauerl. Vor ihrem Fenster bleibe ich allemal stehen. Dort blühen in irdenen Töpfen so schöne Blumen. Von den ersten Märzenveilchen bis zu den späten Pelargonien und Astern im Herbste stehen des Sommers schönsten Blumen dort und lachen freundlich her. Als vor einigen Tagen das einsame Frauchen vor dem Hause saß auf der Bank und für arme Waisenkinder Strümpfe strickte, redete ich sie an und sagte: „Mutter, daß ihr doch immer die schönsten Blumen habt im Dorfe!“ — „Ja“, antwortete sie lächelnd, „wenn's so ist, so wird's halt an der guten Erden liegen.“ Da sah ich es, schwarze feuchte Erde war in den Töpfen. „Habt Ihr denn eine besondere Erde?“ — „Mag wohl sein“, sagte sie und zählte die Maschen ihrer Arbeit. — Nachher hat es mir eine Nachbarin gesteckt, woher dieses alte Mütterlein die Erde nimmt. Von Zeit zu Zeit geht sie an Dämmerabenden hinaus auf den Friedhof und dort an offenen Gräbern füllt sie ihre Blumentöpfe mit Erde. Vor dreißig Jahren ist auf demselbigen Friedhofe ihr Mann begraben worden, dem sind bald nacheinander ihre drei Kinder gefolgt und zuletzt noch ein Kind ihres Kindes. All ihre lieben Leut sind hinausgetragen worden und alle will sie jetzt in ihren Blumentöpflein wieder hereintragen in das kleine alte Haus. So wie sie einst den kranken Mann betreut, so pflegt sie jetzt die Blumen. Wie sie einst die Kinder ernährt, so tränkt sie jetzt Blumen. Und diese lächeln freundlich auf zum einsamen Weiblein. Ach, wer wird denn einsam sein unter seinen lieben Leuten!

Es ist etwas Eigenes um die Gemeinsamkeit. Besonders in der Religion. Man wird sich geruhigter fühlen in einer Kirche, in der Millionen von Menschen, darunter auch die eigenen Vorfahren, Seligkeit gesucht und gefunden haben, als in einer rein individuellen und vereinsamten Gottesanschauung, bei der man sich völlig auf die eigene Unfehlbarkeit verlassen muß. In etwas, in das unzählige Menschen seit Jahrtausenden ihr Glauben, Hoffen und Lieben hineingelegt und ihre Ruhe herausgenommen haben, liegt schon darum eine Art realer Wahrheit und Wirklichkeit — auch wenn sie mit der Vernunft und der

Naturgeschichte sozusagen unvereinbar wäre. Es ist ein Versammlungsort, an dem wir uns mit unseren Vorfahren, mit unseren weit in der Welt verstreuten Lieben wiederfinden. Wenn die ganze Menschheit nach einer Richtung hin bittet und hofft, so wird eine Macht daraus. Es ist wohl zu verstehen, daß manche, die mit der Kirche als solcher nicht einverstanden sind, trotzdem mit dem Austritte zögern. Der große Körper hält den kleinen fest.

Unsere modernen Volkslehrer sind viel zu ungeduldig. Das zehnjährige Kind wollen sie schon auf die Universität schicken. Unser Volk, die große Menge, ist ja ein Kind, das mit den Elementarschulen noch lange nicht fertig ist. Und das soll plötzlich die tiefsten Wissenschaften begreifen, die höchsten Ideale empfinden können! Ihr lieben Herren, da gibt es noch viele notwendige Zwischenstufen, die ihr aber alle bei dem Volke überspringen wollt. Das wird ein abscheuliches salto mortale werden! Der Menschheit Genius will das Volk organisch wachsen lassen und entwickeln, von Geschlecht zu Geschlecht; er verlangt von den geistigen Führern bedächtigen Schritt, nicht aber Bocksprünge ins Ungewisse hinein, das sie selbst noch nicht erprobt haben.

In unserem Oberlande pflegt man die Toten vom Sterbehause bis zum oft sehr entfernten Begräbnisorte zu tragen. Der Sarg ist auf zwei Stangen gebunden, die zweien Trägern — einer vorn, einer hinten — auf den Achseln liegen. Doch es gibt auch Gegenden, wo die Leichen auf Karren durch Pferde oder Ochsen befördert werden. Aber das ist merkwürdig, die Tiere können keinen Toten fortziehen; so kräftig sie auch sein mögen, der Karren rührt sich nicht von der Stelle. Es muß etwas Lebendiges zum Sarge getan werden, daß Tiere ihn weiterschaffen können. Gewöhnlich ist früher ein Vogel im Bauer auf den Karren gestellt worden. Dann ging es. Nun soll sich's dieser Tage in einem Tale ereignet haben, daß das Pferdlein den Karren mit der Leiche des Haustöchterleins ohne Anstrengung fortzog und es war doch kein lebendiges Wesen darauf. Da rief der Vater des verstorbenen Mädchens: „Wenns dem Rössel gschlaunt, so is s Menschel noh lebi!“ Und ließ den Sarg wieder ins Haus tragen. Da der Totenbeschauer das Mädchen aber wirklich für tot erklärte, so reimte der Vater sich die Sache dahin, daß im Karren lebendige Käferlein oder Würmlein gewesen sein müßten, weil das Pferd ihn weiter brachte. „Sista hätts nit mögn migla sei!“ — Obschon derlei Aberglauben doch auch im Volke immer seltener wird, bisweilen kommt doch so ein Stückel vor. Man sagt, diese Vorstellung, daß zur Leiche ein „Vogerl“ getan werden müsse, um transportabel

zu sein, habe einen tiefen Sinn. Der aber am Ende so tief ist, daß ihn die Leute gar nicht ergründen können.

Spaziergang durch den Stadtpark in der Abenddämmerung. Begegnete mir ein lieber Freund, der einen der glänzendsten Namen unseres Vaterlandes trägt. Er ging mit mir und gestand, daß er tief traurig sei. Ihm scheine, die produktive Künstlerkraft verlasse ihn und da sei er mutterseelenallein, sein Leben werde leer und zwecklos. „Rede nicht weiter", unterbrach ich ihn. „Ich weiß alles und brauche nicht erst zu hören, was du noch zu sagen hast, ich schaue in mich und finde ganz dasselbe, was du fühlst. Aber nicht erst seit heute und gestern, wie du, vielmehr schon seit Jahr und Tag. Die Kraft schwindet und ist noch so boshaft, die Empfindung zurückzulassen, sie sei eigentlich nie dagewesen: alles, was ich so hochgemut geleistet, sei nicht viel wert und werde längstens mit mir, wenn nicht vor mir vergehen. Da schleicht man wie ein armer Sünder hin zwischen den Zeitgenossen und fühlt die Brücken abgebrochen zwischen sich und der Welt, die uns so hoch schätzt und so viel noch von uns erwartet. Und alle Freud' und Ehr', die sie uns antut, kann uns nicht erheben, weil sie uns nicht gebührt. Das ist eine verdammte Stimmung. — Aber weißt du, was ich da mitunter tue? Unterkriegen lasse ich mich nicht. Ich mache den Kasten auf und nehme mein „Stoansteirisch" heraus oder den „Waldschulmeister" oder „Die frohe Botschaft" und lese darin und jetzt kommt das Selbstbewußtsein und wächst hoch empor. Und eilig muß ich eines meiner, sagen wir, zweifelhaften Büchlein hernehmen und darin lesen, um dem wuchernden Hochmut den verdienten Dämpfer zu versetzen. So kommt man zur richtigen Einschätzung seiner selbst und braucht sich von den Stimmungen, die viel öfter dem schlechten Magen als dem schlechten Werke entspringen, nicht übermäßig narren zu lassen. Gehe hin, Freund, und tu' desgleichen." — Der Kamerad lachte, ging hin, hat sicherlich meinen Rat befolgt und seine Meisterwerke betrachtet, denn am anderen Tag, als wir uns wieder begegneten, war er frisch und heiter.

Vor kurzem sollte ich mich rasch jemandem vorstellen und fiel mir im Augenblick mein Name nicht ein. Das erzählte ich einem Bekannten als Beispiel, wie schlecht mein Namensgedächtnis ist. „Sehen Sie", antwortete er, „das kommt vom Alkohol!" „Vom Glase leichten Tirolers, das ich täglich trinke?" „Eben von dem." „Aber mein Vater hat gar keinen Wein getrunken und sich trotzdem keinen Namen merken können." „So hat Ihr Großvater getrunken." „Das stimmt nach der Familientradition. Mein Großvater hat alle vierzehn Tage — so oft ging er ins Kirchdorf — ein Glas Wein getrunken

und von Zeit zu Zeit sogar ein Räuschchen mit heimgebracht. Dabei hat er aber durchaus nicht das Gedächtnis verloren, im Gegenteil, da fielen ihm allerhand lustige Liedlein und Sprüchlein ein, die er mit heller Stimme sang und die so aus alten Zeiten auf die Nachkommen übertragen worden sind.“ Der Bekannte entschied: „Sie haben Ihre Lieder und Ihr schlechtes Gedächtnis vom Großvater!“ — Ich habe keinen Beweis dafür und keinen dagegen.

Ich saß im Mariagrüner Walde auf einer Bank und las aus Adalbert Stifter. Da kam ein Mann daher, so etwa in den Dreißigern und im Arbeiteranzug. Mit einer leichten Kappenlüftung grüßte er, sagte: „Da ist eh noch Platz“ und setzte sich neben mich auf die Bank. Ich war in die Ecke gerückt und las weiter. Da begann er zu plaudern, daß jetzt endlich einmal schönes Wetter gekommen sei, daß wir wahrscheinlich einen heißen Sommer kriegen würden und daß es wohl auch in Rußland einmal zu Ende gehen müsse. Ich antwortete sehr einsilbig und las. Da rückte der Mann noch näher und sagte vertraulich: „Sie, Herr, Sie könnten mir eigentlich bissel was geben — für heut' und morgen. Ich hab jetzt just einmal gar nix.“ Mein Erstaunen war nicht gering. „Ja“, entgegnete ich, „warum arbeiten Sie denn nicht? So jung und stark. Und überall ist Arbeiternot!“ — „Arbeiternot“, entwortete er beistimmend. „Nit zu verwundern. Weil kein Mensch mehr arbeiten will. Bisher haben die Herrischen nit arbeiten wollen. Jetzt sind wir gemeinen Leut auch nit mehr so dumm.“ — Ich ließ meine Augen fliegen, ob nicht jemand des Weges komme, und lachte überlaut: „Ja, was meinen Sie denn, daß nachher werden soll?“ — Sagte er: „Das werden wir schon machen. Jetzt nach den allgemeinen Wahlen, müssen Sie wissen. Da kommen wir Sozialdemokraten obenauf. Werden es schon wenden. Da braucht der Mensch zehn Jahr lang nit zu arbeiten — so viel Sachen gibts auf der Welt. Derweil bitt ich um ein bissel was.“ — Zwei Spaziergänger kamen vom Kaltenbrunn her. Ich zögerte nicht, mich ihnen anzuschließen.

Heute sah ich durch ein Kaffeehausfenster, wie drinnen am Marmortischchen ein zartes Knäblein saß, das ins blaue Heft seine Schulaufgabe schrieb. „Schau da her!“ sagte ich frohgelaunt zu meinem Begleiter, schau dir einmal diese gute Entwicklung an, jetzt machen die Jungen im Kaffeehaus ihre Schulaufgaben!“ „So!“ antwortete mein Begleiter, „du glaubst also, der da drinn sei ein Schulknabe? Freund, du hast dich grob geirrt, es ist ein moderner Literat, der dichtet.“

Jeden Großen noch, der mir Audienz gab, habe ich entlassen. Nicht erst wartete ich, bis er mit freundlichem Nicken das Gespräch schloß, nein, ich selbst brach allemal willkürlich das Gespräch ab, verneigte mich und ging. Willkürlich? Doch nicht. Die Unterhaltung nahm mich ja ein, manchmal hätte ich sie stundenlang während wissen mögen. Aber einerseits kann ich die Vorstellung nicht los werden, daß solche Audienzen zumeist nur Formsache sind, die gerade dem hohen Herrn lässig sein müssen. Und dann war ich es aus dem gewöhnlichen Verkehr gewohnt, daß man eher geht, als man daran erinnert wird. Fühlt man es im Alltag als eine Demütigung, wenn man abgewinkt wird, um wie viel mehr erst bei solchen, denen man selten naht. Darauf wollte ich es nie ankommen lassen. So weiß ich nicht, war es Stolz oder Bescheidenheit, wenn ich den hohen Herrn entließ — jedenfalls war es ein grober Verstoß gegen die Sitte. Und das habe ich nicht gewußt bis zu diesem Tage, da ein Fürst mir fröhlich nachrief: „Aber weshalb laufen Sie davon, lieber Herr R., Sie sind ja noch gar nicht entlassen!“

In diesem Falle begab ich mich sehr gern der Freiheit. Ansonsten aber veranlaßt bei mir die Formalität entweder die ödeste Gewöhnlichkeit oder eine unpassende familiäre Vertraulichkeit. Man läßt sich von gesellschaftlichen Größen ja manchmal ein wenig verwirren, im Grunde aber ist mir keine Würde so hoch, als die des Menschen an sich. Bei einer Persönlichkeit, in der ich den Menschen nicht finden darf, verliere ich den Halt. Deshalb meide ich die Audienzen, blieb aber mit Vergnügen noch eine Viertelstunde sitzen bei jenem Fürsten, der nicht darauf einging, als ich ihn entließ.

Zur Zeit sagte mir jemand: Wenn der Bauernstand wieder erstarken soll, so darf der so fahrig gewordene Bauer nicht Eigentümer des Bodens sein, nicht darauf Schulden machen, nicht ihn verkaufen dürfen. Er ist Erbpächter des Staates — so lange er brav bleibt. Allerdings wären die Leute auf solche Weise gründlich an die Scholle genagelt und da so einen Bauern nicht einmal die Gläubiger vertreiben könnten, so säße er als Pächter eigentlich fester auf dem Hofe, denn als Eigentümer. Andererseits wäre es eine andere Art fataler Hörigkeit und daß nun auch der Bauer kein eigenes Heim haben soll dürfen sowie überhaupt kein Mensch ein Fleckchen Erde für sich haben könnte, das ist mir ein unerträglicher Gedanke. Und wie soll es der Staat angehen, den Boden zu verpachten? Er besitzt ihn ja nicht. Ist einfach. Bloß den jetzigen Eigentümern ein bißchen wegnehmen — in guter Form. Ein neues Gesetz: Die Grundsteuer heißt nicht mehr Grundsteuer, sondern Pachtschilling. Den Boden

zu verkaufen oder darauf Schulden zu machen, ist verboten. Im übrigen bleibt's beim Alten. Vergütungen an die früheren Eigentümer hätten dann etwa durch Staatspapiere zu geschehen. Mit juridischen Klügeleien dürfte das allerdings schwer zu machen sein. Die Juristen sind zu sehr ins römische Recht verstrickt, während es sich hier ums germanische handelt. Aber vielleicht ein kleines Staatsstreichlein? — Die Sache wäre es wert.

Ich hol' mir die Ehren vom Felde!
Sagt der Soldat;
Da gibt es Mord und Brand.
Ich hol' mir die Ähren vom Felde!
Sagt der Bauer;
Da gibt es Glück im Land.

Das wäre allerdings trostlos, wenn die Luftballonreisen aufkämen. Ich sah im Panorama Landschaftsbilder von der Vogelperspektive. 400 bis 1400 Meter hoch über der Erde. In dunkler schmutziger Fläche liegt das Land da unten, ohne Plastik die Berge, die Ortschaften wie Pläne oder wie Kinderspielzeug. Alles Schöne an der Landschaft ist weg, die Konturen der Berge, Bäume und Gebäude, die Beleuchtung der einzelnen Gegenstände, am Horizont der scharfbegrenzte Himmel, die wundersame Dunstwirkung, die Nähe und Ferne plastisch auseinanderhält — alles das ist nicht. Scharf sichtbar ist nur das Unschöne, die gelben Felderflächen, die weißen Straßen, die Hausdächer; die Gebirgslandschaft liegt dunkel, wie ein mit schmutzigen Farben bemalter Flachboden; tief unten, in der Ferne immer unbestimmter werdend. Die Gegend hat keinen Charakter. Die Wässer sind dunkel und glanzlos. Tote Stille ringsum. Die Landschaft ist in Profil weit schöner als en face. Dort ist sie jugendlich kräftig, hier ist sie matt und häßlich wie ein altes Weib. Und wer im Luftballon himmelwärtsschaut, der sieht anstatt scharfer, vergoldeter Wolken mattfarbigen, wallenden Nebel oder sieht, mitten in diesem drinnen, gar nichts. — Und das soll das Zukunftsreisen sein? Häßlich wäre es genug dazu. Gewiß würden die Menschen — sich allem anpassend — auch in dieser Sache sportliches Vergnügen und neue Schönheiten finden, aber dann müßten die alten vergessen werden. Denn einen Vergleich hielten sie nicht aus. — „Fliegen" können! So schön es klingt, Gott behüte uns davor. Es würde eine weitere Altersrunzel sein im Antlitz der Menschheit.

Ungefähr zehn Schritte hatte ich zu laufen, um den elektrischen Wagen, der schon abgeklingelt, noch zu erreichen. Und schon Brustkrampf,

von dem ich mich erst allmählich erholte. Es war auf der Grazer Strecke Zinzendorfgasse—Mariatrost. Mit mir war eine Dame eingestiegen, deren Hund nicht mit in den Wagen durfte. So lief er neben diesem her. Er würde es nicht lange machen, meinten die Fahrgäste, denn der Wagen ging rasch, hatte die sechs Kilometer lange Strecke in 18 Minuten zurückzulegen. Der Hund blieb aber nicht zurück, sondern lief flink voraus, um an den Haltestellen seine Herrin allemal mit hellem Lauten begrüßen zu können. Es war ein brauner zottiger Wolfshund. Er war sehr wohlgemut im Laufen, machte, wenn ihm auf seinem Vorsprunge langweilig wurde, eine Strecke wieder zurück oder lief querfeldein, auch an die Häuser, um andere Wesen seiner Art beschnuppern zu können und mit manchem dieser Individuen verwegene Beziehungen anzuknüpfen. Zu allem hatte er Zeit, und sah er sich einen Augenblick hinter dem rasch dahinrollenden Wagen, so war er im nächsten wieder weit voran, um sich an der Haltestelle in Positur zu stellen und seiner davon schier entzückten Dame durch fröhliches Bellen zu huldigen. In Mariatrost angekommen, fiel er nicht hin, vom Lungenschlage getroffen, wie jemand von uns prophezeit hatte, sondern interessierte sich lebhaft für Aporteln, die mehrere Knaben auf die Wiese hinaus warfen. Er hatte seit einer halben Stunde sicher 10 Kilometer zurückgelegt, immer mit derselben leichten Schnell- und Schwungkraft, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung. — Einmal hat mir ein guter Freund bedauernd gesagt: „Du bist halt mit deiner Lunge auf den Hund gekommen.“ Mein Gott, wenn's wäre, wie froh wollte ich sein. — Die Lunge vom Hund', das Aug' von der Katz, das Herz vom Löwen — — da wollt' ich mal einen Spaziergang machen über die Berge von Graz bis Lissabon.

Sehe ich in einer Spielwarenhandlung eine Frau mit ihrem etwa sechsjährigen Töchterlein. Dieses schaut zu, wie andere für ihre Kinder Spielsachen kaufen, besonders Puppen. Die kleinen Mädchen zittern danach und wissen sich vor lauter Puppenschaukeln und Kosen gar nicht zu fassen. Da ruft das Mädchen: „Dumme Kinder! Wie kann man so eine Puppe lieb haben, sie ist ja nicht lebendig, sie ist doch nur aus Holz und Leder!“ Und spricht noch manch andere kluge Redensart, so daß die Leute sagen, ein so gescheites Kind hätten sie noch gar nicht gesehen. Ich habe mir aber gedacht: Du armes Menschenwesen, das du selbst in der Kindheit keine Phantasie aufbringst, wie elend wird es dir im Leben noch gehen mit deiner schrecklichen Gescheitheit! Vielleicht in zwölf oder vierzehn Jahren, daß dich ein schöner Jüngling sieht, der folgendes sagt: „Wie kann man so dumm sein und

so ein gescheites Mädel lieb haben, es hat ja kein Herzensleben, es ist doch nur aus Knochen und Leder — und Kritik zusammengesetzt.“

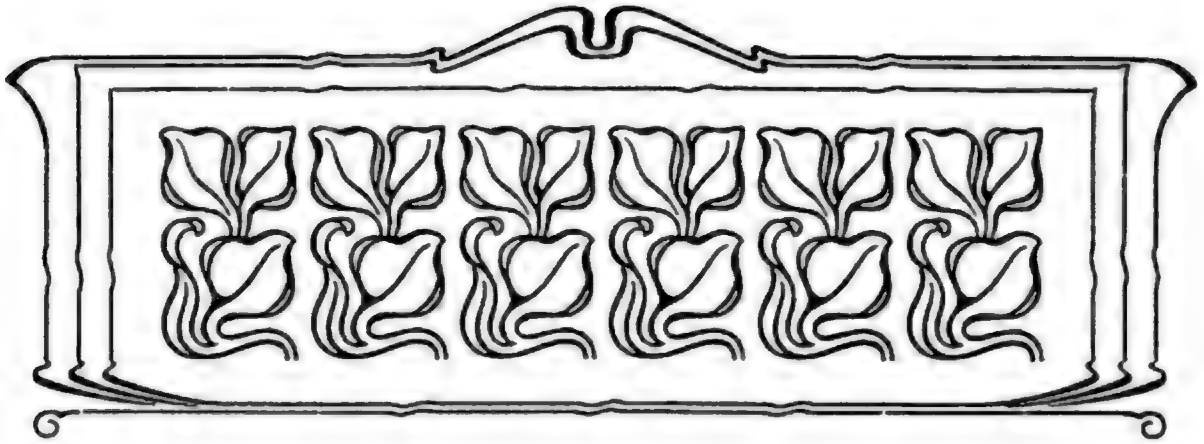
Die Gebirgsgruppe, deren höchstes Haupt die Koralpe ist, greift ihre plumpsten Pranken in Unterdrauburg und in Obdach aus und ihre längsten in Marburg an der Drau und Bruck an der Mur. Außerdem ist sie der unholde Grenzwächterdrache zwischen Steiermark und Kärnten. Wenn man dieses Ungeheuer aber in einer vergnüglichen Frühlingsfahrt umkreist, da tut es nichts. So fuhr ich an einem schönen Aprilmorgen nach Marburg, von dort drauaufwärts bis Lavamünd, dann durch das Kärntnerparadies, genannt Lavanttal, nördlich bis Obdach in die weite, hochbergumkränzte Murebene von Knittelfeld und murabwärts über Bruck bis Graz. Eine anmutige Tagesfahrt, immer liebliche mit wilden Landschaftsbildern, idyllische Dörfer mit stattlichen Ortschaften wechselnd, und die Eisenbahn, diese Tausendkünstlerin, allerhand technische Rätsel lösend. Die schönste dieser Strecken bleibt schließlich doch die zwischen Bruck und Graz, anspruchslos und unerschöpflich an Wirkung, an freundlichen Überraschungen unerschöpflich für den Fremden. Diese nördliche Zufahrt zu Graz ist des Zieles würdig. Ich hatte auf dieser Rundfahrt um das Koralpengebiet kein Erlebnis und kein Abenteuer und doch war es ein köstlicher Tag, durch Sonnenschein, Sturm und Regen noch besonders gefeiert. Aus den Gebirgsgräben, deren hintere Berge noch in blendendem Schnee stehen, brachen die schweren roten Hochwässer — der Winter, der in sehr schmutzigem Kleide auf Sommerfrische geht — ins Meer.

Die Frühlingsentwicklung ist — wie die Leute versichern — alle Jahre um vierzehn Tage zurück im Vergleich mit den vorhergegangenen. Also, daß wir in ungefähr dreizehn Jahren unseren Maiausflug — am Allerseelentage machen können. In der Tat war der November des vorigen Jahres frühlinghafter als der jetzige Lenzmond. Jene Spätherbstprimeln und Veilchen — wie schwer müssen wir sie jetzt büßen! Denn heuer wird obige Redensart zur Tragik. Erster Mai! Da pflegten wir einst hinauszutanzen aufs junge sommerliche Land. Fröhliche Burschen mähten das erste hohe Gras und scherzten mit den futterrechenden Mägden. An allen Rainen Blumenflor und junge Rosen in allen Gärten. Gevögel flog geschäftig hin und her im Nesterbau und würzte die Arbeit mit hellem Gesang. Wir flüchteten in den Schatten junggrünender Buchen, umgaukelt von Schmetterlingen, umschwirrt von Hummeln und Maikäfern. Der sonnenhelle Himmel im

Westen geschmückt mit schimmernden Wölklein, die erst noch ein wenig gedonnert hatten und sich dann lieblich lösten wie ein Lustspiel aus der guten Zeit. — Und heute? Schüchtern, wie sonst im März, begannen die Gräslein hervorzustechen und unvorsichtige Sträucher — Maienglück träumend — begannen zu sprossen. Da kam der scharfe Wind, der kalte Regen, der schwere Schnee, wie einst zur Weihnachtszeit. Trüb der Himmel, frostig die Luft und der Vögel Maiengesang ist zum Klagelied geworden. — Es gibt Leute, die solch abnormer Witterung wegen allen Ernstes glauben, unserer alten Erde sei etwas Menschliches passiert. Für bedenklich halte ich den Zustand nicht, glaube vielmehr, daß es eine einfache Erkältung ist, deren Folgen in wenigen Wochen behoben sein werden.

Der Eulenspiegel hat immer noch Nachkommen in unserem Volke. Ein alter Kleinhäusler an der Lieboch hat sein junges Weib auf folgende Art drangekriegt. „Besinn dich nit lang, Mariedl," sagte er, „bei mir wirst es gut haben, weißt, da bin ich nit so, ich halt mein Wort. Du kannst dir bei mir wünschen was du willst, es bleibt dabei". Bei ihrer Hochzeit war eine Großbäuerin, die hatte einen grünseidenen Kittel an. Als sie nach Hause kamen, wünschte sich die junge Ehefrau auch so einen grünseidenen Kittel. „Gut", sagte ihr Mann, „du wünschest dir einen grünseidenen Kittel; es bleibt dabei!" — Und es blieb dabei — beim Wunsche nämlich. Als der Alte mir das erzählte, lachte er sich in die Faust und sprach: „Wort halten tu ich immer!"

Am 2. Mai ist von Niederösterreich bis Mariazell die neue Eisenbahn eröffnet worden. Bei dem ersten Zug zum Wallfahrtsorte wurde — wie klerikale Blätter entzückt melden — an der Lokomotive die „Mariazeller Muttergottes" befestigt. Schön! Aber ganz befriedigend ist das noch nicht. Warum ist der Lokomotive auf dem Wege nach Mariazell nicht ein Riesen-Rosenkranz umgehängt worden? Da stecken gewiß wieder die Freimaurer dahinter.



Kleine Laube.

Pfefferkörner.

Von Adolf Frankl.

Vor dem Sturme.

Finst're Wolken, schwarze Wogen
Kommen dräuend hergezogen
Und die Welt ahnt Weh' und Ach.
Schreite, Unheil, durch die Gassen!
Bess're Zeiten für die Massen
Kommen oft nach tiefster Schmach.

Der deutsche Aar.

Zur Sonne trüg' aus öder Enge
Ihn sein Gefieder;
Doch seht, die große, blöde Menge,
Sie zwingt ihn nieder.

Suff.

Immer gibt es mir einen Brenner,
Tollen die Deutschen bei vollen Humpen;
Volksnot heischet viel deutsche Männer
Und wir haben viel deutsche Lumpen.

Schamlos.

Erbärmlich Geschlecht,
Das sich stolz wie ein Pfau trägt
Und selbst seinen Unwert
So offen zur Schau trägt!

Frömmler.

Wohl trieft ihr Mund von „Religion“,
Doch spricht ihr Tun den Worten Hohn.
In Formelkram und ander'm Plunder
Geht selbst das Höchste schmählich unter.

Wertmesser.

Der Frauen Wunsch und Wahl,
Ihr Tun und auch ihr Tand
Verkünden überall
Der Völker höchsten Stand
Und — ihren tiefsten Fall.

Ein Verschwender.

Was höhnst du mit protzigen Mienen
Das Mühen der unteren Klassen?
Viel schöner ist's Geld zu verdienen,
Als jämmerlich Geld zu verprassen!

Poesie.

Ihr himmlisches Weben
Kann viele erheben;
Doch wenn man entweiht sie
Mit dreisten Stirnen,
Dann wandelt im Kleid sie
Verlockender Dirnen.

Wisset.

Sind auch die Hiebe oft scharf,
Keiner doch zürnen darf,
Denn es sind Hiebe —
Aus Liebe!

Hans von der Sann.

Vor kurzem ist in Graz ein Mann gestorben, der als Volksschullehrer unter dem Namen Johann Krainz, als Schriftsteller unter der Bezeichnung Hans von der Sann bekannt war. Dichterisch produktiv ist er nicht gewesen, hat aber viel Geschick und Fleiß gehabt, Vaterländisches zu sammeln, zu ordnen und so manche wesentliche Sache der Vergessenheit zu entreißen. Unter Umständen bewerte ich solche Tätigkeit höher, als Gedichtemachen oder Romanschreiben. Verdienstlich besonders sind seine steirischen Sagensammlungen: „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochland“ und „Sagen aus der grünen Mark“. Dann sein Werk „Sitten, Bräuche und Meinungen der Deutschen in Steiermark“, das aber nur in verschiedenen Feuilletons und in dem Kronprinzenwerke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ in die Öffentlichkeit trat. Seine militärischen Schriften über steirische Regimenter und Korps sollen in Fachkreisen wohl gewürdigt werden. Dem Verfasser hat seine schriftstellerische Tätigkeit manche Ehre, aber noch mehr Enttäuschung gebracht. Auf seiner Lehramtsstelle in Eisenerz hat Johann Krainz dort ein kulturhistorisches Museum gegründet, das als Sehenswürdigkeit weitum bekannt ist. Die Eisenerzerzeit war für Krainz der Höhepunkt seiner vielfältigen Tätigkeit und seiner Anerkennung. Aber da zog's ihn nach Graz. In der Hauptstadt hoffte er ersprießliche geistige Verbindungen und Anregung zu finden. Doch seine Kraft sproßte aus dem Landvolk und nicht aus der Stadt. Manch neuen Plan für Literaturwerke hat er in der Stadt entworfen, aber unter dem verblassenden Glücksstern kam nichts mehr recht zur Ausführung. In Gefahr, der Verbitterung zu verfallen, sehnte er sich oft zurück in die stillen Berge — da nahte Alter und Siechtum, dem er erlag, wie so mancher, ruhelos nach verdienter Anerkennung dürstend, aber sie nicht mehr genießend. Das Seine für die Volksschule und für die Vaterlandskunde hat er getan. R.

Antiqua oder Fraktur?

Ein Freund unserer deutschen Frakturschrift schreibt in einem der letzten „Türmer“-Hefte:

Ich bin einer, der empfindliche Augen und Nerven hat, die vom Lesen bald ermüdet werden; aber je länger je mehr komme ich zum gegenteiligen Ergebnis: Fraktur strengt mich weit weniger an als Antiqua. Da mögen alle Augenärzte und alle voreingenommenen Theoretiker dagegegen sprechen, es ist doch so. Und wenn ich mich nach dem Grunde frage, so finde ich ihn nirgends anders als in dem formalen Charakter beider Schriftarten, der im vorletzten Absatz genannten Artikels untersucht wird. Auf Seite der Antiqua ist formale Einfachheit, auf Seite der Fraktur Vielgestaltigkeit. Die Schlußfolgerung hieraus: „Nach dem Gesetze von der Ermüdung der Aufmerksamkeit und des Interesses durch Wiederholung von Gleichem werden diese von vornherein durch die Antiqua weniger angeregt; hingegen Fraktur u. s. w.“ eigne ich mir ganz an.

Aber nicht nur die psychologische Betrachtung spricht für Fraktur, sondern auch die rein mechanische Seite des Sehens. Jede ausgeprägte Gestalt oder Gestalt mit besonderen Kennzeichen in Natur oder Kunst macht sich dem Auge schneller bemerkbar, sowohl einzeln als (und noch viel mehr) in der Reihe oder gehäuft. Kürzer: formale Vielgestaltigkeit erleichtert das Erkennen. Die vielen Ecken und Spitzen oder Schwänzchen der Fraktur erleichtern dem Auge das Erkennen der Buchstaben und der Wörter, sie fallen sanft ins Auge, dieses braucht sich zu ihrer Unterscheidung nicht anzustrengen; es ist durchaus nicht so, daß sie sozusagen die Augen stechen, wie ich vor Jahren einmal gelesen habe. Das viele Gleiche, besonders die vielen Rundungen der Antiqua dagegen erfordern zum Unterscheiden ein genaueres Ansehen, sie ist darum für das Auge anstrengender. Bei Fraktur ist das Sehen oder Lesen eigentlich oberflächlicher, das Auge gleitet leichter und weiter voraus als bei Antiqua. Dieser Mehrverbrauch an Sehkraft summiert sich beim Dauerlesen, daß er für ein schwaches Auge fühlbar wird. Daraus folgt für mich, „daß für Sachen, die man in Menge flüchtig lesen muß, Fraktur vorzuziehen ist“.

Singvögel.

Waldrösleins Lieben.

Am Wege, im lieblichen Rosenkleid,
Zu lachender, frohender Frühlingsgezeit,
Steht einsam verlassen ein Waldröselein,
Zum Herzen und Küssen, so lieblich und klein.
Wartet nun Tag um Tag,
Niemand das Röslein mag,
Niemand es will. —

Kam einst ein munterer Knabe daher,
Im Herzen die blühende Rosenbegehr.
Die Wange so frisch und das Auge so klar,
Den Mund so rot und so lockig das Haar.
„Kommst du jetzt, Knabe mein?
Will deine Rose sein.“
Spricht's Röselein.

Da sprach der Knabe mit keckem Sinn:
„Laß' ruhig die staubige Straße mich zieh'n.
Ich breche am blühenden Dorne dich nicht,
Du liebliches Röschen, du bist mir zu schlicht.
Zieh' jetzt von Ort zu Ort,
Such' eine Rose dort,
Schöner als du!“ — —

Als wieder im Lenze der Blütenstrom rann,
Aufs neue der blühende Segen begann — —
Kam wieder zur Rose die Straße daher,
Der Knabe, der kecke, so müd' und so schwer.
Bleich war sein Angesicht,
Das trübe Auge spricht:
„Röschen, verzeihe!“ — —

Da weinte das liebliche Waldröselein
Und sprach zu dem Knaben in zitternder Pein:
„Du kehrst mir mit krankendem Herzen zurück,
Es sagt mir's dein Auge mit trauerndem Blick.
Wenn du auch todeswund,
Küß' ich dich ganz gesund,
Bleibst du bei mir!“

Drauf färbte die Wange des Knaben sich rot,
Es perlen ihm Tränen in seelischer Not:
„Ach Röslein, so schuldlos, ach Röslein so rein,
Kann nimmer gehören dir ganz allein.
Küßt' in der Fremde viel,
Trieb mit den Rosen Spiel —
Nun ist's vorbei!

Es stach mich der Dorn einer Rose ins Herz,
Ich trieb mit der liebenden Rose nur Scherz.
Nun sterb' ich so jung — an dem schmerzenden Stich;
Doch Röslein – zuvor noch muß küssen ich dich!"
Knabe küßt's Röselein —
Da bricht sein Augenschein —
Knabe war tot! — —

Ernst Ferd. Neumann.

Abendfeier.

Ich habe mein Fenster ausgeschmückt
Mit Efeu rings um den Rahmen,
Mit Blumensträußen, vom Felde gepflückt,
Mit Fuchsien, Lack und Zyklamen.

Wenn dann der Abend sich niederneigt,
Die Glocken die Vesper verkünden
Und immer höher die Dämm'rung steigt
Aus den dunkelen Gründen —
Sitz' ich am traulichen Fensterlein,
Ein kurzes Stündchen zu beten,
Und lese beim rötlichen Abendschein
Ein zierliches Büchlein voll Träumerei'n —
Den Sang eines lieben Poeten!

Dann wand're ich an verborgener Hand
In jenes sonnige Zauberland,
Das viele gesehen, das wen'ge erkannt,
Doch nur Auserwählte betreten.

Otto Promber.

Maiennacht.

In mondscheintrunkener Maiennacht
Sind je zwei Lilien aufgewacht.
Belauschend ihr scheues Flüstern,
Kicherten heimlich, im Rosenstrauch
Versteckt, zwei Knospen, vom Maienhauch
Umbuhlt und umschmeichelt lüstern.

Der Knab' und das Mägdlein betraten sacht
Den Park in der lockenden Maiennacht.
Begehrend rauschten die Blätter —
Vom breitgewipfelten Lindenbaum
Drang durch den silbernen Märchentraum
Der Nachtigall wirr Geschmetter.

Ihr Lied klang schmachtend und sehnsuchtsheiß,
Aufjubelnd stürmisch, verschmelzend leis:
„Grüß Gott, Frau Königin Minne!
Wo Flammen sprüht deiner Krone Pracht,
Erblühen Wunder, und Zauber lacht,
Gefangen nehmend die Sinne!"

Der Knab' und das Mägdlein hielten sich stumm
Umschlungen, vergessend die Welt ringsum,
In wonnebebendem Kosen —
Als sie sich verstohlen angeblickt,
Da waren die Lilien abgeknickt,
Die Knospen feurige Rosen — —

J. M. Toscallo.

Leitspruch.

Wohl weißt du nicht, was am kommenden Tag
Das dunkle Geschick dir bescheren mag;
Laß dennoch dich nicht den Willen verdrießen,
Täglich nach einem Ziele zu schießen.
Und ist dir auch kund nicht, was deiner harrt,
Und ob dich das Schicksal noch so sehr narrt
Und oft dein redlichstes Mühen vergeblich:
Schon ernsthabend Wollen fördert erheblich.
Und war dein Streben oft auch umsunst —
Ein starkes „Ich will!" schafft Schicksalsgunst.

Artur Bodenstädter.

Bitte.

Laßt mich wandern durch den stillen Morgen,
Denn es drängt aus meiner Welt der Sorgen
Mich hinaus in Gottes reichen Garten,
Wo schon Frühlingswunder meiner warten.

Seht, dem Licht drängt alles sich entgegen!
Veilchen blüh'n schon an versteckten Wegen.
Laßt im Blütenschmuck mich schau'n die Erde,
Daß ich wieder jung und fröhlich werde.

Friedrich Wiegershaus.

Die illustrierten Zeitschriften.

Also zu lesen in einem archäologischen Fachblatte im Jahre X006 der nächsten Zeitrechnung: Die Ausgrabungen in der Ruinenstadt Wien haben einen interessanten Fund zutage gefördert, der geeignet ist, Licht in die so dunkle Kulturgeschichte des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts zu bringen. Bei den Nachgrabungen in den Trümmern eines großen Hauses in der Mitte des Ruinenfeldes — der Leiter der Ausgrabungen, Professor Hypothesel, hält es für ein sogenanntes Kaffeehaus — wurde eine kleine, vollständig unversehrte Kammer freigelegt, über deren ursprüngliche Bestimmung sich die Gelehrten bisher noch nicht einigen konnten. In dieser Kammer wurde ein größerer Vorrat von bedrucktem Papier aufgefunden; ohne Zweifel Zeitungen, aber Zeitungen besonderer Art. Sie enthalten nämlich eine große Menge Bilder aus dem täglichen Leben des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit einem Schlage gewinnen wir also einen Einblick in die Kultur jener Zeit. Wir erfahren nicht nur, wie es damals in der Welt zugegangen ist, wir *sehen* es mit eigenen Augen.

Im Zentrum alles Geschehens standen in jener Epoche augenscheinlich die *Fürsten*. Wenigstens sind die uns erhaltenen illustrierten Zeitungen voll von ihren Bildern. Es gab alte mit langen Vollbärten, jüngere mit langen Schnurrbärten und ganz junge ohne Bart. Ferner gab es dicke Fürsten und dünne Fürsten. Man kann einen gut vom anderen unterscheiden, und ist es nicht ersichtlich, warum sie numeriert wurden. Was die Beschäftigung dieser Fürsten betrifft, so saßen sie gewöhnlich im Wagen und lächelten huldvoll. Manchmal enthüllten sie auch Denkmäler und lächelten ebenfalls huldvoll. Meist waren sie in großer Gesellschaft von Leuten mit verkrümmter Wirbelsäule, immer aber hatten sie ihren Hofphotographen um sich. Eines der Bilder zeigt sogar, wie einer von den ganz jungen und dünnen Fürsten ohne Bart seiner Braut huldvoll lächelnd die Hand küßt. Wenn wir mehr Nummern dieser illustrierten Zeitschriften erhalten hätten, würden wir sicherlich auch Abbildungen noch viel intimerer Familienszenen finden.

Ähnlich wie die Fürsten standen auch die Aristokraten in hohem Ansehen, nur daß sie meist nicht im Wagen, sondern im Automobil huldvoll lächelten. Wie

die Fürsten pflegten auch sie sich öfters zu verloben, was dann ein riesiges Aufsehen erregte. Wenigstens sind die Blätter bei solchen Gelegenheiten voll mit den Bildern der Braut und ihrer Schlafröcke. Sonst taten die Aristokraten im kleineren Maßstabe das gleiche wie die Fürsten. Auch sie hatten immer einen Photographen um sich, der sie in allen Stellungen und Lagen der Ewigkeit übermittelt. Das scheint ein Privileg gewesen zu sein. Gemeine Menschen wurden meist nur abgebildet, wenn sie gemordet hatten.

Professor Hypothesel hat die kühne Vermutung ausgesprochen, daß die illustrierten Blätter im Dienste einer revolutionären Propaganda standen und den Zweck hatten, die Fürsten und die Aristokraten lächerlich zu machen. Nun ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß einige von den Fürsten auf den Bildern nicht immer das geistreichste Gesicht machen. Aber welchen Zweck hätte eine revolutionäre Propaganda damals haben sollen? Das Bild des damaligen Lebens, das uns jene Blätter geben, zeigt nichts als Glück und Zufriedenheit. Sicher gab es keinerlei Elend: das Volk, das anläßlich der Denkmalenthüllungen mit abgebildet ist, jubelt begeistert dem Fürsten zu und wird dafür huldvoll angelächelt. Ein großer Teil des Volkes war ähnlich gekleidet wie der Fürst und marschierte mit Vorliebe an ihm vorbei, was wohl zu jener Zeit ein gebräuchliches Gesellschaftsspiel gewesen sein muß. Übrigens sorgten die Frauen der Aristokraten für das Volk. Sie strickten ihm Strümpfe und ließen sich dabei photographieren. Dann gab es auch große Wohltätigkeitsfeste. Bei diesen bestand das Vergnügen darin, daß die Teilnehmer allerlei sonderbare Kleider anzogen und dann ein Gruppenbild von sich aufnehmen ließen. Bei diesen Festen gab es übrigens auch viele gewöhnliche Leute. Die Aristokratinnen saßen an Tischen, verkauften Champagner und Küsse und wurden bewundert. Nicht minder heiter waren die Unglücksfälle. Stets neue Aufnahmen blühten auf den Ruinen. Sogar die Ermordeten machten ein freundliches Gesicht, wenn sie photographiert wurden. Die Prostitution, die es angeblich damals gegeben haben soll, beruht auf böswilliger Erfindung. Überhaupt gab es nur lächelnde und vergnügte Leute. Denn wenn das Leben damals z. B. ein harter und wilder Kampf gewesen wäre, hätte sich das doch in all den Bildern vom Tage äußern müssen. Da dies nicht der Fall ist, müssen wir annehmen, daß es im zwanzigsten Jahrhundert auf Erden nichts gab als Glück, Edelmut und Kodaks. Diese schönen Zustände kamen wahrscheinlich von dem Überfluß an bedeutenden Leuten. Es ist unglaublich, wie viele damals Geburtstage und Festtage und Jubiläen hatten. (Jubiläum nannte man einen Tag, an dem auch ein Nichtaristokrat bestimmt photographiert wurde. War er schon tot, dann wurde sein Grab abgebildet oder die Hornbrille seiner Stiefschwiegermutter.) Übrigens waren auch die unbedeutenden Leute im zwanzigsten Jahrhundert alle geistig hervorragend. Den Gesichtern sieht man das zwar nicht an. Aber jeder hatte schon alle ernsten und schönen Bücher gelesen, über alle Probleme nachgedacht, jeden inneren Kampf gekämpft, jede Arbeit getan. Denn wie hätten die Leute sonst wohl die Zeit gefunden, die illustrierten Zeitschriften anzugaffen?

(„Der Weg.") R. A. B.

Der Empfang beim König von Persien.

Es erscheint der König, begleitet von seinen Verwandten und seinem Hofstaat und nimmt auf dem Throne Platz. Er ist in großer Gala, den Säbel zur Seite; neben ihm trägt man das Staatswappen, Streitkolben und Schild, die Abzeichen der Herrschaft und Eroberung. Es gibt eine Art Thronrede. Die Anwesenden verneigen

sich ehrerbietig; dann nähert sich als Dolmetscher ihrer Gefühle der erste Minister auf etwa dreißig Schritte und richtet, mitten in der schweigenden Menge stehend, mit lauter Stimme an den Herrscher Bewillkommungsworte und Wünsche für sein Wohlergehen. Der König versichert zunächst, sein Befinden sei ausgezeichnet, und fragt sodann, ob das Volk Anlaß hat, zufrieden zu sein. Darauf erwidert der erste Minister, nie sei die öffentliche Wohlfahrt so vollkommen gewesen, Iran verdanke den Tugenden und dem Genie des Monarchen eine Glückseligkeit ohnegleichen, und bezeuge ihm dafür an diesem Tage seine Dankbarkeit. Nun geht Seine Majestät auf das einzelne ein. Sie erkundigt sich, ob die Aussichten für die nächste Ernte gut sind. — Sie sind vorzüglich. — Ob Friede im Lande herrscht? — Friede im ganzen Lande. — Ob die Verwaltungsbeamten das öffentliche Wohl im Auge haben und ob ihre Ehrlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt? — Nie waren irgendwo Diensteifer und Redlichkeit höheren Lobes würdig. — Für diesen erfreulichen Stand der Dinge dankt der König Gott und bemerkt, damit er von Dauer sei, müsse das Volk die Gebote der Religion treulich befolgen, worauf der Minister entgegnet: Gewiß, gewiß! — Auch muß die gute Sitte rein erhalten bleiben! — Gewiß, gewiß! — Die Habgier muß dem Herzen der Beamten fern bleiben; denn nichts schädigt ein Volk mehr als pflichtvergessene Behörden. — Gewiß, gewiß! — Nachdem der König noch mehrere so heilsame Ratschläge zum besten gegeben, läßt er sich seine Wasserpfeife reichen, und während er schweigend raucht, reichen Diener Erfrischungen herum. Dann bringt man Säcke voll kleiner Gold- und Silbermünzen, die besonders für diesen Tag geprägt worden sind, und der König verteilt davon an jedermann. Währenddessen richtet er fortwährend noch offizielle Bemerkungen an den ersten Minister, immer in einem familiären Tone.

Nun tritt ein Dichter aus dem Garten vor und deklamiert ein Lobgedicht auf den Monarchen. Wenn er fertig ist, erscheint ein Mulla und spricht ein Gebet für ihn. Danach erhebt sich Seine Majestät, der erste Minister richtet einige Geleitworte an ihn, und während alle Welt sich verneigt, verschwindet der König und die Feierlichkeit ist zu Ende. („Türmer.")

Lustige Zeitung.

Durch die Blume. Herr: „Ach, Fräulein Anna, ich sehne mich so nach einer Schwiegermutter, wollen Sie mir nicht dazu behilflich sein?"

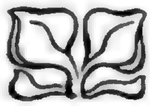
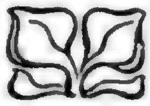
Auch eine Antwort. Gendarm: „Wissen Sie nicht, daß das Fechten verboten ist?" — Alter Handwerksbursche: „Wollen wohl sagen, für die eigene Person seis verboten; denn 66 focht ich gegen Preußen, 70 gegen Frankreich, und erst heute, wo ich für mich fechten will, erfahre ich, daß es verboten sei!"

Gelöster Zweifel. Sepp: „Schön ist das Mädchen, Geld hat sie auch, aber ob sie gescheit ist oder nicht, darüber bin ich noch im Unklaren." — Jock: „Halt einmal um sie an; wenn sie dich nimmt, kannst du dich darauf verlassen, daß sie dumm ist."

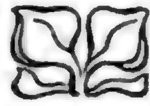
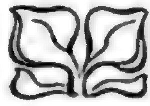
Immer Fachmann. Arzt: „Wo haben Sie denn Schmerzen?" — Professor der Geographie: „Am Fuße, nördlich von der Ferse!"

Kindermund. Mutter: „Lieschen, du mußt aber jetzt ins Bett, die Sterne stehen ja schon am Himmel." — Lieschen (die, um sich zu überzeugen, ans Fenster tritt und nur einen Stern sieht), „Aber Mama, wegen des einen?"

Vielsagend. Fremder: „Wie rasiert denn euer Bader?" — Bauer: „No, mir sans schon gwohnt!"

Bücher.

Aus der Dekabristenzeit. Erinnerungen hoher russischer Offiziere (Jakuschkin, Obolenski, Wolkonski) von der Militärrevolution des Jahres 1825, bearbeitet von Ada Goldschmidt. (Hamburg. Gutenbergverlag 1907.)

Aus der Geschichtsschreibung, die sich hauptsächlich an die nackten Tatsachen und deren Beziehungen zueinander halten muß, kann man sich nur schwer das Bild einer Zeit mit ihren geistigen Strömungen halbwegs fehlerlos rekonstruieren. Schon der historische Roman vermag da mehr zu geben, als eine wissenschaftliche Darstellung, noch mehr bieten Memoirenwerke, die — wenn ihre Stimmung auch nicht kritiklos verallgemeinert werden darf — eine Summe psychologischen Materials für die Beurteilung einer Epoche liefern. Das gilt auch für die Erinnerungen aus der Dekabristenzeit; die Dekabristen, „Dezembermänner", von den Ideen der französischen Revolution durchhaucht, die sie in den napoleonischen Kriegen kennen lernten, waren zum Teile aristokratische Offiziere, die beim Tode des Czaren Alexander gewaltsam für die staatsrechtlich nicht einwandfreie Thronbesteigung des liberalen Großfürsten Konstantin eintraten, um dadurch die Bestrebungen ihrer „Société occulté" zum Sieg zu führen. Die Revolutionäre unterlagen, fanden den Tod oder wanderten nach Sibirien. Die Memoiren Jakuschkins, Obolenskis und Wolkonskis enthalten eine reiche Fülle von Tatsachen, Plänen, Ideen, Gefühlen, die einen tiefen Blick in die bewegenden Momente auch des gegenwärtigen Rußlands tun lassen, so daß das Werk „Aus der Dekabristenzeit" nicht nur historisch wertvoll ist, sondern auch große aktuelle Bedeutung besitzt. H. L. Rosegger.

Daß ein begabter und erfolgreicher lyrischer Dichter gleichzeitig auch ein gewandter und praktischer Verleger sein kann — oder umgekehrt — das beweist Wilhelm Langewiesche in Düsseldorf, der durch seine Gedichtsammlungen „**Frauentrost**" und „**Planegg**" und anderes einen großen Kreis von Verehrern gewonnen hat. Als Verleger hat er sich jetzt durch die Sammlung „**Bücher der Rose**" glücklich eingeführt. Mit sicherer Hand wählt er Stoffe aus der älteren und neueren deutschen Literatur und bietet sie in neuem Gewande, vorzüglich ausgestattet und zu billigem Preise dem Publikum dar. Der erste Band: „**Die Ernte**" (aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik) ist von Will Vesper nach neuen, sicher aber sehr anzuerkennenden Gesichtspunkten zusammengestellt. Der zweite Band „**Alles um Liebe**" enthält Briefe Goethes aus der ersten Hälfte seines Lebens und solche seiner Freunde, durch eine daneben hergehende biographische Erzählung zu einem hochinteressanten Ganzen verbunden. Der vierte Band wird die Ergänzung hierzu bieten. Jetzt ist der dritte erschienen, der die altberühmten „**Jugenderinnerungen eines alten Mannes**" von Wilhelm v. Kügelgen mit einer Fülle wertvollster Bilder enthält. Nach wie vor behauptet dieses Buch durch seinen fesselnden Inhalt, seine frische, herzerquickende Darstellung und seinen sonnigen Humor eine der hervorragendsten Stellen in der deutschen Memoirenliteratur. Ein echtes deutsches Hausbuch ist es geblieben, auch in unserer Zeit, die doch mit ihrer Literatur ganz andere Wege geht. V.

Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit. Von Julius Schwabe. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.)

Solche Bücher sind eine wahre Wohltat. In warmherzigem Plauderton wird allerhand Durcheinander erzählt aus jener bedeutsamen Zeit von Dichtern, Fürsten, Generälen, Professoren, Studenten, Bürgern u. s. w. mit Hervorkehrung besonderer Originale, illustriert durch zahlreiche Anekdoten. Schon mit den ersten Seiten liest man sich in eine behagliche Stimmung hinein, die durch die schönen Züge bedeutender Menschen und auch durch das oftmalige herzliche Auflachen unterwegs uns erhebt zu einer frohen Höhe, wo die Edlen und die Heiteren wohnen. Mancher tiefernste Schattenzug erhellt nur noch das Licht. Der Verfasser steht nicht im Literaturkalender, man soll ihm Platz machen. Wir haben nicht viele, die so schön, so geistvoll und so freundlich schreiben. Den wahren Genuß, den mir dieses Büchlein bereitet hat, möchte ich gerne mit vielen teilen, also, Freunde, langet danach. Ihr werdet mir's danken. M.

Unter Föhren und Zypressen. Gedichte von Anton Renk. Zweiter Band. (München. Georg Müller. 1907.)

Rasch ist der zweite Band dem ersten gefolgt. Diesem haben wir seinerzeit einige Gedichte entnommen, „Heimgarten" 1907, Seite 425, die — so weit wir Fühlung haben — großes Interesse, ja teilweise geradezu Bewunderung erregten. Dieser zweite Band enthält Poesien, die man noch über die besten des ersten wird zu stellen haben. M.

Wenn du vom Kahlenberg? Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Ein Buch für einheimische und auswärtige Fremde von J. A. Lux. (Wien. Akad. Verlag. 1907.)

Ein sehr beachtenswertes Buch, das uns den guten Geschmack der alten Zeit und den gottverlassenen Stil der Gegenwart mit ihrem unendlichen Kunstgeschwätz schlagend vor Augen führt. Als zu dieser neuen Zeit gehörig geschmacklos ist auch die Schrift, mit der das Buch gedruckt wurde. Sie ist kaum zu lesen. Diese Sucht unserer Buchdrucker, jedem neuen Buch eine originelle Ausstattung zu geben, geht schon ins Tollhäuslerische. Solche Schrift, an der man erst die Buchstaben lernen muß, um sie lesen zu können, mag ich nicht, es sei der Inhalt noch so gut. Wieso erdreistet man sich, dem Leser mit Absicht Zeit zu stehlen und Augen anzustrengen! Zurück zur einfachen Frakturschrift, die man leicht und rasch liest. Gerade ein Buch wie dieses, das so viel über schlechten Geschmack greint, hätte eine geschmackvolle Ausstattung haben müssen. M.

Wesen und Aufgabe einer Schülerkunde. Von Dr. E. Martinak. (Langensalza. Hermann Beyer u. Söhne. 1907.)

Schülerkunde ist, daß der Erzieher und Lehrer das körperliche und geistige Leben des Schülers durchforsche, um auf es richtig wirken zu können. Zum Beispiel man lese viel, was über Kinder geschrieben wurde, man beobachte das Kind direkt, man schaue in sich selbst, um an eigener Kindheit und Jugend fremde zu messen. Letztere Methode scheint mir die richtigste zu sein. Die Sache ist wichtig. Lerne vom Kinde, um es zu lehren. M.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. Bd. V.: „Die Kunst des XIX. Jahrhunderts." Bearbeitet von Max Osborn. (Leipzig. E. A. Seemann. 1907.)

Einen glänzenden Abschluß erfährt die in allen Kreisen bekannte Kunstgeschichte des verstorbenen A. Springer durch den eben erschienenen fünften Band, in welchem M. Osborn zunächst die Springersche Darstellung etwa bis 1850 im wesentlichen unberührt gelassen, das weitere aber selbst aufgebaut und dargestellt hat. Er hat es hierbei verstanden, in der Wertschätzung des mehr oder weniger Bedeutenden den richtigen Maßstab anzulegen und das ganze mit einer Frische und Gediegenheit ausgeführt, daß sowohl den aufmerksamen Forscher wie auch den Leser, welcher vom Standpunkte der allgemeinen Bildung eine Übersicht verlangt, dieses Buch überaus befriedigen und erfreuen wird. Selbstverständlich ist die erwähnte Kunstepoche aller Kulturvölker in dem Werke behandelt und niemand wird eine Persönlichkeit vermissen, welche auf dem künstlerischen Gebiete irgendwie bedeutend hervorgetreten ist, mag es sich um Architektur, Plastik oder Malerei handeln. Kaum ein zweites ähnliches Werk wird eine derartige treffliche Übersicht gewähren und imstande sein, das gesamte 19. Jahrhundert in künstlerischer Beziehung so deutlich und klar vorzuführen. Selbstverständlich sind auch die allerjüngsten Kunstrichtungen, welche bei der mitunter auftretenden Verschiedenheit der Ansichten über dieselbe nicht leicht zu behandeln waren, ins Auge gefaßt und erhält der Benützer des wertvollen Werkes hierüber vorzügliche Aufklärung. Die bekannte Verlagshandlung hat nahezu 500 vorzüglich ausgeführte Textillustrationen und 23 Farbentafeln beigegeben, deren prächtige Ausführung ganz überraschend wirkt, Illustrationen, welche natürlich zum Verständnisse des Textes das ihrige beitragen und das Buch zu dem ausgestalten, was es sein will, eine ausgezeichnete Kunstgeschichte des verflossenen Jahrhunderts.

A. Schlossar.

Illustrierte österreichische Alpenzeitung. Blätter für Wandern und Reisen, Touristik und Fremdenverkehr, Sommer- und Winterfrischen, Alpinistik und Sport. (Graz, Annenstraße Nr. 19.)

Dieses Blatt bringt in jeder Nummer gute Bilder hervorragend schöner Landschaften und Ortschaften und auch textlich sieht man überall das Bestreben nach Gutem. Wenn heimische Faktoren sich diese Fremdenzeitung angelegen sein lassen, kann sie zu einem hervorragenden Organe für die Naturschönheiten unseres Landes werden. L.

Soeben erschien eine Broschüre, welche den Titel führt: **„Was uns not tut: Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, ohne Wunder und Dogmen".** Von Klara Just-Bartsch. (Straßburg i. E. Elsaß-lothringische Druckerei.)

Die Verfasserin hält eine Neubelebung echter Religiosität nur für möglich durch eine innige Verschmelzung von Religion und Wissenschaft und tritt darum ein für eine vollständige Reform der Religion aus Religion. Sehr schön das. Theoretisch geht sie auch leicht an, eine solche Reform. Aber praktisch! Das ist was anderes. Z.

Flugschrift 1848 für das allgemeine gleiche Wahlrecht. Von August Zang. (Graz, Vereinsdruckerei.) Was vor nahezu 60 Jahren im Geiste schon fertig war, das wird erst heute unter ungeheuren Krämpfen geboren! Gebe Gott, nicht zu spät!

Neue Reisebücher Meyers. „Das Mittelmeer und seine Küstenstädte." 3. Auflage. — „Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis." Von Th. Gsell-Fels. 7. Auflage. (Leipzig. Bibliograph. Institut. 1907.)

Mit der eröffneten Reisezeit erscheinen auch die für den heutigen Reisenden unentbehrlichen Führer zu Wasser und zu Land, und denjenigen, welche so glücklich sind, schöne Seefahrten unternehmen zu können oder die herrliche Küste der Riviera aufzusuchen, bietet die durch ihre trefflichen Handbücher dieser Art bestbekannte Verlagsbuchhandlung in neuen vollständig umgearbeiteten Auflagen die oben genannten bewährten literarischen Begleiter. Im besten Sinne kann man diese Bücher bewährt nennen, wofür der deutlichste Beweis ist, daß vom „Mittelmer" schon die dritte und von Gsell-Fells „Riviera" schon die siebente Auflage nötig wurde. Über alles erhält der Reisende hier die beste und verläßlichste Auskunft. Beide Reisehandbücher sind in der üblichen Weise, welche die Verlagsbuchhandlung pflegt, reichlich mit vortrefflichen Plänen und Karten ausgestattet. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

C. I. Roman von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Geliebt — gelebt. Roman von Wilhelm Delna. (Wien. J. Eisenstein & Co. 1907.)

Befreiung. Roman von Goswina von Berlepsch. (Dresden. Max Seyfert. 1907.)

Sidsel Langröckchen. Von Hans Aanrud. (Leipzig. Georg Merseburger. 1907.)

Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Albrecht Dürer-Haus.)

Hausbrot. Märchen und Sagen — Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützengeschichten — Familienerzählungen und Lebensbilder — Lieder — Sprüche — Sitten und Gebräuche, vom Volke ersonnen, gesammelt und dem Volke unverfälscht zurückgegeben vom Onkel Ludwig in Verbindung mit Dr. Richard v. Kralik. (Donauwörth. Ludwig Auer. 1907.)

Jugendliebe. Novellen und Skizzen von Adolf Vögtlin. (Zürich. Arnold Bopp.)

Schemaja. Ein zionistisches Bild von Dr. O. D. Tyrka. (Blasewitz. R. v. Grumbkow. 1907.)

Krieg. Von Robert Reinert. (Wien. Akad. Verlag. 1907.)

Der Schlierach Lois. Bauerndrama in fünf Aufzügen von Valerie Grèy. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Arelin. Trauerspiel von Karl Oscar. (Leipzig. Oswald Mutze. 1907.)

Der Weise und der Tod. Von Georg Ley. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1907.)

Eine Gymnasiastentragödie in vier Aufzügen von Robert Saudek. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

In der Reihe „Bücher der Weisheit und Schönheit", herausgegeben von J. E. Freiherrn v. Grotthuß (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer) sind neuerdings erschienen:

K. E. v. Baers Schriften, ausgewählt von Prof. Dr. Remigius Stölzle.

Gobineau. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Dr. Fritz Friedrich.

Platos Philosophie in ihren wesentlichen Zügen durch ausgewählte Abschnitte aus seinen Schriften von Gustav Schneider.

Goethes Gedichte in einer Auswahl. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene Ausgabe. — **Schillers Gedichte.** Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Prof. Dr. Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene Ausgabe. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Ausfahrt. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. (Bremen. Karl Schünemann.)

Aus Stunden der Sehnsucht. Gedichte von Robert Ticho. (Brünn. L. und A. Brescher. 1907.)

Und hätte der Liebe nicht —. Lyrik von Else Kastner-Michalitschke. (Graz. „Styria". 1907.)

Aus meiner Welt. Von Georg Knauer. (Wiesbaden. Emil Behrend.)

Zehn Sommer. Lieder und Gedichte aus dem Lebensbuche eines Wandernden von A. A. Naaff. 6. Sammlung. (Wien. Verlag „Lyra". 1907.)

Gedichte aus dem Bayerwalde. Von Ludolf Silvanus. (Passau. Waldbauersche Buchhandlung. 1906.)

Liederbuch für deutsche Studenten und Turner. Von Fritz Hirth. 25. Auflage. (Neutitschein. L. V. Endersche Kunstanstalt.)

Lieder und Bewegungsspiele. Für das Pestalozzi-Fröbel-Haus I zu Berlin gesammelt, zusammengestellt und bearbeitet von Else Fromm. Mit Noten. (Hamburg. Gutenberg-Verlag.)

Lustige und sinnige Vortragsgedichte in österreichischer Mundart, für gesellige Kreise ausgewählt aus den Gedichten von Franz Unger. (Wien. Franz C. Mickls Verlag. 1907.) Zum Vortragen dürften sich diese „Gedichte" schwerlich eignen. Z.

Erinnerungen an Richard Wagner. Von Angelo Neumann. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Beethovens Beziehungen zu Graz. Neue Beiträge zur Biographie des Meisters und zur Konzertgeschichte der Stadt von Otto Erich Deutsch. (Graz. Leykam. 1907.)

Ich klage an. Eine Flucht in die Öffentlichkeit von Conan Doyle. (Berlin. Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger.)

Jane Welsch-Carlyle. Von Emma Adler. (Wien. Akad. Verlag. 1907.)

Nur treu! Seminaransprachen von Ernst Gründler. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1907.)

Die religiösen Bewegungen des Judentums im Zeitalter Jesu. Von M. Friedländer. (Berlin. Georg Reimer.)

Christentum und Islam. Von Dr. C. H. Becker. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Lic. F. M. Schiele.) (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Katholisch — doch nicht welsch! Von Johannes Woltmann. (Leipzig. Otto Wigand. 1907.)

Die schöne Welt. Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und in Italien von J. V. Widmann. (Frauenfeld. Huber & Co. 1907.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Kultur, Aberglaube, Sitten und Gebräuche. Von Bernhard Stern. Zwei Bände mit Illustrationen. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Seligenland. Von Paul Eicken. (Dresden. E. Pierson.)

Über die nationale Bedeutung unserer Enthaltsamkeitsbewegung. Ein Vortrag von Dr. Gustav Rösler. (Reichenberg. Verlag des „Alkoholgegners“.)

Die Mietwohnung. Eine Kulturfrage. Glossen von Richard Schaukal. (Darmstadt. Verlagsanstalt Alexander Koch.)

Erhaltet unserer Heimat die Vogelwelt! Von Dr. Konrad Guenther. Mit einem Anhang: Empfehlenswerte Stubentiere. (Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehlenfeld.)

Kann es innerpolitisch noch einmal Frühling werden in Deutschland? Eine Osterbetrachtung für die gebildeten Klassen von Heinrich Jaeger. (Wiesbaden. „Rhein. Kourier.“)

Die internationale Hilfssprache und das Esperanto. Von Wilhelm Ostwald. (Berlin. Möller & Borel.)

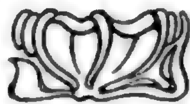
Die Frage einer internationalen Hilfssprache und das Esperanto. Von J. Borel. (Berlin. Esperantistengruppe.)

Meine Selbstheilung von 18jährigen Sprachstörungen. Neue, überraschend einfache und sichere Methode zur dauernden Heilung des Stotterns durch systematische Selbstsuggestion von Jens Schernius. (Berlin. Modern-pädagogischer u. psychologischer Verlag.)

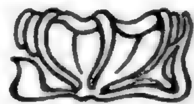
Die Geschäftsordnungen der deutschen Statutargemeinden Österreichs. Eine Studie zum österreichischen Gemeinderechte von Dr. Friedrich Hofmann. (Wien. F. Tempsky.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Fünfter Jahrgang 1907 von H. Berdrow. (Teschen. Karl Prohaska.)

Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen von Wilh. Berdrow. Sechster Jahrgang 1907. (Teschen. Karl Prohaska.)



Postkarten des „Heimgarten“.



L. R., Wien. Nehmen Sie sich für Ihre Gier, „gedruckt zu sein“, eine Abschrift aus einem wohlgemuten Liebhaber-Poeten:

Süßes Geheimnis.

Wenn dir ein schönes Lied gelungen,
So freue dich der Musen Kuß.
Was deinem Herzen sich entrungen,
Ist heimlich trauter Himmelsgruß.

Von der Empfindung Schmelz umwoben,
Behalt's wie ein Geheimnis zart,
Denk' nicht ans Drucken, Kritik, Loben,
O halt' es liebevoll verwahrt.

Sing' einer gleichgestimmten Seele
Dein Lied, wie's klingt in Lust und Leid,
So bleibt es keusch und ohne Fehle,
Vom Schmutz des Tages nicht entweiht.

Gedruckt dein Lied dem Tag dich bindet,
Der dich nicht kennt, nur flüchtig hört,
Der, weil er selten mitempfindet,
In deinem Lied dein Ich zerstört.

Drum fürchte nicht, ist echt empfunden
Dein Lied, so lebt es schön und rein.
Gedruckt ist ihm die Weih' entschwunden,
Vom Himmel zieht's zur Erde ein.   A. D.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. Mai 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Nöck.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Heimkehr ins Forsthaus.

Und am nächsten Tage in frischer Sonnenfrühe ging es heimwärts.

Der Friedl hatte im Gerichtsgebäude noch die Einbrennsuppe ablehnen wollen; den Spitzbubenkaffee möge er nicht, er wolle sich einen anderen im Kaffeehaus kaufen. Da sagte Elias: „Bruder, tu nicht übermütig werden! Iß mit mir noch einmal diese braune Suppe, damit du von dem Gelde nichts auszugeben brauchst. Das wirst du, wie es dir das Gericht in die Hand gegeben hat, dem Zimmermeister Josef heimbringen."

Wurde der Friedel ernsthaft und sagte: „Du hast recht. Ich hab mirs selber fürgnommen und wills nimmer vergessen. Elias, von jetzt an —"

Er blieb stecken. Allein als sie dann die Stadt hinter sich hatten, rechts und links der Straße die tauigen Wiesen, die Bäume mit den langen Schatten, die Berge im goldenen Sonnenschein — da griff er's wieder auf. „Elias, ich sags dir, von jetzt an will ich anders werden. Lustig schon, wenns geht, aber leichtsinnig nimmer. Ein Hund bin ich gwest, wie ich den Vater immereinmal gekränkt hab!"

„Hund mußt du nicht sagen!“ mahnte Elias.

In ruhiger Frohheit wanderten sie wegshin. Des Elias Wahnsinn war vergessen. Er meldete sich auch nicht mehr. Ein Delirium des Schreckes, sonst war es nichts gewesen.

Und jetzt lag sie wieder da, die leuchtende, klingende Welt Gottes.

Fern aus dem Hintergrunde des Tales stand schier in Sonnenduft gehüllt die steile Wand des Ringsteins auf. Dort liegt Eustachen. Und dahinter das Forsthaus. Als ob sie jahrelang fortgewesen wären, so zog es sie heimwärts.

Als es heiß geworden war, setzten sie sich in den Schatten zweier Fichten, unter denen das Steinbild des heiligen Johannes von Nepomuk stand.

„Sind dir auf unseren Straßen nicht schon die vielen Heiligenbilder aufgefallen?“ fragte der Student.

„Du hast sie ja doch gern, die Heiligenbilder — nit?“

„Wenn sie schön sind. Besonders —“, fast errötend gestand es Elias, „die Muttergottes muß schön sein. Vor einem häßlichen Marienbilde, wie man sie in Wallfahrtskirchen sieht, könnte ich keine Andacht haben. Nein, so widerwärtige Bilder! Möchte nur wissen, ob das auch in anderen Ländern so ist.“

„Kunnten ja einmal nachschauen gehen“, sagte der Friedl. „Ich denk, die Leut werden halt nirgends schönere Bilder machen, als sie können. Die Heiligen braucht man ja nicht zum Anschauen.“

„Vielmehr, daß wir ihnen nachfolgen“, gab Elias bei.

„Ja, wenn sie kammod wären wie vor Zeiten“, sagte der Friedl. „Deinem Namenspatron, dem heiligen Elias, haben die Raben das Brot vom Himmel gebracht. Aber unser vergessen sie halt. Und möchte schon bald was essen.“

„Wart nur“, sagte Elias, „wer Vertrauen hat, der erlebt jeden Tag Wunder.“

„Du, Elias. Bei deinem starken Glauben zu der Muttergottes hätt sie uns schon helfen können, wie wir jetzt in der großen Not sind gwest.“

„Sie hat uns ja gholfen. Sonst wären wir jetzt nicht im Sonnenschein.“

„Das Taschenmesser hat uns gholfen, das du mir gschenkt hast.“

„Wer sagt dir denn, daß es nicht die liebe Muttergottes gewesen ist, die mir den Gedanken eingegeben hat: Deinem Bruder kaufe ein Taschenmesser?“

„Wenn dir das nit wär' eingfallen, so hätt's mit diesem Messer nit geschehen können und wir wären in keinen Verdacht gekommen.“

„Friedl, das mußt du dir abgewöhnen, daß du allemal alles von der schlechten Seite anschaust. Auf deine Weise wäre ja ich an der ganzen Geschichte schuld."

„Das hab' ich nit gesagt. Du siehst nur, daß sich alles ausdeuten laßt wie der Will."

Ähnliche Gefechte führten die Burschen mehrere unterwegs, warfen aber fast allemal die Degen weg, bevor einer verwundet wurde.

Zur Mittagszeit wollten sie in keines der Straßenhäuser einkehren, aus denen sie ein paar Tage vorher so grausam beschimpft worden waren. Bei einem abseits stehenden Bauernhause sprachen sie zu und bekamen dort Klöße mit Kohl.

„Siehst du, Bruder, daß die Raben auch heute noch fliegen?"

„Ja, ja, Elias, du hast halt immer recht. — Aber jetzt sollt er uns schon bald entgegenkommen."

„Ja, ich schau auch schon immer aus."

„Wissen muß er's ja schon, daß wir auf dem Heimweg sind."

„Ich habe nur eine Angst", gestand Elias, „wenn er's hört, was für eine Dummheit ich habe angestellt."

„Du, um das Donnerwetter beneide ich dich nit!"

„Unwahrheit ist halt doch schon einmal gar nichts wert", sagte Elias mit ungleicher Stimme, „auch wenn man was Gutes mit ihr wollte stiften. Ich bitte dich, Friedl, hilf du mir beim Vater."

„Ich sag, wie ich gesagt hab", antwortete der Friedel, „willst mich nit noch einmal fuchtig machen, so red' von was anderem."

Da redete der Student gar nichts.

Als sie am Nachmittag gegen Ruppersbach kamen, sagte der Friedl: „Na, durch das Nest mag ich nit gehen." Da schlugen sie links einen Feldweg ein, um dem Dorfe auszuweichen. Sie kamen an den hohen Pappeln vorbei, die in einer Reihe standen wie Riesenlanzen. Unter denselben zog sich eine Mauer hin. Sie gingen der Mauer entlang, da kamen sie zum Tor, das offen stand. Elias konnte an keinem Friedhofe vorbeigehen, ohne den Hut vom Haupte zu ziehen und ein Vaterunser zu beten. Und wenn er drinnen mitten unter den weißen Mäuerlein und kleinen, schief stehenden Kreuzlein ein großes Christusbild ragen sah, da ging er hinein, schaute zum Erlöser auf und las dann Inschriften der Denkmäler. So tat er auch heute und der Friedl ging mit ihm. Auch der las Grabschriften, und zwar darauf hin, ob sie ungereimt und spaßig wären. Dieweilen wird's ein bissel kühler zum Wandern.

„Schau, was Leut sterben!" sagte er jetzt, zeigend auf die frische Hügelreihe mit den unangestrichenen Holzkreuzlein.

Elias trat hinzu und las Namen, wie sie auf den Kreuzchen standen.

„Johann Dröschler.“

„Das ist der alte Müller gewesen“, sagte der Friedel, „weißt, der bucklige Alte, der ganz krumm gebogen war, wo der Saubub, der Wegmacher Kruspel, hat gesagt, den müßten's, wenn er einmal gestorben wär, in eine Baßgeigenschachtel legen.“

Elias las weiter: „Andreas Holzbruckner.“

„Ist im Rausch in den Fluder gefallen, Gott tröst sein Seel!“

„Maria Buchebner.“

„Ah, das ist die Pichelbäuerin, die so viel hat leiden müssen.“

„Nathan —“

Elias stockte.

„Wer denn weiter?“ fragte der Friedl.

„Nathan Böhme!“

Nun standen sie da und schwiegen. Und murmelte endlich der Friedl. „Da drunten liegt er.“ Und standen lange vor diesem Hügel und sagten nichts weiter. Können es uns wohl denken, was durch ihre Seelen gezogen sein mag. Endlich atmete der Friedl schwer auf und schritt weiter. Er hatte feuchte Augen.

„Da ist ein Rufmann“, sagte Elias leise.

„Bei meiner Treu, da ist ein Rufmann. Paulus Rufmann, wie unser Vater heißt.“

„Ich habe nie etwas gehört, daß es in unserer Pfarre auch sonst noch Leute gibt, die Rufmann heißen. Der Vater ist vom Bayerischen her.“

„In Sandwiesen, der Tabakskrämer heißt Rufmann. Hat Rufmann geheißen“, wußte der Friedl zu sagen.

„Der wird's sein“, gab Elias bei. Dann gingen sie aus dem Friedhofe fort und ihres Weges weiter.

Oberhalb Ruppersbach kamen sie wieder zur Straße. Sie gingen ein wenig schneller und sprachen nicht viel. Da sahen sie, wie ein Wagen entgegenkam.

„Das ist der Vater!“ rief der Friedl. „Es sind Michelwirts Pferde, da sitzt der Vater im Wagen.“

Es saß wohl einer drinnen, aber das war der Michelwirt. Er war selbst der Kutscher, hielt jetzt die Pferde an und stieg aus.

Fröhlich grüßten sie ihm entgegen und der Friedl sagte: „Du, Onkel, das war jetzt eine Zeit! Die möcht ich nit wieder derleben. Warum ist der Vater nit mit?“

„Ist so viel heiß heut und der weite Weg. So bring ich euch den Wagen entgegen“, sagte der Michel und faßte die Pferde am Riemen, um sie zu wenden. „Steigt nur gleich ein.“

„Ich will auf den Bock.“

„Geht nit, Friedl, ist zu schmal für uns zwei, setzt euch nur kamodt in den Wagen."

So fuhren sie gegen Eustachen. Der Michelwirt hatte nur ein paarmal ausgerufen: „Also der Krauthas!" Denn es war schon alles bekannt geworden. Im übrigen redete er nicht viel, mußte auf die Pferde achtgeben. Elias schwieg und der Friedl schwieg auch, weil ihm bange geworden war.

Der Michel hatte gemeint, er würde die Burschen bei dem Wiedersehen an die Brust reißen müssen. Statt dessen war es so kühl hergegangen. Schon gut so. Das ahnte er wohl, wenn er jetzt ruhig bleiben soll und nichts verraten, so darf er das Herz gar nicht anrühren. — Am Eingange des Dorfes vor der Kapelle standen schon Leute, Jugendkameraden, darunter auch die Gerhaltbuben. Ohne Willkommsgeschrei reckten sie den Ankömmlingen die Hände entgegen, aber diese taten nicht viel desgleichen und der Michel hielt die Pferde nicht an, ließ sie vielmehr sehr rasch zwischen den Häusern hintraben bis zum Wirtshause.

„Wir wollen nit einkehren, wir wollen gleich heim", sagte der Friedl.

„Na na, Buben, zukehren müßt ihr schon bei mir." So der Michel. „Ihr habt Hunger und Durst. Frau Apollonia hat schon daran gedacht. Auch abstauben werdet ihr euch wollen."

„Wir möchten schon den Vater haben," sagte der Student.

„Ich glaubs euch, Buben, ich glaubs euch, wird aber jetzt nit zu Haus sein. Kunnt sein, daß — er notig im Gebirg was zu tun hätt und vor dem spaten Abend nit heimkommt."

„Die Nachricht hat er doch erhalten?"

„Ei, das schon, die Nachricht, die wird er schon bekommen haben. — Poldl, komm doch herfür und spann die Pferde aus!"

Wenn der Vater jetzt ohnehin nicht daheim ist, da konnten sie ja einkehren, dachten die Burschen und traten ins Haus.

„Da seins halt jetzt, die armen Hascher," klagte der alte Einleger Wenzel, der im Vorhause stand.

„Schau, daß d weiter kommst," herrschte ihn der Wirt zu, so daß dem Alten ungleich wurde. Was hat er denn heut, unser Herr?

Der Tisch war schon gedeckt, die Kellnerin brachte Speise und Trank und die jungen Wanderer ließen sich nicht nötigen. Der Michel saß neben ihnen, fragte nicht viel und erzählte nicht viel. — Schenkte Wein in die Gläser. „Tuts trinken, Buben. Der Wein, wenns auch heißt, zuviel wär ungesund, er ist und bleibt eine Gottesgab und erfrischt das Herz. Schon gar, wenn der Mensch . . . Ich kunnt den Wein nimmer entbehren." Er füllte auch sich ein Glas und leerte es auf einen Zug.

So oft die Küchentür aufging oder auch nur das Küchenfensterlein, spannte der Friedl die Augen. Aber er nahm nichts wahr. Auf dem Tisch, in einem weißen Krüglein, stand ein frischer Blumenstrauß. Das war alles.

Kurz aber lebhaft hatten sie erzählt von den Verhören in Löwenburg, besonders vom Krauthasen, und wie ihre Unschuld aufgekommen war. Da fragte Elias plötzlich: „Ist jetzt nit ein Rufmann gestorben, da wo herum —?"

Der Michel konnte wohl nicht gleich antworten.

„Auf dem Friedhof haben wir einen Rufmann gefunden."

„Seid ihr — auf dem Friedhof gewesen?"

„Das ist gewiß der Tabakkramer in der Sandwiesen," sagte der Friedl, „hat ja Paulus geheißen, nit?"

„Mir scheint."

Der Michel tat, als sei er gerufen worden. Er ging rasch hinaus und sagte zur Frau Apollonia, die schon immer ängstlich gehorcht hatte an der Tür: „Das soll wer anderer tun. Ich brings nit übers Herz."

„Aber mein Gott, ehvor sie heimkommen, muß es ihnen doch gesagt werden."

„Frau, sie kommen selber drauf, sie sind schon nahe dran."

„Wenigstens lassen wirs früher essen," sagte sie. „Mein Gott, wie einem diese Buben derbarmen!"

Er beneidete die Frau um dieses arglose Erbarmen. Wie selig süß das war im Vergleich zu dem, was er auf sich hatte! — Dann ging er wieder in die Gaststube und setzte anders ein. Er schenkte neuerdings die Gläser voll: „Nur fest trinken, Buben! An so einem Tag kann man sich schon ein Spitzel gunnen. Nach einem solchen Sturm. Wie ihr tapfer seid gwesen. Leben sollt ihr! Gott erhalte euch! Und was immer mag kommen, wir drei halten zusammen. Sollt einmal eine Veränderung sein im Forsthaus oder wie — daß ihrs nur wißt: Im Michelwirtshaus seid ihr daheim."

Gleichzeitig standen die Burschen vom Tische auf und der Friedl rief plötzlich: „Michelwirt! Mit unserem Vater ist was geschehen!"

Und darauf antwortete der Wirt. „Kinder, wie wäret ihr sonst auf den Kirchhof gegangen, wenn ihrs nit schon tätet wissen."

Elias rührte sich nicht und blieb stumm. Der Friedl aber gab einen gellenden Schrei. Dann warf er sich auf den Tisch nieder und weinte laut. Und dazwischen hervor schrie er zornig. „Was ist ihm geschehen?"

Und der Wirt zagend und gedämpft: „Ertrunken."

„Ertrunken!" Der Bursche hielt den Kopf und hielt ihn mit beiden Händen. „Ertrunken! So ist kein Mensch bei ihm gewesen! So habens ihn allein gelassen!"

„Allein gelassen wohl nit ...“

Jetzt kein Halten mehr.

Als sie hinausgingen, stand im Hintergrunde des Vorhauses das schlanke Mädel und schaute her. Er hat sie gesehen und nicht gesehen. Sie warteten nicht ab, bis eingespannt war, sie lehnten den Wirt ab, der sie begleiten wollte. Als ob hinter ihnen etwas Feindliches her wäre, so eilten sie hin am Waldsteig und in der Abenddämmerung sahen sie das Forsthaus vor sich liegen. Und hörten dort stoßweise weinen. Als sie in den Hof kamen, sahen sie, daß es der Waldel war. Und als der Kettenhund die Heimkehrenden bemerkte, da wurde sein Heulen noch kläglicher. Er sprang sie nicht an, wie sonst, wenn sie sich nahten, er lag auf der Erde, deren Sand er aufgescharrt hatte, feucht unter den großen schwarzen Augen, so schaute er sie an und heulte und wimmerte leise, als wollte er ihnen alles Schreckliche erzählen, was geschehen war. Zum Tore kam die alte Sali heraus, langsam, gab ihnen aber nicht die Hand. „Unser Herrgott weiß es! Weil nur ihr da seid! Weil nun endlich ihr wieder da seid! O du liebe Frau im Himmel oben, die Freud, wenn er das noch hätt erlebt!“ Weinen tat sie nicht.

Elias hatte fast nicht den Mut, ins Haus zu treten. Nicht vor dem toten Vater konnte er sich fürchten, aber vor seinem zürnenden Geiste ...

In der Stube, vor dem Muttergottesbilde an der Wand, brannte eine rote Ampel. Sie brannte seit drei Tagen. „Und so lang ich in dem Haus bin, wird sie nimmer auslöschen,“ sagte die Sali. Aber als Elias in der Stube allein war, nahm er die Ampel von ihrer Leiste herab und stellte sie über dem Tische auf die Wandeckstelle, wo das Kruzifix stand. Maria, unsere Fürbitterin! Aber das Licht gehört Ihm allein.

So waren sie jetzt daheim. Und in dem Augenblick, als sie in dieses Haus getreten — wußten sie auch, hier waren sie fremd geworden. Verwirrt und betäubt gingen sie eine Weile umher, gingen nur so umher und konnten nichts denken. Sie gingen in sein Zimmer, in die Kanzlei, in alle Stuben und Kammern und waren immer überrascht, den Vater nicht zu finden. Sie sahen sein Gewand, sein Gewehr, seine Bergstecken, seine Pfeife, seine Laute — alles, nur ihn selbst nimmer. Da setzten sie sich ermüdet hin und schluchzten.

Und endlich fragte der Friedl, wie es gekommen sei.

„Wie wirds denn gekommen sein?“ rief die Alte unwirsch. „Wies halt kommt, wenn was sein will. Dran schuldig seid ihr! Wenn man solche Dummheiten macht, daß man von den Gendarmen wird fortgetrieben, das soll einem alten Mann nit s Herz abstoßen?“

Fragte nun Elias scheinbar gefaßt: „Nicht wahr, Sali, unser Vater hat sich selber das Leben genommen?“

„Ja, leicht wohl, daß ers selber hat tan, aber dran schuldig ist auch noch ein anderer! Hab schon lang nimmer viel gehalten auf den Wirt. Am selbigen Abend — s ist am Tag, wie sie euch haben fortgeführt, der Michelwirt ist kommen und sagt, er will bei ihm bleiben, weil man ihn nit allein lassen kann. Und auch der Fürstand ist kommen und hats dem Wirt auftragen: Schau gut auf den Rufmann, hat er gsagt, ich habs ghört. Schau gut auf ihn, hat er gsagt. Ich vertrau dir ihn an, und hat ihm es der Wirt müssen versprechen und ist der Fürstand wieder fort, weil das Feuer ist gwest auf dem Ringstein. Eine Weil sinds noch gsessn beieinand und umeinander gangen im Haus. Ich bet mein Rosenkranz, daß uns doch unsere liebe Frau nit ganz möcht verlassen. Nachher später, s ist schon finster gwest, schau ich zum Fenster aus und seh sie nebeneinander stehen auf dem Anger. Hättest ihn nit sollen auslassen, denk ich, weil er schon voreh mit dem Gewehr was hat anstellen wollen. Aber der Wirt schaut das Feuer an, leichtsinnigerweis, und rührt sich nit und schaut das Feuer an auf dem Ringstein. Und kümmert sich nit um den alten Herrn. Und auf einmal steht der Wirt allein da und der Herr Vater ist nimmer neben seiner. Da geht euch der Wirt noch a Weil vor dem Haus umeinand, eilen tuts ihm gar nit, so daß ich denk, der Herr ist schon wieder im Haus; aber wie ich merk, er ist nit da, bin ich wohl auch gschwind gelaufen. Und steht der Wirt bei der Brucken und sagt: Ein End hats. — So, meine Kinder, so ists gwest. Sonst weiß ich nix. Und jetzt möget ihr euch denken, wer euren Vater auf dem Gewissen hat."

„Der Michelwirt! Und wir all miteinand," sagte der Friedl.

Und Elias gebrochen: „Ich ganz allein . . ."

„Der Wirt hat ihn auf dem Gewissen," schrie die Sali. „Er hat nit gschaut auf ihn. Er hat ihn zu Fleiß ins Wasser gehen lassen und so ists und nit anders."

O traurige Stunden in derselbigen Nacht. Still sind sie gewesen, geschlafen hat keiner. Und um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht, da macht der Friedl Licht und sagt: „Elias, du hast einen Schulatlas."

Antwortete der Student: „Im Koffer obenan. Aber ein alter, die Eisenbahnen sind nicht drin."

„Das, was ich brauch, wird drinnen sein."

Er schlug das Blatt mit den beiden Halbkugeln auf. Die östliche und die westliche. Er brütete darüber. Dann warf er den Atlas hin und sagte: „Jetzt weiß ich auch, wohin."

„Wohin, Bruder?"

„Nach Neuseeland. Das Land, das am allerweitesten von Eustachen entfernt ist. Kein Land so weit weg auf der weiten Welt als Neuseeland. Dort will ich hin."

Es tröstet der Wein, es singen die Wasser.

Es war Hochsommer geworden. Im Garten des Michelwirtshauses waren wieder ein paar Tische aufgeschlagen worden für Durchreisende. Aber sie blieben fast leer. Die Bauern und Holzknechte saßen wie immer in der dumpfen Stube und dort gings oft wieder recht laut und lustig her. Nur daß der Wirt selten bei den Zechern war. Der saß am liebsten allein draußen am Gartentische und träumte in sich hinein. Manchmal läutet ein Bienlein über sein Haupt dahin. Bisweilen weht es durch die schlafenden Bäume wie ein verlorenes Singen aus alten Zeiten.

. . . s hat schon der Mond schön gscheint.
s ist alles mäuserlstill —
Es rührt sich nix . . .

Dort steht der alte Ahornbaum mit der wüsten Scharte — wo der Ast niedergebrochen war. Er hätte an demselben einmal hinaufsteigen wollen, um den Bienenschwarm abzufangen. Der Rufmann hatte ihn gewarnt. „Hätt ers nit getan, so wär ich tot, und er kunnt noch leben."

— Trinken. Sie sollen trinken, drinnen in der Stube, so viel sie mögen. s hat wohl jeder seinen Dorn im Fleisch. Ohne Trinken wärs nit auszuhalten. In einem alten Schulbüchel ists, da kommt gleich nach Kain und Abel der Noah mit der Traube. — So hatte der Michel sein Glas Wein vor sich stehen. Und dann lohte leicht und warm die Freude auf. Der Greis soll ruhen, die Jünglinge sollen leben. Ihre Weltlust ist seine Weltlust geworden. In ihnen lebt der alte Freund wieder auf und dankt mir, daß es so gewendet worden ist. Und an den Söhnen kann ich meinem Paul mehr Liebes erweisen, als es an ihm selber möglich gewesen wäre. Und mein Haus, es ist nicht so arm. Hat es für Elias gleichwohl die Hülfe, seine Studien zu vollenden und den immerwährenden Heimgang; für den Friedl hat es mehr . . .

So lieblich blühte der Wein. Aber das ging allemal sachte in eine andere Stimmung über, in eine abgrundtiefe Elendigkeit. Da knirschte er mit klappernden Zähnen, daß der Wein das allerabscheulichste Gift sei — so furchtbar grausam schon deshalb, weil es nicht sterben läßt. Das Leben verelendet und doch nicht sterben läßt! Alle Lebensgeister verekelt und betäubt er, bis auf den einen, der zuruft ohne Unterlaß: du bist eine treulose Kreatur! Nüchtern geworden, fand er freilich wieder den kümmerlichen Halt in dem Gedanken: Was man aus Nächstenliebe tut, das wird ja doch — wie es immer heißt — eine gute Tat sein und selbst wenns ein Irrtum wäre. Seine Einbildung, daß die Söhne Raubmörder sind, hat die Tauernach ausgelöscht. Auch wenn sie es wirklich wären gewesen. Oder können sies nicht noch

werden? Wer kann denn wissen, was unermeßlicher Jammer einem Menschen bevorstehen kann. Das ist alles ausgelöscht beim Rufmann — er hat nix mehr zu fürchten und zu leiden. Wer hat ihn denn erlöst? Ich? Wie so? Doch er sich selbst. Was gräm ich mich denn ab? Ich habe ja nichts getan! —

In ähnlicher Weise rang der arme Mensch mit seinem Leide, mit seinem Gewissen — und sachte erlahmte die Seele.

Zum Forsthause wollte er jetzt hinauf, um zu sehen, was es zunächst für ihn zu tun gab. Da kam der Brief.

„Lieber Michel Schwarzaug!

Nachdem, was sich ereignet hat, und es besser ist, daß wir uns nicht mehr sehen, so schreibe ich im Namen meines Bruders und in meinem eigenen diesen Brief.

Wir verließen gestern unsere Heimat, und zwar unauffällig bei der Nacht, weil wir allen, die unseretwegen sich etwa einen Vorwurf machen müssen, noch unseren letzten Anblick ersparen, und wir auch selber niemand sehen wollen. Ins Forsthaus zieht demnächst der neue Förster ein. Die Rosalia Derler wird unsere Sachen, die wir nicht mitnehmen können, in Obhut nehmen, bis sie versteigert werden und haben wir gleichzeitig alles Amtliche dem Ortsvorsteher aufgetragen.

Warum wir gehen, das brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Erfahrungen, die wir in unserer größten Not hier haben machen müssen. Wir müssen uns halt denken, sie sind von Gott geschickt, wollen niemand dafür verantwortlich halten. Müssen auch manchen werten Bekannten zurücklassen, aber das Verbleiben in Eustachen wäre gegen unsere Natur. Wo so etwas geschehen, das kann nimmer unsere Heimat sein.

Mein Bruder Fridolin will ganz auswandern, wahrscheinlich in einen anderen Weltteil. Wie er arbeiten kann, da wird er leicht weiterkommen. Ich kehre auch nicht mehr ins Seminar zurück, etwa daß ich in einem Kloster meine weitere geistliche Ausbildung suche. Vielleicht entschließe ich mich zu etwas anderem, jetzt ist mein Verlangen: Nur recht weit fort.

Dir, lieber Michel Schwarzaug, danken wir für manches Gute, besonders was Du unserem seligen Vater erwiesen hast. Wir wissen, daß Du dich kränkst um ihn, und wahrscheinlich wegen seiner letzten Stunde. Laß das sein, das hilft jetzt nichts mehr. Die Schuld habe ich auf mich zu nehmen. Hätte ich nicht eine Untat gelogen, die ich nicht begangen habe und nie begehen kann, so würde man uns kaum fortgeführt, sicher aber nicht als des Verbrechens überwiesen betrachtet

haben. Daß ich freilich meine Ursache gehabt habe, würdest Du nicht glauben können. Mein ganzes Leben soll ein Büßen sein, dem Gedächtnisse meines Vaters und seiner armen Seele aufgeopfert. Für mich verlange ich nichts mehr und mein Bruder wird sich durchschlagen. Um was wir Dich noch ersuchen möchten; laß es sein, nach uns zu forschen — es ist so am besten. Wir wünschen Dir und den Deinigen viel Glück und Segen.

Elias Rufmann.

Ich verabschiede mich noch besonders von Dir, als meinem christlichen Taufpaten. Gott der Herr wird alles vergelten.

Ja, so lautet der harte Brief, den man heute noch lesen kann im Straßenwirtshaus zu Eustachen. Der Schreiber, der ihn wohl in christlicher Milde und Verzeihung verfaßt zu haben glaubte, hatte keine Ahnung, wie dieses kalte Eisen in das kranke Herz des Empfängers drang.

Er las zwischen den Zeilen dieses Briefes, daß seine Sünde keine Verzeihung findet. O, wäre der Brief in Leidenschaft und Zorn geschrieben worden und hätte geflucht und gewettert, so wehe hätte er nicht getan, als diese tote Höflichkeit. Seine Sünde findet kein Verzeihen. Sie wollen nichts mehr von ihm. Sie wollen ihn gar nicht mehr sehen. Ja wohl, „Gott der Herr wird alles vergelten!“ Das soll wohl heißen: bestrafen! — Aber Michelwirt, was kränkest du dich denn so sehr? Es ist ja alles nur Einbildung. Dem Rufmann hast du gesagt, daß man die Einbildung, wenn sie weh tut, auslöschen könne. Michel, lösche sie jetzt in dir selbst . . .

„Mariedel! Ein Glas Wein. Vom starken!“

— — Also abgelehnt!

Abgelehnt von diesen Knaben, die er schon zu seiner Familie getan, derer wegen er auf seine eigenen Angehörigen beinahe vergessen konnte. Abgelehnt von diesen Jungen, an denen er seinen verhängnisvollen Irrtum sühnen und sich erlösen wollte. Von diesen armen Jungen, die Liebe und Vertrauen zur Heimat verloren hatten und nun in der weiten, stockfremden Welt ihr Glück suchen wollten — die einfältigen, unerfahrenen Kinder!

In seiner inneren Wirrnis versuchte er es einmal mit der Zither. In früheren Tagen hatte ihr Klang manche Herbnis sanft ausgelöst. Jetzt griff er wieder in die Saiten. Sie klangen nicht, sie schrillten, sie taten dem Ohre weh und dem Herzen noch weher. Er nahm den Drehschlüssel und suchte zu stimmen, da tat die Saite einen schneidenden Schrei und — war gesprungen. Das Instrument mit dem gerissenen Strang, er hing es wieder an den Nagel. Es war alles aus.

Sein Weg — noch einmal zum Forsthaus. Da war alles darunter und darüber gekehrt. Die Sali hatte Möbel und Geräte gescheuert und nun standen und lagen diese auf dem Anger herum, daß sie trockneten. Es waren, im Sonnenlichte besehen, recht ärmliche Sachen. Er ging ins Haus. Die Schritte hallten laut in den leeren Stuben. An der Wand waren noch die Heiligenbilder und die rote Ampel stand vor der Muttergottes. Daneben hing die Laute. Rufmanns alte Laute, mit der er so oft den Gesang begleitet hatte.

Die Sali kam herbei und begrüßte ihn mit den Worten: „Gelt, wollens halt auch einmal sehen, wies ausschaut, das zugrunde gerichtete Forsthaus!“

Er hatte für diesen Ton keine Empfindungen mehr. Von den Buben nirgends eine Spur. Er hatte sich vorgenommen, zu versuchen, ob nicht von der Alten manches über sie zu erfahren wäre. Das ließ er sein, fragte nur eins. Ob die Laute zu haben wäre? Er möchte sie gerne kaufen, zu einem Andenken.

Darauf die Alte kurz und scharf: „Ich geb nix her! Darf nix hergeben! Was mir anvertraut ist, das ist mir anvertraut!“

Mit dieser verspäteten Lehre konnte er wieder gehen. Und er ging. —

Es kamen nun die Tage, da er in der Gegend umherstrich, wie ein Mensch, der etwas sucht. Der es endlich findet und traurig betrachtet und wieder wegwirft, weil es doch nicht das Rechte ist. An Waldplätzen, wo er je mit dem Freunde zusammengewesen war, geplaudert oder gesungen hatte. Und suchte in dunkelnder Erinnerung nach Gesprächen, die er mit Rufmann geführt, nach Aussprüchen, die er getan und vor allem nach den Liedern, die sie gesungen hatten. Von manchem Liede, das sie mitsammen gesungen, fiel ihm der Text ein, aber nicht die Melodie. Und der Text ist ein dürrer Stab, an dem die blühenden Ranken fehlen. Und wenn er auch bisweilen einzelne Töne der Melodie fand, so waren es abgefallene Blätter einer Rose, sie hatten keinen Schmelz und keinen Duft. Und wenn er von anderen singen hörte, so war es Lärm und kein Gesang. Da wollte sein sangesdurstiges Herz verschmachten. Selbst die Waldvögel, sie sangen nicht, zwitscherten oder kreischten nur, seit der Förster dahin war. Und die alten Bäume, die stahlhart und rein geklungen hatten, so man mit der Axt an den Stamm schlug — sie tönten dumpf und morschig. Wenn er von solch traurigen Gängen nach Hause kam, murmelte er: „Komm Rufmann!“ und trank Wein.

Dann wieder sah man den Michel an den Ufern der Wässer. Er saß an der Tauernach und schaute in die raschen Wellen, er saß an der Mur und schaute in das stille, langsame Wogen hinein. Schier klang ihm das Wasser holder, als alle Lust in Kehle und Saitenspiel.

Und ists ihm eingefallen: Der Rufmann drüben, der wird sich langweilen, wenn er keinen zum Singen hat. Dem sollt man doch Gesellschaft leisten gehen ... Öfter als einmal ging Frau Apollonia aus, um ihn zu suchen und fand ihn an einer Felswand oder an einer Hecke oder am Wasser. Er ließ sich wecken aus seinen Träumen und ging mit ihr heim. Und die Helenerl! Was hat das Mädel heimlich sich gegrämt! Da ward es endlich doch zu hart, alles so allein zu tragen und sie blieb auf der Gasse ein wenig stehen, wenn Sepp, der ältere Gerhaltsohn, vorüberkam und freundlich fragte, wie es ihr gehe? Dem sagte sie von ihrem Leid ein Weniges heraus und ging wieder ihres stillen Weges.

Den Vater aber, den ließ es nimmer bleiben in der Enge des Hauses bei lärmenden Zechern; er ging immer wieder fort. Man sah ihn stehen am Waldrain, wo der Weg gegen das Forsthaus führt. Man sah ihn sitzen am Wasser, mit einer Angelstange. In Ruhe und Geduld hielt er sie hinaus und manchmal zuckte er damit auf. Zumeist war nichts an der Angel, da wunderte er sich. Manchmal war ein Fisch daran, da wunderte er sich auch und tat den Fisch wieder hinein.

„Ja, Michel, was willst du denn fangen?“ fragte ihn einmal jemand. Er schwieg, blieb sitzen am Ufer und hielt die Angelstange über das Wasser.

Ein andersmal wieder Stunden, da der Michel scheinbar schalkhaft war wie in früheren Zeiten. So sagte er eines Sonntags auf der Straße zu den Kirchgängern: „Wißt ihr es schon, Nachbarn? Gestern früh um sechs Uhr ist in Löwenburg der Michelwirt von Eustachen gehenkt worden.“

Da schüttelten sie die Köpfe: „Der Mensch ist halt doch ganz und gar verrückt!“

Nur einer war, der augenzwinkernd murmelte: „Ich weiß wohl, wies gemeint ist. Weil die Eustacher damals gsagt haben: Der Michelwirt ists gwest, der den Preußen ....! Keiner hat ihms abgebeten. Der Krauthas ist gestern hingerichtet worden.“

„Der Krauthas?“ fragte der Michel, der die Bemerkung wohl gehört hatte, „da müßt er doch selber was davon wissen. Er weiß nix von der Hinrichtung, ich weiß was davon. Also bin ich hingerichtet worden!“

Wurden ihrer etliche nachdenklich und hatten einen Schauder. Wenns einer darnach auslegen wollte, es sei was dran.

Der Michel schrie es heftig auf die Kirchgänger hin: „Ja, ja, ihr braven Leut von Eustachen! Das Gstorbensein gspürt nur der Überlebende!“ und schlug die Faust an seine Brust.

(Schluß folgt.)

Der Räuberhauptmann von Hochstein.

Von L. Seidl-Derschmidt.

Ich habe mir das Leben eines einsamen Dorfschulmeisters ganz anders vorgestellt, als ich, das ersehnte Dekret in der Tasche, meine wenigen Siebensachen im Koffer hinten auf dem Schlitten, hinanfuhr in mein lustiges Bergdorf. Wie war das Abschiedswort meiner Freunde so wehmütig gewesen, als ich aus dem lustigen Sängerkreise, der feuchtfröhlichen Tafelrunde schied!

Und das vielsagende Lächeln, das bedauernde Achselzucken aller, selbst der Landleute, wenn ich meinen künftigen Aufenthalt nannte!

„Nach Hochstein!“ hieß es, „o mein Lebtag! In das Schneeloch! Zu den Steinschädeln hinein! Da erbarmt mir der Herr! Keine Kirchen, kein Wirtshaus, keine Post, kein Kramer, kein Fleischhacker! Das einzige, daß ein Häuslmann Tabak verkaufen darf. Nichts als Steinfelsen in den Äckern und Wiesen, und Wald und Moos ringsum! Da kann sich der Herr Lehrer mit den Rehböcken und Hirschen die Zeit vertreiben!“

Das wollte ich auch, zum Teile wenigstens, gewiß tun. Aber Sorge beschlich doch meinen jungen Frohmut, wenn ich der abschreckenden Schilderungen gedachte. Es glich doch meine Reise nach dem neuen Dienstorte aufs Haar einer Verbannung nach Sibirien.

Nun aber lebte ich schon einige Jahre da und hatte gar kein übergroßes Verlangen, von hier fortzukommen. Meine Schüler waren meist kräftige, aufgeweckte Buben und Mädeln, großgezogen durch derbe Kost und würzige Waldluft. Sommer und Winter trugen die Knaben ihr haltbares „Mischlinggewand“, das aus einem groben, lodenähnlichen Stoffe, halb Leinen halb Schafwolle, gemacht war und im besten Falle die Verzierung von Hirschbeinknöpfen und grünen Aufschlägen aufwies. Diesen Stoff machten die Leute auf eigenen Webstühlen oft selbst und verwendeten ihn auch zum Besohlen der dicken Winterstrümpfe, damit sich letztere in den Holzschuhen nicht zu sehr durchwetzten. Im Winter kamen die Buben auf selbstgefertigten Schneeschuhen über die Berge gelaufen. Das war ein Jauchzen und Jagen an hellen Wintermorgen und eine seltsame Ansammlung von den verschieden gestalteten Schneeschuhen war vor dem Schulhäuslein alltäglich zu sehen, ausgenommen es kam der Winter mit seiner ganzen Strenge und Macht, mit Schneestürmen und Verwehungen. Dann freilich kam es vor, daß wochenlang der Schnee von den Haustüren und Fenstern geschaufelt werden mußte, um nur den nötigsten Verkehr herzustellen und das Tageslicht einzulassen. Dann schwand natürlich meine Schülermenge, die sonst sehr stattliche Zahlen aufwies, auf ein winziges Häuflein zusammen. Die Mädchen, meist

blauäugige, blondzöpfige Dirndlein, kamen in bunten Kattun- und Barchentkleidern, die eigens für den Schulbesuch verfertigt und daheim sofort mit einem gröberen Kittel vertauscht wurden.

Ich hatte die Herzen der Kinder bald gewonnen; sie waren wohl derb und rauflustig, aber heiter, aufrichtig und im großen Ganzen auch geweckt und fleißig. Und wer die Kinder für sich hat, der gewinnt auch die Eltern, und somit wurde mir die Eroberung der berüchtigten „Steinschädel" nicht schwer. Ich wurde ihr Vertrauter und Berater, ihr Testamentszeuge und oft sogar ihr Arzt, denn der Doktor war von vielen Gehöften mehr als zwei Stunden entfernt und zudem alt und gebrechlich. Ich wurde der Genosse der Bauersleute auf beschwerlichem Jägerpfade, im sprossenden, blühenden Gemüse- und Obstgarten, in traulich durchwärmter Stube bei Sturm und Schnee. Es mangelte mir niemals an Gesellschaft, mein Schulhäuschen wurde auch oft der Rastplatz und Zufluchtsort der Gendarmen und Förster, wenn sie auf ihren Streifzügen dem schlimmsten Wetter trotzen mußten. Ein Glas Tee oder Bier — mitunter ihrer mehrere — stand stets zur Labung bald bereit und würzte die Unterhaltung.

Aber auch in ganz einsamen Stunden bot mir das Hochland seine Freuden. Wenn alle Bauersleute auf dem Felde beschäftigt waren, zog ich oft mit meinem Hunde aus, gewohnheitsgemäß das Gewehr auf der Schulter tragend, aber selten in der Absicht, es zu benützen.

Der Blick des Jägers lernt es, das Kleinste, Unscheinbarste zu erfassen, und so konnte es nicht fehlen, daß ich neben den Rehspuren im feuchten Wald- und Wiesengrunde auch die wunderzarte Pflanzenwelt der Gegend erforschte. Ich habe für die lieblichste aller Wissenschaften, die Botanik, von jeher Vorliebe gehegt.

Hier vereinte sich Alpen- und Sumpfflora; auf Hochmooren wuchs die seltene Moosbeere und der zierliche Sonnentau mit seinen grausamen Blättern, das weißlich und kupferig gefärbte Torfmoos, das seidenglänzende Wollgras, der stattliche Fieberklee, die giftige Sumpfblaubeere, scharfe Seggen und schwankende Binsen und tausend andere Pflanzen. Weiße, mövenartige Vögel nisteten in den krummholzähnlichen, verkümmerten Moorföhren, und der ungesellige Feuersalamander kroch nicht selten auf den feuchten Pfaden, vom abergläubischen Volke mit Scheu und Schreck betrachtet.

Seltsam geformte, turmartige Granitfelsen ragten überall hervor, aus Sumpf und Heide, aus Wiesen, Äckern und dem Dunkel stundenlanger Fichtenwälder. Auf manchen waren untrügliche Anzeichen zu finden, daß sie heidnische Opferstellen gewesen waren, auch Wackelsteine und Teufelstritte, mit dem Abdrucke vom Rosse des „Wilden Jägers" fehlten nicht.

An mein Jagdrevier grenzte ein großer herrschaftlicher Wildpark, in dessen dunklen Gründen nicht nur zahlreiches Edel- und Damwild, sondern auch der amerikanische Wapiti mit seiner Nachkommenschaft hauste, sowie, eigens umgrenzt und sorgfältig gehegt und gefüttert, ein zahlreiches Volk von Wildschweinen.

Außer einsamen Försterhäusern und einer bedeutenden Anzahl von Holzhauerhütten gab es meilenweit kein Gehöft mehr, diese waren samt ihren Gründen dem Forste einverleibt worden.

Das war die Nachbarschaft meines Dörfchens, alles in allem eine Gegend von düsterem Reiz, eigentümlicher Schwermut und recht wohl geeignet, der Schauplatz unheimlicher Geschichten, geheimnisvoller Ereignisse zu werden. Der Volksmund wußte auch genug Glaubliches und Unglaubliches zu erzählen; darum konnte ich mir jetzt auch das absprechende Urteil erklären, das mich so oft vor meinem nunmehrigen Aufenthalt gewarnt hatte.

Eines ist sicher: Einen besseren Schlupfwinkel für Wilderer und Spitzbuben konnte es kaum geben, als diese ausgedehnten Wälder mit ihren Felshöhlen, und manche Stelle des Bodens düngte dort das Blut des Jägers oder des Wildschützen.

Das Volk ist sehr arm hier, weil außer Hafer, Lein und Kartoffeln nur wenig gedeiht und der Wildreichtum der Nachbarschaft die Leidenschaft entfacht, oft auch nur durch große Not veranlaßt. Das Wildern gilt für nichts Unrechtes, der Bauer und Häusler, der zudem noch in seinen Feldfrüchten oft großen Wildschaden leidet, betrachtet Hirsch, Reh und Hasen als eine Gabe Gottes, die nicht bloß für die „Herrn" gewachsen sei. Oft vereinen sich ganze Ortschaften, mehrere Dörfer zum Wildern.

Gewöhnlich ist jedoch der Wildschütze sonst ein ehrlicher Mensch, der sich vor anderem Diebstahl entsetzt. Aber in mancher Sippe waren hier auch Langfinger daheim, und von manchem wohlbekannten entsprungenen Sträfling geht die Sage, daß er seinen Fluchtweg durch dieses Hochland genommen habe.

Auch verrufene Stellen, die „Hexenmauer" zum Beispiel, an der sich nächtens keiner vorbeiwagte und lieber den weiten Umweg im Tale nahm, aus Furcht vor dem Treiben der Unholde, die dort einen verborgenen Schatz hüteten.

Was mich betrifft, so habe ich zu keiner Tages- und Nachtzeit den Gangsteig vermieden, denn Geister fürchtete ich nicht und für andere Zufälle hatte ich entweder mein Gewehr oder meinen sechsläufigen Revolver bei mir.

* * *

Eines Tages wurde meine Lehrtätigkeit in ungestümer Weise unterbrochen, da ein Bauer des Dorfes in größter Aufregung in mein Schulzimmer stürmte und mir sowie den erschreckt aufhorchenden Kindern die Kunde brachte, es mache eine Diebs- und Räuberbande, aus der Richtung von Niederösterreich kommend, die Gegend unsicher.

„Beim Holterer habens einbrochen", erzählte der Mann, „das Vieh habens aus dem Stall 'trieben und sind damit wahrscheinlich schon den Frauenberg hinauf. Der Holterer Hans selbst ist da und hat uns 'beten, wir sollten allsammt ausrucken, damit wir die Lumpen noch kriegen möchten."

In diesem Augenblicke ertönte ein Schuß, sonst in dieser jägerreichen Gegend keine Seltenheit, diesmal aber mit dramatischer Gewalt wirkend.

Die Schüler fuhren erschreckt empor und alles lauschte atemlos. Draußen kamen die Leute aus den Häusern und stellten sich gruppenweise auf, spähend, deutend, eindringlich sprechend. Auch der Holterer Hans war unter ihnen.

Dies war ein gewiß glaubwürdiger Bote, eben vom Militär zurückgekehrt, von riesenhafter Gestalt und keineswegs feig. Er hatte, wie der Bauer mir im Schulzimmer erzählte, auf einem vom Hause entfernten Felde gearbeitet, wohin ihm der Fütterer atemlos und schweißbedeckt die Nachricht brachte. Deshalb war er sofort in das eine Viertelstunde entfernte Dorf um Hilfe geeilt, damit die Frechen noch gefangen werden könnten. Auch seine Hausgenossen, die gleichfalls alle auf den Feldern gearbeitet hatten, waren nach allen Richtungen zu Nachbarn um Hilfe geeilt.

Mit dem Unterrichte war es wohl für diesen Vormittag vorbei; auch der Herr Kooperator aus dem nahen Markte, der soeben den Berg heranstieg, um mich abzulösen, mochte wohl keinen geeigneten Boden finden für die Samenkörner des Heils. Denn die Nachricht hatte auch in den Gemütern der Kinder Aufruhr erregt, zumal auch auf dem Dorfplatze die gewohnte Stille einem wirren Durcheinander von Rennen, Schreien und Erzählen gewichen war. Ungläubiges Lachen, erschrecktes Staunen, ungeduldiges Antreiben wurde laut.

„Schickts um d Gendarm", schrie einer.

„Ich lauf hinab in den Markt und hols", gab ein anderer zurück.

Bald sahen die Schüler viele Dorfleute, mit Gewehren ausgerüstet, mit dem Holterer Hans das Dorf verlassen und gegen den Frauenberg ziehen, an dessen Gehänge das gefährdete Gut lag.

Ich befand mich auch darunter, denn ich hatte bis ein Uhr nachmittags Zeit. Hätte mich nicht die schwere Büchsflinte und der Patronensack an die Wirklichkeit gemahnt, so wäre ich geneigt gewesen, die Sache

für einen Traum zu halten. Ganz Hochstein gerüstet! Krieg im Frieden! Einem andern als gerade dem braven Pionier Holterer Hans hätte ich kaum Glauben geschenkt.

Dieser mußte es den Neuhinzutretenden immer wieder erzählen. „Ich bin am Feld beim Erdäpfelgraben gewesen, alle meine Hausleut mit mir, und schick gerad den Futterer Toni heim ins Haus, damit er im Stall nachschauen und die Schaf austreiben soll und mir ein Packl Zündhölzl mitbringt, denn die Leut haben das Erdäpfeltaschet (Laub) gern verbrennt und in der Asche die neuen Erdäpfel braten. Wir arbeiten ruhig fort, so kommt der Bub schon wie der Teufel das Feld heraufgrennt, flennt und schreit: ‚Dieb und Rauber sind dagewesen, Einbrecher waren im Haus, s Vieh röhrt und d Sach liegt alle durcheinand!‘“ — Da tönte ein zweiter Schuß — und noch einer und abermals einer.

Über den sachtansteigenden Wiesensteig kam schon ein zweiter Bote gelaufen.

„Hörts es, sie schießen schon, auf die Schaf haben sies abgsehen. Eins liegt schon getroffen, ganz nah beim Holtererhof.“

Von allen Seiten erhielt nun unser Häufchen Verstärkung. Die Arbeiter, welche bei dem nahen Straßenbaue beschäftigt waren, schlossen sich an, aus allen Häusern und Häuschen, an denen wir vorbei mußten, kam ein bewaffneter Hilfsbereiter hinzu.

Das so arg bedrohte Bauernhaus war bereits in Sicht und der Eifer der Heranziehenden wuchs.

Wir umstellten das Gehöfte vom weiten im Kreise, um gewiß niemanden, der sich daraus entferne, zu übersehen, traten dann näher heran, neugierig doch wenigstens die Spuren der Übeltäter zu erspähen.

Es sah übel genug aus.

Hinter dem Hause, auf den gegen den Frauenberg ansteigenden Äckern fanden wir Kleidungsstücke, in denen wir die Sonntagsanzüge der männlichen Hausbewohner erkannten, Speckseiten lagen im Grase und auf den Stoppeln, sogar ein Topf mit Schmalz wurde unter einer Haselstaude entdeckt. Wäschestücke, Sacktücher lagen verstreut umher und nahe beim Hause war ein verwundetes Schaf hingestreckt, blutend, noch lebend.

Unser erster Weg ging in den Stall, wo einzelne Rinder, der Kette ledig, aufgeregt umherirrten, die Schafherde dagegen, auf die, wie man sagte, das Schußattentat abgesehen war, weidete nunmehr beruhigt am Rande des Waldes. Der kleine Knecht, der Futterer Toni, ein sechzehnjähriger Junge, führte uns nun über die steile Leitertreppe in die ausgeräumte Bodenkammer, wo außer den Gewandtruhen auch der Vorrat an Schmalz, Speck, Fleisch und Käse aufbewahrt wurde.

Da war fast alles weg, auch zwei Beutel mit Geld, das der Hausherr als Erlös für Ochsen aufbewahrt hatte, fehlte. Das Türschloß zeigte unverkennbare Spuren des Einbruches, der Schlüssel war nicht zu finden.

Ich besah mir den Schauplatz genau, sowohl in der Bodenkammer als auf dem freien Raum unter dem Dache, auf Stiegen, im Vorhause und in den Stuben. Der Boden war vertreten, auch in der unmittelbaren Nähe des Hauses, aber von da gegen den Frauenberg konnte ich keine nennenswerten Spuren entdecken. Es führten viele Rasenbänder und Feldraine waldwärts, die keinen wahrnehmbaren Fußtritt zurücklassen konnten, somit wäre dieser Umstand immerhin erklärlich, wenn die Schar der Räuber im Gänsemarsche über die berasten Anger zum Berg hinaufgeflüchtet waren. Weiter oben aber war der Boden steinig und hätte keine Spur — selbst für die Phantasie eines Karl May nicht — verraten.

Während dessen war der Pfarrer des Nachbardorfes, gleichfalls bewaffnet, mit einer Schar wohlausgerüsteter Genossen eingetroffen und eine immer wachsende Schar von Kampf- und Abenteuerlustigen sammelte sich im Gehöfte. Man beschloß, den Berg zu umstellen und von zwei Seiten gegen die Spitze zu treiben.

Niemand von uns hatte noch von den Dieben jemanden gesehen, auch keine flüchtenden Gestalten, es war also anzunehmen, daß sich dieselben in den Dickichten des Frauenberges verborgen hielten.

In raschestem Eiltempo geschah die Umstellung und wieder schlossen sich neuangekommene Nachbarn an.

Der Frauenberg bildet einen sanften bewaldeten Kegel mit abgerundeter Spitze, auf welcher eine größere Lichtung eine bemerkbare Scharte in die gleichmäßige Linie der Fichtenwipfel gerissen hat. Auf dieser Lichtung lagen wie allwärts, granitene Blöcke, Platten und Kugeln, von Moos, Bärlapp und Flechten überwuchert, von Heidekraut, Schwarzbeergebüsch und Farnen umgeben, weit überragt jedoch von einem hohen Felsen inmitten einzelner Wettertannen.

In diese Lichtung mußten die Räuber getrieben werden, wenn unsre Rechnung richtig war, wenn sie überhaupt d i e s e n Weg genommen hatten. Unsere Hunde sollten uns mit ihrem Spürsinne tatkräftig unterstützen.

Schon näherten wir uns der Mitte des Abhanges, hörten die Nachbarn an beiden Seiten aufwärts steigen, im knackenden Unterholze stöbern, alles in der höchsten Spannung und Entdeckungslust.

Da blieb einer unsrer Hunde wie versteinert stehen, hob den Kopf und die Vorderpforte und streckte die Rute: Er spürte etwas.

Geschrei der Männer, heftiges Getrappel im Dickicht! O Enttäuschung! — Ein Rudel Rehe sprang aus dem Gehölze und jagte in

wilder Flucht talwärts, an den fluchenden Treibern vorüber. Mein Feldmann aber sah staunend von einem Jäger zum andern. Das war ihm wohl in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß so viele Schützen keinen Schuß abgaben, wenn die Rehe so schön kamen.

Nun ertönte, auch von der jenseitigen Berghälfte Lärm und Geschrei, und alles stürzte vorwärts, der Lichtung und dem Felsen zu. Wir sahen, daselbst angekommen, wie ein Teil unsrer Leute eine Verfolgung begonnen hatte und eilten, auf kürzerem Wege einen Vorsprung zu gewinnen, ihrem Vorhaben zu Hilfe zu kommen.

Welch eine Hetzjagd durch den sonst so einsamen Wald! Man konnte nicht erkennen, wen man verfolgte, aber ihrer viele warens, das stand fest.

Bei einer Waldkapelle am jenseitigen Bergabhange endete der Wald; dort mußte es sich endlich weisen, was für einem Feinde wir nachjagten.

Daselbst trafen auch von allen Windrichtungen die erhitzten Männer ein. Neue Enttäuschung — dumme Gesichter! Das waren ja lauter Bekannte!! Wie das kam? Einige der Neuhinzugesellten glaubten sich schon von den Räubern erreicht, als wir in ihre Nähe kamen, und die Hasenfüße nahmen vor uns Reißaus. Wir jedoch meinten, es seien die Flüchtigen, die von uns gesuchten Räuber.

Beim Waldausgange erkannten sie, zurückschauend, ihren Irrtum: des Gelächters, Spottes und Ärgers über die Erfolglosigkeit der anstrengenden Treibjagd war nun kein Ende und manches derbe Fluchwort entrang sich den enttäuschten Gemütern.

Der ganze Zug wanderte nun etwas kleinlaut zum Bauernhofe zurück.

Daselbst war nun auch die Gendarmerie eingetroffen und hielt mit dem Hausherrn und dem ganzen Gesinde, zumal aber mit dem Futterer, ein hochnotpeinliches Verhör ab. Dieser wiederholte alles, was bereits bekannt ist, nur daß er inzwischen den Schlüssel zur Bodenkammer im Erdreiche des Estrichs gefunden hatte. Auf die Frage, wie groß die Anzahl der Diebe wohl sei, antwortete er, er könne das nicht genau angeben, aber mehr als ein Dutzend könne er sicher annehmen, er habe ungefähr siebzehn Männer flüchten sehen.

Die vereinte Schar beschloß nun, den anderen, rechts liegenden Wald zu durchstreifen; ich aber hatte meine besonderen Gedanken und ging kopfschüttelnd heim, denn um ein Uhr mußte ich in der Schule sein.

Der Herr Kooperator war nicht wenig erstaunt, als ich ihm von den kriegerischen Zurüstungen erzählte und zumal den Feuereifer seines geistlichen Amtsbruders beschrieb.

„Das muß man in die Zeitung geben“, meinte er; „schade, daß ich nicht Zeit habe, mitzugehen, da wäre ich gleich auch dabei.“

Ich hielt nun meine Schule bis drei Uhr und ging dann auf die Anhöhe hinter dem Schulhause, um Umschau zu halten. Da man hier einen großen Fernblick hatte, konnte ich bald auch bemerken, daß die Verfolger der Räuber noch immer ihrer Aufgabe getreu waren und in Scharen und Gruppen die vielen Wäldchen und Büsche umstellten, bald wieder über die Stoppelfelder und Raine querfeldein rannten.

Ich holte aus dem Lehrmittelkasten das große Sprachrohr und rief hinüber:

„Laßt es gut sein, Leut, Ihr fangt die Räuber nicht!"

Der mächtige Ton drang hohl und schauerlich durch die Lüfte. Die Gruppe der Männer, unter denen ich deutlich die lange, schwarze Gestalt des Pfarrers erkennen konnte, stand nun still und horchte.

Ich wiederholte die Worte.

Wahrscheinlich hatten jene dieselben doch mißverstanden, denn es erschollen Gegenrufe, wildes Fuchteln und Deuten der Arme sollte mir klar machen, was der Laut ihrer Stimmen nicht imstande war.

„Kommt herauf, ich habe ein frisches Faß Bier da", rief ich abermals.

„Wo?" tönte es zurück, „im Fuchsholz?"

„Nein, da in meinem Keller!"

„Jaaa!" riefen sie nun und eilten dem genannten Wäldchen zu. Hinter den Laufenden sah man den Ackerstaub aufwirbeln und es begann ein Kesseltreiben, welchem auch keine Spitzmaus hätte entkommen können.

Das war mir denn doch zu toll.

Ich ließ sie rennen und begab mich wieder hinauf zum Holtererhof, wo alle Weiber, Kinder und Greise der Nachbarschaft versammelt waren, die sich in den schauerlichsten Vermutungen ergingen und im Vollgenusse des ungeheuerlichen Ereignisses schwelgten.

Ich hörte eine Weile zu, dann fragte ich:

„Wo ist denn der Futterer?"

„Der Toni? Der ist am Frauenberg und tut Schaf hüten."

„Traut er sich doch? Ist doch ein schneidiger Bursch! Leut, wenn jemand nach mir fragt, so sagt, ich bin ein wenig stöbern gegangen — in den Wald hinauf. Die Reh', die wir am Vormittag aufgetrieben haben, gehen mir nicht aus dem Sinn; 's war ein schöner Sechserbock dabei, den möcht ich kriegen!"

„Um Gottswillen, Herr Schulmeister, trauens Ihnen nicht zu viel! Wenn ein Unglück passiert!"

„Seids ohne Sorgen, Leut! Hab mein Büchserl bei mir und noch was, ein Paar Fäust hab ich auch. Ist gar nicht schrecklich! Bis eure Manner alle Hölzer durchtrieben haben, bin ich wieder da; die brauchen mich nicht, sind ihrer genug."

So ging ich und lenkte meine Schritte der Schafherde zu, die im Abendsonnenscheine auf den braunen herbstlichen Hutweiden graste und mit ihren weißglänzenden Fellen einen anmutigen Gegensatz zu dem Schwarzgrün des Nadelholzes und dem Blaugrau der Felsen bildete.

Auf einem Granitblocke saß der Toni, ein Pfeifchen im Munde, und schaute verdrossen drein.

Ich kannte den Buben von der Schule her. Er war kein hiesiger, sondern von Königsau eingewandert und hatte sich durch große Talentlosigkeit und Trägheit hervorgetan.

Sein Äußeres hatte sich während der zwei Jahre, seit er der Schule entwachsen war, nicht viel verändert.

Es war noch dieselbe gedrungene, derbe Gestalt, nicht viel größer geworden, der dicke, „siebeneckige“ Schädel mit dem fahlen Strohdache, dieselben wasserblauen, blöden Augen mit den weißlichen Wimpern, die gleiche Stumpfnase zwischen den gesunden roten Backen.

„Bub,“ redete ich ihn an, „hast dich schon erholt von dein Schrecken? Fürchtest dich nicht da heroben — ganz allein?“

„Na, na“, sagte er, „ist nimmer schierla. Die Diab san ja fort, habs ja davonrennen sehen und han ihnen noch ein Scheit Holz nachigfeuert. Aber neamd troffen.“

„Ja, ja, die Holtererleut, die sind dir jetzt viel Dank schuldig. Wenn du nicht wärst, hätten die Rauber noch mehr davon und wer weiß, obs nicht gar wen umbracht hätten. Aber seien wir froh, daß es so gut ausgangen ist und doch niemand das Leben hat lassen müssen.“

„Ja, san mar froh!“

„Du! Hast da heroben keine Reh gsehen? Weißt, einen schönen Geweihbock?“

„Ja, ja freili, es san mehr da!“

„Siehst Auerwild auch? Weißt, ich möcht gern einen Auerhahn schießen.“

Ich wußte, daß in diesem Revierteile selten Auerwild vorkam und fragte den Buben aus, um ihn auf seine Wahrheitsliebe zu prüfen. Es war bestimmt kein Hahn drin, das wußte ich, aber der gute Toni versicherte ganz ernsthaft:

„O ja, freili, freili, grad da droben in dem Bühel seins gnua drin!“

„Das wär mir recht! Kannst von den Schafen weg? Könntst mir den Bühel da ein wenig treiben?“

„Warum denn nöt? Dö Schaf bleiben eh ganz ruhig da; das kann ich dem Herrn Schulmeister schon z Gefallen tun.“

„Gut, so treib da herauf, und wenn du einen Hahn siehst, so ruf!“

Der bereitwillige Junge führte sofort meinen Befehl aus und ging ins Dickicht, an dessen anderem Ende ich wartete.

Nach ganz kurzer Zeit rief er schon:

„Habens ihn gesehen, Herr Lehrer? Dort ist einer aufgeflogen! Und da schon wieder einer! Warum habens denn auf kein gschossen? Habens denn nix gsehen?“

„Ei ja freilich hab ich sie gesehen, aber mir ist eingefallen, daß die Auerhähne jetzt Schonzeit haben, weißt, darum hab ich keinen geschossen. Und z weit weg wärens auch gewesen.“

„Ist aber doch schad! Das hätt ein schön Stoß aufn Huat geben!“

„Jetzt sag einmal, Toni, damit wir wieder auf die Raubersgschicht zreden kommen, — habens das Geld noch nicht gfunden, das dem Bauern abgeht?“

„Na, nix! Und in dem zweiten Beutel war mein Geld a drin. In einer Saubladern, mein ganzes Erspartes! Und hiatzt is s hin!“

„So, da kommst du außer dem ausgestandenen Schrecken noch zu Schaden! Und, was ich dir noch sagen muß, mach dich gefaßt: Undank ist der Weltlohn! Jetzt sagen die Leut, du hättest das Geld genommen und alles andere wär Pflanz. Du hättest die ganz Welt gefoppt.“

„Aus is! Wer sagt dös?“

„Die Gendarm habens schon gesagt, sie nehmen dich mit in die Untersuchungshaft. Da kannst, wenn du auch unschuldig bist, vier bis sechs Wochen sitzen! Du, die Kost, lauter Bohnen und Reis, Wasser und Brot, und dann das finstere Loch und das ewige Verhören! Und der zwidere Gerichtsdiener! Kennst ihn, den Gidlhammer? Das ist kein Feiner. Alle Tag kannst Abtritt waschen und Kübel austragen. Nein, was dir da die Leut antun für dein Mut und dafür, daß du alles entdeckt hast!“

„Mein Gott, so was, das hätt ma davon! Das wär doch ganz aus und gschegn!“

„Ja, denk nur, vier Wochen da drin sitzen, jetzt, wo die Sonn so schön warm herscheint und wo die schwere Feldarbeit hübsch vorbei ist. Und wer weiß, lassens dich aus mit vier Wochen. Sechs, acht Wochen kanns auch dauern!“

„Das möcht ich sehen, wo ich gar nix tan hab!“

„Ich glaub dirs, gewiß und wahr, ich glaub dirs. Aber die Leut sind schon so. Weils niemanden haben finden können, jetzt sollst es du gewesen sein.“

Der Bube wurde kleinlaut. Der Kontrast zwischen dem dunklen Gefängnisse und der dazu gehörigen Bohnensuppe einerseits und sonniger Halde und guter gewohnter Bauernkost andererseits war zu groß. Diese Stimmung mußte ausgenützt werden.

„Und grad jetzt“, fuhr ich fort, „wo s bald zum Saustechen wird und die neuen Erdäpfel und der Krautsalat zum hernehmen ist. Bub, da tätst mir doch arg erbarmen. Weißt, das beste wär, wenn sich das Geld wieder finden tät. Dann wär der Schaden ersetzt, es wär kein Grund zum Anklagen mehr und du wärst aus dem Wasser.“

„Du sagst nichts? Hast recht, denk nur lang nach, vielleicht findest einen neuen Ausweg, der dir heraushilft. Wenn man nur wissen und herauskriegen könnt, wo die Diebe ausgeflogen sind. Habens so viel verloren und verstreut auf der Flucht, so habens am End die Geldbeutel auch anbaut. Meinst nicht?“

„Kunnt schon möglich sein!“ Und ein Seufzer folgte.

„Mich gehts nichts an, aber ich hab Erbarmen mit dir, weil du so unschuldig dazu kämst. Geh, suchen wir miteinander, vielleicht finden wir noch was!“

„Dös Schneuztüchl“, er wies ein solches, das er schnell aus der Tasche nahm, vor „hab ich grad vorhin bei der Staudn dort gfunden.“

„Siehst es, siehst es! Jetzt gehn wir aber gleich an die Arbeit. Du weißt es, wo die Rauber grennt sind, du kannst also am ehesten was finden. Und ich helf dir. Wer weiß, habens nicht da droben in den Steinfelsen und Höhlen etwas versteckt. Ich hab alleweil so eine Ahnung. Und wenn wir das Geld finden, so bist du aus der Sach.“

„Ja gehn mar!“

„Sag nur, wo willst denn du ausgehn, rechts oder links?“

„I geh links gegen die große Steinmauer.“

„Ist mir schon recht, ich geh rechts in die Halde!“

Zwischen dem hohen Felsen, der die Spitze des Frauenberges krönte, und dem Wiesengrunde lag ein Dickicht, welchem jetzt der Toni, anscheinend eifrigst suchend, zusteuerte. Ab und zu blickte er zurück, nach mir spähend, konnte mich, der ich mich schon im Wäldchen rechts hinter Haselstauden gedeckt hatte, nicht mehr sehen.

Ich aber konnte ganz gut sein Treiben beobachten und kroch, sowie er weiter schritt, im Dickicht hinter ihm fort und ließ nur einige Meter Raum zwischen uns. Was ich sah, überraschte mich keineswegs.

Scheu nach allen Seiten lugend, duckte er sich öfters hinter dem Gebüsche und ging schließlich geradewegs auf eine Felsgruppe los, in deren Spalten und Höhlen er herumzugraben anfing. Ich sah, daß er mehrere Dinge daraus hervorholte, sich dann aufrichtete und, als ob er überlegte, innehielt. Endlich holte er zum Wurfe aus, schleuderte etwas im weiten Bogen weg, dann ein zweitesmal wieder etwas.

Sodann stieg er wieder den Berg herunter. Ich trat auch aus meinem Verstecke, als ob ich von der Suche käme.

„Hast nichts gefunden?“

„Nix“, sagte er mit niedergeschlagener Miene, „müssens wo anders probieren.“

„So geh halt, sei nur nicht verzagt, probieren wirs!“ Wieder ging der Tropf voran — die Richtung, die er nehmen würde, kannte ich — und immer wieder sprach ich ihm die Zauberformel vor:

„Bub, wenn du nur die Beutel mit dem Silbergeld tätst finden, dann wärst aus der Schlammastik!“

„Hau, da liegt was,“ rief er plötzlich.

„Wo?“

„Dort zwischen die zwei Stein neben dem kleinen Krößling dort, sehens es?“

„Bub, das laß nimmer aus den Augen, das ists Geld! Richtig, da haben wir ihn schon, den einen Beutel, jetzt wird die andere Bladern mit den Silberstückeln auch nicht weit sein. Hast es eh schon? Na siehst, jetzt haben wir schon gewonnen. Laßs anschauen, was du gefunden hast!“

Ich nahm ihm die beiden Geldbeutel ab, steckte sie zu mir und sagte lachend:

„So, dein Geld wirst schon kriegen, das hast brav gemacht. Bhüt dich Gott, Toni!“

Nun mußte ihm doch in seinem Gehirnlein ein Licht aufgegangen sein. Ein Blick, als wollte er sich auf mich stürzen und das mit so vieler List beiseite gebrachte Geld wieder an sich bringen, dann aber machte er Kehrteuch und jagte durch das Tannicht davon.

Der, dachte ich, treibt mir keinen Bühel mehr.

* * *

Beim Holterer war mißvergnügte Stimmung, als ich vor die Ahnungslosen trat.

Die Mehrzahl der entfernteren Helfer war entmutigt heimgezogen, trotzdem aber noch immer die Stube voll Menschen.

„Gehts heim“, sagte ich, „und sagts, es war nichts. Die siebzehn Räuber hab ich allein auskundschaft, und da ist das Geld, das hab ich ihnen abgenommen.“

Klirrend fielen die schweren Beutel mit den Silbergulden auf den Ahorntisch.

Daß der dumme Bube, der in der Schule sowohl mit dem Einmaleins, als mit dem Abc auf gespanntem Fuße gestanden hatte, so ein Gaunerstückchen auszutüpfeln imstande war und so viele Gescheite genarrt haben sollte, ging nicht jedermann gleich ein. Die ganze Komödie

mit dem abgelassenen Vieh und den verstreuten Sachen hatte er wohlüberlegt und zur Ablenkung des Verdachtes in Szene gesetzt.

Das Ochsengeld, das hätte ihm gepaßt!

Wo war er denn hingekommen, der Toni?

Es mochte doch in meinen an ihn gerichteten Schlußworten etwas Hohn gelegen sein, der dem Burschen die so lang bewahrte Vertrauensseligkeit und Unbefangenheit nahm, kurz, er kam nicht wieder, die Schafe mußten von den Hausleuten geholt und heimgetrieben werden.

Am nächsten Tage suchten ihn die Gendarmen in seinem drei Stunden entfernten Heimatshäuschen.

Die Eltern verleugneten ihn.

Nun verfolgten die Gendarmen meine Taktik, sie logen und foppten die Leute und wiegten sie damit in Sicherheit ein.

„In drei Tagen kommen wir wieder", sagten sie, „vielleicht kommt der Bub einstweilen heim, es ist unsre Pflicht, wir müssen nachschauen und wenn er neunmal unschuldig ist."

Statt fortzugehen, hielten sie sich bis zum Abend in der Nähe des Häuschens verborgen, wohl erratend, daß der Missetäter zum Schlafen die heimatlichen Pfühle aufsuchen werde.

„Richtig geraten, so kommt es auch", singt Wilhelm Busch und da half kein Sträuben und kein Leugnen mehr, die Gendarmen nahmen den Toni mit und er war halt trotz meiner oftmaligen trüglichen Versicherungen doch nicht aus der Sach!"

Die Geschichte von den siebzehn Räubern sprach sich aber herum und der Toni behielt den Spitznamen: Räuberhauptmann von Hochstein.

Nachträglich wollte es keiner geglaubt haben, was das ganze Dorf so in Harnisch gebracht hatte.

Zumal einen gab's, der es nie recht überwinden konnte, von dem Halterbuben gefoppt worden zu sein; das war der würdige Pfarrherr, der ehemalige Unteroffizier und Feldpater aus der Zeit der bosnischen Okkupation.

Wenn ich diesen mit dem „Raubergesindel vom Frauenberge" neckte, dann setzte er stets eine gleichgiltige, überlegene Miene auf und sagte: „Bin ganz zufällig zu der Gaudi kommen. Mein Gewehr hab ich mitgehabt, weil ich mit den Nachbarn ins Hasenstauben gegangen bin. Bewegung muß sein, sonst wird man zu fett. Na und dann hab ich halt auch mitgetan, versteht sich!"

Und ähnlicher Weise hatten sie alle eine Ausrede bei der Hand — hintendrein.

— — —

Die Rittersleut.

(Eine Erzählung aus Oberbayern von **Ludwig Ganghofer.***)

Das ist vor vielen Jahren einmal gewesen. Da wurde in einem Gebirgsort am 25. August das Königsschießen abgehalten.

Damals gab es noch nicht die kleinen, dreikreisigen Scheibenblätter, wie sie heute im Gebrauch sind, sondern das „Schwarze“ war noch ein „urdntlicher Brocken“ — und zwischen dem Dreier und dem Punktschuß hatte noch der „Vierer“ ein ehrenvolles Dasein. Auch war jene unromantische Maschine noch nicht erfunden, mit der man die Güte eines Punktschusses auf so und so viel „Grade“ haargenau auszumessen vermag. Der Permanederhansl von Wurzbach hatte nicht so unrecht, wenn er beim ersten Auftauchen dieser Maschine den ingrimmigen Fluch tat: „Himi Herrgott Bluatsa, in alls bringt da Teifi sein Furtschritt eini!“ Denn wie die Erfindung der Kanonen innerhalb hundert Jahren die schöne Ritterromantik zur Welt hinauspulverte, so verdrängte diese Graduierungsmaschine innerhalb eines Jahrzehnts beim Scheibenschießen das herkömmliche „Rittern“, das auf jedem Schützenfest die Kulmination aller Spannung zu bringen pflegte. Früher mußten — wenigstens beim Scheibenschießen im Dorfe — jene Schützen, die eine gleiche Zahl von Punktschüssen aufzuweisen hatten, unter höchster Aufregung der ganzen Schützenkorona vor der Preisverteilung zum „Ritterschuß“ antreten. Da zählte die Gesamtleistung des ganzen Tages, das wirkliche Können, die ruhige Hand, das scharfe Auge und die Sicherheit in dem Augenblick, in dem es das Höchste galt. Und immer war der beste Schütze der Gewinner des ersten Preises. Heute trägt — nach dem Richterspruche der Maschine — den besten Preis der Glücksvogel davon, der den ganzen Tag einen „Weißen“ um den anderen „herpatzen“ kann und dann „zuafälli amal einirumpelt“ ins tiefste Schwarz, wie ein blindes Huhn sein Gerstenkörndl findet.

Aber damals, bei jenem Königsschießen zu Wurzbach, war diese „gottverfluachte Maschien“, wie der Permanederhansl sie späterhin zu nennen pflegte, noch nicht erfunden. Und schon vor Beginn des Scheibenschießens wußte man's in der ganzen Gegend, daß wahrscheinlich wieder einmal, wie schon so oft seit Jahren, der Permanederhansl und der Zillerbillerloisl die „Rittersleut“ um den „ersten Fahnen“ sein würden. Denn die beiden waren nicht nur die besten Scheibenschützen weit und breit, sondern es war auch einer dem anderen an Ausdauer und Können derart ebenbürtig, daß sie es immer so machten: wenn der eine einen

---

*) Aus „Damian Zagg“ von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1906. Siehe Seite 273.)

Punkt schoß, ließ es dem anderen keine Ruhe, bis er nicht auch den Böller wieder „aussigfuiert" hatte. Bei dieser gleichen Kunst sahen sie einander so ähnlich wie der Schinkenknödl und ein Zwirnsfaden, oder, um einen in Wurzbach heimischen Vergleich zu gebrauchen: wie der dicke Pfarrer und seine magere Köchin.

Der Permanederhansl war königlicher Jagdgehilf, verheiratet, und mit vierzig Jahren Vater von siebzehn Kindern, von denen seine Ehefrau Kreszenzia, geborene Schnittenstecher, ihm neune in sieben Jahren zur Welt gebracht hatte. Über seinen tätigen Anteil an der Hebung der Einwohnerzahl des Königreiches Bayern tat der Permanederhansl einmal den sexual-philosophischen Ausspruch: „I woaß net, was dös is bei mir. Bal i die Kurzlederne bloß ummihäng über 's Bettstattbrettl, is der Teifi scho wieder los". Worauf sein Förster ihm zur Antwort gab: „Woaßt, bal nix anders als wia die Kurzlederne schuld is, taat i mer halt a lange Hosen machen lassen." Aber lange Hosen konnte der Permanederhansl nicht tragen. Und darum bekam er halt immer wieder Kinder.

Er war aber auch ein Kerl wie ein Baum, seine zwei Zentner alten Gewichtes schwer, mit einem Kopf wie ein Kürbis in der Reife, mit einem Urwald von rotbraunem Vollbart, den nur der Kamm der fünf Finger durchzuhecheln vermochte. Und das mußten noch Finger sein, wie der Permanederhansl sie hatte. Von diesen Fingern erzählt man sich in Wurzbach eine Geschichte. Als der Permaneder Soldat werden sollte, hätte er sich gern von der „Militari" weggeschraubt und behauptete vor dem Regimentsarzte, daß er einen krummen gelähmten Zeigefinger hätte. Der Arzt untersuchte den krummen Finger — und der Feldwebel, ein Hüne von einem Menschen, machte resultatslos alle Versuche, den krämpfigen Finger des Permanederhansl glatt auszustrecken.

Da fragte der Regimentsarzt, der seine Oberländler kannte: „Wie war denn der Finger früher?"

„So!" sagte der Permanederhansl, streckte den Finger schön grade aus — und wunderte sich, daß er mit einem krummen Finger Soldat werden mußte.

Von diesem Finger könnt Ihr ungefähr den Schluß ziehen, welcher Art die Beine waren, die dem Permanederhansl aus den Röhren der Kurzledernen herauswuchsen. Zwei Beine wie Säulen! Aber das waren keine Beine — das waren „Haxen". Und wenn der Hansl vor der Scheibe den Stutzen anlegte, spreizte er diese zwei Haxen mit den kupferbraunen Knieknödeln weit auseinander und stand wie eine Mauer. Kein Wunder, daß da immer wieder der Böller „fuierte"!

Und sein Rivale?

Der Zillerbillerloisl war ein Bauernknecht, lang und mager, mit einem Janker, der ihm zu kurz war und hinten abstand, und mit einer langen Hose, die der Schneider noch für's Wachsen berechnete, und drum mußte sie der Loisl über den Nagelschuhen immer umkrempeln, so daß der rote Futterbesatz über das Graue heraus kam. Der Zillerbiller war auch ein Vierziger, aber ledig, und seine Kinder hatten immer einen anderen Vater. Drum wußte man nie, wieviel der Loisl zum Wachstum der Landesbevölkerung beitrug. Und ein mageres, glattrasiertes Gesicht hatte er, mit hundert winzigen Fältchen und von einem pfiffigen Ausdruck. Und wenn er vor der Scheibe die Büchse hob, stand er immer so krumm zusammengeringelt wie ein Paragraphenzeichen. Sein alter Stutzen war ein fürchterlicher Kloben, plump und schwer. Wenn der krummgeringelte Loisl zielte, war's ein immerwährendes Gewackel mit dem übergewichtigten Lauf. Einmal sagte einer von den Schützen zu ihm: „Zillerbiller, dösmal wearst aber aussiwackeln!“ Der Loisl guckte, das linke Auge eingekniffen, über den Schaft der Büchse und sagte schmunzelnd: „Wackelt's aussi, wackelt's eini aa!“ Und richtig, als der Zillerbiller „fuierte“, krachte draußen am Scheibenstand der Böller.

Wenn diese beiden bei einem Scheibenschießen mittaten, war es ein amüsanter Sport für die anderen Schützen, immer wieder mit Bewunderung und Neid die „Bulletten“ des Zillerbillerloisl und des Permanederhansl anzugucken. Da stand ein Dreier und Vierer neben dem anderen, und dazwischen standen die Ringelziffern. Einen „Weißen“ gab's nicht auf diesen Bulletten. Die beiden verdienten bei jedem Scheibenschießen einen schönen Brocken Geld. Aber der Permanederhansl war ein armer Teufel, weil er siebzehn Kinder ernähren, respektive „veralamenten“ mußte. Und der Zillerbillerloisl hatte ein paar Tausender auf der Sparkasse, weil immer andere für seine verschleierten Vaterfreuden zu blechen hatten.

Und damals, bei jenem Königsschießen zu Wurzbach, war es so: der Permanederhansl hatte dreizehn Punkte unter hundert Schüssen — und der Zillerbillerloisl hatte unter hundert Schüssen dreizehn Punkte. Drum waren die beiden wieder einmal die Rittersleute um den ersten Preis.

Unter allgemeiner Aufregung der ganzen Schützengesellschaft trat der Hansl vor die Scheibe, stand wie eine Mauer — und schoß einen Punkt.

„Brüaderl!“ schrie er den Loisl an, lachend und siegesfroh, in der Hand den rauchenden Stutzen. „Dösmal därfst aber *guat* einiwackeln!“

Der Zillerbiller war grün im Gesicht und sagte kein Wort. Er trat in den Scheibenstand, wickelte sich krumm zusammen und wackelte eine Minute lang. Dann krachte der Böller.

In der ganzen Schützengesellschaft ein lärmender Aufruhr. „Himi Herrgott Bluatsa!“ fing der Hansl in Wut zu fluchen an und bestellte sich eine frische Maß. Der Loisl schmunzelte nur, ließ sich den Krug wieder füllen und bestellte noch ein „Viertele Schnaps“. Und als er meinte, daß es niemand sähe, goß er dieses „Viertele“ dem Permanederhansl in den Maßkrug.

Der Hansl — trotz seiner siebzehn Kinder einer von den großen, reinen Toren — merkte nichts von dieser schützenbrüderlichen Manipulation. Aber der Förster, der seine lustigen Luchsaugen überall hatte, benützte einen günstigen Moment und vertauschte die Maßkrüge.

Weil der Zillerbiller „eingestellt“ hatte, mußte er jetzt beim neuen Ritterschuß „vorlegen“. Doch bevor er zum Stand hinüber ging, griff er nach dem Maßkrug und sagte mit seiner dünnen Stimme schmunzelnd zum Permanederhansl: „Geh her, Spezi! Soll's ausfallen, wia's mag! Du oder i! Aber daß mer koa Feindschaft net haben . . . trinken mer no oans! Bis abi aufs letzte Tröpfl!“

„Gilt scho!“ brüllte der Hansl mit Lachen. „Daß mer koa Feindschaft net haben!“

Jeder von den beiden leerte den Krug — und dann guckte der Zillerbiller ein bißchen verwundert in den hohlgewordenen Stein. Er trat vor die Scheibe, krümmte sich klein zusammen und wackelte länger als sonst. Und wieder krachte der Böller.

Die Schützen, die als Zuschauer den Stand umringten, gebärdeten sich in ihrer Begeisterung wie die Narren. Und natürlich bildeten sich zwei Parteien: die Forstleute schworen auf den Permaneder, die Bauern auf den Zillerbiller.

Die Situation war ernst. Sehr ernst! Denn der Permanederhansl fluchte nimmer. Ganz bleich war er geworden bis unter die Haarwurzeln seines rotbraunen Bartwaldes. Seine Tatze zitterte, als er nach dem Stutzen griff. Vor der Scheibe aber stand er wie eine Mauer. Und schoß einen Punkt.

Unter dem Echo des Böllers schlug die begeisterte Schützengesellschaft einen Spektakel auf, daß die Kühe, die auf einer nahen Wiese weideten, die Schwänze streckten und brüllend davonrannten. So was hatte man aber auch seit Menschengedenken noch nie erlebt: vier Punktschüsse beim Rittern!

Wie ein Freudenrausch befiel es den Hansl. „Gelt, du Krippenreiter“, schrie er seinem Rivalen zu, während ihm das breite Gesicht gleich einem gebratenen Riesenapfel zu glänzen begann, „di schnäuz i no allweil abi über'n Wagen!“ Er lud den Stutzen und ließ den Ladstock bis zur Decke der Schützenhalle springen. Und wie der Ladstock sprang, so sprang dem Permanederhansl das vergnügte Herz im Kasten

seiner Brust. Und der Übermut packte ihn. Denn als er, um „vorzulegen“, zum Scheibenstand hinüberging, da schrie er: „Jetzt paßt's auf! Jetzt muaß no oaner aussi! A Zirkelter! No aner muaß aussi! Himi Bluatsa!“

Unter lautloser Spannung der Korona tat der Hansl, während der Zillerbillerlois mit steifen Augen lauernd in der Nähe stand, den dritten Ritterschuß. Aber kein Böller krachte. Und lange suchte der Zieler vor der Scheibe. Dann zeigte er einen „Weißen“ auf, handbreit über dem Schwarzen.

Die Bauern, die auf den Loisl gewettet hatten, erhoben ein wieherndes Gelächter, und die Forstleute begannen wütend auf den Hansl zu schimpfen. Der hatte im Gesicht das Käsfarbene bekommen. Doch ruhig blieb er im Stand und schüttelte den Kopf. „Dös ko ja do net sein! Der muaß ja bjuffen sein da draußt!“ Wütend riß er an der Glockenleine und brüllte: „Wia, du! Zoag no amal auf!“

Der Zieler zeigte — und wieder den „Weißen“.

Hinter dem Kreis der Schützen schrillte ein heiserer Juhschrei. Den hatte der Zillerbillerloisl aus seiner Freude herausgeschrien.

Dem Hansl fuhr eine „fliegende Hitz“ über die Stirne. „Himi Herrgott Kreizteifi und Bluatsa!“ Aber weil jeder Schütze, der einen schlechten Schuß getan, gleich eine Entschuldigung und einen Trost bei der Hand hat, sagte der Hansl: „'s Kügei muaß i z'fest aufg'setzt hab'n. Drum is'r mer z'hoch ganga. Aber stangagrad is'r mer brocha! . . . No, der zwoate Preis is aa net schlecht! . . . Himi Bluatsa!“

Alle Spannung der Schützengesellschaft war zu Lärm und Lachen gelöst. Denn daß der Zillerbiller jetzt den „Ersten“ davontragen würde, das stand außer Zweifel. Dieser Meinung schien auch der Loisl selbst zu sein, als er vor die Scheibe trat. Denn er lächelte. Doch in seinem Gesicht war etwas Aschiges. Und die Augen riß er steif und kreisrund auf, während er den Stutzen hob und sich zusammenwickelte. Und lange, lange, lange wackelte der Loisl, „aussi und eini“, bis er endlich schoß. Kein Böller krachte. Trotzdem guckte der Permanederhansl, der beim Ladetisch wütend sein Zeug zusammenkramte, gar nicht hinaus zur Scheibe. Doch ein johlendes Geschrei der ganzen Schützengesellschaft machte ihn aufblicken. Und da sah er draußen in der Abendsonne den Zieler jene bösen Winke machen, die bedeuten: „Die Scheibe ist gefehlt!“ Mit einem brüllenden Freudenschrei tat der Hansl einen Luftsprung, wühlte sich mit den Ellenbogen durch den Kreis der Schützen und wollte den Zillerbillerloisl umarmen: „Brüaderl, Brüaderl, Brüaderl . . .“

Aber der Loisl stieß den zärtlichen Bruder zurück. Und während er das aschige Pfiffikusantlitz mit den steifen, kreisrunden Augen auf absonderliche Weise hin und her drehte, fing er zu kreischen an: „Dös

laß i mer net gfalln! Und ums Verrecka net! Dös laß i mer net gfalln. Der hat mi damisch gmacht! Der hat mer ebbes einigschütt ins Biar!"

Das ging dem Permanederhansl gleich an die Ehre; „Was?" brüllte er in Zorn. „I? Was hab i? Einigschütt hab i dr ebbes? Was hab i dr einigschütt?"

„An Schnaps host mer einigschütt ins Biar! Der hat mi damisch gmacht! Dös gilt nix, sag i!"

Dem Hansl trat das Augenweiße aus dem roten Gesicht heraus. „Ja Himi Bluatsa!" Im gleichen Schnaufer hatte er den Zillerbiller mit der einen Faust schon an der Gurgel und fing mit der anderen zu dreschen an. Bei diesem Ritterspiel war der Permanederhansl von vornherein obenauf.

Unter Geschrei versuchten die Schützen dem Streit zu wehren und rissen die beiden Ritterslente auseinander. Und weil durch das Zeugnis der Kellnerin dokumentiert werden konnte, daß der Zillerbillerloisl selbst das Viertele Schnaps zu seiner letzten Maß bestellt hatte, war die Sache schützengerichtlich erledigt.

Der Förster schmunzelte und schwieg.

Als der Permanederhansl bei der Preisverteilung unter Trompetentusch den „ersten Fahnen" in Empfang nahm, sagte er lachend zum Loisl: „Du, dös Viertele zahl i dr! Brauchst dr koane Unköstn machen! Weißt, auf der Welt muaß alles grecht vertoalt sein!"

Wortlos nahm der Zillerbiller seinen „zwoatn Fahnen" in Empfang und torkelte davon. Und kreischte dann über die Schulter zurück: „Paß auf, du! Übers Jahr! Da raam i dr s abi, dir! . . . Kreizhagelsternsakra!"

Der Hansl lachte. Und in seiner Ritterfreude bichelte er sich am Abend einen Rausch an, wie man auch seit Menschengedenken noch keinen gesehen hatte.

Genau neun Monate nach dem Königsschießen, in der letzten Maiwoche, mußte der Permanederhansl sein achtzehntes und neunzehntes Kinderl taufen lassen. Denn in diesem schönen Frühling brachte seine Ehefrau Kreszenzia, geborene Schnittenstecher, ein gesundes Zwillingspärchen zur Welt.

Aber das verdarb dem Hansl den Humor nicht. Auch ließ er sich noch immer keine lange Hose machen. Ganz im Gegenteil — seine Kurzlederne wurde noch immer kürzer, weil sie oft in den Regen kam und langsam einschrumpfte.

Als sich das Königsschießen jährte, schrie der Hansl beim Eintritt in die Schützenhalle dem Zillerbiller lachend zu: „Was moanst? Muaß i dr heint beim Rittern wieder a Viertele zahlen?

Doch diesmal gab es beim Königsschießen keine Rittersleute mehr. Denn die neue, „gottverfluachte" Punkt-Meßmaschine war erfunden worden. Und weder der Permanederhansl, noch der Zillerbillerloisl bekam den „ersten Fahnen" — obwohl ein jeder von den beiden seine siebzehn Punktschüsse auf der „Bulletten" stehen hatte. Erster Preisträger war der Schneidermeister Haubenstoißer, der unter hundert Schüssen dreiundvierzig „Weiße" gefleckelt hatte, aber — nach dem Schiedsspruch der neuen Maschine — mit dem einzigen Punkt, den er im Dusel herausgestochen, zufällig „ins tiaffste Blattl einigrumpelt" war.

Wer kann es da dem Permanederhansl verdenken, daß er wütend zu schimpfen anfing: „Himi Herrgott Bluatsa, in alls bringt da Teifi sein Furtschritt eini! Dös hat ma von der Wissenschaft: daß die Goaßböck den earsten Fahna kriagn! Bluatsa, Bluatsa! Hat scho recht der Herr Pfarr . . . dö ganzen Unaversadätten mit eahnerne studierten Brillenaffen sullt ma in Grund und Boden einischlagen."

Nach diesem Königsschießen ging der wütende Hansl in nüchternem Zustand heim zu seiner geborenen Schnittenstecher.

Von einer Taufe im Hause Permaneder hat man während des folgenden Jahres nichts gehört.

So wirkt der erfinderische Geist der Mathematik aufs Leben.

Mittag.

Von Ernst Ferdinand Neumann, Dresden.

Glutentbrannt steht mit senkrechtem Strahl,
Die Sonne über dem schweigenden Tal. —
Als ob rings alle Lebenspulse stocken,
So sog den Bach das Sonnenbrennen trocken,
Der schläfrig nun, in lebensmatter Ruh',
Rinnt müde seinem nahen Ziele zu. — —
Der Wald, die Heide stumm —
Weg, Wiese menschenleer —
Nur rings die Luft erzittert atemschwer,
Als wollt' die Stunde heiß sich selbst bezwingen.
Dort von der Wiese noch ein zirpend Singen,
Wo grüne Grille ihre Fiedel streicht,
Ihr Lied allein im Glutenmeere zeigt,
Daß dort, auf langen, rotgebrannten Wiesen,
Noch immer frisch die Lebensadern fließen. — —
Ich wandre — wandre!
Der Sonne glühend Leuchten wehrt das Hasten,
Im Schatten einer Erle will ich rasten;
Und hier, so einsam ruhend, will ich schweigen
Wie du Natur — und möchte fragend neigen
Mein Haupt zur Brust im stillen, ernsten Sinnen,
Eh' weiterstrebt mein müder Fuß von hinnen. —
Der Tag begann.
Mit neuem Leuchten kam der junge Morgen,
Er kannte weder Alltagskram noch Sorgen.

Wie hat er neu mich wanderfroh gemacht,
Als sonnengolden er mir zugelacht!
Doch jetzt — jetzt schwült die Sonne mir die Stunden,
Ihr langes Brennen schlug schon schwere Wunden. —
Ich zahl' mein Wandern in der Mittagsglut,
In heißer, brennendschwerer Sonnenflut,
Mit Müd- und Mattigkeit am frohen Sinn,
Und welkend, kraftlos sank mir alles hin,
Was ich am klaren Morgen froh gewähnt,
Und was als Glück ich flehend heiß ersehnt!
Kaum deckt ein Schatten kühlend meinen Ort,
Treibt mich der Pflichten Geißel wieder fort!
Ich darf nicht ruh'n und darf nicht müde rasten,
Und wie die Morgenstunden auch verblaßten —
Ich muß den Weg zur Mittagshöhe geh'n,
Will ich von dort hinab zum Abend seh'n. — —
Rings immer noch die drückend schwüle Stille! —
Hier klettert an dem grauen Steingerülle
Im suchend emsigen Laufen eine Spinne;
Sie jagt nach dieses Steines niederer Zinne.
Und dort am Weg, ein Tritt kann ihn zerschmettern,
Seh' ich am schwanken Schmehlenhalme klettern
Den grünen Käfer, der von diesen Höh'n
Sich möchte seine kleine Welt beseh'n.
Und kann er auch den Halm nicht ganz bezwingen —
Fällt er herab; mit immer neuem Ringen
Will er den schweren Kampfeslauf besteh'n,
Und neu erstrebt er sich die steilen Höh'n. — —
Nun sehe ich die Schatten sich schon längen,
In ihre schweren, dunklen Bilder zwängen
Sich gold'ne Lichtesblitze hier und dort;
Zur Bäume Kronen schleicht ein leises Zittern,
Als ob sie frische Lebenslüfte wittern;
Und die noch grüngeblieb'nen Gräser zeigen
Ein fächelnd sanftes Auf- und Abwärtsneigen.
Jetzt gar ein Hauch — der frisch und kühl gefühlt
So atemfreudig wieder mich umquillt,
Daß froh gestärkt ich meinen Sitz verlasse,
Und fest den harten Stab zum Wandern fasse.
Ich will nun langsam schreiten nach dem Ziele,
Zur ruhefrohen, stillen Abendkühle.
Brennt jetzt die Mittagssonne auch den Rücken,
Deckt grau verstäubend sich mir Kleid und Schuh',
Es wandert gut sich, wenn mit froher Ruh'
Ich jetzt schon darf nach Abendröten blicken.

Ottokar Kernstock und die „Fliegenden Blätter“.

Zu des Dichters 60. Geburtstage 25. Juli 1907.

Von **cand. phil. F. Wastian.**

„Viel Sänger schlugen künstlicher die Laute —
Treudeutscher aber schlug kein Sängerherz.“

Die deutsche Literatur- und Kulturgeschichte erzählt uns, daß in den ehrwürdigen Hallen des ehemaligen Inselklosters zu Konstanz am weiten, blauen Bodensee ein junger, stiller Mönch und Klosterdichter durch dreißig lange Jahre (1310—1340) in klösterlicher Einsamkeit

gelebt und gesungen habe, den Wilhelm Scherer, der Unvergeßliche, als deutschen Dichter mit Recht mit einem geistlichen Minnesänger in Prosa verglich, weil er Zug um Zug der irdischen Minne auf die himmlische übertrug, weil er Naturschilderungen einzuflechten wußte, indem er sie geistlich deutete, weil er Frühling und Liebe, Winter und Trauer verband, weil er irdisch gesinnte Menschen mit schweifenden Falken verglich und weil er selbst so weit ging, Frau Venus und den Meister im Minnen Ovidius in seine Dichtungen einzuführen. Er entstammte einem reichen schwäbischen Rittergeschlechte: „derer von Berg", das im Hegau große Besitztümer sein eigen nannte und hieß bis zu seinem dreizehnten Lebensjahre Heinrich von Berg, in dem er dann seiner frommen Mutter zu Liebe dem rauhen, weltlichen Rittertume entsagte, die Burg seiner Ahnen im Hegau verließ, von „Frau Welt" wie von „Frau Minne" für immer Urlaub nahm, auf die zarten, jugendfrohen Schultern das lilienweiße Ordenskleid und das düsterschwarze Skapulier des weltenstillen Inselklosters legte — und Mönch ward.

Als solcher lebt er in der Geschichte des deutschen Schrifttumes*) wie seines Ordens unsterblich unter seinem Klosternamen Amandus Seuse fort. Allein ihm zog Frau Minne, die vielgetreue, wenn auch in anderem Gewande und anderer Gestalt, nach in die stillen Hallen des Inselklosters. In seiner Zelle ist sie bei ihm tröstend gesessen, aus den altertümlichen Klosterchorstühlen ist sie im Münster ihm oft plötzlich huldreich emporgestiegen, im weiten Refektorium ist sie bei ihm zu Gast gewesen, und nächtlich, wenn er friedlos in der Kapelle kniete, da neigte sie sich zu ihm und sprach leise: „Eya! Gib mir dein minnereiches Herz!" Und so ist er ihr Sänger geworden, weil er das Leben als nichts anderes faßte — denn eine Ritterschaft!

Nach beinahe sechshundert Jahren ist nun in unserem deutschen Schrifttume wiederum eine eigenartige Persönlichkeit erstanden, die uns in diesen Tagen das seltene Märchen vom geistlichen Minnesänger, der auch unter dem Mönchsgewande nicht deutscher Art vergessen hat, wie einst der Predigermönch Amandus Seuse und später der Freiburger Stadtpfarrherr und fröhliche Bodensee-Dichter Heinrich Hansjakob, wieder verkörpert und bewahrheitet hat. Ich meine damit Ottokar Kernstock, den einsamen Pfarrherrn auf der waldumgrünten Festenburg in Steiermark, die heute zum Chorherrenstifte Vorau gehört, dessen Kapitular er ist; ich meine aber auch damit Ottokar Kernstock, den Dichter der beiden prächtigen Bücher: „Aus dem Zwingergärtlein" und „Unter der Linde", den weit-

*) Vergleiche Heinrich Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Herausgegeben von Wilh. Scholz (R. Piper & Co., München und Leipzig. 1906) in der Sammlung „Die Fruchtschale", XIV. Band.

bekannten Sänger der „Münchener Fliegenden Blätter“, der nun, beglückwünscht von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden, in voller Rüstigkeit und Lebensfreude auf der fernen Bergfeste seinen sechzigsten Geburtstag in aller Stille begeht.

An einem solchen seltenen Festtage, da lohnt es sich wohl fürwahr, einmal in dem rasch dahineilenden Flusse unseres heutigen Literaturlebens ein wenig inne zu halten, sich still zu besinnen und fröhliche Rückschau anzustellen über das, was Ottokar Kernstock, der seltene Dichter und Priester, in den sechzig Jahren seines reichen Lebens uns geschenkt und zu dauerndem Besitz gegeben hat. Die Art und Weise, wie in Ottokar Kernstock aus seiner Tätigkeit als Bibliothekar und Archivar des an literarischen Schätzen reichen Stiftes Vorau, wie aus dem mit dem deutschen Altertume und Mittelalter innigst vertrauten Gelehrten der spätere Dichter sich entwickelt hat, diesen Entwicklungsprozeß habe ich seinerzeit so erschöpfend dargestellt, daß ich mich heute wohl damit begnügen darf, auf meine betreffende Arbeit hier zu verweisen.*)

Uns fesselt heute zunächst, den Entwicklungsgang des Dichters, von seinen ersten Anfängen bis zu seiner jetzigen künstlerischen Reife und Vollendung mit liebevollem Verständnisse an der Hand der „Fliegenden Blätter“ zu verfolgen.

Allen genaueren Kennern Ottokar Kernstocks und seiner herzbezwingenden Dichtungen ist es bekannt, daß er nicht sofort mit einem fertigen Bande seiner Gedichte in das deutsche Schrifttum eingetreten ist, sondern daß seine Dichtungen nach und nach in den „Münchener Fliegenden Blättern“, jener 126 Bände alten, doch ewigjungen prächtigen Zeitschrift deutschen Humors, erschienen sind. Die Bedeutung der „Münchener Fliegenden Blätter“, in denen so mancher heute berühmte Dichter und Künstler seine Poetenlaufbahn begonnen hat, ich nenne nur Namen der berühmtesten Mitarbeiter, wie Josef Viktor von Scheffel (1847—1848), Wilhelm Busch (1859), Friedrich Vischer, Kraßberger, Eichrodt, Heinrich Seidel und manche andere, die Bedeutung dieser Blätter für die Kunst und für die deutsche Literatur ist heute genugsam bekannt und schon in verschiedenen Arbeiten gründlich behandelt worden.**) In diesen „Fliegenden Blättern“ nun erschien im Jahre 1878 in Nr. 1740 des 69. Bandes das erste Gedicht des steirischen Poeten, und seit dieser Zeit tönt, bald oft, bald seltener, „jene

*) Ottokar Kernstock als Gelehrter. Roseggers „Heimgarten“, Jänner-Heft 1907. Verlag Leykam, Graz.

**) Vergleiche Fr. Th. Vischer „Altes und Neues“; Joh. Prölß „Josef Viktor v. Scheffel“, Seite 59, 61—67, 224, 396, 410, 624; Wilhelm Busch „Von mir über mich“, Seite XII; G. Hermann „Die deutsche Karikatur im XIX. Jahrhundert“ (Velhagen und Klasing, Bielefeld. 1901); E. Fuchs und H. Krämer „Die Karikatur der europäischen Völker“ (Hofmann & Co. 1901); J. Grand Carteret „Les mœurs et la caricature en Allemagne (Paris. 1885. Westhauser).

weihevolle Glocke, die mit ihrem majestätischem Klange die Narrenschellen der „Münchener Fliegenden", deren vornehmster Mitarbeiter er ist, weit, weit überschallt." Der Dichter hat fünfundzwanzig Jahre später, nachdem seine Dichtungen in den „Fliegenden" ihren Siegeszug durch die ganze deutsche Welt gehalten haben, in einem schönen Gedichte, „Vor fünfundzwanzig Jahren", ein Jubiläumsgedicht, uns geschildert, wie er Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", und im weiteren Sinne, wie er der Dichter geworden ist, als der er heute von jung und alt geliebt und verehrt wird. Kernstock war damals, wie er uns in rythmischen Versen erzählt, Dorfkaplan in einem Dörfchen — es ist St. Lorenzen am Wechsel gemeint — hoch über den lachenden Tälern, der Seelsorger mitten unter schlichten Holzern, Hirten und Köhlern. In dieser Waldeseinsamkeit, wo der poetisch so hochveranlagte Dichter von jeder geistigen Anregung, von jedem seelischen Verkehr abgeschlossen war, wo ihm die Tage verdrießlich und grau vorübergingen, wo er das ärmlichste Glück und das winzigste Blau des Himmels vieltausendmal gesegnet hätte, da ergriff den einsamen, weltabgeschlossenen Mönch zur Fastnacht, während sich seine Bauern faschingsselig bei Tanz und Spiel unterhielten, plötzlich ein tiefes, lange bezwungenes Leid, die ungestillte Sehnsucht nach dem Schönen, das ihm, gebannt an die Häßlichkeit, bisher versagt blieb. Doch der Dichter beschließt versöhnlich sein Lied:

„Da war mir's, als raunte mir einer ins Ohr:
Wo bleibt der Humor, mein Bester?
Vergiß den Humor nicht, du greinender Tor.
Der Trauernden treuester Tröster! —

Ich wischte mir ab das nasse Gesicht
Und schrieb beim Bacchantengezetter
Halb zürnend, halb lachend mein erstes Gedicht
Für die Münchener ‚Fliegenden Blätter'."

Der Dichter ist auch Zeit seines Lebens in Dechantskirchen, in Reinberg und heute auf der stillen Festenburg ein Einling geblieben, nur hat er es verstanden, sich alle trüben Stimmungen mit echtem goldenen Humor zu versingen und zu verscheuchen. Mit den Worten des Dichters Ernst Moritz Arndt, mit dem er seine gute, deutsche Gesinnung teilt, sagt er von sich selbst: „Ich bin von Natur ein einsamer Vogel, eine fringilla caelebs, dem am wohlsten in der Einsamkeit ist oder dem in Gesellschaft von zweien oder dreien zu fliegen und sein kurzes, eintöniges Finkenlied zu pfeifen, immer am fröhlichsten gedeucht hat. Bin nimmer ein Mensch der rauschenden Gesellschaften, der Klubs, Kasinos und Ballhäuser gewesen, sondern lieber die stillen Fußpfade des verborgenen Lebens gewandelt, wo das bißchen kurze Menschenglück sich am sichersten und fröhlichsten ergehen mag!"

Vor mir liegen nun nebst dem „Zwingergärtlein“ und „Unter der Linde“, zu einem stattlichen Bande vereinigt, alle jene Nummern der „Fliegenden Blätter“, 87 an der Zahl, in denen Ottokar Kernstock in den Jahren 1879—1907, bald öfter bald seltener, seine Dichtungen erscheinen ließ, zu denen Meister der Feder und des Pinsels, vor allem der dem Dichter so geistig verwandte Maler Hermann Vogel, dann G. A. Cloß, Franz Simm und Alexander Rothaug und noch manche andere, prächtige Illustrationen geschaffen haben. Ich wüßte für den Dichter wie für seine zahlreichen Freunde und Verehrer kein schöneres Geburtstaggeschenk, als daß die Verlagsanstalt Braun und Schneider*) sich entschließen möchte, diese Dichtungen Kernstocks mit ihren prächtigen Bildern und Zeichnungen der genannten Meister in einer schönen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Wenn wir uns nun fragen, was uns der Dichter in all diesen Poesien, die uns mit ihrem Wohllaut der Sprache, mit ihrem echt deutschen, gemütstiefen Inhalte so mächtig die Seele und das Herz ergreifen, kündet, so hat Kernstock teilweise Recht, wenn er in seiner ihm eigenen Bescheidenheit uns darauf die Antwort gibt:

„Die Taten deutscher Helden,
Der deutschen Frauen Preis,
Nichts Besseres kann ich melden,
Weil ich nichts Besseres weiß.“

Bezeichnend und charakteristisch für den Entwicklungsgang und die Eigenart des Dichters ist es, daß er das erste Gedicht, das er in den „Fliegenden Blättern“ veröffentlichte, in mittelhochdeutscher Sprache verfaßte. Kernstock hat später noch gerade die schönsten und besten seiner Gedichte in mittelhochdeutschen Versen und im Sprachstande des XV. und XVI. Jahrhunderts geschrieben, und weil diese Dichtungen in ihrer einzig dastehenden Art und Meisterschaft noch viel zu wenig gewürdigt und hervorgehoben wurden, so werde ich besonders an dieser Stelle Gelegenheit haben, auf sie hinzuweisen, zumal sich der Dichter leider schon längere Zeit dieser traulich klingenden Laute nicht mehr bedient hat. Das Gedicht, von dem ich hier spreche, führt den Titel: „Wiez deme gesellen des liutpfaffen**) ze sant Gilgen ergie, dô er ze alme wolte varen. Einiu âventiure ûzem lande Steier.“ Es ist ohne Namenunterzeichnung abgedruckt, mit alten Holzschnitten in Hans Sachs’scher Manier illustriert und behandelt mit echtem Kernstock-Humor die schlimmen Erlebnisse des Dorfkaplanes von St. Gilgen, einem Orte in Obersteiermark, als er mit seinem Hündlein

*) Herrn J. Schneider bin ich bei dieser Arbeit für seine Unterstützung zu herzlichem Dank verpflichtet.

**) Pfarrer. — Der Mangel an Raum gestattet es leider nicht, das Gedicht vollständig abzudrucken.

„Lips“ auf die Berge stieg, um sich an der Herrlichkeit der Natur, an der Majestät der steirischen Bergriesen am Dachstein und am Grimming zu erfreuen. Mit humorvollen Versen, in denen aber doch ein leiser Hauch von geheimer Wehmut und stiller Resignation hindurchweht, hat Kernstock sein Gedicht mit der Aufzählung der Pflichten des Dorfkaplanes, der er in letzter Linie doch selbst ist, geschlossen:

„Dorfcaplân, dorfcaplân!
solt niht ûf die berge gân,
solt bî dînen dörpern[1]) blîben
und dîn hantwerh vürder trîben:
Werhtag vriesen[2]), suntag switzen,
ambet singen, beichte sitzen,
jungiu magdîn itewîzen[3]),
alten wîben salter[4]) pleren,
tumben knaben wizze[5]) lêren,
betevaren, kintlîn toufen,
iemer mit dem tiuvel roufen,
doh in den vrîen bergesrîchen
ist keiniu stat fuor dînes glîchen.“

Einen bedeutenden Fortschritt gegen dieses sein Erstlingsgedicht bedeutet seine zweite Dichtung, die 1879 in den „Fliegenden Blättern“ erschien, sein: „Willehalm. Einiu maere in vier âventiuren“, die heute nicht nur zu den schönsten mittelhochdeutschen, sondern überhaupt zu den schönsten Poesien des Dichters gehört, weil Kernstock in sie zuviel Züge aus seinem eigenen Innen- und Seelenleben hineingewoben hat. Die erste Aventiure behandelt in ergreifenden Versen: „Wie junc Willehalm von der werlde urloup nam“, die zweite: „Wie junc Willehalm ein münch wart“. Wie tief aus der Seele des Dichters sind jene Worte, die er Jung-Willehalm in den Mund legt, in ihrer jetzigen Fassung gesprochen:

„Wân[6]) waz êwen[7]) sol ez minnen,
sol dem leben sweren haz[8])
und im scheiden wirts êrst innen
wie ditz leben süeze was.“[9])

Es ist herzlich zu bedauern, daß der Dichter, als er den „Willehalm“ formell verbessert, in sein Buch: „Aus dem Zwingergärtlein“ aufnahm, die dritte Aventiure: „Wie si imme kloster den kelremeister kurn“[10]) und besonders aber die vierte und schönste Aventiure: „Wie hêrr Willehalm ze sterbenne quam“[11]), weggelassen hat. Wird doch Kernstock am ergreifendsten und innigsten in jenen Liedern, in denen er vom deutschen Mönche singt, in denen er uralte Klostermären kündet, und die Gefühls- und Denkweise schildert, die in alter Vorzeit

[1]) Bauern. [2]) frieren. [3]) tadeln. [4]) Psalter. [5]) Weisheit. [6]) denn. [7]) ewig. — Der Raummangel gestattet auch hier nicht, die dritte und vierte Aventiure, die in den „Fliegenden“ sehr schwer zugänglich sind, abzudrucken. [8]) Haß. [9]) war. [10]) wählten. [11]) kam. — Die letzte Aventiure ist im Südmark-Kalender 1904 abgedruckt.

durch die Seele so manches Mönches gezogen ist. Da schlägt er so tiefe Töne an, Töne, wie sie wohl selbst durch seine große, edle Seele ziehen mögen, daß wir bezaubert durch die elegische Wehmut seiner Worte aufhorchen. Aber dies ist natürlich und leicht erklärlich. Ist er doch selbst ein liedgewaltiger Mönch, auf dessen Leben schon ein zarter Hauch von Poesie liegt, ist er doch selbst ein frommer Mönch, der draußen in der Waldeinsamkeit, wo die Natur und das Leben noch unentweiht sind, in klösterlicher Stille unter Köhlern, Hirten und Holzknechten seinen Pflichten als Priester und Seelsorger nachkommt, fern der Welt und ihres Flitterglanzes, glücklich und zufrieden, sich ein offenes Auge für die Schönheit der Welt, sich ein empfindungsreiches Herz für die poetische Tiefe des Menschenlebens bewahrt hat. So lebt er einsam in einer geistigen Welt, die nur wenigen Menschen auf Erden zu schauen vergönnt ist. In diesen Liedern vom deutschen Mönche, da erinnert er mich besonders an Karl Stielers deutsche Mönchsgestalten, an „Werinher von Tegernsee", an „Eliland von Chiemsee", zwei Mönchsgestalten, die uns doch so sehr ergreifen und durch ihre Lieder unser Herz zu rühren verstehen. Und dennoch möchte ich die Mönchsdichtung Kernstocks fast höher anschlagen, als die Dichtungen des unvergeßlichen Hochlandliedersängers, denn Kernstocks Mönchsgestalten haben vor denen Stielers den Vorzug, daß sie auch in der Sprache ihrer Zeit reden, denken und fühlen und dadurch dem Herzen eines feinsinnigen Lesers um vieles näher kommen und vertrauter werden.

Ich habe wiederholt die mittelhochdeutschen Verse Ottokar Kernstocks, wenn der Ausdruck gestattet ist, „philologisch" untersucht und ich habe nie in ihnen eine Makel finden können, etwa ein Wort, das historisch nicht belegt wäre, oder eine Wortstellung, die dem mittelhochdeutschen Sprachgefühle widerspräche, kurz seine mittelhochdeutschen Verse sind so blank und fein, daß man schier glauben könnte, sie seien aus einer alten Handschrift eines deutschen Minnesängers herausgehoben. Wer es weiß, wie schwer es uns modernen Menschen wird, in das Kultur- und Gefühlsleben des deutschen Mittelalters uns hineinzudenken und mittelalterliche Vorgänge zu verstehen, der wird die mittelhochdeutschen Dichtungen in ihrer einzig dastehenden Art besonders hochschätzen und werten. Wer in den nun folgenden Bänden der „Fliegenden Blätter" blättert, um Gedichte Otakar Kernstocks, wie er damals sich unterschrieb, darinnen zu finden, wird vergeblich darnach suchen. Vierzehn lange Jahre, Jahre der inneren Vollendung und reicher wissenschaftlicher Studien und Forschungen, ließ der Dichter in den „Fliegenden Blättern" nichts von sich hören und erst seit dem Jahre 1894 läßt er regelmäßig in bald längeren, bald kürzeren Zeitabständen seine Lieder in den „Fliegenden" in die weite Welt flattern, zur Freude der Leser,

die nicht nur nach Witzen haschen, sondern mit innigem Verständnisse den schönen Gedichten des seltenen Festenburger Pfarrherrn horchen und lauschen. Mit mittelhochdeutschen Versen wie im „Willehalm“, setzte Kernstock seine wertvolle Mitarbeiterschaft in den „Fliegenden Blättern“ fort, denen er seither ein treuer Genosse geblieben ist. Es erschien 1894 seine köstliche, humorvolle Dichtung: „Ein Senemœre ûz der crônicâ von Heisterbach“, die in vier Teilen: „Der minne nôt“, „Diu anevehtunge“, „Diu arzenîe“ und „Wachâ!“ uns den Traum eines Mönches erzählt. Der ganze Kernstock eigene Humor kommt in dieser Dichtung prächtig zur Geltung. Mit der „Senemäre“ beginnt die Reihe jener schönen Dichtungen, die später gesammelt im „Zwingergärtlein“ erschienen sind. Im Gedichte: „Der leste gast“ glaubt man beinahe in den mittelhochdeutschen Versen der alten Nibelungenstrophe eine Stelle aus dem großen Epos der Nibelungen zu vernehmen, in seinem Liede: „Ein schön teutsch reiterlied. In einem newenthon“, tritt uns das freie, deutsche Reiterleben mit all seinen Gefahren des Speer- und Schwertkampfes entgegen und in „Des kaisers arkelay“ spielt er uns auf ein Lied von den alten deutschen Geschützen, wie sie zur Zeit des letzten Ritters, Maximilian I., als Verkünder einer neuen Zeit die deutschen Lande durchdröhnten und von denen uns schon der „Weißkunig“ und der „Teuerdank“ zu berichten wissen. Es folgen die Gedichte „Ritter und Klausner“, „Nach dem Sturme“, das reizende „lied von drein Frewlein“ und die Perle seiner Dichtungen im Sprachstande des 15. und 16. Jahrhunderts, seine Dichtung: „Ein feins lied von einem landsknecht“, das durch seinen ergreifenden Gehalt, durch seine schlichte einfache Weise vielfach an ein altes, deutsches Volkslied gemahnt, wie es uns etwa aus der Volksliedersammlung Brentanos und Arnims aus „Des Knaben Wunderhorn“ entgegentönt und trotz seiner Einfachheit Herz und Sinn gefangen nimmt. In kurzer Reihenfolge erschienen in den „Fliegenden Blättern“ „Der verliebte Drach“, sein in Studentenkreisen heute schon vielgesungenes „Vagantenlied“*), dann „Oraculum vernale“, „Eine Tageweise“, „Sommer“ und eines seiner schönsten Minnelieder: „Isôt la blonde“, zu denen sich noch die Gedichte: „Elsula“, und „Frau Luitgards Totenmal“, gesellen. Eine seiner besten altdeutschen Dichtungen ist auch: „Eins deutschen Fänderichs Fanenschwur“, das in seinem schönen Kehrreim, in dessen Handhabung Kernstock überhaupt ein Meister ist, seinen Höhepunkt findet: „trew teutsch und manlich frumm!“ In all diesen Liedern und in den folgendem „Virgatum“ „Wolf Dietrichs Buße“, „Der weise Abt“, „Wächter-

*) Kernstocks Studentenlieder sollen in Kürze im Kommersbuch des Akademischen Turnbundes in Berlin erscheinen.

lied", „Eine Tanzweise", in der man schier Neithard von Reuental zu hören vermeint, im „Deutschen Michel", im „Königsboten" und in seinem „Botenlied", in allen diesen Dichtungen wurzelt Kernstock im deutschen Mittelalter und schöpft aus seinen reichen Kenntnissen daraus, wie einst sein berühmter Vorgänger, Josef Viktor von Scheffel, der Dichter der „Frau Aventiure", des „Ekkehard" und des „Juniperus", seine schönen Lieder und Gesänge. Mit Recht konnte auch er, wie seinerzeit vor ihm ihr gelehrtester Schüler, von „Frau Aventiure" singen:

„Frau Aventiure, du zartes Weib,
Mein Herzgespiel, mein Leidvertreib,
Du sueße Maerenfinderin —
Was du mir gabst, nimm's wieder hin!"

In den Siebzigerjahren, als er junger Bibliothekar des Stiftes Vorau war, und als solcher die alten Folianten und Handschriften, „die Quellen der Gestaltenseherei", ordnete und sichtete, um darin manches Neue und Wundersame zu finden, da mag sie ihm zum erstenmale erschienen sein und seine Stirne flüchtig geküßt haben; dann mag sie ihm wohl nachgezogen sein in die stillen Alpenpfarrdörfer nach Waldbach, nach Sankt Lorenzen am Wechsel, nach Dechantskirchen, nach Reinberg, dem idyllisch gelegenen Burgkirchlein und schließlich auf die Waldhöhe der bergeinsamen Festenburg und an ihr Tor geklopft haben, mit den Worten, wie in Wolframs „Parzival": „Tuot ût! ich wil inz herze hin zuo dir mîn dringen soltu selten klagen: ich wil dir nû von wunder sagen!" In langen düsteren Nächten, wenn draußen der Wintersturm durch die Tannen zog, der Wind am Burgtore rüttelte, da ist sie, die Holde, drinnen bei ihm am Kaminfeuer traulich gesessen und da hat sie ihm die öden Winternächte verkürzt, da hat sie ihm berichtet von vergessenen Mären und Liedern, von minnigen Mägdleins, saeldereichen Frauen, von lobebaren Rittern mit Schwert und Harnisch, von fahrenden Schülern, liedgewaltigen Mönchen, von fröhlichen Spielleuten und lustigen Gauklern, kurz die längstversunkene Welt des deutschen Mittelalters hat sie ihm verklärt vors Auge geführt und all das, was ihm in solchen Stunden die holde Frau von Lieb und Leid ins Ohr geraunt, das schrieb er flugs in schlichten Reimen auf pirmentene Blätter, und gleich Meister Freidank mußte er am Schlusse gestehen: „Mîn herze im troume wunder siht, daz nie geschach und niemer geschieht." Die schönste Dichtung, in der er gleichsam sich selbst verewigt hat, ist sein „Münch von Salzburg", in dem er dem Klosterbruder Hermann (oder Johannes), der auf Veranlassung des Salzburger Erzbischofes, Pilgrim von Puchhain im XIV. Jahrhunderte kirchliche und weltliche Lieder dichtete, poetisch verklärte. Ist er doch selbst ein Minnesänger, der auch unter dem schlichten Mönchsgewande der deutschen Art nicht

vergessen, die in süßen, herzbezwingenden Weisen als Grundgedanke aus seinen Liedern zum Herzen des Lesers dringt. Die Worte, die er in diesen Versen Seiner Gnaden dem Bischof von Salzburg auf den alten Minnesänger in den Mund legt, die lassen sich auf Kernstock selbst münzen:

„Ihr irrt! Es glänzt wie funkelnd Erz
Sein Schild so blank und sauber.
Sein treues deutsches Sängerherz —
Das ist sein ganzer Zauber!

Wes jemals ward im Volke wach
An Lust und Feierklängen —
Das deutsche Spielmannsherz schlägt's nach
Und schmiedet's zu Gesängen.

Auf ewig sei in Ehr'n genannt
Das Angedenken dessen,
Der auch unter dem Mönchsgewand
Nicht deutscher Art vergessen!"

Wie lieb und traut dem Dichter die Gestalten des deutschen Mittelalters, in dessen Leben und Treiben, Fühlen und Denken sich der gelehrte Mönch voll Liebe und Verständnis versenkt, davon geben beredtes Zeugnis jene Gedichte, in denen er die hehren Gestalten deutscher Minnesänger, wie Hartmann von Aue („Abschied"), Walter von der Vogelweide („Der Falkner von der Vogelweid"), Oswald von Wolkenstein („Sängerdank"), Otto von Botenlaube („Nâht gît senfte, wê tuot tac!") und den Steirer Ulrich von Lichtenstein („Ein Denkstein") wundersam zu erklären wußte. Im Jahre 1901 gab Ottokar Kernstock alle diese Gedichte, die bis dorthin in den „Fliegenden Blättern" erschienen waren, um einige andere vermehrt, so vor allem um die Gedichte des „Einsiedler-Kalenders", gesammelt, in einem prächtigen Buche unter dem sinnigen Titel „Aus dem Zwingergärtlein" heraus, zu dem Hermann Vogel, der prächtige Illustrator seiner Dichtungen, und ein Freund und Verehrer des Dichters, zwei schöne Zeichnungen beigegeben hat. Das „Zwingergärtlein", in dem der größte Teil seiner Lieder erstanden ist, befindet sich an dem Südwestabhange des Gipfels, auf dem die alte Festenburg steht, und ist durch des Pfarr- und Burgherrn kunstsinnige Hand zu einem reizenden Garten verwandelt worden. Den Titel seines Buches hat Kernstock uns in folgenden schönen Versen gedeutet, in denen die ganze Liebe des Dichters zu den alten Mauern seiner Festenburg und zu seinem reizenden Dichtergärtlein leise mitklingt:

„Ich weiß eine Burg in Steier —
Um alle, die drinnen gelebt,
Hat ihre grauen Schleier
Die Spinne Zeit gewebt.

Es standen auf Feinde zu lauern
Vergeblich die Wächter bereit.
Die Herzen brach und die Mauern
Der Sieger Vergänglichkeit.

Ein Gärtlein liegt im Zwinger,
Von morschen Wällen umschanzt;
Dort haben magdliche Finger
Violen und Rosen gepflanzt.

Längst hat sie von hinnen müssen,
Die einst des Gärtleins pflag;
Doch ihre Blumen — die sprießen
Bis auf den heutigen Tag.

Ich wand zum Strauße die zarten,
Die die Vielholde gesä't,
Und die der Wind in den Garten
Als Samenkörner geweht.

Und nun heißt's scheiden und wandern
Ihr Blumen! Wie wird's euch geh'n?
Ihr seid nicht wie die andern,
Die draußen zu Markte steh'n. —

Nicht auf durchblumten Terrassen,
Vom Sonnenfeuer umsprüht —
Im Zwingergärtlein, verlassen,
Im Schatten sind wir erblüht.

Doch brach uns zu guter Stunde,
Als schlichter Treue Pfand,
Auf ehrlichem deutschen Grunde
Eine ehrliche deutsche Hand."

Oder wie fröhlich klingt es und tönt es, wenn der Dichter dann wieder sich selbst und seine alte Burg, die zweimal im Besitze von ritterlichen Familien war (Stadeck und Montfort), denen Minnesänger entstammten, in blanken Versen besingt:

„Es steht ein Schloß im Wechselgau —
Da tut in stiller Klausen,
In Mauern alt und wettergrau
Ein Münch als Burgpfaff hausen.

Der Wald hält Wacht vor Tor und Wall
Mit seinen grünen Speeren
Und tut der Welt und ihrer Qual
Zur Burg den Eingang wehren.

Frau Aventiure nur geht frei
Durch's Haus zu jeder Stunde;
Sie bringt von Mären mancherlei
Dem Münch geheime Kunde."

Das „Zwingergärtlein" enthält eine Reihe von Dichtungen, die nicht in den „Fliegenden Blättern",*) sondern zerstreut, z. B. im „Südmark-Kalender" erschienen sind. Gar kunstreich hat der Dichter diese Dichtungen in seine fünf Sträußlein: „Eisenhut und Rosenblut", „Nägelein und Rosmarein", „Tulipan und Enzian", „Weiderich und Wohlverleih" und „Wintergrün und Violet", in die das „Zwingergärtlein", mit vorangestellten Versen deutscher Minnesänger geschieden ist, eingereiht. So sein volksgetreues Lied „Iuramentum beanorum".

*) In den „Fliegenden Blättern" sind der Folge nach von Kernstock nachstehende Gedichte erschienen: 1. Nr. 1740 (1878): „Wiez deme gesellen des liutpfaffen ze sant Gilgen ergie, dô er ze alme wolte varen. 2. Nr. 1774—1777 (1879): „Willehalm". 3. Nr. 2549 (1894): „Ein senemäre". 4. Nr. 2634 (1895): „Der leste gast". 5. Nr. 2636: „Ein schön teutsch reiterlied". 6. Nr. 2656 (1896): „Ritter und Klausner". 7. Nr. 2660: „Nach dem Sturme". 8. Nr. 2666: „Ein lied von drein frewlein". 9. Nr. 2677: „Ein feins lied von e nem landsknecht . 10. Nr. 2683: „Der verliebte Drach'". 11. Nr. 2693: „Vagantenlied". 12. Nr. 2699 (1897): „Des kaisers arkeley". 13. Nr. 2714: „Oraculum vernale". 14. Nr. 2721: „Der ärmste Narr". 15. Nr. 2753 (1898): „Eine Tageweise". 16. Nr. 2763: „Sommer". 17. Nr. 2774: „Isôt la blonde". 18. Nr. 2782: „Winter". 19. Nr. 2799: „Eins teutschen fänderichs fanenschwur". 20. Nr. 2803: „Virgatum". 21. Nr. 2807: Wolf Dietrichs Buße". 22. Nr. 2808 (1899): „Der weise abt". 23. Nr. 2809: „Wächterlied". 24. Nr. 2813: „Mühlenzauber". 25. Nr. 2814: „D'Pädagogik". 26. Nr. 2816: „Eine Tanzweise". 27. Nr. 2817: „Der deutsche Michel". 28. Nr. 2828: „Der verzauberte Wald". 29. Nr. 2840 (1900): „Das glückhafte Schiff". 30. Nr. 2844: „Mutterlehren". 31. Nr. 2846: „Soldatenserenade". 32. Nr. 2852: „Ein kräftiglich Weyd-Geschrey". 33. Nr. 2858: „Das verwunschene Schloß". 34. Nr. 2859: „Junker Mai". 35. Nr. 2868: „Prinzessin Lachemund". 36. Nr. 2869: „Die Weinmörder". 37. Nr. 2874: „Vom Drachentöten". 38. Nr. 2882: „Der Königsbote". 39. Nr. 2887: „Botenlied". 40. Nr. 2895 (1901): „Der gefangene Feldherr". 41. Nr. 2901: „Hochzeitslied". 42. Nr. 2909: „Der Fehdebrief". 43. Nr. 2918: „Der Münch von Salzburg". 44. Nr. 2919: „Elsula". — Hier enden die Lieder des „Zwingergärtleins". — 45. Nr. 2927: „Die Übergabe". 46. Nr. 2936: „Frau Aventiures Ausfahrt". 47. Nr. 2940: „Im Herbst". 48. Nr. 2944: „Zwergenschlacht". 49. Nr. 2965 (1902): „Frühlingsträume". 50. Nr. 2973: „Gold und Eisen". 51. Nr. 2974: „Das verwunschene Königskind". 52. Nr. 2975: „Der Dichterkuß". 53. Nr. 2978: „Am

„Frau Luitgards Totenmal", „Die Glocken von Dungervan", „Arbeiters Nachtgebet" und sein hohes Lied der deutschen Frauenliebe: „Hohe Minne". Besonders an diesem Gedichte läßt sich so recht ersehen, daß, wie z. B. einst bei dem Münchener Professor und Dichter Wilhelm Hertz, so auch bei Ottokar Kernstock die Studien des tiefgründenden Forschers dem phantasievollen Dichter zustatten kommen und wie sich beide Naturen in ihm ergänzen und vereinigen. Hiefür ein charakteristisches Beispiel!

Gustav Freytag erzählt in seinen prächtigen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" aus der altnordischen Helgakvidha Hundingsbana folgende ergreifende Begebenheit: „Wenn freilich der Sänger im Hause des Häuptlings von dem Schmerz um Geschiedene sang und von der heißen Sehnsucht, welche den geliebten Toten in die Arme schließen möchte, dann klang sein Lied anders. Dann kündete der Sänger die Liebe von Hailaga und Siguruna und ihre Vermählung, schwer durch Verwandtenblut, welches darum vergossen wurde. Und als der Gemahl ermordet ward von dem Bruder seines Weibes, da saß Siguruna verzweifelt in der Königsburg und forderte vom Schicksale, daß der Totenhügel des Fürsten sich auftue und das goldgezäumte Roß unter ihm daherrenne, damit sie den Geliebten umfange. Da, als der Abend kam, sah ihre Magd eine Geisterschar zum Totenhügel reiten, es war König Hailaga, der aus der Götterhalle mit seinem Gefolge heimkehrte. Und der König ließ sein Gemahl fordern, daß sie komme ihm die tropfenden Wunden zu schließen. Da eilte Siguruna in den Totenhügel und rief: „Ich bin so froh, dich wieder zu finden, wie die Habichte des Gottes, wenn sie

---

Wasserfall". 54. Nr. 2993: „Abschied". 55. Nr. 3000 (1903): „Die drei Schicksalsschwerter". 56. Nr. 3010: „Welsche Ruinen". 57. Nr. 3012: „Naht git senfte, wê tuot tac!" 58. Nr. 3016: „Ein fein gelahrt Weidmannslied". 59. Nr. 3028: „Des Königs Grenadiere". 60. Nr. 3029: „Die Ritter vom Stegreif". 61. Nr. 3032: „Die neue Heloise". 62. Nr. 3043: „Die verlassene Mühle". 63. Nr. 3045: „Vor fünfundzwanzig Jahren" (ein Jubiläumsgedicht zur 25jährigen Mitarbeiterschaft in den „Fliegenden Blättern"). 64. Nr. 3056 (1904): „Ostaras Born". 65. Nr. 3057: „Wildmeisters Hochzeitscarmen". 66. Nr. 3065: „Ruine im Frühling". 67. Nr. 3068: „Der Spion". 68. Nr. 3079; „Die schönste Stadt". 69. Nr. 3091: „Reiters Tagreveille". 70. Nr. 3096: „Der Waldschrat". 71. Nr. 3097: „Ein Traugemundlied". 72. Nr. 3103: „Die Meerminne". 73. Nr. 3119 (1905): „Friedrich Schiller". 74. Nr. 3120: „Der Spion". 75. Nr. 3122: „Sneewitchen". 76. Nr. 3123: „Vom maidlein, das keinen jäger wollt'". — Hier enden die Lieder des Buches „Unter der Linde". — 77. Nr. 3147: „Sankt Huberti Wunder". 78. Nr. 3157 (1906): „Magister amoris". 79. Nr. 3190: „Najade". 80. Nr. 3193: „Drei Wünsche". 81. Nr. 3196: „Paradieses-Kinder". 82. Nr. 3200: „Herbst-Orakel". 83. Nr. 3220 (1907): „Madonna Lisa". 84. Nr. 3224: „Mägdleins Maienklage". — Die besten Kernstock-Illustratoren sind Herm. Vogel und G. A. Cloß, die, wie einst Anton v. Werner, dem Dichter J. V v. Scheffel geistesverwandt, durch ihre künstlerische Richtung, die an Richter und Schwind anknüpft, wirklich Bilder geschaffen haben, die sich harmonisch den Texten Kernstocks anschließen. Herm. Vogel hat bisher 36, G. A. Cloß 20 Lieder illustriert. Außerdem sind zu nennen: A. Rothaug 7, Herm. Vogel-Paris 3, Franz Simm 3, M. Adamo 1, Prof. Otto Seitz (München) 2, J. Guggenberger (München) 1, Fritz Hegenbart 1, Prof. Karl Marr (München) 1 und C. Lehrts 1. Sieben Gedichte, darunter „Elsula", „Vagantenlied", „Eine Tanzweise" 2c. wurden leider nicht illustriert.

warmes Blut wittern. Küssen will ich den entseelten König, bevor er abwirft die blutige Brünne. Wie ist dir dein Haar, Gebieter, in Angstschweiß gehüllt, übergossen mit Grabestau dein Leib, so kalt deine Hände, Hailaga!" Und der König sprach: „Du, Sigruna, bist schuld, wenn ich vom Tau triefe; jede Träne, die du vergossen bei Tag und bei Nacht, fiel kalt auf meinen Leib und beklemmte die Brust. Jetzt aber trinken wir köstlichen Trank; habe ich auch Lust und Leben verloren, die Braut soll doch bei mir ruh'n, verborgen im Hügel." Und Sigruna rüstete das Lager im Totenhügel. „Ich will dir im Arme, du Edler, schlafen, wie ich im Leben am Halse dir lag." Und der König sprach: „Nichts dünkt mir unmöglich, da ich halte dich, du Holde, der Tote die lebende Königin." Und er rief, als die Nacht verronnen war: „Der Morgen ist nahe, der Himmel gerötet, Zeit ist's, daß ich die Lüfte durchreite auf fahlem Roß, an der Brücke der Wolkenburg muß ich stehen, bevor der Hahn des Himmels die Helden der Schlachthalle weckt." Aber in der nächsten Nacht erwartete die Königin vergeblich den Gemahl am Totenhügel: „Die Vögel sitzen auf ihren Zweigen und alles Volk versinkt in Traum; gekommen wäre, wenn er kommen könnte, der hohe König aus Wodans Halle." So trauerte Sigruna und lebte nicht lange mehr. „Der Liebende aber soll Tränen und Klagen um Verlorene schnell stillen, treu den Schmerz und schweren Mut bewahren."*)

Und nun vergleiche man die herrliche Dichtung, die Ottokar Kernstock aus dieser schlichten Erzählung in seinem Gedichte „Hohe Minne" geschaffen hat, dessen Kern die schönen Worte bilden:

„Stark ist der Tod! Wen er bedroht,
Den schirmt nicht Helm, nicht Brünne.
Doch stärker noch als der starke Tod
Ist mutige, magdliche Minne!"

Der gleiche poetische Vorgang läßt sich bei seinem schönen „Traugemundlied" zeigen (Uhland I. Nr. 1), wo er aus dem schlichten Volksliede vom Meister „Traugemund", sein Gegenstück, den „Irregang", hat Scheffel in der „Frau Aventiure" gedichtet, ein prächtiges Lied gesungen hat. Mit Ausnahme der Antwort- und Frageformeln ist wohl nichts dem einfachen Volksliede entlehnt. Wie ein einfacher Studentenbettelspruch im „Vagatenlied", ein alter Schülerbrauch im „Virgatum", ein altfranzösisches Refloit in „Isôt la blonde", ein lateinisches Sprüchlein in dem Gedichte „Elsula", und ein Volkssprüchlein im „Sneewitchen", genügen dem Dichter, die Anregung zu seinen schönsten Poesien zu

*) Vergleiche die Edda in der Übersetzung von Hugo Gering (Leipzig), Seite 178 bis 182. Hailaga=Helgi, Sigruna=Sigrune in Kernstocks Dichtung. Die Worte, die in Kernstocks Dichtung sich auch finden, sind gesperrt gedruckt.

geben, so haben zwei Verse aus dem Nibelungenliede, die Kriemhilde zu Rüdiger spricht, genügt, den Dichter zu seiner bisher nur in den „Fliegenden Blättern" erschienenen Dichtung: „Drei Wünsche" zu begeistern. Im Nibelungenliede klagt Kriemhilde (VV. 1190—91):

„Mir hât der tôt an eime so rêhte leide getân,
des ich unz an mîn ende muoz unfroelichen stân."

Und wie schön und ergreifend übersetzt Kernstock uns am Schlusse seiner Dichtung diese Nibelungenverse:

„Mir hat der Tod an einem ein solches Leid getan,
Daß ich's bis an mein Ende nimmermehr verschmerzen kann!"

Gibt es eine schönere und zugleich poesievollere Übersetzung? Ich habe diese Dinge nur deshalb angeführt, um zu zeigen, wie direkt aus dem Seelen- und Geistesleben des deutschen Mittelalters Kernstocks Dichtungen herauswachsen, voll innerer Echtheit und natürlicher Frische, und welches starke Poetenblut in den Adern dieses einsamen Mannes kreist. Wenn man bedenkt, welche große Anzahl von Auflagen den „Sängen und Mären" Rudolf Baumbachs und Julius Wolffs und der ihnen verwandten Dichter, welcher Erfolg Friedrich Wilhelm Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden", mit dem ich Kernstock am liebsten zusammenstellen möchte, zuteil geworden ist, oder Karl Stieler, dem blonden Hochlandsliedersänger, so ist mit der vierten Auflage*) des „Zwingergärtleins", der Dichter noch immer viel zu wenig ins deutsche Volk gedrungen. Es ergeht ihm da so wie allen feineren Geistern des deutschen Volkes, wie dem verstorbenen Dichter Wilhelm Hertz mit seinem köstlichen Klostermärchen: „Bruder Rausch", daß sie zwar langsam, aber um so sicherer im deutschen Volke Wurzel fassen. Die Dichtungen, die nach dem Jahre 1901 in den „Fliegenden Blättern" erschienen, hat Kernstock mit anderen Gedichten im vorigen Jahre in seinem zweiten Gedichtbuche: „Unter der Linde"**), gesammelt herausgegeben. War es in seinem ersten Buche das Zwingergärtlein der waldstillen Festenburg, das dem einsamen, weltabgeschiedenen Burgmönche die ergreifenden Lieder zuraunte, so ist es im Buche „Unter der Linde" eine alte Linde, die im Burghofe der Festenburg steht und ihre grünen Äste neugierig in das Rundbogenfenster des traulichen Gemaches streckt, in dem der Dichter in den Feierstunden seiner Waldeinsamkeit seine Lieder träumt:

„Ein Lindlein steht vorm Tor des stillen Raumes,
Der diese Lieder hat erwachen seh'n.
Mög' ein Atom vom Duft des deutschen Baumes,
Ein Hauch des deutschen Geistes sie durchweh'n!"

---

*) Aus dem Zwingergärtlein. Gedichte von O. Kernstock. Braun und Schneider. IV. Auflage. München. 1907.

**) „Unter der Linde." Gedichte von O. Kernstock. II. Auflage. (Braun u. Schneider. München.) — Ein Teil seiner Lieder kriegerischen Inhaltes ist in der Sammlung „Die wehrhaft Nachtigall" von E. Hirsch vertont erschienen und bei Hug in Leipzig verlegt worden.

Auch zu diesem Büchlein des Dichters hat Hermann Vogel, der Getreue, drei wundervolle Bilder gezeichnet. Auch in dieser Gedichtssammlung finden wir Lieder, die denen des „Zwingergärtleins“ wert und würdig sind. Die schönsten unter ihnen sind wohl sein „Sängerdank“, der eine Episode aus dem Leben des letzten Minnesängers Oswald von Wolkenstein behandelt, sein „Dichterkuß“, nach einem Reiseerlebnis des Messiassängers Klopstock, „Gold und Eisen“, „Die Weise von Amilê“, „Die drei Schicksalsschwerter“ und „Wildmeisters Hochzeitscarmen“, in dem er gleich Walter von der Vogelweide gar kunstreich nach den fünf vocabulis gedichtet hat. Besonders ergreifend wirkt Kernstocks eigene Lyrik, in der er unmittelbar selbst aus seiner eigenen Seele heraus, nicht durch den Mund mittelalterlicher Gestalten zu uns spricht, in der er im Liede all das versingt, was seine Seele und sein Herz zuweilen bald froh oder elegisch stimmt. In diesen Gedichten gewinnen wir manchmal einen flüchtigen Blick in das reiche Innenleben des einsamen Sängers. Ich nenne die Gedichte „Undine“ und vor allem das tiefergreifende Lied: „Einem Sommergaste“, das die ganze Liebe des Dichters zu seiner Burg wie zu seiner schönen grünen Oststeiermark zum Ausdrucke bringt:

„Und eine Burg auf Felsenrücken
Wird mitten in dem gold'nen Saal
Erheben sich vor deinen Blicken
Aus tannendunklem Alpental.

Die Bergeshäupter wirst du leuchten
Im Sonnengolde wieder seh'n —
Vielleicht wird dann dein Aug' sich feuchten
Und heimlich wird dein Herz gestehn:

Wohl um mich her rauscht unermüdlich
Die Welt an Glanz und Freuden reich;
Doch, meine Berge, still und friedlich —
Ich wollt', ich wär' wieder bei euch!“

Oder wie zu Herzend sprechend sind die Monatsbilder aus seinem „Einsiedler-Kalender“, in denen er uns die Stimmungen und Gedanken, die Monat für Monat den Einsiedler auf der Festenburg bald heiter, bald traurig beschleichen, erzählt. Ich kann nie ohne innere Ergriffenheit, besonders wenn ich der weltentsagenden Gestalt des Dichters gedenke, die Schlußverse seiner „Verlassenen Mühle am Wetterstein“ lesen:

„Nur das Gewässer spiegellicht
Raunt heut' noch sonder Ruh'!
Kommt je ein Glück dir zu Gesicht
Und redet nicht,
O rede — rede du!“

Und wie schön hat der Dichter den Seelenfrieden dargestellt, den draußen der Wald auf sein Gemüt und seine Seele mit geheimnisvollem Zauber ausübt. In seinem Gedichte „Najade“, da sagt er es uns:

„Oft hat mich krank geschossen
Des Schicksals Jägerspeer;
Mein Herzblut kam geflossen —
Da schleppt' ich mich weltverdrossen
Zur Nixe des Brunnens her.

Sie stillte die brennenden Gluten,
Es mahnte ihr kühlender Hauch:
Geduld! Wie die Wasser verfluten,
Des Lebens schönste Minuten
Und seine schmerzlichsten auch!"

Nicht minder schön als seine Lyrik, die er in seinem zweiten Buche um manche Perle, z. B. „Frühlingsträume", „Wälsche Ruinen" vermehrt hat, sind seine Gelegenheitsdichtungen, die der Dichter auf Anregungen mancherlei Art geschrieben hat. Da gelingen ihm Lieder von bezwingender Schönheit, wie „Der steirische Landmann beim Leichenbegängnisse seines Bischofes" (Johannes Zwerger), „Auf der Veranda", „Ein Trinkspruch", „An den Maler Hermann Vogel", „Vision" (zu Peter Roseggers fünfzigstem Geburtstage) oder endlich das schöne Gedicht „Ein Wort an die Abiturienten",*) dessen Manuskript ich unter meinen Erinnerungen an Kernstock bewahre, und selbst mittelhochdeutsche Verse finden sich in diesen Gelegenheitsdichtungen, so in seinem Gedichte „Leonidae", das jedoch nicht veröffentlicht wurde, sondern als eine Widmung des Dichters die Kneipe des Akademischen Turnvereines Graz ziert. — Unzertrennlich wie Amandus Seuse, der schwäbische Klostersänger, mit dem ich zu Beginn meiner Arbeit Ottokar Kernstock wegen vieler, auch sonstiger gemeinsamer Lebens- und Charakterzüge verglichen habe, mit allen Herzensfasern an sein stilles Inselkloster auf dem kleinen rheinumrauschten Eilande, in dem er doch dreißig lange Jahre gelebt und wo ihn Meister Karl v. Häberlein aus Stuttgart in seinen farbenvollen Inselklosterkreuzgangfresken**) für immer verewigt hat, an seinen blauen Bodensee und an sein schönes Heimatland Schwaben für alle Zeit verkettet bleibt — so bleibt auch Kernstocks Name für alle Zukunft an die Festenburg geheftet, und wenn man sich, wie ich höre, mit dem Gedanken trägt, dem Dichter einen Gedenkstein zu setzen, dann wüßte ich, wie dort für dem Mönch Amandus Seuse im schattigen Inselklosterkreuzgang, so hier für Kernstock keinen schöneren Ort als im „Zwingergärtlein" auf der Festenburg, an jenem idyllischen Orte, wo jeder Stein, jeder Baum und jedes Plätzlein, wie dort am blauen Bodensee, das Gedächtnis des gemütsreichen, liedgewaltigen und doch so einsamen Mönches feiert. — Kernstock ist in letzterer Zeit in den „Münchener Fliegenden Blättern" ein gar seltener Gast geworden.

*) Abgedruckt im „Heimgarten". 28. Jahrgang. August 1904. 11. Heft.
**) In einer Mappe. Verlag Ackermann. Konstanz. 12 M.

Wir wollen nicht denken, daß die einsame Festenburger Nachtigall ihr trostreiches Lied, das hundert und hundert Menschenherzen, junge und alte, gesunde und kranke, erquickt und ergötzt hat, verstummen lasse, sondern wir hoffen, daß der Dichter, ergriffen von der Liebe, die ihm an seinem seltenen Ehrentage zuströmen wird, sich neue Schaffensfreude und Kraft für seine Gesänge holen möge. Und was soll ich nun am Schlusse meiner Arbeit dem liebenswürdigen Dichter, ihm, dem Reichen und Edlen wünschen?

Ich wünsche ihm an seinem 60. Geburtstage, den er in bescheidener Stille auf der einsamen Festenburg in der Hochsommerpracht seiner grünen Wälder und Berge begehen wird, jenes selige Gefühl der inneren Zufriedenheit mit seiner bisherigen reichen Lebensarbeit in seiner hochgesinnten Dichterseele, das uns sein Sangesgenosse in den „Fliegenden Blättern“, Albert Roderich, in seinem schönen Gedichte „Der Einsame“ so schön besungen und so ergreifend gedeutet hat, und ich wünsche herzlich, daß auch Ottokar Kernstock an diesem seltenen Feiertage gleich jenem „einsamen Dichter“, der viel von seiner Persönlichkeit in sich hat, besonders die letzten zwei Verszeilen der folgenden Verse in seiner Brust empfinden möge:

„Und weil mein Musenkind, gezeugt im Alter,
So freundlich ward begrüßt, so weckte man
Die Lieder meiner Jugend, die vergessenen,
Wenn je gekannten, aus dem Scheintod auf
Und meine Jugend flammte durch die Herzen. —
Und sieh, die Jünglinge und Mädchen kamen,
Mit grünem Lorbeer und mit roten Rosen,
Den Dichter süßer Lieder zu bekränzen,
Den jugendfrohen Schwärmer; — — —
Ich schämte mich. Ich störte meine Muse.
Nur wenn ich tot bin, kann ich weiterleben.
Und deshalb floh ich in die Einsamkeit
Und bin so still beglückt, wenn ich bedenke,
Daß ungeseh'n ich Menschenherzen fülle.“

Moderne Ästhetelei.

(Eine Fußnote zum Texte des Tages von **Otto v. Leixner.***)

Ich höre die Weisen rings um mich reden. Sie sprechen einzeln oder in Mengen so schön, so nachdrücklich, mit so schwungvollen Gebärden. Und zwar über die ästhetische Erziehung der Deutschen. Die Aufgabe scheint, wenn man ihnen ehrfurchtsvoll zuhört, nicht nur klar,

*) Aus dem neuen Buche: „Fußnoten zu Texten des Tages“ von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber.) Vorstehender Aufsatz steht in dem verdienstvollen Buche unter der Überschrift: „Die ästhetische Verkleisterung“. Die Red.

sondern auch leicht lösbar. Sie stehen fest auf dem Glauben, daß der Mensch bildsam wie Ton sei — man müsse nur früh genug zu kneten beginnen; daß er sich nach Belieben in bestimmte Richtungen leiten lasse — wenn man das Gängeln in der Kindheit anfange — daß man das Gefühl für Schönheit, das Verständnis für Kunst von außen hinein gießen könne — wenn man nicht zu spät diese Arbeit auf sich nehme. Den Trichter werden die weisen Männer sicher besitzen. Hoffentlich ist er nicht aus Nürnberg bezogen.

Ich horche also.

Die Knetung des weichen Tons muß in der frühesten Kindheit einsetzen. Dann ist die Erziehung allmächtig. Man beobachtet die Wirkung der Töne, man weckt die Freude am Wohlklang der Melodie, man übt früh die Kunst des Gesanges. Dann werden große Konzerte aufgeführt für Kinder, die sie langsam von dem einfachen zu höherem, von der faßlichen, mehr sinnengefälligen, zur großen Kunst leiten. Die ewige „Harmonie der Sphären", der geordnete klingende Tongang des Kosmos wird so leise aber wirksam in den Pulsschlag der werdenden Jugend hinübergeleitet. Sie wird unbewußt erzogen, den Wert des Zusammenklanges vom einzelnen mit der Weltsymphonie zu empfinden, dann klarer zu fühlen und schließlich zu verstehen. Dies verfeinerte Tonempfinden geht nach fast mechanischen Gesetzen Verbindungen mit allem ein, was sich sonst im Innern der sogenannten „Seele" regt und bewegt; was bishin ungeregelt durcheinander wirrte, Fühlen, Vorstellen, Denken und Wollen, es schließt sich zu einheitlicher Bewegung zusammen, und sogar die trockene Logik mit ihren toten Sätzen wird zum Tanze, in dem sich eine Gebärde aus der anderen in Schönheit entwickelt.

Aber auch das Auge bedarf der Bildung von frühester Zeit an, damit es langsam in die Welt der Linien und Farben eingeführt werde. Auch hier geht die Beobachtung mit Versuchen Hand in Hand und leitet den erwachenden Sinn langsam hinüber in das Reich der Kunst, an deren Tempeltor, umgeben von festlich gekleideten Hamburger Volksschullehrern (?), als Hoherpriester der Fitzebutze steht. Und in den heiligen Hallen lernen die Kindlein Kunstwerke zu empfinden, nachzufühlen, nachzudenken und zu zerlegen. Kunstgefühl und Kunsturteil werden so von der Frühzeit an herangezüchtet. Und so trägt auch das bei, jene Harmonisierung der sogenannten Seelenkräfte zu vermehren, auf die auch die Pflege der Musik hinarbeitet. Die Schönheit wird dadurch zur inneren Notwendigkeit, die nun mit unbezwingbarer Gewalt hinausdrängt, um zunächst den einzelnen Menschen in seinem Tun und Lassen zum Kunstwerk zu gestalten. Körperübungen aller Art treten hier hilfreich als Mitarbeiter heran; Kraft gesellt sich zur Anmut und es ent-

steht der „schöne Mensch“, der duncanisierte Deutsche, der „graziöse“ Hamburger, Berliner, Münchener. Aber indem er sich selber ästhetisch zu beschauen gelernt hat, verlangt er, daß die Umwelt seiner würdig werde: Häuser, Geräte, die Anlage der Städte, alles muß sich zum neuen Stil wandeln.

Natürlich hat nun auch die Pflege der Dichtung dabei mitzuarbeiten. Das Volk muß zum Verständnis der größten, tiefsinnigen Werke herangezogen werden, die ihm bisher versagt oder schwer zugänglich waren. Auch hier setzt die Kunsterziehung in der frühesten Zeit ein; vom Fitzebutze bis Fausts zweitem Teil geht der Weg. Wenige Geschlechter nur und Deutschland ist das Attika Europas, das weitläufige Athen der Neuzeit — das Athen, wie es Träumern und leichtgläubigen jungen Gymnasiasten vorschwebt, wo in Gartenstädten lauter Periklesse, Phidiasse und Platons mit schönen Gebärden wandeln — und Aspasia und Lais als Leitbilder des Weibes gelten.

Das habe ich erhorcht — und ich staune. Das soll ein nüchternes Jahrhundert sein, in dem man so schwärmt? Wo man glaubt, die ästhetische Deutschheit schulmeisterlich in wenigen Jahrzehnten heranzüchten zu können? Sind diese Menschen, die da sprechen und schreiben, wie maiweintrunkene Lyriker, sind die nüchtern? Die da in Versammlungen einander überbieten in Träumen und die Menschen nach Belieben modeln und kneten — sind die tatsächlich Männer mit seherischem Blick und vorausschauender Vernunft? Sind das ernste Erzieher des Volkes — oder sind es Kinder, die kindisches Werk betreiben? Versündige ich mich an der Zukunft meines Volkes, wenn ich das letzte glaube?

Wo hat es jemals ein ästhetisches Volk gegeben? Ja, wenn ich mich auf die Höhe des Athenetempels in Athen stelle, die verfallenen Reste mir in Gedanken aufrichte und sie nun bevölkere mit den Gestalten auserlesener Griechen, der Dichter, Denker, Staatsmänner und Feldherren, dann kann ich als Dichter in dem Traumlande der Schönheit wandeln. Aber es ist ein Traumland. Auch der Athener der Blütezeit war nicht so schön wie die Gestalten des Parthenonfrieses; nicht so klug wie Sokrates, so weise wie Platon. Auf der Agora und den anderen Märkten herrschte der Handel mit dem Kampf, und den Metoiken war ein Golddareikos lieber als eine Silberdrachme. Und nur eine verhältnismäßig kleine Zahl der Einwohner dieses Zwergstaates konnte die ästhetischen Güter tatsächlich genießen; die Mehrzahl war dazu nicht fähig.

Wohl kann eine große Menschenseele einen Gedankenbau errichten, dessen Grundriß die ästhetische Erziehung der Menschen bildet. Und es ist schön und erhebend, in stillem Nachsinnen einem solchen Baumeister

zu folgen, mit ihm die Säulen aufzurichten, die Cella zu schmücken, in der auf ehernen Sockeln die edlen Leitbilder der Erdenkinder stehen. Aber der Erbauer, wie der, der sich im Lesen an dem Werke erbaut, dürfen nicht vergessen, daß sie ein nur ästhetisches Werk betreiben.

Denn niemals wird sich die Geschichte der Menschheit, die irgendeines Volkes, am wenigsten die des deutschen, ästhetisch gestalten lassen; niemals wird man ein Volk durch die Erziehung zur Kunst in dessen innerstem Besitze tatsächlich bereichern und stärker machen. Und prangten in der Siegesallee statt Puppen die größten Schöpfungen der Bildnerei und wäre jeder Schutzmann ein begeisterter Kunstfreund: alles wäre umsonst, wenn die Kraftquellen unseres Volkes versiegen.

Nicht „schön" im Sinne eines verweichlichten Geschlechtes, nicht „ästhetisch" ist das Gesetz, das dem Werden und Welken der Völker eingeboren ist. Es ist hart, aber dennoch groß und erhaben, am größten dann, wenn es von den Völkern das Aufgebot aller männlichen Willenskräfte verlangt.

Wie unsere Lage, wie unsere Anlage ist, bedeutete ein ästhetisches Deutschland den Fall und Verfall unseres Volkes. Denn es würde zu noch größerer Verweichlichung führen, als sie jetzt schon in weiten Kreisen herrscht. Wir sind so angelegt, daß sich stets einzelne als Dichter und Künstler zu den höchsten Gipfeln der Leistungsfähigkeit erheben, aber niemals können wir ein Kunstvolk werden. Höchstens ein künstlich-künstlerisches, ein mit der ästhetischen Milchflasche zu halbem Leben aufgepäppeltes. Alles, was man heute in dieser Richtung unternimmt, ist nur geschaffen, diese Zwitterbildung zu fördern. Nichts mehr soll aus der ursprünglichen Kraft der Einzelnseele hervorgehen, alles wird veräußerlicht, alles zum Gegenstande des Unterrichtes hinabgewürdigt und verflacht.

In der tiefsten Stille häufen sich im erdgebetteten Samenkorn die Spannkräfte der schaffenden Natur; im tiefen Schweigen arbeiten die Zellchen, bis die Stunde der Auferstehung kommt. So arbeitet Gott. Aber die weisen Menschlein zerren das Korn aus dem Mutterboden und führen ihm künstliche Nährmittel bei künstlichem Lichte zu. So kommt es zu einem scheinbar schnelleren Reifen. Aber die Früchte werden kläglich sein. Vielleicht hebt sich der Durchschnitt einer rein äußerlichen Kunstbildung, aber immer seltener müßten solche Geister werden, die sich in der Stille, gebettet in den Mutterboden der Natur, für die Zeit des Schaffens vorbereiten.

Das Stärkste in den Seelen ist die Sehnsucht, ist das Suchen nach etwas unklar Geschautem, das vor dem inneren Auge schwebt. Der geheimnisvolle Drang wohnt als Samenkorn, von Gotteshand gestreut, im tiefsten Grunde. Er ist das verhüllte Schicksal, das die Wer-

denden auch in Irrtum und Fehle, in Elend und Leid leise lenkt. Im Innern lebt es, im Innern wird es unklar empfunden, klarer gefühlt und zuletzt erkannt. Es hört im Geiste schwebende Klänge, sieht rinnende Farben, tastet nach wogenden Formen, schaut werdende Gedanken. Sehnsucht, das Gleitende zu fassen, in Ton, Farbe, Form oder Wort zu bannen, im Einzelnleben Ahnung des Allseins zu verkörpern, wächst. Nur was so aus dem Gebote der Einzelnseele geschieht, dem Schicksalskerne entblüht, ist in Wahrheit ein natürlich Gewordenes, auch wenn diese Sehnsucht nicht die Kraft besitzt, selber zu schaffen, sondern nur die Gabe, Fremdes im Nachschaffen zu genießen. Alles andere, was von außen angelernt wird, aus der Eiswüste begrifflichen Verstehens in das Innere tritt, ist gemacht und trägt nur dazu bei, den Scheinbesitz zu wahren, mit dem sich heute so viele der Gebildeten durch das Leben schleppen. Es vergrößert zugleich die Heuchelei, die sich und andere mit ästhetischem Wortspreu berauscht und wirbt aus der Unmenge der Unberufenen die lärmende Schar, die in alle Gebiete des Kunstschaffens eindringt. Erlerntes Kunstempfinden ist tödliches Gift — es entmannt.

Wir haben viel Wichtigeres zu tun, als Kräfte damit zu vergeuden. Hunderttausende von Männern sind heute in jungen Jahren entnervt, Hunderttausende von Frauen blutarm, durch die Mode verbildet, körperlich entartet, Hunderttausende von Kindern, besonders von Knaben, siechen dahin, unschuldige Opfer der Laster und der Torheiten oder des wirtschaftlichen Elends ihrer Erzeuger. Seelenloser Prunk, hochmütiger Luxus, ästhetisch aufgeputzte Genußgier machen sich breit, und unten ringen Hunderttausende um ein lichteres, daseinswerteres Leben; die Zahl der Millionäre steigt — aber immer herzloser wird trotz der geübten Wohltätigkeitsspielerei der Reichtum; er legt Zechen still, von denen Tausende arbeitsamer, schlichter Menschen gelebt, sich ein kleines Eigen erworben haben, das sie nun verlieren sollen, um als Bettler fortzuziehen. Haß zerspaltet und zergliedert unser Volk, die Sippen bekämpfen sich mit unedelsten Waffen allenthalben und häufen Berge von Unrecht auf — oben und unten. Überschäumen vor Schmerz und Grämen möchte das Herz, wenn es dieser Leiden gedenkt, an denen wir kranken, aber was hilft der Wehlaut, was die heißeste Mahnung! Sie verklingen fast ungehört in dem Lärme des Tages.

Und wenn ihr nun in euren ästhetischen Träumen Kräfte vergeudet, was bewirkt ihr als Wunden zu verkleistern? Nichts wird gebessert und wenn ihr, noch mehr prunkende Paläste für Kunstschätze baut, Berge von Marmor abträgt, um daraus Denkmale zu bilden, wenn ihr Tausende von Unterhaltungsabenden für Kinder abhält und dem Volke billige Schaustellungen vermittelt und Lesehallen an Lesehallen reiht, Verkleisterung, Verkleisterung! Das alles bedeutet kein Wachsen

und Werden aus der Seele heraus, sondern nur äußeren Anstrich, unter dem die Kräfte des Zerfalls weiter arbeiten können.

In harten Zeiten — und unsere Zeit ist grausam hart — gilt es nicht zu genießen, ästhetisch zu spielen, sondern Pflichten zu erkennen und zu Pflichten zu erziehen. Aber auch nichts zu verderben durch törichten, wenn auch wohlgemeinten Übereifer, der an den Seelen herumbosselt und künstelt und sie um die Natur betrügt, sie verweichlicht, statt sie abzuhärten. Aber abhärten ist nicht verhärten. Zu jener Pflicht kann uns nur die Liebe hinleiten, die ihre Nährwurzeln in das sittlich-religiöse Gefühl hinabsenkt. Diese Liebe erst öffnet die Augen des Geistes für alle Ungerechtigkeit, die heute unser Leben beherrscht: sie allein erschürft Quellen, die das Brachland des Gemüts wieder befruchten, daß es auch in den Künsten edle Frucht trage. Die Erziehung zum Pflichtenleben im Dienste der Liebe und der Gerechtigkeit ist heute allein die Retterin, die uns echte Männer und echte Frauen geben kann.

Wohl liegt eine Binde um die Augen der Sterblichen, die den Blick in die kommenden Tage verhindert. Zuweilen aber schaut die Ahnung auch durch sie und sei es für Augenblicke. Ein solcher Blick läßt Tage des Kampfes schauen. Wir sollen die Werdenden für diesen Zukunftskampf, von dem das Geschick der Deutschen abhängt, in treuer Arbeit erziehen. Wer unbefangenen Auges in unsere heutige Welt schaut und die Staaten betrachtet, die uns umgeben, der muß sich schon durch den einfachen Verstand zur Vorsicht gedrängt fühlen. Schöne Reden der Staatsmänner, Begrüßungen der Bürgermeister der Großstädte, Umarmungen der Fürsten und wohlgemeinte Erörterungen Einzelner sind erfreuliche Schauspiele auf der Weltbühne — aber hinter den Schiebewänden des Schauhauses kann sich trotz allem Haß bergehoch häufen. Und der Funke wird nicht ausbleiben. Dann aber wird ein Kampf entbrennen, der als Sturmwind über Europa fegen kann. Nichts wird uns vor der Notwendigkeit bewahren, zur letzten Zuflucht eines Volkes zu greifen. Nicht haben wir Menschen nötig, die verweichlicht „in Schönheit zu leben“ wissen, sondern schön, d. h. mannhaft zu kämpfen und zu sterben verstehen. Alles, was die sittlichen Schwächen der Zeit, die Genußsucht, das Scheinwesen bekämpft, die Entsittlichung, den körperlichen und geistig-sittlichen Notstand eindämmt, arbeitet für die nahende Schwertzeit der Deutschen. Haben wir diese überwunden, dann erst kommt die Erneuerung unseres Volkes. Dann wird auch vertiefte Kunst das Leben schmücken. Sie ist Blüte am Baume der Menschheit, der einzelnen Völker, deren festen Bestand vermag aber das lieblich-ernste Kind der Himmelstochter Phantasie niemals zu verbürgen.

Wias im Himml ausschaut.

Wißts es, wia's im Himml ausschaut?
Hat da Natz vawicha gsprocha.
Alli Tag toans Krapfa bacha,
Brail bratn, Knödl kocha;
In da Fruah Kaffee an Häfn,
Gselchts und Brot als Neunijausn
Und z Mittag das Kocha. Bacha —
Essn kannst da bis zum Grausn!
Most und Wein was d willst kannst trinka,
Kost da größti Rausch koan Kreuza,
Und zum Bier, das frisch vom Faß rinnt,
Kriagst an Radi und an Schweiza.

Und a jeda is dort Besitza,
Hat an Viehstand, Hof und Felda,
Kunnst es schöna nimma findn,
Hat dazua sei Stückl Geld a
Deckti Wagn und schöni Rössa;
D' Häusa san dort lauta Gschlössa,
D' Stubn ausgmalt wia bei an Grafn
Und die Betta aft zum Schlafn
Linda wia a Tiandlwang,
Zwo Elln broat und a schön lang;
Sessln, Tisch an alln Endn,
Gläsakastn nachn Wändn,
Neui Fahrnis umundum,
Wia halt in da bessern Stubn.

D Wocha hat — das is das Gscheita —
Drobn im Himmel nia an Freita;
Nix als Sunnta gibts und Feichta,
Alls das Schöna halt und Leichta;
Alli Tag is Amt und Predi
Mit ar Musi mit ar schön,
D' Leut san alli jung und ledi
Wias da drobn in d Kircha gehn.
Drum gibts koan, der d Predi scheuchat
Und vom rechtn Weg abweichat.

Keglscheibn toans nachmittag.
Is cah aba das z viel Plag,
Sitzns zu an Spielerl zsamm
Und toan Kratzn in Gottsnam.

Tanz und Musi gibts auf d Nacht.
Da wird gsunga, gjuchzt und glacht
Voller Lust und voll Getümml,
Tanzbodn is da ganzi Himml!

Stad wirds erst, wenn d Sternderl brinnen,
Draußt und drinnen:
Draußt zum Hoamgehn statt der Kerzn
Und als Liabsflamm drin im Herzn.
Und — das darf i nöt verschweign,
Was nach Zithernklang und Geign
s Lebn dort erst am schönsten macht:
Alli Tag is Samstanacht!

Hans Mittendorfer.

Heimgärtners Tagebuch.

Das hat ein alter Bauer in meiner Heimatsgegend besser gemacht, als wir andern, die wir fluchen und schimpfen, wenn uns auf der Straße ein Autler belästigt. Dieser Bauer stapft in seinem Sonntagsgewand würdevoll auf der kotigen Straße dahin, da sieht er vor sich ein Automobil daherrasen. Rasch hebt er seinen Regenschirm und winkt mit aller Lebhaftigkeit, der Mann solle halten. Der Autler denkt, er werde auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, nimmt ein sehr langsames Tempo an und hält bei dem Bauern, um zu fragen, was los sei. „Ah, weiter nix“, sagt der Alte, „ich tu mich halt schön bedanken, daß der Herr so langsam vorbeifahrt, sonst wär mein Gewand wohl gar abscheulich angespritzt worden. So und jetzt kann er schon wieder weiter fahren.“ Sagt's und stapft würdevoll wegshin, während der Autler natürlich einen „dummer Bauer!“ brummt, dieweilen ihm einfällt: Er ist eigentlich klüger wie andere.

Die sportlichen Schnellfahrten, besonders die Automobilerei, werden Kilometerfresserei genannt. Sollte es nicht noch was anderes sein? Etwa Heißhunger des überkultivierten Städters nach freier Natur und Landschaft? Ein so infernalischer Heißhunger, der in wenigen Augenblicken die größten Brocken Landschaft verschlingt, um in den nächsten wieder neue Brocken hinabzuwürgen. Natürlich, ohne sie zu verdauen. Der Städter hat weit mehr Gier nach Reisen und Szenenwechsel, als der auf dem Lande lebt. Ich halte dieses durch die Landschaft Rasen für ein natürliches, heißes, aber höchst ungeschickt bewerkstelligtes Verlangen nach unmittelbarer Natur.

Das war ein großes Werde in dieser Freitagnacht vom 3. zum 4. Mai! Nach langer, herber Winters- und Frühlingszeit hatte es tagsvorher noch ein Gewitter mit Hagel gegeben, das die ganze noch kahle, blütenlose Gegend wieder in die Temperatur eines Eiskellers zurückwarf. Dann kam ganz unvermittelt eine warme Nacht, die alle Knospen sprengte. Eine Woche ununterbrochener Sommerwärme hat alles nachgeholt. Kaum jemals habe ich so entzückend schöne Maitage erlebt. Das Land ist in ein Paradies verwandelt; im Hochgebirge ist der Schnee lebendig und die klaren Bäche sind zu brüllenden Strömen geworden. Vor Wochen habe ich in der Grazer „Tagespost“ die Mahnung einrücken lassen, man möge sich auf Hochwasser bereit halten, bei Eintritt warmer Witterung könnten die enormen Schneemassen des Gebirges Unheil bringen. „Ach was, Hochwasser!“ sagte damals jemand. „Wie es heuer kalt ist, wird der Schnee langsam schmelzen oder gar nicht.“ Demselben Jemand hat die Mur gestern viele Klafter Holz davongeschwemmt. Heute stehen hunderte von Menschen am Berghang der Weinzöttlbrücke ob Graz und schauen erregt der entfesselten Mur zu, die das Tal zu einem See verwandelt hat, die aus dem Oberland Baumstämme, Brückenjoche, Wagen, Kästen und Tiere mit sich bringt und die dort an der alten Holzbrücke rüttelt, daß sie in ihren Grundfesten erbebt. Vor 32 Jahren sind oberhalb dieser Brücke bei einem Frühjahrshochwasser durch die gebrochene Überfuhr mehr als hundert Personen ertrunken. Man sah die Leichen durch Graz schwimmen. Heute ists nicht so schlimm, sind bloß Menschenwerke bedroht, weil der Wunsch nach Sommer allzu plötzlich in Erfüllung gegangen ist. Alle Greinerei über das entsetzliche Frühjahr ist vergessen und schon sind wieder andere Sorgen und Schmerzen da. „Ob schön, ob Regen“, der Mensch bleibt unzufrieden.

Ein Ausflug ins steirische Weinland. Weil es im Herbst zu bedenklich ist, so ging ich im Frühjahr. Von Marburg eine Stunde zwischen der grauwogenden Drau und den besonnten Windischen Büheln eben dahin, dann eine Stunde bergsteigen. Ein Berg, 600 Meter hoch, beherrscht diese Landschaft weitum gerade so gut, wie der 3800 Meter hohe Glockner die seine. Da liegen die weit nach Norden und Osten hingestreuten Windischen Büheln mit ihren frisch bestellten, kahlen Weingärten. Rundliche Hügel wie rötliche Busen. Im Spätherbst wollen die Steirer dran trinken. Sie nutschen jetzt schon die Lippen. Der Durst wird größer von Jahr zu Jahr. Da unten, wo die weite Pettauer Ebene anhebt und sich erstreckt bis hin zu den ferne durch Duft schimmernden kroatischen Bergen, da unten ans warmbusige Weingebirge kindlich geschmiegt, ruht Marburg, die schön aufstrebende zweite Stadt der Steiermark. Dort, jenseits der Drau, steigt der langgezogene walddunkle Bacher an, bis hin nahe den Hochbergen Kärntens. Dort an der Grenze dieses Landes, hinter Waldbergen auf, schneeweiß grüßt die Hochkuppe der Koralpe über unsern Kopf weg den scharfgezeichneten Donatiberg bei Rohitsch-Sauerbrunn, dieweilen aus dem Norden her über den Glast des Grazer Feldes emporsteigend, der Schöckel und der Murtaler Alpenzug herabblinkt. Unser Standpunkt heißt der St. Urbansberg, er ist ringsum in Hang und Schlucht besetzt mit schimmernden Perlen der Winzerhäuser; auf seinem kahlen Scheitel steht ein Wirtshaus, ein Kirchlein mit dem urbanen Heiligen und einem kleinen Friedhof, wohin mancher Marburger, der Touristik noch im Tode treu, sich herauftragen und begraben läßt. Vielleicht beut die rötliche Scholle, die den goldenen Wein gibt, auch goldene Träume dem Schläfer. Dieser Blick über das buntbesprenkelte fruchtbare Hügelland hin mit seinen jetzt blaßroten Weinberglehnen, seinen dämmernden Schluchten, seinen kräftigen Baumbeständen, seinen grünen Wiesen, mit den weißen Punkten der Winzereien und der frei sich dehnenden Stadt da unten, macht den Wanderer froh.

Im Wirtshaus auf dem Urbaniberg mußte ich mich wieder einmal von einem unvernünftigen Tiere beschämen lassen. Ich saß bei einem Glase Wein — echtem Windischbühler — und aß eine Semmel dazu. Kam ein scheckiges Kätzlein auf den Tisch und fragte mit seinen klugen Grünaugen bescheidentlich an, ob nicht etwa für es ein Bröcklein abfiele. — Aber mit Vergnügen, mein Fräulein! Ich reichte ihm ein Stückchen Semmel. Es beschnupperte den Bissen und biß manierlich drein. Es aß wie eine Gouvernante so anständig. Dann bettelte es um den zweiten Bissen und endlich, immer kühner werdend, so daß es das Pranklein zart auf meinen Arm legte, um den dritten. Da dachte ich, junge Freundin, du sollst etwas noch Besseres haben.

tauchte den Bissen in Wein, ließ ihn sich vollsaugen und bot ihn dar. Das Kätzlein schnupperte ihn an, biß aber nicht drein. Ich legte ihn auf den Tisch, pries ihn, wie gut er sei, es möge nur einmal kosten. Das Kätzlein versuchte es immer wieder damit, roch dran und zog sich weich duckend zurück. Und hat das mit so gutem Wein vollgesogene Stückchen Semmel endgültig abgelehnt. Nein, Alkohol nimmt es nicht, unbedingt nicht. — Was habe ich mein Lebtag für antialkoholische Schriften gelesen und trinke doch Wein. Das Kätzlein hat nichts dergleichen gelesen und trinkt keinen. -- Liebe Kleine, ich wollt', ich wäre so ungebildet und so vernünftig wie du!

Noch nie ein so wüster April, als dies Jahr.
Und nie ein so holder Mai.
Und nie im Wandern so stolz ich war,
So königlich fessellos frei.
Wie weit bleibt alles zurück, wie weit,
Was sonst mich bekümmert, beschwert.
Zur Rosenblühzeit, zur Rosenblühzeit
Ist es nicht des Umschauens wert.
Das Haupt blüht weiß, die Wange blüht rot,
Das Herz aller Freuden voll!
Vor Wonne, vor Lust ist mir bang, o Gott,
„Was da noch werden soll!"

Von der Kölner Deutschen Friedensgesellschaft befragt um die Meinung über einen deutsch-französischen Annäherungsversuch, die Möglichkeit und die Mittel dazu, meine unmaßgebliche Antwort:

Ich finde gar kein Wort, das entschieden und laut genug wäre, meinen Wunsch nach redlichem Frieden zwischen Deutschland und Frankreich genügend auszudrücken. Die Deutschen haben es leicht, gegen die Franzosen versöhnlich zu sein, aber sie sollen es auch dem Nachbar nicht allzu schwer machen. Solange Deutschland immer noch seinen Sieg feiert, kann man nicht verlangen, daß Frankreich sein „Unglück" vergißt. Die geschichtliche Entwicklung hat mit Naturnotwendigkeit beiden Völkern das Ihre gegeben: Den Deutschen das Kaiserreich, den Franzosen die Republik. — Übrigens meine ich die deutsch-französische Annäherung nicht etwa so, daß die beiden Völker einander ihre nationalen Eigentümlichkeiten preisgeben sollen. Stark wird jedes Volk aus sich selbst, gesittet wird eins durch das andere.

An einem schönen Mainachmittag von Graz mit der Elektrischen nach Eggenberg; über den Gaisberg nach Thal und von dort nach

Gösting, ein zwei Stunden langer Spaziergang — das ist der Mühe wert. Vom Gaisberg aus, welch ein Anblick auf das weit hingebreitete, an die Kissen der Hügel sich lehnende Graz und das in südliche Fernen hinausstrebende frischgrüne Grazer Feld mit seinen weißen Ortschaften und eingesprenkelten Wäldern! Über den niedrigen, mit schönem Fichtenwalde bestandenen Paß getreten und man hat die Alpen vor sich. Im Vordergrunde das freundliche Tal mit der gleichnamigen Ortschaft und den stattlichen Meierhöfen. Im Hintergrunde das schneebedeckte Hochgebirge. Dann hinab durch Jungwald ins Tal und durch die bewaldete Wiesenschlucht dem Bache entlang hinaus, bis die Ruine Gösting uns entgegenstarrt. Wie oft als junger Mensch mit Altersgenossen war ich diesen Weg dahingehopst — lustige Studenten Gaudeamus igitur singend. Jene Kameraden Uitz, Skribani, Cloetta, Maier u. a. sind vermodert, alle sind dahin, bis auf den einen, der jetzt still und langsam, mit dem Stock vorsichtig ausgreifend, in abendlicher Kühle voranschreitet. Das Bächlein rauscht fröhlich zwischen den Wiesen und an den Buchenhängen des Plabutsch lacht goldig und friedlich die Sonne. Die Welt ist noch so schön wie einst. — Da traben an mir Studenten vorüber, heitere jugendfrische Gestalten, und singen hell: Gaudeamus igitur! Einer ist dabei, im Geiste sehe ich ihn, ein schlank aufgeschossener Junge mit schmalem Gesichte und nach rückwärts gestrichenem Haargelocke — der kommt mir bekannt vor. Vor vierzig Jahren hat er mir aus dem Spiegel entgegengeschaut. Nun war mir, als hätte sein schalkhafter Blick den Alten gegrüßt — und dann sind sie vorübermarschiert im Takte des Gaudeamus. — So bin ich im Tale hinter dem Plabutsch heute meiner Jugend begegnet.

Seit 42jährigem fleißigen Bummeln in der Umgebung von Graz finde ich immer noch neue Spaziergänge. Tatsächlich das erstemal ging ich heute den Waldweg von Mariatrost bis zum alten Faßlwirt. Eine Fortsetzung des berühmten Waldsteiges Hilmteich-Mariatrost, nur daß er noch viel schöner ist; noch völlig frei von den eisernen Stachelhecken links und rechts, die weder Rosen noch Beeren tragen. Auch noch stiller und feierlicher, als die näheren Spaziergänge der Stadt. Breiter, trockener Weg im Kiefern- und Buchenschatten auf der Höhe des Hügelwalles dahin, mit Ausblicken zurück in die Grazer Gegend, auf den immer näher rückenden Schöckel, und endlich beim Faßlwirtshaus angekommen, in das entzückende Hügelgelände von Weiz mit den Ausläufern der Alpen. Ich schlenderte den Weg in 1 ½ Stunden. Zwei Wallfahrerscharen begegneten mir, die hinter der Fahnenstange her singend nach Mariatrost zogen. Das sind keine Bußgänge, das sind

Vergnügungsausflüge — man sieht es den Leuten an, und wenn Wanderfreude durch religiöse Stimmung gehoben wird, so schadet das auch nichts. Auf der Höhe von Burgstall, neben einem gemauerten Bildstocke, steht ein hölzerner Glockenturm, ziemlich hoch, aber nicht in die Erde gegründet, sondern dessen Fußgestell nur mit Steinen beschwert. Nahe dran eine Wetterschießhütte. In diesen Gegenden glaubt man herannahende Gewitter durch himmelwärts gerichtete Böllerschüsse zerstreuen zu können. Manchmal mit, manchmal ohne Erfolg. Auch die Glocke auf dem Holzturm dürfte dem „Wetterläuten“ gewidmet sein — wenn das Gewitter vorüberzieht, mit, wenn es sich entlädt, ohne Erfolg. Beim Faßlwirt stieß ich an die Straße, die fernher von meiner Waldheimat über Fischbach, Birkfeld, Anger und Weiz nach Graz führt und die ich in meiner Jugend so oft gewandert bin. ’s ist ganz noch dasselbe Auge, das, freilich längst bebrillt, wonnig in die Gegend blickt wie einst, und ganz dasselbe Herz, das sich dieses herrlichen Landes freut, mehr als über alles andere auf der Welt. Aber dieselben Beine sind es nicht mehr.

Gesellte sich unterwegs auf einer Wanderung zu mir ein Bekannter und notiere ich folgendes Gespräch. Er: „Wie halten Sie es mit dem Trinkgeld?“ — Ich: „Man macht keine Ausnahme.“ — Er: „Bitte, antworten Sie konkret.“ — Ich: „Gut. Wenn ich wohl gelaunt bin, gebe ich mehr, sonst weniger.“ — Er: „Das ist keine Antwort.“ — Ich: „Wenn ich mit Wohlhabenden beisammensitze, so gebe ich mehr, wenn ich mit ärmeren Leuten bin, so gebe ich weniger, um sie nicht zu drücken.“ — Er: „Alles das genügt mir nicht. Wie viel pflegen Sie im allgemeinen zu geben?“ — Ich: „Wenn ich in Berufssachen reise, gebe ich ungefähr zehn Prozent der Zeche; bin ich zum Vergnügen aus, gebe ich mehr. Man muß sein Vergnügen doch freiwillig ein wenig besteuern zugunsten solcher, die keines haben.“ — Er: „So. Glauben Sie nicht, daß ein Wirt, der die Zeche überhält, oder ein Kellner, der Sie bei der Rechnung übervorteilt, ein weit größeres Vergnügen hat als Sie?“ — Ich: „Na, solchen gönne ich’s, daß sie Lumpen sind.“ So steht’s in meinem Notizbuche. Ich werde selber nicht recht klug daraus.

Im Mai bin ich kein Städter mehr. Ich bin noch da, aber als Fremder. Als Einer, der vom Lande kommt, einmal Graz und Umgebung anschaut und sich dabei wohl sein läßt. Früh morgens auf, im Stadtpark frühstücken oder am Schloßberg, am Hilmteich. Im taufeuchten, sonnenfunkelnden Morgen dasitzend, den Vögeln zuhörend,

eine Zigarre rauchend, nichts denkend — ganz allein, und ganz selbstgenügsamer Philister. Aber ich soll ja den Winter aus der Brust pusten und den Sommer einatmen. Ein durchaus anderes Leben führen, als das gewohnte. Behaglich langsames Herumschlendern in der Umgebung — im stillschattigen Hilmwald, auf dem paradiesischen Rosenberg, auf der weitschauenden Platte, im weißen Walde hinter dem Rainerkogel — weißstämmiger Birkenwald, übrigens zur laublosen Zeit am märchenhaftesten. Dann in den steilen Waldhängen des Plabutsch, in den grünen Wiesen von Thal. Oder gar auf den Höhen des Schöckels, in den Felsschluchten des Hochlantsch beim brausenden Wasser. Überall anders, überall eigenartig schön. Nie noch habe ich die Umgebung dieser Stadt mit solchen Augen der Liebe betrachtet, als in diesen wundersamen Maitagen, und habe mich gefragt: Warum gehst du denn nun wieder ins Oberland? Wo hast du dort diese Herrlichkeit, diese bequemen Wege, diesen Rundblick, zum Schreien, so schön? Abends dann zurück in die Stadt, ins Heim, wo es kaum weniger still, wo kaum weniger Sonne und grünes Laub zu den Fenstern hereinlacht, als draußen auf dem Landsitze. Hier, die lieben Grazer lassen dich in Ruh, dort, die Fremden, wenn sie anrücken, lassen dich nicht in Ruh. Von Graz ins Mürztal gehen heißt für mich, vom Haus in die Welt gehen. — Und doch zu dieser Zeit allhier ein Fremder, der nur gleichsam zum Vergnügen da ist. — Indes für Theater und Kunst bin ich gänzlich verloren, sobald Sommer kommt. Höchstens, daß ich unter Baumschatten noch ein Buch halte, dabei aber mehr vor mich hinträume als lese. Das ganze übrige Jahr das rätselhafte Dasein betrachtend, jetzt nur empfindend. Oder höchstens innewerdend: Du bist nur auf einem Ausfluge da, in einem Kurorte, der Erde heißt — genieße ihn, kräftige dich auch in Schlammbädern und in harten Übungen. Denke ja nicht, das sei dein Nachsommer. Das ist Frühling!

Dort, wo die Koralpe, das steirisch-kärntnerische Grenzgebirge, im Osten abfällt in das fruchtbare Hügelland, genannt das steirische Paradies, auf einer 1000 Meter hohen Alpenvorstufe liegt das kleine Dorf Trahütten. „Drei Hütten", die bei einem Kirchlein stehen. Mit dem Hotel und einigen städtischen Sommerhäusern sind deren jetzt erklecklich mehr. Ein Kleingewerbler aus Deutschlandsberg hat fast ganz persönlich hier das Alpenhotel und mehrere Villen gebaut und hat dieser Ansiedlung einen eigenartigen, intimen Charakter. An einem heißen Maitage, als aus den Hochgräben die braunen Wildwasser hervorbrüllten, hat mich ein munteres Pferdepaar aus Deutschlandsberg in kaum mehr als einer Stunde an 700 Meter hoch emporgezogen.

zu einem dreistündigen Aufenthalte auf diesen Hochmatten, die nach dem schweren Winter noch ganz blaß und fahl waren und in deren Mulden noch Schnee lag, während warmer Föhn in den wetterstarren Fichten- und Lärchenwipfeln rauschte. Fast verdutzt schaute ich in die blauende Tiefe, wo das mit breiten Tälern durchzogene Hügelland hingebreitet liegt wie eine Reliefkarte, an der man die Plastik der Höhen und Tiefen kaum unterscheidet. So ist das Sausalergebirge und der sonst so markante Wildonerberg ganz ins Hügelland niedergeschrumpft. Am fernsten Sehkreise stehen die glasblassen Zacklein Rennfeld, Hochlantsch, Schöckel, Rabenwald, Kulm, Gleichenberg, Stradnerkogel und ein paar kroatische Berge. Dann aber — gegen Süden und Westen das weite gestaltenreiche Halbrund — Bacher, Koralpenzug bis zu den nördlichen Ausläufern. Diese noch mit Schnee überwuchtet, der eben fahrig wird. Man hört aus den Gräben gedämpft das Rauschen der Schneewässer. Von unten gesehen nimmt sich dieses Gebirge wie eine von Deutschlandsberg bis zum Horizont der Koralpe sanft ansteigende Gegend aus. Auf dem Kogel zu Trahütten stehend sieht man, wie weit hinten, noch von Tal und Alm getrennt, der Koralpenzug ragt. Man ist hier durchaus nicht an seiner Lehne, man steht ihm gegenüber — Mann um Mann — ohne freilich recht inne zu werden, daß die Koralpenspitze uns um mehr als 1000 Meter überragt! Man wird singend:

Im Westen die Berge, im Osten die Hügel!
O Freund, hier wünsche dir keine Flügel,
Denn hier muß man bleiben, es ist zu schön.
Friede und Freude wohnt nur auf Höh'n.

Die Rückfahrt ins Tal besorgten dieselben Pferde in 40 Minuten. Sie war fast halsbrecherisch, die steile Straße hinab. Plötzlich, im raschen Trab — die Tiere sind auf dem Heimwege ja nicht zu bändigen — beim Stoß einer Wasserkehre, stürzt mein junger Kutscher kopfüber zwischen Roß und Wagen hinab; ich kann ihn kaum noch zurückreißen und halten, bis er sich mit dem Knie an die Deichsel zu stemmen und die laufenden Pferde an den Riemen anzuhalten vermag. Ein kritischer Augenblick, der aber weder Schürfung noch blauen Fleck zum Andenken hinterließ. Ich merke mir ihn auch so.

„Kinder, ist dieses Land schön!" sagte ich, von der Partie nach Hause gekommen. Und dann Schweigen, auf alle Fragen Schweigen. Ich versuche es nimmer. Seit vielen und vielen Jahren habe ich's aufschreiben wollen, wie es ist, wenn die blühende Steiermark daliegt unter sonnigem Himmelsrund. Es ist all vergebens. Andere können es aus

dem Buchstaben nicht sehen und ich habe mein vor Glückseligkeit strotzendes Herz kaum erleichtert. Diese Worte sind nicht zu hoch. Wenn ich jetzt im Lande so herumwandere, mutterseelenallein — o heiligschönes Wort, mutterseelenallein! — Gestern in den kühlschattigen Engschluchten der Bärenschütz, von stürzenden Wässern umschrien. Heute auf den stillen Höhen von Edelschrott, unter mir das lichte Land in der Maienblüte! Da findet man es unbegreiflich, daß die Leute noch etwas anderes sinnen und treiben, als schauen und glücklich sein. Wenn ich des Abends zurückkehre zu den Menschen mit der großen Neuigkeit, wie schön es auf Erden ist, da hören sie es nicht, sondern wissen eine Menge Ärger über den Tag, Ungemach aller Art. Ja, bin denn ich der einzige Auserwählte? Oder der einzige Lump, der, ums Ringen des Lebens sich nicht kümmernd, seinem besonderen Vergnügen nachgeht?

Auf Höhen, wo die Sonne quillt
Aus Gottes Angesichte,
Hab' ich mein Herz mit Glut gefüllt
Und mein Aug' mit Lichte.
Nun find' ich mich talaus, talein
Zurecht auf dunklen Straßen
Und hoffe wieder stark zu sein
Zum Lieben und zum Hassen.

Solch eine Wahlagitationsperiode (wie wir jetzt hinter uns haben) ist so ziemlich das Widerlichste, was man erleben kann. Aus dieser Kloake von Schimpf und Trug sollen sich die würdigsten Männer des Reiches erheben? Die Gesetzgeber! Kein Wunder, wenn dann die Parlamente ein Tummelplatz der Gemeinheit werden, wie wir es erlebt haben. Die Wahlen selbst waren ziemlich ruhig und volkstümlich im weitesten Sinne. Ich stand mit meinem Wahlzettel in einer Reihe von Eisenbahnschaffnern, Mönchen, Offizieren, Domherren, Fabriksarbeitern, Dienstmännern, Grafen, Kaplänen, Handwerkern u. s. w. Das Bürgertum war großenteils daheimgeblieben, es steht dort, wo der Mensch sagt: Meinetwegen, mir ist schon alles Wurscht. Aber nicht aus Verzweiflung, dafür geht's ihm lange noch nicht schlecht genug, sondern aus Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit. Nun staunt es, daß neue Männer da sind. Die nationalen Parteien sind fast verschwunden — ein Unglück, wenn das bei den Deutschen allein der Fall, ein Glück, wenn auch bei den Nachbarvölkern die nationale Propaganda müde geworden wäre. Dann käme eine für Staat, Wirtschaft und inneren Frieden bessere Zeit. Die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten sind da. Wir beginnen nun die Epoche der Christlich-Sozialdemokratie. Ein merkwürdiges, ein ungereimtes Wort. Ein ungeheurer Gegensatz

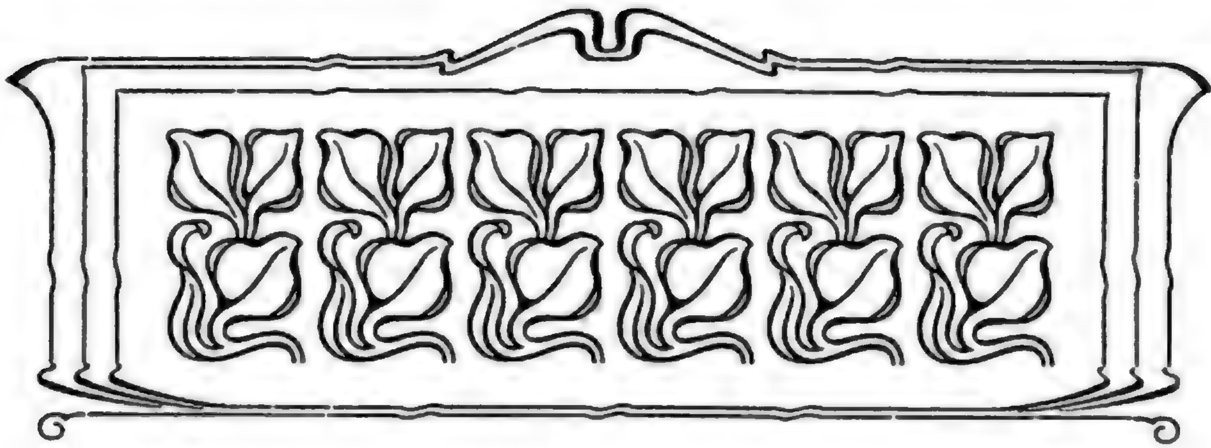
zweier Weltanschauungen. Nun ziehen halt einmal die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten an den Strängen des Staates, die einen hü, die andern hott. Wird er umkippen? Ich glaube, er wird einstweilen stehen bleiben, wo er steht.

Den Bürgerlichen wird der Vorwurf gemacht, daß sie sich zu wenig um Politik, um Wahlagitation gekümmert hätten. Mein Gott, wo wird denn mehr politisiert, als im Bürgertum? Das macht's nicht. Was anderes ist: Ein sehr großer Teil unseres Bürgertums hat außer Sport und Bier kaum ein Ideal. Selbst falsche Ideale sind besser als gar keins, sie beleben und stärken und machen opferfähig.

Auf dem Felde ackerte eine alte Bäuerin, handhabte den Pflug wie ein Mann und leitete noch mit einer Gerte das Zugochsenpaar. „Alleweil noch Korn anbauen!“ so redete ich sie an. „So?“ antwortete sie: „Was soll ein Bauersmensch denn sonst tun, als Korn anbauen!“ — Ich: „Aber hier im Gebirge würdet ihr mit der Viehzucht besser wirtschaften.“ — Sie: „Gehts weiter, allerweil mit der Viehzucht da. Viehzucht haben wir ja eh auch; sehts denn die Ochsen nit? Ohne Vieh hätten wir keine Zag (Zugkraft) und keinen Mist.“ — Ich: „So habt Ihr das Vieh nur für den Ackerbau?“ — Sie: „A beilei. Wir brauchen ja auch Milch und Butter, sonst kunnten wir nit Korn anbauen. Sein eh keine Dienstleut zu kriegen.“ — Ich: „Ihr könnt das Korn ja doch nicht so gut verkaufen, als was es euch kostet.“ — Sie: „Korn verkaufen? Was sollten wir denn nachher den Dienstleuten zu essen geben?“ — Dabei blieb sie mit ihrem Fuhrwerk nicht einen Augenblick stehen und ich schritt auf der Furche neben ihr her: „Die Dienstleute fürs Korn und das Korn für die Dienstleute. Eine saubere Wirtschaft! Glaubt mir, mit der Viehzucht würdet ihr viel besser stehen.“ — Sie: „Not täts eh. Geht uns eh hautschlecht. Aber das Gespött möcht ich hören von den Nachbarn; ein Haderer-Bauer, wurds heißen, baut gar nix mehr an. Ist schon zum Abkratzen. Na, na, wir sind Bauern und keine Kuhhalter — verstehst?!“ — Bauern und keine Kuhhalter! Da fiel mir ein, ob es nicht am Ende dem Landmanne eine Ehrensache ist, daß er Getreide baut. Er will Bauer sein, aber kein Hirte. Als ob er es empfände, daß Landbau eine höhere Kulturstufe ist, denn Viehzucht. Landbau ist Bodenständigkeit, Viehzucht streift schon an die „Zigeunerei“, ans Nomadentum. Ackerbau ist Herrschaft, ist Adel. Aufs Feld werden im Bauernhof die tüchtigen Leute gestellt, auf die Viehweide Kinder und Halbkretins — zum „Halter“ ist gleich wer zu brauchen. — Also viel-

leicht angeborener Bauernstolz, wenn unser Landmann nicht ablassen will vom Getreidebau.

Kam ein alter Bauer aus der Oststeiermark zu mir, ein Bekannter, mit einem großen Anliegen: Er müsse sein Anwesen verkaufen, es sei nimmer drauszukommen. Keine Dienstboten, kein Zusammenhalten, die Gläubiger drängen, große Steuern, große Wildschäden, kein Geld, nichts anzubringen, der Boden verwildert, die Gebäude verfallen, es sei nimmer zum dermachen. Und was der allgemeinen, berechtigten Klagen mehr sind. Ich hätte allerlei Bekannte, ob ich denn niemanden wüßte, der ihm sein Gut halbwegs anständig ablösen möchte. Mich machen solcherlei Schmerzen allemal nervös, ich sagte, da möge sich ein anderer hergeben, zu vermitteln, daß die Bauern ihre Güter verkaufen. Er solle auf seinem Heim bleiben, so lange es irgend möglich, durch Verkauf würde er ein heimloser Bettler für seine alten Tage und wenn er mir nicht glaube, wie es solchen Leuten ergeht, wie bitter sie ihr Gutverkaufen bereuen, der solle sie nur fragen, die es getan. Eine halbe Stunde lang redete ich dem Manne ins Herz, meinen „Jakob den letzten" malte ich ihm vor, das ist ja die Geschichte manches seiner Nachbarn. Da schaute er mich schweigend an, wie einer, der nicht verstanden hat, und ging traurig davon. — An einem der nächsten Tage erzählte ich einem Freunde von dem Kummer dieses armen Menschen und wie ihm wohl zu helfen wäre. Der Freund sagte nicht viel dazu, ging hin, kaufte dem Bauern Haus und Grund ab, kaufte noch den Nachbar dazu und machte daraus — eine Jagd. So bedient das grimmige Geschick sich für die Vernichtung des Bauernstandes auch solcher, die ihr lebtag gegen diese grausame Vernichtung aufgetreten sind. Ich fühlte mich wie in einer Schuld, so unbedacht die Not des Armen dem Sporte überantwortet zu haben, ganz wider Willen. Ein recht geringer Trost ists, daß der Käufer dem abgehausten Bauern das Gut rechtschaffen bezahlt und ihm auf sein Lebtag freie Wohnung mit Garten und Wiese zugesichert hatte. Nach wenigen Jahren ist ja doch wieder ein altes Geschlecht verschwunden, die Kultur hat der Wildnis weichen müssen, der Mensch dem Tiere.



Kleine Laube.

Gebt einmal Ruh'!

Friede zwischen den Kirchen! Das Verlangen wird heftiger. Der Zorn gegen die Unfriedstifter steigert sich. Es ist nicht wahr, daß die Gegensätze zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche in der Tat so feindlich seien. Feindlich nur in der Theorie, nicht im Leben. Die religiösen Ziele der beiden Bekenntnisse sind die gleichen: Gottesliebe, Menschenliebe, Seligkeit. Die altevangelische Theorie sagt: Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Die katholische Theorie: Rechtfertigung aus Glauben und Werken. Nun wird man im Leben keinen Evangelischen finden, der da behauptet, der Glaube allein sei genug, im übrigen könne man Betrüger, Räuber und Mörder sein. Und auf der anderen Seite kenne ich keinen Katholiken, der unter den „Werken“ nur Fasten, Beten, landläufiges Almosengeben und den Empfang der Sakramente verstünde. Der Katholik hört es von seiner Kirche oft genug, daß ohne Nächstenliebe, Reinheit, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue kein Glaube und kein Gottesdienst Wert hat. In dieser Hauptsache also sind die beiden Kirchen praktisch einig. Der Zankapfel wächst anderswo, der wächst auf dem halbverdorrten Baum der starren Dogmatik, aus der nie ein lebendiger Glaube sprießt, noch weniger Nächstenliebe, immer nur Unduldsamkeit und Befeindung. Eine weitere Ursache des Zwiespaltes ist das Bestreben der Protestanten, den Heiland in Wissenschaft statt in Religion umzusetzen. Verkennend das menschliche Bedürfnis nach Mystik wollen sie die Religion zur Philosophie machen. Doch Religion muß Religion bleiben, das Herzensverhältnis des Menschen zu seinem Gott. Je weniger fremde Einmischung und Zwischenmittler, je persönlicher, je reiner und lebendiger die Religion. — — Eine dritte Ursache des Streites ist noch mehr weltlicher Natur: Das Herrscherprinzip der katholischen Kirche. — Was an den Kirchen wirklich Religion ist, das ist in sich einig. Und was sich in ihnen bekämpft, das ist nicht Religion, das ist Scholastik und Politik. Scholastik wird und mag sich in Buchgelehrsamkeit verbohren und dort zanken bis ans Ende der Welt, ohne daß man sich darum kümmert. Politik gehört dorthin, wo der Stärkere das Recht hat, und darf die verweltlichte Kirche sich nicht wundern, wenn sie weltlich bekämpft wird. Wenn sie in ihrem Feldzug die Religion ins Treffen führt, so ist das einfach Kriegsmanöver. Aber dieser Krieg liegt nicht in der Menschennatur, wie das von Rassenkriegen behauptet wird. Er wird künstlich erzeugt auf einem Gebiete, das des Friedens sein soll. Der kirchliche Krieg verwüstet Haus und Herz mehr als jeder andere Streit. Er richtet mehr Entartung an als die glaubenslosen Grundsätze der Sozialdemokraten, die von den Kirchen so leidenschaftlich beklagt werden. — Das Volk verlangt nach Frieden! Seid

ihr euch bewußt, ihr kirchlichen Führer, Redner und Schriftsteller beiderseits, was ihr stiftet durch die stete Befeindung der christlichen Schwesterkirche? Ihr zerstört die Volksseele! Habt ihr eine Ahnung davon, was alles ihr damit zerstört? — Wundert euch nicht, wenn Menschenfreunde und Patrioten bestrebt sind, das Volk einem Gebiete zu entreißen, wo es sich so gut lernt, wie man heuchelt und haßt. Seid ihr es — was ihr sagt — Christen und Volksfreunde, so gebt Frieden!

Schiller und das Landleben.

Er ist der Dichter unseres Volkes in allen seinen Schichten geworden. Das Kind der Volksschule erfreut sich gerade so gut wie der Schüler der höheren Lehranstalten an seinen Meisterwerken; gerade das Sinnigste seiner Poesie ist derartig in den Besitz des Volkes übergegangen, daß der Name des Dichters vollständig hinter den tiefen Gedanken und der schönen Form zurückgetreten ist, daß seine Werke wirklich in den Volksbesitz übergegangen sind.

Will der schlichte Bewohner des Dorfes, will der Landmann nach den Anstrengungen des Tages sich über die Alltäglichkeit seines Berufes erheben und an seiner hohen Bedeutung wie an seiner schlichten Schönheit sich erfreuen, er wird zum Schiller nicht vergeblich greifen; gerade die Arbeiten des Landmanns hat der Dichter mit dem Schimmer der Verklärung übergossen. Es sind besonders drei Gedichte, in denen Schiller sich mit dem Landleben und Ackerbau genauer beschäftigt: „Die Klage der Ceres“, „Das eleusische Fest“, „Der Spaziergang“; auch einige Stellen aus der „Glocke“ kann man hinzuziehen. Die nachfolgenden Zeilen mögen dazu dienen, an der Hand dieser Gedichte die hohe Wertung des Landlebens und Ackerbaues durch unsern Dichter genauer nachzuweisen.

Daß ein Dichter für die Natur und ihre Schönheit ein aufgeschlossenes Gemüt hat, ist selbstverständlich; auch Schiller fehlt es daran nicht. Er belauscht die Natur in ihren eigentümlichen Reizen, in ihrer wunderbaren Schönheit, und wer die ersten 40 Verse des „Spazierganges“ liest, wird sich an der schönen Schilderung einer Thüringer Landschaft erfreuen; aber diese Schilderung ist nicht Selbstzweck, denn er will nicht Lyriker sein, sondern sie bildet nur den Ausgangspunkt für eine tiefere Betrachtung, in der, von der Natur ausgehend, der Dichter ein Bild vom Werdegang der menschlichen Kultur zu zeichnen sucht. Darum tragen auch die genannten Gedichte den gemeinsamen Namen der „kulturhistorischen“. Wenn man die Gedanken der drei Gedichte zusammenhält, so bekommt man ein anschauliches Bild von der Entwicklung der menschlichen Gesittung aus dem Ackerbau, das das Herz jedes Landbewohners erfreuen muß.

In eigenartiger Weise feiern den Ackerbau zunächst die beiden Gedichte „Klage der Ceres“ und „Das eleusische Fest“. Ceres, die Schwester des Zeus, des höchsten Gottes, hat eine Tochter Proserpina; diese wird von Pluto, dem Gott des Totenreiches, entführt und als seine Gattin in das Land der Schatten versetzt. Die Mutter ist darüber untröstlich; sie durcheilt alle Stätten der Erde, sie sendet die Sonnenstrahlen aus, nach der Tochter zu suchen, bis ihr schließlich die traurige Gewißheit wird, daß diese im Totenreiche weile und damit für die Mutter, die als Göttin unsterblich ist, für ewig unerreichbar sei. Auch die Tochter ist tief unglücklich:

„Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht.“

Der persönliche Verkehr ist für immer aufgehoben. Doch die Mutterliebe ist erfinderisch; aus dem Füllhorn des Herbstgottes Vertumnus nimmt Ceres des Samens goldene Körner: „Trauernd senk' ich's in die Erde, leg' es an des Kindes Herz, daß es eine Sprache werde meiner Liebe, meinem Schmerz.“ Wenn der Frühling kommt, sendet dann die Tochter aus der Tiefe der Erde als Zeichen ihrer Liebe und ihres Gedenkens Blumen und Blüten, die die Mutter freudig begrüßt, reichlich segnet. So entsteht durch die Göttin Ceres der Ackerbau.

„Das eleusische Fest“ führt diesen Gedanken weiter aus. Auf ihrem Pfade, „irrend nach des Kindes Spur“, findet Ceres an einer verlassenen Küste Wilde, Höhlenbewohner, ohne festen Wohnsitz, die von Menschenopfern sich nähren und den Ackerbau noch nicht kennen. Daß Söhne der Götter noch auf einer so tiefen Stufe der Gesittung stehen, geht der Göttin zu Herzen. Sie tritt in ihren Kreis, man hält ihr die blutgefüllte Schale zum Opfertrank entgegen, aber sie weist diese entsetzt zurück.

Aus dem Kranz von Ähren, der ihr Haupt schmückt, nimmt sie ein Korn, ritzt mit dem Jagdspeer eines Wilden den Erdboden und legt den Samen hinein. Im Augenblick schmückt sich durch göttliche Kraft mit grünen Halmen der Boden, bald kann die erste Garbe geschnitten und als Dankopfer dem Zeus dargebracht werden. Auch die ersten Keime der Frömmigkeit sind damit in die Seele der Wilden gelegt. Nun steigen die Götter und Göttinnen vom Himmelsthron hernieder, um diesen jüngsten Kindern der Kultur ihre Gaben zu spenden. Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, mißt das Land aus und gibt einem jeden Eigentum, die Grundlage aller Gesittung; sie stellt die Grenzsteine auf und übergibt sie zum Zeichen, daß sie nicht verrückt werden dürfen, dem Schutze des Todesgottes. Vulkan lehrt die Menschen Pflüge und Ackergeräte herstellen; Athene beginnt die Gründung der Stadt, als der Stätte des festen Wohnsitzes und des gemeinsamen Schaffens; der Urwald wird niedergeschlagen, Steine werden gebrochen, die Mauern um die Stadt gefügt, die Tore eingesetzt und schließlich wird ein Tempel erbaut. Ceres aber führt die schönste Hirtin dem schönsten Hirten zu und stiftet so die Ehe. Unter den Lobgesängen der Menschen ziehen die Götter und ihre Günstlinge in die neugegründete Stadt.

Hier sind die kulturgeschichtlichen Aufgaben der Menschheit in meisterhafter Weise geschildert: Der Ackerbau ist der Anfang und die Grundlage aller menschlichen Gesittung. Um seinetwillen nimmt der Mensch festen Wohnsitz; aus ihm entwickeln sich die Urformen des Rechtes, der Begriff des Eigentums, die Zusammenschließung der Menschen zu einer Gemeinde und zu rechtlich abgegrenzten Lebensordnungen.

„Der Spaziergang“ führt diese Gedankengänge wiederum etwas weiter. Der Dichter unternimmt einen Spaziergang; wenn ich nicht irre, soll ihm die Gegend von Rudolstadt vorgeschwebt haben; von einer Bergeshöhe sieht er in das lachende Land hinein; Äcker, Straßen, Dörfer und eine Stadt, dahinter die blauen Berge, erfreuen sein Auge, aber im Geiste sieht er wiederum ein Stück Kulturgeschichte sich vor seinen Augen abspielen. Er beginnt mit dem Ackerbau und baut das Gebäude menschlicher Gesittung weiter aus.

„Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter*) gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes.“

Hindurch ziehen sich die Landstraße und ein Flußlauf als Adern des Verkehrs, vorüber an freundlichen Dörfern; aber die ganze Schönheit und das Idyll des Landlebens hat Schiller in folgenden Versen gemalt:

---

*) Der griechische Name für Ceres.

„Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Berges stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!"

Doch das Leben verliert seinen schlichten, einfachen Charakter durch die Nähe der Stadt, wo es heftiger und geschäftiger flutet. Der Kampf der eifernden Kräfte entbrennt und steigert die Kultur, aber auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit; der Sinn für die gemeinsamen Güter und Interessen erwacht; Hermes bringt den Anker, das Zeichen des Verkehrs; Bachus die Traube, das Zeichen des Genusses; Minerva „des Ölbaums grünende Reiser", das Sinnbild friedlicher Tätigkeit, die sich bis zu den fernsten Inseln erstreckt. Doch auch das Kriegsroß Poseidons fehlt nicht. Es kommt zum Kampf für Thron und Altar, Mut, Tapferkeit und Vaterlandsliebe sind da, doch auch groß die Opfer an Heldenblut, das für die gemeinsame Sache vergossen ist. Der siegreiche Krieg bringt einen neuen Aufschwung, Handel und Wandel, Gewerbe und Schiffahrt, Kunst, Wissenschaft und Literatur erblühen. Doch auch die niederen Triebe der Menschheit fordern ihr Recht; die Schattenseiten der Kultur machen sich geltend. Wahrheit, Glaube und Treue schwinden; Heuchelei, Haß, Lästerung, törichter Freiheitsdrang treten zu Tage, Revolution beginnt: „Die Stadt versinkt in Asche", — — wie aus einem schweren Traum erwacht der Dichter, um am Herzen der schlichten und doch so schönen Natur auszuruhen und sich zu erholen. Wahrlich, ein großartiger Lobpreis des Landlebens und Ackerbaues.

In der „Glocke" geht der Dichter abermals vom Ideal des Landlebens aus, und jene Schilderung des Erntetanzes mit seiner harmlosen Freude und gemütlichen Anschaulichkeit dürfte jedem Landbewohner aus der Seele gesungen sein. — Auch hier wieder deutet er die Gründung der Stadt, den Segen der Rechtsordnung, den Fluch des Krieges an, um bei der Schilderung der Revolution ausführlicher zu verweilen und den Segen des Friedens um so inniger zu preisen.

Es ist demnach ein ziemlich abgerundetes Bild der Kulturentwicklung der Menschheit, das in den drei oder vier Gedichten Schillers gegeben wird. Was hier in das duftige Gewand der Sage gekleidet wird, teils in Anlehnung an Sagen des Altertums, teils in freier, dichterischer Erfindung, ist eine Verherrlichung des Landlebens und der Arbeit des Landmannes, die ihm die großen Kulturaufgaben zum Bewußtsein bringt, an denen er mitzuarbeiten berufen ist. Wenn der schlichte Landmann sich ein wenig in diese Gedichte mit Hülfe der vorhergegangenen Ausführungen einliest, wenn er neuen Mut, neue Liebe zu seiner Arbeit, zu seiner Scholle, zu seiner Heimat daraus schöpft, dann hat er die Absicht des großen Schiller recht verstanden. Was ein Goethe in der „Zueignung" seiner Gedichte dem Leser zuruft, das gilt von diesen wie von allen Werken Schillers auch:

„So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt:
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsere Liebe dauern."

„Das Land." Guderley.

Touristik und Jagd.

Mit unserer Bergfreude, so allgemein das Bedürfnis nach ihr auch geworden ist, hapert es noch. Nach den gegenwärtigen Zuständen können sämtliche Berge „abgesperrt“ werden und somit die ganze Touristik, welche jährlich Millionen in die Alpen bringt und zur Hebung des Volkswohlstandes und Steigerung des Verkehres auf den Eisenbahnen beiträgt, vernichtet werden. Die heute geltenden diesbezüglichen Gesetze sind durchwegs veraltet und wurden seinerzeit zur Regelung von Besitzfragen zwischen Grundnachbarn geschaffen, auf den Fremdenverkehr nahmen sie keine Rücksicht, da er zur Zeit, als die Gesetze geschaffen, wurden noch nicht existierte. Die Zustände sind reformbedürftig und es ist Aufgabe der Gesetzgebung, hier helfend einzugreifen. Touristik und Fremdenverkehr sind heutzutage keine Faktoren mehr, die von der Laune und Gnade einzelner Jagdbesitzer abhängig sein dürfen. Der Staat muß hier freie Bahn für ungehinderte Entwicklung schaffen, damit die Schätze, welche unsere Heimat in ihren Bergen besitzt, für die Gesamtheit fruktifiziert werden können. Wenn auch manche Jagdbesitzer den Touristen in dankenswerter Weise großes Entgegenkommen beweisen, so gibt es doch viele, welche die in dieser Beziehung veralteten Gesetze mit ihrer ganzen Strenge zur Anwendung bringen.

Und diese Dinge werden schlimmer und schlimmer, denn längst ist es nicht mehr der Adel allein, der dem Jagdsport huldigt. Jeder reiche Jagdliebhaber kann, durch kein Gesetz gehindert, Bauernhöfe und Felder, Wälder, Wiesen und Almen zusammenkaufen, um ganze Gegenden aus der Kultur in jenen Zustand der Wildnis zu versetzen, welchem sie etwa vor einem Jahrtausend entrissen wurden; er schafft sich ein unverletzliches Reich, einen Jagdstaat, in dem er Herrscherrechte übt und sogar der Polizei des Staates den Eintritt wehrt.

Der Jagdsport in seiner heutigen Gestaltung und Privilegiumsstellung strebt die Verödung der Berge und Täler, ihren Rückfall in die Wildnis an; er vernichtet die Almen, verdrängt die Bauern und verbietet den Touristenverkehr.

Wer sich die Mühe nehmen wollte, auf einer Alpenkarte die dem Jagdsport gewidmeten und daher der Kultur und der Volkswirtschaft entzogenen Bodenstrecken sowie die von den Jagdherren im Laufe der Jahre an sich gezogenen Bauerngüter und vernichteten Almen rot zu bezeichnen, würde damit eine graphische Darstellung des Rückschrittes der Kultur, der Verringerung der Bevölkerung und der zunehmenden Verödung in den Alpen geben, eine Darstellung, die manchen erschrecken und vielleicht auch eine hohe Regierung aus der Gleichgiltigkeit aufrütteln würde, mit welcher sie diesen Vorgängen gegenübersteht.

Um des Sportes willen werden ganze Täler entvölkert und mächtige Bergkomplexe abgesperrt. Im Gebiete der Gemeinde Hinterstoder und im Steyrlingtale sind zahlreiche Bauernhöfe und Almen verschwunden und in Jagdhäuser umgewandelt, fruchtbare Felder und üppige Almweiden in wüstes Dickicht umgestaltet worden. Das Sengsengebirge, welches den Verlauf der neuen Pyhrnbahnlinie mehrere Stunden lang im Osten begleitet, ein Gebirge, das seinen Namen von der Arbeit des Volkes, nämlich von den Sensenwerken hat, welche in den Tälern rings um dasselbe seit jeher blühten, das also durch seinen Namen mit der Geschichte und dem Erwerbsleben der Bevölkerung verknüpft ist, wurde im Laufe der Jahre von jeder Beziehung zu dieser Bevölkerung losgelöst. Die Almen sind aufgelassen, die Wege zerstört; ein ungeheuerer Tiergarten ist aus dem Alpengebirge geworden, auf dem einst Mensch und Tier zum besten des Bauernvolkes fröhlich gediehen. Im Salzburgischen sind das herrliche Blühnbachtal am Fuße des Hochkönigs und das angrenzende Hagengebirge seit Jahrzehnten jeglichem Verkehre entzogen. Ein Wiener braucht allerdings nicht bis zum Sengsengebirge zu reisen, um zu sehen, wie mancher Jagdherr von

dem ihm infolge einer mangelhaften und veralteten Gesetzgebung eingeräumten Recht einen rücksichtslosen und den modernen Zeitverhältnissen widersprechenden Gebrauch macht. Der Göller, der Hauptaussichtspunkt im Traisengebirge, ist ja, um hier einigen besonders großen Rudeln von Gemsen ein ungestörtes Refugium zu bieten, seit Jahren zu betreten verboten. Der Wald, der für Millionen von Städtern infolge der nervenaufregenden Arbeit und den schädlichen Stadteinflüssen eine notwendige Erholungsstätte ist, hat auch Raum genug, um allen Jagdfreunden gerecht zu werden, wie es ja durch manche Jagdbesitzer bewiesen wird, welche in dankenswerter Weise auch jetzt dem Touristenverkehr das größte Entgegenkommen beweisen, ohne hierdurch in ihren Jagdfreuden irgendwie beeinträchtigt worden zu sein. Es wäre im Interesse der Menschlichkeit zu wünschen, daß dieses Entgegenkommen seitens der Jagdherren vielfach Nachahmung finden möge.

Singvögel.

Auf Kaiser Friedrichs Tod.

Juli 1888.

Ein Mütterchen sitzet am Wege und weint:
Der Kaiser, der Kaiser gestorben!
Warum doch am Himmel die Sonne noch scheint
Und lieber nicht alles verdorben?
Wie liebt' ich den Kaiser, nun ist er tot!
O Herr erlös uns aus Jammer und Not!

„Du Mütterlein armes, was soll die Klag'?
Ob Fritz, ob ein anderer Kaiser:
Dir bleibet sich gleich des Lebens Plag'
Und mühsam sammelst du Reiser.
Und friert dich und hungert, ihn ficht's nicht an,
Er geht wie ein Stern auf leuchtender Bahn!"

Wohl bin ich ein armes Mütterlein
Und trage mein Elend bescheiden,
Er aber, er sollte so herrlich sein
Und litt, wie die Menschen leiden,
Und ließen mich Hunger und Weh nicht in Ruh,
Da dacht ich, der Kaiser leidet wie du!

Nicht Hunger und Not, doch des Lebens Müh',
Und war er auch krank zum Sterben:
Er mußte doch schaffen spät und früh,
Und d'ran wie wir Armen verderben.
Und wer so leidet, der hat ein Herz
Und fühlt auch der anderen Elend und Schmerz.

D'rum liebt' ich den Kaiser, weil er litt!
Ich habe ja nichts auf der Erden,
Und wenn in ihm Leben mit Tode stritt,
Wie konnt' ich da fröhlich werden!
Mein Hunger und Frieren, was galt es mir noch?
Der Kaiser, der Kaiser genest vielleicht doch!

Nun ist er tot und ich weine mich blind,
Was mußt' uns Gott so betrüben!
Gesegnet war er von Mann und Kind.
Gott segne ihn hüben und drüben
Und segne ihn dreifach für alle die Lieb,
Die treu ihm im Leben und Tode verblieb!

Ernst v. Gnad.

Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig!

Geh ichs zu der Stubn hinein,
Da ists gut warm!
Hab so lange draußn gstandn,
Daß Gott erbarm!
Siehst dus nicht an mein Hut,
Wie mein Hut tröpfeln tut?
Vom Regen ist er naß
Um meinen Schatz.

Bei der Nacht schüttl ich meine Birn,
Fallns oder fallns nit!
Heut gehs ich zu mein Dirn,
Wills oder wills nit!
Geh wohl über Berg und Tal,
Ist mir kein Weg zu schmal;
Zu mein Schätzlein will ich gehn
All Wochen siebenmal.

Dort steht ein Lorbeerbaum,
Sie stand schon da,
Da kam ein junger Knab,
Der stand ihr an.
Er hat ein rots Hütlein auf,
Und eine weiße Feder drauf,
Er stand ganz munter da,
Er ging in den Krieg.

Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig,
Hab mich ein wenig lieb;
Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig,
Mein schönes Engelskind!
Ob es gleich regnet oder schneit,
Wenns nur unser Herz erfreut:
Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig,
Mein schönes Engelskind!

Aus Männerstadt in Franken. Gesetzt von Dr. Josef Pommer.

Einer Gartenstadt im Süden!

I.

Einer Gartenstadt im Süden
Will ich meine Lieder sagen,
Wo zur Bucht die meeresmüden
Wellen weiche Kämme tragen.

Bei den vielen lieben Lauten,
Die zu Land gehn und verklingen,
Lauschend wird des liedvertrauten
Spielmanns beste Weise singen.

Kommt aus jenen hellen Garten
Südens Blütenduft getragen;
Wollen so die wunderzarten
Kelche ihren Dank mir sagen. —

II.

Aber es müssen auch über den Buchten
Felsgebirge zum Himmel wuchten,
Und ich will auf Firnen im Schneewind stehn,
Auf wilden Türmen und Graten gehn.

Es müssen von Wänden und Trümmerwallen
Meine lauten nordischen Lieder hallen.
Und kann das nicht sein, wird der Seele Zwang,
Dann, weiß ich, endet ihr reiner Sang.

Und ich will kein Lied mehr sagen.
Meine Laute wird sinken in blauer Bucht,
Oder in wilder Firneschlucht
Will ich die Laute zerschlagen!

Hermann Pfaundler.

Waldesstimmen.

Des Waldes hehrer Säulenbau
Hebt in des sonn'gen Himmels Blau
Die engverschlung'nen Äste,
Auftut er sich dem warmen Schein,
Läßt Sturm und Hagel nicht herein
Als eine starke Feste.
Stolz rauschend spricht der Wald das Wort:
„Das feste Haus — der beste Hort."

Du einsam, zärtlich Waldvöglein,
Was mag dein leises Singen sein?
Was klagt die süße Kehle?
Ich glaub', daß es mein Herz erriet —
Ein Strom von heißem Glücke zieht
Mir durch die tiefste Seele:
Aufs Jahr hab' ich mein Nest gebaut,
Da führ' ich heim die schönste Braut!

Adolf Hainschegg.

Eisen für immer.

Des Deutschen Arm trieb wild und stark
Den Römer aus der Steiermark.
Gelehnt auf seinen Eichenspeer
Erschien dem siegestrunknen Heer
Der Genius der Gebirge.

„Wählt nun als Lohn für treuen Mut
Was tief im Fels verborgen ruht.
Ihr schöpft das Gold ein volles Jahr,
Das Silber schürft ihr zwanzig Jahr,
Das Eisen währt für immer."

Da rief das Volk der Steiermark,
Einmütig rief es, frei und stark:
„Mit Goldes und mit Silbers Trug
Schweißt man kein Schwert und keinen Pflug,
Wir wählen das Eisen für immer!"

Franz Karl Ginzkey.

Leichtsinn.

Wenn ich irgendwas Gutes getan,
Sah mich die Erde so freundlich an;
Hab ich jedoch was Böses gedacht,
Hat sie ein finster Gesicht gemacht;
Ich aber nahm's nicht leicht, noch schwer,
Hab' gemeint, daß es Laune und Zufall wär.

Hans Mittendorfer.

Was der Doberer-Sima verzählt.

Etwas Steirisches von Josef Steiner-Wischenbart.

(Nachdruck vorbehalten.)

Der Doberer-Sima; ha, ha! — A jeda hotn guat kennt z Knittlfeld; wor halt so a Stodtarmer, hot frei gern gessn, hot a a scheans Nuimondgsicht ghobt, hot da Hausmuatter oder goar da Köchin mit da broatn Hond oftmols aufi brackt und hot gsogg: „Fix Kraut! A holba Schlägl von der größtn Sau, a Schüßl vull Grammeln dazua und a foasts Griaskouch, ja mei, dös wär a Fressn! Nocha sterbad i gern."

— So a Noarr! hots a nöt kriagt, so a Fressn. Mei Goutt, z Knittlfeld is holt a nimma so soast z essn, wia in die Simzga-Joahr, wo s Bratl bülliger woar. Und deswegn hot da Doberer-Sima gern vo olti Zeitn gredt, wo s holt noch bessa woar und die Schüssl grössa woar. Wenn er so recht Hunga glittn hot, aft hot er ongfongt z verzähln:

„Bin amol im Ennstal in Deanst gstondn, ban Moar in Stoankeller. Ha! dös is a Bauer! Woaß nindascht koan größern Bauern wia den Moar in Stoankeller."

„War nöt übel!"

„Jo, und do san ma unserer vierzg Deanstleut gwen."

„Warscht a Lapp!"

„Jo, und i hon zwoahunderscht Ochsn z fuattern ghobb."

„Noarr!"

„Da Haustisch is so groaß gwen, daß, wenn ma ban Essn gwen sam, hot müassn da Marknecht mit n-Sprochrohr die Nochmittagarbat anschaffn."

„A wuh!"

„Jo, und die Suppnschüssl is so groaß gwen, doß da Schaffer hot müassn eini steign und is mit an Schinaggl auf da Suppn uma gschwumma und hot mit an Ampa die Suppn außi gschöpft und mit an Tremml die Brockn außi gwagglt."

„Wo homs denn de Suppn gsodn?"

„Wo denn? Wia in der Kuchl! Jo, ban Moar in Stoankeller is a sou a groaßer Kessl gstondn. Wia der seli is gmocht woarn, hot oa Klampferer vom andern nix ghört; so weit woa der Kessl."

„Do müassn die Knödla a groaß gwen sein."

„Konnst da s denken. — A Knödl is uns amol auskema, obn ban Holzarbatn, wia ma gjausent ham — nau, und hot uns d Bam dawaus niedagschlogn. Entn is er aber auf ana Spinnawebn hänga bliebn."

„Net zan glabn."

„O wuhl! So a Knödl hot ausgebn ban Essn. — Es hot a von uns koaner brauchn kostprotzn (über die Kost schimpfen). Es woar a oagener Kostprotzer angstellt, der is, wenn ma gessn ham, üba der Schmolzpfann auf an Sprießl gsessn und hot müassn d Kost vaprotzn, denn sist hätt ma nöt vastondn, wos a oanziga will."

„Wos hot der kriagt?"

„Das beste Fressn; nau jo, weil er unsa Kost vaschimpfn hot müassn."

„Hobts a Alm a ghobt?"

„Ban Moar in Stoankeller? — Freili! Mir hom a so a weite Alm ghobt, daß ma 14 Tag hom Viech durchitriebn."

„Woarst wuhl selba a dabei, ban Viech, Sima.

„Jo freili! Und an Kaskessl hom ma ghobt. Wenn er umgstürzt woar, hom sechs Por Ochsn kunnt unterstehn. Den Kas hom ma mit an Gwag außa gwägn."

„Hast a an Kas z essn kriagt, Sima?"

„War nöt übl? — Amol hon i a Trumm kriagt, wia a Holzstock; hon drei Tog dron z essn ghobt."

„Hörst, Sima! do steht a Botti(ch) vull Wurschtbrat; dös siadn ma in an Kessl für dich; aft därfst noch dö Schüssl vull Schmolz austrinka und an Loab Kas kriagst a noch dazua. Wenn dös alls gessn host, konnst aft noch so schöa lüagn, wia hiazta?"

„Nix dalogn. Olls Wohrat! Weg bringa tua i das Wurschtbrat, s Schmolz und n Kas dazua. — Aftn verzähl i dir erst, wos ma ban Moar in Stoankeller olls am Christtog kriagt hom. Gegen dem is dös noch goar nix!"

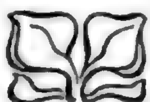
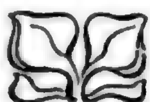
„Na, Sima, selm hörst auf, z vazähln. Wünsch da guate Feiertäg und a ewigi Sealigkeit."

Lustige Zeitung.

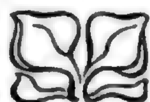
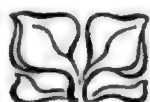
Bedenklicher Vergleich. Alter Förster (seinen Dienstherrn lobend, im höchsten Eifer): „Ich sag' Ihnen, mein Graf ist ein Mann ... ein Mann ... der reinste Sechzehnender als Mensch!" („Lust. Woche.")

Stimmt. Redner (Gegner der Frauenbewegung): „Was haben die Frauen denn Großes geschaffen? Haben sie je einen Goethe, einen Schiller, einen Shakespeare hervorgebracht? — Damenstimme (aus der Versammlung): „Na, wer denn sonst?"

Der Suppenliebhaber. Der bekannte amerikanische Ingenieur und Zoolog John Wells Forster hatte einst in Ohio eine Anzahl durch ihre gesellschaftliche Stellung ausgezeichneter Personen, darunter auch den General Grant, zur Tafel geladen und dieselbe mit aller Eleganz und jenem Luxus ausstatten lassen, der besondere Genüsse verspricht. Als erster Gang wurde eine braune Suppe aufgetragen, die allen Anwesenden vortrefflich zu munden schien. „Eine delikate Bouillon, Schildkrötensuppe, nicht?" fragte der Nachbar des Gastgebers, ein bekannter Feinschmecker. — „Diesmal irren Sie, Mr. Smith", versetzte der Gelehrte lächelnd. — „Für Schildkrötensuppe würde ich das auch nicht gehalten haben", warf Grant ein, „dagegen könnte der leichte Moschusgeschmack, welcher übrigens hier sehr angenehm wirkt, fast auf die Vermutung führen, sie rühre von der Klapperschlange her, die Sie gestern sezierten und mir zeigten." — „In der Tat", versetzte Forster, „bemerkte ich diesen Geruch deutlich bei der schwarzen Klapperschlange, welche übrigens in China faktisch gegessen wird —". Ein Gemurmel unterbrach den Sprecher, ein Gast nach dem andern stand auf und verließ das Zimmer, nur wenige Standhafte hielten aus. — „Ei, ei, General", rief dem Soldaten einer von diesen lachend zu, „da haben Sie schönes Unheil angerichtet. Klapperschlangensuppe, brrr!"— „Klapperschlangensuppe?" gab der Gelehrte verwundert zurück, „wer sagt denn das? Hier haben Sie einen Beweis von dem großen Einfluß der Einbildungskraft auf die Sinne, denn diese Suppe ist von einem ehrlichen und harmlosen Kalbsbraten bereitet." — „Deswegen schmeckt sie mir auch so gut", schmunzelte der General und schöpfte sich den Rest heraus.

Bücher.

Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen von J. V. Widmann. (Frauenfeld. Huber & Co. 1907.)

Länger als zwanzig Jahre ist es her, daß ich mit dem Schweizer Dichter J. V. Widmann eine Fußreise durch das Berner Oberland bis nach Chamounix hinüber und weiter gemacht habe, und noch immer ist sie mir in frischer Erinnerung, denn es war eine Wander, die noch dadurch an Genuß gewann, als ich dabei behaglich auf dem Sofa lag. Ich las damals nämlich Widmanns „Spaziergänge in den Alpen", die so frisch und lebendig geschrieben sind, daß ich das Lesen wie ein Erleben genoß. An jenen Genuß erinnert mich dieses neue Buch Widmanns: „Du schöne Welt!" Es behandelt Reisen in Italien und in den Schweizeralpen und man kann sich auf solchen Exkursionen keinen besseren Reisebegleiter denken, als den plaudersamen Schweizer Poeten, der uns so viel an Natur, Volk, Arbeit, Menschenwerk und Kunst zu zeigen, so schön von Vergangenheit und dem Denken bedeutender Menschen zu sagen weiß. Nur muß man natürlich selbst in Reisefreude sein, wenn man all die großen Bilder, kleinen Erlebnisse und Stimmungen richtig mitsehen und empfinden will. Wer ähnliche Reisetouren machen will, der lese Widmann, und wer sie nicht machen kann, der lese ihn erst recht; wird dann das arme Herz zwar nicht gesättigt, so werden dafür auch die Beine nicht müde, die Taschen nicht leer, und man hat doch ein anziehendes Spiel der Vorstellung und wird spielend durch eine mehr oder minder fremde bunte Welt geleitet, die doch insoferne real ist, als sie einer tatsächlich bereist und genossen hat. Wenn man selber nicht mittun kann, muß man eben lernen, sich an den Freuden anderer zu freuen. Dann gibts immerhin noch Glück genug.

R.

Alpine Gipfelführer. XII. bis XVII. Bändchen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter den zahlreichen Naturfreunden, deren besondere Liebe und Bewunderung den majestätischen Reizen der Hochgebirgswelt gehört, ist wohl keiner, der nicht die vor zwei Jahren ins Leben gerufene Sammlung „Alpine Gipfelführer" aufs freudigste als eine überaus wertvolle Bereicherung der alpinistischen Literatur begrüßt oder schätzen gelernt hätte. In der Tat ist den Alpentouristen in diesen von Spezialkennern verfaßten und in der anregendsten Form gehaltenen Bergmonographien — man könnte fast sagen: Bergbiographien — ein schönes Belehrungsmittel an die Hand gegeben, das ihnen bei der Vorbereitung auf Bergtouren die besten Dienste leistet; doch nicht minder schätzbar bleiben dem Bergsteiger die reich und trefflich illustrierten Bändchen nachher als Erinnerungen an seine Hochtouren, und auch solchen für Naturschönheit empfänglichen Menschen, denen es nicht vergönnt ist, selbst die eisstarrenden Hochgebirgsgipfel zu erklimmen, bereitet es Freude und Genuß, sich in diese anschaulichen Detailschilderungen aus der Alpenwelt zu versenken. So darf denn auch die neue zur diesjährigen Reisesaison erscheinende Fortsetzung der Sammlung auf lebhaftes Interesse rechnen. In Band XII wird der Großvenediger von Louis Humpeler behandelt, in Band XIII Sesvenna und Lischanna von Ad. Witzenmann, in Band XIV die der Ötztaler Gebirgsgruppe angehörige Hochwilde von dem Karlsruher Gustav Becker; Band XV, verfaßt von Hans Biendl, schildert „der schönsten Alpengruppe schönste Berggestalt", die Jungfrau, Band XVI (Verfasser Alfred von Radio-Radiis) den sagenumwobenen Rosengarten, Band XVII (Verfasser K. Bindel) die Marmolata. V.

Glückliche Reise! Illustriertes Verzeichnis der neuesten Reisehandbücher, Führer, Karten, Pläne und Kursbücher nebst einer Auswahl geographischer Pracht- und Bilderwerke, Reisebeschreibungen und Sprachführer.

Rechtzeitig zum Beginn der Reisezeit hat sich auch diesmal Volckmars beliebter Reiseführerkatalog „Glückliche Reise" eingestellt. In gewohnter Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit bietet er eine Fülle einschlägigen Materials, so daß wohl keine wichtigere Erscheinung der letzten Jahre darin vergeblich gesucht werden wird. V.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman von Emile Zola. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit peinlicher Genauigkeit hat der Dichter sich an die wirklichen historischen Ereignisse gehalten und sie mit der gewohnten Meisterschaft dargestellt. Von Chauvinismus in kleinlichem, niedrigem Sinne hat sich Zola dabei völlig fern gehalten; er wollte ja seinen Landsleuten Besserung und Einkehr predigen, nicht das alte Märchen von der Schändlichkeit der „barbarischen" Sieger aufs neue verkünden. Was aber dem Romane noch ganz besonders Wert und Bedeutung verleiht und auch von den besten Geschichtswerken uns nicht geboten wird, ist, daß wir aus ihm so recht die Stimmung des gemeinen Soldaten, des Bauers und einfachen Bürgers, kurz der großen Masse des Volkes erfahren, der die handelnden Personen entnommen sind, während die französischen Leiter des Krieges, Kaiser Napoleon und seine Generale, wenn auch treffend charakterisiert, nur vorübergehend auftauchen und wie Schatten im Hintergrunde vorbeiziehen. — Daß von der Übersetzung dieses Meisterwerks jetzt eine Volksausgabe zu so billigem Preis erscheint, ist dankenswert. V.

Der Roman des Stiftsfräuleins. Von Hanns v. Zobeltitz. Illustriert von Fried. Stahl. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Die Geschichte eines armen Mädchens gibt uns der Verfasser, eines jungen schönen Freifräuleins, das jäh von der stolzen Höhe, auf welche die Geburt sie stellte, herabgerissen wird und erst nach mannigfachen Wandlungen, über Entsagung, Haß und Leidenschaft hinweg, in den sicheren Port gelangt. Die Dichtung ist ein moderner Gesellschaftsroman, und Hanns v. Zobeltitz bewährt sich in ihm aufs neue als glänzender Milieuschilderer. V.

Leben und Meinungen des Herrn Andreas v. Balthesser, eines Dandy und Dilettanten. Mitgeteilt von Richard Schaukal. (München. Georg Müller. 1907.)

Schaukals unbefangene Geistreichigkeit ist immer unterhaltend. Er spielt mit Paradoxen und macht sich lustig auch gerne über die eigenen Manieren. Bei dem vielen leichten Esprit läuft man nur Gefahr, schöne und ernste Tiefen zu übersehen, die hie und da unter losem Witze verborgen sind. M.

In Sturmnacht und Sonnenschein. Gedichte und Gedanken von Aurelius Polzer. (Graz. Johann Janotta. 1907.)

Der Dichter und der Mensch, der uns diese Dichtungen geschenkt hat, ist kein müßiger Tändler oder Spieler, der seine Kräfte in flüchtigen Stimmungen und nichtssagenden Tageserscheinungen verzettelt, er ist vielmehr ein mit seinen Kräften haushaltender und sie nur an das Bleibende und im Wechsel der Zeiten Unveränderliche hingebender Kämpfer.

„Volk und Vaterland": das sind vor allem die Pole, nach denen der Magnet seiner Seele hinstrebt. V.

Psalmen des Westens. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Von einem Engländer, der nicht genannt sein will, geschrieben. Von einem Deutschen, der sich auch nicht nennt, in unsere Sprache übertragen, teils umgedichtet. Ein modernes Erbauungsbuch in Art der biblischen Psalmen. Frommer Stimmung Weihegesänge, wovon manche von erhabener Schönheit sind. M.

Meine Seelen. Neue Gedichte von Ina Gutfeldt. (Weimar. Hermann Grosse.)

Für alles Schöne und Gute ist die Verfasserin entbrannt, vielfach gelingt es ihr auch, dem edlen Gehalt eine schöne Form zu geben. Einzelne der Gedichte künden hohe Poesie. L.

Was uns Jesus heute ist. Von D. A. Meyer. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Auf die Frage „was denn Jesus uns heute sei" antwortet er: „Jesus ist eine große geschichtliche Persönlichkeit. Der Begründer unserer Religion. Eine Persönlichkeit, die uns in ihr Leben hineinzieht. Die Wirklichkeit unserer sittlich-religiösen Wünsche. Sein Sieg und Kreuz ist die Gewißheit für den Sieg des Guten in der Welt. Jesus ist der Befreier von Sünde und Schuld. Er ist die Würde der Menschheit und die Schmach der Menschheit. Die Stimme Gottes an uns. Der Hort einfältigen Herzensglaubens, der Protest gegen Bindung an äußere Form und Lehre."

Sein Nein und sein Ja spricht Meyer mit solcher Deutlichkeit aus, daß Freund und Feind ihm für sein offenes Wort danken müssen. V.

Die soziale Revolution. Von Karl Kautsky. 2. Auflage. (Berlin. Buchhandlung „Vorwärts". 1907.)

Der temperamentvolle, geistreiche marxistische Autor sagt auf S. 57: „Ich untersuche hier, ich prophezeie nicht und noch weniger spreche ich hier Wünsche aus. Ich untersuche, was kommen kann, ich erkläre nicht, was kommen wird und schon gar nicht fordere ich, was kommen soll." Diese prinzipielle Erklärung gilt wohl nur für den Abschnitt, der dem „Krieg" als „Mittel der Revolution" gewidmet ist, den aber Kautsky nicht „wünscht". Sonst ist das Büchlein reich an persönlichen Wünschen und Hoffen, es strebt wenig danach, das Seiende allseitig zu beleuchten, sondern begnügt sich mit einer einseitigen linearen Darstellungsweise; dafür ist Kautsky auch Politiker, der ein gewisses „Recht" hat, minder gewertete gegnerische Faktoren in der politischen Rechnung zu eliminieren. Das Hauptmittel der modernen sozialen Revolution, die im eroberten Wechsel der politischen Machtverhältnisse ihr Charakteristikon haben soll, wird im „Streik", im Generalstreik, erblickt. Die Ergebnisse der Soziologie lassen es aber sehr zweifelhaft erscheinen, ob der „Streik" nur das Vorspiel einer blutigen Gewaltkatastrophe sein würde oder vielmehr etwas, dessen Entsetzlichkeit alle die Schrecken des Krieges, den Kautsky perhorresziert, bei weitem überträfe! — Gleichviel, das Werk bietet viel Interessantes — für manchen auch ebensoviel Bekämpfenswertes — und Verteidiger wie Gegner revolutionärer Bewegungen können manche Idee daraus schöpfen. Dr. H. L. Rosegger.

Friedrich Marx. Sein Leben und Dichten. Vortrag von Karl W. Gawalowski. (Klagenfurt. Marx-Gedenktafel-Ausschuß. 1907.)

Der sinnige, tiefgründige und liebenswürdige Sänger im Soldatenrocke ist noch nicht vergessen und nach dieser warmen Schrift über ihn zu schließen, wird er sobald nicht vergessen werden. Einstweilen handelt es sich um eine Gedenktafel für Marx in seinem Geburtsorte Steinfeld in Oberkärnten, zu deren Verwirklichung jeder beiträgt, der den prächtigen und pietätvollen Vortrag über den Dichter ersteht. M.

Betrachtungen über Jugendlektüre und Schülerbibliotheken. Von Prof. Dr. Fritz Johannesson. (Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1907.)

Diese Schrift über das, ob und was die Kinder und die reifere Jugend lesen sollen, wird vielen, die in solchen Dingen ratlos sind, ein vortrefflicher Ratgeber und Wegweiser sein. Sie steht auf dem Standpunkte, daß, wer für die Jugend schreiben will, nicht für die Jugend schreiben darf, daß gerade das beste der Literatur für die Jugend gut genug ist. Die sogenannten Jugendschriftsteller verwirft der Verfasser, hingegen führt er die besten der alten und neuen Dichter an und nennt viele deren Werke, die für die Jugend passen. M.

Jahrbuch des modernen Menschen. Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. II. Band. (Osterwieck, Harz. A. W. Zickfeldt.)

Ein ernstzunehmendes Unternehmen. Er steht dem modernen Geiste fördernd, aber auch streng kritisch gegenüber. Das Moderne, im weiteren die Zukunft, hat es mit der Jugend zu tun. Mit besonderem Nachdrucke spricht dieser Band von und zu Studenten. Der moderne Student und das Hellenentum; vom Studenten der Zukunft; Student und Arbeiter; der Student und die Musik; die Stellung des modernen Studenten zur katholischen Kirche,

ein geradezu auffallender Artikel. So weit wir den Band durchgesehen, fanden wir in demselben ein redliches Ringen nach Klärung in unseren großen Zeitfragen, mehr bejahend, bauend, als verneinend, stets in vornehmem Tone gehalten. W.

Festpostille und Festchronik. Aufsätze und Vorträge über Ursprung, Entwicklung und Bedeutung aller Feste, Feier- und Heiligentage des Jahres, nebst Erklärungen der damit verbundenen Sagen, Sitten und Gebräuche. Von Dr. J. H. Alber. (Stuttgart. Karl Ulshöfer.)

Ein unvollständiges, aber trotzdem wertvolles Werk. Seinen Schwerpunkt legt es mehr auf das Historische als auf das Ethnographische. In bezug auf das Volkstümliche der Jahresfeste sind nur wenige Gegenden der Erde berührt, während schon in Deutschland allein die verschiedenen Festsitten und Gebräuche dicke Bände füllen würden. Um so mehr beschäftigt sich Albers verdienstliches Werk mit der Entstehung und der religiösen und kirchlichen Bedeutung der Feste. M.

Das „**Mono**", Landschaftsbilder in Form vergrößerter Ansichtskarten. (München. Internationale Mono-Gesellschaft.)

Das Bild bleibt frei von Text und Aufschrift; das Format läßt das Bild genügend wirken, ohne zu viel Raum wegzunehmen; auf der Rückseite ist eine sachkundige Beschreibung des umstehenden Bildes in prägnanter Form aufgedruckt. V.

Büchereinlauf.

Inseln im Winde. Ein Halligroman. Von Max Geißler. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage von „Jochen Klähn". (Leipzig. L. Staackmann.)

Allerlei Liebe. Drei Geschichten von Margarete Siebert. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die kleine Stadt. Tragödie eines Mannes von Geschmack. Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus eines Mannes Mädchenjahren. Von N. O. Body. Vorwort von Rudolf Presber. Nachwort von Dr. med. Magnus Hirschfeld. (Berlin. Gustav Riedes Buchhandlung Nachfolger.)

Hausbrot. Märchen und Sagen. Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützen-Geschichten. Familienerzählungen und Lebensbilder. Lieder. Sprüche. Sitten und Gebräuche, vom Volke ersonnen; gesammelt und dem Volke unverfälscht zurückgegeben vom Onkel Ludwig in Verbindung mit Dr. Richard v. Kralik. 1., 2. und 3. Bändchen. (Donauwörth. Auer.)

J. V. von Scheffels Gesammelte Werke. I. Band: „Ekkehard". Mit biographischer Einleitung von Johannes Prölß. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Moritz Hartmanns Gesammelte Werke. I. Band: M. Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Von Dr. Otto Wittner. I. Teil: „Der Vormärz und die Revolution". Mit 5 Lichtbildern. (Prag. Calvesche k. und k. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1906.)

Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig: **Aus tiefster Brust.** Lyrik von Rosa Arамethy-Nacher. — **Vom Lachen und vom Müdesein!** Von Alfred Grünewald. — **Moderne Zigeunerlieder.** Von Mara Dembritzka. — **Traum und Wahrheit.** Gedichte von Fritz Ehebrecht. — **Johanna Denkert.** Erzählung von A. G. Wutischky. — **Ein Erntelied der Liebe und des Lebens.** Von Hermann Sternbach. — **Platschmohn.** Gedichte von Thilo Kieser.

Gedichte. Von Jakob Hugo Weinschenk. (Mainz. L. Wilkens.)

Gedichte. Von Paul Ilg. (Berlin. Wiegand & Grieben. 1907.)

Gedichte. Von Josefine Freiin von Knorr. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Moderne Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben von Hans Benzmann. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Lebenswerte. Sammlung illustrierter ethischer Essais. (Jena. Herm. Costenoble. 1907.) — **Olympia und Golgatha.** Von Elisar von Kupffer. — **Die Märchen der Naturwissenschaft.** Von Dr. Eduard v. Mayer. — **Heiland-Kunst.** Von Elisar v. Kupffer. — **Der Dienst des Goldes.** Von Dr. Eduard v. Mayer. — **Priesterin Mutter.** Von beiden.

Meine Überzeugung. Ein Wort an die Männerwelt über die Bibel und den Christus der Bibel. Aus dem Englischen. (Basel. C. F. Spittlers Nachfolger.)

Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. Von Dr. Gustav Krüger, Professor in Gießen. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Das Abendmahl des Herrn oder Das heilige Meßopfer. — Logisch besprochen von A. Galsterer in Trautenau. (Selbstverlag des Verfassers.)

Jesus und die Wahrheit. — Logisch besprochen von A. Galsterer in Trautenau. (Selbstverlag des Verfassers.)

Das Christusbild in Roseggers „Mein Himmelreich" und das in Frenßens „Hilligenlei". Von Dr. Bärwinkel. (Erfurt. Karl Villaret. 1907.)

Habsburger-Anekdoten. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. 2. Auflage. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Lose Blätter. Kulturgeschichtliche Skizzen und Plaudereien von Edmund Bayer. (Magdeburg. R. Zacharias. 1907.)

Arbeit und Trunk. Vortrag, gehalten von John Burns. Berechtigte Übersetzung von G. Wilder. (Wien. Brüder Suchitzky. 1907.)

Die Infektionskrankheiten und ihre Verhütung. Von Dr. W. Hoffmann. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1907.)

In Zahlungsnöten. Geschichte eines kaufmännischen Sterbegangs. Von Heinr. Ernst Schwartz. Für Geschäftsleute ein ersprießliches und beherzigenswertes Schriftchen. (Wien. „Neue Bibliothek.“ 1907.)

Agrarische Halbmonatshefte. Redigiert von Hugo Reinhofer in Graz. Jeden zweiten Montag erscheint ein Heft. (Administration in Budweis.)

Alpiner Sport. Von Erich König. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Das Harzer Bergtheater. Von F. Lienhard. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1907.)

Das Weimarsche Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Denkschrift von Adolf Bartels. (Weimar. Böhlaus Nachfolger. 1906.)

Luftkurort Egg im Bregenzerwald. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Der Bregenzer Wald. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

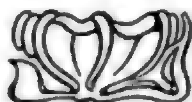
An alle!

Die Vögel vermindern sich in erschreckender Weise, fast alljährlich werden ihrer weniger. Nehme das ja niemand leicht, denn der Verlust trifft jeden von uns, nicht nur den Liebhaber und Tierfreund, nicht nur den Forstmann und Landwirt, wenn auch gerade für diese die Bedeutung der nützlichen Vögel groß ist, haben doch schlagende Resultate erwiesen, daß z. B. der Obstbau viel größere und regelmäßigere Ernten ergibt, wenn genügend Vögel da sind, dem Insektenfraß zu steuern. Es handelt sich aber nicht allein um den Verlust wichtiger Kulturförderer, auf dem Spiele steht vielmehr die Schönheit und Eigenart unseres Vaterlandes. Uns droht die Verödung unserer Heimat! Mit den Vögeln würde Wald und Flur ihren Hauptreiz und ihr frischestes Leben verlieren. In den Vogelstimmen spricht die Natur in ihren lieblichsten und verständlichsten Lauten zu uns. Was wäre der Wald ohne Finkenschlag, das Feld ohne Lerchensang, die blühenden Hecken ohne Grasmücken! Und wahrlich, wenn wir uns nicht bald rühren, dann verstummt bei uns der Nachtigall süßes Lied für ewig! Und welch ein Genuß, dem hoch in blauen Lüften kreisenden Vogel mit dem Auge zu folgen, welch unvergeßlicher Augenblick, den wie aus buntesten Edelsteinen zusammengesetzten Eisvogel auf schwanker Gerte über dem rieselnden Bach sitzen zu sehen, ein Bild aus dem Märchen! Auge und Ohr bieten die Vögel einen unerschöpflichen Reichtum der Ergötzung. Immer und immer klingen in den Volksliedern die Vogelstimmen wieder, aus alten Sagen her rauscht der Vogelflug in unser Leben hinein und die geheimnisvollen Mythen haben in den poesiereichen Herzen unserer Kinder ein neues Heim gefunden. Können wir aber auch den Vögeln helfen? Ja, wir können es und jeder kann das Seine dazu tun. Nicht die Schuld nur auf andere schieben. Nicht allein Italien mit seiner alljährlichen Massenvertilgung ist schuld, denn auch die das ganze Jahr bei uns bleibenden Vögel nehmen ab. Schuld ist vielmehr die Umwandlung des Landes durch die fortschreitende Kultur, schuld unsere Achtlosigkeit und Rücksichtslosigkeit bei all unseren Maßnahmen. Wir wissen nichts von den Vögeln und denken darum nicht an sie. Das ist der wahre Grund ihres Aussterbens. Nicht Feinde vernichten die Vögel, nicht Hunger und nicht Kälte, sie nehmen ab, weil sie sich nicht vermehren können, es fehlt ihnen an Nistgelegenheiten. Das Unterholz wird in der Forstwirtschaft, im Land- und Gartenbau weggeschlagen, im Gebüsch allein aber nisten gerade unsere besten Sänger, wie Nachtigall, Rotkehlchen, Grasmücken ꝛc. Die kranken und hohlen Bäume werden gefällt, Baumhölen sind aber gerade unseren nützlichsten Vögeln, wie Meisen, Spechten, Eulen ꝛc. unentbehrlich. Wollen wir den Rückgang unserer Vögel aufhalten, so ist das weitaus wichtigste, ihnen wieder Brutgelegenheiten zu verschaffen. Es geschieht das durch Anpflanzen von dichtem, dornendurchsetztem Gebüsch und durch Aufhängen von „Nisthöhlen“. Doch sind nur die sogenannten „v. Berlepschschen Nisthöhlen“ brauchbar, das sind beutelförmig ausgehölte und zugedeckelte Baumstücke mit einem Einflugsloch oben. Die Höhlung muß unten in eine spitze Mulde ausgehen. Überall, wo man diese beiden Maßregeln getroffen hat, hat sich auch alsbald eine bedeutende und immer steigende Zunahme der Vögel bemerkbar gemacht. Wir wollen aber nicht nur die Vögel, sondern unsere gesamte Tierwelt erhalten. Wir sind weit entfernt davon, gegen die Tiere Vernichtung zu predigen, die den Vögeln schaden könnten oder sogar wirklich schaden. Denn wir wissen, daß, wenn erst die Vögel wieder ihre natürlichen Brutbedingungen haben werden, dann selbst eine Zunahme ihrer Feinde ohne Einfluß sein würde, rechnet doch die Natur bei der Vermehrung schon mit

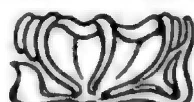
einer Vernichtungsziffer, und zwar mit einer sehr großen. Ist aber die Vermehrung verhindert, dann freilich ist die Gefahr des Aussterbens nahe. So kann schon jeder einzelne viel für den Vogelschutz tun. Zuerst aber müssen die einzelnen gewonnen werden für eine Sache, deren Bedeutung ihnen noch gänzlich unbekannt ist. Dazu bedarf es einer größeren Macht, bedarf es eines Vereines. Der „Bund für Vogelschutz“ will seine ganze Kraft in den Dienst dieser Arbeit stellen. Er will, wie er das schon getan hat, Nistgehölze anlegen und Nisthöhlen a ufhängen. Er will bedrohte Stellen in unserem Vaterlande, deren Schönheit und Eigenart der Spekulation und Ausnutzung zum Opfer fallen sollen, ankaufen und retten. Dann soll es das Bestreben des Bundes sein, zu lehren und Liebe zur Vogel- und Tierwelt zu verbreiten. Wenig muß verlangt, viel geboten werden. Das kann aber nur durch große Ausbreitung erreicht werden. Über zehntausend Mitglieder zählt der Bund, hunderttausende muß er haben! Um Kenntnis von der Vogelwelt zu verbreiten, verteilt der Bund für Vogeschutz (Geschäftsstelle: Stuttgart, Jägerstraße 34) alljährlich an seine Mitglieder ein Heft, das außer dem Jahresbericht einen Abschnitt eines mit vielen Abbildungen versehenen Vogelbuches enthält. In zehn Lieferungen ist diese Naturgeschichte unserer Vögel vollständig. 1907 wird die sechste herausgegeben. Nach dem Schlusse des Vogelbuches soll alljährlich den Mitgliedern ein Büchlein zugestellt werden, das in gefälliger und fesselnder Form von den Erfolgen des Vogelschutzes, dem Leben der Vögel und anderen Tiere und schönen Naturstellen unseres Vaterlandes erzählt. Dafür zahlt das Mitglied 50 Pfennig jährlich, Schulkinder die Hälfte. Mit der einmaligen Einzahlung von zehn Mark ist man lebenslängliches Mitglied, ist für immer jeder Verpflichtung und Zahlung ledig und genießt alle Rechte. Wahrlich, geringe Opfer für einen großen Zweck!

Dr. Konrad Guenther, Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br.

Frau Lina Hähnle, I. Vorsitzende des Bundes für Vogelschutz. Regierungs- und Forstrat a. D. Jakobi v. Wangelin, I. Vorsitzender, und Dr. Karl R. Hennicke, II. Vorsitzender des deutschen Vereines zum Schutze der Vogelwelt e. V. Professor Dr. Conwentz, staatlicher Kommissär für Naturdenkmalpflege in Preußen. Franz v. Defregger, k. Akademieprofessor, München. Frau Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach, Wien. Dr. Karl Johannes Fuchs, Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. B., Leiter der Gruppe Schutz des Landschaftsbildes im Bunde Heimatschutz. Exzellenz Dr. Ernst Haeckel, Professor der Zoologie, Jena. Dr. Gerhart Hauptmann, Agnetendorf. Dr. Paul Heyse, München. Engelbert Humperdinck, Professor, Berlin. Friedrich August v. Kaulbach, k. Akademieprofessor, München. Detlev Freiherr v. Liliencron, Alt-Rahlstedt. Exzellenz Hans Freiherr v. Ow-Wachendorf, k. Kammerherr, Staatsrat, Präsident der Zentralstelle für die Landwirtschaft. Ernst Ritter v. Possart, k. bayr. Generalintendant und Professor. Dr. Peter Rosegger, Graz. Dr. Georg Schweinfurth, Professor, Berlin. Franz v. Stuck, k. Akademieprofessor, München. Hermann Sudermann, Schloß Blankensee. Frau Baronin Bertha v. Suttner, Wien. Dr. Hans Thoma, Professor, Karlsruhe. Geh. Baurat Paul Wallot, Professor, Dresden. Exzellenz Dr. August Weismann, Professor der Zoologie, Freiburg i. Br.



Postkarten des „Heimgarten“.



Peter Roseggers Privatadresse über den Sommer ist: Krieglach, Steiermark.

Alle „Heimgarten“-Angelegenheiten sind zu leiten an die Redaktion in Graz, Stempfergasse Nr. 4.

Berichtigung. Der Verfasser des Werkes „Katholisch — doch nicht welsch!“ heißt richtig Moltmann.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. Juni 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Klingende Gespenster.

Eines Tages war kleine Völkerwanderung aus den Dörfern nach dem Hochtal. Im Forsthause fand die Versteigerung der Rufmannschen Habseligkeiten statt.

Auch der Michelwirt spannte ein. Mit einem Glase Wein hatte er sein Herz gestärkt und die große Brieftasche in den Sack gesteckt. Dann nahm er den Einleger mit, den krüppelhaften alten Wenzel. Der wußte gar nicht, wieso er zur ergötzlichen Spazierfahrt kam. Als sie in den Wagen stiegen, gab es noch einen Rangstreit. Der Wirt wollte, daß der Wenzel rechts sitze.

„Nit a so, nit a so!“ wehrte dieser ab. „Ich bin der alt Einleger, du bist der Herr Vater, du g'hörst rechts.“

Sagte der Michel: „Heut soll seine Ehr einmal der Ärmere haben.“

„Nachher, Herr Vater, setz du dich auf die recht Seiten!“ —

Der Wirt war schier aufgeräumt. Er wollte sogar eins pfeifen. Ob nicht der verwildert über die Lippen herabhängende Bart schuld war — es pfiff nicht. Als sie an der Ach glatt dahinfuhren, sagte er zum Alten: „Wenzel, es kann sein, daß du mir heut einen Gefallen wirst

tun müssen. Wenn etwan auch eine alte Laute sollt versteigert werden, sei so gut, lizitier mit."

„Ich? Kann halt nix musizieren, nit."

„Bis zu hundert Kronen kannst sie hinauftreiben, wers auch sein mag. Und wenn ichs selber sollt sein. Da hast Geld."

Der Alte nahm die Note wohl an, schüttelte seinen Kahlkopf und sagte: „Herr Vater, du haltst mich für'n Narrn!"

„Du haltst mich für'n Narren!" lachte der Wirt bitter. „Hast denn kein' Spurius, warum du sollst nauf treiben?" Er mußte es dem begriffsstützigen Alten des Näheren erklären. Als diesem der Knopf einmal aufgegangen war, machte er ein schlaues Gesicht: „Werdens schon machen, Herr Vater."

Um das Forsthaus herum war alles voll Leute. Die Sachen waren ausgebreitet und aufgestellt um den Tisch des Amtmannes. Ein paar Kästen, Truhen und Betten, Holzsessel, Küchengeschirr, Wandbilder, Arbeiterwerkzeug, ein paar Schießgewehre und kleines Gerümpel. Die Leute wunderten sich, daß so wenig da war. Ein anwesender fürstlicher Anwalt erklärte bei manchem Stück, das etwas wertvoller aussah: „Das gehört ständig zum Forsthause!" — „Gar viel wird heut nit ausfallen für die Buben", sagten die Leut zu einander. Und man wollte gehört haben, daß sie es sehr gut brauchen könnten. Jeder Gegenstand der dran kam, wurde niedrig ausgerufen und dann aufgezeigt. Das ging flau, aber der Michelwirt steigerte überall mit. Manches Stück trieb er fabelhaft hoch hinauf und dann blieb es ihm in der Hand. Und anderen kam das, was sie nicht lassen wollten, teuer zu stehen.

Der Beamte mit dem Hammer war ein humoristischer Mensch, wie es alle Versteigerer sind. Zu jedem Stück, das er ausrief, besonders wenn es sehr unbedeutend war, machte er eine spaßhafte Bemerkung, um die Aufmerksamkeit der Leute darauf zu lenken. Zu dem Stück, das er jetzt in die Hand nahm, machte er keine, sondern zog das Gesicht breit, wiegte mit dem Kopf, zupfte an den Saiten — klim, klim! und sang: „O du lieber Augustin!" Die Laute war's. Dann bot er sie aus um fünf Kronen.

Dem Michel gab's einen Stich. Diese Laute, *seine* Laute um fünf Kronen.

„Ich gebe zehn!" rief er.

„Ich gebe fünfzehn!" kreischte jemand in der Menge. Das war der Einleger Wenzel. Die Leute lachten, aber der Versteigerer entdeckte seine Amtswürde und rief: „Ernster Weise!"

„Ist auch ernster Weis", gab der Einleger zurück. „Ich mags Kitharl um fünfzehn Kronen. Man kann nit wissen. In so alten Möbeln ist immer einmal was versteckt."

„Fünfzehn Kronen! Wer gibt mehr?“

„Fünfzig Kronen!“ rief der Michelwirt.

„Hundert Kronen!“ kreischte der Einleger.

„Fünfhundert Kronen!“ sagte der Michelwirt.

Da war es still.

„Was soll das heißen?“ fragte der Beamte.

„Der Mann ist nit recht gescheit!“ rief ein anderer drein. „s gilt nit!“

„s gilt!“ sagte der Michel, trat an den Tisch und erlegte fünfhundert Kronen.

Jetzt war alles gerührt. „Er tuts für seinen Freund. Den Buben wirds wohl gut tun.“

Das meinte der Michel eben auch. Aber er meinte eben auch noch etwas anderes. Als er die Laute zu sich genommen hatte, pfiff er dem Wenzel und schnell gings auf dem Steirerwäglein nach Eustachen. Und vergnügt war er schon darüber, daß er den Försterbuben einen Possen hatte spielen können. Obgleich sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Den beträchtlichen Erlös für die Sachen werden sie wohl nicht können zurückweisen. — Kaum daheim angekommen, eilte er auf seine Stube, um die Laute zu versuchen. — Sie war all verstimmt. Er setzte an die Schrauben den Stimmschlüssel; nein, die Saite könnte reißen. Er strich mit der Hand darüber hin. Er setzte das Instrument an die Brust, tastete die Griffe, zupfte die Saiten:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
Schlagt's auf die Truhen drauf,
Aft steh ich wieder auf ....“

Was war denn das hinter ihm? Eine Stimme. Eine Baßstimme. Er wendete sich um. — Es war niemand da. Er war ganz allein.

Seinen Gästen zeigte er sich gar nicht mehr. Aber spät abends saß er noch auf seinem Zimmer und verlangte nach Rufmann. Sagte Frau Apollonia: „Schau mein lieber Mann, das Trinken so viel ist nit gesund. Leg dich in Gottesnamen schlafen.“

Und wenn er dann in seinem Bette lag, kamen die Klänge eines längst verlorenen Singens. — — — „Wenn ich aufdenk auf mein junges Leben, wo ich überall bin umerglegen.“ — Gute und böse Zeiten, wie sie halt kommen. Erdenleben heißt mans. „Ich ging einmal im grünen Wald, da hört ich die Vöglein singen.“ — Ist denn das auch einmal wirklich gewesen? Oder ist es erst jetzt, wie ich so dran denke? Der Freund ist ins Wasser gangen, die Kinder haben sich verlaufen. „Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen.“ Wenn mans nur kunt auslöschen, wie mit dem Schwamm auf der schwarzen Tafel die Ziffern. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“ — Schlafen. Ich möcht schlafen! So spat in der Nacht. „Alles ist still, wie in der

ewigen Ruh." — Aber das Wehleid! das Wehleid! s will halt nit aufhören. — Ei was, Dummheiten! s ist ja nix. s ist alles miteinander nix . . . . Legen wir uns einmal auf die andere Seiten. Auf der linken Seiten liegen, da druckt alles so aufs Herz. Legen mir uns auf die rechte. Und lassen uns was Gutes träumen.

Auf der rechten Seite lag er sanfter. Er merkte, es schliche der Schlaf heran. Da ist er auf der Lauer, den möcht er doch einmal erwischen, um zu sehen, wie es zugeht, wenn einer einschläft. Kein Mensch ist noch dabei gewesen, bei seinem eigenen Einschlafen. — Was ist denn das? Hat jetzt nit wer auf der Laute gespielt? — „Apollonia!"

Sie hat einen leichten Schlummer, hebt ein wenig ihr Haupt: „Hast was gsagt, Michel?"

„Hörst dus! Die Laute! Der Rufmann! Im Nebenzimmer. Der Rufmann singt!

Und die Holzknechtbuben
Müssen fruh aufstehn,
Müssens Hackerl nehmen —"

„Mein Gott! Mann, was hast denn? Tut dir träumen?"

„Den Rufmann begleiten. — Bin a lustiger Widpratschütz . . ."

Da sie das Entzücken seines Traumes wohl merkte, so ließ sie ihn singen. Manches Lied schlug er an, kam jedoch mit keinem zu Ende.

Einmal unterbrach er sich und stellte dem Rufmann aus, daß er um einen Ton zu tief dran sei. Dann wieder war es, als scherze er mit jemand und necke ihn. Und endlich ist er in einen tiefen Schlaf gesunken.

Um diese Zeit hatten es die Leute gemerkt, daß mit dem Michel wieder eine Veränderung vorging. Zwar saß er noch immer nicht bei seinen Gästen, kümmerte sich auch nicht um die Wirtschaft oder um eine Gemeindeangelegenheit. Aber heiterer war er geworden. Wo er wem begegnete, da blieb er stehen und sprach ein paar gewohnte Worte, oder machte gar einmal ein seltsames Späßchen. Körperlich verfiel er. Eines Tages, als er wieder am Ufer des Flusses saß und hinschaute, wie die Sonne so schön in den kreiselnden Wellen zitterte, kam der Gerhalt zu ihm und wollte ihn nach Hause führen.

„Ich hab jetzt nit Zeit, Nachbar", antwortete der Michel in gemütlicher Art, „kunnt versäumen, kunnt versäumen."

„Was ist denn da zu versäumen?" lachte der Vorstand überlaut. „Das Wasser läuft dir nit davon. Das rinnt in alle Ewigkeit herab."

„In alle Ewigkeit, sagst du. Rinnt her und rinnt fort und ist immer dasselb Wasser. Das ist spassi. Wirst dirs aber gewiß nur einbilden, Martin."

„Mein lieber Michel, das Wasser ist keine Einbildung!"

„Ich weiß es wohl, Nachbar, ich weiß es wohl. Ist ja der Rufmann drin ertrunken. Sind ja die Buben übers Wasser fortgefahren. Aber sie kommen wieder. Sie kommen alle wieder. Und derowegen muß ich warten.“

„Ja, da wirst freilich noch eine Zeitlang warten müssen.“

„Lang oder nit lang. Ich warte halt. Jetzt, weil ich wieder gesund bin worden, wart ich auch hundert Jahr. Die Zeit vergeht — der Mensch nit.“

Der Arzt in Ruppersbach hatte gesagt, man könne ihn unbesorgt gewähren lassen. Wer, wie der Michel, warten wolle, bei dem sei nichts zu fürchten. Es stehe so, daß man ihm nichts mehr versagen solle.

Und wie sein Dämon Wirklichkeit und Traum so seltsamlich verwechselt und endlich ihm den langersehnten glückseligen Tag nicht versagt hat, das erzählt der nächste Bericht.

Der glückselige Tag.

An einem schwülen Tage war vom Hochgebirge ein Sturm niedergebrochen. Der hatte Dächer abgedeckt im Dorfe Eustachen, und Bäume entwurzelt. Im Lärchenwäldchen am Flusse lagen fast ebensoviele Bäume hingestreckt, als noch standen. Dann krachten in den Lüften die wilden Feuer. Dann hagelte und goß es nieder, daß über Straßen und Felder die braunen Bäche rannen und förmlich den Hagel zu Eismoränen zusammenschwemmten. Als es vorbei war, strich eine frostige Luft. — Und war der Michelwirt nicht nach Hause gekommen!

Bald war das Dorf auf, ihn zu suchen, und voran durch und über die Wüstenei hin das schlanke Mädchen mit dem Blondhaar, an dem die gebrochenen Äste sie zurückhalten wollten. Da kam er ihr entgegen, vom Flusse her, mit weiten Schritten in den Tümpeln watend, die gehobenen Arme in die Luft auswerfend und laut lachend. „Weißt es schon, Helenerl!“ rief er seiner Tochter entgegen, „weißt es denn noch nit? Sie kommen! Sie fahren schon herauf. Daß ich gschwind muß herrichten gehen für morgen. Er kommt auch! Alle kommen! Bist wohl auch du fertig mit dem weißen Gewand?“

So kam er nach Hause, bis auf die Haut durchnäßt, an allen Gliedern zitternd, aber mit glückselig leuchtenden Augen. Sogleich wollte er nach Ruppersbach zum Pfarrer schicken. Der Rufmann und der Bräutigam seien wohl schon gut untergebracht, aber für den geistlichen Herrn ließe er bitten um ein Zimmer. Das Weitere sei in Ordnung. Sonst allerlei Geschäftiges hatte er vor, wurde aber ins Bett gebracht. Doch während Helenerl den Jungknecht suchte, daß er um den

Arzt eile und Frau Apollonia in der Küche den heißen Tee machte, stand der Michel wieder auf, holte aus dem Keller eine Flasche Rotwein mit zwei Trinkgläsern, tischte alles emsig und schön auf das Zimmertischchen, schenkte die beiden Gläser voll und stieß an: „Leben sollst, Paul! Hoch sollst du leben!"

Und war doch niemand im Zimmer als er allein.

Dann ergriff er die Laute, fuhr in die Saiten, daß sie heftig schrillten: „Also singen wir! Für die Hochzeit was."

„So kam ich hin zu ihr,
s hat schon der Mondschein gscheint,
s war alles mäuserlstill — es rührt sich nir.
Da nehm ichs her um d Mitt
Und bieg ihr s Köpferl zruck
Und han a Busserl ihr aufs Göscherl pickt.
Ja, ja, mein Dirndl, du bist mein Leben,
Du bist mein Freud in alle Ewigkeit!"

Mehr erschrocken als sonst war Frau Apollonia, als sie ihn so in halbem Nachtgewande singend und trinkend fand.

„Ins Bett, Michel!" rief sie erregt.

„Ins Bett, ins Bett, hast recht, Frau. Morgen heißts früh auf. Seid beisamm mit allem? Hast im Gartenzimmer die Betten machen lassen? Hat der Poldl schon die Tisch aufgschlagen? Die Menge Leut! Hörst die Wägen vorfahren? Und alleweil noch kommens. Die Helenerl soll noch zu mir, eh sie heut schlafen geht. Morgen um die Stund ist sie nimmer unser. Geh her, Apollonia! mußt nit weinen. Glücklich werden die zwei miteinand. Geh her zu mir. Wir zwei alten Leut, wir! Geh, gib mir auch wieder einmal einen Schmatz! Wir sein zusammen verbunden. Glückselig sein die Stunden . . ."

So redete er lebhaft und hastig, in heller Glut, wie seine Augen brannten auch seine Wangen.

Freilich gab sie ihm einen Kuß und hat vor Traurigkeit sich kaum können fassen, während er in voller Glückseligkeit war und in voller Glückseligkeit einschlief.

Es war ein ununterbrochener Schlaf, die ganze Nacht, und doch ein unruhiger. Er führte Gespräche, er sang. Und dann murmelte er Gebete. Hernach wurde es so still um ihn, in ihm, daß Frau Apollonia angstvoll nach dem Atem horchte. Der Arzt hatte Anordnungen getroffen und war wieder fortgegangen. Frau und Tochter waren die ganze Nacht am Bette gesessen und hatten kein Auge gewendet von seinem Gesicht, über das abwechselnd rosige und blasse Schatten glitten. Die Nacht war lang, es wollte nicht tagen. Und als er aufging, war es ein trüber, schwerbewölkter Tag.

Der Michel erwachte. Seine Wangen waren ganz entglutet. Aber brennend heiß seine Hand, die in der seiner Frau ruhte. Das Auge war beim Erwachen ruhig und sanft gewesen wie eine friedliche Nacht. Plötzlich aber leuchtete in demselben ein so unheimlicher Glanz, daß Frau Apollonia vor Schreck fast erstarrte.

„Wer ist denn das?" fragte er mit schwerer Zunge, denn er hatte seine Tochter bemerkt, die neben dem Bette stand. „Das ist die Helenerl?!" Ein schönes Lächeln spielte um seine erstarrenden Züge. „Bei der Häuslichkeit schon? Du fleißige Braut!" — Und redete weiter, stoßweise, einmal hastig, einmal langsam. Es war teils ein murmelndes Sagen und teils ein lallendes Singen. — „Der Friedel, der schlaft wohl noch — wie? Na, na, seid nur recht glücklich. Daß ich ihn hab mögen derleben, diesen Tag! — Mein Herz hat sich gesellet zu einem Blümlein zart — Das kann keiner so singen, wie der Rufmann — Vater muß man jetzt sagen. Keiner so, wenn er schon wach ist, er soll kommen. Soll eilends kommen. Den geistlichen Herrn mitbringen, den Elias. — Kennst ihn, Helenerl? Der hat das gülden Ringlein an eure Händ gesteckt — Der hat das güldne Kettlein um euer Herz gelegt . . . Glückselig sein die Stunden, wo wir beisammen sein. — Gelt Paul! Bist da, Paul? Gelt, der glückselige Tag! — Aber müd. Auch die Freud macht müd . . ."

Er atmete schwer.

Frau Apollonia schob ihm das Kopfkissen zurecht. „Müd, lieber Mann, ich glaub dirs. Willst nit wieder schlafen?"

Da richtete er rasch seinen Oberkörper auf und sprach in hastigen Stößen die Worte: „Schlafen nit! — Schlafen nit! — Ich bitt euch. Nit schlafen lassen! Aufwecken!"

„Aber es tät dir gut, Vater."

„Nit schlafen! — Hab so schreckbar müssen träumen, vorgestern. Vor Zeiten — oder wann. Vom Förster Rufmann was. Von seinen Buben was. — Schlafen will ich nimmer — nimmer . . ."

Dann ist sein Körper zurückgesunken auf das Kissen.

Leidlos — liedlos.

Die Försterbuben im Urwald.

Ungefähr ein Jahr nach Michels glückseligem Tage übergab der Postbote dem jungen Wirt einen Brief, den der Empfänger in der Hand mehrmals um und umdrehte und aufmerksam betrachtete, ehe er ihn seiner Frau gab, an die er adressiert war.

„Du, Helenerl! Da schau einmal. Schau dir diese Marke an. Eine russische oder woher. Oder wo du überall Bekannte hast!" setzte er schalkhaft bei.

Sie schaute den Brief ebenfalls an und suchte dann die Schere, um ihn aufzuschneiden.

„Uh, Nelson! wo ist denn das lauter? Gar aus Engelland her?" Sie sah nach der Unterschrift und erschrak ein wenig. „Mir scheint", sagte sie und wendete sich seitlings, „das geht mich allein an."

Und in dem Briefe stand es so zu lesen:

Nelson, Neuseeland, Cook-Street 93 Cy XI.

Liebe Helene!

Du wirst dich staunen, über diesen Schreibebrief aus dem Land wo die Gegenfüßler sind. Bin jetzt auch so ein Gegenfüßler geworden und wenn ich mit dem Fuß auf den Boden stampfe, so habt ihr dort drüben Erdbeben. Wie ich da hergekommen bin, das will ich Dir lieber mündlich sagen, bis Dus auch probiert hast. Bissel weiter, wie nach Löwenburg ists schon. Gehen tuts mir sehr gut, bin am Seehafen ein Arbeiter. Aber dahier, meine Liebe, heißt Arbeiter sein ein bissel was anders, als in Europa. Ich logiere in drei schönen Zimmern und esse täglich mein Beefsteak. Verdienen tu ich mir in der Woche 8 bis 10 Pfund Sterling, das ist in eurem Geld so viel wie 200 Kronen. Mit dem besten Willen kann ichs nit verjuxen. Ja, ich werde am End noch so ordentlich und brav wie die Eustacher. Hier ist alles englisch, auch Deutsche sind viele da, die Werft, wo ich bin, gehört einem Hamburger. Neuseeland, was jetzt meine Heimat ist, hat hohe Berge, zweimal so hoch, wie eure Tauern. Und Urwald, da sieht man erst, was Wald heißt. Nach Europa verlangts mich nicht mehr, aber eine von dort möcht ich da haben, wenn sie mich nicht vergessen hätte. Liebe Helene, Du hast mir immer gefallen und hast Lust meine Frau zu werden, so komm her. Eustachen ist eh nix for Dich. Dein Vater meinetwegen soll Dich begleiten bis Triest, wo ich Dich erwarten will. Weiter entgegengehen mag ich nicht, indem was wir in Eustachen erlebt haben. Mein Bruder, der Elias, ist im Gymnasium einer norddeutschen Stadt, heißt Köln am Rhein. Vielleicht kommt er auch einmal nach Neuseeland, für Heidenapostel gibts hier zu tun genug. Aber ich sag, er soll lieber ein Arbeitsmensch werden und die Leut glauben lassen, was sie wollen. Wir haben auch noch Kannibalen auf Lager, aber anstatt daß sie uns auffressen, machen wirs umgekehrt. Wegen warum ich mich bei Dir im vorigen Jahr nicht verabschiedet hab kannst Dir denken. Macht ja nix, wenn wir eh wieder zusammenkommen. Ich hoffe von Dir eine recht baldige Antwort. Die Adresse an mich schreibe genau, wie sie am Anfang von diesem Brief steht, aber Lateinschrift, die andere kann da kein

Mensch lesen. Bist überhaupts einverstanden, was ich erst einmal wissen will, nachher können die weiteren diplomatischen Verhandlungen beginnen. Gereuen wirds Dich nicht. Mit schönem Gruß

Fridolin Rufmann, Werft-Mister.

Auf diesen Brief war die Antwort so leicht, daß Helene nicht einen Augenblick nachzusinnen brauchte. Sofort setzte sie sich hin und schrieb:

Lieber Herr Fridolin Rufmann!

Daraufhin in welcher Art Sie uns verlassen haben, hätte ich einen solchen Brief von Ihnen wohl nicht erwartet. Mich freut es, daß sie so starkmütig geworden, aber mir scheint, Sie sind gar zu stolz auf das geschehene Unrecht, wo doch auch andere hart haben leiden müssen. Für die Ehr bedank ich mich recht schön, ist aber zu spät und mein Vater könnte mich auch nicht bis Triest begleiten, er ist seit Herbst des vorigen Jahres tot.

Es wünscht Ihnen alles Gute Ihre Gegenfüßlerin

Helene Gerhalt, geborene Schwarzaug.

Seit diesen Ereignissen sind Jahre verflossen. Und weil nun die Geschichte zu Ende geht, so wollen wir den Abschiedsbesuch machen bei unseren Bekannten in Eustachen.

Das Wirtshaus zum „Schwarzen Michel“ steht stattlich und wohlgeordnet wie früher. Es schänkt frisches Bier und gerechten Wein, ja wie einst auch Milch und Honig, wer danach trachten sollte. Aber der Gäste Zulauf ist nicht allzugroß. Wirt ist Sepp, der Gerhaltsohn. Das ist ein ernsthafter, nicht arg gesprächiger Mann, der lieber im Wirtschaftsgebäude oder auf Feld und Wiesen umtut, als in der Wirtsstube. Die Helenerl ist eine treffliche und freundliche Wirtin geworden, sie lächelt manchmal, aber nicht lebhafter und nicht länger, als man es den Gästen schuldig ist. Die alte Frau Apollonia ist noch wie früher, sie arbeitet und schweigt.

„Fürst“ ist immer noch der alte Gerhalt. Er versichert zwar oft und oft, sein „Amtl“ wolle er nicht mehr länger tragen, doch die Einstimmigkeit der Wähler überwältigt ihn immer wieder. Das letztemal aber hat er unerbittlich ausreißen wollen, da sagte der Pfarrer von Ruppersbach: „Volkesstimme — Gottesstimme!“ Dieses große Wort hat ihn wieder eingefangen auf drei Jahre.

Bei dem Umzuge seines Sohnes Sepp ins Michelwirtshaus ist im Wirtschaftsgebäude des Gerhalthofes eine Stube frei geworden. Es ist nur ein Bretterverschlag, der sie vom Rinderstalle trennt, aber eine Stube ist sie doch, eine friedsame Statt, deren kleines Fenster hinausblickt in den Baumgarten. Der Sepp hat nie einer künstlichen Wärme

bedurft, nun aber hat der Gerhalt ein Tonöfelein hineinstellen lassen. Aber auch einen Kasten, und an die Wand ein Marienbild mit der Ampel. Denn im Bette liegt ein armes altes Weiblein. Es liegt ganz klein und in sich zusammengebogen unter der blauen Wergdecke; die Gicht hat es fast lahm gemacht. Die alte Sali. Nach jenen Veränderungen im Forsthause hat sie noch eine Weile in der Gegend herumregiert als Dienstmagd, hat fleißig gegreint und noch fleißiger gearbeitet — und auch gebetet, der liebe Herrgott möge sie nur so lange leben lassen, als sie was arbeiten könne.

Wie sie nun aber nicht mehr arbeiten konnte und immer noch lebte, nahm sie es so, daß für sie nun ganz die Zeit sei zum Beten. So hielt sie den Rosenkranz in der Hand und betete zu unserer lieben Frau, und dachte dabei an längst verstorbene und verdorbene liebe Menschen.

Manchmal besucht sie Frau Apollonia, sitzt an ihrem Bette und schweigt. Da nimmt sie die alte Magd wohl an der Hand — beider Hände sind kühl, aber treu sind die Gedanken. Geweint haben sie in späterer Zeit nicht mehr um die Verlorenen . . .

Und da ist eines Tages der Brief gekommen und hat die alten Herzen aufgerüttelt. Und die Sali hat nicht liegen bleiben können auf ihrem Stroh. Sie ist aufgestanden und hat mit zitternder Hand das Ämplein angezündet unter dem Marienbild. Denn was in diesem Briefe steht, das ist ihr wie eine Botschaft vom Himmel.

Eiland San Catharina, im Atlantischen Ozean.
Farm Rufmann.

Liebe Sali!

Lebst Du noch? Dein Elias schreibt Dir. Ich habe es erst tun wollen, bis was Gutes zu melden ist und habe oft gebetet, daß Du so lange leben sollst, bis das geschehen kann. Gedacht haben wir Dein alle Tage, wie man einer Mutter gedenkt, die Du uns gewesen bist. Aber heimbleiben haben wir nach dem Unglück nicht mehr können. Mein Bruder Fridolin ist damals fort, so weit es geht auf dieser Erde. Neuseeland heißt das Land, wo er sieben Jahre lang gewesen ist und bei der Schiffahrt gearbeitet hat. Ich habe noch weiterstudiert zu Köln am Rhein, wo die heiligen drei Könige sind. Dann hat mir mein Bruder geschrieben, ich solle zu ihm kommen und haben bei der Schiffahrt gearbeitet und gut verdient. Und dann auf einer Seefahrt haben wir eine kleine Insel gefunden, mit Gebirge und Urwald, nur von wenigen Eingeborenen bewohnt, die gutmütig sind. Und an der Küste auch Europäer, sogar etliche Deutsche — arme Leute. Und hat uns der Urwald so gefallen, sind auch

Bäume drin, wie sie in Eustachen wachsen. Und haben eine solche Freude gehabt, daß wir unser Erspartes dransetzen und uns auf der Insel seßhaft machen. So leben wir jetzt hier und haben Arbeit genug. Fridolin ist Jäger, der die wilden Tiere totschießt, und ist Förster, der den wilden Wald rodet. Das geschieht mit Axt und Feuer. Die Leute, die schon früher dagewesen, sind uns untertan und führen das aus, was wir anordnen. Aus den gerodeten Grundflächen machen wir Kornfelder und Gärten, und das ist meine Sache. Ich leite eine Anzahl von Arbeitern, mit denen ich Korn baue und Fruchtbäume züchte. Wir haben uns auch aus Holzstämmen ein Haus gebaut, wo wir mit Weib und Kind wohnen. Der Friedel hat eine von hier genommen. Ich bin in Köln mit einem braven Mädel bekannt worden, das habe ich mir herüber geholt. Wir sind recht zufrieden. Wenn das der Vater noch hätte erleben können! Es vergeht keine Stunde, wo ich nicht an ihn denke. Und am Sonntag kommen wir zusammen im Hause oder unter Bäumen und ich lese den Leuten aus der heiligen Schrift vor und lege sie aus und bete mit ihnen. Und so bin ich zugleich Bauer und Geistlinger, wie Du mich immer genannt hast, lange ehe ich noch eine Ahnung hatte, was das heißt, ein Apostel Jesu Christi zu sein.

Und dieses, liebe Sali, ist das Gute, was wir Dir zu melden haben. Wenn Du noch lebst, so schreibe uns, wie es Dir geht und genau den Ort, wo Dich etwas antreffen kann, das wir Dir schicken möchten. Auf dieser Welt werden wir uns wohl nicht mehr sehen, aber es steht geschrieben, daß wir im ewigen Leben alle die wieder finden werden, die wir einmal lieb gehabt haben.

Vergiß nicht, liebe Sali, der Försterbuben im fernen Urwald, die auch Deiner nicht vergessen.

Elias und Fridolin Rufmann.

Hochwürden.

Erzählung von Fritz Baron Holzhausen.

„Siehst du ihn dort im silberweißen Haare,
Im Schatten seiner alten Linde sitzen?
Wie jugendwarm noch seine Augen blitzen,
Er zählt jetzt wohl schon über 80 Jahre.
Die beiden muntern Jungen ihm zur Seite,
Sind Kinder armer, alter Bergmannsleute,
Die er erziehen läßt aus eignen Mitteln.
Den seltnen Greis „Hochwürden“ zu betiteln,
Fällt einem Ketzer selbst, wie mir, nicht schwer.
Er hat uns jetzt bemerkt, er grüßt hieher,
Was meinst du, wenn wir uns zu ihnen setzten
Und uns an seinem lieben Wort ergötzten?

Gesagt, getan. Er hieß uns froh willkommen,
Und als am runden Tisch wir Platz genommen,
Der würd'ge Herr, er ließ es sich nicht wehren,
Ein Gläschen leichten Weins mit uns zu leeren.
Kam uns're Rede im Verlauf der Dinge
Auch auf die Frage: wie es doch gelinge,
Daß Menschen ohne Hilfe sich erheben,
Um siegreich hohen Zielen zuzustreben.
„Die Willenskraft, der Zufall weist die Bahnen!“
Hochwürden sprach: „Noch halt ich's mit den Ahnen,

Die überall ein Höheres erkannten
Und Gottesfügung euren Zufall nannten.
Auch ich bin aus dem Elend aufgeklommen,
Gefällt es euch, erzähl' ich, wie's gekommen:
Ich bin ein Bergmannssohn, wie ihr hier beide;
Ich trieb als Kind die Ziege auf die Weide,
Ich schnitzte Weidenpfeifen, fing Forellen,
Betrieb mit viel Geschick das Vogelstellen,
Verstand die Dohlen mir vom Turm zu locken,
Nur in der Schule hinterm Buch zu hocken,
Das ging mir wider'n Strich. Die gute Mutter,
Die hielt wohl auch nicht viel vom Bücherfutter.
Sie selber konnte lesen nicht, noch schreiben,
Ihr dünkte, uns're Geiß aufs Feld zu treiben,
Ein nützlicheres Tun als Bücherlesen,
Ich war natürlich gleichen Sinn's gewesen.
Nicht so der Vater, der oft heftig zankte,
Zuweilen auch nach einem Stecken langte,
Wenn ihm der Lehrer immer wieder klagte;
Doch was vermochte er, der Vielgeplagte,
Dem noch die Mutter sich entgegenstellte.
An einem Freitag war's, der Morgen hellte –
Den Abend früher gab es bitt're Fehden –
Hört ich den Vater so zur Mutter reden:
‚Du Tini, hör' mich einmal an in Ruhe,
Komm, setz' dich da ans Fenster auf die Truhe
Und gib mir deine Hand, wie einst beim Stollen
Vor 13 Jahren. Komm, und laß das Schmollen;
Wir müssen doch zu unser aller Frommen
Heut' über'n Franz einmal in's Klare kommen.
Das Lungern, sag' ich, soll ein Ende finden!
Ich muß den ganzen Tag im Schacht mich schinden,
Ich kann den Schlingel nicht im Aug' behalten,
So mußt du, Tini, denn mit Strenge walten.
Du mußt an Pflicht und Ordnung ihn gewöhnen,
Die Fehler rügen, nicht sie noch beschönen,
Und über alles muß die Schule stehn!
Da gibt's kein Deuteln, Tini, und kein Dreh'n;
Auch keine Stunde hat er auszulassen,
Zu lernen hat der Franz und aufzupassen,
Stets pünktlich seine Schreiberei'n zu machen,
Und deine Pflicht ist's, über ihn zu wachen,
Daß er auf rechten Wegen sich erhalte,
Und darauf gib mir einen Kuß, komm, Alte!'
Zum Küssen ist es aber nicht gekommen.
Ich lag im Bett, hatt' alles dies vernommen
Und sah jetzt auch, wie sich die Mutter spreizte;
Warum sie so mit ihrem Kusse geizte,
War's Eigensinn, war es Verlegenheit?
Und grad' schien mir so schön der Vater heut,
Sein Auge strahlte in verklärtem Licht –
O, diesen Morgen, den vergeß ich nicht! –
Der Vater war verstimmt vom Haus gegangen.
Ich hatte mir die Schultasch' umgehangen
Und ging, es war noch früh am Tage,
Zum Kreuzelstein. Ihr kennt die Lage?
Nach Westen liegt das Dorf und rechts auf schwarzer Fläche
Das Steigerhäuschen mit der Franzenszeche.
Noch blitzten Perlen Taus auf jedem Hälmchen,
Den Schloten rings entstiegen Silberquälmchen,
Vom Himmel klang der Lerchen Jubelweise
Und feierlich von fern ein Glöckchen leise.
Da plötzlich, horch, es bebten meine Glieder –
Gellt von der Zeche her ein Schrei – jetzt wieder.
Ich spähe starren Auges in die Weite:
Der schwarze Schacht gleicht einem Ameishaufen,
Erst einzeln, dann in Massen, seh' ich Leute
Verzweifelt um die Steigerhütte laufen.
Mir ist's, als wollten sich die Berge drehen,
Ich setze über Steine, dorn'ge Schlehen
Wie ein gehetztes Wild. Die Unheilskunde
Von Nacht und Tod, sie fliegt von Mund zu Munde,
Und eh' ich atemlos den Schacht erreiche,
Naht auch in Hast die Mutter schon, die bleiche,
Faßt meine Hand und stürzt sich in's Gedränge,
Doch schon zur Gasse weitet sich die Enge
Und vor uns, weh! mit schmerzlich starren Zügen,
Seh'n wir den Vater unter Leichen liegen.
Die Mutter wankt, jetzt stürzt sie schreiend nieder,
Doch sie erhebt sich auf den Knien wieder
Und streichelt zitternd meines Vaters Wangen.
‚Mein lieber, lieber Josef, laß dich wecken,
Du bist nicht tot, du willst mich nur erschrecken.
Es kann nicht sein, ich müßt ja närrisch werden,
Allein sein, ohne dich auf dieser Erden,
Und bös auf mich bist auch noch fortgegangen!'
Und wieder streichelt sie ihm Stirn und Wangen.
‚Ja fortgegangen, Josef, bist in Sorgen,
O heilige Maria, heut' am Morgen,
Und küssen wollt er mich, zuletzt noch küssen,
Ich schlechtes Weib, ich hab mich losgerissen,
Ruh werd' ich ja mein Lebtag nimmer finden,
Verzeih mir, Josef, meine vielen Sünden
Beim lieben Jesu! Deinen letzten Willen
Ich werd' ihn treu an unserm Kind erfüllen!'
Hier sank sie schluchzend auf die Leiche nieder
Und küßt' die bleichen Lippen immer wieder,
Bis eine Ohnmacht sie der Kraft beraubte.
Sie sank zur Seite und ich Junge glaubte,
Die Mutter sei nun selber eine Leiche.
Man hob sie auf und führte still die bleiche
Gequälte Frau nach Hause in die Kammer. –
Und was jetzt folgte nach der Tage Jammer?
Die arme Mutter hielt, was sie versprochen,
Und kam das Elend auch herangekrochen,
Sie wankte nicht, ich mußte lernen, lernen,
Mich keinen Schritt allein vom Haus entfernen.
Der Fleißigste war ich im ganzen Neste
Und auch zum Schluß mein Zeugnis weit das beste.
Von da ging's aufs Gymnasium, und immer
Die Mutter hinterher, die hätt' mich nimmer
Alleingelassen, nicht um alle Güter
Der weiten Welt. Wer wäre denn mein Hüter?

Sie wusch für fremde Leute, ich gab Stunden.
So haben wir uns ehrlich durchgewunden
Bis in das Seminar. Der Mutter Listen
Gelang's auch dort als Magd sich einzunisten,
Und wo sie mich erblickte, sprach sie leise
Ein kleines Mahnwort für die Lebensreise.
So ward ich Priester denn, empfing den Segen
Und glücklich war ich schon der Mutter wegen,
Denn eine Bürde schien von ihr genommen.
Ich hoffte, das jetzt frohe Tage kommen,
Doch bald nach meiner Weihe, kaum zehn Tage,
Erkrankte sie. Ergeben, ohne Klage,
Fast heiter sprach sie, wie aus weiter Ferne:
‚Mein Leben ist erfüllt, ich sterbe gerne.'
Ihr letzter Hauch war meines Vaters Namen."
Hier schwieg der Greis und wie ein leises Amen
Zog's durch der Linde blütenschwere Zweige.
Schon war es spät, der Abend ging zur Neige,
Vom Hag herüber scholl des Sprossers Singen,
Wir drückten stumm des Priesters Hand und gingen.

Die Brackierer.

Eine lustige Jagdgeschichte von **Max v. Weißenthurn.**

Die Sturm- und Drangperiode der Jahre 1848—49 war zur Neige gegangen, die Wogen der Aufregung hatten sich einigermaßen gelegt und jene Ruhe machte sich allerorts bemerkbar, welche heftigen Bewegungen irgendwelcher Art zumeist auf dem Fuße zu folgen pflegt.

Ich war mit meinem Regiment von Wien nach Ungarn marschiert, der Stab lag in Debreczin, ich selbst als regierender Leutnant mit meinem Zuge in einem Dorfe beiläufig eine Stunde von der Stadt entfernt. Meine Leute waren gut untergebracht, ich selbst bei dem Förster des Grafen X., welcher den Winter in Budapest, den Sommer auf Reisen zu verbringen pflegte, was zur Folge hatte, daß der Förster, welcher mit seiner Mutter in einem hübsch gelegenen Hause am Saume des Waldes lebte, in der ganzen Gegend gewissermaßen als der Schloßherr angesehen wurde und äußerst angenehm lebte. Seine Persönlichkeit war auch danach angetan, ihm die Herzen zu erobern, ich glaubte damals und glaube es auch heute noch, daß Kis Bacsi, wie er im ganzen Orte genannt wurde, keinen Feind hatte. Seine etwas lärmende, joviale Art wußte sich in allen Situationen einen Weg zu bahnen und er verstand es mit derselben, den Mürrischesten selbst ein Lächeln abzugewinnen.

Wie dies ja zu seinem Berufe gehörte, war er Jäger mit Leib und Seele, und ich glaube, das einzige, was ihn an mir, dem er mit größter Liebenswürdigkeit entgegenkam, einigermaßen störte, war der Umstand, daß ich zwar seine Weidmannsgeschichten recht gerne anhörte, in dem Moment, wo man es von mir erwarten konnte, wohl auch zu diesem oder jenem stark aufgetragenen Jägerlatein entsprechend lachte, mich aber nie dazu verstehen wollte, mitzutun, wenn mich Kis Bacsi aufforderte, ihn auf die Jagd zu begleiten. Und an seinen Aufforderungen fehlte es wahrlich nicht. In glühenden Farben schilderte er mir das Vergnügen, welchem er oblag, welches, wie er behauptete, ihn noch

über jede trübe Stunde des Lebens hinweggeholfen hatte. Ich aber schützte bald den Dienst, bald irgendeine Ausrede vor, denn ich konnte dem Gedanken, mit der Waffe in der Hand gegen arglose Tiere zu Felde zu ziehen, nun einmal keinerlei Vergnügen abgewinnen, obschon das „zu Felde ziehen" ja doch als eine Hauptbedingung des Kriegshandwerkes angesehen werden mußte, welchem ich oblag.

Wochen und Monate vergingen, der Winter mit seinen kurzen Tagen und langen Abenden brach an und wenn ich mir auch sowohl Arbeit wie Zerstreuung zu verschaffen verstand, so ereignete es sich doch zuweilen, daß eine oder die andere Stunde mir langsamer verstrich, als es bis nun der Fall gewesen. Eine holde Schöne, welche während der Sommermonate auf Besuch bei ihrer Tante, der Mutter des Försters geweilt und die ich, wie es ja Leutnantspflicht, entsprechend angeschwärmt, war mit dem Antritt der rauhen Jahreszeit auch in die Stadt zurückgekehrt, ohne daß ich bis jetzt für die Öde, welche sie in meinem Herzen zurückgelassen, einen entsprechenden Ersatz gefunden. Vielleicht war es diesem Umstande zu danken, daß, als Kis Bacsi eines schönen Tages wieder mit der Aufforderung an mich herantrat, ich solle ihn doch bei der nächsten Fuchsjagd begleiten, er wolle für die entsprechende Ausrüstung schon Sorge tragen, ich mich nicht so ablehnend wie sonst verhielt, ja, seinem Drängen nachgebend, schließlich versprach, ganz bestimmt mitzutun.

„Topp, ein Mann ein Wort!" rief der Förster, indes er mir seelenvergnügt seine breite Rechte bot und die meine derb schüttelte. „Übermorgen um sechs Uhr früh machen wir uns auf den Weg. Sie werden sehen, es geht Ihnen wie einem Löwen, der Blut geleckt hat. Sie kommen auf den Geschmack und lassen dann keine einzige Jagd mehr aus!"

Ich war nicht so ganz von der Überzeugung durchdrungen, daß dem so sein werde, da aber das Streiten keinen Sinn hatte und ich ja sehr leicht, wenn mich die Geschichte langweilte, ein zweitesmal nicht mitzutun brauchte, blieb ich bei meiner einmal gemachten Zusage. Ich war beim Förster zum Abendessen geladen, welches früher wie sonst eingenommen wurde, da es sich stets bei Wein und Zigarren lange hinaus zu ziehen pflegte; wir wollten dann noch einige Stunden der Ruhe pflegen und uns bei winterlichem Tagesgrauen auf den Weg machen, um unsere Posten einzunehmen. Die vorsorgliche Mutter gab uns einen tüchtigen Mundvorrat mit. Ich zog hohe, schwerbeschlagene Lederstiefel und lederne Inexpressibles an, der Förster lieh mir einen warmen Pelzwams und die entsprechende Mütze dazu, welche ober dem Kinn mit einer Tuchklappe versehen war, so daß eigentlich nur Augen, Nase und Mund hervorlugten, und in solcher Weise ausgestattet, machten wir uns um sechs Uhr morgens auf den Weg. Es war natürlich noch nicht sehr

hell, wir mußten Blendlaternen mitnehmen und hatten gute ein und einhalb Stunden waldeinwärts zu gehen, bis wir die erste Lichtung erreichten, auf welcher der Förster mir die Stelle bezeichnete, an der ich mich aufstellen und geräuschlos und geduldig warten solle, bis sich meiner Mordlust entsprechende Beute zeige. Wir hatten ein paar prächtige Brackiererhunde, welche den ganzen Stolz des Försters bildeten, mit uns genommen, die schweifwedelnd und schnuppernd vor uns herliefen. Kis Bacsi behauptete, daß es weit und breit in der Runde keine besseren Hunde, keine besseren Tiere gebe, daß es somit auch kein Wunder sei, wenn er immer die meiste Beute nach Hause bringe, denn Lady und Youngster, die ein Geschenk waren, welches der Graf seinem Förster gemacht, seien ein Paar so vortreffliche Spürhunde, daß jeder Versuch des Aufkommens gegen dieselben vergeblich wäre. Lachend meinte er, das Wild habe schlechte Zeiten seit die Brackierer die Gegend unsicher machen und er könne dem Herrn Grafen nicht genug dankbar sein, weil er sein Vergnügen an der Jagd verzehnfacht habe, indem er ihm diese ausgezeichneten Tiere zum Geschenk gemacht.

Nachdem Kis Bacsi mir die Stelle gewiesen, welche ich einnehmen sollte, nachdem er mir, dem Neuling auf dem Gebiete der Jagd, noch allerhand Winke über das Verhalten gegeben, welches ich einzuschlagen habe, entfernte er sich, mich meinem Schicksale überlassend, um selbst an geeigneter Stelle Posto zu fassen, ich aber stand ziemlich traumverloren da und dachte, wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, muß es wohl gestanden werden, an alles eher, als an die Lorbeeren, welche ich mir als Jäger erringen sollte. Mein Gedächtnis flog zurück zu jenen köstlichen Stunden, in welchen ich „sie“ angehimmelt, die mich entweder leichten Kaufes aufgegeben oder vielleicht gar nie sich ernstlich mit mir befaßt hatte. Es eilte auch voraus, in eine unbestimmte Zukunft, die ich mir, wie es ja wohl das Vorrecht der Jugend ist, sehr schön und rosig ausmalte. Die Geschichte vom Marschallstab, welchen jeder Soldat im Tornister trägt, war ja wenigstens damals, als man noch ideal dachte und mehr um der Ehre als des schnöden Mammons wegen diente, nicht so ganz ohne und es ist fraglich, ob die jetzige Generation, welche mit Idealen und Zukunftsmusik nur mehr blutwenig zu schaffen hat und so ziemlich alles in klingende Münze übersetzt, ob dieser ausgeprägten Realistik zu beneiden sei.

Doch derlei philosophische Betrachtungen führen mich zu weit ab, von dem was ich Ihnen erzählen möchte und ich bitte Sie somit, mir im Geiste an einem schönen, wolkenlosen Wintermorgen zu der Stunde, in welcher es bereits zu tagen begann, auf die Waldlichtung zu folgen, auf welcher ich traumversunken, Zigaretten rauchend stand und den Rauchringen nachblickte, welche in die Luft emporstiegen.

Nichts um mich her regte sich, ich fing an mich zu langweilen, mir wurde auch kalt, ich tänzelte von einem Fuß auf den anderen, lehnte mein Gewehr, welches ich als echter Weidmann schußbereit hätte halten sollen, an einen Baum und machte mit den Oberarmen recht energisch Heilgymnastik, um mich zu erwärmen, im Stillen dabei meine Nachgiebigkeit verwünschend, welche mich veranlaßt hatte, dem Drängen meines Hausherrn Folge zu leisten, anstatt in der behaglichen Stube von den ohnehin ganz genug ermüdenden Strapazen des Dienstes auszuruhen.

Da plötzlich, was war das? Es raschelte im Laubwerk mir gegenüber in den welken Blättern, welche am Boden lagen, und unter den schweren, schneebedeckten, fast bis zum Boden herabreichenden Ästen einer Tanne spähten ein Paar braune, wie mir scheinen wollte, fast spottlustige Augen zu mir herüber.

Der Fuchs! Mich durchzuckte die Erkenntnis, daß nun die günstigste Gelegenheit sich mir biete, mein Geschick als Weidmann zu dokumentieren, Meister Reineke niederzustrecken! Wann konnte mir das besser gelingen, als im gegenwärtigen Augenblick? Aber weiß der Teufel, was mir durch den Sinn fuhr, es waren ja keine sanften, träumerischen Rehaugen, die mich da flehend anblickten!

Es galt im Grunde genommen, ein ganz bösartiges, diebisches Tier unschädlich zu machen und doch — der neckende Kobold, welcher mir aus jenen lebensfrischen listigen und munteren Augen entgegenblickte, trug den Sieg davon und ich kam mir ganz entsetzlich roh und unmännlich vor, wenn ich mir sagte, daß ich nun nach meinem Gewehr greifen und die munteren, lebensfrischen Augen, welche den meinen begegneten, auslöschen solle. Überdies hatte ich ja mein Gewehr an einen Baum gelehnt und ich beschönigte die Schwäche, die mich überkam damit, daß ich mir sagte, bis ich die Waffe wieder an mich genommen, bis ich sie schußbereit ans Auge hielt und bis dieser Schuß abgefeuert werden könnte, habe der Fuchs, dieser schlaue Beobachter, längst das Weite gesucht. Es brauchte ja niemand die erbärmliche Rolle zu erfahren, welche ich als Jäger gespielt, der Zufall hatte es eben gefügt, daß mir kein Wild über den Weg lief und es war somit auch nur natürlich, daß ich keine Beute heimbringe. Soviel aber hatte ich bei diesem winterlichen Morgenspaziergange begriffen, daß ich zum Jäger entschieden nicht geboren sei.

Und so beschloß ich denn, mein Gewehr wieder auf die Schulter zu hängen, Kis Bacsi aufzusuchen, um ihm zu sagen, ich wolle sein Jagdvergnügen ganz und gar nicht stören, mir aber sei es langweilig, Stunde um Stunde vergeblich da zu stehen, ohne irgendein Resultat zu erzielen, ich wolle nach Hause gehen!

Aber ach, noch während ich über dieses mein Vorhaben nachsann, ereilte mich das Verhängnis! Vielleicht durch irgendein leises Geräusch

aufmerksam gemacht, welches ich verursacht haben mochte, indem ich nach meinem Gewehr griff, hatte der Fuchs sich geduckt, kehrt gemacht und hatte nach der Richtung, aus welcher wir gekommen waren, das Weite gesucht. Ich glaube mich sogar zu erinnern, daß ich eine leichte, frevelhafte Freude darüber empfand, zu bemerken, daß er auf solche Art Kis Bacsi, der weitergegangen war, entschieden nicht in die Arme lief. Im gleichen Augenblicke aber stürmten aus dem hinter mir befindlichen Dickicht wie toll, mit wahnwitzigem Gebell die Brackierer auf mich zu, beschnupperten mich, den Boden um mich her, sprangen an mir empor und wollten sich in gar keiner Weise beruhigen lassen: „Verfluchte Bestien", sagte ich mir, „wenn sie keine Ruhe geben, so würde Kis Bacsi ihnen auf dem Fuße folgen und wer weiß, ob ich dann meinen Weidmannsruf nicht ganz umsonst geopfert, ob Meister Reineke nicht doch noch zur Stelle gebracht wurde?

Meine Befürchtungen, daß Kis Bacsi seinen Hunden alsbald folgen werde, erwiesen sich als vollkommen richtig.

„Haben Sie den Fuchs denn nicht gesehen"? war seine verwunderte Frage, als er bemerkte, daß ich nichts geschossen. Im Lügen ziemlich unbewandert, schüttelte ich nur in energischer Verneinung den Kopf und Kis Bacsi war ratlos. „So brave Hunde", brummte er einmal um das andere, „verstehe ich nicht, bellen, schnuppern, müssen Spur vom Fuchsen gewittert haben und ist nicht dagewesen! Verfluchte Bestien", sagt nun auch er im entfesselten Groll, während er die Hunde, die, unablässig bellend, an uns emporsprangen und uns dadurch gewissermaßen zum Weitergehen auffordern zu wollen schienen, ungeduldig davonjagte.

„Bah, haben halt Pech gehabt, müssen sich nichts daraus machen und sich nicht entmutigen lassen, wird ein anderesmal schon besser gehen", suchte er mich zu trösten. Ich aber, der ich, nachdem ich einmal A gesagt, die Empfindung hatte, ich müsse die Sache auch bis zum Z durchführen, und der Fuchs, welchen ich so mutwillig hatte laufen lassen, dürfe nicht gefunden werden, ich schlug dem Förster vor, ihn noch ein Stückchen waldeinwärts begleiten zu wollen, um dann auf einem mir bekannten Seitenpfad den Heimweg anzutreten, während er allein dem Jagdvergnügen obliegen solle. Ich hatte Müh und Not, den guten Förster über mein vermeintliches Pech zu trösten, aber endlich willfahrte er doch meinem Begehr, indem er sich bereit erklärte, seinen Weg weiter fortzusetzen, bis zu einem Meierhofe, in welchem er Geschäfte zu erledigen habe. Da ihm das Vergnügen für heute aber doch benommen sei, bat er mich, seine Brackierer, welche er mit entschieden mißachtenden und ungnädigen Blicken maß, mit nach Hause zu nehmen und bot mir gleichzeitig eine starke Leine, an welcher ich „die Bestien", wie er sie achselzuckend nannte, befestigen und führen möge.

Ich willfahrte seinem Begehren um so lieber, als ich nur auf solche Art sicher sein zu können glaubte, daß mich die trefflichen Hunde nicht zum Lügner stempeln würden, indem sie dem Fuchse noch nachspürten, wodurch meine für einen Jäger ganz unqualifizierbare Schandtat der Welt hätte offenbar werden müssen.

Mit warmem Handschlag trennten wir uns, Kis Bacsi schritt gesenkten Hauptes, nachdenklich waldeinwärts, ich wandelte von dem frohgemuten Bewußtsein getragen, ein Leben geschont zu haben, wenn auch nur ein Fuchsleben, mit meinen bellenden, doch gefesselten Kumpanen heimwärts, ahnungslos, daß das Tragikomische der Geschichte erst in der Zukunft liegen solle.

* * *

Der Winter mit all seinen Stürmen und Schneefällen war dem Frühling, dieser dem Sommer gewichen, den Dienst und die obligate Manöverzeit hatten mich ziemlich in Anspruch genommen, aber selbst wenn es meine freie Zeit erlaubt haben würde, hätte ich mich nie mehr dazu entschließen können, den Aufforderungen meines Hausherrn Folge zu leisten und ihn auf einem seiner näheren oder ferneren Jagdzüge zu begleiten. Kis Bacsi seinerseits war und blieb trotzdem ein leidenschaftlicher Nimrod, mir aber bereitete es ein gewisses stilles, mir selbst vielleicht kaum eingestandenes Unbehagen zu bemerken, daß Lady und Youngster, die beiden Brackierer, welche seinen ganzen Stolz gebildet, nun plötzlich von ihm übersehen, um nicht zu sagen, schlecht behandelt wurden. Hörten sie den fröhlichen Pfiff ihres Herrn und liefen sie schweifwedelnd und vergnüglich herbei, ihm gewissermaßen ihre Gesellschaft antragend, so geschah es nicht selten, daß er sie ganz unwirsch davonjagte oder den gemessenen Befehl gab, man möge die Köter einsperren, während der alte Vorstehhund, welcher früher fast schon das Gnadenbrot gegessen, wieder in Amt und Würden eingesetzt, seinen Herrn auf dessen Jagdstreifzügen begleiten durfte.

Freilich sagte mir eine innere Stimme, welchem Umstande die armen Tiere jene ihnen erwiesene Ungnade zu danken hatten, aber die Eitelkeit spielt eine so große Rolle im menschlichen Leben, daß man schließlich lieber einer Hundeseele die Ehre abschneidet, als sich selbst zu einem noch so kleinen Fehler einbekennt.

Um mein Gewissen zu beschwichtigen, wurden Lady und Youngster von mir mit manchem Stückchen Zucker und manchem guten Bissen traktiert, als könnte ich dadurch gewissermaßen das Unrecht sühnen, welches ich ihnen angetan.

Die naturgemäße Folge dieser Selbstbeschwichtigung meines Gewissens, war begreiflicherweise jene, daß die Hunde mir auf Schritt und

Tritt folgten und eine Ergebenheit gegen mich an den Tag legten, welche seinerseits von ihrem Gebieter mit fast geringschätzend feindlichen Blicken beobachtet wurde und mehr denn einmal geschah es, daß, wenn der eine oder der andere der beiden Hunde schweifwedelnd auf Kis Bacsi zugesprungen kam, ein nicht gerade zärtlicher Seitenhieb mit der Gerte sie traf, dem wohl auch noch eine gemurmelte Bemerkung von „unverläßlicher Hundebrut“ oder ähnliches folgte. Mein Gewissen drückte mich, wie gesagt immer, wenn ich die offenkundige Geringschätzung bemerkte, mit welcher der Förster seine Brackierer behandelte, aber — ich schwieg. „Zum Teufel, wer sollte denn auch zum Selbstankläger werden, wegen ein Paar Hunde?“

Die Herbstmanöver hatten ihr Ende erreicht und ziemlich überraschend traf das Regiment der Marschbefehl nach Italien. In dem jetzigen Motocycle- und Automobilzeitalter kann man sich wohl kaum mehr einen Begriff dessen machen, welch verführerischer Zauber darin gelegen ist, jung, kräftig und wohl genährt, Tag für Tag seine paar Militärstationen weit in die Welt hinein zu marschieren, den Himmel voll Geigen, das Herz voll Illusionen, die Zukunft im Lichte rosigster Verklärung vor sich zu sehen, nach abgetanem Pensum in der Station zu rasten, mit den Kameraden eine fröhliche Mahlzeit einzunehmen und abends wenn möglich das Tanzbein zu schwingen, um am folgenden Morgen wieder flott und guter Dinge seinen Pflichten nachzukommen. Pflichten, ja die gab es damals noch, ohne daß man sie als Last angesehen, ohne daß man in Selbstbemitleidung und Weltschmerz zugrunde gegangen wäre, wie das im zwanzigsten Säkulum Mode.

Ach pardon, das war wieder einmal eine Randbemerkung, die gar nicht hieher gehört! Also zur Sache! Ich sah mit der ganzen Begeisterung der Jugend dem bevorstehenden Abmarsch entgegen und freute mich unsinnig auf die Aussicht, ein paar monatelang neue Gegenden, neue Menschen, fremde Eindrücke in mich aufnehmen zu können. Wir waren zum Abmarsch in die Lombardei bestimmt und durften schon darauf zählen, sechs bis acht Wochen lang auf der Reise zu sein.

Kis Bacsi und seine gute Mutter bedauerten die Aussicht auf meine bevorstehende Abreise vom Herzen, sie erzählten es jedem, der es hören wollte und vielleicht auch manchem, dem dies ganz gleichgültig war, daß sie mich liebgewonnen hatten wie einen Sohn und Bruder und Kis Bacsi ließ sichs nun einmal nicht nehmen, mir zu Ehren ein großes Abschiedsfest zu geben, zu dem nebst einigen meiner Regimentskameraden auch die gräflichen Beamten und alle seine Jagdfreunde geladen waren. Mir war es nicht angenehm, denn ich gehörte niemals zu den Freunden großer Zusammenkünfte und lärmenden Treibens, aber ich begriff, daß ich mich bei dieser Gelegenheit nicht freimachen könne, ohne meinen guten

Hausherrn auf das tiefste zu kränken und beschloß daher, möglichst gute Miene zu dem, wenn auch nicht bösen, so doch mir nicht sonderlich zusagenden Spiel zu machen.

Der große Saal des Forsthauses, ein Raum, welcher nur sehr selten geöffnet wurde, war festlich geschmückt, die glänzend gedeckte Tafel stand in der Mitte und etwa dreißig Herren hatten in zwanglosem Gespräche an derselben Platz genommen und ließen sich die schmackhaften Bissen und den guten Trunk munden, für welche Kis Bacsis Mutter in opulenter Weise Sorge getragen hatte. Man war in jener gemütlichen, heiteren und doch noch nicht allzusehr angeheiterten Stimmung, in die man bei homogener Gesellschaft leicht zu geraten pflegt, wenn Speise und Trank munden und man das Gefühl hat, daß beides vom Herzen geboten ist.

Plötzlich stieß Kis Bacsi mit dem Messer leicht an sein Glas und indem er seine reckenhafte Gestalt zu voller Höhe emporrichtete, bat er die Anwesenden mit ihm auf das Wohl seines lieben, jungen Freundes anzustoßen, der Jahr und Tag hindurch sein treuer Hausgenosse und lieber Gesellschafter gewesen und ihn nur den einen einzigen Schmerz bereitet habe, sich durch ein einmaliges Jägerpech abgeschreckt, nie mehr dazu entschlossen zu haben, ihn auf eine Jagd zu begleiten.

Mit dem erhobenen Glase schritt er auf mich zu und die anderen Herren folgten seinem Beispiele. Ich stand beschämt, wollte sprechen, sah aber in diesem Augenblicke, daß Kis Bacsi noch weiteres zu sagen habe und hielt mich zurück. „Ein lieber Freund sind Sie mir gewesen“, fuhr er denn auch unmittelbar darauf fort, „und deshalb kränkt es mich doppelt, daß die verfluchten Bestien, die Brackierer, nicht ihre Schuldigkeit getan und Ihnen so die Freude an der Jagd für immer benommen haben. Will mich auch nicht länger mit ihnen ärgern, sollen keinen anderen betrügen, werde sie niederbrennen lassen, verdienen nichts besseres“, fügte er ärgerlich hinzu. „Sie aber, Herr Leutnant, lassen Sie es sich nicht gereuen, daß Sie so lange bei uns gewesen, wenn auch meine verfluchten Hunde daran schuld sind, daß Sie kein Jäger geworden.“

Rührung, Abschiedsschmerz, Weinlaune, mußte mein hartgesottenes Leutnantsgewissen weich gestimmt haben, denn ich begriff mit einem Male, daß ich doch ganz unmöglich meine Seele mit dem Tode jener armen, unschuldigen Spürhunde belasten könne und so begann ich denn halb lachend, halb ernst gestimmt die Geschichte so zu erzählen, wie sie wirklich gewesen, mich als das hinstellend, was ich in jener Stunde war, ein sentimentaler Träumer, der nicht das richtige Verständnis hatte, für die Freuden und Leiden eines Nimrods.

In höchster Spannung war Kis Bacsi meiner Erzählung gefolgt, es arbeitete ganz merkwürdig in seinem Gesichte und als ich mit meinem

Berichte zu Ende, als die beiden Brackierer von jeder Schuld reingewaschen vor seinem geistigen Augen gestanden, als ich erzählt hatte, wie sie mich mit ihrem unaufhörlichen Schnuppen und Bellen zur Verzweiflung gebracht, breitete er seine Arme aus, küßte mich, ehe ich mich dessen versah auf die Wangen und rief in hellem Jubelton:

„Bruderherz, größere Freude hättest du mir nicht machen können, jetzt habe ich meine Brackierer wieder, ist mir schwer genug geworden, Schlechtes von ihnen zu glauben, habe sie die ganze Zeit nicht anschauen können." Dann rannte er auf die Türe zu, öffnete dieselbe und pfiff den Hunden, die laut bellend an ihm emporsprangen und welchen er die besten Leckerbissen von der Tafel reichte, während ihm dabei Freudentränen in den Augen glänzten. Ich aber schämte mich angesichts dieser Glückseligkeit, weil ich dem armen Manne, ohne es zu wollen und zu denken, durch ein Kopfschütteln, das eine Lüge gewesen, so lange die Freude an seinen Lieblingen vergällt hatte.

„Die Wahrheit voran", ist seither mein Wahlspruch geblieben.

Der Gmoantepp.

(Eine Tiroler Geschichte von **Rudolf Greinz.***)

Die kleine Berggemeinde Hinterschrofen hatte nur für einen einzigen Gemeindearmen zu sorgen. Dieses Sorgenkind war der Gmoantepp Siml. Laut Eintragung im Taufbuch Simon Sauermoser, unehelicher Sohn der ledigen Dirn Theresia Sauermoser.

Der Siml war halt auch so in die Welt gesetzt worden und wußte nicht warum. Daß er mit seinem Verstand zu kurz gekommen war, dafür konnte er nichts. Vielleicht war er eben im Zeichen des Krebses geboren.

„Und weil er war im Krebs geborn,
So is er halt a Kalbel worn!"

sagt ein alter Volksscherz.

Jedenfalls zerbrach sich der Siml wegen seiner geistigen Verfassung am wenigsten das Hirn. Es wäre auch nicht viel daran zu ruinieren gewesen. Übrigens gehörte der Siml nicht zu der Gattung der vollkommenen Kretins, sondern zählte zu der noch etwas mehr erleuchteten Klasse der Halblappen.

Der Gmoantepp hatte auch seine pfiffigen Seiten und lichten Momente. Namentlich wenn es irgend einen Vorteil für ihn galt, dann konnte der Siml mitunter Beweise eines gar nicht üblen Verstandes geben.

*) Aus „Bergbauern". Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.)

Armenhaus hatte die Gemeinde natürlich keines. Der Siml wurde abwechselnd bei den einzelnen Bauern verpflegt. Er war durchschnittlich je eine Woche bei einem Bauern, um die nächste Woche zu einem andern zu gehen und so die ganze Runde der Bauern abzumachen. Dann begann der Kreislauf wieder von neuem.

Auf den einzelnen Bauernhöfeln hatte der Siml Kost und Quartier. Wenn er gerade gut aufgelegt war, half er bei der Arbeit im Haus oder Feld mit. Er war gar nicht so ungeschickt. Am liebsten tat er Stall ausmisten. So war der Siml in aller Behaglichkeit ein hoher Vierziger geworden.

Da bekam der Simon Sauermoser auf einmal den Nutzgenuß einer kleinen Realität im Oberinntal zugeschrieben. Es war eine ganz verzwickte Geschichte gewesen. Der Vorsteher mußte in Vertretung des Gmoanteppen öfter zu Gericht.

Irgend ein entfernter Vetter der verstorbenen Theresia Sauermoser hatte ein kleines Gütel besessen und war ohne Testament und nähere Leibeserben gestorben. Nach einer langen Prozedur hatte man endlich den Simon Sauermoser als einzigen und zunächst berechtigten Erben herausgefunden.

Das Erbteil mußte für den Gmoanteppen selbstverständlich verwaltet werden. So wurde das Gütel verpachtet, und der Pachtzins gehörte von Rechts wegen dem Siml. Die Gemeinde brauchte ihn demnach nicht mehr umsonst zu verpflegen.

Das war aber gerade der Zankapfel geworden. Man war nach einer großen Beratung übereingekommen, daß der Siml nun einem und demselben Bauern zur Obhut anvertraut werden solle. Aber welchem?

Bargeld spielt im Leben kleiner Bergbauern eine riesige Rolle, und wenn die Summe auch noch so bescheiden ist. Jeder der Bauern hätte den Gmoanteppen gern übernommen, wollte sich's aber doch nicht so recht merken lassen, wie gierig er auf die paar Gulden war. Das brauchten ja die Nachbarn nicht zu wissen.

So war man betreff des Gmoanteppen noch nie zu einer Einigung gelangt, ja hatte sich schon völlig zerstritten. Bei der letzten Sitzung, welche die paar maßgebenden Bauern über den heikeln Gegenstand hielten, wäre es sogar bald zu einer Rauferei gekommen.

Daß sich die Interessenten um den Gmoanteppen nicht schon die Köpfe blutig geschlagen hatten, war eigentlich dem Vorsteher zu danken. Der Gögelebauer, der dieses Amt innehatte, war ein gescheites Manndl und wußte immer wieder Frieden zu stiften. Nun hatte er die fünf Bauern, die für eine Übernahme des Siml hauptsächlich in Betracht kamen, den Hausrainer, den Burgstaller, den Atzl, den Torggler und den Tragsail zu einer endgültigen Besprechung zusammenberufen.

Diesmal müsse unbedingt Rat geschaffen werden. Die Mannder hatten sich auch pünktlich in der Stub'n beim Gögele eingefunden.

Der Vorsteher stellte eine Flasche mit einem guten Vogelbeerschnaps auf den Tisch, aus der in ein einziges Stamperl eingeschenkt wurde. Das ging dann von einem Bauern zum andern.

Nachdem alle getrunken hatten, meinte der Gögele: „Also iatz müassn wir an a End kommen mitm Gmoanteppen!"

„Den nimmt koa Bauer für alleweil! Er is viel zu dreckig!" grunte*) der Hausrainer, ein altes grantiges Bäuerl.

„Ums Geld nehmet i n schon!" meinte der Tragseil, ein noch jüngerer Bauer und stürzte ein Stamperl Schnaps hinunter.

„Der wär zneiden bei deiner Alten! Hätt sie nachher gleich zwei zum Durchprügeln, dich und den Gmoantepp!" höhnte ihn der Atzl, ein knochiger Mensch mit einem verwilderten Stoppelbart.

„Z fressen kriagt er gnuag bei uns! Wir sein wenigstens nit a so notig wia beim Atzl!" schrie der Tragseil, der gewaltig unter dem Pantoffel seiner Bäuerin stand, erbost.

„Jatz tuats lei**) nit wieder streiten!" begütigte der Vorsteher.

„I nimm den Siml amal nit!" erklärte der Hausrainer.

„I auch nit!" machte der Torggler, indem er seine Pfeife von dem einen Mundwinkel in den andern schob.

„Wieviel wird denn zahlt?" fragte der Burgstaller, obwohl er es wie alle andern genau wußte.

„Siebzig Gulden s Jahr!" erklärte der Vorsteher.

„Ah so? Siebzig Gulden?" machte der Burgstaller. „Z beneiden wär eins grad nit mit dem Siml um dös Geld!" überlegte er.

„Möchtest dir vielleicht an Knecht ersparen, Burgstaller, und noch siebzig Gulden Draufgab kriagen!" foppte ihn der Atzl.

„Nehmts ihn lei ös! Ich brauch ihn nit! Der frißt für zwoa Knecht!" rief der Burgstaller.

„Naa! Wir brauchen ihn auch nit!" erklärte der Torggler.

„Na also, wer nimmt n?" frug der Vorsteher.

„Siebzig Gulden s Jahr sein a bissel wenig!" meinte der Hausrainer. „Da kann eins heutigstags kaum drauskommen!"

„Zum drauskommen is schon!" sagte der Vorsteher und stellte sich breitspurig vor dem Hausrainer auf.

„Warum nimmst denn nachher du n nit?" forschte der Hausrainer.

„Wird mir vielleicht nix anders übrigbleiben, als daß i n Siml nimm!" erwiderte der Vorsteher. „Wenn ihn keiner von enk mag, nachher nimm i ihn!"

---

*) murrte. **) nur.

„Ah woll, du?“ fuhr da der Torggler bissig auf. „Du bist mir a sauberer Vorsteher! Dir selber s Geld zuaschanzen! Schamst dih nit!“

„Ja, wenn ihn keiner mag!“ gab der Vorsteher zurück.

„Wer hat gsagt, daß i n nit mag!“ schrie der Tragseil.

„I nimm den Siml gleich!“ rief der Atzl. „I hab lei koan den Verdianst wegschnappen wollen!“

„Also nimmt ihn der Atzl!“ entschied der Vorsteher.

„Wer? Der Atzl? Da hab i auch noch a Wörtel drein zreden!“ ereiferte sich der Burgstaller und hieb auf den Tisch.

„Jatz laßts dös Streiten amal bleiben! Kruzituifel noch amal eini!“ haute nun der Vorsteher seinerseits mit der Faust auf den Tisch, daß die Schnapsflasche bald umgefallen wäre. Der Hausrainer erwischte sie gerade noch beim Kragen.

„Aber zu dir, Gögele, lass i den Siml auch nit!“ schrie der Tragseil auf den Vorsteher ein.

Da kam der Gmoantepp Siml, der Gegenstand des Streites, bei der Stubentür herein. Er war just diese Woche beim Vorsteher in Kost und Quartier.

Der Siml steckte in einem schmierigen Stalljangger und vielfach zerflickten bodenscheuen Hosen. An den nackten Füßen trug er schwere hölzerne Pantoffeln, sogenannte „Knoschpen“, an denen sich der Stallmist seit mindestens einem Menschenalter angesammelt hatte. Mit den Händen in den Hosentaschen blieb der Siml stehen und grinste blöd auf die streitende Gemeinde.

„Wer hat denn mich grieft?“ *) frug er, indem er langsam nach vorwärts kam.

„Der Siml kommt iatz grad recht!“ sagte der Vorsteher, dem plötzlich ein rettender Gedanke auftauchte. „Wir lassen iatz den Siml entscheiden, zu wem er will! Vielleicht trifft der s Gscheuteste. Angehn tuat ihn die ganze Sach ja doch zu allernächst! Seids einverstanden?“ wandte er sich an die Bauern.

„Meinetwegen!“ gaben alle zur Antwort bis auf den Atzl, der vorschlug, den Gmoanteppen auszulosen.

„Gelt, weil d weißt, daß er zu dir gwiß nit mag! Weil er nir ordentlichs zfressen kriagt!“ höhnte der Tragseil.

„Jatz gebts an Frieden, und wir fragen den Siml!“ entschied der Vorsteher und wandte sich an den Siml. „Alsdann, Siml, wir haben beschlossen, daß du von iatz ab zu ein und demselben Bauern in Kost und Quartier kommst! Hast mich verstanden?“

„Jo—a!“ gröhlte der Siml.

*) gerufen.

„Also nachher Siml, du sollst sagen, zu wem d magst!“ fuhr der Vorsteher fort.

Der Siml blieb stumm.

„Siml, red! Was magst?“

„I? I—i—i mag an Schnaps!“ erklärte der Siml, mit dem ganzen Gesicht grinsend.

„Gebts ihm an Schnaps!“ befahl der Vorsteher.

Der Hausrainer schenkte schnell das Stamperl voll, und der Torggler brachte es dem Siml. Der schüttete den Schnaps eilig hinunter und stotterte: „No—no—no an Schnaps!“

„Gebts ihm no ein!“ sagte der Vorsteher. Es geschah auf die gleiche Weise wie vorher. Der Siml trank das zweite Stamperl ebenso gierig.

„Alsdann, Siml, zu wem von dö Bauern magst am liabsten gehn?“ frug ihn der Vorsteher.

„Vo—vo—von dö da?“ wies der Gmoantepp mit dem Finger auf jeden einzelnen. „Zu koan!“ sagte er, als er die Runde fertig hatte.

„Zu oan muaßt gehn, Siml!“ erklärte ihm der Vorsteher.

„M—m—muaß i?“ starrte ihn der Siml blöd an.

„Ja, sell woll! Dös muaßt!“ rief der Vorsteher. „Also wen magst am liabsten?“

„M—m—mögen? Am liabsten? An Schnaps!“ grinste der Siml.

„Gebts ihm an Schnaps!“ entschied der Vorsteher. Als der Siml das dritte Stamperl geleert hatte, fragte ihn der Vorsteher: „Möchtest nit beim Hausrainer bleiben?“

„No—a!“ schüttelte der Siml energisch den Kopf.

„Ja warum denn nit, Siml?“ fragte der Hausrainer. „Bei mir hast doch alleweil guate abgschmalzne Nudeln kriagt und a Gselchtes mit Kraut! Dös ißt ja so gern!“

„Pa—pa—paßt mir nit! Alleweil in der Kuchel fressen müassn! N—n—nit zum Tisch dürfen! Paßt mir nit!“ gröhlte der Siml.

„Der Siml is nit so dumm, wia er ausschaut!“ nickte der Burgstaller boshaft. „Er weiß ganz guat, wias ihm bei dir ging, Hausrainer!“

„Halt nur du dein Brotladen*)!“ gab ihm der Hausrainer zurück.

„Magst vielleicht zum Burgstaller?“ frug der Vorsteher weiter. „Bei dem hast es recht fein!“

„N—n—nit gar a so!“ schüttelte der Siml seinen Schädel. „Schon um fünfe in der Fr—fr—fruah Feld arbaten müassn!“

„Siehst, iatz hast es, Burgstaller! Recht gschieht dir!“ lachte der Atzl.

„Zu dir geht er doch nit!“ meinte der Burgstaller.

„Werdn wir schon sehn!“ rief der Atzl. „Siml, geh her da zu mir!“

---

*) Mund.

Der Siml kam dem Geheiß nach und stierte den Atzl blöd an.

„Gelt, du magst noch an Schnaps?" frug ihn der Atzl.

„Jo—a!" grinste der Siml.

Der Atzl schenkte ihm ein.

„No an Schnaps!" gröhlte der Siml, kaum daß er das Stamperl geleert hatte.

„Jatz is s gnuag! Sonst kriagt er an Rausch!" legte sich der Vorsteher ins Mittel.

„Alsdann, Siml, gehst zu mir?" ließ ihn der Atzl neuerdings an.

„No—a! erklärte der Siml. „Zu dir schon ga—ga—gar nit! Nix als wia a Wassersuppn zfressen!"

„Guat hat er dirs eini gebn!" lachte der Tragseil boshaft gegen den Atzl. „Der Siml geht zu mir! Da hat ers feinste Leben!"

„No—a!" gröhlte der Siml. „Bäu—bäu—rin! Stecken*)!" Dabei schnitt er ein bitterböses Gesicht.

„Willst nachher zum Torggler? frug der Vorsteher.

„No—a!" erklärte der Siml. „Alleweil in Heu sch—sch—schlafen müassn! Gern in an Be—be—bett schlafn!"

„Du kriagst schon a Bett bei mir!" versprach der Torggler.

„Jo—a! Voller Fl—fl—öah!" grinste der Siml.

„Dö bringst schon selber mit!" rief der Torggler gekränkt.

„Ja, Siml, was is dir nachher am liabsten?" drängte der Vorsteher, dem langsam die Geduld ausging. „Schnaps kriagst aber koan mehr!" setzte er vorsichtig hinzu.

„Jo—a!" machte der Siml.

„Was dir am liabsten is?" drang der Vorsteher in ihn.

„M—m—mir is am liabsten, es bleibt alles, wias is!" erklärte der Gmoantepp grinsend.

Mit diesem Entschluß, der von den Versammelten angenommen wurde, hatte der Siml tatsächlich für sich das allerbeste getroffen. Es blieb, wies war. Der Siml geht noch immer wochenweise zu den einzelnen Bauern. Die siebzig Gulden werden nach genau berechneten Raten an die Bauern, die den Siml in Kost und Quartier haben, verteilt.

Der Siml befindet sich dabei prächtig. Denn keiner der Bauern hat die Hoffnung aufgegeben, daß der Gmoantepp sich doch schließlich für ihn allein entscheiden werde und er dadurch die jährlichen siebzig Gulden erhalte. Der Siml hat daher die besten Zeiten. Er wird bei allen Bauern geradezu gemästet. Schnaps kriegt er auch. Ganz dick und fett ist er geworden. Vorläufig ist's ihm noch immer am liebsten, daß alles beim alten bleibt.

*) Stock.

Fata Morgana.

Von Otto Promber.

Er reiste von Madschin Sati und wollte zur Stadt des Propheten,
Zum heilig-gelobten Mekka, in Mohammeds Tempel zu beten.

Schon zog er elf Tagereisen auf dürren, staubigen Wegen;
Nun schritt er durchs Hügelgelände der einsamen Wüste entgegen.

Und als die Sonne sich neigte am zwölften der Wallfahrtstage,
Da kam es von seinen Lippen wie eine bittere Klage:

„Gelobt sei Allah! Doch wünsch' ich, ich wäre am Ziel meiner Reise;
Der Wein in den Schläuchen wird sauer; ich lechze nach frischer Speise!

Rings sandige trostlose Öde; kein Baum in weitester Ferne —
Des Tags ein Himmel voll Sonne, des Nachts ein Himmel voll Sterne!“

Aufseufzend sah er zur Seite. — Da! — Östlich, am Saume der Wüste,
Erschien in neblichen Dünsten das Bild einer freundlichen Küste:

Erst Palmen. Dann links ein Gestade. Ein Frachtschiff mit Segeln und Masten.
Ein Hafen. Vom Ladeplatz zogen Kamele mit reichlichen Lasten.

Zur Seite — die Landschaft ward breiter! — ein Städtchen mit Toren und Bogen.
Ein Tempel mit mächtiger Kuppel. Die Pilgrime kamen gezogen.

Verlassene Pfade. Dahinter ein Wäldchen von Palmen und Pinien.
Dann Berge. — Die Farben zerflossen! Und schwächer wurden die Linien ...

Noch einmal strahlte das Trugbild — dann wurden die Ränder verschwommen.
Ein Hauch! — Und die Gegend verblaßte — geheimnisvoll, wie sie gekommen ...

Der Wandrer aber, der staunend das Wunder der Wüste gesehen,
Erbebte in tiefster Seele und jauchzte: „Wie ist mir geschehen!“

Dann hob er beseligt die Arme zum rötlichen Himmel: „O siehe!
Der große Prophet weiß zu trösten!“ —
Und betend fiel er auf die Kniee.

Kunstgenuß auf Reisen.

Als Goethe die Eindrücke Roms suchte, vertiefte er sich, um nichts Wichtiges zu verfehlen, in ein Buch „Nachrichten von Italien“, das ein Johann Jakob Volkmann geschrieben hatte. Den „ehrlichen Volkmann“ nennt ihn Goethe. In der Familie dieses Mannes ist die Lust lebendig geblieben, denen, die da reisen wollen, ratend beizuspringen. Denn nun hat der Ururenkel besagten Italienführers, Ludwig Volkmann, an dessen Vortrag „Erziehung zum Sehen“ man gerne denkt, in R. Voigtländers Verlag ein angenehm zu lesendes und durch viele recht brauchbare Fingerzeige besonders wertvoll gemachtes Büchlein vom „Kunstgenuß auf Reisen“ herausgegeben. Die kleine Schrift hat im heurigen Sommer die Feuerprobe zu bestehen, und man darf meinen, sie wird die Probe leisten. Freilich kommts darauf an, daß das reisende Publikum will, der Teil nämlich, der mehr beansprucht, als eine täglich abgeschrittene oder irgendwie fahrend abgeraste Kilometerriesenstrecke und für dessen seelisches Behagen auch noch etwas anderes als lediglich eine Summe leiblicher Genüsse in Frage kommt. Immerhin, die Kilometer-

fresser pflegen sich nach bestimmten praktischen Regeln für ihre Reise auszurüsten, und da meint nun eben Volkmann: es sei sicher, daß auch zum künstlerischen Genuß auf Reisen als erstes gewisse ganz allgemeine Vorbedingungen gehören, ohne die ein rechter künstlerischer Genuß überhaupt nie und nirgends zustande kommen kann, und daß als zweites dazu auch hier die rechte Führung und das rechte Handwerkszeug kommen müsse. Als erste Vorbedingung nennt er eine rechte künstlerische Selbsterziehung. Die letzten Jahre namentlich haben uns eine Menge Literatur- und Anschauungsmaterial beschert, das diesem Bemühen zu Hilfe kommt. Volkmann tut einige Griffe in diesen Reichtum, sagt dem Anfänger, wo er erste Schulung holen kann, und dient besonderen Wünschen durch Listen, in denen länderweise die neueren Bücher gruppiert sind, die der künstlerischen Einführung gelten. Wie ein roter Faden zieht sich durch das Buch die Mahnung, tapfer dran zu sein, all diesem vielfältigen Zwang zu entrinnen, der mit seinem hetzenden Gesehenhabenmüssen den Reisenden sich selber raubt. Wer mit den Augen reist, muß wissen, wie viel seine Augen tragen. Lieber Weniges sehen und das mit ganzer Seele, und dann vor allem Kunstwerke suchen, die dem Boden entkeimten, auf dem man sich in der Fremde bewegt, und sich schulen, sie im Zusammenhange mit ihrer natürlichen Umwelt zu erfassen. Denn sie sind ein organisch verbundenes Stück dieser Umwelt, haben von ihr die eigene Seele empfangen. Und die Seele werden wir deutlicher in Kunstwerken spüren, wenn wir so zu schauen wissen. Erst dann auch werden die Reisen reich an Erlebtem sein, das auf unseren innersten Menschen gestaltend einwirkt.

Von dem oberflächlichen Künstlerleben unserer Tage gibt Volkmann ein paar drastische Beispiele. Er schreibt: „Nein also und abermals nein; es gibt nichts in der Welt, was „man gesehen haben muß“, und es wird einem jeden den Weg zum Kunstgenuß sehr erleichtern, wenn er sich von solchen öden Schlagworten, von derartigem toten und ertötendem Dogma auch hierin von vornherein freimacht. Ich bin auch in Rom gewesen und habe den Papst nicht gesehen, in Capri, ohne die blaue Grotte zu besuchen, und in Triest, ohne nach Miramare zu fahren, und glaube doch ebensoviel oder mehr in mich aufgenommen zu haben als — nun, als „man“. Die landläufige Auffassung ist leider freilich noch stark in solchem Vorurteil befangen, und es gilt noch ernstlich dagegen zu kämpfen. Einen hübschen Beleg dafür bildet folgendes kleine wahre Gespräch zwischen einem Einjährigen und seinem Leutnant: „Na, Einjähriger, Sie sind ja wohl so'n Kunstmensch. Sagen Sie mal, wie heißt doch gleich in Paris das große Gebäude mit den vielen Bildern . . .?“ — „Louvre, Herr Leutnant.“ — „Richtig, Louvre. Also, da drin ist so 'n berühmtes Frauenzimmer, die Venus . . .“ „Venus

von Milo, Herr Leutnant." — „Richtig, Venus von Milo. Also, denken Sie mal: die habe ich gar nicht gesehen! Toll, was?!" — Oder der selbst gehörte Ausruf einer jungen Frau in der Mailänder Brera: „Komm, Karl, das müss' mer sehen — Raffael, Sposalizio — zwee Sterne! (im Bädeker nämlich)." Unfreiheit ähnlicher Art — wenn auch nicht in so grober Form — gibts auch bei Leuten, die mit ernstem Willen vor die Kunst hintreten, und sie verdirbt ihnen die Ruhe der Stimmung, die das Genießen fordert. Weglassen, beschränken, konzentrieren! mahnt Volkmann. Das steigert die Freiheit des Kunstgenießers. Volkmann mahnt auch zur Vorsicht im Gebrauch des gedruckten Worts vor den Kunstwerken. Von der Unfreiheit, in die der am Handbuch klebende Philister gerät, erzählt folgendes wahre Geschichtchen: „Ach sieh mal, Fritz," sagt die Frau, „das scheint hier ein schönes Bild zu sein!" — „Ja, liebes Kind", antwortet er, durch die Brille in den Führer blickend, „das kann uns alles nichts nützen, bevor wir Nr. 437 gefunden haben."

Volkmann hofft, sein Buch werde das eine lehren, daß es doch eine große, ernste und schöne Sache sei um diesen rechten Kunstgenuß auf Reisen, und auch nichts so ganz Leichtes und Einfaches, das uns nur so im Schlaf komme. „Wir sollen Natur- und Kunstbetrachtung, ästhetische, historische und kulturelle Auffassung verknüpfen, mit fremden und doch wieder mit eigenen Augen sehen, stets lernen und doch nicht das Wissen allein herrschen lassen, verstehen und doch nicht im verstandesmäßigen Erfassen stecken bleiben, sondern uns zugleich die Frische und Echtheit der Empfindung erwerben. Das ist in der Tat selbst eine Kunst. Sie kann aber recht wohl erworben und ausgebildet werden, wo nur einige Anlage und guter Wille vorhanden ist." Die Schule findet der Eifer überall. Der weiten Reisen in entlegene berühmte Stätten bedarfs durchaus nicht unbedingt. Jeder kann in seiner täglichen Umwelt beginnen. Wie man in Natur und Kunst vergleichend sehen lernt, hat der Botaniker Felix Rosen in seinem Büchlein „Die Natur in der Kunst" (Teubner, Leipzig) anregend gezeigt. Wer aber künstlerisch sehen lernte, der wird dann wohl auch den Fehler überwunden haben, über gerühmten Fernen zu vergessen, wie viel Kunstprächtiges auf dem Wege zu jenen Fernen so oft in kleinen Städten der eigenen Heimat aufbewahrt liegt und meist von den Vorüberfahrenden nicht beachtet oder nicht einmal geahnt wird. „Wie einfach wäre es", ruft Volkmann, „wenn man von vorneherein gut orientiert und beraten, auf jeder Reise nur eine der kleineren deutschen Städte, die gerade am Wege liegt, eines kurzen Besuchs würdigte und sich ihrer künstlerischen Reize um so intensiver, weil ganz losgelöst, und für sich betrachtet, erfreute!" Ja, wie einfach wäre es! Aber leider lernt sich das Einfache so schwer. D.

Glosende Blicke.

Ein Betrachten von **Rosa Fischer.**

Ein Leichwachten ists; am Vormittag hat ein Erdenmensch seinen letzten Kampf gekämpft, Tränen sind geflossen, als er nach letztem keuchenden Atemholen und keinem Aufblick mehr auf seine Angehörigen seine Seele aushauchte und wie die Gebete und das Weinen ringsum verstummten, haben Nachbarsleute den alten Vater gewaschen und angekleidet, angekleidet mit weißer Wäsche und dem schwarzen Bräutigamsanzug, der schon seit mehr als vierzig Jahren im Kasten auf diesen Endberuf wartete. Dann haben sie die Einrichtung des Zimmers verrückt, haben die Betten hinausgetragen, damit Raum wurde für Sitzbänke ringsum und mitten des Zimmers vor Kruzifix und Blumen haben sie im hochgestellten Sarge den Toten aufgebahrt.

Alles hat er sich gefallen lassen und als die Nacht kam und die Lichter flimmerten und als die Nachbarsleute und Freunde sich einstellten zum Beten, Plaudern und Gesang, hats der alte Vater auch gut geheißen; sie schienen ihm willkommen zu sein, er schien zu ruhen und zu rasten.

Er schien zu ruhen, ja. Hat er darum nichts Abschreckendes gehabt für das junge schlanke Dirndl, das knapp den weißen Bahrtüchern am Sängertische zu sitzen kam?

Ich habe sie betrachtet, die große, junge blonde Hannerl, die anständig und etwas schüchtern im Bannkreise des Lichtes Platz nahm; ich habe sie betrachtet, als der junge große Bursche, der Roßknecht, etwas ungelenk das Zimmer betrat und sich fast zögernd dem Lichtkreis näherte. Dieses Glosen, das da plötzlich in die hellbraunen Augen des Mädchens kam; wie Kohlenglühen, wie das Brennen eines inneren Feuers! Kaum merkbar rückte sie, kaum ein Wort wird sie mit dem Burschen gesprochen haben, als er am Tische saß, nicht störte sie die Gebete und Weihegesänge, die so schlicht und wehmütig durch die Stube drangen und das Herzleid entfesselten und die Tränen aus den Augen der Hinterbliebenen fließen machten, aber die Blicke, dieses glosende Feuer, es brannte in der Nähe des Toten unter dem Hauche der Weihelieder zu neuem, süßen Liebesleben.

* * *

Monate waren vergangen; die Hannerl, die oft mit dem jungen Burschen gesehen wurde auf dem Kirchweg oder auch werktags, wenn er seinen Fuhrwagen lenkte, und die noch immer so ein verstohlenes Feuer in den Augen hatte, war plötzlich verschwunden. Die Eltern verzehrten sich in Leid um sie und als sie es endlich vermochten, die Davongegangene wieder zurückzubringen, war das Leid noch nicht zu Ende; die Liebe nur vermochte dieses Leid zu mindern — in Hannerls Augen

aber, die sich beim Begegnen flüchtig hoben und schüchtern senkten, brannte Schuld und Scham.

* * *

Wieder sind Monate verflossen, sogar ein Jahr. In Hannerls Elternhause sitzen wir unser mehrere Bekannte um den Tisch des sauberen Wohnzimmers und uns gegenüber der Hausvater, der, selbst noch jung erscheinend und von kleinen Kindern umgeben, ein noch kleineres auf den Armen hält. Es ist sein Enkelkind, ein hellaugiges lachendes Mädchen und die junge Mutter, die Hanni, sitzt unweit der Kinderwiege und schaut mit einem Ausdruck unendlichen Glückes auf das Kleine herüber. Sie hat ein zweites zu erwarten, in den Gesichtern der Eltern prägt sich eine stille Kümmernis, in den Gemütern der Anverwandten regt sich der Vorwurf, aber aus den Augen des jungen Weibes leuchtet Glück, jenes Feuer, das die Anhänglichkeit an den erwählten aber ihr nicht ehelich verbundenen Mann verrät, ein Feuer, das gemildert und geklärt erscheint durch den Blick der Mutterliebe, der auf die Kleine fällt. Glück künden des jungen Weibes Augen, sündiges und heiliges Liebesglück.

* * *

Wieder nach Monaten, etwas mehr als zwei Jahre nach jenem Leichwachen habe ich in einem frischgeweißten Kleinbauernhause, dessen grüne Fensterläden, sauber gekehrten Gänge und blank gescheuerten Dielen den Reinlichkeitssinn der Hausfrau verrieten, die Hanni wieder gesehen. Sie hatte hier herein geheiratet, hatte auch ein zweites Kind in die Ehe mitgebracht und stand, die erste Kleine auf den Armen haltend, heute weinend und tiefschmerzlich klagend vor der Bahre dieses zweiten Kindes.

Ach, so lieb war es gewesen, das kleine Mädchen, so süß hatte es gelacht, so runde Ärmchen, ein so weiches Gesichtchen hatte es gehabt und so unverhofft war es gestorben. Als der Vater des Morgens frühzeitig aufgestanden war, um ins Mähen zu gehen, schien die Kleine zu schlummern, als aber die Mutter sie betreuen wollte, war sie tot gewesen.

Heiße Tränen sind geflossen vor dem kleinen weißen Lager, auf dem unter rosigen Blümlein und weißen Margaritensternen das unschuldige Kinderkörperchen schlief, heiße Tränen. Und das kleine Mädchen auf der Mutter Arm versuchte diese Tränen abzutrocknen mit den Händchen und versuchte den Lachmund zu legen an die schmalen Wangen.

Ein warmer rosiger Hauch strömte durch die vorgezogenen Fenstervorhänge und umglomm Mutter und Kind mit einem Märchenlicht, vom Totenlämpchen weg aber und von dem reglosen Gesichtchen der Hingeschiedenen bahnte sich ein Strahl des Schmerzes, der Ergebung, der Jenseitshoffnung in die Augen der jungen Frau, in diese Augen, in denen nichts mehr gloste von heimlicher, sündiger Glut, nur Liebe, aufrichtig, offen — Liebe, geläutert vom Feuer des Schmerzes.

Franz Keim.

Ein Beitrag zur deutschösterreichischen Literaturgeschichte.

Von phil. F. Wastian.

I.

„Er aber war stolz in seinem Sinn
Und dachte: Ihr wißt nicht wer ich bin?
Auf dem Markt, bei den Strebern war er ja nie,
Der Sohn der ewigen Phantasie,
Seine Dichtung erleuchtet vom göttlichen Funken,
Ist niemals zum Handwerk herabgesunken.
Ohne Fürstengnade, ohne Pöbelsgunst
War er immer ein Priester der reinen Kunst!"

Diese eigenen Verse Franz Keims, die seinem schönen Gedichte: „Vor dem Grillparzer Denkmale", entnommen sind, lassen sich trefflich auch auf den Dichter selbst anwenden, der bei ihrer Abfassung wohl nicht daran gedacht haben mag, daß ihm das gleiche Schicksal zuteil geworden, unter dem Österreichs größter Dichter, Franz Grillparzer, jahrelang schwer gelitten hat, — von seiner Mitwelt nicht so gewürdigt und verstanden zu werden, wie es der gewaltige Genius des Dichters verdient hätte. Wohl hat es Franz Keim, dem Dramatiker, Epiker und Lyriker nie an Stimmen des Zujubelns und der freudigen Anteilnahme gefehlt, wohl hat er sich mehr als einmal die Liebe und Begeisterung der akademischen Jugend Österreichs errungen und wohl haben große Dichter und Gelehrte sich rühmend und anerkennenswert über seine Dichtungen ausgesprochen, aber dennoch — beschämend muß es für das Vaterland des Dichters gesagt werden, hat einer der besten und größten, jetzt lebenden Dichter Österreichs, diejenige Anerkennung und Wertschätzung, die ihm für seine Dichtungen gebühren, in weiten Kreisen bis heute noch lange nicht gefunden. Eine ganz eigenartige Dichterpersönlichkeit, deren Österreich nicht allzuviele hervorgebracht hat, teilt er mit diesen das Schicksal, das Grillparzer, Anzengruber und Ferd. v. Saar solange betroffen hat. Mögen sich doch an Franz Keim, nicht wie an Grillparzer jene bitteren Worte erfüllen, die er selbst über jenen in stiller Wehmut geschrieben:

„Und als sie endlich den Lorbeer reichten
Dem Haupte des Meisters, dem weißgebleichten
Ihn königlich ehrten — am Grabesrand —
Wie selten ein Volk, wie selten ein Land,
Da war ihm die Freude am Leben benommen
Und Österreich war — wieder zu spät gekommen!" —

So wollen denn die folgenden Ausführungen nur das eine bezwecken, in weiteren Kreisen, denen der seltene Meister deutscher Dicht-

kunst noch unbekannt geblieben ist, Achtung und Verehrung für den Dichter, und Liebe und Anteilnahme für die durchaus deutsche und gemütstiefe, charaktervolle Persönlichkeit Franz Keims, mächtig zu erwecken und zu festigen.

Am 28. Dezember 1840 wurde Franz Keim als der Sohn eines wohlhabenden Landwirtes zu Alt-Lambach an der Traun in Oberösterreich geboren. Er besuchte das Stiftsgymnasium der alten Abtei Kremsmünster und diese Gymnasialerziehung ist ähnlich wie bei Robert Hamerling, mit dem Keim viel gemeinsame Lebenszüge hat, für die ganze Lebenszeit des Dichters von mächtigem Einflusse geblieben. Nach Absolvierung des Stiftsgymnasiums wandte sich Keim zu philosophischen Studien an die Universität nach Wien. Eine plötzliche, tragische Verarmung seiner Eltern nötigte ihn, dieselben zu unterbrechen und als kärglich bezahlter Bahnbeamter sein Leben zu fristen. Es schien als ob das Schicksal fast alle Hoffnungen seines Lebens vernichten wolle, und in dieser Zeit entstanden bereits die Erstlinge seiner dichterischen Begabung, Lieder voll niederdrückendem Pessimismus, die er aber, ohne Glauben an sich selbst, vollständig vernichtete. Der Dichter ist später zwar kein Pessimist geblieben, aber der Ernst seiner traurigen Jugendzeit hat ihn zum sinnenden stillen Manne gemacht, der bei fröhlichem Humor, und einen köstlichen besitzt Keim, dennoch über eine gewisse leise Resignation verfügt, die in allen seinen Dichtungen oft fast schwermütig zutage tritt.

Im Sommer 1864 hörte Keim an der Universität zu Zürich, wohin er von Heidelberg gekommen war, die Vorlesungen des berühmten Ästhetikers und Dichters Friedrich Theodor Vischer, durch die der angeborne Schönheitssinn Keims mächtig gefördert wurde. Zwei Jahre vorher, 1862, hatte Keim die wertvolle Bekanntschaft mit dem berühmten Dichter Friedrich Hebbel gemacht, der, wie er schon manches junge Talent, z. B. den jungen Wilhelm Hertz, gefördert hatte, auch Keim, mit dem er in Gmunden am Traunsee, seinem Sommeraufenthalte, verkehrte, nach Kräften beeinflußte und unterstützte. Keim hat viele Jahre später in einem Gedichte an die Witwe des Dichters: „An Christine Hebbel“, die heute in Wien lebt und die wärmste Freundin des Poeten ist, der Freundschaft mit Hebbel die schönen Dankesworte gewidmet:

„Wo sind sie hin, die alten, bösen Schatten?
So muß die Zeit, so muß der Neid vergeh'n;
Du aber, edle Frau, du siehst den Gatten
Titanenhaft aus seinem Grab' ersteh'n.

Und ich, ich kehr' nach langen Lebensfahrten
Im Geiste heim zur gold'nen Jugendzeit,
Ich wandle in des Hebbelhauses Garten,
Wo Vögel singen von Unsterblichkeit.

Er selber kommt, er führt mich in die Laube
Er spricht zu mir, mein Herz erbebt vor Lust;
Und Liebe glüht und Hoffnung blüht und Glaube
An seinen Stern in meiner jungen Brust.

Die Größe Deutschlands war noch nicht erschaffen,
Und das Vergang'ne war nur Schutt und Schaum,
Er aber hat mit Nibelungenwaffen
Es neu erweckt in seiner Dichtung Traum."

Neben Hebbel und Grillparzer, in deren Werke sich der junge Keim vertiefte, war es vor allem Shakespeare, den er mit Vorliebe las, und den er durch Otto Ludwigs: „Shakespeare-Studien", die er auf den Rat Josef Levinskys vorgenommen hatte, erst recht schätzen und verstehen lernte. Das Jahr 1872 brachte das erste Werk Franz Keims, der angeregt durch die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges, die glorreiche Gründung des neuen Deutschen Reiches und erschüttert durch den Selbstmord eines lieben Freundes endlich daranging, zur Befreiung seines verdüsterten Gemütes einen großen poetischen Wurf zu tun und an die Öffentlichkeit zu treten. Heinrich Laube wurde sein Entdecker. So erschien im Jahre 1875 Keims Tragödie „Sulamith",*) zu der Heinrich Laube, wie einst zu Ludwig Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld", eine Vorrede schrieb. Fast zwei Jahre hernach, erst nach dem großen Wiener Börsenkrache, im Oktober 1876 widerhallte das Wiener Stadttheater von dem Jubel der Zuschauer, der dem Erstlingswerke des jungen Poeten galt. Keim hat in seiner „Sulamith" eine wundervolle Liebestragödie, wie „Romeo und Julia", geschöpft aus dem Hohen Liede Salomos, geschaffen, voll sinnlicher Glut und üppiger Pracht, eine poetische Neubelebung orientalischer Schönheit, wie sie einem deutschen Dichter nicht oft gelungen und nicht sobald wieder gelingen wird. Er hat aber, wie Friedrich Stern sagt, das Hohe Lied nicht dramatisiert: er hat die Motive, welche ihm das Hohe Lied gegeben hat, in die Dichtung eines Dramas verwoben, und sein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst ist es, die Stimmung des herrlichen Gedichtes im großen, reichbewegten Drama erhalten zu haben. „Die Grundidee des Dramas ist, nach Heinrich Laubes Vorwort, ein Liebesverhältnis zwischen dem König Salomo und einem Landmädchen, welches auf dem Berge wohnt, dicht bei Jerusalem. Und es ist poetisch empfunden. Daneben ist das Familienleben, zu welchem Sulamith gehört, mit wohltuenden Figuren und Farben hingestellt, und das Staatsleben Salomos drüben in der königlichen Burg Zion ist gleich in der Anlage geschickt in Verbindung gebracht mit dem idyllischen Kreise Sulamiths — man wird sofort interessiert und ich sagte mir nach dem ersten Akte: Diese Dichtung bekundet unverkennbar

*) Sulamith v. F. Keim. Wallishausersche Hofbuchhandlung. Wien. 1875.

Talent! In den ferneren Akten fand ich ebenfalls gegen die poetische Führung der Personen nichts einzuwenden. Daß der Liebhaber Sulamiths, Jeroboam, der damalige Volksheld in Israel, als solcher dem königlichen Nebenbuhler Salomo gegenübertritt, daß dies im Zusammenhange mit den Priestern geschieht, welche den König unter ihre Herrschaft beugen wollen, daß auf der anderen Seite die Königin von Saba erscheint und mit blendenden Reizen den König verlockt, das ist alles gutes Zeugnis von der Fähigkeit des jungen Dichters zu dramatischer Komposition." Keim hat sich durch sein Erstlingswerk glänzend als geborener Dramatiker erwiesen, es wird wenige Erstlingsdichtungen in der deutschen Literatur geben, die mit solcher poetischen Höhe einsetzten, es wird aber auch wenige deutsche Dichter geben, die im allgemeinen so wenig diese Höhe eingehalten haben, wie Franz Keim, nur zweimal hat er sie noch erreicht. — Der geradezu glänzende Erfolg seines Dramas ermutigte den Dichter, sich einen neunmonatlichen Urlaub zu erbitten, um seinen Studien durch Ablegung der Gymnasiallehramtsprüfung einen Abschluß zu geben. Nach Ablegung derselben, zu der ihn besonders Hofrat Professor Robert Zimmermann, sein Lehrer, Freund und literarischer Ratgeber angeregt hatte, wurde Keim zunächst Supplent, später ordentlicher Professor der deutschen Literatur, Geschichte, Geographie und Philosophie am Landesobergymnasium zu St. Pölten. Bis zum Jahre 1898 verblieb Professor Keim, geliebt und verehrt von seinen Schülern, wie Amtsgenossen, in dieser Stellung als verdienstvoller Lehrer, bis ihm durch Verleihung einer Ehrenpension durch den niederösterreichischen Landtag es möglich wurde, seinem höheren Berufe als deutscher Volksdichter sich ganz zu widmen.

Vom Dienste eines niederen Bahnbeamten erlöst, endlich in einer von ihm heiß ersehnten Stellung, die seiner Bildung und seinen tiefen Studien gebührte und ihm zusagte, begann für Franz Keim mit dieser Epoche ein neues Leben und seine dichterische Begabung begann sich mächtig zu entwickeln.

Er hat leider keine zweite „Sulamith" mehr geschrieben und sein Jugend- und Erstlingsdrama steht in der literarischen Entwicklung Keims wie eine vereinzelte, wunderschöne fremdartige Blüte da, aber schon die Namen seiner folgenden Dichtungen bezeugen, daß die Stoffe würdig waren, seiner ersten Dichtung sich anzugliedern. 1879 erschien sein Trauerspiel „Der Königsrichter",*) das Keim der glorreichen Nation der Siebenbürger Sachsen als ihr Schätzer gewidmet hat. Im gleichen Jahre**) hatte Keim in der „Wiener Deutschen Zeitung", als

*) „Der Königsrichter". Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1879.

**) Zwei Jahre vorher, 1877, hatte Keim zu der Studentenvorstellung des „Meineidbauer" eine Apotheose „Cheristane" geschrieben, die ihm Anzengrubers Freundschaft erwarb.

der ungarische Reichstag die Madjarisierung der deutschen Volksschulen beschloß, als glühenden Protest das „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen“ erscheinen lassen. Von allen Seiten wurden dem Dichter von Siebenbürger Sachsen und anderen Deutschen Dankbriefe und Adressen geschrieben und eine Deputation von Siebenbürger Sachsen sprach bei Keim vor und dankte ihm im Namen der Nation. Gerührt von so viel Liebe und Anhänglichkeit, schrieb Keim den „Königsrichter“, zu dem der Stoff der Geschichte der Siebenbürger Sachsen entlehnt ist. Er schreibt im Vorworte seines Buches: „Es ist mir persönlich wohl nicht möglich, all die jubelnden Ermunterungen, all die schmerzbewegten Dankesworte aus West und Ost, so wie ich möchte, reichlich zu erwidern. Aber ich glaube, der rechte Mann dankt dadurch, daß er seine Schuldigkeit tut. Die deutsche Dichtung ringt seit dem Tode unserer letzten wahrhaft großen Meister, Friedrich Hebbel, Franz Grillparzer und Otto Ludwig, nach dem Ideal der Bühne, nach der ‚Deutschen Nationaltragödie‘. Der fast siebenhundertjährige Kampf der deutschen Bürgertugend gegen fremde Adelsbarbarei, die Reichstreue der Sachsen für Österreich schien mir ein neues und dankbares Feld der Nationaldichtung zu bieten. Die Ereignisse haben meine Arbeit überholt. Ohne meine Absicht ist der ‚Königsrichter‘ ein Schlachtruf meines Volkes und meiner Zeit geworden.“ Im „Königsrichter“ hat Keim in prächtiger Jambensprache das Ringen und Kämpfen der Siebenbürger Sachsen um ihre Nationalität im XVI. Jahrhunderte geschildert. An der Familientragödie des Königsrichters, des Sachsengrafen Markus Pemflinger, spiegeln sich die Kämpfe einer ganzen Nation wieder. — Auf die beiden genannten Tragödien folgte im Jahre 1881 Keims Lustspiel „Der Meisterschüler“,*) das Keim in deutscher Sinnestreue der akademischen Jugend, die oft in seinem Dienste gestanden, zugeeignet hat. Das Lustspiel verdankt seine Entstehung einem Festspiele zur Feier des hundertjährigen Todestages Gotthold Ephraim Lessings, um das ihn die Burschenschaft „Arminia“ in Czernowitz ersucht hatte, wo es am 16. Februar 1881 am Deutschen Theater mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt wurde. Es sollte aber bei diesem allerersten Entwurfe, schreibt Keim, nicht bleiben. Bei der ganzen Arbeit hatte mich ein freier, unabhängiger Humor getragen. Der Wille, kein Gelegenheitsstück, sondern eine selbständige, bühnengerechte Komödie zu erschaffen, wuchs unter der Arbeit. Nun kam noch der Erfolg von anderen Bühnen hinzu und ließ mich zufrieden sein, daß ich allmählich die einfache Grundform bereichert, die komischen Szenen vervielfältigt hatte. So entstand das vorliegende Schauspiel „Der

*) „Der Meisterschüler“. Leipzig 1881. Breitkopf und Härtel.

Meisterschüler" als ein Miniaturbild aus der bürgerlich-künstlerischen Geistesgeschichte des XVIII Jahrhunderts. Man hört so viel des Jammers über den Verfall des deutschen Theaters; man spricht uns ein modern nationales Lustspiel im edleren Sinne ab. Aber nicht ganz mit Recht; man denke doch an Gutzkow!

Allerdings, im französischen Salon, im idealen Mädchengelaß und in der jetzt so modernen ewigen Bauernstube wird man das wahre deutsche Volk nicht finden. Im gesunden Mittelstande, im wohlbekannten Bürgerhause, vor allem aber bei den geistigen Kämpfen des Jahrhunderts, da wird der Dichter seine Nation finden. Hat ihm aber der Zufall einen Helden geschenkt, der allgeliebt und allverständlich den Ausdruck dieses Lebens bildet, dann kümmere er sich um diesen oder jenen Einwurf nicht, sondern stelle sein Werk mitten auf die lebendige Bühne."

Der junge Lessing, der Leipziger Student, der Dichter des Lustspieles „Der junge Gelehrte", ist der Held dieses Dramas, den Keim prächtig zu zeichnen verstanden hat. Nicht nur Scherz und Humor walten in diesem Werke, sondern auch manches ernste, heute noch gültige Wort:

„Die arme Kunst lebt hier von Tag zu Tag.
Man gähnt im Schauspiel, friert in der Tragödie,
Und einzig hilft der Harlekin noch aus.
Man fordert fast Unmögliches vom Künstler,
Man will gereizt sein, überreizt sogar,
Man schmäht auch die Franzosen — und beklatscht sie,
Und nur der Unsinn macht ein volles Haus!"

Dann der prächtige Dialog zwischen Lessing und seinem Vater über die deutsche Schauspielkunst und die prophetischen Worte des jungen Dichters:

„Wir Deutsche sind noch kein rechtes Volk.
Wir sprechen deutsch und dulden fremde Sitten.
Wir haben noch den Stolz nicht, das zu sein,
Was wir doch ewig sind und bleiben müssen.
Bevor's geschieht, o liebe Freundin, sterb' ich,
Doch wenn's geschieht, dann sprengt mein Geist sein Grab."

Die Dichtung schließt sehr stimmungsvoll mit dem Liede Lessings: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?", das heute noch von den Studenten gesungen wird. — Trotz alledem sticht aber beim „Meisterschüler" der erste Entwurf des Gelegenheitsfestspieles hindurch.

Nach diesen drei dramatischen Dichtungen wandte sich Keim einem ganz neuen Gebiete, der Epik, zu und es erschien im Jahre 1885 eines seiner besten Werke, das seinen Namen in weite Leserkreise trug, die epische Dichtung: „Stephan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern."*) Mit diesem Epos war Keim auf ein Gebiet getreten, auf dem er später noch in mehreren dramatischen

*) „Stephan Fadinger." Verlag Karl Graeser. Wien 1898. Dritte Auflage. — Inzwischen hat sich ein deutscher Schutzverein: „Fadingerbund" gebildet.

Dichtungen das Beste und Ureigenste seiner reichen Begabung geleistet hat, auf das Gebiet der Heimatpoesie. Die Heldengestalt des Stephan Fadinger, von dem ein altes im Volke umgehendes Lied uns Kunde gibt, hat Keim in seinem Epos in den Mittelpunkt jenes Bauernaufstandes von 1626 gestellt, den die Gegenreformation heraufbeschworen hat. Um den Fadinger, der in diesen schweren Zeiten ein Aufrechter bleibt, spielen sich alle die heiteren und düsteren Szenen ab, die der Dichter auf vierundzwanzig fliegenden Blättern balladenartig erzählt, von denen ich besonders „Der armen Leut' Gebet anno 1626", „Das Reformationspatent", „Der Exulant", „Der Weckruf der schwarzen Bauern" und „Der Bauerntanz von Efferding" nennen will. Innige Heimatliebe des Dichters zu seinem „Landel" spricht aus den Versen der Dichtung, die auf all jenen Stätten spielt, die der Dichter heute so gerne besucht und die in seinem Liede wundersam verklärt erscheinen. Unter den vielen lobenden Kritiken, die dem Dichter zuteil wurden, mögen wohl zwei Briefe Keim am meisten erfreut haben, von denen der eine von Josef Viktor von Scheffel, der andere von Robert Hamerling herrührte. Viktor von Scheffel, der Dichter der „Frau Aventiure" und des „Ekkehard", dem das Volkstümliche und Dörperhafte an Keims Dichtung so gefiel, schrieb an ihn: „Ihre fliegenden Blätter frischen in volkstümlicher Weise, just wie ein Spielmann die Zeitung kündet, das Andenken wieder auf; es war Kraft und deutscher Unabhängigkeitssinn und Geist des Widerstandes gegen politische und religiöse Vergewaltigung in jenen Landleuten und nur der Erfolg ist Urteilsprecher, ob ihren Grabhügeln das Lob guter Patrioten oder die Verdammnis niedergeschlagener Rebellen zuteil wird. Mögen Ihre Landsleute in Deutsch-Österreich Anregung und Erquickung schöpfen aus dem frischen Luftzug, der durch Ihre Lieder geht." Und Robert Hamerling, der Schöpfer des „Ahasver in Rom" und des „König von Sion", schrieb nicht minder herzlich: „Nur sehr wenigen von den literarischen Spenden, womit mich Brüder und Vettern in Apollo beehren, gelingt es, meinen aufs äußerste abgestumpften Leseappetit zu reizen. Ihrer Gabe gelang es durch einen derbkräftigen, dabei pikanten Geschmack. Ich habe den „Stephan Fadinger" mit Behagen wirklich durchgelesen und mich an der frischen Lebendigkeit dieser Genrebilder baß ergötzt." Der „Fadinger Stoff" hat übrigens, durch Keims epischen Erfolg angeregt, wiederholt Dichter teils zur Dramatisierung*), teils zur Erzählung gereizt, doch hat keiner der Autoren, deren Namen mir entschwunden sind, denselben mit solcher Kunst verarbeitet, als Keim dies in seinem Bauernliede getan.

*) „Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Nach 275 Jahren seinen lieben Landsleuten erzählt von einem Oberösterreicher (Strnadt)." Wels 1902. Druck und Verlag Herm. Haas. — Grohmann: „Stöffel Fadinger." Drama in 5 Aufzügen. Linz 1904.

Inzwischen hatte der Dichter, dessen Name immer mehr gekannt und gerühmt wurde, seine lyrischen Gedichte gesammelt und dieselben in einem stattlichen Bande 1887 unter dem sinnreichen Titel „Aus dem Sturmgesang des Lebens“,*) herausgegeben. In Dankbarkeit hatte er sie Robert Hamerling, dem Großmeister deutscher Dichtung, gewidmet. Den sinnigen Namen seiner Lieder hat er im „Aufgesang“ folgenderweise gedeutet:

„Ich hörte einst ein Glockenspiel vom Turm,
Im Anfang war's ein leises, leises Klingen,
Ein sanftes Tönen und ein tiefes Schwingen.

Da endlich ward's ein allgewalt'ger Sturm,
Allmächt'ger Ausklang tiefen, innern Bebens:
So seid auch ihr ein Sturmgesang des Lebens!“

In dem ersten Teile seiner Dichtungen „Junge Wanderschaft“ sind es neben den schwermütigen Sonetten „Die Reise ins Leben“, „Abschied“, „Heimweh“, „Emilia“, „San Giacomo“, „Ergebung“, die an die unglückliche Jugendzeit des Dichters leise gemahnen, vor allem seine „Heidelberger Lieder“, die die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen. Bei Nennung des Namens Heidelberg da erwacht selbst im ernsten Dichter, wie seinerzeit in Viktor von Scheffel, eine ganze Welt von Schönheit, Jugend und Poesie, da erwacht in ihm der alte Student, der mit unvergänglicher Liebe an der Alma mater hängt.

„Heidelberg, wach' auf!“ ruft Keim:

„O Heidelberg, du Krone,
Du Zier der alten Zeit,
Steh' wieder auf und throne
In neuer Herrlichkeit.

Blick' auf nach Strom und Landen,
Ein Wunder ist gescheh'n:
Das Reich ist auferstanden —
Auch du sollst aufersteh'n!“

Mit der Resignation des „Alten Herrn“ gedenkt der „Heidelberger Jubilar“ der seligen Heidelberger Studentenzeit:

„Sind's denn schon fünfzig Jahr',
— Hülfreicher Gott! —
Daß ich ein Bursche war,
Prächtig und flott?
— — — — — — — — — —
Wär' ich alt hundert Jahr',
Jung bin ich doch;
Dein bin ich immerdar,
Heidelberg hoch!“

Der dritte Teil der Lieder Keims ist „Fresken aus Wien“ benannt und enthält meist Dichtungen an berühmte Wiener Persönlich-

*) „Aus dem Sturmgesang des Lebens“. J. C. C. Bruns Verlag. Minden i. W. 1887.

keiten, wie Christine Hebbel, Grillparzer, Hans Makart und Betti Paoli. Den vierten Teil seines Buches hat Keim Hermine Blum, seiner späteren Gattin, gewidmet, mit der er heute noch in glücklichster Ehe lebt und die der Stern seines reichen Lebens geblieben ist. Es ist ein prächtig schöner Liebesliederkranz, beinahe gemahnend an Hermann von Gilms „Theodolinde", der sich durch die Gedichte „Die Blume der Armut", „Verständigung", „Glück", „Ständchen", „Neues Leben", „Mein Friedensort", „Zukunft" und „Ein und alles" windet und der von dem Liebesglücke des Dichters erzählt, das seinen Höhepunkt in den innigen Versen erreicht:

„Das war die schönste meiner Stunden,
Als ich, geführt von deiner Hand,
Dem lauten Lärm der Welt entschwunden,
Im Stübchen deiner Kindheit stand.

— — — — — — — — — — — — —

Ja, hier muß jedes Herzweh heilen!
Bei dir ist Wahrheit, Unschuld, Glück.
O, dürft' ich nie von hinnen eilen
Und nie mehr in die Welt zurück.

Unter den „Gestalten" des fünften Teiles seines Liederbuches sind vor allem Franz Schubert, Lessing und Fürst Bismarck zu nennen. Bismarck ist Keims Held auch später noch geblieben und manches treffliche Lied hat er „dem treuen Waffenschmied, der, eh' der Morgen dämmert, des Reiches Rüstung Glied für Glied in seiner Werkstatt hämmert", aus deutscher Seele gewidmet. Zum markigen deutschen Vaterlandssänger hat sich aber Keim durch seine Gedichte „Aus dem Sturmgesang der Zeit" und durch seine „Heroldslieder" erhoben. „Es liegt," meint K. W. Gawalowski, „an Luther und Arndt Gemahnendes in Keims Dichtungen, denen man es allein auf den ersten Blick anmerkt, daß sie aus dem Sturmgesang des Lebens geboren worden sind. Die Abschnitte „Aus dem Sturmgesang der Zeit" und „Heroldlieder" enthalten nationale Lieder und Dichtungen von einer Hoheit der Gesinnung, von einer Kraft und Schönheit der Sprache, wie wir sie in der zeitgenössischen Literatur nur noch bei Hamerling und Dahn gefunden haben. Gedichten, wie die „Deutsche Muttersprache", „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen", die vier „Heroldslieder" und „Es ist Zeit" ist ebenso unvergängliches Leben beschieden, wie den besten Liedern von 1813."

Gerade in einer so trüben, traurigen Zeit, wo der Kampf ums Deutschtum, um die deutsche Sprache in Österreich sich mächtig zu regen beginnt, ist so ein gottbegnadeter Dichter wie Keim seinem Volke doppelt von Nöten und die Worte, die der Sänger der deutschen Muttersprache gewidmet, sollten nie vergessen werden:

„Früh habt ihr meinen ersten Gruß empfangen,
Als Mutterschrei herzinn'ger Lieb' und Lust,
Und heute noch erglüh'n euch Herz und Wangen,
Mein Widerklang lebt fort in eurer Brust.

Aus Vatermund habt ihr mich einst vernommen,
Als Segenssprüchlein unterm Weihnachtsbaum,
Als Märchenfee bin ich zu euch gekommen,
Die Wiege schaukelnd sang ich euch in Traum.

Ich bin das Lied, das in der Kindheit Tagen
Im Wald erklang wie Rolands Zauberhorn,
Ich hab' die Sehnsucht euch ins Herz getragen,
Ich gab euch Gold aus deutscher Tage Born.

Was Walter sang, was Goethe uns gesungen,
Des Lebens Glück, der zorn'gen Waffen Tanz,
Das Schicksallied der stolzen Nibelungen —
Mein Herzblut ist's, mir flochten sie den Kranz.

Das haltet fest! Das ist die große Sache,
Der Menschen Bildung lebt in meinem Wort.
Verleugnet nie die deutsche Muttersprache,
Dann ist sie euch ein Segen fort und fort."

Ein Spielleuttag im Unterinntal.

Ein Sittenbild aus Tirol von **Christl Mitterer.**

Abend ist's — —

Das Tagesgestirn, die liebe Sonne, hat sich von den Talbewohnern einer freundlichen Unterinntaler Ortschaft verabschiedet und ist hinter den westlichen Höhen verschwunden.

Ihr letzter Kuß ruht und flammt zwar noch auf den Gipfeln und Höhen der Sonnberger Berge, doch dieser Kuß hat im Winter wenig Wärme, er ist kalt und herzlos wie der Hauch des Todes und doch wieder so liebevoll mit den Milliarden von Eiskristallen, die er mit rosarotem Schimmer übergießt.

Auch dieser wird allmählich blässer und blässer, verschwindet endlich ganz — und es lagert sich auf den Bergen ein schweigender Ernst.

Drunten im Tale wird's lebendig. Von der Jochbergerstraße her hört man die harmonischen Töne einer Blechmusik. Zuerst leise und zusammenhängend, dann immer stärker, kräftiger und bestimmter.

Es sind die „Jochberger".

„Die Musikanten kommen, die Jochberger," rufen die Weiber, die sich vor den Häusern angesammelt haben, um zu „gaffen" und zu „losen".

Heute ist Spielleuttag beim „Neuwirt", die Jochberger „machen auf". Die Jochberger sind die besten Spielleutmusikanten der ganzen

Gegend; wenn sie „aufmachen", ist eine Schneid und ein Schwung in der Sache.

Das wissen nicht nur die Buabn und die Dirndln, sondern auch der Neuwirt, der „Ruapp"; allerdings nicht aus gleichem Interesse, denn dem Ruapp is ums Drahn nichts, wohl aber ums Gschäft.

Und ein Gschäft geht, wenn die Jochberger spielen, es wird immer „gsteckt voll", nicht nur die Wirtsstuben, der Tanzboden und s Verschlagl — auch so mancher Gast.

Die Jochberger sind aber nicht nur gute Musikanten, sondern auch lustige Manda, echte Tiroler, blasen die ganze Nacht fest drauf los.

Und wie sie heut mit dem primitiven Gfahr daherkommen, entlang der Jochbergerstraße, auf einem großen Heuschlitten sitzend, der mit zwei Pferden bespannt ist und ihre Weisen hinausblasen in die dämmernde Welt, so klingt das so traulich und heimisch hinein in die Herzen von jung und alt; voraus die Weise des Liedes:

Wenns koan Schnee mehr obaschneibt,
Und da Kerschbam blüaht und treibt,
Wenn die Schwalben wieder kommen,
Und die Bienen ummer summen,
Wenn das Täuberl gurrt und girrt,
Und da Taubrer Herzweh gspürt;
Gelt, das is die schöne Zeit,
Die uns zwoa gar so gfreut.
Singt sogar der Stieglitz dort,
Singt mit mia in einemfort;
Selbst das Amserl drunt beim Bach
Pfeift mas Liadl allweil nach,
Aba du, du bist so kalt,
Wie da Kieselstoan im Wald,
Diandle sei nit gar so sper,
Sonstn sigst mi nimma mehr.

Diandle kennst denn du dein Buam sei Standerl nit?
Mach das Fensterl auf, mach das Fensterl auf,
Denn i bring dir heut an wunderschönen Blumenstrauß
Und a herzigs, a herzigs, und a herzigs Busserl drauf.

Diese Weise klingt jubelnd und doch so klagend hinaus — es ist ein Stück Leben — und das blüht und stiehlt sich so heimlich ins Herz wie die Liebe . . .

Ja, die Liebe!

Sie rührt an allen Fasern des Herzens und tut so wohl und doch wieder so weh, wie dieses Lied . . .

An der Straße steht ein Haus und unter der Haustür ein Dirndl — ein hübsches Kind mit schwarzen Augen und roten Wangen, die Jugend selber.

Sie lauscht der Melodie des Liedes, Gedanken und Gefühle erwachen in ihrem hübschen Köpfchen — sie denkt an ihren Steff, den schneidigen „Gamshoga", der sie heut vor die Spielleut führen und fest

drahn wird im Tanz, dann wieder nach Hause, wegen dem „Fürchten“ ... sie denkt daran und immer wieder und ihre Wangen werden noch röter.

Das Gfahr mit den Musikanten ist bald am Ziel, die Pferde traben so munter dahin, denn der „Wagnerwastl“ lenkt sie.

Der Wastl ist ein tüchtiger Rosselenker und noch ein schneidiger „Jaga“ dazu.

Er ist von stämmiger, untersetzter Figur, etwas „mollig“, mit rundem, vollem Gesicht, wobei ihm die Gutmütigkeit aus seinen graublauen Augen leuchtet.

Diese Augen sind etwas rot geändert, was das viele warme Gamsbluat verschuldet, das er sauft — wenigstens nach seiner Behauptung.

Auf seinem Haupte trägt der Wastl selbstverständlich ein grünes, verschossenes Hüatl, verziert mit frischem Tannenreisig, Edelweiß und Gamsbartl. Noch eins: Der Wastl ist nämlich — und das soll kein Vorwurf sein, denn dies ist ja sozusagen eine „Jageranlage“ — ein wenig redselig und fopperisch. Wenn er behauptet, die Jagdbeute war so groß, daß er sich die Reh und Gemsen „per Waggon“ nachführen lassen mußte, oder er muß für seine geschossenen Vieher eine Ritschen bauen und mit dem Wasser triften, oder er ist gezwungen, für das Gamsfleisch eine Auskocherei zu errichten, so findet er schon manchen Gläubigen, doch seine Jagdkollegen schütteln schmunzelnd die Köpfe.

Die Auracher Kollegen wollen dem Wastl jede gute Seite absprechen, was wieder höchst ungerecht wäre.

Mag da kommen was da will, der Wastl, oder vielmehr unser Wastl, lächelt über alle Verdrießlichkeiten dieser Welt wie ein echter Philosoph.

So der Fuhrmann der Jochberger Musikanten.

Bei den Klängen der heiteren Musik wird auch dem Wastl ganz warm ums Herz und so sommerlich zu Mute — seine Gedanken fliegen hinauf auf seine teuren Berge, hinein in die steinige, zerklüftete Wildnis, wo die Gemsen herumklettern und den Wastl grüßen lassen, da wo die Sennin in der Hosen herumhantiert, hoch oben auf der Wildalm, und das Liadl singt:

„Mei Bua is a Jaga,
Hoast Wastl, liabt mi,
Und trifft a nit s Gamserl,
So trifft er scho mi.“

Und da Wastl drauf:

„Mei Schatz is a Sennin,
Hat Kas am Kastn,
Wenn i hin kimm dazua,
Tuats mi kostn lassn.“

Sie drauf das Schneidige:

„'s Dirndl auf der Alm,
Tuat den Juhschrei, den halbn,
Den halbn tuat der Bua,
Wenn a hin kimmt dazua.“

Und der Wastl kraxelte schon im Geiste hinauf, auf dem Rücken den Schnerfer und Stutzen, ersteren wohlbepackt mit Speck, Schnaps und Knödlzeug, denn es gibt „Jagaknödl“, in der schwieligen „Pratzen“ den mächtigen Bergstock; der Schweiß rinnt dem armen Wastl schon in hellen Tropfen herab, da sieht er sein „Jagamadl“ hoch oben stehen, mit der Hosen an, er hört sie singen und jodeln, er macht einen Juhschrei — aber an ganzen — die Pferde mit dem Gfahr machen einen Satz, Wastl erwacht aus seiner Träumerei, die Jochberger sind beim „Neuwirt“ angelangt.

Beim „Neuwirt“ ist schon alles hergerichtet.

Der Wirt ist schon den ganzen Tag herumgeschossen — das Mittagsschläfchen abgerechnet.

Ja, das liebe Mittagsschläfchen!

Es ist so ein Bedürfnis für ihn, den guaten Ruapp, mit dem vollen, freundlichen und gutmütigen Gesicht.

Tagsüber hat er in der Metzgerei nachzusehen, muß mit manchem mißtrauischen Bäuerlein, das schon bei allen Metzgern war, um auszukundschaften, wieviel sie für das Pfund zahln, ein Sträußlein bestehen, um „gleich zu wern“ wegen einem Facken, Kalbl oder sonst einem Rindvieh, auf daß er, der Ruapp, wieder gute Würste machen oder sonst einem Bäuerlein ein „Schweinernes“ mitgeben kann für seine Alte. Du lieber Himmel, er muß noch die Gäst unterhalten bis in die geschlagene Nacht, wo dann der „Stoff“ erscheint, der schneidige Polizist, der „keine Würstln“ kennt und wie rechtens gleich einen hinausschmeißt oder aufschreibt — und den armen Ruapp dazua.

Eine Woche drauf das Malheur.

Der Polizeidiener bringt einen Zettel im Auftrage der hohen, von Gott vorgesetzten Gemeindeobrigkeit, darauf zu lesen sind eigene und fremde Sünden: „wegen Übertretung der Polizeistunde, Verleitung und Verführung der Gäste zum „Hocken“ zu erscheinen am Sonntag um 11 Uhr in der Gemeindekanzlei. N. N., Bürgermeister.“

Die ganze Woche wird das Kommende ausführlich besprochen mit den „Verleiteten“ und Mitangeklagten, die zwar nur eigener Sünden halber angeklagt sind, wegen zu langen Hockens und Versoffenseins nach der Polizeistunde; eine Ausrede um die andere, unglaublich die ganze Geschichte, dieser verfluchte Stoff mit seiner „Gachen“ (eiligem Auftreten).

Endlich kommt der Sonntag, die ganze Gesellschaft steht ehrerbietig, den Hut in der Hand, in der Gemeindekanzlei, in der Mitten der Ruapp, umgeben von seinen Getreuen.

Der „Gerichtshof" erscheint.

Als Vorsitzender der „Vize" in Begleitung des Gemeindedoktors, der berufen, den gordischen Knoten entzwei zu hauen, wenn die Sache zu verwickelt, und noch eines Rates. Hinten drein folgt der Ankläger Stoff.

Ernste, feierliche Gesichter; die hohe Mission spiegelt sich in jeder Bewegung wieder.

Der Vize streicht sich bedächtig den langen Schnurrbart und beginnt dann im strengen Tone: „No, habts schon wieda a so a Dummheit gmacht. Wie war die Sache?"

Stoff als Ankläger tritt vor und verschwärzt die ganze Gesellschaft anständig.

Der Ruapp und die andern fangen an, sich unschuldig zu machen, wie die lieben Engel — alles umsonst.

Der Gerichtshof zieht sich zurück zur Beratung. Eine Viertelstunde banger Erwartung.

Endlich erscheint er, der Vize streichelt sich wieder den Bart, tritt vor und spricht: „Für diesmal einen Verweis; ich mache euch aufmerksam, speziell Sie, Herr Wirt, mit diesem Vorgehen kommen Sie nicht weit . . . abtreten . . ."

Um nach diesem Intermezzo wieder zu unserem Mittagsschläfchen zu kommen, sei bemerkt, daß der Ruapp heute auch alles für die Spielleut hat herrichten müssen, Würstln und Wein, Bier und Fleisch, sich um Kellnerinnen umsehen, bekränzen und was das Zeug mehr ist, und da soll einer kommen und sagen, daß der Ruapp sein Schläfchen nicht verdient. Geprügelt wird er, derjenige.

Die Eingangstür zum „Neuwirt" ist mit einem großen Kranz von frischen Tannenreisern geschmückt, welcher links und rechts sowie oben befestigt ist, oben eine Tafel umschließt, worauf in großen, schwarzen Lettern steht: „Hoch leben die Dirndln und die Buabn."

Das Spielleutkomitee steht unter der Tür, junge, schlanke Burschen mit kurzen Lederhosen, grüngestreiften Strümpfen und detto verzierten Hosenkraxen und weißer Pfoad (Hemd) an, am Kopf schneidige Hüatln, mit zanigen Gamsbarschten geschmückt — richtige Gamshoga. Sie erwarten die Jochberger und wie sie kommen und den Juhschrei vom Wastl vernehmen, erweckt dieser ein zwanzigfaches Echo.

Die Musikanten „setzen an" und mit lustigen Klängen gehts hinein in die Wirtsstube. Die Burgl, die Kellnerin, hat schon im Verschlagl für die Musikanten den Tisch gedeckt und aufgetragen.

Bevor die Blaserei, der Tanz losgeht, gibts für die Musikanten zur „Stärkung“ eine kleine Fresserei: Nudelsuppe mit Würsteln, wo die Mahnung des Wirtes: „greifts fest zua, Buam“ tapfer befolgt wird.

Während die Jochberger sich solchermaßen für ihre nächtliche Aufgabe stärken, rücken schon einige Pärchen an; solche von der nahen Schneid- oder Hogmoargasse.

Die Buam treten voran herein in die Wirtsstube, die Dirndln hinterher, fest eingehüllt in ihre Kopf- und Übertücher.

Es wird gegrüßt nach allen Seiten. „Gesundheit ... Prosit ... Gilt schon gell, gilt schon umadum.“

„Gilt schon“; die Antwort, wobei die Krüge erhoben werden; wenn 's die Freundschaft bedeutet, so nimmt der andere den Bierkrug und sauft ihn aus, wobei der andere meint: „Du siachisch Luder“!

Die Dirndln kosten nur wenig bei einer solchen Gelegenheit, wobei sie sich bequemen müssen, etwas aus ihrer Vermummung zu schlüpfen und das Taschentüchlein, das so g'schamig vor den Mund gehalten wird und zur heutigen Feierlichkeit mit a paar schmeckate Tropfen getauft wurde, wegzunehmen.

Aber da wird nichts mehr weiter kredt (gesprochen), das is so Brauch und Sitte.

Nachdem so alles seinen Anfang nimmt, die Musikanten nach beendigter Mahlzeit im ersten Stock „obenaufoben“ im Tanzsaal, auf der Spielleutbank Platz nehmen, der Kassier vor der Stiege beim Tischl Aufstellung nimmt, der Ruapp in der Budl „obenaufoben“ 's Bierfassel anzapft, Flaschen und Gläser herrichtet, die Kellnerin geschäftig ordnend hin und her rennt und ein paar Liter auf das Spielleuttischl stellt, zur Anfeuchtung für die Musikanten, steht drinnen in der Stube eines großen Bauernhofes ein Dirndl vor dem Spiegel, Moidl heißt sie. Aus dem Spiegel schaut ein hübsches Gesichtchen, wie Milch und Bluat. Augen so blau wie der Spiegel eines Bergsees, es glänzt darin Lebensfreude und Treuherzigkeit.

Doch jetzt huscht ein unwilliger Zug über das schöne Mädchengesicht.

Die Masche will sich nicht recht zurecht legen lassen, es ist höchste Zeit, sie will mit dem Bruder vor die Spielleut gehen, zum „Neuwirt“.

Sie hat fleißig in der Küche hantiert und ist etwas spät daran. Der Bruder wartet schon vor dem Haus, er pfeift ein Liedchen und ruft manchesmal zum Fenster herein: „Na, schau Moidl und mach amal fertig; diese verfluchten Weiberleut mit ihrer ewigen Anlegerei: zehnmal leg ich mi an derweil“.“ Und die Moidl wird endlich fertig, die Masche und das Fiaschter stimmt, die gute Moidl geht zur Mutter in die Küche hinaus.

Diese macht der Moidl ein Kreuz und gibt ihren Kindern die Mahnung: „Kinder, seids brav, gehts mianand hoam, nit zu spat, i kann ja do nit schlafen, bis nit dahoam seids; machts ma koa Schand.“

Die Moidl ist gerührt, sie weiß, es meints doch niemand auf der Welt so gut wie die Mutter; sie drückt der Mutter die Hand und sagt: „Kannst di verlassen, Mutter“ und fort ist sie zu ihrem Bruder.

Ja, es meints doch niemand auf der Welt so gut, wie die Mutter . . .

Die Mutter weiß, auf dem Tanzboden erfüllt sich manches Schicksal — oft stimmts, oft nicht — es ist besser, in Anstand und Ehren ereignet sich ein Geschick, wenn s sein müßte.

In so einem jungen Köpfchen blüht der ganze Frühling mit all' seinen Blumen, das Herz rennt oft davon, die Macht des Augenblickes siegt über alle Vorsätze und Mahnungen, das weiß die gute Mutter, darum kann sie nicht schlafen.

Es ist eine komische Sache, das Leben . . .

Beim „Neuwirt“ klingen schon die lustigen Weisen durch die geöffneten Fenster des Tanzsaales heraus.

Drinnen geht es auf und nieder. Eine Dunstwolke strömt aus den Fenstern; innen Hitze und Staub, außen Kälte. Die Tänzer und Tänzerinnen wechseln.

Die Buabn umstehen im Kreise den Tanzplatz und wenn einer Lust hat zum Tanz, so frägt er denjenigen, mit dessen Tänzerin er eine Toar tanzen will: „Laßt mi oan tanzen?“ Die gewöhnliche Antwort darauf lautet: „Na, oan oder zwe no“ und zur Bekräftigung, respektive Vereidlichung werden ein oder zwei Finger in die Höhe gehalten, je nachdem.

Während in der Stadt der Tanzlustige nach den üblichen Redensarten, wie: „Gestatten Sie?“ „Erlauben Sie?“ unter einer graziösen Verbeugung den Arm der Tänzerin ergreift, würde auf dem Spielleuttag beim „Neuwirt“ solch eine Schöne sich sehr gekränkt fühlen, wollte der Tänzer dieselbe auf diese Weise zum Tanze auffordern.

Also sagt der Bua, wenn er um die Tänzerin angegangen wird: „Zwe noch, nacha kriagst ös“ — 's Dirndl nämlich — oder: „Is schon verhoaßen.“

Wenn so eine Schöne Durst hat, so führt sie der Bua zum Nuapp hinaus zur Budl und kauft ihr a Kracherl oder a Zuckerbier, wobei sie sich bequemen muß, eine Zeitlang mit dem Löffel herumzurühren.

Hat der Bua 's Dirndl gern, so setzt er sich mit ihr ins Nebenzimmer und zahlt ihr was, und ist die Liebe sehr groß, so geht er mit ihr übers Gasserl, da läßt sich die ganze Herzensangelegenheit ungenierter besprechen . . .

Wenn die Musikanten gegen Mitternacht hin etwas „nachlassen“, so stellt sich einer auf beim Spielleuttischl und ruft in den Saal: „Buam, einreibn, a Neue (landläufiger Ausdruck für ein neues Stück) her, a Sechserl für die Musikanten!“ Die Meisten leisten der Aufforderung Folge, die Spielleut werden ausbezahlt.

Die Musikanten sind dankbar für derartige Erkenntlichkeiten, begleiten ein Liadl, das jetzt gesungen wird, gemeinsam vor dem Spielleuttischl:

Wann i mei Dirndl halsen tua,
Druckt sie die Äuglein zua,
Sie tuat, als ob sie schlafen tat
Und is ganz stad . . .
I sag, mei Dirndl, i hab di gern,
Die Liab kann uns niemand verwehren,
Drum gib i dir mei Herz zum Pfand
Und mir bleibn beinand.
Drum gib i dir mei Herz zum Pfand
Und wir bleibn beinand . . .

Der Gesang verstummt, die Paare setzen sich in Bewegung, die Musik fällt wieder ein in frischem Tempo.

Unteneinunt (im unteren Stock) geht es auch hoch her, jedoch nach einer anderen Melodie.

Die Burgl, die Kellnerein, hat alle Hände voll zu tun.

Da sitzen Bürger, Bauern und Handwerker bei den Tischen, einige Pärchen inzwischen, die sich daher verirrt haben und sich ausrasten.

Der Bua schneidet dem Dirndl vor, was die Schöne mit dankbaren Blicken und festem Appetit erwidert, denn die Schnitzel schmecken ausgezeichnet; hie und da — wenn unbeachtet — fährt die Schöne mit ihrem hübschen Füßchen an die Waden ihres Liebsten, als Zeichen ihrer besonderen Huld.

An einem Tische geht's extra hoch her, da sitzt ein Weana, ein dicker Kerl mit verschwommenem Gesichte.

Er ist Moasterknecht beim Rasierer.

Heut hat er einen Rausch wie eine Kanone. In manchen Energiemomenten steht er auf beim Tisch und brüllt, indem er mit den Armen in der Luft herumwiegt: „I bin a fescher Weana . . .“ da bleibt er stecken, weiter weiß er nichts mehr.

Der Hanseisepp sitzt nebenbei, auch „guat beinand“, an mords Sarm (großen Rausch), obwohl er selbst das nie eingesteht — das macht zwar jeder. Sein Leibspruch ist: „G'suffen homma und Räusch hoambs koabt.“ Beim Rausch will das kleine, possierliche Männchen nie dabei sein, beim Saufen immer.

Da plötzlich schüttet ihm der Weana mit seiner „Agierung“ den ganzen Krug Bier über die Beine.

Hansei kennt da keine Dummheiten; aufglegt ist er. „Du Schwein, du besuffens!“ schreit er und haut dem Weana in die Pappen, daß er auf allen Vieren auf dem Bauche liegt.

Der Krug und der Weana stehen nimma auf.

Ein jedes Ding hat seine Grenzen und seine Zeit, es ist einmal so auf der Welt; es muß sich jeder damit abfinden.

Der „Hubinger Mich“ ist auch Tischgenosse, weint schier vor Aufregung über diese Gaudi. Er ist ein guter Sechziger, ein alter Raufbold und Hoagmoar mit vierschrittigem, zerhautem Gesicht, wo nicht nur die Zeit, sondern auch die Schläge, die er erhalten, ihre Spuren zurückgelassen.

Die stahlgrauen Augen stieren unbestimmt ins Weite; man kennt es ihm noch heute an, er war ein „Unsicherer“. Das Alter ist da, er fühlt seine Ohnmacht, knirscht mit den Zähnen und einige Tropfen kollern aus seinen Augen hinab über die zerfurchten, eingefallenen Wangen.

Als er noch jung war, der Mich, war er nicht nur ein gefürchteter Raufer, auch auf dem Tanzplatz hat er seinen Mann gestellt; ebenso war ihm eine poetische Ader nicht abzusprechen und das Liadl, das er einmal vor dem Spielleuttischl gesungen, lebt noch:

Der erst ist da Dichter,
Wie ma lebn auf der Welt,
Der zweit erst da Künstler,
Erst nacha kimbs Geld.

Ja, sie war einmal, die Zeit der Liebe, des Raufens und des Gesanges . . . Sie ist vorbei, diese Zeit, was vorbei, kehrt nicht wieder.

An einem anderen Tische wird politisiert. Die „höhere Politik“ spielt da selten eine Rolle, meist werden da die Gmoan-(Gemeinde-) Verordnungen kritisiert.

Da sind gewöhnlich zwei Richtungen vertreten: Für und gegen.

Bei unserem Tische sind einige „Gemeindemannda“, darunter auch der Vize, den wir schon kennen gelernt bei der Gemeindeverhandlung. Holzmeister Jagg, ein alter „Holzwurm“, ist auch bei der Gruppe.

Jaggl ist ein alter Politisierer, er kann die Goschen oft nicht halten, so auch heute.

Er ist beim Wort: „. . . Das ist nicht richtig, da sollt schon die Gemeinde an Ordnung einebringen — wegn an Licht — oft brennts nicht, oft schlecht, zahlen müßt ma decht gleich, wenigstens auf der Straßn kunnt a bessre Angstalt sein; geht ma hoam, fallt ma an Mühlbach oder man rennt sonst wo an . . . Wer zahlts? . . . Die Gemeinde? . . . Wer tragt die Kosten, wenn a Dummheit passiert? An

Burgermoaster wirds gleich sein," fährt Jagg fort, „der hat seine eigene Beleuchtung, der kümmert sich um so was nicht."

Dem Vize flammt es schon auf: „Was? Übern Burgermoasta laß i nichts kemma . . . Was brauchts ös a Liacht da draußen? Seids froh und dankts an Herrgott, daß an solchen Burgermoaster habts!"

Drauf Jagg: „Da kunnt unseroana beim Herrgott guat ankema, wenn i mit an solchen Dank daherkam, wo i eh nit guat angschriebn bin dabei."

„Überhaupt gehts hoam, wanns Tag is," so drauf der Vize.

Bei diesen Worten des Vize springt der Installateur, der „Kipferling", der auch ihre Anwesenheit teilt, auf, erfaßt den Bierkrug und schreit inzwischen: „Muaß enk glei oane obahaun! Eins ums andere . . . gneckt hobts mi zwegn dem ‚Stalliern', ös Burga . . . und drauf und drum . . . aba nix gnutzt hots enk . . . so . . . was denkts denn ös, ös seids krat alloan auf der Welt? Aufzwickn mechts mi . . ."

Jaggl erfaßt den Kerl bei der Hand, denn er is a „Gachzorniger".

„Etwas langsam," sagt da Vize, „probierts ös nur amol, werd segn . . . is leichter gredt . . . Kellnerin, zahln!" Und da Vize verläßt die Wirtsstube.

Die Tür fällt fest ins Schloß.

An einem dritten Tisch sitzt der Wastl, unser Wastl, und spielt auf der Zither. Um ihn herum einige Liebespaarln — der Wastl weiß sie zu unterhalten. Er kennt sich auf der Zither aus wie mit dem Jagern. Der Wastl war auch „obenaufoben" — auf dem Tanzboden — hat a paar getanzt, aber da Wastl ist zu kamod und zu dick zum Drahn, er muß fest schwitzen, sein Madl ist auch nicht da, ist im Pinzgau, und so ist der Wastl herunter und spielt einen auf der Zither.

Wenn der Wastl eine Pause macht, so wird eins gesungen:

Diandl sei gscheit,
Nimm an Buam, der di gfreut,
Nimm an Buam mit an Geld,
Hoast a Freud auf da Welt.
Diandl sei gscheit,
Nimm an Buam, der di gfreut,
Nimm an Buam, ders guat kon,
Daß d nit z lerna brauchst dron.

Und weiter:

s Diandl is launig,
Geh sei wieda guat,
Greif her auf mei Herzerl,
Wie weh daß ma tuat.
Es hammerlt und schlagt ja
Die ganz Zeit für di,
Diandl sei gscheit
Und liab mi.

Oder:

Übern Grambach,
Ja übern Grambach
Schleicht a Fuchs.
Geht koa andrer Schlangl
Mit sein Sonntagsgwandl
Übern Grambach,
als wie i . . .
Übern Grambach,
Ja übern Grambach
Is mei Diandl dahoam . . .

Das Lied wurde durch einen Mordsspektakel unterbrochen, denn da Moastaknecht, da Weana, wurde hinausgeschmissen, respektive hinausgetragen. Wastl hatte wenig Ohr für all das . . . er denkt hinüber nach Pinzgau, zu seiner Sennerin, da fällt ihm die wunderbare Weise eines Liedes ein und er greift in die Saiten . . . „Schöntagwoadweis“ heißt man das Lied. Es ist eine alte und doch so bekannte und sich immer wiederholende Geschichte, die Entstehung dieses Liedes.

An der Gemarkung zwischen Tirol und Pinzgau liegen hoch oben auf der Schneid die Matten der „Schöntagwoadalm“. Auf der Alm hauste einst eine schöne Sennerin. Beim Edelweißbrocken verirrte sich ein Stadtherr in ihre Hütte und fand nicht nur ein Edelweiß — auch ein Herz.

Das nahm so seinen Fortgang . . . Die Blicke und Gedanken der Sennerin schweiften oft hinaus über die Höhen der Berge, hinab ins Tal.

Es ist Brauch, wenn die erste Heumahd im Tal beendigt, gehen die „Hoaminger“ (Talbewohner) hinauf auf die Alm, richten das Holz für das kommende Jahr, machen die Wassergräben auf, „raumen“ zusammen und schaffen Ordnung.

Es war grad um diese Zeit, da nahm die Sennerin ihr Waldhorn, ging hinaus auf die „Schneid“ des Berges, wo man hinuntersieht ins Tal, und durch die Stille der Nacht klang weich, mahnend und einladend die Weise des Liedes:

Geh heut nit aufa,
Geh heut nit aufa,
Heut sind die Hoaminger da.
Geh morgn aufa,
Geh morgn aufa,
Morgn is gar neamd mehr da.

Altsteirische Bauerngastlichkeit.

Erinnerungen von **Peter Rosegger.**

Die Katz wascht sich! s kimmt heut noch wer!" Diesen Ruf hört man im entlegenen Bauernhof manchmal und er macht immer einiges Aufsehen. Wenn sich die Katz wäscht! Sie ist ja ein weibliches Wesen und putzt sich gern heraus, wenn sie ahnt, daß ein Fremder kommt. So schreiben es ihr die Hofbewohner zu und die Hausmutter selber reinigt den Tisch und die Schürze und die Hände, wenn sich die Katz wäscht. „s kimmt wer!" das ist wie die Ankündigung eines Ereignisses, um so spannender, als man nicht weiß, wer es sein wird. Vielleicht ein „Umergeher", wie man die zweifelhaften Stromer nennt, die nicht eigentlich betteln und nicht eigentlich stehlen, gelegentlich aber doch beides tun. Oder es ist ein ehrlicher Bettler oder ein Hausierer oder gar der Herr „Diener" vom Steueramt, den man am höflichsten aufnimmt, aber am lebhaftesten verwünscht, obschon er „nix dafür kann, daß er gschickt wird". Es kann aber auch ein Stadtherr sein, so ein Bergsteiger, „wie sie jetzt alleweil umeinandergehen wie die Narren. Aber gscheit seins und Geld habns."

Beim Altbauernhof geht keiner zum Tor hinein, der nicht drinnen etwas Gutes erfährt. Wenigstens wird er eingeladen, er soll „ein bissel abrasten, der Berg da auffer ist hübsch stickl (steil)". Der Bettler bekommt seine Gabe, der Umergeher wird auch gefragt, was er will. Wenn er um „bissel was zum essen" ersucht, so kriegt er, was übrig geblieben ist; die Hausmutter fragt ihn noch, ob er selber einen Löffel bei sich hätte? Wenn nicht, so sucht sie aus der Tischlade einen hervor, wischt ihn an ihrer Schürze ab und legt ihn zur Schüssel. Ersucht der Fremde aber um nichts, sondern sitzt so da und sitzt nur immer da, dann fängt man an argwöhnisch zu werden. Ist die Bäuerin allein im Hause, so schreit sie in den Keller oder Dachboden Befehle hin, um glauben zu machen, es seien auch andere Leute daheim. Oder sie läßt den Kettenhund frei; wird aber selten dazukommen, den verdächtigen Menschen fortzuweisen.

Wer zur Essenszeit kommt, auch wenn's der nächste Nachbar ist, der wird zum Tisch geladen, er soll „a wengerl mithalten, viel wird er eh nit kriegen". Die Artigkeit begehrt's, daß der Eingeladene sich eine Weile weigert, „sich ehren laßt", bis die Einladung wiederholt wird. „Aber so geh her, setz dich zuwer, zum Ehrenlassen zahlt sichs nit aus" und was der Redensarten mehr sind. „Nau, bin halt gleih so grob!" mit diesen Worten nimmt der Gast an und setzt sich zum Tisch. Befreundeten oder verwandten Besuchern, wenn sie außerhab der Mahl-

zeit kommen, wird extra was gekocht, ein „Sterz“ oder ein „Eierschmalz“, und wenn’s hoch hergeht, gar noch Kaffee dazu. Nachbarliche Schickboten, die was auszurichten haben, werden selten entlassen, ohne daß die Hausmutter ein Stückel Brot reicht oder sonst eine kleine Essenssache.

Und wer am Abend kommt — sei es wer immer — und bittet um Nachtherberge, der wird angenommen. Nicht immer mit großer Bereitwilligkeit, gar manchmal mit ein wenig Brummen, weil „man kein Bett hat“, weil „man immereinmal nit weiß, wer die Leut sein“, weil „oft immer einer mit dem Feuer nit tut achting geben“ und weil’s „halt eigentlich verboten tut sein, fremde Leut’ über Nacht zu behalten“. Aber fortgeschickt wird doch niemand. Draußen ist ja das „wilde Birg“, „der kalte Wind“, „auf der nassen Erden soll kein Christenmensch schlafen“. Im Altbauernhause wird auch der Hausierjud, so zuwider er manchen Leuten sein mag, wie ein Christenmensch behandelt, der „auf der nassen Erden nit schlafen soll“. Und jeder, der über Nacht bleiben darf, bekommt eine warme Suppe. Dann wird er, wenn’s kein Bett gibt oder der Gast aus irgendeinem Grunde als nicht recht bettfähig angesehen wird, hinausgeführt in die Scheune, auf Heu oder Stroh. Das tut stets der Bauer selber, der dem Fremden noch alles Feuerzeug abfordert. Es gibt ihrer aber solche, die das Feuerzeug verleugnen, nachher mit dem Streichholz die Pfeife anzünden. Am anderen Tag steht anstatt des Hofes eine Brandstatt da und kein Mensch weiß, „wie das hat geschehen können“.

Mancher Bauer hat als Viehkäufer oder in anderen Berufsgeschäften zu wandern; in jedem Hause — er kann sich darauf verlassen — wird er aufgenommen, als gehöre er in den Hof, wird bewirtet und bekommt sein Bett.

Wenn im Bauernhause Wallfahrer einkehren, etwa auf der Rückkehr, und „ein schön Gruß von Mariazell“ bringen, so werden sie besonders gut aufgenommen und verpflegt, wofür die Gäste damit danken, daß sie der Hausmutter ein „Zellerbreverl“ oder ein „Wachsstöckel“ oder eine „Rosenkranzbeten“ oder ein anderes Andenken aus dem Wallfahrtsorte verehren. Wenn es sich gelegentlich zuträgt, daß ein junger Wallfahrer sich in die junge Haustochter verliebt, so heißt es, „wird der Segen Gottes wohl dabei sein“. Und war ich einmal bei Wallfahrt und Hochzeit Zeuge, wie aus so einem bescheidenen Gaste der Hausvater geworden ist.

Indes gibt es unliebsamere Zusprüche im entlegenen Bauernhause.

Wenn die braune Bande kommt, die Zigeuner mit den schönen schwarzäugigen Männern, den wildlockigen Weibern, den halbnackten Kindern und den keifenden Hündlein, und wenn sie bitten um Obdach

über Nacht! Da heißt es zuerst allerdings rauh und derb: „Wir behalten niemand! So ein Gesindel schon gar nit!“ Auf eindringliches Bitten meint die Hausmutter aber endlich doch: „Was sollens denn machen im schlechten Wetter auf der freien Weid? Mit den kleinen Kindern! Sollen halt in Gottesnamen dableiben, in der Streuhütten können sie schlafen.“ Und kocht in einem Riesentopf Brotsuppe, damit sie auch was Warmes in den Magen kriegen. Am nächsten Tag, wenn sie abziehen, muß freilich der Knecht dabeistehen und achtgeben, „daß nix mitgeht“. Aber so ein simpler Knecht hat viel zu wenig Augen; wenn die Bande davongezogen ist allemal auch etwas „mitgegangen“.

Der Tourist, wenn er sich im Gebirge verirrt hat und über ihn die unwirtliche Nacht hereinbricht, denkt: Wenn ich nur zu einem Bauernhaus hinabkommen könnte! — Niemandem fällt es ein: Ja, werden sie mich, den Fremden, wohl auch beherbergen? Jeder, und käme er um Mitternacht, wird aufgenommen und nach Möglichkeit betreut. Und wenn der Tourist am nächsten Tage nach der Schuldigkeit fragt, so antwortet der Bauer, falls er von der neueren Gattung einer ist: „Was S halt gern hergeben.“ Ist es aber einer vom alten Schlag, so sagt er: „Wegen destwegen seids nix schuldig. Ist gern gschehen. Schauts nur, daß gut heimkömmts.“

Nun muß ich noch einer besonderen Art von „Gästen“ erwähnen, die in sehr bösartiger Absicht kamen oder geschickt wurden, und die zumeist doch recht gerne gesehen waren.

In früheren Zeiten war es Brauch, und ich selbst habe es noch miterlebt, daß einem Bauern, der die Steuer nicht zahlen konnte, ein „Exekutionssoldat“ ins Haus geschickt wurde. Konnte dieser das Geld schon nicht mit Gewalt nehmen, weil eben keines da war, so hatte er als Hauslast so lange auf dem Hofe zu bleiben, bis die Steuer aufgetrieben war. Er hatte Dach, Kost und Verpflegung zu beanspruchen und konnte den Herrn spielen. Mancher spielte ihn auch, sich einmal gründlich entschädigend für den Hunger und die Mißhandlungen, so er in der Kaserne erfahren. Die meisten dieser Exekutionssoldaten fühlten sich auf dem Bauernhofe ganz vergnügt, verdienten durch freiwillige Arbeitsleistung reichlich Kost und Pflege, waren freundlich und heiter und hatten oft nur den einen Wunsch, daß der Bauer doch ja solange als möglich die Steuer nicht sollte leisten können. Solche Gäste waren auf dem Bauernhofe natürlich sehr beliebt. Dieses Exekutionsverfahren trug daher durchaus nicht zur rascheren Einbringung der Steuern bei und wurde beizeiten wieder abgeschafft.

Ob man auch das zur Gastfreundschaft nehmen soll, was der Granegger in Alpel einst für jenen Soldatenflüchtling getan hat? Ich glaube schon.

Der Bauersmensch hatte dazumal noch den allergrößten Abscheu vor dem Soldatenleben, das ein gar elendes Hundeleben gewesen ist. Er entzog sich ihm, wenn irgend möglich, durch die Flucht. Zur Sommerszeit lebte er — um den beständig umherspähenden Häschern zu entgehen — in den Wildnissen, nahezu wie ein wildes Tier. Den Winter über wohnte er in verborgenen Löchern der Bauernhöfte. Der Bauer hielt es für ein gutes Werk, solche Flüchtlinge zu verstecken und zu verpflegen. So hatte der Granegger in seiner Schaubkammer den Sagschneider Franz verborgen, der wegen Flucht aus der Kaserne schon zweimal Spießruten laufen mußte, trotzdem das drittemal wieder geflohen war. Wenn sie ihn jetzt noch einmal erwischen, wird er kurzab erschossen. So hatte der Granegger ein ganzes System eingerichtet, um den Mann zu schützen. Das Essen wurde dem Flüchtling in einem Strohbund verborgen in die Kammer geschickt, in der er gerne auf einem Schaube saß und sich die Zeit mit Strümpfestricken vertrieb. Manchmal kamen „Überreiter“ (Häscher) in den Hof, um nach Flüchtlingen zu fahnden. Da trieb der Bauer irgendein Stück Vieh aus dem Stall zum Brunnen und knallte dabei mit der Peitsche. Dieses Knallen war das Zeichen für den Franz, sich in die Hohlwand zu verstecken, denn die Überreiter kamen auch in die Schaubkammer und stachen mit ihren Spießen im Stroh umher. So ging’s vom Spätherbst durch den ganzen Winter. Im März, noch ehe der Franz ins Hochgebirge flüchten konnte, bekam er die Lungenentzündung und starb. Jetzt der Tote machte dem Granegger mehr Sorgen als der Lebendige. Wenn er angibt, wer’s gewesen, wird er hart bestraft. So führte er nächtig die Leiche hinauf in den Heugrabenwald und legte sie in eine verfallene Köhlerhütte, wo sie nach einiger Zeit von Häschern gefunden worden ist.

Bezeichnend für die Treue altsteirischer Bauerngastlichkeit ist eine Geschichte, die in meiner Jugend noch erzählt wurde, während die jetzigen Bewohner der Gegend allerdings nichts davon wissen. Im Fochnitzgraben (Pfarre Stanz bei Kindberg) steht der alte Fochnitzhof. Zur Franzosenzeit war es. Da wusch sich wieder einmal die Katz. Kamen zu diesem Hofe eines Abends aus dem Mürztale drei „Blaufüchse“ herein. Sie schienen müde und erschöpft zu sein und ersuchten in schlechtem Deutsch höflich um Nachtquartier. Der Bauer bewirtete sie und wies ihnen dann bescheidentlich zum Schlafen die Heuscheune an, die oben auf der Wiese stand. Den Franzosen war das recht, sie begaben sich in die Scheune, dessen einziges Tor sie von innen verrammelten. Um Mitternacht war’s und ging ein Sturmwind, als es am Fenster der Fochnitzstube leise klopfte. Der Fochnitzbauer stand auf und wollte wissen, wer draußen sei? Und waren es etliche bewaffnete Bürger aus Stanz, die sofort fragten, ob nicht Franzosen im Fochnitzhofe übernachteten?

„Wohl wohl“, antwortete der Bauer. „Draußen im Heustadl schlafen’s.

Die wolle man überfallen und kalt machen.

Antwortete der Bauer: „Sie haben sich mir vertraut. So lang sie unter meinem Dach sind, darfs nit sein. Auch kann man nit hinein, sie haben, deucht mich, fest verrammelt.“

Gut, so werde man den Heustadl anzünden. Die Äser müsse man alle ausrotten.

„Morgen, wenn sie auf der Straßen sind, meinetweg, was ihr wollt. Unter meinem Dach laß ich nix geschehen!“

Sie kümmerten sich nicht um ihn, sondern schickten sich an, ihr Vorhaben auszuführen. Da riß der Fochnitzbauer sein Schußgewehr aus dem Bettstroh, wo er es vor den Franzosen versteckt hatte: „Den ersten, der mir zum Heustadl geht, brenn ich nieder!“

Die Stanzerbürger sind unwillig abgezogen.

Am nächsten Frühmorgen sah der Fochnitzbauer, es war das Heustadltor offen. Er ging nachschauen, ob die Blauhosen denn schon fort wären. Ja, die waren fort. Waren — wie es sich später unter anderem herausstellte — noch spät abends vorher davongegangen, weil sie in dieser Scheune einen Überfall gefürchtet hatten. Hingegen hatte die Scheune in derselben Nacht eine andere Invasion bekommen. Ein Mann, ein Weib und mehrere Kinder schliefen fest auf dem Heu. Der Bauer erkannte sie sofort, es war sein Bruder samt Familie, die draußen in Mürzhofen ihr Haus hatten und bei Nachtzeit vor den Franzosen geflohen waren herein in den Fochnitzgraben.

Diese seine Verwandten, setzt das erzählende Volk bei, wären umgekommen, wenn der Bauer jene Gäste — obschon sie Feinde waren — nicht so treu hätte beschützen wollen.

Oberösterreichisches.

Von Hans Mittendorfer.

Mei Moanung.

„Es is an Elend auf da Welt!“
Sagn d Leut so gern und schaun a weng.
Ja, liabi Leut — daß i mi meld —
An Elend is s — mit eng!

Zwö schauts denn grad, zwö helfts denn nöt,
Wann d liabi Not beim Nachbarn steht?
Ös schlafts im woachn Fedabett
Und tramts, wia guats eng geht.

Schleicht s Unglück um a Häusl z’weit
Und kimmt amal zu eng ins Haus,
Redn d Nachbarn wieda grad so gscheit
Und koana jagts nöt aus.

Wann das nöt gang, das war nöt schlecht,
Daß oans dem andarn s Glück behüat:
Wißts, s Elend hat koa Einlagrecht,
Wanns d Nächstnliab vabiat!

Drei und oana.

Da ersti is kemma in alla Gottsfruah,
Hat gsagt: „Wanns d willst, i wir dei Bua.
s Dirndl hat gantwort: „laß mi in Ruah!“

Da zweiti is kemma um zwölfi z Mittag
Und tuat, obs nöt mitgang, sei gwonti Frag.
s Dirndl hat gantwort, daß n nöt mag.

Da dritti is kemma ums Feirabndwern,
Er sagat ihr was Hoamligs gern.
s Dirndl hat gantwort, sie will nix hern.

Da vierti is kemma gegn Mittanacht
Und hat ihr sei gluathoaßi Liab mitbracht;
Dem Buam, dem hats Fensta und s Herz aufgmacht.

Dö Braut.

D Sunn hat si abidruckt.
Mir hats im Herz aufzuckt,
Wia wanns recht schwül gwön wa
Und gach a Blitza gschah.

Jogt schan da Wödasturm
Tragt ma mei Herz zum Buam,
Tragts duri n schwarn Regn,
Hans nöt dahaltn mögn
Tragts üba Stock und Stoan
Zu eahm alloan.

s Herzel hat gjuchzt und gschrian:
Lusti is s jungi Dirn,
Blitz, Regn und Dunnaschlag!
Gwart han i Nacht und Tag,
Daß i mitn Sturm kann fliagn,
Daß i mein Buam kann kriagn!

— — Eingschlagn hats! Liabi Leut,
Gschwind läuts das groß̈i Gläut,
Läuts zu da Hochzeit zsamm,
Läuts in Gottsnam!

Heimgärtners Tagebuch.

Am 1. Juni nach Salzburg gefahren, um den dortigen Volksbildungsverein mit „Steirischem Volkshumor“ zu begrüßen. Die Reise im Zeichen des nun schon wochenlangen Hochwassers. Die schneebedeckten Hochberge bekommen erst schwarze Striemen, die Täler sind voll Wasser und Schutt. Die größte Zerstörung bei Kallwang und Trieben. Da geht's an die Häuser. Es ist unheimlich. Das Kalkgebirge trinkt sein Wasser selber. Aber die Tauern, diese Wasserkunstprotzen, ergötzen sich mit Hochseen, Sturzbächen, Wildströmen und lassen alles von sich. Und die Kosten des Effektes muß der Mensch bezahlen. Das Ennstal ist ein stundenlanger See und mitten drin stehen Bäume und Heuhütten und trübe Bäche rinnen durch in kreuz und krumm. — Salzburg, das österreichische Rom, mit seinen stillen Plätzen und schönen Kirchen, ist immer feiertägig gestimmt; wenn man auch selbst Ähnliches mitbringt, dann gibt's ein hohes Fest. Das Glockenspiel am Residenzplatz singt noch die Lieder meiner Jugend, wie vor vierzig Jahren. Der Kardinal sitzt auf dem Thronsessel seines Domes, Priester schwingen

ihm Weihrauch zu und die Orgel tönt in vollen Brusttönen: Heilig, heilig, heilig! Es regnete, also Fronleichnahmsfest in der Kirche. Ein paar Tausend Menschen waren anwesend, trotzdem sah die Kirche leer aus. Eine Schar von psalmierenden Welt-, Ordenspriestern und Alumnen mit Lichtern; und doch mutete die Feier nüchtern an. In kleinen Dorfkirchen gibt sich das Fest vielleicht weniger künstlerisch, hingegen konzentrierter und inniger. In der riesigen Peterskirche zu Rom vollends kann man zu keiner religiösen Stimmung mehr kommen, es herrscht die Kunst. Der Salzburger Dom ist ein kleines St. Peter. Wenn ich dort einmal Kardinal sein werde, lasse ich mich nicht mit Klatschen, wie diesmal im Kursaal, sondern mit Weihrauch beräuchern. Die Ehre gebe ich Gott, aber ein bißchen davon behalte ich für mich. Nur das möchte ich wissen, ob der Purpur so warm hält, als steirischer Loden. — Auf dem Mönchsberg, wo ich Salzburg und Umgebung anschauen wollte, ward mein Auge himmelwärts gerissen. Am Himmel schlugen die Wolken, deren Heere vom Untersberg kamen und vom Staufen und von der bayrischen Ebene herauf und über den Gaisberg herüber und vom Tennengebirge herab eine Schlacht. Hei, wie die finsteren Kolonnen jagten und an den Berghängen niederstürzten, bis der Wolkenbruch die Stadt unter Wasser setzte. Und dann regnete es den stillen, beständigen Salzburger Regen, der gar so gemütlich ist, weil er uns gänzlich der bangen Frage enthebt, ob es je wieder einmal schön wird. Salzburger Wetter ist das beständigste, sagte mir einer von dort, denn es regnet immer. An demselbigen Abend, als ich zu Salzburg so frohgemut gehauset, hat der Regen hinter mir ein großes Unglück angerichtet. Der Tod war mir nachgelaufen. Wenige Stunden, nachdem ich auf der Hinreise die Station Hüttau passiert, hatte in dunkler Nacht ein plötzlich vom Gebirge niederbrechendes Wildwasser mit Steinblöcken und entwurzelten Baumstämmen den Eisenbahndurchlaß zerstört. Und als der Personenzug von der Selztaler Seite heranbrauste, stürzte die Maschine kopfüber ins flutende Wildwasser hinab. So fand ich sie am nächsten Tage auf meiner Rückfahrt. So lag sie hingestürzt an die tiefe Bachwand, der Tender über ihr und der Maschinführer unter ihr, in Fluten begraben; man hatte den Mann bis zur Stunde noch nicht herausbringen können. Der übrige Zug war auf der Bahn stehen geblieben. Außer zwei weiteren schwer verwundeten Zugsleuten keine Verletzung. Um Mitternacht hatten viele Passagiere im nahen Dorfe Herberge gesucht oder waren in Dunkelheit und Regen die stundenlange Schlucht bis Bischofshofen gewandert. — Am nächsten Tage hatte sich eine Völkerwanderung zur Unglücksstelle ergossen. Der Zug, der aus Bischofshofen hinangekeucht, blieb vor der Unfallsstelle stehen, wir stiegen um auf einen anderen Zug, der, von Selztal gekommen,

auf der anderen Seite stand, und man mußte wohl die Emsigkeit und Umsicht bewundern, mit der der gestörte Organismus wieder zum Funktionieren gebracht wurde. Umsteigen! Das sagt sich so leicht. Woher aber an beiden Seiten die Züge nehmen, die Maschinen, die Leute! Alles so fern und schwierig im unwirtlichen Gebirge, bei schlechtem Wetter. Die Fahrordnung unbrauchbar, worin neue Gefahren liegen; die Passagiere, die Postpakete wollen sofort weiter gebracht werden. Und da hörte man wieder das dumme Wort: „So etwas kann nur auf unserer Staatsbahn vorkommen.“ „Nein, mein Herr, so etwas kann überall vorkommen, besonders um solche Jahreszeit im wilden Birg.“ Hätte die Staatsbahn wegen Hochwassergefahr vorwegs den Verkehr eingestellt, was würde der kritische Herr gesagt haben? „Wegen bißchen Schneewassers. So etwas kann nur auf unserer Staatsbahn vorkommen.“ Sind wir doch, wenn auch mit Verspätung, alle glücklich wieder heimgekommen, mit Ausnahme des einen, der zwischen Feuer und Wasser das rasche Ende fand.

Daß die sozialdemokratischen Arbeiter ihre soziale und wirtschaftliche Stellung verbessern wollen, ist natürlich. Aber sie tun es nicht. Sie nützen die bereits errungenen Vorteile nicht aus. Die Früchte, die sie von ihrem Baume schütteln, fallen in den Straßengraben, dort verfaulen sie. Sie verdienen Geld und wollen noch mehr verdienen, *aber sie sollen Proletarier bleiben*. Das verstehe ich nicht. Man sollte doch denken, daß der einzelne seine schwer errungene Sache zusammenhalten und sich damit frei und selbständig machen würde; daß er sich ein bürgerliches Heim gründen und seinen Nachkommen ein besseres Los sichern wollte. Das tut er nicht, darf er nicht. All seine Karten setzt er auf den Tag, der rasch vergeht, auf die Industrie, die er doch zugrunde richten will. Denkt der Arbeiter denn gar nicht an andere Zeiten? Wehe dem, der kein Dach hat, wenn schlechtes Wetter kommt!

„In Webster City, Jova, hat sich kürzlich ein Verein gebildet, der sich ‚der erste *Verein der ewigen Jugend*‘ nennt und die Verlängerung des menschlichen Lebens als Hauptziel auf seine Fahnen geschrieben hat. Jedes Mitglied, das sich ‚so weit gehen läßt‘, daß es krank wird, wird mit einer Geldstrafe belegt. Das zweitemal wird es zeitweilig ausgeschlossen und das drittemal muß es definitiv ausscheiden. Alle Mitglieder sind verpflichtet, stets die Anschauung zu propagieren, daß die Krankheiten nur schlechte Angewohnheiten sind.“

So zu lesen in einer Zeitung. Dachte ich: Dummes Gschichtl, du stehst auch nicht so ganz ohne Absicht da. Du bist gescheiter, als du ausschaust.

Zur Hochwasserzeit, die heuer nicht enden will. An den Tümpeln, Wildgräben und über die Wiesen geht ein Fremder dahin, um den Weg abzukürzen, obschon er nichts zu versäumen hat. Die Stiefel trägt er über den Achseln und watet barfuß durchs Gras. Kommt ihm ein Bauer nach, bricht vom dürren Strupp einen Ast und schreit: „Soll ih Ihnen aussihelfen aus der Wiesen? s Gras zsammtreten da! Wo eh s Wasser so viel hat Schaden tan!" Antwortet der Fremde ruhig: „Aber Bauer, deswegen bin ich ja da. Muß ja nachschauen und die Wasserschäden aufschreiben für die kaiser-königliche Statthalterei. Daß ihr armen Bauern eine Vergütung bekommt." „s selb wär brav," sagt der Bauer, „und wenn der Herr erst meinen Stadl tat sehen, dems Wasser die Grundmauern hat weggerissen. s ist aus der Weis." „Könnten ihn ja anschauen," meint der Fremde, „wenn ich nicht jetzt ins Wirtshaus müßt', 's wird schon Mittagszeit." „Bissel hätten wir auch noch was," sagt der Bauer. So geht der Herr Wasserkommissär mit dem Bauern in den Hof, wo er mit Milch, Brot und Butter bewirtet wird und noch mit einer Eierspeise, die dem Herrn rechtschaffen schmeckt. Wie er nachher immer noch barfuß weiterschlendert auf der Straße und ein Liedel pfeift, schaut ihm die Bäuerin nach und ruft hell aus: „Gfoppt sein ma! Das ist mein Lebtag kein Kommissär nit, das ist ein Umergeher (Vagabund). Was tuts mir leid um meine Eier!" Mir hat das Spitzbubenstückel der Bauer geklagt und dazugesetzt: „Wenns Wasser und die Dummheit nit alleweil so groß wär bei uns Bauern, ma tat besser hausen." Diesmal wäre lebhaftester Widerspruch höflich gewesen, aber ich habe nicht widersprochen.

Es gibt Leute, die nur vom Worte leben. Ihr ganzes Wesen und Wirken besteht nur im Worte und die „Logik" ist ihr ganzes Um und Auf. Die Tat achten sie kaum. Ihnen imponiert nur das Wort. Wenn jemand ein Lump und Schweinehund ist, so läßt sie das völlig gleichgültig; wenn aber jemand etwas nach ihrer Logik unlogisch sagt, da begehren sie auf, als hinge Leben und Sterben dran. Für ihren eigenen Gebrauch haben ihrer etliche eine doppelte Logik, doppelt hält besser. Je nach Bedarf bedienen sie sich der einen oder der andern. Solche, die hübsch umbiegen können. Sagt man etwas, das ihnen recht ist, so hat man gute Logik, sagt man was, das ihnen nicht in den Kram paßt, dann hat man eine konfuse Logik. Und wenn ich behaupte,

daß die Logik des Lebens bisweilen eine andere sei als die der Theorie, so finden die Ritter des Wortes das unlogisch zum Totschlagen. Logik läßt sich künsteln, Wirklichkeit nicht. Echte Logik freilich würde mit jeder Wirklichkeit übereinstimmen. Aber wo nähme Adams und Evas natürlicher Sohn echte Logik her? Auf Papas und Mamas „Baum der Erkenntnis" wächst diese Frucht nicht.

Zu des Dichters Adolf Wilbran siebzigstem Geburtstag:

Mit heißem Willen manchen Brand
Hast du im kühlen deutschen Land
Entfacht.
Nun willst, es sollten brennen schon
Die Feuer, die uns trennen von
Der Nacht.

Zurück zur Scholle! Der Ruf wird mächtiger. Der Heimgarten hat ihn früh erhoben, schon vor dreißig Jahren. Nun will mancher damit ernst machen, aber es geht nicht so leicht, als es sich denkt. Immer häufiger erhalte ich Zuschriften von (zumeist jungen und mittellosen) Städtern. Sie wollen Bauer werden, mindestens Bauernknecht und ich möchte ihnen dazu behilflich sein. In früheren Jahren habe ich's, wenn auch vorwegs mit größten Zweifeln, leidenschaftlichem Drängen nachgebend, ein paarmal mit solchen versucht und ihnen Stellen auf dem Lande zu vermitteln getrachtet. Sie sind ja kaum unterzubringen. Gegen „Herlaufer" hat der Bauer das größte Mißtrauen. Wenn aber doch die Not an Arbeitskräften zu groß ist, so versucht er's vielleicht einmal mit so einem „Halbherrischen". Der Erfolg war stets armselig. Der Städter kann die Bauernarbeit, die Bauernkost und die Bauerngrobheit nicht vertragen. Idealisten, hatten sie auf dem Lande eine Idylle zu finden geglaubt. Aber die Landnatur ist nicht schön, wenn man in ihr hart arbeiten muß und die schlechtgekochten Mehlklöße im Magen liegen. Die Luft ist nicht gut, wenn die Kammern ungelüftet bleiben, das Wasser ist nicht gut, wenn seine Leitung durch Dunghaufen und Jauchen geht, die Leute sind nicht gut, wenn sie immer mit dem Elende der niedergehenden Wirtschaft zu tun haben. Entgleist und verkommen kehren die enttäuschten Idealisten in die Stadt zurück. — Nein, so ist es auch nicht gemeint mit der Rückkehr zur Scholle. Man denke sich das vielmehr so, daß bemittelte Städter sich auf dem Lande ansiedeln, eine den neuen Verhältnissen entsprechende Wirtschaft betreiben, und dabei — das ist die Hauptsache — persönlich und körperlich mitarbeiten. Nur unter solchen Neubauern ließen sich auch stadtflüchtige Dienstboten denken. In einer gesunden Bauernwirtschaft entfällt dann auch der Luxus. Ein

menschenwürdiges Dasein, wie es dem Gebildeten entspricht, läßt sich auf dem Lande immer führen. Am leichtesten denkbar ist eine solche Rückkehr zur Scholle durch eine größere Anzahl Gleichgesinnter, in dieselbe Gegend, unter Genossenschaftswesen. Besonders müssen höhere Interessen mitsprechen. Vor allem muß der Wert der Unabhängigkeit und der Heimständigkeit wieder erkannt werden. Das wahre Bauerntum ist ein geeinigtes und beständiges Schaffen nach dem einen Ziele hin, den Hofbesitz und dessen Unabhängigkeit auch den Nachkommen zu sichern — ein aristokratisches Freibauerngeschlecht. — Solch jugendlichen Städtern, die mir nichts dir nichts Bauer werden wollen, pflege ich zu raten: Versucht es einmal, wenn Gelegenheit ist, als Gärtnerbursche. Habt ihr unter Landgut- oder Villenbesitzern einen Bekannten, so probiert bei ihm einmal das Ackern, das Mähen, die Viehpflege. Aber nicht auf halbe Stunden lang — auf tage-, wenn möglich auf wochenlang. Dann wird es sich zeigen, ob ihr Bauern seid oder nicht. Das Bauerntum ist kein Schäferspiel. Ein Stadtherr, der zum Bauer avancieren will, muß Muskel-, Nerven- und Willensstärke haben!

Das Tal briet in der Mittagshitze. In Osten stiegen Wolkenungeheuer auf, in Westen stieg ein Heer von Wolkenungeheuern auf. Aber es strich ein östliches Lüftchen und der Wettermesser stand hoch, auch mich zur Höhe ladend. So ließ ich den Mann mit dem Pferde und dem Steirerwäglein kommen und lud auf letzteres meine Pakete und Ballen. Denn ich hatte die Kleiderstoffe, Lehrmittel und andere Sachen, die den Winter über für das Waldschulhaus und seine Kinder gespendet worden waren, an ihre Bestimmung zu bringen. Kaum, daß neben den Schätzen ich noch Platz fand auf dem Wäglein. Das Pferd trabte frisch voran, als freue es sich mit mir. Aber als der steilere Bühel bei der „Holzer-Reide“ kam, ging ich ein Strecklein zu Fuß. Die Sonne, die erst so stechend geloht hatte, verschwamm hinter ganz strategisch über unsere Köpfe sich zusammenziehenden Wolkenkompanien. Auf der halben Höhe des Alpsteiges begann es zu murren, zu tröpfeln und zu rauschen im alten Fichtenwalde. Ein starker Blitzschuß eröffnete das Feuer und nun goß und prasselte es auf und nieder, Blitz auf Blitz. Links und rechts loderte und schmetterte es, und das erschreckte Pferd war kaum zu bändigen. Mit den Kotzen suchte ich die mir anvertrauten Dinge und mich selbst zu schützen, es war nichts — wir saßen mitten im Wasserfall. Plötzlich vor uns fuhr auf die Straße ein Lohebrand nieder, ein Krach, als sei die Erdkugel mitten auseinandergebrochen. Das Pferd tat einen Sprung gegen Himmel, mir war schon, als stürze es — aber es stand und wir lebten. Ein blaues Dunstlein hatte ich vom Wegrande aufspringen sehen, dann Schwefelgeruch. — Als wir

nach einstündigem Gewitter das Waldschulhaus erreichten und die Sachen geborgen wurden, sprang ich — ein Bach bezeichnete auf den Dielen meine Spur — in mein Stüblein, riß die schwerbesoffenen Lappen vom Leibe und kroch ins Bett. Dort blieb ich behaglich liegen vier Stunden lang, plauderte mit dem Herrn Lehrer über die Vorkommnisse des Winters, während die Hausfrau mit heißem Kaffee und trockenen Kleidern kam. Als ich des Lehrers Hosen an meinen Leib tat, zeigte es sich, daß ein deutscher Poet noch dünner sein kann, als ein deutscher Schulmeister. Munter ging's unter dem stille gewordenen, nur mehr leise rieselnden Himmel wieder zu Tale. An der Stelle, wo der große Blitzschlag gewesen, hielt mein Kutscher an, maß mit den Augen die Strecke und sagte: „Eppa so a hundertfufzg Schriat. Wann mas uns ban auffafahrn bißl mehr hättn gschlaun lassen — wenn der Herr drunten beim Bühel nit ausgstiegn wär, hättn ma just mögn zrecht kema!"

Einer Rundfrage aus Leipzig, ob man den Religionsunterricht mit der wissenschaftlichen Forschung in Einklang zu bringen habe, meine Meinung:

Echte Wissenschaft kann zur Religion werden, echte Religion nie zur Wissenschaft.

Kaum ein Jahr war verflossen seit jenem schrecklichen 3. Juli 1866. Die Bräute der bei Königgrätz Gefallenen trugen noch dunkles Gewand. Da kam eine neue Schreckensbotschaft: In Amerika hatten sie den Bruder unseres Kaisers erschossen! Wir erinnerten uns noch lebhaft des Tages, als Erzherzog Max nach dem Abschiede von der alten Kaiserstadt an der Donau durch unser Land fuhr. In Mürzzuschlag hatte man gehört, wie er vom Waggonfenster herausrief: „Adieu, Steirer! Stehet fest wie eure Berge und vergesset den Max nicht!" Der jugendlich schlanke, freundliche Marinekommandant mit dem schönen blonden Bart. Auf Betreiben des Kaisers Napoleon III. hatte er die Kaiserwürde von Mexiko angenommen, „um jenem halbwilden Volke die Segnungen europäischer Kultur zu bringen". Man sagt, Erzherzog Max sei der einzige Mann in Europa gewesen, den Napoleon gefürchtet, und deshalb wollte er ihn entfernen. Der hochgemute Idealist ließ sich verlocken. Unter französischen Schutztruppen war er am 28. Mai 1864 in Veracruz gelandet. Als sich aber bald gegen ihn in seinem jungen Kaiserreiche die Revolution erhob, zog Napoleon die Schutztruppen zurück, Maximilian wurde gefangen, zum Tode verurteilt und am 19. Juni 1867 erschossen. — Die Nemesis ereilte den treulosen „Schutzherrn" an der Seine sehr bald. Ungefähr so lange, als Kaiser Max in Mexiko regiert hatte, regierte

Napoleon noch sein Frankreich, dann war er — der einen deutschen Fürsten verraten — der Gefangene deutscher Fürsten. — Dieses Gedenken überkommt mich jetzt auf einem stillen Berge in Krieglach-Alpel am 40. Jahrestag von Maximilians Tod. Aus ferner Jugendzeit ragt jene titanische Geschichte auf wie ein erratischer Block über blühenden Almmatten.

Die Trinkgelderfrage taucht wieder auf, aber sie scheint unlösbar zu sein. Das Trinkgelderunwesen ist eine der widerlichsten Erscheinungen, es muß endlich beseitigt werden. Daß es vielen die Freude am Wirtshaus verdirbt, ist kein Unglück. Daß es vielen die Freude am Reisen verleidet, ist schade. Daß es aber Geber und Nehmer korrumpiert, ja daß die Trinkgeldunsitte die Elementarschule des Bestechungswesens ist, erscheint mir als das Wichtigste. Ein radikaler Vorschlag ist ja gemacht.. Das Unding wäre aus der Welt zu schaffen, wenn bei Gasthaus- und Gasthofrechnungen ein bestimmter Prozentsatz für die Bedienung in Zuschlag käme und wenn anderseits jedem Bediensteten bei Entlassung verboten wäre, ein Trinkgeld anzunehmen. Denn es gibt Leute, die über das Trinkgeldgeben zwar schimpfen, aber doch — um für sich bevorzugt zu werden — der Dienerschaft Kleingeld zustecken. Solche Fälle müßten als Bestechung behandelt werden. Vielleicht ist es Sache der Sozialdemokraten, die heutzutage so stolz das Ihrige begehren, daß sie ebenso stolz das Bettelhafte von sich abschütteln.

Den längsten Tag dieses Jahres habe ich ausgenützt. Ums Sonnaufgehen weckte mich das helle Aveglöcklein in Mariazell. Auf kurze Zeit in die Kirche, auf den Platz, wo ich vor 53 Jahren neben meinem Vater gekniet war. Dann zum Bahnhof, um die von Sankt Pölten her neu eröffnete Bahn zu befahren. Der letzte Wagen des Zuges hatte einen offenen Söller. Dort ließ mir die aufmerksame Bahnhofverwaltung zu Mariazell einen bequemen Sitz herrichten. Dieser offene, rauch- und windlose Platz rückwärts ist köstlich. Man hat den freien Ausblick nach drei Seiten und die Gegend steht groß und ruhig da, sich während der Fahrt allmählich verschiebend. Niederösterreich hat sich mit dieser Bahn um die Steiermark was kosten lassen. Schon seit dem Semmeringbau steht dies Land hoch im Preise, von Wien her. Es liegt eben um 600 Meter höher als die Donaugelände und die Erhebung an der Grenze ist jäh. Die Mariazeller Bahn ist schmalspurig, muß aber doch in der Art, wie sie ins Hochland emporsteigt, dort die Berge durchbohrt und die Abgründe überbrückt, zu den tapfersten unserer Gebirgsbahnen gerechnet werden.

Mancher Tunnel ist so lang, daß — wie ein Wiener sagte — während desselben auch die äußersten Ansprüche kußliebender Paare befriedigt werden können. Von Mariazell aus steht die Bahn eine Stunde lang im Zeichen des Ötscher. Dieser zerrissene, fast 2000 Meter hohe Felsenberg ragt hoch über Wald und Almen und steht uns immer gegenüber. Das Tal selbst mit seinen grünen Matten ist an 1000 Meter hoch. Aber bald öffnen sich unter unseren Füßen schauerliche Abgründe, in denen schäumende Wässer graben, und ein Viadukt um den andern trägt uns dahin, hoch über Baumwipfel und Felszacken. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Große Wasserfälle sind in der Nähe, darunter der weitberufene Lassingfall. Zwei Stunden hat der Zug zu tun, bis er hinabkommt ins Pillachtal zur Station Laubenbachmühl. Dann geht's zwischen freundlichen Waldbergen, an manchem hübschen Orte vorüber, der braunen Pillach entlang, hinaus ins Flachland. Ich fuhr mit mehreren hemdärmeligen Wienern, die in Mariazell gewesen und ihre dortigen Erlebnisse besprachen. Rostbraten, Bier, Kartenspiel und einen prächtigen Schlaf! Auch von Tabakspfeifen und sogar von einem Bade war die Rede, sie unterhielten sich köstlich. Zum Glück war ihnen mein Söller mit seiner Aussicht und seinem Insassen langweilig, so daß sie meist hübsch drinnen auf ihren Sitzen blieben, lustig plauderten und tüchtig nebelten. Fast fünf Stunden von Mariazell bis St. Pölten. Dort auf dem Bahnhofe, wo fünf Bahnlinien einmünden, bewegtes Leben. Ich eilte auf umständlichen Wegen in die Restauration, hatte Hunger und Durst, wurde aber zwischen Lipp' und Bechersrand, zwischen Suppe und Braten abberufen vom einfahrenden Eilzug, der mich nach Wien brachte. Dort im Vororte Hütteldorf ausgestiegen, mit Stadtbahn und Tramway nach Meidling, wo ich knapp noch den Südbahnzug erreichte. Am Semmering verglich ich. Die Hochlandsstrecke bei Mariazell ist alpiner, wilder und düsterer. Die Semmeringbahn hingegen hat etwas klassich Monumentales, schauerliche Wildheit und lachende Lieblichkeit vereinend. Der Semmeringbau ist und bleibt der geniale Meister, während die neuen, oft weit großartigeren Bahnbauten die gelehrigen, tüchtigen, auf gezeigtem Wege sich weiter entwickelnden Nachfolger sind. — Nach elfstündiger Fahrt kam ich daheim an, um dort sogleich einen Waldspaziergang zu machen. Einsamkeit und Stille — bis am Abend am Himmel die Sternlein klangen. Dann ging ich zu meinem Mittagsmahl — um 9 Uhr abends. Der längste Tag hatte für mich achtzehn aufrechte Stunden gehabt. Die weiteren sechs verbrachte ich im Bette liegend mit Rekapitulierung der Eindrücke: Hochgebirge, Wallfahrtsort, Reisegenossen, Flachland, Großstadt, Bahnhofhetze, wieder Hochgebirge und heimaltlicher Waldfrieden.

„Roseggers Poesie will, auf Fundament aus Flugsand gestützt, einen Gegenbau gegen das Christentum aufführen, bestehend aus Rationalismus, durchaus subjektiver Abfindung mit den Dogmen des Christentums überhaupt, den Ergebnissen seiner ‚Forschungen' auf theologischem Gebiete, Anfeindung des Priesterstandes, Pikanterie, feilem Spott; die Studien, die dieser ‚Missionstätigkeit' zugrunde liegen, können nicht weit her sein, sonst wären solche Ungeheuerlichkeiten, wie R. sie sich leistet, nicht möglich."

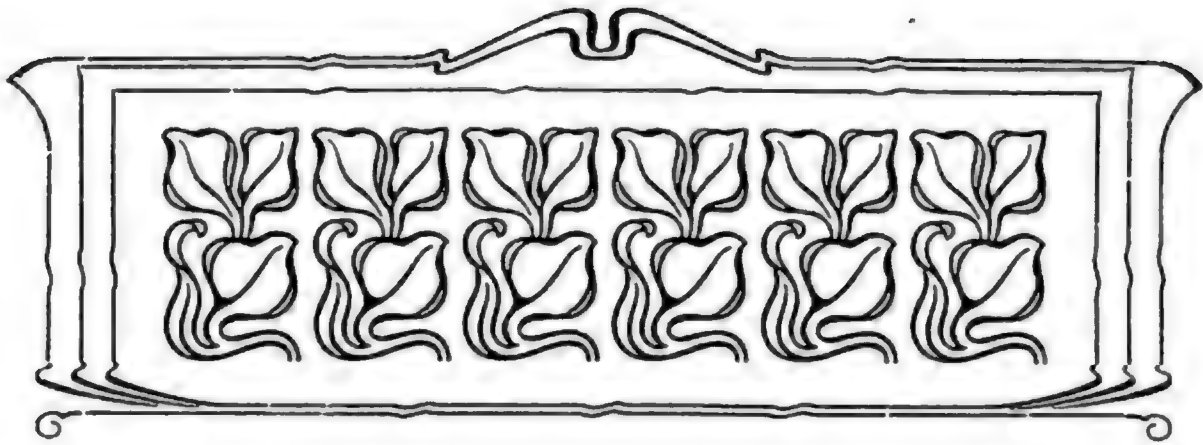
Solches Urteil fällt über mich ein Dr. K. Macke, welcher unter der einst so angesehenen Flagge von Vilmars „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" seine zelotisch verbohrten Meinungen feilbietet. Es ist eine jener aufgelegten Fälschungen meiner Absichten und Leistungen, mit denen eine gewisse Partei im Namen der katholischen Kirche seit Jahrzehnten mich beim deutschen Volke in Mißkredit zu bringen sucht. „Ich will einen Gegenbau gegen das Christentum aufführen." „Ich gebe mich als Forscher auf theologischem Gebiete aus." „Ich feinde mit feilem Spotte den Priesterstand an." — Ja! Gewisse Schäden der Kirche und gewisse typische Vorkommnisse im Priesterstande habe ich nicht mit feilem, sondern mit zornigem Spotte gestriegelt und freue mich, diese unsaubere Arbeit hinter mir zu haben; sonst müßte ich sie heute noch verrichten. Mein Gewissen hat mich gezwungen, alles, was ich an dieser Welt, an meinen Mitmenschen und an mir selbst für schlecht hielt, zu verurteilen, sowie ich anderseits mit Hochgefühl alles Gute und Schöne, das mir begegnet, mit meinem geringen Können poetisch zu verherrlichen getrachtet habe. Welcher weltliche Schriftsteller unserer Zeit hat so viele edle Priestergestalten geschildert als ich! Wenn manche derselben erdichtet werden mußten, so kann doch ich nichts dafür! Theologische Forschungen zu machen ist mir nie eingefallen, außer daß ich im Herzen der Menschen der Gottesfurcht und ihrer verschiedenartigen Form nachgegangen bin und meine eigenen Empfindungen und Gedanken darüber freimütig ausgesprochen habe. In lyrischem Hange nur ausgesprochen. Den Hochmut, meine Meinung für die einzig richtige zu halten und andere dazu bekehren zu wollen, habe ich den Pharisäern nie streitig gemacht. Meine ethetische Absicht seit vierzig Jahren ist, die Güte, die Treue und die Tüchtigkeit zu feiern, die Liebeslehre Jesu Christi in Dichtungen wie im Leben zu verkörpern und im Glauben an ein ewiges persönliches Leben Frohheit und Zuversicht in unser jetziges Dasein zu bringen. Wenn das ein „Gegenbau" gegen das Christentum ist, dann allerdings bin ich jener greuliche Antichrist, als den diese gewissenlosen Seelenwildschützen mich schon so oft abgeschlachtet und ihren Lesern als Höllenbraten vorgesetzt haben.

Die Entstellungen oben bedeuteter Art sind oft geradezu bübisch, aber sie haben das Gute, mich zu schützen vor bedenklichen Rückfällen. Es melden sich in mir manchmal kirchliche Jugendneigungen, die nur unter Mithilfe solch klerikaler Anfeindungen überwunden werden können.

Am 30. Juni 50jährige Jubelfeier des Mürztaler Sängerbundes in Kindberg. Bei herrlichstem Wetter zogen zahlreiche Gesangvereine des steirischen Oberlandes in den festlich geschmückten Ort — unter dem Jubel der Bevölkerung. Alles in Steirertracht, alles fröhlich im Sang und Klang des Liedes, vor dem Denkmale Jakob Schmölzers, der einst den Sängerbund gegründet. „Jede Seele sang, jede Kehle klang, alle Vögel in der Runde waren bei dem Sängerbunde.“ Welch eine Wonnestimmung kam da über das steirische Herz! Für Nachmittag angekündet ein Festkonzert in der Sängerhalle. Da mißfiel mir nur eins: Daß man glaubt, die Leute könnten sich an solchen Tagen vom Bierkrügel nicht trennen. Das muß selbst in den Konzertsaal mit, wo es Störungen macht und allerlei Allodrias treibt. So ein Bierkrügel auf dem Tisch braucht mehr Platz als zwei Zuhörer, zahlt aber kein Eintrittsgeld, verduselt die Stimmung, so daß das Publikum bei solchem Konzert nicht selig, sondern duselig wird. Nein, gottlob, die Steirer sind nicht Leute, die nur mit dem Biere zum deutschen Lied gelockt werden können! Als ich vor 43 Jahren das erstemal einem Stiftungsfeste des Mürztaler Sängerbundes beigewohnt, wurde das große Konzert unter Schmölzers Leitung im Festsaale des Schlosses Oberkindberg abgehalten. Welcher Andrang! Welcher Jubel! Welche Festweihe! Alles ohne Bier. Das kam erst abends bei der Liedertafel. Da trank auch Vater Schmölzer seinen Humpen. Im Konzerte selbst hätte Schmölzer keinen anderen Geist geduldet, als den heiligen des deutschen Liedes, der Heimatsfreude. Damit soll nicht gesagt sein, daß den jetzigen Sängerfesten dieser heilige Geist fehlt, er sollte nur rein gehalten werden, nicht daß die Flamme niederwärts strebt, den Kellern zu, sondern himmelwärts, den Idealen zu, deretwegen solche Vereine gegründet, solche Feste gefeiert werden. — Die Gesangvereine aller deutschen Gaue sollten sich's merken: Das Bierkrügel gehört in die Tafelrunde und nicht ins Festkonzert. Die zur Jubelfeier ausgegebene Festschrift des Mürztaler Sängerbundes beweist übrigens, daß von diesem Vereine die Ideale auch heute noch heilig gehalten werden, so daß er würdig sein wird, von unseren Enkeln einst an seinem hundertsten Geburtstage festlich begangen zu werden.

Die Tatsache, daß Freunde meiner Dichtungen, besonders solche aus dem Deutschen Reiche, dem „Waldschulmeister" im Mürztale ein Denkmal errichten wollen, habe ich mit gerührtem Danke zur Kenntnis genommen. Meine Ideen und Werke zu ehren, das lasse ich mir gefallen, darauf bin ich stolz. — Nun aber liest man in den Blättern, daß gelegentlich der Enthüllung eine Festschrift und andere Feierlichkeiten geplant seien. Sollten derlei Festlichkeiten meiner Person zugedacht sein, so müßte ich sie mit aller Entschiedenheit ablehnen. — Will man jemanden feiern, so sind diesmal die Stifter und der Schöpfer des Denkmals da, die Ehre verdienen. Will man ein Übriges tun, so ist das Waldschulhaus da, dessen Kinder den Winter über warme Suppen brauchen und wieder auf einen Christbaum hoffen.

Ein weitbekannter Freund der Waldheimat hat aus der Schweiz zwei Holzschnitzer ins Land kommen lassen, mit der Absicht, in der Waldheimat eine Holzschnitzschule zu gründen. Die soll junge Künstlertalente fördern, den Leuten Erwerb schaffen und Souvenire für Fremde, die bisher aus dem Auslande bezogen werden müssen, im Lande selbst herstellen. Ich weiß zwar nicht, ob unsere Steirer aus dem Holze geschnitzt sind, aus dem man Holzschnitzer macht; wenn aber zu gutem Lehrer talentierte Schüler gefunden werden, dann ist der Versuch bedeutsam. — Ich hätte für die Waldheimat noch einen anderen Traum. Auch von einem Schweizer, der bei uns die rationelle Viehzucht und Sennerei einführte, den Bauern zeigend, wie man genossenschaftlich Milch, Butter und Käse erzeugt und in die nahen, gefräßigen Städte liefert. An unserem prächtigen „Grabnerhof" haben wir ein Vorbild. Auch die östlichen Gebirgsgegenden Steiermarks wären für solche Wirtschaft geeignet. Die Sennwirtschaft wird ja die Zukunft unseres Bauernstandes sein, wenn er sich überhaupt vor Jagd- und anderem Sportswesen erwehren kann. Natur und produktive Arbeit! steht auf dem Wegweiser in eine bessere Zukunft. Lernen und arbeiten. Die Waldschule ist da, nun sollte auch eine rationelle Arbeitsanstalt dran.



Kleine Laube.

So meinen wir's ja.

Erzbischof Dr. v. Abert von Bamberg richtete anläßlich der Feier des hundertjährigen Bestehens der protestantischen Gemeinde in Bamberg folgendes schöne Schreiben an den Kirchenrat und Dekan Seeberger: „Für die freundliche Einladung zur Jubelfeier des hundertjährigen Bestehens der hiesigen protestantischen Gemeinde sage ich meinen ehrerbietigsten Dank. Ist es mir auch wegen eines schon seit längerer Zeit angesagten und mit Firmung verbundenen Besuches in der Heilanstalt Kutzenberg nicht möglich, dem Festakte beizuwohnen, so begleite ich doch die Feier mit meinen besten Wünschen. Ist es ja nicht die Schuld von uns jetzt Lebenden, die wir beiderseits an Christus glauben und im Glauben an ihn unser eigenes Heil und das unseres ganzen lieben deutschen Volkes sehen, daß wir auf religiösem Gebiete getrennte Wege gehen, während wir auf politisch-bürgerlichem Gebiete uns eins wissen als Söhne eines Volkes und als Bürger ein und desselben Staates. Gebe Gott, daß wir in friedlichem Wettstreite den Forderungen des Christentums nach bestem Wissen und ohne irdische Nebenabsichten auf allen Gebieten gerecht zu werden suchen und gegen den gemeinschaftlichen Gegner, den Unglauben, das edelste Erbgut der deutschen Nation, ihren christlichen Glauben, gemeinschaftlich zu erhalten suchen, das, was uns trennt, mehr zurücktreten lassend, in gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Vertrauen als christliche und deutsche Männer. Zugleich danke ich bestens für die freundliche Zusendung der von Ihnen verfaßten Chronik der protestantischen Pfarrei Bamberg, deren ruhig objektiver Ton mir ungemein wohltut und wofür ich Ihnen vom Herzen danke."

Ibsen und Duse.

Die „Österreichische Rundschau", die sich zu einer bedeutenden Zeitschrift entwickelt hat, bringt einen Aufsatz von Dr. Hermann Swoboda: „Eleonora Duse", dem wir folgende köstlichen und trefflichen Gedanken entnehmen:

Wenn man sich die Duse als Hedda Gabler ansieht, so kommt man gleichzeitig über sie und den späteren Ibsen zu einer klaren Einsicht. Sie kann die Hedda Gabler nicht spielen. Sie sucht hilflos nach dem kalten Ton dieser Gestalt oder leiht ihr zur Unzeit den eigenen warmen Herzenston. — Der spätere Ibsen ist durch Lieblosigkeit gekennzeichnet. Ein so scharfes Gesicht hat nur der Hassende, der Ver-

bitterte. Es ist ja richtig, er hat in vielen Fällen wahr gesehen, er hat uns für so manche ehedem verborgene menschliche Schwäche die Augen geöffnet, aber er konnte dies nur vermöge einer eigenartigen, nicht beneidenswerten Gemütsverfassung. Ibsen war einmal verhäßlicht worden. Er gehörte nicht zu jenen, die durch keine Entbehrung zu überhungern, durch nichts zu enttäuschen sind, sondern zu der andern Klasse von Menschen, bei denen die Wärme eines Tages in Kälte umschlägt. Seine Art, in der Menschenseele zu forschen, hat etwas Unheimliches, Tödliches. Seine Beobachtungen frommen niemand, sie beleben nicht, sie kräftigen nicht, im Gegenteil, sie entnerven. Und nun die Duse! Dieser Lebensquell. Man glaubt Leben zu inhalieren, wenn man ihrer Stimme lauscht. Jedes ihrer Worte, jede Geste eine Variation über das urheilige Thema der Liebe.

Bei Ibsen merkt man am deutlichsten, daß das schauspielerische Können der Duse über ihre Person eigentlich nicht hinausgeht. Aber auch sonst hat man den Eindruck, daß sie nur sich selber spielt. Es ist ihr nicht darum zu tun, einen Dramatiker zu interpretieren, sondern sie sucht nach Gestalten, durch die sie sich selbst offenbaren kann. Die Selbstoffenbarung ist ihr eigentliches Ziel. Wenn sie trotzdem solche Rollen wie die Hedda Gabler spielt, kommt das daher, daß sie sich selber gern für eine Schauspielerin halten möchte.

Als die Duse das erstemal in Paris auftrat, sagte ein Kritiker, mir scheint Sarcey, sie könne nichts. Und als sie dann solche Triumphe feierte, kamen Leute und sagten: Sie muß doch etwas können. Nein, sie kann wirklich nichts, aber sie ist etwas. Und das ist das Neue bei ihr gewesen. Das Unerhörte ist nicht die Art, wie sie spielt, sondern daß ein Wesen ihrer Art überhaupt spielt, daß jemand, der ein Wesen hat, einen Kern, ein Ich, dieses der Menge preisgibt. Von Schauspielen ist da im Grunde keine Rede, nur von Schaustellen. Und ob ein solcher Schauspieler künstlerisch wirkt, hängt nicht davon ab, wie er seine Rolle erfaßt und gestaltet, sondern wie er sein Leben gestaltet. Die künstlerische Art des Erlebens, die Tiefe der Empfindung und die Schönheit des Ausdruckes charakterisiert solche Darsteller. Die Duse ist eine Erlebniskünstlerin, eine Meisterin im tiefen und schönen Leiden. Sie ist die extremste Ausbildung desjenigen Schauspielertypus, bei welchem nicht eine Hergabe zu dieser oder jener Rolle, sondern eine Hingabe der Persönlichkeit stattfindet. Sie ist daher auch die vornehmste Schauspielerin, die sich nur denken läßt. Sich zu etwas hergeben, sei es auch nur zu Worten, die man sonst nicht in den Mund nähme, wirkt unvornehm: es ist geradezu beleidigend, jemanden eine Rolle spielen zu sehen, die mit seinem Ich kontrastiert. Es liegt darin eine Vergewaltigung, eine Schändung seines Wesens, ein Mißbrauch des Heiligsten, was jemandem von Geburt beschieden sein kann. Die Hingabe des Ich an die Öffentlichkeit ist ein Vorgang, ganz analog dem der Hingabe des Leibes an den einzelnen. Den Leib hergeben ist eine Sünde, ihn hingeben eine fromme Tat. Die Hingabe ist die Voraussetzung aller geistigen Zeugung, das Wesen aller Kultur.

Ein „närrischer“ Gedanke Adalbert Stifters.

Da fällt mir nun ein närrischer Gedanke ein. Außerordentlich schwärmerische Menschen, Genies und Narren sollten gar nicht heiraten, aber die erste Liebe äußerst heiß, just bis zum ersten Kusse treiben — und dann auf und davon gehen. Warte mit dem Zorne, die Gründe kommen. Der Narr nämlich und das Genie und der besagte schwärmerische Mensch tragen so ein Himmelsbild der Geliebten für alle künf-

tigen Zeiten davon und es wird immer himmlischer, je länger es der Phantasie vermählt ist; denn bei dieser ist es unglaublich gut aufgehoben; die Unglückliche aber, der er so entflieht, ist eben auch nicht unglücklich, denn solche herrliche Menschen wie der Flüchtling werden meist spottschlechte Ehegemahle, weil sie über vierzig Jahre immer den ersten Kuß und die erste Liebe von ihrer Frau verlangen und die dazu gehörige Glut und Schwärmerei — und weil er ihr nicht durch die Flucht so zuwider wird, wie er es als Ehemann mit seinen Launen und Überschwänglichkeiten würde, sondern sie sieht auch durch alle Zukunft in ihm den liebenswürdigen, schönen, geistvollen, starken, göttergleichen Mann, der sie gewiß höchst beseligt hätte, wenn er nur nicht früher fortgegangen wäre. Und ist eine solche Phantasieehe nicht besser und beglückender, als wenn sie beide im Schweiße des Angesichts an dem Joche der Ehe tragen und den verhaßten Wechselbalg der erloschenen Liebe langsam und ärgerlich dem Grabe hätten entgegenschleifen müssen. — Bei Gott, Titus, da ich auch so ein Stück eines Phantasten bin, so wäre ich imstande, wenn ich die Unbekannte je fände, mich immer tiefer hineinzuflammen, und wenn dann einmal eine Stunde vom Himmel fällt, wo ihr Herz und mein Herz entzündet, selig ineinander überstürmen — — — dann sag' ich ihr: „Nun drücken wir auf diese Herrlichkeit noch das Siegel des Trennungsschmerzes, daß sie vollendet werde, und sehen uns ewig nicht mehr — sonst wird dieser Augenblick durch die folgende Alltäglichkeit abgenützt und wir fragen einst unser Herz vergeblich nach ihm; denn auch in der Erinnerung ist er verfälscht und abgesiecht.“ So spräche ich; denn mir graut es, sollte ich auch einmal die Zahl jener Gestalten von Eheleuten vermehren, wie ich viele kenne, die mit ausgeleerten Herzen bloß nebeneinander leben, bis eines stirbt und das andere ihm ein schönes Leichenbegängnis veranstaltet. Himmel! lieber eine echte unglückliche Ehe, als solch ein Zwitterding.

Alle Millionen Jungfrauen Europas habe ich hier zu Gegnerinnen, weil sie meinen, alle künftigen Himmelreiche würden ja durch einen solchen Entschluß freiwillig beiseite gestellt und diese müßten gerade jetzt erst recht angehen, da die Aufschrift an dem Tore schon so schön gewesen sei — aber das Prachttor führt nur zu oft in einen artigen Garten, der sich in Steppen verflacht oder leider oft in einem Sumpf vergeht.

Groß müssen zwei Herzen sein, die dem leise nagenden Zahn der Alltäglichkeit nicht untertan, sich in ein reiches Leben schauen lassen, wo die Grazie täglich in einer anderen Gestalt auf dem Throne sitzt; — groß müssen sie sein und ohne Sünde. Dann dürfen sie getrost eingehen durch das Prachttor; für sie führt der Garten ins Unendliche.

Adalbert Stifter: „Feldblumen“.

Singvögel.

Der Sänger spricht!

Der Sänger spricht:
Ich mische nicht
In den Becher Gift beim Königsmahl,
Doch wenn meine leuchtende Klinge trifft,
Dann trifft sie gut
Und fordert scharfen Widerhall
Und Blut.
Denn ich schreibe keine so zierliche Schrift,
Mein Kind,
Wie du
Im Rosengewind;

Ich schreibe nicht das Märchen vom Glück,
Von der freundlichen Fee mit gewährendem Blick
Wie du, deren Herz,
Ein Schelm, ein Wicht,
Nur Liebe sucht,
Nur Liebe spricht,
Nur Liebe betet und flucht und weint
— Und alles war nicht ernst gemeint,
War der Augenblickslaune Wetterscherz —
O du kindisches, falsches, nichtsnutziges Herz!

Mädchen, laß Ruh!
Neige dich nicht den Quellen zu,
Sie drängen so mächtig empor zum Licht:
— Der Felsen birst!...

Und ist's ein Gedicht, das du hören wirst,
Wenn der junge Born,
Halb Lachen, halb Zorn,
Durch die Büsche rauscht,
Weil am Ufer sinnend ein Mädchen lauscht,
So ist es doch keins
Von der Lieb' Einmaleins,
Es ist ein Sang von den Tiefen des Seins,
Von der Wolken Seelenflug
Und von der Götter Neid und Trug:
Das alte Lied — vom Aschenkrug:
In der Asche liegt eine Lehre,
Die ich liebe, verehre
Und verkünde,
Die Lehre der göttlichen Sünde,
Das Evangelium: Sei!

Magst du tanzen auf einem Bein
Oder auf zwei'n,
Ein Tanz ist das Leben,
Mußt vorüberschweben,
Husch —
Tusch! vorbei...

Frisch angefaßt,
Was man liebt und haßt,
Und die schwerste Last
Rollt unter deinen Fuß,
Und du stürmst von Genuß zu Genuß,
Stürmst die Himmel, ein Gigant,
Schwingend die Fackel, zündend den Brand,
Der die Welt zerstört,
Die nicht dir gehört,
Und unter deinem Hohn
Stürzen die Götter vom Thron!
— Und wenn deine Asche im Winde fliegt,
Hast du gelebt, hast du gesiegt!

Doch das Mädchenherz
Wendet sich sonnenwärts,
Hascht nach dem süßen Strahl,
Greift nach dem Goldpokal
Aufjubelnd abseits von Kampf und Streit!

Da vergessen die Götter den alten Neid
Und der Sieger senkt das gezückte Schwert
Und lenket die Schritte zum Heimatherd.

Hans Mittendorfer.

Das Lied des Wanderers.

Daß mein Schritt so fest und hart,
Kommt von steinigen Wegen;
Daß mein Werben wenig zart,
Ist sein Wettersegen.

Schneesturm über Scholl und Eis
Spielt gar scharf die Fiedel.
Wandrer, wird das Blut dir heiß?
Wandrer, sing ein Liedel!

Weiß und bete, wo ich bin,
Daß der Herrgott walte.
Und ich sang und schritt dahin
Durch die Nacht, die kalte:

Will ein Herz, das treu und gut
Mag an meinem schlagen,
Will ein Weib mit Kraft und Mut,
Lust und Leid zu tragen.

Hans Mittendorfer.

Frage!

Wie kommt es doch,
Daß freudig oft ein Menschenmund berichtet:
Vom alten Glauben löst ich wiederum ein Stück.
Der dunklen Rätselschleier hab' ich leicht gelichtet,
Und frei ward mir mein banger Sucherblick! —
Kann um Verlornes man so freudig rufen?
Als ob von schweren Ketten sie befreit,
Die sie sich selbst einst weltengierig schufen,
So freudig zum Verzicht sind sie bereit!

Wie kommt es doch,
Daß nicht der bangen Seele fordernd Mahnen
Die Freude ihnen von dem Antlitz bannt?
Und daß ihr suchend Herz die dunklen Bahnen,
In seiner grausen Nacht noch nicht empfand. —
Und wenn du jene Klugen fragst geduldig,
Die tausend Fragen von der Seelennot getan:
Sie bleiben dir die klare Antwort schuldig —
Dort fängt ihr altes Glauben wieder an!

Ernst Ferd. Neumann.

Gehobenen Herzens.

Geistiger Adel verleiht erst dem Antlitz das edle Gepräge,
So daß die häßlichste Form schön und verklärt dir erscheint.

*

Schleichend, mit schleppendem Gang, geht die Zeit durch freudlose Strecken;
Flüchtig durch blühendes Land eilt ihr beflügelter Fuß.

*

Törichter Mensch! nur dein Herz, das in Freude und Schmerzen erbebet,
Mißt ihrem ehernen Gang Wandel des Gleichmaßes zu.

*

Dich treulich zu beraten — bei allen deinen Taten,
Trägst du in deiner Brust
Den allerbesten Richter! — Gar unbarmherzig spricht er,
Wenn du erröten mußt!

*

Ob je nach all den Weisheitsworten
In Leid und Nöten einer frug!
Die Menschheit wird an allen Orten
Ja nur durch eig'nen Schaden klug.

*

Hast du gefehlt, hast du geirrt,
Das Herz von Leidenschaft verwirrt,
So laß die Schuld, die dich begräbt,
Die Läut'rung sein, die dich erhebt!

Auguste Posch.

Zufriedenheit.

Plauderei von Dr. Max Haushofer.

Vor ein paar Jahren ist es mir begegnet, daß mir zwei Leute, die ich auf der Straße traf, hintereinander die ganz gleiche Antwort gaben, als ich sie fragte, wie es ihnen gehe. Sie sagten mir beide: Ich bin zufrieden.

Es ist schon verwunderlich, wenn man heutzutage von zwei Leuten innerhalb einer Viertelstunde hört, daß sie zufrieden seien; heuzutage, wo die meisten Menschen unzufrieden sind. Aber noch wunderlicher ist es, daß von zwei Leuten, die dasselbe sagen, doch jeder etwas ganz anderes meinen kann.

Der erste, der mir damals sagte, er sei zufrieden, war ein junger kräftiger Mann von blühendem Äußern. Er hatte zwei Jahre lang studiert oder vielmehr getan, als ob er studierte, dann war ihm, ein Vierteljahr vor jener letzten Begegnung, ganz unerwartet eine Erbschaft von achtzigtausend Mark zugefallen. Hierauf hatte er das Studium, dem er schon früher nicht von Herzen zugetan war, an den Nagel gehängt und war Bummler geworden. Da er vordem in recht beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, war's ihm nun recht behaglich zu Mut und ich begriff, daß er sagte, er sei zufrieden.

Ich begriff es; aber es gefiel mir nicht. Mir gefiel der ganze Mensch nicht. Er sagte das so ungemein selbstgefällig, als wenn er ausdrücken wollte: „Ich bin zufrieden, nachdem der Zufall mich zum Rentier gemacht hat; mich, der ich das schon längst verdient hätte! Ein Esel, wer in solchem Fall noch weiter arbeitet!“

Ich verabschiedete mich von dem Manne und habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Aber ich hörte, daß er mit seinen achtzigtausend Mark fertig geworden und dann nach einigen Schwindeleien genötigt gewesen sei, Europa zu verlassen. Nun ist er wohl nicht mehr so zufrieden, wie damals.

Der andere, der mir an jenem Tage die ganz gleiche Antwort gab, war ein Droschkenkutscher, mit welchem ich nach dem Bahnhofe fuhr. Ich kannte den Mann — nicht etwa wegen häufigen Droschkenfahrens; sondern weil er mein Nachbar war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge, sagte er: „O, ich bin zufrieden, so lang mein Buzi gesund ist!" Buzi war sein Roß, welches, solange es noch bei der Feldartillerie gestanden, Bucephalus geheißen hatte, aber von den Soldaten immer nur Buzi genannt worden war. Ich hatte stets meine Freude an dem Manne, weil ich schon öfter über den Zaun meines Gartens hinweg gesehen hatte, wie gutherzig und liebevoll er sein Pferd behandelte. Jedesmal grüßt mich der Mann; und jedesmal, wenn ich ihm begegne, freue ich mich über den immer noch frischen Trab des Buzi, der keine Peitsche braucht.

So können Leute in ziemlich verschiedenen Situationen gleich zufrieden sein. Man kann zufrieden sein in einer recht bescheidenen Lebenslage; ebenso wie man in einer glänzenden Lage unzufrieden sein kann Das kommt auf die Art des Menschen und seine Gewöhnung an.

Die Zufriedenheit kann auch sehr verschiedenen Wert haben je nach ihrer Wirkung auf das Tun und Treiben des Menschen. Zufriedenheit kann ihren Grund in Stumpfsinn, aber auch in Seelengröße haben.

Es kommt eben darauf an, warum und womit man zufrieden ist.

Wer mit einem Zustande zufrieden ist, den er verbessern könnte, aber nicht zu verbessern unternimmt, weil er träge und gedankenlos ist: dessen Zufriedenheit ist Stumpfsinn oder Gleichgültigkeit. Er verdient nichts Besseres.

Wer aber mit einem Zustande zufrieden ist, der nach der Anschauung vernünftig denkender Menschen zur Zeit nicht abzuändern und zu verbessern ist: der hat die richtige Zufriedenheit. So kann Zufriedenheit ein Ergebnis schlechter, aber auch guter Eigenschaften des Menschen sein. Wenn man gesund ist, wenn man seine Arbeitskraft besitzt und einigermaßen lohnende Verwendung für dieselbe, wenn man keine Verluste teurer Angehöriger, kein unverdient erlittenes Unrecht zu beklagen hat: dann hat man alle Ursache, mit den äußeren Lebenszuständen zufrieden zu sein. Unzufrieden kann auch der Edelste (in solcher Lage) sein — aber nur mit sich selbst, mit seinen Leistungen.

Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß sehr viel Unzufriedenheit absichtlich in breiten Schichten des Volkes genährt wird: von Zeitschriften, von Büchern, von Rednern in Versammlungen und Vereinen. Diese Pflege der Unzufriedenheit ist ein Werkzeug der Parteipolitik; und wenn sie dazu führt, daß ungenügende Zustände wirklich verbessert werden, kann sie auch nicht gescholten werden. Wenn aber von gewissenlosen Volksverhetzern eine Unzufriedenheit mit Zuständen, welche gar nicht oder nur sehr langsam zu verbessern sind, künstlich geschürt wird: so ist dies ein Verbrechen an denjenigen, die man unzufrieden macht, denen man die Freude am Leben nimmt, ohne ihnen in absehbarer Zeit Besseres bieten zu können.

Diese Saat der Unzufriedenheit findet in der Gegenwart einen ihr zuträglichen Boden. Denn es ist manches aus dem Wesen der breitesten Volksschichten verschwunden, was früher die Menschen auch mit einer bescheidenen Lebenslage recht zufrieden sein ließ.

Die Menschen sitzen jetzt in den Städten eng aneinander. Sie haben, soweit sie in gewerblichen Berufen beschäftigt sind, nicht mehr jene natürliche Ungezwungen-

heit, die sie bei einfacheren Volkszuständen hatten. Arbeit und Erwerb einerseits, das Genußleben andererseits sind hastiger und ärmer an innerer Befriedigung geworden. Das Leben ist weniger einfach, weniger natürlich. Der Mensch der Gegenwart ist aufgeklärter, wissender, als der Mensch der Vergangenheit war. Und so viel Gutes aus der zunehmenden Volksaufklärung erwachsen ist, so sehr man auch wünschen muß, daß sie immer zunehme: gewisse Schattenseiten hat sie doch. Sie hat jene fromme Ergebung vermindert; jene Ergebung in die Fügungen einer Vorsehung, welche einst Menschen in den armseligsten Lebenslagen viel häufiger zufrieden sein ließ, als man es jetzt findet. Die harmlose Fröhlichkeit, die den Menschen früher begleitete, ist seltener geworden, weil unser Arbeitsleben zu hastig geworden ist. Kurz — der Boden, auf dem Zufriedenheit wachsen soll, ist nicht mehr derselbe wie ehedem. Man hat sich angewöhnt, mehr zu klagen, weil man den Mund weiter aufmachen darf. Und man denkt dabei nicht darüber nach, ob wirklich mehr Grund zur Klage vorhanden ist.

Aus Haushofer „Lebenskunst". (Ravensburg bei Otto Mainer.)

Wie billig man leben kann.

Mitteilung eines frugalen Ehepaares:

„Wir beide sind gesund und frisch und im Alter von 63 und 62 Jahren noch so rüstig, daß wir vom Frühjahr bis in den Spätherbst schwere Feld- und Gartenarbeiten in unseren Baumgütern — ich habe 10.000 Stück Obstbäume aus dem Kern selbst herangezogen — gemeinsam verrichten und ich außerdem als Stammbaummaler und als Schriftführer des Wohlfahrtsvereines die übrige Zeit mit geistigen Arbeiten ausfülle, so daß während der letzten Jahre meine durchschnittliche tägliche Arbeitszeit sich auf 12 bis 14 Stunden steigerte, bei einfachster Kost, ohne Alkohol, ohne Tabak und ohne Fleisch. — Morgens 6 Uhr $^1/_2$ Liter heiße Milch und ein Stück Schwarzbrot, abends 7 Uhr ebenso. Mittags $^1/_2$ Liter Suppe, $^1/_2$ Liter Gemüse, ein Stück Schwarzbrot und ab und zu Obst oder Kompott. Um 9 Uhr und 4 Uhr im Felde je $^3/_4$ Liter selbstgemachten alkoholfreien Früchtewein und ein Stück Brot. Im Winter um 9 und 4 Uhr nichts oder ab und zu einige Äpfel. Dies alles kostet mich täglich durchschnittlich 50 bis 60 Pfennige, jährlich etwa 250 Mark."

Wie leicht es da wäre, Mensch zu sein!

Weisheit eines Modernen.

Des Weibes Bestimmung ist: geliebt, nicht verstanden zu werden. — Eine Idee wird darum noch nicht wahr, weil jemand sich dafür geopfert hat. — Einen Menschen umzugestalten, das ist ein gefährliches Beginnen. — Pünktlichkeit stiehlt uns die beste Zeit. — Wir alle schreiten die Gassen, aber nur wenige blicken zu den Sternen auf. — Wer es dahingebracht, dem eigenen Leben zuschauen zu können, ist den Leiden des Lebens entronnen. — Worin liegt das Wesen des Zynikers? Darin, daß dieser von allem den Preis, von nichts den Wert kennt. — Die Tragödie des Alters liegt nicht darin, daß man alt geworden, sondern daß man jung geblieben ist. — Das Unmögliche wird zuweilen geglaubt, das Unwahrscheinliche niemals. — Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, den ich gern gründlich kennen möchte, aber ich sehe nicht ein, wie mir dies gelingen soll. — Die größten

Torheiten begeht man immer aus den edelsten Motiven. — Die Natur haßt die Vernunft. — Durch die Oberfläche zu dringen, das ist ein sehr gefährliches Wagnis. — Selbst das Wahre kann bewiesen werden. — Greise glauben alles; Männer bezweifeln alles; Junge wissen alles. — Selbstaufopferung sollte polizeilich verboten sein. Sie wirkt so demoralisierend auf die Menschen, für die man sich aufopfert. (Weisheiten von Oskar Wilde. „Wiener Verlag.")

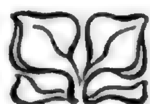
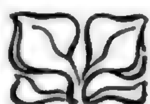
Lustige Zeitung.

Wahrheit. Frau (zu ihrem aus der Stadt heimkehrenden Manne, der schwer betrunken ist): „Du versprachst mir doch, den Feldweg zu gehen, wo keine Gasthäuser sind!" — Mann: „Ich versichere dir, ich bin auch an keinem Gasthaus vorbeigegangen."

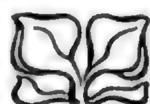
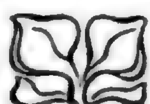
Anzüglich. „Nun, Herr Baron, können Sie sich immer noch nicht zum Lawn Tennis entschließen?" — „Nein, niemals. Ich betrachte es als ein geisttötendes Spiel!" — „Glauben Sie denn, da etwas befürchten zu müssen?"

Willkommener Irrtum. Der Förster kommt früh 3 Uhr aus dem Wirtshause heim. Wie er im Begriffe ist, sich auszuziehen, erwacht seine Frau. „Aber, mein Alterle, willst du denn schon wieder auf die Pirsch? — denke doch an deine Gesundheit und an mich — geh' bleibe daheim!" — „Hast Recht, liebes Weiberl, es ist gescheiter, ich lege mich nieder!"

Eine vielsagende Annonce finden wir im Newyorker „Sun". Sie lautet nach der „Neuen Züricher Zeitung" in der Übersetzung folgendermaßen: „Ich habe die Ehre, meinen Freunden und Bekannten die Mitteilung zu machen, daß meine treue Gemahlin gestorben ist in dem gleichen Augenblicke, da sie einem Sohne das Leben gab, für den ich eine Amme suche, bis ich inzwischen eine neue Lebensgefährtin gefunden habe, die jung und hübsch sein, 20.000 Dollar besitzen und die mir in meinem Leinwandgeschäft helfen soll, welches ich um jeden Preis ausverkaufen will, bevor ich es in das von mir erbaute Haus Nr. 174 in der Zwölften Avenue verlege, wo ich noch prächtige Wohnungen zu vermieten habe."

Bücher.

Tiroler Bauernbibel. Von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Im heurigen Jänner errang am Schillertheater in Berlin das „Tiroler Krippenspiel" von Rudolf Greinz bei ausverkauften Häusern einen großen und durchschlagenden Erfolg, der auch von der gesamten Kritik einmütig in spaltenlangen Berichten und Feuilletons auf das Glänzendste anerkannt wurde. Namentlich wurde auch der volkstümliche Humor dieses Werkes gerühmt. Der bekannte Humorist und Volksdichter hat mit diesem Buche etwas völlig Eigenartiges und Neues geschaffen. Die „Tiroler Bauernbibel", welche die biblische Geschichte des alten Testaments einschließlich der Weihnachtslegende von einem Tiroler Bauern in den köstlichsten Anachronismen erzählen läßt. Mögen wir nun von Adam und Everl, vom „damischen" Rausch des Noah, vom „Davidl mit der Harfen" und dem Riesen Goliath lesen, vom ägyptischen Josef und der Putipharin, von der Schönheit des Himmels oder den Schrecknissen der Höll', wir kommen nicht aus der lustigsten Stimmung heraus.

V.

Meine zoologischen Freundschaften. Von Anna Behnisch-Kappstein. (Berlin. Verlag „Continent".)

Anna Behnisch-Kappstein bietet uns in diesem sehr lesenswerten Bändchen eine eigenartige, feine literarische Kost, die in der jetzigen, nach dem Sensationellen haschenden Zeit besonders wohltuend wirken dürfte.

Mit überaus feiner Beobachtungsgabe gibt uns die Verfasserin, zum Teil in humorvoller Form, eine Reihe von Stimmungsbildern und Erlebnissen aus der Tierwelt, an denen große und kleine Leser ihre Freude haben und in ihnen die Liebe zum Tier wecken oder vertiefen. V.

Der Weg zum Ruhme. Roman von Georges Ohnet .(Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die alte Lehre, daß ein starkes Talent den Weg zum echten Ruhme nur dann finden kann, wenn ein starker Charakter sein Führer ist, predigt hier der bekannte französische Romancier in der Form eines glänzenden Gesellschaftsromans, in dem er all die Eigenschaften entfaltet, denen er seine große Gemeinde verdankt. Der Komponist Olivier Derstal hat seine Laufbahn mit einem großen und verdienten Erfolg begonnen, aber innerlich noch nicht gefestigt genug, beraubt er sich selbst der Freiheit, die ihm zum Schaffen nötig ist, indem er eine amerikanische Milliardärstochter heiratet und durch seine Frau und deren Familie gezwungen wird, dem nichtigen gesellschaftlichen Treiben der großen Welt seine Zeit zu opfern. Im letzten Augenblick, als er schon nahe daran ist, sich selbst und die Achtung der andern völlig zu verlieren, zerreißt er die goldnen Ketten; nach schwerem inneren Kampf trennt er sich, trotz gegenseitiger aufrichtiger Neigung, von seiner Frau, um wieder ganz seiner Kunst zu leben, die ihm durch neue vertiefte Erfolge das Opfer reichlich lohnt, das er ihr gebracht. V.

Völker Europas . . . ! Der Krieg der Zukunft. Von * * * (Berlin. Rich. Bong.)

Unter den vielen Erscheinungen der letzten Zeit, welche die Frage eines Weltkrieges behandeln, wird dieses Buch ganz besonderes Bum Bum machen, weil es zum ersten Male den Zusammenstoß der gesamten Kulturvölker zur Darstellung bringt. Wenn in Wirklichkeit einmal ein paar Jahrzehnte keine Kriege vorkommen, so müssen sich die Leute welche zusammenphantasieren. Aber Krieg muß sein. Ist doch die Welt ein Narrenhaus! M.

Allgemeine Länderkunde. Von Professor W. Sievers. Kleine Ausgabe. 1. Band. (Leipzig. Bibliograph. Institut. 1907.)

Der Herausgeber der großen 6bändigen Allgemeinen Länderkunde, welche 1901—1905 erschien und als wichtiges geogrographisches Handbuch rühmlichst bekannt ist, hat sich im Verein mit dem umsichtigen Verleger entschlossen, eine kleine Ausgabe dieses Werkes zu veranstalten, welche dem größeren Publikum schon ihres Preises wegen leichter zugänglich erscheint und in zwei Bänden das Hauptsächlichste jener sechs Bände enthält. Der erste dieser Bände liegt nun vor. Man hat es darin durchaus nicht nur mit einem Auszug des großen Werkes, sondern mit einer vollständigen Neubearbeitung des ganzen Stoffes zu tun, welche Professor Sievers selbst durchgeführt. Selbstverständlich ist dabei das statistische Material ebenfalls auf den neuesten Stand gebracht. Der Anlage des ganzen nach umfaßt dieser erste Band Amerika, die Nordpolländer und Europa. Obwohl der Text natürlich kürzer gehalten ist, bietet er doch alles wesentliche; für denjenigen, der sich eingehender belehren will, sind vortreffliche eingehende Literaturangaben am Ende des Bandes enthalten. Es ist somit Studierenden und Lehrern ermöglicht, sich mit den Quellen bekannt zu machen. Kartenbeilagen erscheinen in reicher Zahl geboten, im Text auch kleinere Kärtchen und Gebirgsprofile. Die vielen Textillustrationen der großen Ausgabe sind zwar der Raumersparnis wegen ausgelassen. Dennoch bilden viele Inseln in Gruppen zusammengefaßt Abbildungen des Wichtigsten und drei prächtige Farbentafeln gereichen dem Bande zur wahren Zierde, den in gewohnter Weise die Verlagsbuchhandlung in jeder Richtung, auch was die Ausstattung anbelangt, die größte Sorgfalt zugewendet hat. Dr. Schl.

Deutsche Klänge. Dichtungen von H. E. Linz. (Linz, O.-Ö. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1907.)

Das Büchlein kennzeichnet den Verfasser selbst ganz trefflich in einem Eingangsliedchen:

Mein Lied.

Mein Lied ist kein ergeb'nes Klingen,
Ist Bettel nicht um Götzenlohn;
Es ist ein heißes Seelenringen,
Ist Freiheitsdurst in Zwang und Fron.

Und wenn's ihm auch an hoher Sendung,
An Gottesgnadentum gebricht;
Es strebt nach Wahrheit und Vollendung
Zum lebenswarmen Sonnenlicht.

Mein Lied ist Blut von meinem Blute,
Und eig'nem Triebe nur verwandt;
Ist meiner Sehnsucht Wünschelrute,
Die Quellen schlägt aus dürrem Sand.

Kant — Schiller — Goethe. Gesammelte Aufsätze von Professor Dr. Karl Vorländer. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1907.)

Das Buch enthält die Arbeiten Vorländers über das Verhältnis unserer beiden Klassiker zu dem kritischen Philosophen in nochmaliger sorgfältiger Durcharbeitung nebst den durch das inzwischen erschienene neue Quellenmaterial erforderlich gewordenen Ergänzungen und mannigfachen sonstigen Zusätzen. Der erste der sechs Aufsätze stellt Schillers Verhältnis zu Kant in seiner geschichtlichen Entwickelung dar; der zweite und dritte erläutern das innere Verhältnis des Dichters zu dem Philosophen an seinem zentralsten Punkte unter dem Titel: Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. Eine ganze Reihe eingewurzelter Vorurteile werden dabei angegriffen. Der vierte bis sechste Aufsatz behandeln auf Grund genauer Durchforschung des gesamten vorhandenen Quellenmaterials Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwickelung. Da auch auf die übrigen philosophischen Systeme Rücksicht genommen wird, so erweitert sich die Darstellung zu einer vollständigen Übersicht über Goethes philosophischen Entwickelungsgang überhaupt. Ein Schlußabschnitt zieht das Gesamtergebnis: Die Gegensätze zwischen Kantischer und Goethescher Denkweise sind unleugbar, aber nicht unüberbrückbar, wie dies Schiller durch seine eigene Person bewiesen hat. V.

Sizilien und die Sizilianer. Neue Folge. Von Dr. Alex. Rumpelt. (Radeberg. Theodor Pfeil. 1907.)

Ein genauer Kenner Siziliens führt den Leser in diesem Bande durch die Hauptstädte mit allen ihren historischen Reminiszenzen, begleitet ihn auf einem Ausflug nach den benachbarten Liparischen Inseln, zeigt das Leben und Treiben seiner Bewohner und verdolmetscht deren Denken und Dichten in einer so ansprechenden Form, daß jeder Gebildete diese Schilderungen vollbefriedigt seiner Bibliothek einverleiben muß. Es fällt angenehm auf, daß das Werk nicht, wie viele dieser Gattung, aus Tagebuchblättern und Reisebriefen zusammengesetzt ist, sondern das Resultat langjähriger scharfer Beobachtung und deshalb trotz wissenschaftlicher Genauigkeit von allgemeinstem Interesse ist. V.

Klassiker der Kunst. X. Corregio in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1907.)

Der jüngste 10. Band dieser so belehrenden Ausgabe künstlerischer Klassiker bietet eine vollständige Sammlung aller von Antonio Allegri geschaffenen Kunstwerke, jenes Malergenies, das nach seinem Geburtsorte Corregio unter letzterem Namen zum Weltruhme gelangt ist. Obwohl dem Künstler kein langes Leben beschieden war — er starb 1534 nur 40 Jahre alt — so zählen doch die Gemälde des Meisters wie bekannt zu den großartigsten Kunstschöpfungen, seine kühne Behandlung des Helldunkels, der Formenreiz in seinen lieblichen Gemälden ist von kaum einem noch später erreicht worden. In der vorliegenden Ausgabe finden sich vorzügliche Reproduktionen seiner herrlichen Fresken in Parma und anderwärts, seine berühmten Gemälde von Madonnen, der „heiligen Nacht", seine mythologischen Bilder „Leda", „Jo", „Ganymed", „Venus und Amor" ꝛc., kurz alles dessen, was er geschaffen. Auch die Gemälde, deren Herkunft von Corregio etwas zweifelhaft erscheint, zu denen z. B. die prächtige „büßende Magdalena" gehört, erscheinen aufgenommen. — Wie bei den übrigen Bänden dieser Sammlung ist auch hier eine gediegene biographisch-kunsthistorische Einleitung vorausgeschickt, welche Georg Gronau, ein hervorragender Kenner Corregios, zum Verfasser hat. Chronologische Verzeichnisse der Gemälde, ihre Aufbewahrungsorte u. dgl. sind weitere der üblichen schätzenswerten Beigaben dieses von der Verlagshandlung in der bekannten eleganten Ausstattung hergestellten Bandes. Schl.

Mein Kampf um die Wahrheit. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Was uns in dieser neuen Schrift vorgetragen wird, ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit. Sie darf des Bekenntnisses eines preußischen Lehrers über die Schwierigkeiten, mit denen er im Dienste zu kämpfen hatte, allgemeiner Beachtung gewiß sein. Anlaß zu dieser Schrift, die sich als eine Selbstverteidigung darstellt, gab dem Verfasser eine Erklärung, welche seine Amtsgenossen, die Herren Oberlehrer vom Steglitzer Gymnasium einstimmig und öffentlich gegen ihn erlassen hatten. Die Schrift hat auch ein mehr persönliches als lokales Interesse, denn die Zustände und Gegensätze, die darin beleuchtet werden, haben typische Bedeutung, und was sich hier abgespielt, das kann und wird sich leicht an anderen Orten wiederholen. V.

Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Rich. Wülker. Zweite neubearbeitete Auflage. 2 Bde. (Leipzig. Bibliogr. Institut. 1906—1907.)

Die Literaturgeschichte moderner Kulturnationen, welche der unermüdliche Verlag des bibliographischen Instituts in Leipzig heraus

gibt, gehören zu den besten literarhistorischen Werken in dieser Beziehung sowohl durch den von den ausgezeichnetsten Kennern und Gelehrten verfaßten Text, als auch durch die reichliche Beigabe überaus wertvollen Illustrationsmateriales, welches Porträts, alte seltene Bilder, zu den Personen in Beziehung stehende Örtlichkeiten, Handschriften-Faksimiles u. dgl. vorführt. Schon in der ersten Auflage war von dieser Literaturgeschichte jene Englands, von Prof. Wülker verfaßt, als besonders trefflich allseitig anerkannt. Es ist nun in umgearbeiteter und vermehrter Auflage eine Neuausgabe dieses Werkes in zwei Bänden erschienen, welche viele neue und besondere Vorzüge aufweist und in der Tat selbst den strengsten Ansprüchen gerecht wird. Der erste Band behandelt die älteste Periode des englischen Schrifttums, die angelsächsische und die altenglische Zeit bis zum Zeitalter des großen Shakespeare und diesen selbst. Der zweite nun eben erschienene Band wendet sich der Literatur beiläufig vom 17. Jahrhunderte zu bis zur Mitte des 19. Jahrhundertes. Man braucht nur Namen wie Goldsmith, W. Scott, R. Burns, Lord Byron zu nennen, um die Bedeutung dieser Periode zu würdigen. In eingehenden gehaltsreichen Abschnitten ist die allerneueste Literatur von Prof. Groth und die nordamerikanische Literatur von Prof. Flügel behandelt, welche ja ebenfalls dem englischen Schrifttum beizuziehen ist. Außerordentlich reichhaltig erschienen die Literaturnachweise. Die Illustrationen auch dieses Bandes in Farben, Holzschnitt und Reproduktion nach Photographien bilden ebenso wie jene des ersten Bandes einen wahren Schmuck des Werkes, die vielen Dichterporträts und Faksimiles in vorzüglicher Ausführung sind ebenso interessante als wertvolle Beigaben und viele derselben sind kleine Kunstwerke.

A. Schlossar.

Die Negerseele und die Deutschen in Afrika. Ein Kampf gegen Missionen, Sittlichkeitsfanatismus und Bureaukratie vom Standpunkt moderner Psychologie von Dr. Karl Oetker. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Auf Grund dieser Darlegungen Oetkers sind wir in der Lage, uns ein Urteil zu bilden über die in Deutsch-Afrika herrschenden Verhältnisse. Wir sehen, daß wir über die dortigen Zustände nicht einfach die Hände über den Kopf zusammenschlagen dürfen, sondern durch unser vernünftiges Urteil dazu beitragen können, den Pionieren deutscher Kultur ihre schwere Aufgabe zu erleichtern. Kleinliche, nörgelnde Kritik ist nicht angebracht, wo es sich um große Fragen handelt, die das Ansehen und Wohl des ganzen Volkes betreffen. Das Buch ist in vieler Beziehung anregend.

V.

Lebenskunst-Heilkunst, ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke, **Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten, Was unsere Töchter wissen sollten und Was unsere Söhne wissen müssen.** Von Dr. med. Fr. Schönenberger und W. Siegert. (Zwickau i. S. Förster & Borries.)

Ein dreifach Gefühl übermannte mich, als ich in diesen trefflichen Büchern blätterte: Das Gefühl des Schmerzes, der Freude und des Wunsches. Schmerz darüber, daß solches nicht schon geschrieben ward zu jener Zeit, da ich noch jung war, da noch vor mir lagen Leben und Beruf; Freude darüber, daß nun endlich doch solches geschrieben ward und wird für jene, welche heute jung sind, wie für deren Nachkommen; den sehnlichen Wunsch endlich, daß Bücher, wie die in Rede stehenden, auch gelesen, beherzigt und befolgt werden möchten.

Dr. Laab.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Wilhelm v. Kügelgen.) Billige Geschenkausgabe. Sechste Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers, 16 Abbildungen und einem ausführlichen Vor- und Nachwort. (Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung.)

Ein längst als vorzüglich bekanntes Buch, das man in recht vielen Familien sehen möchte. Eine Lektüre, wie man sie nicht leicht besser trifft: fesselnd bis ans Ende, mit lebendigem Hintergrund (Knechtung Deutschlands durch Napoleon und Befreiungskriege), durchweht von wahrhaft frommer Gesinnung und bestrahlt von feinem Humor. An der wundervollen Heliogravüre des Verfassers kann man sich nicht satt sehen und an dem Buche mit seinem kulturgeschichtlich so reichen Inhalt kann man sich nicht satt lesen.

V.

Der Wundergarten. Kalender für die deutsche Jugend 1908. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kotzde. 1. Jahrgang. (Mainz. Jos. Scholz.)

Ein Märchenbuch in Kalenderform und mit prächtigen Bildern. Alles dem Kindesgemüt nahegerückt mit Ausnahme des Kalendariums.

Schöne Welt! Gedichte von Erika Rheinsch. (Frankfurt a. M. Heinrich Demuth. 1907.)

Diese Gedichtsammlung ist ganz aus dem kraftvollsten Optimismus, aus der Ehrfurcht vor der Welt und der Liebe zu allen ihren einzelnen Erscheinungen entsprungen. Damit stellt sie sich in den freudigsten Gegensatz zu einem großen Teile der gegenwärtigen Literatur.

München. Von Josef Ruederer. 1. Band der Sammlung: „Städte und Landschaften." Herausgegeben von Leo Greiner.

(Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Der Verfasser schildert in diesem Buche seine Heimatstadt München in seiner halb satirischen, halb blendend phantastischen Weise.
V.

Büchereinlauf.

Die Scharlenmättler. Roman von Hermann Kurz. (Berlin. Wiegandt & Grieben. 1907.)

Die Goldsucher. Ein Roman aus Ostpreußen von Edela Rüst. (Berlin. Verlag „Continent".)

Die Moosschwaige. Ein Dachauer Künstlerroman von Paul Grabein. (Berlin. Verlag „Continent".)

Was die Welt schuldig nennt? Von Mite Kremnitz. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Schneewitwe. Roman aus den Hochalpen von Jean Hoinville. (Bern. Neukomm & Zimmermann.)

Der Burgvogt von Landskron. Roman von M. Staneck. (Dresden. E. Pierson.)

Wie der Wald still ward! Von Lisa Wenger. (Frauenfeld. Huber & Ko.)

Das war eine goldene Zeit! Kindheitserinnerungen von Meinrad Lienert. (Frauenfeld. Huber & Ko.)

Der mächtige Zauberer. — Die Brautwahl. Zwei Theaterdichtungen für Musik von Ferruccio Busoni. Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst. (Triest. C. Schmidt. 1907.)

Kaiphas und Pilatus. Festspiel von Albert Burk. (Stuttgart. Holland & Josenhans.)

Schattenblumen und Sonnenstäubchen. Ausgewählte Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Korneuburg. Jul. Kühkopf. 1907.)

Die Stimme der Großen. Bd. 1: „Friedrich der Große." Worte und Aussprüche. Herausgegeben von Dr. Otto Krack. (Berlin. Hermann Eybock.)

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Ein Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Bd. 1: „Voltaire." Von Dr. Käthe Schirmacher. „Lessing." Von Theodor Kappstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Die Entwickelung des Christentums. Von Otto Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann.)

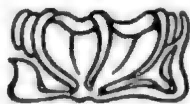
Paulus und Jesus. Von D. Adolf Jülicher. (Tübingen. J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].)

Zwei Reden der katholischen Frauenorganisation Steiermarks. I. Rede der Frau Vorsteherin des Katholischen Frauenvereines: „Die Ziele und Aufgaben der katholischen Frauenorganisation." II. Rede des Fräuleins Henriette Auegg: „Die Jugend heran zu sozialer Arbeit!" (Graz. Selbstverlag der katholischen Frauenorganisation. 1907.)

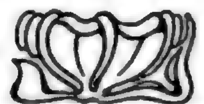
Allerlei lose Blätter aus dem Leben eines modernen Pädagogen. (Straßburg i. E. Josef Singer. 1907.)

Entwicklung. Eine deutsche Zeitschrift. Natur – Dichtung – Kunst – Kritik. Herausgeber Oskar Pöffel. Erscheint zweimal im Monat. Redaktion: Wien, II_1, Rueppgasse 37.

☞ **Vorstehend besprochene Werke** 2c. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



Anonymus. Eine recht kühne Zumutung. Wenn wir jedem „Heimgarten"-Leser zu seinen Familienfesten gratulieren wollten, würden wir bald keine „Heimgarten"-Leser mehr haben.

St. J., Wien. Erinnern uns eines Vierzeilers des „Sturmbock":

Der heilige Pluralis.

Der Erste ist dumm und der Zweite ist schlecht
Und der Dritte ein Narr und der Vierte ein Knecht.
Doch so ihr sie vereinigt seht,
Wird d'raus des Volkes Majestät.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Juli 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Nöck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Lebendig im Sarge.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Nachdruck verboten.

Es gibt nach einem nicht besonders geistreichen Wortspiele Enten, die sehr gerne Bier trinken: das sind nämlich die Stud-Enten.

So einer war auch der Studiosus Martin Schwamminger, auch kurzweg „Faß" genannt, der sich zwar noch keinen lucketen Heller verdiente, aber doch alles, was sich seine Leute zu Hause vom Munde und an den Kleidern und am bescheidensten Vergnügen absparten, verdünnte, das heißt: in Bier aufgehen ließ, der sich weit mehr liter- als literaturkundig erwies und dem, obschon er bald zwei Jahre die Rechte studierte, aus dem Gesetzbuche nur der § 11 bekannt war, der da kurz und bündig lautet: Es wird fortgesoffen!

Wie denn aber der liebe Gott in seiner unbeschränkten Güte alle Dinge zum besten lenken kann, so geschah es, daß den Studiosus Faß einmal ein Mordsrausch nüchtern machte und daß er, was bei einem Studenten schon etwas heißen will, einmal wirklich genug bekam, so zwar, daß er sich vom Liter zum Maß bekehrte oder mäßig wurde und sogar ernstlich zu studieren anhub.

Das ging so zu: Eines Morgens früh, da alle vernünftigen Leute bereits sechs Stunden gesunden Schlafes hinter sich hatten, da trug unser Martin auf seinen Schultern einen so gewichtigen Affen heimzu, daß seine Füße gegen eine solche Überbürdung durch allerlei Winkelzüge

lebhaft protestierten. Dessenungeachtet gelang es dem viel erfahrenen Odysseus, zwischen den schwankenden Häusern und wackelnden Laternen glücklich hindurchzusteuern, seine Wohnung zu finden und sogar mit dem eisernen „Hausmeister" nach heißem Bemühen das tanzende Schlüsselloch des Tores zu erwischen.

Aber geradezu eine Kunst war es, über die knurrende Wendeltreppe in den ersten Stock zu gelangen, zumal die verrückte Treppe sich in kühnem Schwunge nach links wand, Studiosus Faß aber sich mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, nach rechts drehte und durch die Mauer marschieren wollte. Da prallte er denn mit dem schweren Kopfe an das fühllose Gestein, bis es Funken gab und in seinem Hirnkastel doch etwas heller wurde. Es dämmerte ihm: da die Mauer nun einmal durchaus nicht nachgebe, so könne er den Gescheiteren spielen, und so wandte er sich mit schlauem Lächeln, als gelte es, die Treppe zu überlisten, nun auch zur Linken, tappte sich aufwärts und in sein Zimmer, fand endlich auch sein Bett und — setzte sich mit schwerem Falle daneben auf den Fußboden.

„Sakrdibix", brummte er, „ist das Teufelsbett heut einmal hart! Aber ma . . . ma . . . macht nix . . . ein gu . . . gu . . . gutes Ge . . . hup, Ge . . . bräu, ist ein gu . . . gu . . . gutes R . . . uhekissen. Ich will mal gegen die Wa . . . wa . . . wand kriechen, daß ich ni . . . nicht rausfall'!"

Und er kroch, ohne sich zu entkleiden, gegen die Wand und gelangte so richtig unters Bett und schnarchte im nächsten Augenblicke wie eine alte ungeschmierte Brettersäge, die sich durch Eichenknorren hindurchbeißen muß.

Wie lange er so gelegen sein mochte, das wußte nur die Wanduhr. Als das Faß unters Bett rollte, hatte der kleine Zeiger vorwurfsvoll auf die dritte Morgenstunde gewiesen, und als Bruder Liederlich sich endlich regte und die Augen aufschlug, richteten sich beide Zeiger gleich zwei entsetzten Armen nun schon zum zweitenmal gegen die Zimmerdecke: es sei doch entsetzlich und nahezu Selbstmord, gleich einen Tag und zwei Nächte hindurch zu lumpen und dann mehr denn zwanzig Stunden in bleiernem Schlafe zu liegen . . . so ein Leben halte selbst ein Riese auf die Länge nicht aus!

Da war es denn kein Wunder, daß Herr Faß, obschon er sich die verquollenen Augen kräftig rieb, nicht einmal die eigenen Hände sehen konnte; denn um Mitternacht ists unter einem Bette gemeiniglich noch dunkler als gewöhnlich.

Also drehte er sich auf die Seite und duselte noch ein Stündchen. Er fühlte sich übrigens recht elend: der Kopf brummte wie eine wütend gewordene Baßgeige, der Magen schien mit im Samum aufgewirbeltem,

glühendem Sande gefüllt, der Atem — kurz, wäre dem Faß dieser Zustand nicht wohlbekannt gewesen und hätte er nicht gewußt, daß ein Hering und der § 11 Abhilfe schaffen würden, so hätte er sich für ernstlich krank halten müssen.

Endlich erhob er sich, noch halb im Schlafe und ohnedies ganz dumm und dumpf im Kopfe, und prallte gegen etwas hölzernes.

Da rieselte der bleiche Schreck über seine Glieder, daß die Haut aufperlte . . .!

„Um Gotteswillen, was ist das? Wohin bin ich geraten? Ich habe mich doch . . . ja, ja, ich habe mich doch ins Bett gelegt, und nun . . .?!

Er tastete mit beiden Händen über sich am Boden des Bettgestelles hin und stammelte:

„Das ist ja rein, als ob ich . . . im Sarge läge!! Welcher Teufel narrt mich denn so? Hinaus, hinaus aus dieser drückenden, erstickenden Enge!“

Und er kroch, da es ihm noch wie im Traume vorschwebte, daß ihm die Mauer im Stiegenhause nach rechts nicht ausgewichen war, nach links und kam an die Holzverschalung des Zimmers und fand auch da keinen Ausweg.

Da war es ihm fürchterlich klar! Ach ja, er hatte in der langen Sitzung des Guten (?) wirklich zu viel getan, war heimgewankt, aufs Bett gesunken, war ohnmächtig geworden, vielleicht hatte ihn, den vom Alkohol vergifteten, gar der Schlag gerührt, die Leute hatten ihn für tot gehalten und nun . . . die Haare sträubten sich ihm . . . nun lag er . . . im Sarge, und bald würden sie ihn hinaustragen und in die Grube senken!

So jung, so in der Vollkraft des Lebens, so kreuzfidel, so reich an Zukunftshoffnungen . . . und nun . . . lebendig-tot . . . im Sarge und bald in der Grube . . . durch eigene Schuld! Verfluchter Rausch! Verfluchter Alkohol!

Und er lag nach wiederholten vergeblichen Bemühungen, durch die Wand zu kommen oder den Deckel des vermeintlichen Sarges zu sprengen, ermattet auf dem Rücken, faltete die zitternden Hände auf der schwer atmenden Brust und überblickte im Geiste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Ach ja, am Gymnasium, da war er noch brav und fleißig gewesen, da hatte er seinen Eltern Freude gemacht, und wenn er auch hie und da die Gelegenheit wahrgenommen und zu tief in den Krug geguckt hatte, so waren es Ausnahmsfälle und der unausbleibliche Katzenjammer hatte noch den Ekel und den festen Vorsatz der Besserung erzeugt. Noch standen die Worte eines Professors auf der Tafel seines

Gedächtnisses, der da gesagt hatte, es töte der Alkohol mehr junge Männer als der Krieg, und er erinnerte sich genau, wie er und manche seiner Kameraden dem Lehrer geglaubt und nachdenklich zugenickt, andere freilich als flotte Bursche des alten Zopfes und Wasserkopfes gespottet hatten.

Nun der Krieg hatte ihn bisher verschont; dafür war er, alle Mahnungen und alle Vorsätze in den Wind schlagend, an der Hochschule dem Dämon Alkohol in die Krallen geraten, und die hatten Widerhaken und ließen das gefaßte Opfer so leicht nicht mehr los.

Wie das nun schon so geht, wenn einer aus dem Elternhause und der Schulzucht in die blendende Freiheit hinaustritt und vom Großstadttaumel umtanzt und mitgerissen wird!

Zuerst muß man sich von der anstrengenden Arbeit des letzten Gymnasialjahres erholen, sodann die goldene Freiheit in vollen Zügen genießen, hierauf das Großstadtleben kennen lernen, und was ein fideler Jurist ist, der verbummelt den Großteil der zwei ersten Universitätsjahre grundsätzlich.

Und es finden sich verwandte Seelen genug, die dem Neuling unter die Arme greifen und ihn von der Hochschule hinweg, die man doch nur des Bummels und der Raufereien wegen besucht, in die Kneipe schleppen.

Ei, da geht's denn freilich hoch her, da saust der Schläger auf den Tisch, daß die Gläser hopsen, da dampfen die Quastenpfeifen, als sei man in einem Lokomotivstall, da brausen im Chore die teils herrlichen, teils ulkigen, ja selbst stumpfsinnigen Lieder der unheiligen Bibel, des Kommersbuches, da fliegen die Brand- und Freiheitsreden und die zündenden Schlagworte durch die Luft, da sauft man sich zu und vor und nach bis zur Besinnungslosigkeit und möchte im Übermute der Kneipstimmung am liebsten gleich der Herrgott sein, um ein Faß zu schaffen, so groß als wie die Welt, und ein Glas, so hoch bis an den Mond, auf daß es sich des Trinkens verlohnte!

Ei ja, es gab wohl auch in der Kneipe Ideale und es gab wackere Burschen, die in all ihrer Munterkeit ihren eigentlichen Lebensberuf doch nicht im Bier ertränkten; aber — nicht wenige versumpften, und zu denen gehörte auch der Faß, der nun im Sarge lag und über den sich die Schatten eines gräßlichen Todes gebreitet hatten.

Ja, er war versumpft, von Begierde zu Genuß getaumelt, hatte des Vaters schwer erworbenes Geld nur in Bieraktien angelegt und an verkommene Weiber, den Abschaum der Großstadt, verschwendet, hatte den Seinen schweren Kummer bereitet, hatte, schon zu tief im Sumpfe, die sittliche Kraft nicht mehr besessen, sich herauszuarbeiten, und hatte die anklagende Stimme des Gewissens durch das giftige Betäubungsmittel immer wieder zum Schweigen gebracht.

Und nun lag er im Sarge! Bald würde es tagen. Dann würden sie kommen . . . in Trauerkleidern . . . mit verweinten Augen . . . die abgehärmte Mutter, deren einziger Sohn er war, der verbitterte Vater, dessen schöne Hoffnungen er so schwer getäuscht hatte, die bleichen Schwestern, die seinetwegen ihrer unschuldsvollen Jugend nicht froh werden konnten.

Und sie würden ihn hinausführen . . . gar eilig . . . ohne Sang und Klang: in der Großstadt macht man mit einem toten Studenten nicht viele Umstände . . . da gehen gar viele gleich ihm zugrunde . . . durch eigene Schuld!

Und die alte Zimmerfrau, die erwies ihm wohl auch die letzte Ehre und besprach sodann mit den Nachbarinnen, der Hausmeisterin, der Greislerin und der Tischlersfrau im Hofe beim Schalerl Kaffee das Geschehnis: „Na ja . . . er hat si halt z'tod gsoffen, der Student . . . ist kein Wunder nit, wie's der trieben hat! Na . . . froh bin i, daß i zu mei'm Sach kommen bin, und die Seinigen, die werden so ein Früchtl bald vergessen haben. Wär rein schad um die zwei lieben Madeln, wenn er ihnen ihr Gerstl auch noch durch die Gurgel g'jagt hätt!"

So etwa würde es sein, wenn sie ihn hinausgebracht hätten.

Und dann? . . .

Er hielt sich die Hände vors Gesicht, um nicht sich selbst auf so gräßliche Art sterben sehen zu müssen.

Ach, wenn man nur der Phantasie die Augen zudrücken könnte! Aber die ist gerade am geschäftigsten und sieht am klarsten, wenn das Auge des Körpers geschlossen ist oder in undurchdringliches Dunkel starrt.

Und was er sah, das aufgedunsene blaurote Antlitz des nach Atem Ringenden, die hervorquellenden Augen, den blutigen Schaum vor dem Munde, die letzten Zuckungen und dann . . . Leiche . . . Verwesung, das brachte ihn dem Wahnsinne nahe.

Aber er war, beim heiligen Gott, doch noch nicht im Grabe! Noch stand der Sarg wohl in der gemieteten Kammer oder . . . gar in der Halle des Leichenhauses, noch lebte er, noch mußte es ihm gelingen, sich bemerkbar zu machen.

Und er schlug mit den Stiefeln gegen den Boden, die Wand, die Bettbretter, er schrie, er brüllte: „Hilfe . . . Hilf . . . i . . . o! Macht auf! Ich bin nicht tot und ich will nicht sterben! Hilf . . . i . . . o!"

Nun war der Mann der Zimmervermieterin ein Schneider und der hatte seine Werkstatt nebenan und war der nahenden Festtage halber so mit Bestellungen überhäuft, daß er selbst die Nacht über arbeiten mußte.

Also nähte er samt seinem Gesellen und seinem Lehrbuben beim Scheine einer Öllampe darauf los, daß die Nadel heiß wurde, bis ihn

das Mark und Bein durchdringende Geschrei des Studenten aufschreckte. Da lief denn die tapfere Gesellschaft, der Meister mit der Lampe in der Hand voran, zum Hausmeister: der Herr Schwamminger brülle so schauderhaft, als ob er am Spieße stecke; es sei kein Zweifel, daß er von Raubmördern überfallen worden sei und sich verblute.

Der Hausmeister meinte zwar, er glaube nicht, daß es bei einem Studenten besonders viel zu rauben gebe, griff aber doch nach einem langen Messer, sperrte das Tor auf und holte den Polizeier von der nächsten Straßenkreuzung.

Dann stürmte die Gesellschaft das Zimmer, in dem der arme Student vielleicht eben ermordet wurde.

War aber, obschon der Sicherheiter hinter die Vorhänge und hinter den Ofen und sogar in den Kleiderschrank leuchtete, keine Spur eines Einbrechers zu entdecken, wohl aber rumorte es unter dem Bette ganz gewaltig und hob das schwere Bettgestelle um eines Fingers Dicke vom Boden und schrie:

„Ich bin nicht tot, ich bin nicht tot! Öffnet den Sarg oder ich ersticke!“

Da leuchtete der Polizeimann unters Bett, griff tapfer hinein, erwischte einen Stiefel und zog mit ihm ein Bein und daran den Studiosus Faß aus dem fürchterlichen Gefängnisse.

Nun wurde auch der Schneider mutig. Er brach in ein unbändiges Gelächter aus, in das seine Untergebenen pflichtschuldig einstimmten und das der Hausmeister mit seinem Brummbaß begleitete, und meckerte: „Hi, hi, hi, hat sich der Herr von Schwamminger wieder einen Mordsaffen gekauft und der hat ihn unters Bett geschmissen! Sehen S' denn nit, daß das Ihr Bett und kein Sarg ist und daß Sie auf dem Boden des Zimmers liegen? Und warum sind S' dann nit herauskrochen? Hat Sie doch niemand anbunden! Na, so a Dummheit ... hi, hi, hi!“

Da schaute sich der Studiosus Faß mit großen, verwunderten Augen in seiner Bude um. Er sah die gekreuzten Schläger an der Wand, er sah an der Türe einen alten Flausrock, er sah den Schreibtisch, an dem er so oft des teueren Studierens halber um Geld geschrieben hatte, er sah das unberührte Bett und darunter ... die schwarze Höhle und nun ging ihm neben der Öllampe des Schneiders noch ein anderes, viel helleres Licht auf.

Er erhob sich mit Hilfe des Schneidergesellen und des Lehrbuben, atmete tief wie einer, dem eine Zentnerlast von der Brust genommen ist, und sagte:

„Mir scheint, ich habe mich unsterblich blamiert, und ich kann's den Herren nicht verdenken, wenn Sie sich den Buckel voll lachen. Aber

... wenn Sie wüßten, was ich ausgestanden habe unter dem verfluchten Bett, würde Ihnen das Lachen vergehen! Nun ... ich danke Ihnen herzlich ... Sie haben mir das Leben gerettet und ... jetzt habe ich genug, dies war mein letzter Rausch!"

Da meinte der Polizeimann, es sei das ja ein recht löblicher Vorsatz, aber das sei kein Grund, daß er nicht seines Amtes handle, und so möge sich denn der Herr auf eine Vorladung gefaßt machen, um sich wegen nächtlicher Ruhestörung und unnötiger Bemühung der Wache zu verantworten.

„Gut", erwiderte der Studiosus Faß, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, „ich werde der Ladung Folge leisten und meine Schuld berappen oder ... absitzen ... ganz nach Belieben. Aber dann ... sind wir miteinander fertig; denn ich werde von nun an unter dem Schutze der alma mater weilen, und die wird mir ein Asyl gewähren, das ihr Polizeileute gemäß alter Privilegien nicht betreten dürft. Nichts für ungut, meine Herren, und recht gute Nacht allerseits!"

Erotik und Idyll.

Von Alexander **L. Kielland.** Deutsch von **Leskien.***)

„Seht nur zu, daß ihr bald zusammenkommt!" sagte Frau Olsen.

„Ja, ich verstehe nicht, warum ihr nicht jetzt im Herbst heiratet," rief das ältere Fräulein Ludwigsen, das für die wahre Liebe schwärmte.

„Ach ja!" rief Fräulein Luise, die sicher war, Brautjungfer zu werden.

„Aber Sören sagt, daß er nicht die Mittel hat," antwortete die Braut etwas verzagt.

„Nicht die Mittel!" wiederholte Fräulein Ludwigsen; „daß ein junges Mädchen ein solches Wort aussprechen kann! Wenn du schon jetzt deine junge Liebe von prosaischen Berechnungen überwuchern lassen willst, was bleibt dann von dem idealen Glanze übrig, den nur die Liebe über das Leben zu verbreiten vermag? Daß ein Mann solche Rücksichten nehmen kann, kann ich zur Not verstehen, es ist ja gewissermaßen seine Pflicht; aber eine zarte Frauenseele im Lenz der Liebe! — nein, nein, Marie! laß um alles in der Welt nicht diese niedrigen Geldfragen dein Glück trüben."

*) Aus „Gesammelte Werke" von A. L. Kielland. Aus dem Nordischen übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. II. Band: Sämtliche Novellen. (Leipzig. Georg Merseburger. 1906.) Schon aus vorstehender Erzählung ersieht man, wie wertvoll das Buch ist.

„Ach nein!“ rief Fräulein Luise.

„Und außerdem,“ nahm Frau Olsen das Wort, „außerdem hat dein Bräutigam gar nicht so wenig Einkommen. Mein Mann und ich fingen, bei Gott, mit viel weniger an. Ich weiß, was du sagen willst, daß die Zeiten damals anders waren. Ja, Gott behüte! das wissen wir; ich wundere mich nur, daß ihr nicht müde werdet, es uns zu erzählen. Glaubt ihr nicht, daß wir Alten, die wir selbst den Übergang miterlebt haben, die beste Einsicht darin haben, was früher zum Leben erforderlich war und was jetzt? Wenn also ich, als erfahrene Hausfrau, sage, daß der Gehalt deines Bräutigams bei meinem Mann im Verein mit dem, was er leicht durch Nebenarbeit verdienen kann, hinreichend ist, darauf zu heiraten, so kannst du doch wohl begreifen, daß ich die veränderten Verhältnisse gebührend in Betracht ziehe.“

Frau Olsen war ganz eifrig geworden, trotzdem niemand daran dachte, ihr zu widersprechen. Aber sie hatte sich so oft bei Gesprächen dieser Art geärgert, besonders wenn sie die jungen Frauen sich darüber verbreiten hörte, wie lächerlich billig alles vor dreißig Jahren gewesen war. Es war, als ob man die mustergültige Art, in der sie ihre Wirtschaft geführt hatte, herabsetzen wollte.

Dies Gespräch machte einen tiefen Eindruck auf die Braut; denn sie hatte viel Vertrauen zu der klugen und erfahrenen Frau Olsen. Und diese hatte sich, seit Marie mit dem Sekretär des Kreisrichters verlobt war, ihrer sehr eifrig angenommen. Sie war eine energische Frau, und da ihre eigenen Kinder schon erwachsen und auswärts verheiratet waren, gab es eine willkommene Ablenkung für ihren Tätigkeitsdrang, gleichsam einen Anteil an dem jungen Brautpaar und, was es anging, zu haben.

Maries Mutter dagegen war eine sehr ruhige Dame. Ihr Mann, der ein kleines Amt bekleidet hatte, war so früh gestorben, daß die Pension äußerst knapp war. Sie war aus guter Familie und hatte in ihrer Jugend nichts gelernt als Klavier spielen. Diese Fertigkeit übte sie längst nicht mehr aus und im Laufe der Zeit war sie außerordentlich religiös geworden . . . .

„Hören Sie einmal, mein lieber Sekretär: denken Sie gar nicht daran zu heiraten?“ fragte der Kreisrichter in seiner freundlichen Art.

„O ja!“ antwortete Sören gedehnt, „wenn ich erst die Mittel dazu habe.“

„Die Mittel?“ wiederholte der Kreisrichter. „Sie sind, weiß Gott, gar nicht schlecht gestellt. Ich weiß, daß Sie etwas zurückgelegt haben.“

„Eine Kleinigkeit,“ schob Sören ein.

„Nun gut, das mag sein; aber es zeigt, daß Sie einen ökonomischen Sinn haben, und der ist Goldes wert. Bei Ihrem guten

Examen, Ihren Familienverbindungen und sonstigen Konnexionen in der Hauptstadt wird es nicht lange dauern, bis Sie sich um die kleineren Ämter bewerben können, und hat man erst die Beamtenlaufbahn eingeschlagen, so geht es, wie Sie wissen, von selbst."

Sören kaute an der Feder und sah unschlüssig aus.

„Lassen Sie uns annehmen," fuhr der Prinzipal fort, „daß Sie, dank Ihrer Sparsamkeit, ohne besonders viel Schulden zu machen einen Hausstand einrichten können; dann haben Sie ja Ihren Gehalt als Sekretär und was Sie sonst durch Nebenarbeit werden verdienen können. Und es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn ein Mann von Ihrer Tüchtigkeit in einer aufstrebenden Handelsstadt, wie die unsere, nicht für seine freie Zeit Verwendung finden sollte."

Sören dachte den ganzen Vormittag an die Worte des Kreisrichters; es stand allmählich klar vor ihm, daß er die ökonomischen Schwierigkeiten beim Heiraten überschätzte, und es war ja im Grunde wahr, daß er ziemlich viel freie Zeit hatte.

Er sollte beim Prinzipal zu Mittag essen, wo auch seine Braut war. Überhaupt trafen sich die jungen Leute fast öfter bei Kreisrichters als in Maries Heim. Denn die eigentümliche Fertigkeit, die Frau Möller, Maries Mutter, sich erworben hatte, allen Gesprächen eine religiöse Wendung zu geben, war nicht besonders anziehend für die jungen Leute.

Bei Tisch wurde von einem kleinen, reizenden Hause gesprochen, das Frau Olsen entdeckt hatte: so recht ein Nest für ein junges Ehepaar, wie sie sich ausdrückte. Sören erkundigte sich so nebenbei nach dem Preise und fand ihn ziemlich mäßig im Verhältnis zur Beschreibung der Frau Kreisrichter.

Wenn Frau Olsen diese Heirat so gern beschleunigen wollte, so war es erstens, wie angedeutet, weil sie eine Beschäftigung brauchte; dann war sie aber auch von dem unbestimmten Wunsche beseelt, daß sich überhaupt etwas ereignen möchte — ein psychologisches Phänomen, das bei energischen Charakteren, die in kleinen, einförmigen Verhältnissen leben, nicht selten ist.

Der Kreisrichter arbeitete in derselben Richtung, erstens auf Befehl seiner Frau, und dann, weil er dachte, daß Sören, wenn er mit Fräulein Marie, die seinem Hause so viel verdankte, verheiratet wäre, noch enger an das Kontor geknüpft würde; und der Kreisrichter war mit seinem Sekretär zufrieden.

Nach Tisch ging das Brautpaar im Garten spazieren. Sie redeten seltsam beklommen miteinander, bis Sören in einem Tone, der unbefangen sein sollte, die Bemerkung hinwarf: „Was meinst du, wenn wir im Herbst heirateten?"

Marie vergaß überrascht zu sein; sie hatte ja auch denselben Gedanken gehabt, und darum antwortete sie, indem sie zu Boden sah: „Ja, wenn du denkst, daß wir die Mittel haben, habe ich sicher nichts dagegen.“

„Wir wollen einmal nachrechnen,“ sagte Sören und zog sie in die Laube.

Eine halbe Stunde später traten sie Arm in Arm in den Sonnenschein hinaus. Es war, als ob sie auch leuchteten, denn es ruhte ein Glanz über einen mutigen Entschluß, der nach reiflicher Überlegung und ernster Erwägung gefaßt ist.

Einer oder der andere könnte meinen, daß man sich nicht unbedingt auf die Richtigkeit eines Rechenexempels verlassen dürfe, nur darauf hin, daß zwei Liebende genau dasselbe Ergebnis herausbekommen hatten, besonders wo es sich um die Wahl zwischen der höchsten Glückseligkeit oder der Entsagung handelte.

Sören hatte auch, während sie rechneten, einige Anfechtungen gehabt. Es kam ihm in den Sinn, wie er selbst in seiner Studentenzeit große Worte von der Verantwortung gegen das kommende Geschlecht geredet hatte, wie er auf philosophischen Umwegen das Egoistische an der Liebe nachgewiesen und die lächerliche Frage aufgeworfen hatte, ob man so ohne weiteres das Recht habe, Kinder in die Welt zu setzen.

Aber die Zeit und das praktische Leben hatten ihn glücklicherweise von diesen müßigen und schädlichen Gedankenexperimenten geheilt. Und außerdem war er viel zu sittlich und wohlerzogen, um die nichts ahnende Geliebte dadurch verletzen zu wollen, daß er eine so frivole Aussicht wie die, daß sie viele Kinder bekommen könnten, in seine Berechnung mit aufnähme. Das ist ja gerade so hübsch, daß die jungen Leute diese Dinge unserem lieben Herrgott und dem Storch überlassen.

Es herrschte nicht nur beim Kreisrichter große Freude, sondern fast die ganze Stadt geriet in eine Art von Fieberstimmung bei der Nachricht, daß der Sekretär im Herbst Hochzeit halten wollte. Denn wer eine Einladung zur Hochzeit erwarten konnte, freute sich lange im voraus, und wer keine erwarten konnte, ärgerte sich und lästerte; aber wer wußte, daß er auf der Reserveliste stand, war vor Spannung halb von Sinnen. Und jede Gemütsbewegung hat in ruhigen Kleinstädten ihren Wert.

Frau Olsen war eine mutige Dame, und doch klopfte ihr das Herz, als sie sich zu der verwitweten Frau Möller auf den Weg machte. Es ist eine eigene Sache, eine Mutter zu bitten, die Hochzeit der Tochter ausrichten zu dürfen. Aber sie hätte sich ihre Angst sparen können. Denn Frau Möller scheut jede Anstrengung fast eben so sehr, wie sie die Sünde in jeder Gestalt verabscheute, und darum fühlte sie sich

sehr erleichtert bei Frau Olsens Vorschlag, der mit einem für diese Dame ungewöhnlichen Zartgefühl vorgebracht wurde. Es war indes nicht Frau Möllers Art, sich leicht umgänglich oder zufrieden zu zeigen. Da alles ja im Grunde in der einen oder anderen Weise ein Kreuz war, ließ sie auch jetzt durchfühlen, daß ihre Geduld jede Fügung des Himmels zu ertragen imstande wäre.

Frau Olsen kehrte strahlend von diesem Besuche zurück. Sie wäre um das halbe Vergnügen bei dieser Heirat gekommen, wenn sie nicht die Hochzeit hätte ausrichten dürfen; denn Hochzeiten ausrichten war Frau Olsens Spezialität. Da legte sie ihre Ökonomie bei Seite, und die Befriedigung, die sie dabei fühlte, daß sie für ihre volle Arbeitskraft Verwendung fand, machte sie förmlich liebenswürdig. Außerdem war das Amt gut, und Olsen hatte immer ein kleines Vermögen besessen, von dem indessen nie geredet wurde.

Die Hochzeit wurde also gefeiert und es war eine glänzende Hochzeit. Fräulein Ludwigsen hatte ein reimloses Lied von der wahren Liebe gedichtet, das bei Tisch gesungen wurde, und Luise sah von allen Brautjungfern am besten aus.

Das junge Ehepaar bezog das von Frau Olsen entdeckte Nest, um jenen halbbewußten Zustand von festlicher Glückseligkeit zu beginnen, den die Engländer den Honigmonat nennen, weil er so süß ist, die Deutschen die Flitterwochen, weil der Glanz so schnell schwindet, und die Norweger die Weizenbrottage, weil sie wissen, daß die Hausmannskost nachfolgt.

Aber in Sörens Haus dauerten die Flitterwochen lange, und als Gott ihnen einen kleinen Engel mit goldenen Locken schenkte, war ihr Glück so groß, wie es überhaupt in dieser traurigen Welt erwartet werden kann.

Was die Einnahme anlangt, so war sie einigermaßen ausreichend, obgleich es Sören leider nicht gelungen war, die Wohnung ohne Schulden einzurichten; aber das würde schon mit der Zeit in Ordnung kommen.

Ja, mit der Zeit! Die Jahre vergingen und jedes Jahr schenkte Gott Sören einen kleinen Engel mit goldenen Locken. Nach sechsjähriger Ehe hatte er also genau fünf Kinder. Die kleine, ruhige Stadt war unverändert. Sören war noch immer Sekretär, Kreisrichters waren noch dieselben, nur Sören selbst war nicht wieder zu erkennen.

Es gibt Sorgen und schwere Schicksalsschläge, von denen man sagt, daß sie die Haare eines Mannes in einer Nacht grau färben können. Solche Schläge waren nicht Sörens Los gewesen. Was seine Haare gebleicht, seinen Rücken gebeugt und ihn vor der Zeit alt gemacht hatte, war eine langsame, gewöhnliche Sorge — die Sorge um das tägliche Brot.

Die Sorge um das tägliche Brot spielt unter den Sorgen dieselbe Rolle, wie die Zahnschmerzen unter den Krankheiten. Sie ist kein einzelner Schmerz, der sich im offenen Kampfe besiegen läßt; sie ist nicht wie ein Nervenfieber oder eine ähnliche „ordentliche" Krankheit, die eine Entwicklung, eine Krisis hat; sondern, wie der Zahnschmerz lang und einförmig wie ein Bandwurm ist, so legt sich die Sorge um das tägliche Brot wie eine graue Wolke um ihre Opfer; man zieht sie jeden Morgen mit den fadenscheinigen Kleidern an und man schläft selten so fest, daß man sie ganz vergißt.

Sören hatte sich in dem langwierigen Kampfe gegen die andringende Armut aufgerieben; und doch war er ein großer Ökonom.

Aber es gibt zwei Arten Ökonomie; die aktive und die passive. Die passive Ökonomie denkt Tag und Nacht daran, wie sie einen Groschen ersparen soll; die aktive sinnt ebenso eifrig darüber nach, wie sie einen Taler verdienen kann. Die erste Art Ökonomie, die passive, findet man bei uns in Norwegen, die aktive in den großen Staaten, namentlich in Amerika.

Sören hatte seine Force in der passiven Richtung. Er verwandte all seine freie Zeit und noch einen Teil seiner Arbeitszeit darauf, sich auszudenken, wo man etwa sparen oder sich einschränken könne. Aber ob es daher kam, daß er kein Glück hatte, oder — was am glaubwürdigsten ist — daß seine Einnahmen wirklich zu klein waren, um mit Frau und fünf Kindern davon zu leben, genug: seine finanzielle Stellung verschlechterte sich mehr und mehr.

Alle Plätze im Leben scheinen besetzt zu sein, und doch gibt es einige Menschen, die überall ankommen. Sören gehörte nicht zu ihnen, und er suchte vergebens nach der Nebenarbeit, welche ihm und seiner Braut als eine unbestimmte aber reiche Einnahmequelle vorgeschwebt hatte. Auch hatte er keinen Nutzen von seinen guten Verbindungen. Es gibt immer eine Menge Leute, die bereit sind, hoffnungsvollen jungen Menschen, die sich selber helfen können, zu helfen; aber notleidende Familienväter kommen immer ungelegen.

Sören hatte viele Freunde gehabt. Man konnte nicht sagen, daß sie sich von ihm zurückgezogen hätten; aber er war ihnen gleichsam in die Ferne gerückt. Wenn sie sich jetzt trafen, herrschte eine gewisse Verlegenheit auf beiden Seiten. Sören hatte nicht mehr Sinn dafür, was die anderen interessierte; und diese langweilten sich, wenn er sich darüber verbreitete, wie hart er arbeite und wie teuer das Leben sei.

Und wenn er ein einzelnes Mal zu einem seiner Jugendfreunde in eine Herrengesellschaft eingeladen wurde, erging es ihm, wie es Leuten, die zu Hause äußerst einfach leben, zu gehen pflegt: er aß und trank zuviel. Und der früher zwar lustige, aber feine und vorsichtige Sören

sank zu einer Art komischen Person herab, die alberne Reden hielt und um die sich die Jüngsten der Gesellschaft nach Tisch versammelten, um ihn aufzuziehen. Den peinlichsten Eindruck aber machte es auf seine Bekannten, daß er in bezug auf seine Kleidung ganz gleichgültig geworden war.

Sören war nämlich äußerst sorgfältig mit seiner Toilette gewesen. In der Studentenzeit hieß er „der feine Sören". Und sogar als Familienvater hatte er eine Zeitlang verstanden, seinen einfachen Kleidern einen gewissen Schwung zu geben. Aber nachdem die harte Not ihn gezwungen hatte, jedes Kleidungsstück unnatürlich lange zu tragen, hatte seine Eitelkeit schließlich klein beigegeben. Und wenn ein Mann den Sinn dafür verliert, auf sein Äußeres zu halten, pflegt er ihn leicht ganz und gar zu verlieren. Seine Frau mußte ihn darauf aufmerksam machen, wenn die Anschaffung eines neuen Rockes unumgänglich notwendig wurde, und wenn seine Kragen schon allzu zerfasert waren, schnitt sie dieselben mit einer Schere glatt.

Er selbst hatte an andres zu denken, der Arme. Aber wenn Fremde ins Kontor kamen oder wenn er zu einer Tür hineingehen sollte, hatte er die rein mechanische Gewohnheit, auf seinen Rockaufschlag zu spucken und ihn mit der Hand zu reiben. Ähnlich wie die Rudimente von Organen, die durch Nichtgebrauch zugrunde gegangen sind und die die Zoologen bei gewissen Tieren finden, war dies der einzige Überrest von der Putzsucht des „feinen Sören".

Indes trug Sören seinen schlimmsten Feind in seinem eigenen Innern. Er hatte sich in seiner Jugend mit Philosophie beschäftigt, und jetzt geschah es bisweilen, daß diese unselige Lust zum Denken über ihn kam, alle Einwände umwarf und schließlich alles auf den Kopf stellte.

Besonders wenn er an seine Kinder dachte, befiel ihn diese Lust.

Wenn er diese kleinen Geschöpfe betrachtete, die — das konnte er sich selbst nicht verhehlen — im Laufe der Zeit mehr und mehr verwahrlosten, war es ihm unmöglich, sie unter der Kategorie „goldlockiger Engel", die Gott ihm geschenkt hatte, zu sehen. Er mußte ja zugestehen, daß Gott uns solche Geschenke nicht ohne eine Veranlassung von unserer Seite gibt, und da fragte Sören sich selbst: Hast du hiezu das Recht gehabt? Er dachte an sein eigenes Leben, das unter so glücklichen Umständen angefangen hatte. Er kam aus einem behaglichen Heim; sein Vater, ein Beamter, hatte ihm die beste Ausbildung des Landes gegeben; er war wie die Besten zum Kampf ums Dasein ausgerüstet; und wie war er daraus hervorgegangen?

Und was konnte er seinen Kindern in den Kampf, in den er sie sandte, mitgeben? Sie fingen ihr Leben in Armut und Bedrängnis an, die am liebsten verhehlt werden sollten; sie lernten früh das bittere

Mißverhältnis zwischen den Erwartungen und Anforderungen ans Leben und den äußeren Verhältnissen kennen; und aus ihrem unordentlichen Heim würden sie vielleicht das schwerste Erbteil, das ein Mensch mit sich durchs Leben schleppen kann, mitnehmen: Armut mit Prätensionen.

Sören versuchte zu sagen: Gott wird sich schon ihrer annehmen. Aber er schämte sich sogleich; denn er fühlte, daß er dies nur sagte, um sich zu entschuldigen und sein Gewissen zu beruhigen.

Diese Gedanken waren seine schlimmste Plage; aber um die Wahrheit zu sagen, es geschah nicht oft, daß sie über ihn kamen; denn Sören war stumpf geworden. Das war auch die Ansicht des Kreisrichters. „Er war seinerzeit ein recht tüchtiger Mann, mein Sekretär," pflegte er zu sagen: „aber, sehen Sie, diese übereilte Heirat, die vielen Kinder und so weiter — kurz, es ist beinahe aus mit ihm."

Schlecht gekleidet und schlecht ernährt, voller Schulden und Sorgen, war er müde und verbraucht, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Und das Leben ging seinen Gang und Sören schleppte sich mit. Er schien von allen vergessen zu sein, nur nicht vom lieben Gott, der ihm, wie gesagt, jedes Jahr einen kleinen Engel mit goldenen Locken schenkte.

Sörens junge Gattin war ihrem Manne getreulich durch diese sechs Jahre gefolgt und auch sie war an demselben Ziel angelangt.

Das erste Jahr ihrer Ehe war wie ein Traum schwindelnder Glückseligkeit an ihr vorbeigeglitten. Wenn sie ihren kleinen goldlockigen Engel den bewundernden Freundinnen zeigte, war sie schön wie ein vollendetes Bild der Mutterfreude; und Fräulein Ludwigsen sagte: „Seht! die wahre, die echte, die richtige Liebe!"

Aber bald wurde Frau Olsens „Nest" zu eng; die Familie vergrößerte sich, während die Einnahmen dieselben blieben. Täglich wurden neue Anforderungen an sie gestellt, neue Sorgen und neue Pflichten. Marie griff tüchtig zu, denn sie war ein mutiges, verständiges Weib.

Es ist keine Arbeit, die man erhebend nennen kann, einem Hause voll kleiner Kinder vorzustehen, ohne die Mittel, auch nur die bescheidensten Anforderungen an Bequemlichkeit und Behagen befriedigen zu können. Dazu war sie ja nie ganz gesund; entweder hatte sie eben ein Kind bekommen oder sie *sollte* bald eins bekommen. Während sie sich vom Morgen bis zum Abend abmühte, verlor sie ihre heitere Laune und ihr Sinn verbitterte sich; bisweilen fragte sie sich selbst: „Wie hängt das nur zusammen?"

Sie sah den Eifer, womit die jungen Mädchen die Ehe erstreben und die selbstzufriedene Miene, mit der die jungen Männer sie anbieten! sie dachte an ihre eigenen Erfahrungen und bekam das Gefühl, als ob man sie betrogen hätte.

Aber es war nicht recht von Marie, so zu denken; denn sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten.

Die Lebensanschauung, die man ihr früh beigebracht hatte, war die einzige schöne, die einzige, die imstande war, ihr das Ideale im Leben zu retten. Keine häßliche, prosaische Betrachtung des Daseins hatte je einen Schatten über ihre Entwicklung geworfen; sie wußte, daß die Liebe das Schönste auf Erden ist, daß sie über der Vernunft steht und daß man sie in der Ehe findet; was Kinder anlangt, so hatte sie gelernt zu erröten, wenn von ihnen die Rede war.

Man hatte ihre Lektüre immer streng überwacht. Sie hatte viele ernste Bücher von den Pflichten des Weibes gelesen; sie wußte, daß es ihr Glück sei, von einem Manne geliebt zu werden, und ihre Bestimmung, sein Weib zu sein. Sie kannte die Schlechtigkeit der Menschen, wie oft sie sich zwei jungen Liebenden hindernd in den Weg stellen; aber sie wußte auch, daß die wahre Liebe schließlich siegreich aus dem Kampfe hervorgeht. Und wenn die Menschen im Kampfe ums Dasein zugrunde gingen, so war es, weil sie dem Ideal untreu wurden, und daran glaubte sie, obgleich sie nicht wußte, worin es bestand.

Sie kannte und liebte die Dichter, die sie lesen durfte. Vieles von dem Erotischen verstand sie nur halb, aber gerade das war so reizend. Sie wußte, daß die Ehe eine ernste, eine sehr ernste Sache sei, wozu ein Pastor gehörte, und daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, wie die Verlobungen im Ballsaal. Aber wenn sie sich in jenen jungen Tagen dieses ernste Verhältnis vorstellte, da war es, als ob sie in einen verzauberten Wald blickte, worin Amoretten Kränze binden, die Störche kleine, goldlockige Engel bringen, und vor der kleinen Hütte im Hintergrund, die doch groß genug ist, um alle Glückseligkeit der Welt zu fassen, sitzt das ideale Ehepaar und blickt sich tief in die Augen.

Und nie war jemand geschmacklos genug gewesen, ihr zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, hätten Sie nicht Lust, mir auf die andere Seite zu folgen und die Sache einen Augenblick von der Kehrseite zu betrachten? Denken Sie, wenn alles nichts anderes als Dekorationen von Pappe wäre!" Jetzt hatte Sörens junge Gattin wirklich Gelegenheit, die Dekorationen von der Kehrseite zu betrachten.

Frau Olsen hatte sie im Anfange früh und spät besucht und sie mit Ratschlägen und Anweisungen überschüttet. Sowohl Sören wie auch seine Frau hatten sie manchmal herzlich satt, aber sie verdankten ja Olsens so viel.

Doch allmählich ließ der Eifer der alten Dame nach. Als das Haus der jungen Leute nicht mehr so sauber, so ordentlich und so mustergültig war, daß sie auf ihr Werk stolz sein konnte, verschwand sie nach und nach; und wenn Sörens Frau sie ein einzelnes Mal um

Rat oder Hilfe bat, setzte sich die Frau Kreisrichter auf das hohe Pferd, bis die junge Frau sich nicht mehr an sie wandte. Aber wenn man in einer Gesellschaft auf den Sekretär des Kreisrichters zu sprechen kam und jemand die arme Frau mit den vielen Kindern und den kümmerlichen Einnahmen bemitleidete, da ergriff Frau Olsen mit großem Nachdruck das Wort: „Ich kann Ihnen versichern, wenn Marie doppelt so viel Einkommen und gar keine Kinder hätte, so würde es doch nicht ausreichen. Sie ist — sehen Sie!“ und Frau Olsen machte eine Bewegung mit den Händen, als ob sie nach allen Seiten hin etwas ausstreue.

Marie kam nicht oft in Gesellschaft; und wenn sie in ihrem wohl zehnmal veränderten Brautkleide erschien, so saß sie in der Regel allein in einer Ecke oder sie führte mit einer gleichgestellten Hausfrau ein langweiliges Gespräch über die teuren Zeiten und die anspruchsvollen Dienstmädchen.

Und die jungen Damen, welche die Herren entweder mitten im Saale oder in dem Zimmer, wo sie die besten Stühle zum Liegen fanden, um sich versammelt hatten, flüsterten sich zu: „Wie langweilig ist es doch, daß die jungen Frauen nie von etwas anderem als von ihrem Haushalte und ihren Kindern reden können!“

In der ersten Zeit hatte Marie oft von ihren vielen Freundinnen Besuch gehabt. Sie waren entzückt über das gemütliche Haus; und der kleine goldlockige Engel mußte förmlich von ihrer gierigen Bewunderung geschützt werden. Aber wenn es jetzt geschah, daß eine von ihnen sich zu ihr hinein verirrte, so war alles ganz anders. Es gab keinen goldlockigen Engel in reinem, gesticktem Kleidchen mit roten seidenen Bändchen mehr vorzuzeigen. Die Kinder, die für gewöhnlich nie präsentabel waren, wurden in Eile hinausgeschickt, Spielzeug auf dem Fußboden, halbgegessene Butterbrote auf den Stühlen und jene eigentümliche Atmosphäre zurücklassend, die man höchstens bei seinen eigenen Kindern ertragen kann.

Tagaus tagein verging ihr Leben unter beständigem Mühen; manchmal, wenn sie ihren Mann darüber klagen hörte, wie hart er arbeitete, dachte sie mit einer Art Trotz: „Ich möchte wissen, wer von uns beiden die härteste Arbeit hat!“

In einer Hinsicht war sie glücklicher als ihr Mann: Sie hatte keine Ahnung von Philosophie, und wenn sie sich einen kurzen, ruhigen Augenblick stehlen konnte, um sich in sich selbst zu versenken, bewegte sie sich in ganz anderen Welten als der arme Philosoph.

Sie hatte kein Silberzeug zu putzen, keine Goldgeschmeide, die sie hervorholen und mit denen sie sich schmücken konnte. Aber im innersten Winkel ihres Herzens bewahrte sie alle Erinnerungen aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, diesem märchenhaften Jubeljahre. Und diese Erinne-

rungen putzte sie; sie hielt sie so blank, daß sie mit jedem Jahre, das verging, heller glänzten.

Aber wenn die müde und vergrämte Hausfrau sich ganz im geheimen mit diesen Herrlichkeiten schmückte, vermochten sie doch nicht einen Glanz über ihr jetziges Leben zu werfen. Sie war sich kaum eines Zusammenhanges zwischen dem goldlockigen Engel mit den roten Seidenbändchen und dem kleinen fünfjährigen Jungen, der im dunkeln Hof lag und im Sande spielte, bewußt. Diese Augenblicke rissen sie aus allem Zusammenhang heraus; es war wie ein Opiumrausch.

Wenn man sie dann irgendwo im Hause rief oder eins der Kinder brüllend aus dem Hofe gebracht wurde mit einer großen Beule auf der Stirn, verbarg sie in Eile ihre Schätze, und mit dem gewöhnlichen Ausdrucke von hoffnungsloser Müdigkeit überließ sie sich wieder ihren unzähligen Pflichten und Sorgen.

Das war aus dieser Ehe geworden und so arbeiteten sich diese Eheleute vorwärts. Sie zogen beide dieselbe schwere Last — aber zogen sie dieselbe miteinander? Es ist traurig aber wahr: Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde. — —

Es war großer Kaffee bei beiden Fräulein Ludwigsen — lauter Unverheiratete. „Denn die verheirateten Damen sind so prosaisch“, sagte das ältere Fräulein Ludwigsen.

„Ach ja!“ rief Luise.

Die Stimmung war so belebt, wie sie in einer solchen Gesellschaft und bei einer solchen Gelegenheit zu sein pflegt; und während das Gespräch die ganze Stadt durchzog, kam man auch auf Sörens zu sprechen. Alle waren sich einig, daß das eine höchst unglückliche Ehe und ein trauriges Haus sei; einige bemitleideten, andere tadelten.

Da ergriff das ältere Fräulein Ludwigsen mit einer gewissen Feierlichkeit das Wort: „Ich will euch sagen, was der Fehler an dieser Ehe ist; denn ich weiß ganz genau, wie die Sachen liegen. Schon ehe sie verheiratet war, hatte Marie etwas Berechnendes, etwas Niedrig-Prosaisches an sich, das der wahren, der echten, der richtigen Liebe ganz fremd ist. Dies hat später zugenommen und rächt sich jetzt grausam an ihnen beiden. Denn sie haben allerdings kein großes Einkommen; aber was kann das ausmachen bei zwei Menschen, die sich in Wahrheit lieben; das Glück wird doch nicht durch den Reichtum bedingt. Kann nicht vielmehr die Liebe gerade in einem armen Heim am schönsten ihre Allmacht beweisen? Und außerdem, wer würde sie arm nennen! Hat nicht der Herr sie mit gesunden und kräftigen Kindern reichlich gesegnet? Seht, das ist jetzt ihr Reichtum! Und wären ihre Herzen von der wahren, der echten, der richtigen Liebe erfüllt gewesen — dann — dann —“

Fräulein Ludwigsen konnte nicht recht weiter.

„Was dann?“ fragte eine mutige, junge Dame.

„Dann“ — fuhr Fräulein Ludwigsen hoheitsvoll fort — „würden wir auch gesehen haben, daß ihnen ein ganz anderes Schicksal beschieden gewesen wäre.“

Die mutige Dame schämte sich.

Es entstand eine Pause, während der sich Fräulein Ludwigsens Worte tief in die Herzen aller senkten. Sie fühlten, daß dies die Wahrheit sei; alle Unruhe und aller Zweifel, die sich bei der einen oder anderen finden mochten, verschwanden; und sie wurden in ihrem schönen und unerschütterlichen Glauben an die wahre, die echte, die richtige Liebe bestärkt; denn sie waren alle unverheiratet.

Am Schalter.

Novellette von **M. Tedesco.**

Am Schalter habe ich Günter Hofmann kennen gelernt. Er kam täglich ins Amt, um sich seine Zeitungen und Briefe abzuholen.

Er führte eine ziemlich ausgebreitete Korrespondenz und unter seinen vielen Briefen erregte einer mein ganz besonderes Interesse; pünktlich jeden Montag und Freitag kam dieser Brief — ein langes, schmales Kuvert mit festen, energischen Schriftzügen.

Ein Liebesbrief natürlich!

Wir von der Post haben einen geübten Blick für so etwas — übrigens gehörte in diesem Falle nicht allzu viel Scharfsinn dazu, die Gattung dieses Briefes festzustellen; das strahlende Lächeln mit dem der junge Mann ihn immer in Empfang nahm, redete eine zu deutliche Sprache.

Ich freute mich jedesmal über sein Lächeln und über sein fröhliches: „Ich danke, Fräulein!“ — Beides kam so recht vom Herzen.

Unwillkürlich beschäftigte ich mich im stillen mit der Frage, wer die Schreiberin dieser Briefe sein möge und eines Tages fiel mir dann ein Brief, den Günter Hofmann an sie geschrieben, in die Hände.

Die Adresse lautete: An Fräulein Herta von Gebhart, Dresden, Postamt 47, postlagernd. —

Ich kombinierte sofort: ein Liebesverhältnis hinter dem Rücken der Eltern! Wozu sonst postlagernd? Das Mädchen ist jedenfalls aus vornehmem Hause, adelig, wie das „von“ vor dem Namen sagt, und der bürgerliche Freier ist den Eltern nicht willkommen.

Ein altes Lied!

Aber die beiden jungen Menschen haben sich sicher sehr lieb, sie werden fest zusammenhalten und vielleicht doch einst ans Ziel kommen!

Ein halbes Jahr lang hatte die Korrespondenz gedauert, dann kam einmal ein Montag und brachte keinen Brief.

Kopfschüttelnd ging Günter Hofmann aus dem Amte.

Es wurde Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag — und kein Brief kam —

Aus den Zügen des Mannes war das Lächeln verschwunden, mit sorgenvollen Mienen kam er täglich zum Schalter.

Nichts — immer nichts!

Ich war schon selber in Aufregung und suchte die ankommende Post immer mit bebenden Fingern durch.

Da, endlich eine Karte aus Dresden, mit der bekannten Schrift! Nur wenige Worte, mit Bleistift geschrieben. „Dein letzter Brief ist Mama in die Hände gefallen. — Schreckliche Szene! Werde strenge bewacht — kann nicht schreiben! Bin Dein wie immer! Herta."

* * *

Das war das letzte, was ich von ihr sah — es kam kein Brief mehr! —

Haben die Eltern sie so streng bewacht oder hat sie sich ihrem Willen gebeugt und den Geliebten aufgegeben? Sollte nun an einem törichten Standesvorurteile das Lebensglück zweier Menschen zugrunde gehen?

Ich grübelte oft darüber und der junge Mann, der mit traurigen Augen umherging, tat mir in der Seele leid.

Viele Wochen waren hingegangen, von Herta von Gebhart war keine Nachricht mehr gekommen.

* * *

Als ich eines Morgens ins Amt kam und den Telegraphenapparat kaum eingeschaltet hatte, rief die Hauptstation.

Ich meldete mich sofort und noch stehend ließ ich den Streifen laufen.

Und dann starrte ich auf die Zeichen — und starrte und starrte — und vergaß die Worte niederzuschreiben. Längst hatte die Station das Schlußzeichen gegeben — ich vergaß den Apparat zu schließen — — der Schleifen lief weiter — ich vergaß den Empfang der Depesche zu bestätigen; erst als die gebende Station ungeduldig eine ganze Reihe von Fragezeichen gab, erinnerte ich mich meiner Pflicht.

Die Depesche war aus Dresden und lautete: „An Herrn Günter Hofmann in M . . . . . — Herta schwerkrank; wünscht Sie zu sehen. Bitte kommen Sie sofort. Geheimrat von Gebhart."

* * *

Ich schaute nach der Uhr — acht Uhr fünfzehn Minuten — um diese Zeit kommt Günter Hofmann gewöhnlich.

Da öffnete sich auch schon die Tür und er kam herein. Mir zitterte die Hand, als ich ihm die Depesche gab. Hastig griff er darnach und erbrach sie.

Aus seinen Wangen war jede Farbe gewichen und seine Augen hatten einen schreckensstarren Ausdruck bekommen. Sekundenlang stand er wie erstarrt, dann ging er hinaus — ohne Gruß —

Ein paar Tage später las ich in der Zeitung die Todesnachricht Herta von Gebharts.

Unterschrieben waren die „tieftrauernden Eltern", zwei Schwestern und „Günter Hofmann als Bräutigam" . . .

Ich habe das Mädchen nicht gekannt und habe von dem Manne nicht viel mehr als den Namen gewußt und dennoch traten mir die Tränen in die Augen, als ich das Parte las, und eine unendliche Erbitterung gegen die Eltern des Mädchens kam in meine Seele.

Nun stehen sie wohl tiefgebeugt am Grabe ihrer Tochter und schmücken es mit Blumen. Und über das Grab hinweg reichen sie jenem die Hand, dem das Herz ihres Kindes gehört und dem sie in törichtem Stolze den Eintritt in ihr vornehmes Haus verwehrt haben.

Aber nun ist's zu spät — ihre Reue erweckt die Tote nicht mehr!

Ich dachte an ein Gedicht von Ada Christen, das ich einmal gelesen habe und in dem es von dem alten Brauche der Juden heißt, den Toten Steine auf das Grab zu werfen — und sie sagt dazu in bitterer Ironie:

„Von solch heidnischem Gebrauche
Sind wir Christen längst gereinigt —
Wir bekränzen stets die Gräber
Jener, welche wir gesteinigt."

Ja, Ada Christen hat recht — so sind die Menschen: den Lebenden legen sie Steine in den Weg, scharfe, spitze Steine, daß sie sich die Füße daran wundstoßen, und den Toten legen sie Blumen auf die Gräber!

Die Kunst.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß;
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Das Paradies auf seine Kerkerwand.

Schiller.

Franz Keim.

Ein Beitrag zur deutschösterreichischen Literaturgeschichte.

Von phil. J. Wastian.

II.

Als das Werk seines Lebens, als seine formell universellste Arbeit, hat Keim seine philosophisch-realistische Tragödie „Mephistopheles in Rom“*) bezeichnet, die einen tiefen Blick in das Innenleben des Dichters gestattet. Die Fabel zu dieser Tragödie ist der deutschen Faustsage entnommen und spinnt die Fäden von Goethes Faust II. Teil weiter. Schon Friedrich Schiller und nach ihm der Ästhetiker Fr. Th. Vischer, der Verfasser des köstlichen Buches: „Faust, der Tragödie dritter Teil“, der später dann im Jahre 1875 in seinem Werke: „Goethes Faust“, mit der Verdammung des zweiten Teiles zu weit ging, forderten zur vollkommenen Vollendung des Faustdramas als Wesentliches, daß Faust als Held ins handelnde, großgeschichtliche Leben eingeführt werde und für die Gesamtheit sich aufopfern müsse, anstatt als allegorischer Schatten dahin zu schwinden. Keim, der die Schriften seines einstigen Lehrers Fr. Th. Vischer, und besonders seine „Kritischen Gänge“ (1861) gründlich innehatte, wurde von dieser Ansicht mächtig erfaßt. „Unsere Zeit,“ so schreibt Keim zum Verständnisse seiner Dichtung, „die Zeit der Humanität, der Geistesbefreiung, fordert einen anderen Abschluß des „Faust“. Das XVIII. Jahrhundert erblickt im „Gretchen-Motive“, im Glücke des eigenen „Ich“ den Himmel. Wir Kinder des XIX. Jahrhunderts sehen das körperliche und geistige Elend unserer Brüder und unser Ideal ist Selbstaufopferung für die Menschheit, nicht Genuß und Betrachtung. — Unsere Epoche, die Entstehung des neuen, deutschen Reiches, die Vernichtung der weltlichen Papstherrschaft, selbst der jüngste Friedenskongreß in Rom erweckten in meiner Seele die Erinnerung an die wilde, römische Renaissance des XVI. Jahrhunderts und an jenes Jahr, da unsere evangelischen Landsknechte (Frundsberg) Rom erstürmten und brandschatzten. Karl V. konnte Papst und Luthertum versöhnen; er schloß aber Frieden zugunsten seiner eigenen, kaiserlichen Person.“

In diese Zeit nun stellt Keim seinen „Vollendungs-Faust“, als Feldherrn des Kaisers, doch nicht den Greis, der in unhistorischer Zeit dahinschwindet, sondern den Mann in der Blüte seines Lebens, als geschichtlich-vorstellbare Persönlichkeit einer historischen Epoche, in welcher

*) „Mephistopheles in Rom“. Verlag von Gustav Körner. 1890.

Faust als Reformator für die geistige Befreiung der Menschheit mit seinem Leben eintritt und so im Dienste der Menschheit sühnt, was er als einzelner an Gretchen in der Jugend einst verbrochen. Die Einzelheiten, mit denen Keims Faust mit Goethes Faust zusammenhängt, zu untersuchen, das ist eine Arbeit, die ich gesondert noch einmal unternehmen möchte, weil sie für die deutsche Faust-Forschung*) von größtem Interesse ist. Hier kann ich nur auf einige Stellen verweisen, durch die Keim in der prächtigen Sprache seines Dramas, die Franz Himmelbauer als echt „faustisch" und an Goethes Worte gemahnend bezeichnet hat, seine Stellung zur Kirche und zur Religion gekennzeichnet hat.

Einmal läßt er Faust sprechen:

„Das Heil, nach dem die Menschheit schmachtet,
Ist längst als Monopol verpachtet."

Oder die Worte Frundbergs:

„Es wär' zu wünschen, daß dem Sieg der Waffen
Ein Sieg des Geistes folgt und der Vernunft;
Doch frag' die Welt, Gelehrte, Laien, Pfaffen — —
Die Wahrheit wird erstickt von zu viel Zunft!"

Von unvergänglicher Schönheit ist der letzte Akt der Tragödie, der mit dem Ketzertode des Faust, mit seiner Verbrennung endet:

„Laßt brennen nur, laßt es zu Asche werden,
Es lebt ein Gott im Himmel und auf Erden,
Der euch und mir tief in die Seele schaut;
An seiner Kirche hab' ich mitgebaut.
Nicht mit geschloss'nem Auge zu verharren,
Nicht knechtisch in der Formel zu erstarren,
Nicht zu verdammen, was ich selbst nicht weiß.
Das Gute wollen ist des Lebens Preis!
Und weil ich's will und weil ich's fernher ahne,
Weil ich den Weg ins Heiligtum mir bahne,
So sei's gewagt! Blutzeuge will ich sein;
Denn nur wer stirbt, geht in das Leben ein!"

Es ist außer Zweifel, daß Keim mit dieser gewaltigen, philosophischen Dichtung, die sein bestes Werk ist und bleiben wird, unter die größten, deutschen Dichter ebenbürtig getreten ist, und um so unerklärlicher ist es, daß diese einzig dastehende Dichtung fast sang- und klanglos im Getriebe der Zeit vorübergezogen und heute beinahe vergessen ist. Das Buch hat Keim dem Oldenburger Maler-Dichter Artur Fitger, dem Dichter der „Hexe" und der „Rosen von Tyburn", zum Zeichen seiner Verehrung gewidmet, der gleich ihm dasselbe Schicksal trägt, daß seine trefflichen Dramen wohl gelesen, aber nur selten auf der Bühne aufgeführt werden.

---

*) Professor Keim hat sich in einem längeren Schreiben an den Verfasser über die Entstehung seiner Faust-Tragödie sehr interessant geäußert, ich muß jedoch hier auf die Veröffentlichung verzichten.

Nach dem „Mephistopheles in Rom", der, wie die „Sulamith", leider eine Einzelerscheinung im geistigen Schaffen des Dichters geblieben ist, wandte sich Keim der Heimatdichtung wieder zu, die er einmal schon in seinem Epos „Stephan Fadinger" mit so viel Erfolg betreten hatte. So schuf er denn eine Reihe von Volksschauspielen, die alle in dem Heimatslande des Dichters spielen und teils sagenhafte, teils historische Stoffe behandeln. In den Jahren 1891—1894 entstanden der „Schenk vom Dürnstein",*) das „Steinfeldmärchen",**) der „Schmied von Rolandseck",***) die „Spinnerin am Kreuz"†) und der „Schelm vom Kahlenberg",††) lauter Volksschauspiele, von denen ein Kritiker in einer Parallele mit Ernst von Wildenbruch mit Recht gesagt, daß solche Volksschauspiele zu schaffen wahrlich ein ebenso patriotisches Werk ist, wie das Unternehmen, die Familiengeschichte einer kronengeschmückten Dynastie zu dramatisieren. Von allen Dichtungen Keims sind diese am meisten über die Bühnen gegangen, und sie sind auch diejenigen, die den heutigen Bühnenruhm des Dichters begründet und erhalten haben. Das Schauspiel „Der Schenk vom Dürnstein" ist als Festspiel des Ostmark-Turngaues in Krems a. d. D. gedichtet und daselbst am Stadttheater aufgeführt worden und behandelt das Schicksal des englischen Königs Richard Löwenherz, seine Gefangennahme in Erdberg, seine Haft auf der Burg Dürnstein, seine Demütigung und seine endliche Freilassung. Im „Steinfeldmärchen" behandelt Keim die Sage von der Gründung der Stadt Wiener-Neustadt durch Herzog Leopold von Österreich, bei deren 700jähriger Gründungsfeier das Stück als Festspiel aufgeführt wurde. Der „Schmied von Rolandseck" führt in die Franzosenzeit, in den Freiheitskampf der Lützower gegen Napoleon. Unter den vielen markigen Stellen des Stückes ist besonders jene Szene von ergreifender Wirkung, in der Ulrich Himmelbrand, der junge Lützower, den Heldentod Theodor Körners seinem alten Vater schildert. Das beste und volkstümlichste von den Heimatsstücken Keims ist unstreitig seine „Spinnerin am Kreuz", in der er die bekannte Wiener Lokalsage zu einem einzig dastehenden Volksstücke poetisch in feiner Weise verwertet hat. Peter Rosegger, Keims langjähriger Freund und Verehrer, schrieb damals nach einer Theatervorstellung der „Spinnerin am Kreuz" in einem offenen Schreiben dem Dichter folgendes: „Ich sage dir Freund, das ist ein Drama! Aus der älteren Schule ein Meisterwerk, mit dem du heute einzig dastehst. Wie hoch

*) Der Schenk vom Dürnstein. 1891. Verlag des Ostmark-Turngaues, Wr.-Neustadt.
**) Das Steinfeldmärchen. 1892. Karl Graeser. Wien. 2. Aufl. 1898.
***) Der Schmied von Rolandseck. 1892. Ebenda. 2. Aufl. 1898.
†) Die Spinnerin am Kreuz, 1892. Ebenda. 2. Aufl. 1898.
††) Der Schelm vom Kahlenberge. 1894. Ebenda. 2. Aufl. 1898.

steht dein Stück über all den Ibsens und Sudermanns [!] *) und wie sie heißen mögen. Nach meinem Dafürhalten müßte „Die Spinnerin am Kreuz“ nicht bloß im Burgtheater auf dem Repertoire bleiben, wo man von dem Neueren nicht viel Besseres hat, sondern auch auf alle deutschen Bühnen Österreichs und die Deutschlands übergehen. Wenn das nicht auf die Bühne gehört und wenn das nicht dramatisch ist, dann weiß ich nicht, was man unter ‚dramatisch‘ versteht.“ — Im „Schelm von Kahlenberg“ endlich, dieser reizenden Komödie, hat Keim die historische Gestalt des Neithart von Reuental, des Begründers des sogenannten „Dörpertanzliedes“, mit der sagenhaften Gestalt Wigands von Theben und mit Herzog Otto dem Fröhlichen verwoben, zu dessen Hofnarren eine spätere Zeit den oben genannten Minnesänger unter dem Namen „Neithart Fuchs“ umbildete. Die Komödie enthält einen ebenso köstlichen Humor wie Anastasius Grüns Epos „Der Pfaff vom Kahlenberg“, von dem der Dichter übrigens manche Anregung zu seiner dramatischen Dichtung empfangen zu haben scheint. Das Jahr 1897 brachte von Keim ein ganz eigenartiges Stück, wie er noch keines geschrieben hatte und in dem er sich als ein ganz anderer gestaltete, als wir ihn bisher kennen, schätzen und lieben gelernt — sein Schauspiel „Der Weg zum Glück“,**) die Liebes- und Lebensgeschichte Professor Ulrich Brands. Über dieses eigenartige, aber leider besonders durch seinen letzten Akt verzeichnete Drama schrieb Hermann Kienzl: „Der Weg zum Glück“ ist das Stück eines ehrlichen Idealisten. Wäre es vor längerer Zeit schon geschrieben und aufgeführt worden, so hätte man damals wahrscheinlich gesagt: ein interessantes Stück. Denn einst nahm man es mit dem Unterschiede zwischen lebendigem und konstruiertem Gebilde nicht so genau und freute sich rückhaltslos an einer schönen „Idee“. Und der Gedanke, der Keims Schauspiel beseelt, ist mehr als eine kalte These; er ist vom wirklichen Leben empfangen und ist verwandt mit der Ideenwelt eines großen Seelenforschers.“ Dennoch kommen in dem Stücke prächtig gezeichnete Gestalten vor, und einzelne Szenen sind von so hoher, künstlerischer, poesievoller Wirksamkeit, daß sie die inneren Widersprüche, an denen die Handlung leidet, bedeutend überwiegen.

Zu denjenigen Dichtungen, in denen, wie in der „Sulamith“ und im „Weg zum Glück“, keine geschichtlich-politische Absicht sein ehrliches deutsches Empfinden, wie in seinen übrigen Dichtungen, in seltener Weise hervortreten läßt, gehört auch sein Lustspiel „Münchhausens

*) Der Verfasser kann sich in diesem Punkte der Ansicht P. Roseggers nicht anschließen.

**) Der Weg zum Glück. Wien. Verlag von Karl Graeser. 1898. 2. Aufl.

letzte Lüge"*) (1899), in dessen lustigen Reimversen Keim einen so köstlichen Humor an den Tag gelegt, den man bei dem ernsten, stillen Manne nie vermutet hätte. Mit Recht hat er sein Werk der „welt-umfassenden Gemeinde des Humors zunftbrüderlich gewidmet".

Zum silbernen Hochzeitstage seiner lieben Frau Hermine Keim, geb. Blum, die er schon in seiner ersten Liedersammlung unter ihrem Mädchennamen besungen, hat Keim seine Gedichte gesammelt und dieselben unter dem Titel: „Lieder aus der weiten Welt",**) aus obigem Anlasse herausgegeben.

Die Gedichte dieser Liedersammlung, die zum großen Teile, dieser Einwand muß ihnen gemacht werden, aus Gelegenheitsdichtungen, bestehen, die Keim aus Liebe und Verehrung zu einzelnen, ihm nahestehenden Personen, wie Lewinsky, A. A. Naaf, Richard Wagner, Ernst v. Wildenbruch, Robert Hamerling, P. Rosegger, Graf Adolf von Westarp, Christine Hebbel, Bernhard Baumeister, Fr. Th. Vischer und noch vielen anderen, aufgenommen hat, bezeugen, daß auch der Lyriker Keim große Fortschritte gemacht hat. Neben diesen Gelegenheitsdichtungen finden sich lyrische Gedichte, wie „Sehnsucht", „Pandämonium", „Das Heiligtum", „Bussana morta", die zu den besten Liedern gehören, die Keim je gesungen. Und auch der deutsche Vaterlandssänger tritt in Keims Liederbuch mit den Gedichten „Josephus secundus", „Dem Kaiser Glück auf!" (Zum 90. Geburtstage Kaiser Wilhelm I.), „Alldeutschlands Gruß und Heil!" (Zu Bismarcks 80. Geburtstage), „Aller Deutschen Christgebet", „An Theodor Körner" und manchen anderen hervor. Die zwei schönsten Lieder der ganzen Sammlung, die zu den besten lyrischen Gedichten gehören, die je ein deutscher Dichter gesungen hat, und die recht deutlich zeigen, welch' ein tiefer, gemütsreicher Dichter Franz Keim ist, sind seine beiden Gedichte: „Die Lüge in der heil'gen Nacht" und seine Allegorie: „Einem Dichter" (An Graf Adolf von Westarp), die ich nie ohne innere Rührung und Ergriffenheit zu lesen vermag. Die „Lüge in der heil'gen Nacht", erzählt ein Weihnachtsabenteuer des Dichters. In der Christnacht tritt der Dichter, den niemand zu Gast geladen, aus dem fröhlichen Treiben, dem Mummenschanz glücksel'ger Hast, der die Stadt durchtobt, gelockt durch die frommen Klänge des schönen Kirchenliedes: „Herr Gott, wir loben dich!" in den einsamen Dom. Da erblickt er ein ärmlich Weib, bei dem ein kränklich Kind sitzt, und wie er ihr eine milde Gabe reichen will, ruft das Weib:

„Da bist du endlich!" ruft die Greise
Und weint und küßt mein Angesicht.
„Wahnsinnig ist sie", flüstert leise
Das schöne Kind. „Herr, zürnt ihr nicht."

*) Münchhausens letzte Lüge. E. Piersons Verlag. Dresden 1904.
**) Lieder aus der weiten Welt. Österr. Verlagsanstalt. Linz. Wien. Leipzig. 1902.

„So bist du doch vom Tod erstanden
Und kehrst zum Mütterlein zurück!“
So ruft die Frau — „Aus Grabesbanden
Kommst du zu mir, o Lust! o Glück!“

„Gib mir den Arm!“ Ich folg' ihr schweigend
Zum Dom hinaus. Der Weg ist weit;
Das Haupt an meine Schulter neigend
Lacht sie: „Der Christbaum ist bereit.“

So betritt der Dichter mit dem armen Mütterlein und der Kleinen ein dumpf Gemach, in dem das Weihnachtsbäumlein aufgestellt, zu dem sich die Drei setzen.

„Im hohen Lehnstuhl, selig lauschend,
Sitzt neben mir das Mütterlein,
An meiner Rede sich berauschend,
Es lächelt stumm in sich hinein.

Und wie sie forschend meine Züge
Betrachtet in glücksel'ger Ruh',
Da find' ich Kraft zu jeder Lüge:
Ich bin ihr Sohn — sie hört mir zu.“

Und der Dichter beschließt sein schönes Gedicht mit den ergreifenden Worten:

„Und draußen seh' ich hoch sich heben
Der Sonne Glanz, der Sonne Pracht —
Ich weiß, es hat mir Gott vergeben
Die Lüge in der heil'gen Nacht!“

Die Schönheit und Tiefe des zweiten allegorischen Gedichtes „Einem Dichter“, an Graf Adolf von Westarp,*) wird wohl nur derjenige verstehen, der die ungemein tragischen Verhältnisse des Lebensganges dieses liebenswürdigen deutschen Poeten kennt. Da ich dieses Gedicht für das kunst- und stimmungsvollste Gedicht Keims halte, so kann ich es mir nicht versagen, es in Gänze hier mitzuteilen:

„Ich hatte einst ein stilles Haus betreten
Das irgendwo im grünen Garten lag,
Versteckt von Rosen und Lianenketten
Am wundervollsten, schönsten Maientag.

Und endlich stand ich still, mich zu besinnen,
Denn mich umschloß ein heimliches Gemach
Und es erklang aus dunklem Käfig drinnen
Ein Vogellied, das mir zu Herzen sprach.

Und meine Seele hat das Lied verstanden,
Es sang von Bergen, himmelhoch und frei,
Von fremden Meeren und von fremden Landen
Mir aber wurde wohl und weh dabei.

*) Adolf Graf von Westarp lebt heute körperlich gelähmt in seinem reizenden, gartenumhegten Heim zu München. Seine Werke sind: „Ein Winter in den Alpen“, „Die Königsschlösser Ludwigs II.“, „Das erste Lied“, „Schön Rohtraut“, „Kinder der Neuzeit“, „Deutsche Lieder“, „Fürst Bismarck und das deutsche Volk“, „Herzblut“, „Verfall der deutschen Bühne“, „Jesuitenlieder“, „Idyllen und Elegien aus den bayerischen Bergen“ und sein philosophisches Werk: „Von der Warte des Einsamen“, das aber bis heute noch unvollendet ist. — Die Biographie dieses seltenes Mannes schrieb H. Wastian in seinem Werke: „Ein Buch von deutscher Art“.

Den Käfig wollt' ich öffnen mit dem Finger,
Doch von dem Werke ließ ich ab beschämt,
Der Vogel wich zurück in seinen Zwinger,
Denn seines Flügels Sehne war gelähmt.

Vom Teich der Gänse draußen scholl ein Scherzen
Ich aber sprach zum Vogel als ich schied:
Du hast die schönste Welt in deinem Herzen
So hoch hebt dich kein Flügel wie dein Lied!"

Die Zeichnung Keims als Lyriker wäre nicht vollendet, wenn man bei ihm, nicht in letzter Linie, den Dialektdichter hervorheben möchte. Schon in seiner ersten Liedersammlung: „Aus dem Sturmgesang des Lebens" hat er in der Mundart ob der Enns, die er meisterhaft behandelt, unter dem Titel: „Landlerisch" einige Dialektgedichte, wie „Mei Landl", „s Traunstoanhoamweh", „Hoamliche Liab", „Ganz alloan" und „Aus is s", herausgegeben, mit denen er sich ebenbürtig neben die Dialektmeister Hans Grasberger, Franz Groder, Hans Fraungruber, Karl Morre, Franz Stelzhamer und Peter Rosegger gestellt und sich so recht als der „Gmund'ner Hausdichter" in das Herz seines „Landl's" und seiner Heimatgenossen hineingesungen hat. Auch in den „Liedern aus der weiten Welt" hat Keim einige seiner Dialektdichtungen unter dem Titel „Schnabelwetzer" veröffentlicht.

Von diesen Gedichten, in denen Keims Humor so recht zur Geltung kommt, sei nur die Schlußstrophe des dritten Teiles des Liedes: „Der Landelbua", als den er sich selbst bezeichnet hat, als Probe Keimscher Dialektpoesie hiehergesetzt:

„Aber i kumm ganz gwiß,
Wanns mit mir Feirabend is.
Aft legts in alten Buam
Eine in d feuchte Gruam.
Spüllts eahm an lustign Stroach,
Flenns net und seids nöt woach!
Unten da gibts koa Not:
Landel, pfüat Gott!"

Das letzte Werk, das wir von Keim besitzen, ist sein deutsches Heldenspiel: „Die Amelungen"*), das er nicht ohne innere Bedeutung Ernst von Wildenbruch, dem großen Dichter Deutschlands, in herzlicher Verehrung zugeeignet hat. Das Drama schildert in poetischer Freiheit einen ergreifenden Stoff aus der Geschichte der Ostgoten, den Grund und Anfang des Verfalles und Unterganges des ostgotischen Reiches nach dem Tode Dietrichs von Bern, in ähnlicher Weise, wie dies Felix Dahn in seinem gleichnamigen Epos „Die Amelungen" getan hat. In einem schönen Gedichte „Auf-

*) Die Amelungen. E. Piersons Verlag. Dresden 1904. — Ich verweise hier auf Karl Simrocks Amelungenbearbeitung noch hin.

gesang“ hat Keim erzählt, wie auf einer Fahrt durch die Veroneserklause nach Italien der Plan zu den „Amelungen“ gleich einem Traume durch seine Seele gezogen sei.

„Im Herzen hielt ich's jahrelang verschlossen,
Was ich geträumt in jener Südlandsnacht,
Doch endlich hat das Schweigen mich verdrossen
Kein Traum ist's mehr, zum Leben ist's erwacht.

Längst hat vertobt der Riesenkampf der Väter,
Ein neues Ringen heischt die neue Zeit,
Und neue Stürme droh'n und neue Wetter —
Dir, deutsche Zukunft, sei mein Traum geweiht!“

Für all' dies reiche poetische Schaffen ist dem Dichter dennoch trotz vieler und mannigfacher Ehrungen, in deren Mittelpunkt die schlichte und anspruchlose Dichterpersönlichkeit gestellt wurde, die ihm gebührende Anerkennung noch lange nicht zuteil geworden. Wohl hat man ihm mit einer großartigen Feier im Jahre 1897 an seinem Geburtshause eine prächtige Marmorgedenktafel enthüllt und erst jüngst wurde vom Scheffelbunde*) in Wien seine Büste, ein Werk Wilibald Forstners, aufgestellt, wohl bergen die Schränke des Dichters prächtige Ehrengeschenke, Adressen und Liebesgaben, aber von der Bühne herab hat Keim zu uns noch viel zu wenig gesprochen. In Literaturgeschichten**) selbst in deutschösterreichischen, ist von ihm bezeichnenderweise gar nichts oder blutwenig zu lesen, von einem Manne, den Ludwig Anzengruber

*) Die Festrede hielt damals Reichsrats- und Landtagsabgeordneter Schriftsteller Heinrich Wastian.

**) Dr. Hans Sittenberger hat in seinem sonst trefflichen Werke: „Das dramatische Schaffen der Gegenwart, I. Band, Das dramatische Schaffen in Deutsch-Österreich“, Verlag Beck, München, über Keim in längerer Weise gehandelt, S. 182—96, wird aber in seinen Ausführungen leider gegen die schlichte und bescheidene Charakterpersönlichkeit des Dichters vielfach nicht nur unhöflich, sondern auch ungerecht, was um so mehr zu bedauern ist, da seine Darlegungen doch wissenschaftlichen Wert beanspruchen und ernstgenommen werden wollen. Mag der Verfasser über die Werke Keims urteilen wie er will, die Person und der Charakter eines Mannes wie Keim, müssen auch dem Kritiker heilig sein. Sätze wie: „Echtes Nationalgefühl ist eine schöne Sache und zu preisen ist der Dichter, der es lebendig in sich trägt. Aber nichts widerlicheres gibt es auch, als eitles und beschränktes Prahlen mit nationaler Größe. In Keims Dramen weht der unangenehme Bierdunst deutscher Wirtsstuben und seine Poesie bedient sich leider fast ausschließlich der kahlen Mittel eines heiseren Wahlagitators“, oder: „Die geschichtlichen Verhältnisse scheint Keim unmittelbar aus den Volksschullesebüchern bezogen zu haben“, wird jeder, der Professor Keim nur annähernd kennt, mit Unwillen zurückweisen. Ich könnte noch eine Reihe solcher literarischer Roheiten anführen, mit denen Sittenberger den Charakter und die Person des Dichters angreift, dessen echtes Deutschtum ihm ein Dorn im Auge zu sein scheint, allein ich will mich mit den zwei kennzeichnenden Beispielen begnügen und weise an dieser Stelle im Interesse des uns persönlich liebwerten Dichters, im eigenen Namen wie im Namen seiner zahlreichen Freunde diese unberechtigten Verdächtigungen des obgenannten Werkes energisch zurück. — Das gerade Gegenteil hiezu bildet die Arbeit Karl Maria Klobs im Scheffeljahrbuche 1905/06, der darin den Satz aufstellt und zu beweisen sucht: „Keim ist unter den lebenden Dramatikern Österreichs der größte!“ Von der übrigen Keimliteratur verzeichne ich: 1. Hoffmann, Literarisches Deutsch-Österreich, II. Jahrg., 9. Heft. 2. Deutsche Zeitung, 18. Feb. 1899. 3. Festblatt zum Fr. Keimabend. 14. Okt. 1905, Theaterverein: Heitere Kunst, und 4. Austria, Neue Theaterzeitung, 2. Jahrg., Nr. 4.

und Peter Rosegger als Dichter wie als Freund geliebt und geschätzt haben, und dem Ernst von Wildenbruch folgenden ehrenden Brief schrieb: „Verehrter Herr! Aus einer Sündflut von Geschäftigkeit auftauchend, will ich den Weihnachtstag benützen, Ihnen für alles zu danken, was Sie mir in Worten und Werken Gutes erwiesen haben. Ich danke Ihnen für die Zusendung Ihrer ‚Amelungen', die ich freilich nur erst einmal und schnell gelesen und aus denen ich ersehen und gefühlt habe, wie feurig-jugendlich das Herz in Ihnen schlägt. Daß Sie mich für würdig erachtet haben, mir gerade dieses Werk zu widmen, in dem — das fühle ich aus jeder Zeile heraus — Ihre ganze Seele mit aller Wärme, Treue und Begeisterungskraft niedergelegt ist, macht mir diese Ihre Widmung doppelt wertvoll und macht mich aufrichtig stolz. Ihr Dichtername war mir natürlich schon seit langem und in bester Weise bekannt. Ihre „Spinnerin am Kreuz" habe ich seinerzeit hier in Berlin aufführen sehen und dem originalen Werke meine tiefste Seelengefolgschaft gewidmet. Daß Sie in erster Reihe derjenigen Dichter Deutsch-Österreichs stehen, die den großen Zusammenhang mit den unsterblichen Elementen der deutschen Literatur aufrechterhalten, war mir bewußt. Beurteilen Sie darnach selbst, welche Freude es mir bereiten mußte, als ich aus Ihrem Briefe ersah, daß Sie meiner Persönlichkeit und meinem Schaffen mit so großer Freundschaft zugetan sind. Die Gesinnung, die aus Ihren ‚Amelungen' quillt, empfinde ich als meine eigene, darum begrüße ich Sie — da ja nun einmal das Gebiet der Literatur heutzutage zu einem Kampfgefilde geworden ist — als Kampfgenossen und Verbündeten und schüttle Ihnen im Gedanken treulichst die Hand, die Sie mir so schön dargeboten haben. Leben Sie wohl, verehrter Herr, und bleiben Sie, der Sie waren, Ihrem herzlichst ergebenen Ernst v. Wildenbruch. Berlin, 25. Dezember 1903." Und Heinrich Bulthaupt, der feinsinnigste und gerechteste Kritiker der letzten Jahre, der Verfasser der „Dramaturgie des Schauspieles und der Oper", der selbst auch zugleich ein Dichter war, schrieb an Keim: „Wäre ich nicht so krank gewesen, als Sie mir Ihre ‚Amelungen' sandten (und noch bin ich nicht völlig genesen), gleich hätte ich Ihnen mit meinem Dank, als dessen Zeichen ich mir gestatte, Ihnen die neueste Auflage meiner Gedichte zu schicken, ausgesprochen, wie sehr mich das großzügige, dichterisch reiche und doch knappe Werk gepackt und festgehalten hat. In welche Niederungen sich das Drama unserer Tage auch verirrt hat — Gott sei Dank, daß wir noch Poeten haben, die uns auf solche Höhen führen! Und möge Ihnen noch manches gelingen, gleich groß und schön! Vom Herzen Ihr ergebener Heinrich Bulthaupt. Bremen, 25. Dezember 1903." Und endlich, um unter den vielen literarischen Urteilen über den Dichter noch ein Drittes anzuführen, sei noch ein Brief gebracht,

den Ottokar Kernstock, der einsame Pfarrherr auf der Festenburg, der feinsinnige Dichter des „Zwingergärtleins“, Keim schrieb: „Hochverehrter Herr! Seien Sie nicht ungehalten, daß ich heute erst dazukomme, Ihr wertvolles Geschenk mit dem gebührenden Danke zu erwidern. Ich wollte nämlich nicht bloß für Ihre liebenswürdige Dedikation, sondern auch für den hohen Genuß danken, den ich mir von Ihrem Buch versprach. Zu diesem Zwecke mußte ich es vorher lesen. Es hat meine Erwartungen nicht getäuscht — es hat sie weit übertroffen. Das Drama gehört zu dem besten, was ich von Ihnen kenne, und bekräftigt meine Überzeugung, daß Sie der einzige österreichische Dichter sind, der nach dem Hinscheiden Grillparzers würdig war, das Szepter aufzunehmen, das dem toten Dichterkönig entsunken ist. Sie sind sein dramatischer Universalerbe, auf den der ganze Reichtum des Erblassers: die Melodie der Sprache, die klassische Formenreinheit, die meisterhafte Kunst der Individualisierung übergegangen ist. Nur in einem Punkte unterscheiden Sie sich von dem großen Vorbilde. Ihre Muse hat die Schnürbrust des österreichischen Lokalpatriotismus gesprengt und atmet in vollen Zügen freie Germanenluft.*) — Wir Deutsche sind wie knorriges Buchenholz. Lang braucht's, bis das zum Brennen kommt. Wenn's aber einmal in Flammen steht, dann gibt's ein braves Feuer und eine dauerhafte Glut. Warten Sie nur, bis wir lichterloh brennen — die Besten, die Gipfel ihres Volkes glühen schon — dann sollen Sie sehen, welche Brände der Begeisterung über Sie und Ihre Werke zusammenschlagen. Ich danke Ihnen, lieber, hochverehrter Meister, für Ihre freundschaftliche Gesinnung recht vielmals und rufe dem herrlichen Amelungen-Dichter ein treudeutsches herzliches Heil! zu. In aufrichtiger Verehrung O. Kernstock. Festenburg, 25. Juli 1904.“

Auf die Frage, wie die Dichtungen eines so auserlesenen Mannes nur in engen, gebildeten Kreisen geschätzt und gekannt blieben und nicht hinaus in die weiten Kreise des großen deutschen Volkes drangen, für die sie der Dichter — der wie selten einer den Ehrentitel eines Volksdichters verdient — geschrieben hat, auf diese Frage können verschiedene Erklärungen gegeben werden. Ein gewichtiger Grund liegt in der Natur des Dichters selbst. Hermann Kienzl,**) der bekannte Kritiker und Schriftsteller, der sich mit Keims Dichtungen öfters eingehend beschäftigt hat, hat auch zu dieser Frage die treffende Antwort gegeben: „Das Schicksal und auch das Wesen Franz Keims verleugnet den Österreicher nicht. Der Dramatiker, der voll aus dem Leben gestaltet, kann sich nicht durchaus in der Stille bilden; doch Keim, zog sich immer

---

*) Sieben Briefzeilen bleiben hier nicht mitgeteilt.

**) Der Verfasser des Werkes: „Dramen der Gegenwart,“ Leuschner u. Lubensky, und der Dichter des „Rautendelein“, Schottländer, Breslau.

mehr und mehr in sich selbst zurück. Seiner Natur und seinem Schaffen war der frische Gegenwartstrieb nicht gegeben. Und noch eine österreichische Erscheinung kam an ihm zur Geltung: die politische Partei bemächtigte sich — doch wohl nicht zum wahren Gewinne für den Dichter — des patriotischen Sängers, der nebst manchem nationalen Festspiele in seinen feurigen und schönen Gedichten dem deutschen Vaterlandsgedanken gedient hat. Nicht Keim war es, der die Partei gerufen hatte, aber wen man allzu oft mit dem Zusammenschlagen der Speere und Schilde ehrt, den lockt, ohne daß er es selbst wahrnehmen mag, ein zweiter Zweck gar leicht von dem der Kunst. Keim ist sich übrigens in allem wesentlichen gewiß treu geblieben. Sein deutsches Empfinden ist echt."

Keims edlem Charakter war es ferner zuwider, gleich anderen für seine Werke Reklame zu schlagen; er, ein Idealist, hat gemeint, dieselben würden für sich selbst allein genug sprechen, doch darin hat er sich schwer geirrt. Und noch auf eines möchte ich aufmerksam machen, auf einen Umstand, der einem günstigeren, buchhändlerischen Erfolge entgegenstand, daß Keim allzuoft seine Verleger gewechselt — seine fünfzehn Bücher sind bei acht verschiedenen Verlegern erschienen — und dabei manchen minder glücklichen Griff getan hat. Zwei seiner besten Dichtungen, „Sulamith" und „Mephistopheles in Rom", letztere in einer „Allgemeinen Büchersammlung lebender (?) Schriftsteller", sind geradezu vergraben und jeder, der Keims Bücher in seinen Bücherschrank sich eingeschafft, wird wissen, wie schwer diese beiden Bücher zu bekommen sind. Und selbst mit seinen „Liedern aus der weiten Welt" hat er Mißgeschick gehabt, indem die Verlagsfirma, bei der sie erschienen sind, verunglückte und einging. Daß solche Verhältnisse zur Förderung eines Dichters nicht geeignet sind, das leuchtet wohl ein. Aber trotzalledem wird das deutsche Volk den Dichtungen Keims, dessen Erstling „Sulamith" vom serbischen Dichter Brancic im Jahre 1884 in die serbische Sprache übertragen und mit einem Preise der serbischen Akademie ausgezeichnet wurde, nicht für immer verschließen können, und die Zeit wird wieder kommen, wo Keim, dessen Name sich an Lenau, Grün, Grillparzer, Hamerling, Anzengruber und Adolf Pichler würdig anschließt, wieder auf der Schaubühne die Geltung erlangt, die ihm gehört. Die Kränze und Lorbeerzweige, die der Jüngling und der Mann einst oft unter brausendem Jubel geerntet, sind lange schon verwelkt und beginnen zu verfallen, in das lange, dunkle Dichterhaar beginnen Silberfäden sich zu mischen und in der hohen, gedankenvollen Stirne des Dichters beginnt das nahende Alter seine Linien zu furchen, und darum wäre es Zeit, daß seine Zeitgenossen sich endlich dankbar eines ihrer besten Dichter wieder erinnern möchten. Es ist einsam ge-

worden um den Dichter, aber er lebt in einer reichen, geistigen Welt, in regem Gedankenaustausch mit den Größten und Besten seiner Zeit, um den ihn manches flüchtige Alltagsweltkind tiefinnerlich beneiden könnte.

Den Winter verbringt er in seiner reizenden Wohnung in Döbling bei Wien, die uns ein Freund von ihm stimmungsvoll beschrieben hat: „An den Wänden des Arbeitszimmers, die mit schönen und stilvollen Tapeten umkleidet sind, hängen zahlreiche, vertrocknete Kränze und Schleifen — Liebesgaben, an denen es bei Aufführungen seiner Theaterstücke niemals gefehlt hat. Die altdeutschen, kunstvoll gearbeiteten Möbel und Schränke machen einen unendlich anheimelnden Eindruck und behaglich läßt es sich auf den schwellenden Samtkissen des Diwans ruhen, über dem, auf schönen Bücherregalen, eine stattliche Anzahl kostbarer Werke im Prachteinbande verlockend winken, darnach zu langen; von da zunächst schweift unser Blick auf Bilder, Mappen, Vasen und wertvolle Erinnerungsgaben, die dem Dichter verehrt wurden, und bleibt zuletzt auf einem schönen Flügel haften: Das Geschick hat nämlich Keim noch in besonderer Huld auch Begabung für Musik und Malerei, bedacht, und unvergeßlich sind für seine Freunde stets die trauten Stunden, in welchen er alle mit sprudelndem Humor unvergleichlich zu unterhalten und aufzuheitern wußte, besonders wenn er nach seiner Karikaturenmappe*) griff. Als sehr interessant stellt sich noch ein im altdeutschen Stil gehaltener Schrein heraus, der eine ehrwürdige Reliquie enthält und die Aufschrift trägt:

„Es steht ein Baum im Winde
Auf dem Haushammerfeld
Das ist die alte Linde,
Die hat mir viel erzählt."

Ein Zitat aus dem deutschen Bauernlied „Stephan Fadinger", und der Inhalt dieses Schreines ist ein Stück jenes denkwürdigen Baumes, der Blutlinde, unter welchem sich das grauenvolle Frankenburger Würfelspiel einst zugetragen hat. Als dieser Baum gefällt werden mußte, hatte man die Aufmerksamkeit Professor Keim ein Stück davon zu senden.

Und nun last not least fand ich noch ein Arrangement in diesem schönen Raum besonders sinnig, nämlich, daß vor dem Schreibtisch, eng daran, der zierliche Nähtisch der Hausfrau steht, der sanften, anmutigen Gattin Keims, die in edler Frauenwürde so recht zur Lebensgefährtin dieses Dichters paßt, die ihn so ganz versteht in Lust und Leid, an seinem Schaffen Anteil nimmt und als echte, deutsche Haus-

*) Keim besitzt ein oft an Wilhelm Busch erinnerndes Talent im Zeichnern von Karikaturen, die er mit Vorliebe auf Postkarten seinen Freunden zu senden pflegt.

frau ihm auch das eigene Heim zur einzig schönen, liebsten Stätte zu gestalten weiß. Und so will der Dichter auch die treue Gattin nicht einen Augenblick vermissen und will, in noch so ernste Arbeit versunken, immer wieder aufblicken zu ihr, die als verkörperte Muse ihn umsorgt und erhebt. — Den Sommer verbringt Keim in seinem Heimatlande, in Gmunden, in einer am See gelegenen Villa zu, wo er auf einer Terrasse den schönsten Überblick über den See hat und mit voller Ruhe und Muße seinen dichterischen Träumen ungestört nachsinnen kann. Dort holt der Dichter, geliebt und verehrt von der ganzen Bevölkerung neue Lebenskraft und Widerstand gegen die Stürme des Winters. Unermüdlich ist der Dichter auch heute noch literarisch tätig*) und in seinem Pulte liegt noch manches Werk, daß der Veröffentlichung entgegensieht, so die Stücke: „Die Sünde vom Gottestal", „Der wilde Jäger", die Tragödie: „Lukretia", und ein Schauspiel: „Das Raimundslied", in dem Keim dem gemütvollen Dichter Ferdinand Raimund einen Denkstein errichtet hat. Für Ferdinand Raimund, dem Dichter jener eigenartigen Märchendramen, scheint Keim eine besondere Vorliebe zu haben, denn sein Schauspiel: „Der Weg zum Glück", beruht auf dem wunderschönen Motive eines „Raimundliedes", auf dem ergreifenden Liede der Jugend, aus dem Stücke: „Der Bauer als Millionär", dessen rührende Verse und Melodie uns von der Bühne schon so oft mächtig ergriffen haben. Wer kennt nicht das Lied?

„Brüderlein fein, Brüderlein fein
Einmal muß geschieden sein.
Brüderlein fein, Brüderlein fein
's muß geschieden sein."

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn.
Brüderlein fein, Brüderlein fein
Schlag' zum Abschied ein."

Ich hege übrigens gegen Emil Hofmanns literarische Studie über Keim den Zweifel, daß „Der Weg zum Glück" und „Das Raimundslied" zwei verschiedene Stücke sind, sondern ich vermute, daß Keim im „Raimundslied" den Versuch gemacht hat, seinen vielfach verzeichneten „Weg zum Glück" umzuarbeiten. Ob der Dichter übrigens bei den traurigen Erfahrungen, die er bisher mit seinem materiellen Büchererfolge gemacht hat, nur sechs seiner Bücher haben zweite und dritte Auflagen erlebt, neue Werke wird erscheinen lassen, ist noch sehr in Frage zu ziehen. Denn so lange das große deutsche Leserpublikum die alten Werke des Dichters nicht besser würdigt und mit besserem und liebevollerem Verständnisse diesem echten Künstler, den nie die Mode oder materielle Vorteile, sondern stets nur die echte Kunst gelockt haben, entgegenkommt, ist es nicht würdig und nicht wert, ein neues

*) Während der Drucklegung dieser Arbeit erschien Keims neuestes Bühnenwerk „Fridolin", ein Donaumärchen in fünf Akten, das am 28. bis 30. Juni im neuen Festspielhause zu Krems a. d. Donau mit glänzendem Erfolge aufgeführt wurde, im Rahmen dieser Arbeit leider keine Darstellung mehr finden konnte.

Werk aus der Hand dieses trefflichen Volksdichters zu erhalten. Der Dankesjubel des Publikums, der dem Dichter bei den verschiedenen glänzenden Aufführungen seiner Dichtungen auf den Bühnen in Berlin, Breslau, München, Wien, Troppau, Graz und in vielen anderen Städten so oft entgegentönte, hat schon lange nicht mehr das Ohr des einsam lebenden Dichters getroffen, dessen Lebensabend er verschönern sollte, und darum möchten sich vor allem die deutschen Bühnenleiter seiner erinnern, wie seinerzeit der Direktor und Schöpfer des Raimundtheaters in Wien, Adam Müller-Guttenbrunn,*) der in Wort und Schrift seiner Verehrung für den Dichter Ausdruck gegeben hat und bei dessen Abschied von seiner unsterblichen Schöpfung Keims „Spinnerin am Kreuz" gegeben wurde.

In der deutschösterreichischen Gesamtliteratur gehört Keim zu jenen wenigen Dichtern, die durch Schöpfung teils volkstümlicher, teils an große Traditionen anknüpfender Werke dem neuen Kunstunfug, gemeiniglich Dekadenze, Kunsterniedrigung genannt, mannhaft entgegentraten und das Ziel und den Zweck der Kunst auf richtigerem Wege erreichen als all die Symbolisten, Realisten und psychologischen Rätselverfasser. Und darum hat ihn K. M. Klob in seinem bereits genannten Aufsatze, dem ich diese Ansichten entnehme, mit Recht als das Haupt der Antidekadenten in Österreich bezeichnet. So stellt er sich in der Reihe jener Dichter, die bei Franz Grillparzer beginnt und über Ferdinand Saar, Peter Rosegger, Karl Schönherr, Rudolf Hawel, Philipp Langmann und Franz Kranewitter bei Delle Grazia endet, gegen die modernen Dichter Artur Schnitzler, Hermann Bahr, Felix Dörmann, Rudolf Lothar und Hugo von Hofmannsthal, welch' letzterer allerdings nicht so ganz mit Recht in diese Reihe gehört. Gemeinsame und verwandte Züge hat er noch mit Franz Nissel, mit dem er den Stoff zum „Königsrichter" teilt, und im gebührenden Abstande mit Ludwig Anzengruber. Ob er der größte österreichische lebende Dramatiker ist? Diese Frage wage ich auch trotz K. M. Klobs Beweisführung nicht ohne weiteres zu beantworten. So viel aber ist sicher, daß Keim heute vor uns steht als ein echter, deutscher Dichter — als ein Stück deutschösterreichischer Literaturgeschichte — der nach dem Tode Grillparzers im Vereine mit wenigen deutschösterreichischen Dichtern ungeachtet um die Strömungen der Mode und dem Geschmack des so veränderlichen Zeitgeistes den Weg gegangen ist, den er gehen mußte, den Weg der wahren Kunst, der ihm die innere Befriedigung und die feste Überzeugung gegeben hat, daß sein inhaltreiches Leben und Schaffen nicht umsonst gewesen ist, und schon

*) Auch der Verfasser des Buches „Im Jahrhundert Grillparzers".

dieser eine Umstand wird ihm einen dauernden Platz nicht nur im Herzen seiner zahlreichen Freunde, sondern auch beim deutschen Volke gewinnen, dem er im Liede mit echter Treue gedient, wie selten ein Dichter. Gehört er auch nicht zu den ganz Großen und Gewaltigen der deutschen Dichtung, so wird dennoch besonders unter den österreichischen Dichtern der Lyriker, Epiker, Dramatiker und der Dialektdichter Franz Keim manch glänzende aber flüchtige literarische Tageserscheinung durch die Eigenart und Gediegenheit seiner Persönlichkeit, die sich auch in seinen Dichtungen äußert, überdauern. — Ruhig und zufrieden, mit einem heiteren Lächeln, sieht der Dichter aus seiner stillen Einsamkeit in das heftige, wechselvolle Leben und Treiben der Gegenwart, wie er es so schön in seinem Gedichte „Das Heiligtum“ gleichsam als sein Schlußbekenntnis uns gekündet hat:

„Die Welt, die ich ersehnt mit Schmerzen,
Ich fand sie tief im eig'nen Herzen;
Ich fand sie in der Freunde Schar
Und die Natur blieb mein Altar. —
Denn wie der Sonne heilige Kraft
Am hohen Himmel einsam schafft,
Belebend auch die fernsten Fernen
Und unbeirrt von eitlen Sternen,
So heilig wirkt des Künstlers Geist,
Der selber sich die Wege weist,
Befreit vom Nebel nied'rer Dünste,
Erlog'ner Ehren, eitler Künste,
Kein willenloser Knecht der Zeit,
Ein Flammensohn der Ewigkeit.
Und jetzt ist mein Gebet hiernieden:
‚Herr, habe Dank, ich bin zufrieden!‘“

Von der Heilanstalt in Hörgas.

Ein Freund aus dem Tirolerlande war bei mir, der war voll des Entzückens über unsere Steiermark, besonders verwunderte er sich über den „sozial-altruistischen Sinn“ der Steirer — über die vielen Wohltätigkeitsanstalten des Landes. Er nannte ihrer so viele, daß ich selbst überrascht war, und zum Schlusse sprach er von unseren Anstalten zur Bekämpfung der Tuberkulose. Sie erstreckten sich, meinte er, übers ganze Land. Es werde — das habe er auf seiner steirischen Reise wahrgenommen — viel gewitzelt, aber wenig gedacht über das an den öffentlichen Orten angeschlagene Verbot, „auf den Boden zu spucken“. Wohin soll man denn? hätte ein rabiater Mitreisender gefragt. Auf solche, die so fragen! habe er geantwortet. Das war tirolisch grob, dafür saß es auch.

Forschung und Erfahrung haben gezeigt, daß es möglich ist, die schreckliche Geißel Tuberkulose zu überwinden. So rüstet man sich jetzt mit aller Energie. Unser Zentrum der Streitmacht gegen die Tuberkulose liegt im Mittelpunkte des Landes, dort, wo die Steiermark nahezu am lieblichsten ist. Dort haben hochherzige Menschen mit Mühe und Sorge und frohem Mut ein Haus gebaut, in dem die Leidenden Trost und Heilung finden sollen. An der Südbahnstation Gratwein steigt man aus, geht rechts gegen den Hügelzug, durch den Wald hinan und steht, nach etwa zwanzig Minuten auf die Höhe gekommen, überrascht still. Ein wunderliebliches Tal liegt vor uns. Es ist Frühjahr, die Wiesen und Felder grünen taufrisch, die Obstbäume grünen weiß und rosig wie das junge Leben. Dort, wo höhere Waldberge ansteigen, schmiegt sich zu deren Fuß ein geistliches Stift. In des Tales Mitte ruht anheimelnd ein stattlicher Meierhof und ganz nahe an uns, die wir aus dem Walde getreten, ragt ein neues, weitläufiges Gebäude, malerisch, im deutschen Stile. Einem Vergnügungsetablissement sieht es ähnlich, so freundlich einladend. Aber der Gesunde eilt vorüber und schaut sich das Haus von außen an. Es ist die neuerrichtete Tuberkulosenheilstätte. Die Heilanstalt Hörgas, wie sie nach der Gegend benannt wurde. Ein Stündlein von der Landeshauptstadt entfernt liegt sie da im Frieden und ländlich stiller Ruhe, von Sonnenschein überflutet, von Wald, Obstgärten und Matten umkränzt.

Wer hat dieses Asyl für Leidende in wenigen Jahren aus der Erde gezaubert? Niemand und jeder. Niemand hat es aus eigenem erbaut, jeder der Spender hat dazu beigetragen. Energische, zielbewußte Männer haben sie mit Hilfe des Staates, des Landes, der Sparkassen, besonders aber durch öffentliche Privatsammlung gegründet. Keiner, der etwas dafür gab, hat deshalb weniger, jeder hat mehr. Jeder hat für seine, wenn oft auch nur kleine Spende ein großes Haus bekommen. Er hat ein großartiges Institut vor sich stehen, zu dem vielleicht er oder ein anderer ihm lieber Mensch einmal seine Zuflucht nehmen muß, und er hat das wohltuende Wissen, dazu seinen Baustein geleistet zu haben. Es ist was Göttliches um solche Werke, die niemand ärmer, wohl aber jeden reicher machen. So gesegnet ist ein Geschäft, das der Mensch mit dem Himmel schließt.

Draußen im Reich haben sie Gesetze, womit die Leute zur Errichtung oder zu Beiträgen solch gemeinnütziger Anstalten gezwungen werden können. Daher gibt es draußen sehr viel dergleichen Sanatorien und die Tuberkulose wird in die Enge getrieben, daß es ein Vergnügen ist. Wir in Österreich müssen uns einstweilen für derlei mit freiwilligen Spenden behelfen. Das geht freilich kümmerlicher her, aber endlich richtet das warme Menschenherz so viel, manchmal sogar mehr aus, als das kalte Gesetz.

Nebst Alland im Wienerwalde ist Hörgas bisher die einzige Heilanstalt für Tuberkulose in Österreich. Sie kostete nahezu eine Million Kronen, die durch freiwillige Spenden und Begünstigungen zusammenkamen. Sie hat einen Bestand von 108 Krankenbetten und nimmt nur heilbare Kranke auf, wovon sonst wohl viele unter altherkömmlicher und mangelhafter Privatpflege dem Untergange verfallen müßten. — Man wird nach der Höhe der Verpflegskosten fragen. Die Anstalt hat drei Klassen. Erste Klasse, ein eigenes Zimmer, 9 Kronen für die Person. Zweite Klasse, mit einem Zimmergenossen, 6 Kronen. Dritte Klasse, gemeinsamer Wohn- und Schlafsaal, 3 Kronen. Für ganz Unbemittelte gibt es auch Rat. Die obersten hygienischen Hausgötter heißen Licht und Luft. Die Kur besteht außer einer nahrhaften Kost und sonstiger hygienischen Lebensweise in viel Spazierengehen und in viel Ausruhen; vor allem in strengster Reinlichkeit und Absonderung aller schädlichen Keimstoffe, für die tuberkulose Personen besonders empfänglich sind. Die Kurzeit für die Person ist in der Regel auf vier Monate bemessen.

Welch ein Bedürfnis und Segen die Anstalt Hörgas für Steiermark und Kärnten ist, beweist der Zuspruch, der schon im ersten Jahre groß war. Zeitweilig haben aus Raummangel Aufnahme heischende Kranke abgewiesen werden müssen. Die Heilerfolge, besonders Zunahme an Körpergewicht, waren bei 66 Prozent der Kranken sehr gut, bei 31 Prozent mäßig, bei einigen blieb der Zustand gleich. Gestorben ist keiner. Im ganzen sind durchs Jahr 137 Personen behandelt worden.

Die größte Anzahl von Tuberkulosen lieferten der Beamtenstand und die Fabriksarbeiter. Auch Studierende und Kaufleute waren viele darunter. Landwirte gab es nur vier. So predigen es nun auch schon die Tuberkeln in der Menschenbrust: Zurück zur Scholle! Das Lehrgeld ist so groß, daß es angezeigt erscheint, diesem Lehrmeister ehestens Gehör zu schenken.

Vor kurzem habe ich mir Hörgas angesehen. Es ist das Idyll der Krankenhäuser. Ja, es macht gar nicht den Eindruck eines Krankenhauses für ein so ernstes Leiden, es erinnert eher ans Schlaraffenschloß im Märchenlande. Essen, schlafen, spazierengehen, auf dem Faulbett liegen und ins grüne Land hinausschauen. So winzig klein die Apotheke ist, so riesig groß ist die Küche. Das kennzeichnet die Kur. Der Speisesaal ist auch der Festsaal, es finden Konzerte, lustige Vorträge, Theateraufführungen drinnen statt. Bei meiner Anwesenheit war gerade die Vormittagsliegestunde. Zumeist junge Leute; jeder lag auf seinem Sofa, träumte, las oder plauderte mit dem Nachbar. Sie machten nicht den Eindruck Kranker; so „sper" als der Besucher sah kein einziger aus. Sie gedeihen. Einer war dabei, der gleich in den ersten sechs Wochen

um dreizehn Kilo zugenommen hatte. Ein älterer Mann antwortete auf die Frage, wie es ihm gehe: „So gut, wie früher mein Lebtag nicht.“ Ein zweiter bestätigte das Wohlbefinden, setzte aber bei: „Wenn's nur nicht ein Tuberkulosenheim wäre!“ Dem antwortete der Hausarzt lebhaft: „Das ist es nicht, Freund! Eine Heilanstalt ist es.“

Wahrlich, eine Heilanstalt rationellster Art. Man muß die verschiedenen Räumlichkeiten besuchen, besonders die Badestuben, den Wäscheraum, den Sterilisierungsapparat, der in den abgelegten Kleidungsstücken alle Bazillen tötet, die Entstaubungseinrichtungen, das Spülsystem. Man muß das Maschinengebäude sehen, aus dem Wärme und elektrisches Licht kommt. Man muß endlich den nahegelegenen Meierhof besuchen mit seinen sehr gut gehaltenen Rindern, die alle auf ihre Gesundheit geprüft sind; man muß von der köstlichen Milch trinken — um völlig einzusehen, daß hier buchstäblich alles Mögliche zusammenwirkt, um die keimende Krankheit aufzuhalten, die Keime zu zerstören und die natürliche Lebenskraft sieghaft zu machen.

Mancher flüchtige Besucher soll aus Angst vor Ansteckung in diesen Räumen sich kaum das rechte Atemholen gönnen, geschweige den Imbiß, der ihm gastlich vorgesetzt wird. Worüber ich einen Andersgesinnten ausrufen hörte: „Aber warum denn? Im ganzen Lande gibt es kein Haus, wo es reinlicher hergeht, als da! Eher ist hier der Kranke von dem sogenannten Gesunden gefährdet, als umgekehrt.“ Wenn letzterer als Eindringling die Erfordernisse nicht erfüllt, möchte das schon stimmen.

Diese Heilanstalt hat auch eine volkserziehliche Bedeutung. Die in ihre Familien heimgekehrten Geheilten werden sich stets erinnern an die gesundheitliche Lebensweise im Institute und besonders daran, was Mäßigkeit und Reinlichkeit wert sind. Läßt sich draußen bei der Arbeit und bei den Leidenschaften auch unmöglich die Strenge und Genauigkeit der Lebensführung erreichen, wie in einer solchen, nur der Hygiene dienenden Anstalt — das Vorbild wird doch wirken. Der Mensch lebt einmal zu gerne, als daß er — mit einiger Vernunft begabt — alle Lehre und Erfahrung, die ihm geworden, in den Wind schlagen möchte.

Den Besuch der Anstalt beschloß ich mit einem Spaziergang unter den jungen Obstbäumen hin und in den nahen Wald. 's ist ein junger frischer Wald mit trockenen Spaziergängen und vielen Bänken. Da ergehen sich die Patienten, suchen Pilze, sammeln Beeren oder schnitzeln aus Baumrinden Figuren, mit denen sie sich necken. Einer macht Orden für die braven „Tuberln“ und schmückt damit die Knopflöcher seiner Freunde. „Tuberln“ pflegen sie einander scherzhaft zu nennen. Über einer Sitzbank las ich auf einem senkrecht stehenden Stück Holz die Worte: „Hier ruhet der ehr- und tugendsame Obertuberl Thomas R.

— täglich von 3 bis 4 Uhr. Er ruhe sanft!" Die Obertuberln, das dürften jene Patienten sein, die schon im vierten Monat in der Anstalt sind. Es ist wohl nicht anders denkbar, als daß mancher Kranke zu mancher Stunde in Schwermut versinkt — im allgemeinen herrscht Frohsinn, oft durchleuchtet von gutem Humor. Die Ärzte haben eine gemütlich-wohlwollende Art, mit den Kranken umzugehen, und unter den dienenden Schwestern habe ich keine Leichenbittermiene gesehen. Selbst der würdige Pater Bruno, der für alle Fälle zur Hand sein muß, spielt und scherzt lieber mit den Kranken, als daß er ihnen die letzte Ölung reichte. Diese wollen sich alle diese Patienten auf ihre alten Tage aufsparen.

Aber nun kommt der große Mangel unserer neuen Lungenheilanstalt. Sie hat keinen Platz für die Frau. Nur für Männer. Als ob es unter den Weibern weniger Tuberkulose gäbe. Und ist doch ihr Lebenszweck, ihr Beruf, besonders im Volke, ein aufreibenderer als jener der Männer. Gesunde Kinder soll die Frau gebären und säugen und ist doch ihr Körper allen Fährlichkeiten, besonders auch der Tuberkulose, in hohem Grade ausgesetzt. Nein, das wäre nicht für die Zukunft bedacht, wenn wir der Frau an dem modernen Lungenheilverfahren keinen Anteil lassen wollten. So ist es auch nicht gemeint, man kann nur nicht alles auf einmal. Wenn schon Gott Vater zuerst den Mann erschaffen hat, so ist halt auch zuerst an die Heilanstalt für Männer gedacht worden. Nun aber gilt es, unsere versäumte Ritterlichkeit zu betätigen und ich glaube, die zweite Million zur Gründung eines Frauenabteils in Hörgas oder anderswo wird noch freudiger gespendet werden als die erste. Und das um so sicherer, als wir sehen, wie segensreich sich die erste bewährt. In diesem Sinne ist unsere Generation ja groß, daß sie weitschauender und opferwilliger für die Zukunft denkt und arbeitet, als es frühere Geschlechter getan haben. Unser soziales und politisches Haupttrachten besteht in der Vorbereitung einer besseren Zukunft. Wir persönlich können nur wenig von dem genießen, was wir jetzt so vielfach im großen Stile schaffen. Was wir unseren Mitlebenden an Liebe manchmal vorenthalten, das speichern wir mit vollen Händen für unsere Enkel auf. So wollen wir auch ans Wichtigste denken: Unseren Nachkommen gesunde Mütter!

Es wird bald ein herzliches Bitten ergehen um liebreiche Spenden zur Errichtung eines Abteils für brustkranke Frauen unbemittelter Stände. Unsere treuen, aufopferungsvollen Pflegerinnen, wenn wir krank sind — sollten sie in ihrem Leiden verlassen sein? Nein, man fällt mir schon ins Wort: Alles das zu sagen ist ja nicht nötig. Wir bauen die Frauenanstalt. Wir haben hierin an unserer Seite sogar unseren hohen Ritter. Nach dem Worte des Herrn: Was ihr diesen Armen

tut, das habt ihr mir getan, wünscht unser geliebter Kaiser zu seinem sechzigjährigen Regierungsjubiläum nicht Fest und Prunk, sondern Werke der Barmherzigkeit und des Gemeinwohles. Was ihr den Armen tut, das tut ihr mir! — Wohlan! Dem Kaiser zur Ehre, dem Lande zum Wohle, den Frauen zu Lieb' wollen wir das Werk in Hörgas vollenden. Peter Rosegger.

Mein Porträt.

Skizze von **Rudolf Presber.***)

Ich hatte dem Mädchen gesagt, daß ich für niemanden zu sprechen sei; ich müsse arbeiten. Und wenn Vetter Theodor käme, so solle sie berichten, ich sei verreist. Denn das „Arbeiten" ließ der nicht gelten und hätte mich doch gestört.

Zwei Stunden hatte ich denn auch vor einem schön gefalteten, sehr weißen Stück Papier gesessen, hatte erst eine minderwertige, dann eine bessere Zigarre geraucht, hatte die Spieluhr fünfmal aufgezogen, um mir das anregende Lied von der leider entschwundenen „Martha" durchs Gemüt säuseln zu lassen, hatte einen Schilffederhalter zerbrochen und auf dem Löschpapier den Geburtstag meines Onkels mit dem Todestag meiner Großmutter multipliziert, das Produkt ins Quadrat erhoben und dann versucht, durch meine Hausnummer zu dividieren.

Ich erwähne das alles eigentlich nur, um zu umschreiben, daß mir nichts eingefallen war. Nun ists heraus. Tatsache: zwei Stunden lang war mir nichts eingefallen. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung hatte nun die dritte Stunde um so mehr Chancen, mir geistige Befruchtung und den Segen produktiver Tätigkeit zu bringen.

Aber es kam anders.

Das Mädchen brachte mir eine Visitenkarte.

„Hab ich Ihnen denn nicht gesagt — in drei Teufels Namen! — daß ich keinen Besuch annehme. Keinen! Ich arbeite."

„Ach, der Herr hats so dringlich gemacht. Und dann — hier das Briefchen hat er mir mit der Karte gegeben. Er verlangt Antwort, sagt er."

Richtig ein Briefchen! Ein Briefchen von Vetter Theodor — mir lieber, als sein Besuch, der stets lange dauerte, meinen Zigarren schadete und mich ohne wesentliche Bereicherung des Geistes und Gemüts ließ.

*) Aus dem köstlich-lustigen Buche: „Von Leutchen, die ich lieb gewann." Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia", deutsche Verlagsanstalt.)

„Überbringer dieses lernte ich im Wiener Kaffee kennen. Er hat Deine Gedichte gelesen und will Dich malen. Er ist äußerst talentvoll und hat — Puffke sagt das auch — eine große Zukunft. Also sei kein Frosch. In diesem Sinne werde ich gegen Abend bei Dir vorbeikommen und fragen, ob Du mir fünfzig Mark pumpen kannst. Käthe hat Geburtstag morgen. Ich erinnere mich zwar genau, daß sie vor fünf Monaten erst den letzten Geburtstag feierte. Aber, lieber Gott, man lebt schnell. Wenn Du ihr übrigens auch was schenken willst — ich will der Wohltätigkeit keine Schranken setzen — so möchte ich, da ich ihren Geschmack kenne, darauf aufmerksam machen, daß das „Sinnige" nicht recht zieht bei ihr. Sie ist mehr für Baumkuchen als für La-France-Rosen, mehr für Sarotti als für Leopardi, mehr für Henkell trocken als für das Schumann-Album. Avis au lecteur! Sonst nichts Neues, als daß die zehn Mark, die ich gestern — Dein geneigtes Einverständnis voraussehend — für Dich auf „Tasso" (mußt ich doch! Kollege von Dir . . .) gesetzt habe, verloren sind. Na, s trifft ja keinen Unbemittelten. Blumen vor Deine Füße! Dein consobrinus Theodor!"

„Also lassen Sie den Herrn eintreten."

Ich muß gestehen, es schmeichelte mir. Dieser junge Künstler, von dem Puffke — wer mochte wohl Puffke sein? ich ahn es nicht — von dem also sogar Puffke behauptet, er habe eine große Zukunft, will mich malen! Ein verständiger und kühner Entschluß. Ohne mich gesehen zu haben, will er das. Nur das Bild, das er sich nach Lektüre meiner Gedichte von mir gemacht, reizt ihn.

Ich lächle befriedigt, während Herr Cajus L. Wecker — so steht auf seiner Karte — sich draußen seines Mantels und seiner Gummischuhe entledigt. Es dauert eine Weile.

Ein außerordentlich seltsamer, kurzer Aufschrei Ottiliens läßt mich aufhorchen. Es klingt fast so, als sei das brave Mädchen in den Arm gezwickt worden.

Wenige Sekunden später steht Herr Cajus L. Wecker vor mir.

Ohne bisher ein Recht zu haben, mir den Künstler meines Porträts überhaupt zu denken, hatte ich mir ihn doch entschieden anders gedacht. Ich habe die Künstlermode, das Haar lang zu tragen, niemals belächelt, aber ich mußte beim Anblick der Frisur, die des Kunstmalers Cajus L. Weckers Persönlichkeit schmückte, doch meine Gesichtsmuskeln gewaltsam zusammennehmen. Wie dieser Kopf aus den Kissen des Bettes gekommen, so präsentierte er sich mir. Ohne jede Idealisierung oder Korrektur durch Kamm und Bürste. Dazu hatten diese Haare noch die Farbe alter, rostiger Eisenbahnschienen, und das blasse Gesicht, das zwischen zwei übertrieben starken Backenknochen zu hängen schien, war

mit Bartstoppeln in derselben Farbe wie eine wilde Waldfrucht gestachelt. Sein Rasiertag lag lange hinter ihm.

Um den sehr hohen Kragen trug der Künstler eine fliegende Krawatte von einem blendenden Dottergelb. Auch der Anzug war sehr hell und zeigte viele bunte Punkte, von denen nicht festzustellen war, ob sie im Muster des Gewebes vorgesehen oder durch Zufall und Unachtsamkeit im Umgang mit Speisen und Farben dahin gelangt waren.

Ich hatte Herrn Cajus L. Wecker höflich begrüßt und ihn gebeten, Platz zu nehmen. Er zog es vor, mein kleines türkisches Rauchtischchen umzuwerfen und, das halb zugekniffene Auge mit der Hand, an der ich mit Entsetzen breite, ungepflegte Nägel wahrnahm, beschattend, mich wortlos mit gespanntester Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Haben Sie krumme Beine?“ das war das erste Wort aus dem Munde des Mannes mit der großen Zukunft.

Ich beeilte mich, nach bestem Wissen und Gewissen zu verneinen und nahm zum Beweis die Beine militärisch stramm zusammen.

„Hm. Sie sind passabel gewachsen.“ Der Künstler wechselte die Stellung, um sich den Genuß meines Anblickes im Profil zu verschaffen. „Ganz passabel.“

Ich konnte ihm das Kompliment leider nicht zurückgeben und fühlte mich etwas geniert unter diesen Blicken, die meine körperliche Beschaffenheit kritisch prüfen.

Die peinliche Stille dieser Szene zu unterbrechen, sagte ich: „Mein Vetter — Sie sind mit ihm befreundet — ?“

„Befreundet? Nein. Eine Kaffeehaus-Bekanntschaft. Er hatte einen kleinen Furunkel im Genick, der mich malerisch interessierte. Ich sah das vom Nebentisch. So lernten wir uns kennen.“

„Ach so —“

Wieder eine Pause, in der mir Cajus L. Wecker pantomimisch andeutet, daß er mich auch von hinten zu sehen wünsche. Ich genüge seinem Wunsch und nehme die Unterhaltung wieder auf.

„Sie sind ein Porträtmaler, wie mir mein Vetter schreibt.“

„Ich male *alles*. Einseitig sein und talentlos sein — ist dasselbe. Shakespeare hat nur deshalb keine Iliade geschrieben, weil ihm die Zeit fehlte. Und wenn Raphael statt seinen Madonnen und Heiligen das römische Ghetto oder ein Altweiberspittel in Antwerpen hätte malen wollen, so hätte er das auch gekonnt.“

„Was war, wenn ich fragen darf, *Ihr* letztes Porträt?“

„Ich habe in Niederkrotzenberg — das ist nämlich meine Heimat — bitte, drehen Sie sich etwas halbrechts; so, ja — habe in Niederkrotzenberg den Gemeindestier gemalt.“

„Den Gemeindestier? Das ist doch eigentlich kein — —“

„Kein Porträt? Wieso? Ich werde Ihnen was sagen, Verehrtester, es liegt eine unglaubliche Überheblichkeit in dem Urteil der Menschen: daß ihre Physiognomien interessanter, rätselvoller, vieldeutiger wären, als die der Tiere. Ich habe im Zoologischen Garten in Köln einen alten Marabu gekannt. Sein Kopf mit dem Ausdruck höchster stoischer Weisheit, mit den Hautfältchen einer Menschenverachtung des besiegten Gegners und der Resignation des Gefangenen war mir interessanter als der Schädel Ibsens, Björnsons und Lombrosos zusammengenommen. Und in Hamburg hat mir der alte Hagenbeck einen Schimpansen gezeigt — ja, wissen Sie, mit dessen tiefweltschmerzlicher Philosophie verglichen — ich rede natürlich vom Kopf und dem, was sich darin ausdrückt — können mir Byron und Schopenhauer nichts mehr sagen."

„So. Hm. Ja, Aber verzeihen Sie, wie kommen Sie nun nach dem Kölner Marabu und dem interessanten Schimpansen in Hamburg und dem Krotzenburger Gemeindestier gerade darauf, mich zu malen . . .? Mein Vetter sagte mir wenigstens —"

„Daß ich das vorhätte? Na ja. Allerdings — ich hab Sie mir anders gedacht. Mehr vom Normaltypus abweichende Linie, mehr Urwald-Persönlichkeit, mehr gesunden Tiergeruch."

„Erscheine ich Ihnen zudringlich, Herr Wecker, wenn ich mich danach erkundige, wie Sie zu dieser mich ehrenden Auffassung meiner Persönlichkeit gelangt sind?"

„Ich habe Ihre Gedichte gelesen."

„Ah!" Ich war geschmeichelt. Du lieber Gott, warum auch nicht? Erstens ists immer schon ein Glücksfall, einen Menschen zu treffen, der heutzutage noch Gedichte liest. Und dann gleich einen, der nicht aus Anthologien schöpft, sondern — —. Na ja, also. Der Mensch wurde mir sympathischer, der dottergelbe Schlips erschien mir in milderen Farben, und ich sah in den breiten und nicht sonderlich gepflegten Nägeln Rasse, Abstammung vom tüchtigen, ehrlichen Landvolk, Charakter.

„Rauchen Sie, Herr Wecker? Ja? Bitte hier die ohne Leibbinde sind die besseren, Feuer gefällig? Ah, pardon — die Spitze! So, Sie haben sie schon auf den Teppich geworfen? Schön. Ich wollte mir zu fragen erlauben, was hat Ihnen nun an meinen Gedichten so besonders gefallen?"

„Ja, wissen Sie", der Künstler blies mir eine weiße Rauchwolke mit vertraulicher Behaglichkeit ins Gesicht, „von Poesie verstehe ich nun gar nichts —"

Ich beeilte mich, zu versichern, daß mir am Urteil eines solchen Mannes naturgemäß besonders viel liegen müsse.

Und er fuhr in edler Offenheit fort: „Ob sich das Zeug hinten reimt oder vorn, das ist mir ganz gleichgültig und auf das Nachzählen der Versfüße lasse ich mich nicht ein —"

Ich versicherte, daß man eine derartig untergeordnete Arbeit auch niemals von einem Manne von solcher Bedeutung erwarten könne.

„Was mir an Ihnen — heißt das: an Ihren Gedichten — gefällt, ist das: Sie haben den Mut, ein fideler Kerl zu sein. Sie spucken den tristen Gramaposteln und misepetrigen Tranfritzen mit jeder Zeile auf den Kopp —"

„Verzeihung, ich bin doch nicht ganz sicher, ob das der richtige Ausdruck ist —"

„Na, erlauben Sie mal, kritisier ich denn Ihre Ausdrücke? Sie scheinen mir auch, wenn Sie auf dem Dreifuß sitzen und orakeln, ein ganz anderer Kerl zu sein, als wenn Sie als Privatmensch funktionieren. Das hab ich gleich gesehn, wie ich hereinkam. Sie haben ein Dutzendgesicht — na ja, regen Sie sich mal nicht auf, wir Künstler sind ehrlich. Sind wirs nicht mehr, na, wer sagt dann noch die Wahrheit? Also! Etwas Besonderes ist nicht an Ihnen. Sie haben einen Knick in den Ohren, der nicht uncharakteristisch ist. Aber er genügt nicht, um daraus eine Persönlichkeit zu entwickeln. Aber, sehen Sie, ich werde in meinem Bilde aus Ihnen das machen, was die Natur mit Ihnen vorhatte, was nur durch Sitte, Konvention, Erziehung, Rücksichten und was weiß ich in Ihnen eingeschnürt, verkümmert ist. Sie sind keine Individualität, mein Bester, aber ich werde malerisch eine Individualität aus Ihnen machen. Ich werde — bildlich gesprochen — von Ihrer Epidermis alles abkratzen, was dem Dutzend, was allen anderen gehört —"

Ich war ihm dankbar, daß er bloß bildlich sprach.

„— und ich werde Ihre Psyche hindurchleuchten lassen, werde die Idee, die Ihnen — ganz unbewußt — zugrunde liegt, das Reinmenschliche sieghaft herausstrahlen lassen, so daß jeder Beschauer Sie so sieht, wie Sie aus Ihren Gedichten zu mir sprachen."

„Das wäre also", warf ich schüchtern ein, die „Urwaldpersönlichkeit mit dem Tiergeruch" . . . . Ich muß sagen, ich habe nie an mir dergleichen wahrgenommen."

„Wer kennt sich selbst!" beruhigte mich Herr Wecker, indem er an seinen Fingergelenken zog, bis sie knackten; ein Spiel, das mich schon als Jungen in der Schule halb wahnsinnig machen konnte, und das ich auch jetzt nur ertrug, weil der Mann nach Puffkes Ansicht „eine Zukunft hatte" und mich malen wollte.

„Und wie denken Sie sich das Bild?"

Wecker fuhr sich mit der Hand in die Haare und ich sann ängstlich über das Problem nach, wie sich seine Finger da wieder herausfinden würden.

Gedankenvoll eine dichte Rauchwolke zur Decke sendend entschied er mit der Ruhe des gefestigten Entschlusses:

„Ich werde Sie nackt malen."

Mir krochen Ameisen übers Gehirn.

„Nackt?!" — ich dachte immer noch, ich hätte mich verhört — „das erscheint mir denn doch etwas — ungewöhnlich."

„Ungewöhnlich" — er sprach nicht mehr, er brüllte — „ja meinen Sie denn, daß ich Sie malen will, wie jeden x-beliebigen zu Geld gekommenen Schuster oder Käsehändler? So einer zieht seinen neuen Rock an und läßt oben sein Schafsgesicht lang heraushängen und stellt sich an eine rote oder grüne Tapete und nun wird darauf los gemalt! Nein, nein, Verehrtester. Ich will Ihrem Schneider und Ihrem Krawattenlieferanten keine Reklame malen. Sie selbst will ich haben, will ich auf die Leinwand werfen, Ihre Persönlichkeit, Ihre künstlerische Individualität soll da in Farben hängen bleiben. Dazu ists ganz gleichgültig, was Sie heute für Strümpfe und morgen für eine Uhrkette tragen ... Ich denke mir das so. Ich stelle Sie nackt, nur mit einem Lendentuch in jenem matten, verschossenen Rot alter persischer Teppiche, in eine frische, grüne, nasse Wiese ..."

„In eine nasse Wiese? Grundgütiger! Warum muß die Wiese denn naß sein?"

„Das ist wichtig für den Totaleindruck. Die Frische wird dadurch wesentlich erhöht, der Erdgeruch sinnfällig gesteigert. Die Nässe symbolisiert, daß die ersten Gewitter — die erwachenden Leidenschaften — eben vorübergezogen sind ... Wie alt sind Sie?"

„Fünfunddreißig Jahre."

„Sehen Sie, so dacht ich mir! Wären Sie siebenunddreißig oder vierzig, müßt ich die Wiese schon trockener nehmen."

„Aha."

„Sie stehen auch nur mit den Füßen im Nassen —"

„Das genügt mir."

„Der Kopf ist in der Sonne. Das heißt ein ganz kleiner Schatten muß darauf fallen. Zu viel Sonne würde ein falsches Bild von Ihrer Bedeutung geben."

„Ja, ich bin auch für etwas Schatten", bemerkte ich bescheiden. Innerlich aber quält mich mehr der Gedanke, daß die Füße im Nassen stehen sollen. Ich hab das nie vertragen.

„In die weitvorgestreckte Rechte gebe ich Ihnen — — nun was denken Sie?

Ich bekenne beschämt, daß ich ohne jede Ahnung bin, was ich auf diesem merkwürdigen Bilde in die rechte Hand bekäme.

„Einen Granatapfel!" meldete er mir bedeutungsvoll.

„Aha — einen — Granatapfel! So. Ja. Dürfte ich mir die Frage erlauben, warum bekomme ich nun auf der nassen Wiese gerade einen Granatapfel in die Hand?“

„Kennen Sie nicht“ — er sieht mich grollend, fast verächtlich an — „die tiefe Bedeutung des Granatapfels?“

„Nicht ganz,“ bekenne ich ehrlich. „Ich habe mal gehört, daß der Granatapfel, wenn man ihn mit Farrenkräuterextrakt und Aloe zusammen abkocht, ein gutes Mittel gegen den Bandwurm sein soll ... Aber ich kann da keine rechte Beziehung finden —“

Mit einer Miene, die Mitleid und Verachtung spiegelt, unterbricht mich der Künstler und im Tone, mit dem man einen Schuljungen korrigiert, der seine Lektion schlecht aufgesagt hat, berichtigt er: „Der Granatapfel war der Venus heilig. Eine Anspielung auf Liebeslyrik kann nicht feiner gegeben werden. Auch die Liebe zum sonnigen Süden liegt verkörpert in diesem reifen Granatapfel, den bei uns in fettester Damm- und Mistbeeterde die Nachtfröste töten, und den Italien und Griechenland allein in schönster Reife zeigen.“

Ich wollte mich gerade danach erkundigen, was mir der sinnreiche Künstler wohl in die linke Hand zu geben beabsichtigte. Aber da kam mein Vetter Theodor. Kam, um mir zu sagen, daß Käthe — der er vorsichtig auf den Zahn gefühlt — sich über ein halbes Dutzend sechsknöpfiger dänischer Handschuhe an ihrem Geburtstage ganz besonders freuen würde, wenn sie in eine Schachtel Marquis-Schokolade neckisch versteckt wären. Das liebe Kind!

Der Vetter — übrigens immer noch etwas in der Halsbewegung geniert durch den interessanten Furunkel im Genick, der die Bekanntschaft mit dem zukunftsreichen Künstler vermittelt hatte — ließ sich die Idee zu dem Bilde auseinandersetzen und war enthusiasmiert von dem Gedanken, den er „doch mal ganz was anderes“ fand, ohne daß ich ihm darin unrecht geben konnte. Er urteilte ferner sehr fein, daß sich hierin meine ganze Persönlichkeit erschöpfe; eine Bemerkung, für die ihn Herr Cajus L. Wecker durch das Prädikat „kunstverständig“ belohnte.

Es wurde noch bestimmt, daß der Himmel auf dem Bilde wolkenlos sein sollte; was mir in Anbetracht des gewählten Kostüms zweckmäßig erschien, und daß weiße Tauben im Hintergrund auf dem Ast einer Platane sitzen sollten.

Beim Weggehen sprach der Künstler prophetische Worte. Er schwur' daß dieses Bildnis ihn berühmt machen werde, ihn und mich. Der Absatz meiner Bücher werde sich bedeutend heben, denn dieses Porträt werde alle Welt danach begierig machen.

Das war auch des Vetters Ansicht, der nach dem Weggange des Künstlers noch eine Weile bei mir blieb. Über das Geschäftliche beruhigte

er mich. Den Rahmen müsse ich natürlich stellen, respektive ich hätte keine Mühe damit. Wecker werde ihn aussuchen und mir die Rechnung schicken. Das Original werde Wecker zweifellos für viel Geld an eine Galerie verkaufen, und mir dann für den von mir gestifteten Rahmen die Skizze zum Bilde schenken.

In dieser Aussicht war ich sehr beglückt. In meinen kühnsten Träumen dachte ich an die Nationalgalerie, mindestens aber an Dresden, Stuttgart oder Karlsruhe.

* * *

Es kam anders.

Die Rahmenrechnung ging mir pünktlich schon vor der ersten Sitzung zu. Hundertfünfundsiebzig Mark. Es schien mir etwas reichlich. Aber schließlich, so ein Bild konnte man nicht zwischen vier Bretter eines Weißlindengerüstes einnageln.

Bei den Sitzungen — in des Vetters Garten, frühmorgens wegen des Lichts und des Taus — holte ich mir zwei unliebsame Dinge: einen Bronchialkatarrh und einen ... ich schäme mich fast, es zu sagen — einen Strafbefehl wegen „Erregung öffentlichen Ärgernisses".

Zwei alte Damen in der Gartenwohnung im Hochparterre, von der aus man leider — was uns unbekannt war — eine Aussicht in den Garten hatte, wo wir künstlerisch wirkten, hatten mich angezeigt. Und ich hatte zugeben müssen, daß ich, nur äußerst notdürftig bekleidet, auf dem Rasen gestanden hatte ...

Das Bild aber, als es fertig war — —

Nun, um es kurz zu sagen: es ist nicht von der „Nationalgalerie" angekauft worden. Auch in Dresden hängt es nicht, und nicht in Stuttgart oder Karlsruhe.

Ein Wirt in Wörishofen hats schließlich für seine Kegelbahn gekauft. Als Reklame für die Kneippkur.

Dort hängts jetzt in meinem Rahmen.

Ich war wütend, als ichs hörte. Aber der Vetter tröstete mich.

„Laß doch gut sein," sagte er. „Mach doch keinen dummen Skandal und schrei nicht: Das bin ich! Wenn dus nicht sagst, erkennt dich kein Mensch. Nur der kleine Leberfleck an der rechten Hüfte ist gefährlich. Aber, lieber Himmel, wie viele Leute wissen etwas von diesem entzückendsten Reiz deiner geschätzten Persönlichkeit?! Du mußt ihn eben auch ferner geheim zu halten trachten."

Enthaltsamkeit.

Von Prof. **Dr. Emil Kraepelin.**

Im Kampfe um den letzten Tropfen Alkohol hört man keinen Einwand häufiger, als den, daß sich die Notwendigkeit völliger Enthaltung von geistigen Getränken wissenschaftlich nicht begründen lasse. Es ist in der Tat richtig, daß wir eine dauernde Schädigung des einzelnen Menschen durch sehr kleine, gelegentlich genossene Mengen Alkohols durchaus nicht nachzuweisen vermögen; auch die bekannten Erfahrungen der Lebensversicherungs-Gesellschaften reichen dafür nicht aus, da dort immerhin mäßige Trinker sehr verschiedenen Grades zusammengewürfelt werden und überdies rein statistisch gewonnene Tatsachen für den einzelnen Fall keine Beweiskraft haben. Indessen in dieser Frage gilt für den Alkohol nur genau dasselbe, wie für alle andern Gifte; bei jedem einzelnen läßt sich eine Mengengrenze auffinden, jenseits derer die giftigen Wirkungen sich unserem Nachweise entziehen. Beim Alkohol liegt übrigens diese Grenze weit niedriger als man für gewöhnlich annimmt. Selbstverständlich bleiben alle unsere landläufigen Einheitsmengen, das „Gläschen" Wein, Bier oder Schnaps, über ihr, da sie doch eben nur um der Wirkung willen getrunken werden. Ich habe bei gewissen Versuchen eine regelmäßige, meßbare Alkoholwirkung noch von 5 Gramm gesehen, also von einer Menge, die einem Achtelliter Bier entsprechen würde. Natürlich war diese Wirkung nur schwach und rasch vorübergehend; zudem ist ohne Zweifel die persönliche Empfindlichkeit gegen den Alkohol, wie für alle Gifte, sehr erheblichen Schwankungen unterworfen.

Unter diesem Gesichtspunkte kann man von einer wissenschaftlichen Begründung der Enthaltsamkeit nur in dem Sinne sprechen, daß es als zweckmäßig erachtet werden muß, Gifte, die in den üblichen Mengen deutliche Wirkungen, zumal auf unser Hirn, ausüben, überhaupt zu meiden. Diese Beweisführung läßt sich in ähnlicher Weise auch gegen andere Genußmittel, so gegen den Kaffee, den Tee, den Tabak, richten, wie das ja oft genug geschieht; sie paßt aber ferner bei allen möglichen Verstößen gegen die Regeln der Gesundheitslehre. Unzweckmäßige Ernährung, unvernünftige Lebensweise, mangelhafte Körperpflege vermögen Gesundheit und Leben zu gefährden, obgleich ihre Wirkungen zunächst vielleicht unauffällige sind, und auch der Kampf gegen Korsett und Schleppe wird sich derselben Gedankengänge bedienen, um die Verwerflichkeit jener Modeauswüchse darzutun.

Gerade die beiden letztgenannten Beispiele weisen uns indessen auf einen neuen Gesichtspunkt hin. Wenn man schon jedem Gliede eines Gemeinwesens die selbstverständliche Pflicht zuerkennen wird, sich Ge-

sundheit und Arbeitskraft nach Möglichkeit zu erhalten, so wird noch entschiedener betont werden müssen, daß niemand das Recht hat durch sein Verhalten andere zu schädigen. Da aber die Einzwängung des weiblichen Körpers eine Beeinträchtigung des kommenden Geschlechtes, das Aufwirbeln des Straßenstaubes eine unmittelbare Gesundheitsgefährdung der Vorübergehenden bedeuten kann, so sind hier die Grenzen bereits überschritten, die der Willkür des einzelnen in der Gestaltung seiner Lebensgewohnheiten gezogen werden müssen. Daraus ergibt sich auch der Grund für die vollkommen verschiedene Stellung, die wir gegenüber dem Mißbrauche des Alkohols und demjenigen des Kaffees oder Tabaks einzunehmen haben. Die Gesundheitsschädigung durch letztere Genußmittel ist wesentlich eine Privatsache, die höchstens noch die nächsten Familienangehörigen berührt; das Trinken aber ist eine öffentliche Angelegenheit, da seine Wirkungen weit über den Kreis des einzelnen hinaus in die verschiedensten Gebiete des Gemeinschaftslebens hineingreifen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Forderung der Enthaltsamkeit, so kann darüber kein Zweifel bestehen, daß keine unserer Lebensgewohnheiten, zum mindesten des männlichen Geschlechts, in höherem Grade durch das Beispiel beherrscht wird, als die Trinksitte. Die Trinkfestigkeit ist eine durchaus gesellige Tugend, deren einsame Betätigung sich keineswegs besonderer Wertschätzung erfreut. Zum Trinken kommen die Menschen zusammen, um einander anzufeuern; das Zutrinken und die starren Regeln des „Komments“ sind nur das äußere Zeichen für die ungeheure Rolle, die der gegenseitigen Beeinflussung beim Trinken zukommt. Auch jeder einzelne Trinker begründet seine Unmäßigkeit durch das Beispiel seiner Umgebung: In seinem Berufe trinken alle; die andern trinken noch viel mehr als er. Daher endlich das Unbehagen, das jeder Trinker, auch der mäßige, in Gegenwart eines Enthaltsamen empfindet, seine angestrengten Versuche ihn zum Mittrinken zu veranlassen. Auf der anderen Seite vermag das zielbewußte Beispiel die Trinksitte zu brechen. Das beweisen die Erfolge des Paters Matthew und jener Religionsstifter, die ungezählte Millionen von Menschen vor dem Alkoholelend bewahrten, Buddhas und Mohammeds. Wir dürfen kaum annehmen, daß jenen Männern ein so klares Bild der Wirkungen und Gefahren des Alkohols vorschwebte, wie wir es heute besitzen, und jedenfalls beruht ihr Einfluß auf die Massen weit weniger in der überzeugenden Eindringlichkeit ihrer Beweismittel als in der werbenden Kraft ihrer Persönlichkeit.

Lehrt uns so die völkerpsychologische Betrachtung der Trinksitte auf das einleuchtendste, daß ihre Ausbreitung überall von der fördernden oder hemmenden Macht des Beispiels abhängig ist, so werden wir, die

wir tiefere Einblicke in das Wesen der Alkoholwirkung gewonnen haben, uns auch über die letzten Gründe dieser Erscheinung einige Rechenschaft zu geben vermögen. Der Alkohol erzeugt eine angenehme Erregung, die sich äußern will und durch ihre Äußerungen selbst gesteigert wird, ganz anders, als die träumerische Versunkenheit des Opiumrauchers. Darum ist der „stille Suff" eine unverhältnismäßig seltene Erscheinung gegenüber den Stammtischen, Gelagen, Banketten, Kommersen, den Frühschoppen- und Bierkonzerten, bei denen überall der gesellige Verkehr erst den Alkoholwirkungen die rechte Weihe gibt, wenn sich auch dabei späterhin die Bande geselliger Gesittung mehr und mehr zu lockern pflegen. Dazu kommt, daß der Alkohol die Besonnenheit trübt, die Hemmungen schwächt und so den Menschen der Beeinflussung durch Verführung und Beispiel rasch zugänglicher macht. Hier setzt die ganze ungeheuere Macht des mit allen Hilfsmitteln auf die Vermehrung des Verbrauches hinarbeitenden Alkoholkapitals ein. Nichts ist bekanntlich leichter, als jemanden, der bereits getrunken hat, zum Weitertrinken zu veranlassen; irgend ein flottes Schlagwort, die Anrufung seiner Bierehre genügt vollkommen, seinen Widerstand über den Haufen zu werfen. Wie gewaltig und verderbenbringend diese Wirkung des Alkohols ist, zeigt am klarsten die Tatsache, daß geheilte Trinker, auch wenn sie sonst keinerlei Krankheitszeichen mehr darbieten, doch schon durch die kleinsten Alkoholmengen mit einem Schlage die mühsam erworbene Selbstbeherrschung wieder zu verlieren pflegen.

Wer daher Augen und den Willen hat, zu sehen, der muß es verstehen, daß die Alkoholfrage nur durch die Beseitigung der Trinksitte, durch das werbende Beispiel der Enthaltsamkeit gelöst werden kann, die das alberne Märchen von der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit des Alkohols zerstört und Schritt für Schritt die Anlässe einschränkt, bei denen der sanfte Zwang des geselligen Verkehrs, der Schlendrian des Herkommens den schwachen Willen zur Selbstvergiftung verführt und damit den weiteren, verhängnisvollen Wirkungen des Alkohols Tür und Tor öffnet. Wenn wir heute die Völker Indiens und der weiteren mohammedanischen Welt alkoholfrei sehen, so ist das gelungen durch ein einfaches Verbot der Religionsstifter; sollte bei uns das folgerichtige Beispiel aller derer, welche die Größe der Gefahr erkannt haben, nicht ebensoviel wirken können, wo unserem Streben durch die ganze Wucht der offenkundigen Alkoholnot Nachdruck verliehen wird?

Wenn wir somit die Notwendigkeit der Enthaltsamkeit dadurch wissenschaftlich begründen können, daß eben die Eigenart der Alkoholwirkungen ihre Ausbreitung wie ihre Ausrottung an das Beispiel knüpft, so ist zuzugeben, daß sich diese Beweisführung zunächst an das Herz unserer Mitmenschen wendet. Vom Standpunkte der einfachen

Selbstsucht läßt sich gegen jene Forderung geltend machen, daß man keinen Grund sehe, sich wegen der Schwächlinge, die durch die Trinksitte gefährdet werden, eine Einschränkung des Lebensgenusses aufzuerlegen. Nachdenklicher wird schon derjenige werden, dem solche Schwächlinge aus dem eigenen Fleisch und Blut erwachsen, und der an ihnen erleben muß, wie das unbekümmerte Beispiel lustiger Kameraden immer wieder alle guten Vorsätze überwältigt. Wen aber das Mitleid mit seinem Volke, wen die persönliche Sorge nicht dazu bringt, der ist vielleicht der einfachen Überlegung zugänglich, daß auch aus seinem Geldbeutel die Millionen fließen, die für die Versorgung der Trinker und ihrer Nachkommen in Krankenhäusern und Irrenanstalten, in Armenhäusern und Arbeitshäusern ausgegeben werden, ebenso jene Summen, die der Alkohol von der Rechtspflege fordert, daß auch ihn der nächste Zechbruder durch einen Messerstich abends zu Boden strecken, daß auch seinen Eisenbahnzug ein betrunkener Lokomotivführer oder Weichensteller zur Entgleisung bringen kann. Die wirtschaftliche Belastung durch den Alkoholmißbrauch, seine Gefahren für Volksgesundheit und öffentliche Sicherheit sind so groß, daß auch der kühlsten Selbstsucht die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Alkohol einleuchten muß, sobald sie die Tatsachen überhaupt ins Auge faßt. Nur einen Ausweg gibt es aus diesen Überlegungen — den Verzicht auf den Kampf überhaupt, weil er ja doch aussichtslos sei, weil es nie gelingen könne, das deutsche Volk aus den Banden des Alkohols zu befreien. Wer so denkt, begibt sich selbst des schönen Führerrechtes, das überlegenes Wissen und Wollen begründet; er verkennt, daß die Pflichten um so dringendere Forderungen an ihn richten, je höher er nach Einsicht, Bildung und Rang gestellt ist. Die Entwicklung unserer Befreiungsbewegung wird unbeirrt über diejenigen hinwegschreiten, die ihre große Aufgabe in diesem Kampfe nicht begriffen und nicht erfüllt haben. Der Sieg muß uns bleiben, deren Wille tatkräftig ausführt, was der Verstand als richtig erkannt hat, und deren Wahrspruch kein anderer sein kann, als: „Enthaltsamkeit!“

Die edle Kunst des Schuldenmachens.

Aus den Aufzeichnungen eines „Gönners“.

Es soll hier weder von dem großartigen Schuldenakkumulator moderner Staaten gesprochen werden noch vom kommerziellen Kreditwesen, bloß vom durchaus ehrenhaften, freundschaftlichen Gefälligkeitspump mit einer Schadensabsicht unter sechshundert Kronen. Der kleine Privatmann kann weder Rente ausgeben noch Banknoten drucken. Die Banken kennen

ihn nicht. Seine Wechsel sind durch Unterschrift verdorbene Blankette, die ihm, obwohl er ohnehin genau weiß, wie sie ausschauen, in entsprechenden Zeiträumen doch immer wieder vorgewiesen werden, als ob sie erstaunliche Raritäten oder besondere graphologische Sehenswürdigkeiten wären. Er muß sich also an seine Freunde wenden. Wozu hätte man sie denn sonst?

Zwei von eins geht nicht. Da muß ich mir eins borgen. Das wird schon in der Schule gelehrt, gleich am kleinen Eingangstürl zur Prunkhalle der modernen Bildung. Diese Grundweisheit prägt sich tief ins jugendliche Gedächtnis ein. Und wenn dann die Herrschaften später so ziemlich alles vergessen haben, womit ihr armes Hirn frühzeitig belastet wurde, die ehrwürdigen Mumienkönige Pharaonen genannt, den mit Recht allgemein beliebten Aorist und die interessantesten Zeitwörter auf „mi", die denkwürdige Schlacht von Zama; — und wenn sie Friedl mit der leeren Tasche für den letzten Babenberger halten und den pythagoreischen Lehrsatz mit dem archimedischen Prinzip verwechseln — dann suchen sie noch immer in der schwer zu lösenden Gleichung des Lebens die unbekannte Größe, die ihnen eines oder das andere borgt — weil eben zwei von eins nicht geht.

Es ist gewiß viel einfacher, auf irgend eine andere Art sich das „lumpige" Geld, das man „momentan" braucht, zu verschaffen, als seine Freunde zu behelligen. Aber das richtige Pumpgenie betrachtet den Freund vor allem als den Träger eines unerschöpflichen Portemonnaies und treibt mit leidenschaftsloser Beharrlichkeit Steuern für eigene Wohlfahrtszwecke ein.

Das Pumpen ist eine Kunst. Es verlangt natürliche Veranlagung, Scharfblick, Geistesgegenwart, Kühnheit, rasches Ausnützen des Augenblicks. Der Kunstborger braucht mehr Menschenkenntnis und Seelenkunde als irgend ein anderer Kunstgewerbetreibender. Er muß das feinste Gefühl für die wechselnden Seelenstimmungen und Gemütsschwankungen des Angeborgten haben. Er muß differenzieren und individualisieren. Es ist wirklich ein Genuß, nach den Grundsätzen der hochentwickelten modernen Pumptechnik um überflüssige Beträge leichter zu werden, die man ohnehin nicht braucht und mit denen dem anderen sehr gedient ist. Es ist eines der unterhaltendsten Gesellschaftsspiele, und eine unbegrenzte Anzahl von Personen kann an dem Vergnügen teilnehmen.

Die vollständig veraltete Methode, dem Freunde errötend und stammelnd zu nahen, und einen der mittleren Westenknöpfe des Gönners abzudrehen, ist vollständig überholt: „Lieber Freund, ich bin da in einer schrecklichen Verlegenheit . . . Könntest, möchtest du nicht . . . Ich brauche nämlich fünfzig Kronen . . . nur bis übermorgen . . . Du kriegst sie ganz bestimmt zurück . . . Du kennst mich doch . . . Ehrenwort . . ."

Dafür bekommt man nichts anderes als die Antwort: „Sehr gern, mit dem größten Vergnügen, — aber ich habs momentan selber nicht!“ War es ein sehr guter Freund, dann wird diese Antwort mit gefühlvollem Brustton und mit einer schmerzlichen Ergriffenheit, so recht innig vorgetragen. Das ist alles. Und zwei von eins geht noch immer nicht.

Der Angepumpte darf nie das moralische Übergewicht bekommen. Deshalb blitzen die Anfänger und Dilettanten selbst bei gutartigsten Gönnern kläglich ab. Der Meister gibt die Leitung des Gespräches nie aus der Hand. Er widerlegt die unausgesprochensten Einwände sofort. Er stellt die geforderte Summe als lächerliche Lappalie zu den glänzenden Lebensumständen des allgemein als nobel und splendid bekannten Freundes hin. Er betont die gelegentliche Rückgabe nicht schärfer, als unbedingt nötig. Das ist ja unter Ehrenmännern selbstverständlich. Ebensowenig dankt er zu inbrünstig. Er steckt vielmehr die erhaltene Note nonchalant ins Westentaschel. So wirds gemacht! Elegant, schmerzlos und rasch, der stärkere Wille zwingt den schwächeren. Die Banknote spaziert gleichsam von selbst aus dem Portefeuille ins Gilet hinüber. Nur keine langen Schilderungen eigenen Elends bei der Eintreibung von kleineren Beträgen. Sehr Bedürftige bekommen bekanntlich ohnehin immer das wenigste. Das ist eine Grundregel.

Ein besonders genialer Meister arbeitet neuestens etwa so: „Du, ich hab mir ein sehr fesches Mäderl aufgezwickt. Vom Theater, weißt, begabte Anfängerin. Da darf ich mich nicht spotten lassen. Ich möcht dich auch einladen. Aber sie is noch so viel schen. Das nächste Mal, bis wir schon bekannter sind. Anständig, hochanständig. Nicht so eine, wie du vielleicht glaubst, du schlechter Kerl. Ein Figürl, großartig — da fallt mir übrigens ein, du könntest mir hundert Kronen leihen. Wohltätiger Zweck. Guter Spaß — ha? was? Kriegst es bei Gelegenheit schon zurück. Ich ersuche dich übrigens dringend, mich daran zu erinnern, falls ich vielleicht vergessen sollte . . .“

Auf die unerhörte Kühnheit der Attacke sind schon viele reingefallen. Sogar ein sehr guter Bekannter von mir. Das ist der höchste Bluff. Die letzte Schöpfung. Die kolossale Aufrichtigkeit imponiert. Die verdient schon ihren Spezialpreis. Und das Mäderl ist seine freie Erfindung! Der Mann holt entweder seinen Frühjahrsüberzieher von der Tante Dorothea ab, oder er unterstützt seine arme, kranke Mutter. Für das Mütterlein hätte er das Geld nie bekommen. Mütterlein ist ein Balladenstoff für Johann Nepomuk Vogl. Den guten Sohn hätt ihm keiner geglaubt. Die kleine Soupeuse ist viel wahrscheinlicher. Wenn einer sagt, er brauche Schmieröl für die Nähmaschine seiner blinden Schwester, so lacht man ihm höchstens ins Gesicht, und wenn es noch

so notwendig gebraucht wird. Die Wahrscheinlichkeit steht eben in dieser, wie in jeder anderen Kunst hoch über der Wahrheit.

Es ist ja so viel Elend in der Welt. Und es existiert noch immer kein Verein für unverschämte Arme. Da laufen Hunderte von armen Teufeln in Wien herum, die um fünf Uhr nachmittags noch nicht wissen, wo sie am Abend ihren Hummersalat und ihren Fogos am Rost mit Sauce tartare hernehmen werden. Schließlich haben sies doch, und der ihnen das Geld dazu hat leihen dürfen, sitzt vielleicht in der Ecke bei einem kleinen Gollasch und schießt seltsam neidische Blicke hinüber zu dem Künstlertisch. Auch ist es ihm gestattet, aus der Elektrischen den Gummiradler vorüberrollen zu sehen, den sich der andere für sein Geld vergönnt.

Nein, die es wirklich brauchen, kriegen gar nichts. Die Unerfahrenen in der hohen Kunst des Pumpens fallen durch. Da gibt es aber einen kleinen Bankbeamten, der läßt in seinen Reden immer etwas von einem „Defraudatiönchen" durchschimmern. Er meint scherzhaft, er habe ein „kleines Pantscherl" gemacht. Er ist aber der grundehrlichste Mensch von der Welt. Aber wer hilft denn heute einem ehrlichen Menschen aus der Verlegenheit?

Ein anderer arbeitet wieder mit dem Hochdruck des gekränkten Ehrgefühls und der reizhaften Überempfindlichkeit. Der sensitive Pumpmajor: „Du weißt noch, mich braucht man nie zu mahnen — gibst mir die paar Netsch — gut! — wenn nicht, na, dann weiß ich wenigstens, was ich von dir zu halten habe." Ganz gekränkt und tiefbeleidigt steckt er das Geld ein, und schmollt noch, weil man es ihm nicht — rasch genug gegeben hat.

Ein anderer „Freund" braucht immer Geld zu phantastischen Gründungen. Nicht geborgt, bewahre! Bloß kleine, wohlverzinsliche, pupillarsichere Kapitalsanlagen. Er kommt mit den seltensten Ideen daher: Eine wechselseitige Versicherung für stehengebliebene Regenschirme! Eine internationale Putz- und Reinigungsgesellschaft, die sezessionistische Gemälde von den Leinwanden und Bretteln sauber wieder herunterreibt, so daß diese ganz gut nochmals benützt werden können! Letzthin verlangte er mir wieder für ein todsicheres Unternehmen Geld ab. Nämlich für eine Gurkenmilchwirtschaft. Ich glaub, ich hab es ihm auch wirklich gegeben für seine neue Molkerei, denn sie hat mir imponiert.

Ein sehr guter Freund bedient sich mit Vorliebe des Telephons. Es entwickelt sich etwa folgendes Gespräch:

„Du, ich schick dir jetzt einen Dienstmann, er ist schon unterwegs, er muß jeden Augenblick bei dir sein. Er hat eine Visitkarte von mir. Du kannst ihm die zwanzig Kronen gleich mitgeben. Ich muß sie nämlich unbedingt sofort haben. Sonst ist es zu spät."

Ich versuche ein paar Ausflüchte: „Halloh, halloh! Geht heute wirklich nicht, vollständig unmöglich; nicht böse sein!"

„Also ich kann mich bestimmt darauf verlassen. Du bist halt noch ein Freund."

„Halloh, halloh! Ich habe gesagt, daß es leider diesmal nicht geht. Unmöglich!"

„Sehr richtig — täglich komm ich dir nicht mit solchen Sachen . . ."

Verzweifelt laß ich die Hörmuscheln sinken, läute ab und erwarte den Dienstmann und mein Schicksal. „Sie, Dienstmann", frage ich, „wo tragen Sie denn jetzt das Geld hin?" Der Dienstmann holt eine Loge ins Budapester Orpheum, aber eine gute.

Größere Beträge, sogenannte Summen — über dreihundert Kronen — werden am besten schriftlich eingehoben. Es ist schicklich, bei diesem Anlasse die früheren, noch unbeglichenen Darlehen mit einer feinen stilistischen Wendung zu berühren. Die Freunde erinnern sich überhaupt nur der alten Schulden, wenn sie neue machen. Ein kleines Musterbeispiel aus meiner reichhaltigen Sammlung, die ich vielleicht noch einmal als praktischen Pumpbriefsteller herausgeben werde: „Lieber Freund! Ich stehe vor dem Anfange vom Ende. So geht es nicht mehr lange weiter. Ich bin des aussichtslosen Kampfes mit dem Schicksale gründlich müde. Wenn ich heute um fünf Uhr nicht bestimmt lumpige fünfhundert Kronen habe, mache ich ein Ende. Dein unglücklicher Adalbert."

Der Biedere setzt mir seinen Selbstmordrevolver just an der Stelle an die Brust, wo sich mein Portefeuille befindet.

Das ist aber noch gar nichts gegen meinen guten Freund, den Kassenarzt im siebenundzwanzigsten Bezirke. Der bestellt mich jedesmal pneumatisch — er hat die Gewohnheit, jedes Wort fünf- bis sechsmal zu unterstreichen — oder gar telegraphisch in sein Stammkaffeehaus nach Nußdorf hinaus, dort, wo es schon mehr Kritzendorf ist, und pumpt mich ausführlich an. Ich zürne, zetere, poltere, tobe — er meint aber ganz gelassen: „Wannst schon da bist . . .!"

*
* *

Ich glaube, die leichtfertigen Schuldenmacher sind noch lange nicht so leichtfertig, wie die leichtfertigen Gönner.

„Neues Wiener Tagblatt." Armin Friedmann.

Lusti is s auf der Welt!

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Dö lebendi und dö toti Sprach.

„Dö lebendi Sprach, i sag dars ins Gsicht,
Dö redn mir", moant da Böckbaur und lacht;
„Dö toti Sprach, dö schreibns beim Gricht,
Wo s Testament wird gmacht."

Zwischn Himml und Höll.

s Lebn is wiar a Brett,
Das zum Hutschn is gricht:
Auf oan End sitzt und redt
Da Herr Pfarra voll Gwicht.

Auf dem andern da Teufl,
Der Sakaradi;
In da Mitt ohne Zweifl
Stehn s Dirndl und i.

Und i tanz halt mit dir
Zwischn Himml und Höll;
Dazua is, kimmt ma für,
Auf da Welt dö recht Höll.

D Welt is schön! I nöt blind,
Geh da zua, weils d ma gfallst.
I nenns Liab und nöt Sünd,
Wanns d mi bußt und umhalst.

Di halt i, di ghalt i,
Di buß i ma gnua!
Und da Herrgott, da alti,
Lacht freundli dazua.

Danka muaß i.

Gott, zwö hast denn d Welt so schen gmacht,
D Welt so schen und s Lebn so liab!
Danka muaß i, schau i füri,
Zruckschaun, danka, wann i stirb.

Singa, jubln, juchzn kunnt i,
Hellauf lacha volla Freud
— Herrgott, steig vom Himml aba,
Schau dars an, dö Herrlichkeit!

Bleib bei uns, mach an Spaziergang
Drobn im Biri, drunt am See
Und i wett, du steigst zum Himml
Nu amal so froh in d Heh!

Für dei Welt und für mein Herzschlag
Volla Luft und volla Liab
Danka muaß i, schau i füri,
Zruckschaun, danka, wann i stirb!

Faschinggstanzln.

Da Fasching is da,
Juchhuhu, holdia,
Holdia, juchhuhu,
Und da Narr, der bist du!

Liaba Narr, guata Narr,
Schena Narr, is s denn wahr,
Daß dei Glöckerl, wanns läut,
Just was Lustigs bedeut?

Wann s Sauglöckerl läut,
Is da Fasching nöt weit
Und wann s Spanfackerl schreit
Kimmt a schweinerni Zeit.

*

Tanzn und umidrahn,
Gscheiti und dummi drahn,
Schiachi und Scheni drahn,
Teufl, das nenn i drahn!

Nachn Fasching is d Welt
Aba sauba vadraht
Und drum han i a s Geld
Aba sauba vadraht!

Ön Dirndl sei Kopf
Mit dan flachshoarign Schopf
Is vadraht — wia mei Geld,
Und vadrahta wia d Welt!

Hat di s Dirndl schen stad
Um a Dam umidraht,
Schreit sei Herzerl: juchhu!
Und da Narr — der bist du!

*

Aschn, Aschn,
Lari Taschn,
Aba Glück für hundert Jahr
Und för tausnd Hochzeitpaar,
Hat da Narr, das is wahr,
Da valiabti Faschingnarr.

Aschn, Aschn,
Lari Taschn —
Wann na d Liab weitaglost,
Hat a schens Geldl kost!
Und wanns a hellauf brinnt,
Is ja koa Sünd!

*

Liabsleut,
Diabsleut!
— Habts mehr wia Bussln gstohln,
Banda, habts Herzerl gstohln,
Sag i nöt: Teufl holn,
Sag: Gott befohln!

s Liacht.

Mei greßani Freud
Is s Liacht, das ma leucht:
Hoaßts Sunn- oda Manschein,
I laß mi gern anschein —
Daurt ja eh mit da Freud
Nur a winzige Eicht.

Es kimmt und es geht,
Ob ma liegt oda steht;
Es geht und es kimmt
Schan von Ewigkeit bestimmt.
— s Glück is das, daß ma d Stern
Üba s Grab leuchtn wern.

Heimgärtners Tagebuch.

Eine Sommerfahrt ins Alpental Tragöß. Vom Mürztale 26 Kilometer der lebhaften Lamming entlang. Abgekommene Bauernhöfe, einsetzende Industrie. In den Ortschaften noch uralte Häuser. Die Landschaft steigert sich allmählich von der Lieblichkeit mäßiger Waldhöhen zu mächtigeren Bergen bis zum felsigen Hochgebirge des Hochschwabgebietes. Nach Jahren wieder einmal in der landschaftlich so großartig schönen, historisch so merkwürdigen Gegend, wo ich einst die Anregung zu meinem Romane „Der Gottsucher" fand. Nur die Anregung. Wer die Dichtung mit Örtlichkeit und Geschichte vergleichen wollte — der hätte Verdruß. Im Gasthofe auf der Post ist gut sein; ein Haus, in dem das gute Alte mit dem guten Neuen sich angenehm vereint. Die kluge, freundliche Wirtin, die schön singen und zitherspielen kann, hat in der Touristenwelt einen Ruf, sie ist die „Frau Emma der Steiermark". Der Pfarrer in Tragöß, ein warm gemütlicher Herr und heller Kopf, weiß vieles aus alter, tragischer Geschichte des Ortes. Er spricht gerne von jenen wilden Zeiten, da in diesen Alpenwinkel allerlei Menschenauswurf zusammengekommen war und ein rohes, wüstes Leben geführt hatte, während die jetzigen Bewohner der Gegend friedsam und gesittet sind. Worauf die schneidige Postwirtin bemerkt: „Wie der Hirt, so die Schäflein!" — Dieselbe Wirtin sagte einmal einem kritischen Gelehrten, der im „Gottsucher" die vielen historischen Unrichtigkeiten rügte, ins Gesicht: „Der R. ist doch kein Geschichtschreiber, er ist ein Dichter." Damit hat die schlichte Frau aus dem Volke manchem hochweisen Kritiker eine gute Richtschnur gezogen. Eine halbe Stunde von Tragöß, zwischen hohen Felsbergen, die aus dem Gewände ihre langen Schutthalden niedersenden, liegt unter bewaldeten Hügeln der Grüne See. In seiner Gliederung ist er ein kleiner Vierwaldstättersee, ein ganz kleiner. Meine Frau und ich saßen lange an seinen Ufern und betrachteten das tiefe, klare Wasser, das wunderbare Farbenspiel, das die vom Winde bewegten leichten Wellen trieben: lauter Grün, aber in allen Abtönungen, in jedem Augenblicke wechselnd. Und hintenauf ragen

in die scharfgestaltigen Berge schattige und sonnige Wände fast rings-um. Ein Hochgebirgsbild, wie es die Steiermark nur einmal hat. Wer mehr von dieser Gegend wissen will, als ich flüchtig hier andeute, der lese es aus Ferd. Krauß' „Die eherne Mark", I. Band. Es wird immer klarer, was uns dieser Schilderer des steirischen Oberlandes bedeutet, während sein einst einflußreicher giftiger Gegner, der dem Schriftsteller bei Lebzeiten so viele ungerechte Kränkung verursacht, seither moralisch abgewirtschaftet hat. — Unsere sechs Stunden in Tragöß waren kompakter Genuß und auf dem Heimwege besprachen wir die Möglichkeit, unseren Sommersitz der Allerwelts-Leutestraße zu entrücken und ins fernere Hochgebirgstal zu verlegen.

Einen Hirten, der auf der Alm huntertunddreißig Stück Vieh zu beaufsichtigen hat, die alle von gleicher Rasse sind, fragte ich, ob er denn die verschiedenen Rinder alle persönlich kenne, das heißt jedes von jedem anderen unterscheiden könne. Seine Antwort: „Das ist wohl keine Frag' für einen, der selber einmal Halter gewesen." Da erinnerte ich mich, wie ich einst als Hirtenknabe jedes Stück unseres großen Viehstandes, ja sogar viele Individuen der Nachbarsherden genau kannte. Von weitem schon auf den ersten Blick erkannte, während dem ungeübten Auge doch ein Ochs wie der andere aussieht. Und heute vermag ich nicht einmal die Menschen meiner Nachbarschaft genügend zu unterscheiden. Deshalb ist es wohl bedeutsam, wenn der neunzigjährige Holzknecht-Anderl, der mich als Knaben gekannt, mir jetzt manchmal sinnend zuschaut, dabei den Kopf schüttelt, murmelnd: „Und ist einmal ein so gescheites Bübel g'west!"

Im Dorfwirtshause saß ein junges, dickes Stadtherrlein, das auf Sommerfrische da ist, rauchte Zigaretten, las in der Zeitung und höhnte. Er verhöhnte die eben tagende Haager Friedens-konferenz. Er hatte Ärger darüber, daß diese Bewegung zu einer politischen Macht heranwächst, mit der selbst Zeitungsschreiber rechnen müssen. Er begann zu dozieren, daß solche Friedensbewegung die Politik der Feiglinge sei und daß die Menschheit, wenn sie sich nicht schlägt, faulen müsse. „Damit's nit faulen!" sagte der Wirt, da hatte jener eine in der Wange. Der also nach eigener Lehre politisch Bedachte tat eine wütende Bewegung, als ob er zurückschlagen wolle, tat's aber nicht, sondern verzog sich knurrend. Im Angesichte des wuchtigen Wirtes hatte er seine Revanchegelüste vergessen. Der Wirt hat zwei Söhne beim Militär und denkt über Krieg und Frieden

anders, als so ein junger Theoretiker, der seine Haut vorläufig noch in Sicherheit weiß.

Vom Vorstande der freien Vereinigung der Schneider in Sachsen ward ich eingeladen, die Patenschaft für ein Berufs-Preisausschreiben zu übernehmen, wonach dann die Sache „Rosegger-Wettstreit" genannt worden wäre. Meine Antwort, die nebenbei auch zum Fenster hinausgesprochen sein mag, lautete:

„Sehr geehrte Herren! Ihre Bestrebungen interessieren mich an sich und sind mir sympathisch. Ich würde auch eine Ehre darin erblicken, mit meinem Schilde Ihrem ehrsamen Gewerbe dienen zu können. Und doch muß ich Ihr Ersuchen ablehnen. In den letzten Jahren haben sich alle denkbaren Unternehmungen um meinen Namen beworben. Da man aber vielen aus verschiedenen Gründen nicht willfahren kann, die Auswahl der Einläufe zur Annahme eine schwierige, teils auch moralisch verantwortliche ist, ich aber doch keinen Bittsteller kränken möchte, so ward der Entschluß nötig, alle ähnlichen Ersuchen abzulehnen. Nehmen Sie es nicht übel einem alten Berufsgenossen, der mit allem Tüchtigen gerne Gemeinschaft hält, sich aber doch für seine ideale Aufgabe zu sammeln hat."

Zu K. ist dem Knechte meines Nachbars etwas Lustiges passiert. In der Samstagnacht ging er in ein Bauerngehöft, um dort zu „fensterln". Langsam schlich er ans Fenster und flüsterte den alten Gaßlspruch:

„Ös Menischa, hobbs ghörscht,
Huir is nit ferscht,
Seids nit sa stulz,
Enka Bett is ah nar aus Hulz
Und nit aus Buxbam.
Wan heint na ka Weda kam!"

Drinnen hinter dem Fenster regt sich etwas, da ward der Bursche dreister:

„Gigerixum, gagerixum,
A Fink is ka Spatz;
Und a gor z frumi Dirn
Möcht ih nit za mein Schotz."

Da ging sachte das Fenster auf und ein dünnes Stimmlein flüsterte züchtig heraus: „Sprechen Sie mit meinem Vater!" Da ist der Knecht entsetzt davongestoben. Statt der Magd, die er besuchen wollte, hatte sich ein Stadtfräulein auf Sommerfrische in die Kammer eingenistet.

Ein erbetener Hochzeitsgruß ist nicht besser ausgefallen, als so:

Ich seh' die lieben jungen Leut'
Mit seligsüßem Blick lachen,
Man kann aus kurzer Seligkeit
Ein lebenlanges Glück machen.
Die Lieb' allein ist nicht genug,
Man muß es mit Geschick machen.
Und seid ihr liebevoll und klug,
So wird euch Gott die Brück' machen.
Habt Nachsicht mit Roseggers Gruß,
Er kann kein schöneres Stück machen.

Die Liebe geht aus und kommt wieder heim. In meiner Jugend habe ich wenig Empfinden für das Leiden anderer gehabt. Die Liebe war daheim. Nachher, als ich meine Frau hatte, war mir der Kummer fremder Frauen auch nicht mehr gleichgiltig. Wenn meine Frau solch einen Kummer hätte! dachte ich. Dann, als meine Kinder kamen, konnte ich kein fremdes Kind mehr weinen sehen. Und jeder junge Mensch, den ich in Not sah, erbarmte mir in der Vorstellung: Wenn das dein Kind wäre! Die Familienliebe hatte die Liebe zu Fremden geweckt. Die Liebe ging aus. Aber dann ist diese Familienliebe der Fremdenliebe wieder gefährlich geworden. Was du anderen Gutes tust, das entziehest du den Deinen! Natur hat uns die unbändige Liebe zu Weib und Kind gegeben. Was will sie denn damit? Vielleicht daß wir uns für die Unsern auflösen? Wer ist mein Nächster? möchte ich auch fragen. Ist es nicht, der mir am nächsten steht? Aber die Antwort: Dein Nächster ist, der hilflos vor dir auf der Straße liegt. Doch siehe, dieser Nächste ist unbequem. Die meisten lassen ihn liegen, wie er liegt. Über ihn hinweg pflegt die Liebe weiter zu fliegen — himmelwärts. Die Liebe zu Gott. Wo aber ist Gott? Antwort des Weisen: In unserer eigenen Brust. Und in unserer Brust finden wir das Ich. Die Liebe ist wieder zur Ichliebe geworden. So geht die Liebe aus und kommt wieder heim.

Wieso kann Gott den Menschen
So leichtsinnig erschaffen,
Wenn er ihn — weil er Mensch ist —
Dann schrecklich muß bestrafen!
Vielmehr der Mensch muß streben,
Sich einen Gott zu finden,
Dem er die Schuld kann geben
Für sich und seine Sünden.

Dieser anstößige Spruch fand sich vor vielen Jahren eines Morgens zu St. K. an die Kirchentür mit Kreide hingeschrieben. Die Kirchenvorstehung eilte zusammen, war empört und der Küster wollte die Schrift sofort mit seiner blauen Schürze auslöschen, damit weiter

niemand daran Ärgernis nehmen könne. „Halt!“ rief der Kurat, „ich will wissen, wessen Schrift es ist!“ Er rief die ganze Gemeinde zusammen, die Männer, die Weiber, die Schulkinder, um herauszubringen, wer diese Zeilen geschrieben. Am Abend hatte die ganze Bevölkerung den Spruch zwar nicht verstanden, wohl aber weidlich daran Ärgernis genommen. Der Schreiber war nicht entdeckt. Auch ich war unter den Neugierigen gewesen und hatte rasch die Gotteslästerung in mein Tagebuch geschrieben. Wie gut wäre die blaue Schürze gewesen!

In einer Gesellschaft von Männern (nicht von Frauen) hörte ich über das Dienstbotenelend jammern. Es seien in der Stadt keine weiblichen Dienstboten mehr zu bekommen. Jemand sagte, das wäre kein Wunder, wenn aus Steiermark und Kärnten, woher wir sie bisher bezogen, jährlich an fünfhundert Weibspersonen nach Amerika auswanderten! Ein anderer fand eine andere Ursache. Seitdem die Arbeiter einen so großen Lohn erzielten, halte sich jeder ein Weibsbild, das nicht arbeite. Das Weib, hätte ein Arbeiterführer gesagt, sei nicht vorhanden, um zu arbeiten, sondern um Mutter zu werden. Ja, es gehe noch weiter: in einem Mürztaler Eisenwerke sei eine alte abgewirtschaftete Großbäuerin Bedienerin bei dem Weibe eines Kohlenträgers und die alte Bäuerin müsse zu ihr „gnädige Frau“ sagen. Endlich erklärte ein Dritter bündig, da müsse sich der Staat dreinlegen. Die Leute müßten verstaatlicht werden. So wie die Männer für den Militärdienst, müßten sich auch die Weiber auf einige Jahre dem Staate verpflichten. Und der vergebe sie dann je nach Bedarf als Dienstboten. Recht brav das. Nur fürchte ich, daß mancher Dienstgeber, besonders im letzten Dienstjahre seiner Magd, sich an den Ausspruch jenes Arbeiterführers erinnern dürfte. Aus Mutterliebe.

Das Großkapital und das Arbeiterproletariat sind zwei zusammengewachsene Mißgeburten des Materialismus.

In einer schlaflosen Nacht ging mir eine wundersame Melodie durch den Kopf. Sie war ganz neu und so eigenartig schön, daß ich sie festhalten wollte. Aber wie? Ich bin der Musiknoten unkundig, kann sie nicht aufmerken. Die Melodie aber klang in meinem Kopfe weiter und ward allmählich so berückend, daß ich aus dem Bette stieg und mich anzog. Eine Stunde von da wohnt mein musikkundiger Sohn Sepp. Es ist schöne Mondnacht. Ich schleiche aus dem Hause, um die weiße Straße entlang zu ihm zu eilen, daß ich ihn wecke. Ein

Arzt muß es ja gewohnt sein, in der Nacht geweckt zu werden. Nicht einen Kranken, eine Melodie muß er heute retten. Er soll mir die Melodie in Noten bringen, damit sie späteren Geschlechtern erhalten werde. Ein Stündlein konnte sie doch festgehalten werden mit einem leisen Hinsingen oder Wispern. Im feuchten Grase die Grillen, die wispern ja auch. Es ist ein so süßes Hinrieseln über die Matte. Im Teiche quaken Frösche. Komisch, dieses Quaken. Dieses emsige, oft so ausdrucksvolle, als müßte man's verstehen können, ob es Liebeslieder sind oder Marktgeschrei oder Alter-Froschweibertratsch. Es war possierlich zuzuhören. Plötzlich dachte ich wieder an meine Melodie. Sie war nicht mehr da, war vergessen. Nüchtern wie ein erwachter Nachtwandler bin ich umgekehrt und habe wieder mein Bett gesucht. Die Melodie ist nicht mehr gekommen.

Der Schnellzug ist ein „stader Brodler" geworden. Das Automobil im Mürztal. Großes Unding, aber lebhaft wie ein Wiesel. Da fahren nun die Leute nach Bruck zum Gabelfrühstück oder nach Mariazell zum Mittagessen, die Jause kann man schon wieder zu Hause nehmen. Oder man fährt nach der Jause ins Jakelland und ist abends wieder zurück. Die Hausfrau ordnet des Morgens das Diner an und während die Köchin sich an die Zwetschkenknödel macht, tut sie ein Rutscherl nach Wien und ist zu Mittag wieder da. Hat man ein paar Stunden mehr Zeit, so rollt man nach Triest oder Innsbruck. Und ein Junge, der einige Stunden beim Lawn Tennis fehlte und nach der Ursache befragt wurde, antwortete ganz nebenhin, er sei in Budapest gewesen. Manchmal nach dem Mittagessen fährt man in ein Wiener Café, macht etliche Billardpartien und ist zum Abendspaziergang wieder daheim. Und kann der Automobilist sich am Abend solch eines Lebenstages sagen: Staub aufgewirbelt, das hab' ich!

Sie sagen, der neue Syllabus wäre wieder ein Schritt nach rückwärts der römischen Kirche. Das ist nicht möglich. Sie kann nicht mehr weiter zurück, sie steht hinten schon an. So ein Syllabus ist weiter nichts, als die Exkommunikation aller Katholiken, die zum Gebrauche der Vernunft gekommen sind. Im Grunde wird er an dem Weltlauf nicht viel ändern. Büßen muß ihn nur der Volksklerus. Der einzelne mitten im Leben stehende Geistliche muß auslöffeln, was sie in Rom einbrocken.

Ein Abend auf dem Schneeberg. Der schnaubende Engel mit den großen Fittichen*) hat mich auf seinem Rücken aus Puchberg empor-

*) Siehe das Schneebergplakat.

getragen. Der westliche Ausblick vom Hochschneeberg zeigt mir nichts Neues — die steirischen Alpen. Der östliche, vom Hotel aus ist seltsamer. Da unten liegt wie eine plastische Schulkarte der Wienerwald ausgebreitet. In der Ferne der letzte aus dem Äther auftauchende Hügel ist der Kahlenberg. Darüber liegt zur Nachtzeit ein roter Schein. Wien. Am Morgen zieht sich rechtshin ein schmaler glänzender Streifen, als beginne dort das Meer. Der Neusiedlersee. Mein Spaziergang vom Hotel aus auf dem Franz Josefsweg nördlich am Felsgehänge hin. Diese Hänge und Abgründe, diese Felsstarrnisse erwecken im alpinen Neuling Schauder. Ich weiß Leute, die sich auf dem wohlgesicherten Weg flach zu Boden legen müssen, um nicht vor Schwindel und Angst zu vergehen. Dann links hinüber auf den Almboden, wo die dunklen Flecken der Zirme sind und die grünen weichen Matten, und die Trichter mit dem Schnee, und die Schütte und der Hang mit dem Schneefeld hinan bis zum Kaiserstein, der 2060 Meter hoch ist. Dort nördlich einen Blick in die Tiefe, aus der die Ewigkeit so einladend heraufgrüßt. Dann südlich die Kuppen entlang bis zum Klosterwappen, wo man niederschaut auf die feine Welt des Semmerings, die so niedlich in die Waldberge hingestreut liegt. Hernach über die Almböden und den Waxriegel wieder zurück ins Hotel, wo sichs gut und heimlich weilen läßt. In hohen Gebirgswüsten ist man doppelt dankbar für einen gemütlichen Leibeshort. Nahe dem Hotel und dem Bahnhof, auf denkbar schönstem Punkte steht das Elisabethkirchlein. Ein monumentales rührend schönes Denkmal. Durch die Anregung eines opferwilligen Landpfarrers und vieler Menschen Mitwirkung ist es entstanden, unter schweren Sorgen und kindlichem Vertrauen, die Zukunft werde diesen herrlichen Gedächtnisbau mit derselben Liebe erhalten, wie er von der Gegenwart gegründet worden. Das Kirchlein ist von einem Alpenpflanzengarten umgeben, der durch eine hohe Drahtwand eingefriedet ist und leider immer abgeschlossen sein muß, weil sonst das verehrliche Publikum Alpenrosen und Edelweiß stiehlt! Zwei Inschriften auf Marmortafeln künden die Widmung des Kirchleins und den Besuch des Kaisers. Unter beiden einfachen Inschriften steht irrtümlicher Weise der Name ihres Verfassers, eine Lächerlichkeit, deren Abschaffung dieser Verfasser mit Entschiedenheit verlangt. — Der Heimweg führte wieder nach Puchberg und durch das entzückend schöne Stixensteintal der Südbahn zu.

Vor Monaten bin ich vom Pfarrer von Puchberg dringend ersucht worden, für das notleidende Elisabethkirchlein auf dem Schneeberg einen Aufruf zu verfassen, und habe ich in einem solchen genau nach den Angaben des Pfarrers die Verhältnisse des Kirch-

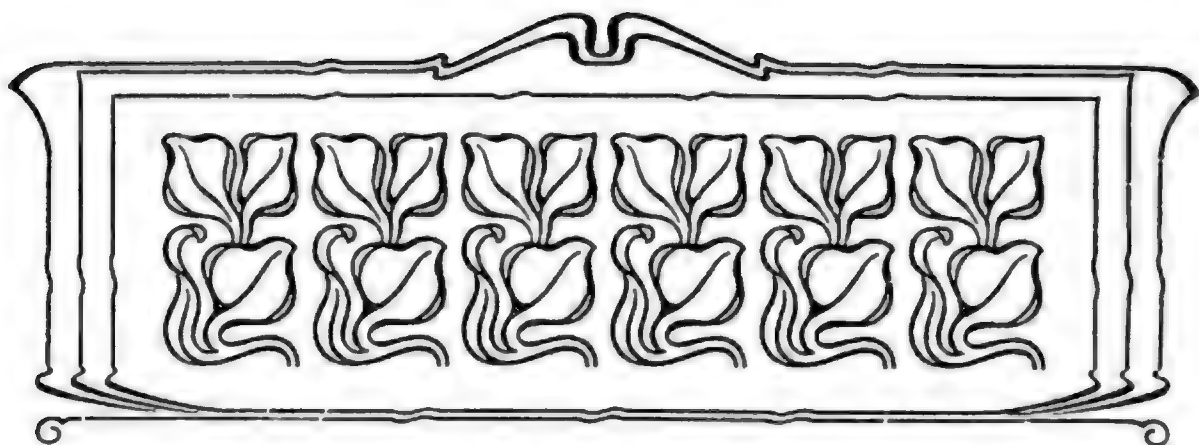
leins dargelegt. (Siehe Heimgärtners Tagebuch, Seite 457.) Diese Angaben sind später von einem Teile des ehemaligen Kirchenbaukomitees bestritten worden. So ging ich nach Puchberg und auf den Schneeberg, um mich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Dort erfuhr ich von vollständig maßgebenden Persönlichkeiten, daß die Einwände des „ehemaligen Komitees“ völlig unbegründet und die Angaben des Pfarrers richtig sind. Es ist doch traurig, daß keine noch so edel gedachte Sache hoch genug steht, um von eitler Kleinlichkeit der Leute verschont zu bleiben.

Die Arbeiterzeitung druckte in ihrer Nummer vom 1. August meine Tagebuchnotiz Seite 704 des Heimgartens ab, in der von einer Begegnung im Mariagrünerwald die Rede ist. Die Arbeiterzeitung möchte mir bei dieser Gelegenheit wieder einmal eins versetzen und schreibt ein erzjesuitisches Gegenstücklein dazu. Aber es ist ein Unterschied: Mein Erlebnis im Mariagrünerwald ist buchstäblich wahr, das von der Arbeiterzeitung beigefügte „Erlebnis“ ist buchstäblich erlogen. Dann spricht das sozialdemokratische Blatt von „Gebirgstrotteln“. Da wundert es mich, daß das Blatt jetzt auf einmal wieder die „Gebirgstrottel“ nicht mag, um die es doch erst vor kurzem so inbrünstig geworben hat.

Die anziehendste Ruftafel, zu deutsch: Plakat, ist die neueste der Dolomiten. Ich habe mir eine kommen lassen, um darauf zu reisen. In Hautreliefart liegt das wunderbare Gebiet der Dolomiten vor mir und ich schaue in Vogelperspektive nieder auf diese ungeheuren Felsengebirge, wie sie im abendlichen Alpenglühen daliegen. Die Dolomiten im Alpenglühen! Welch ein Reich von Zacken und Zinnen! Dazwischen die langen schattigen Täler mit all ihren Hochstraßen, Ortschaften und Seen. Und da nehme ich nun ein Stiftlein als Reisestock und fahre von der natürlichen Eingangsstation Toblach aus damit langsam den weißen Straßen entlang und schaue mir rechts und links das Gebirge an. Klar, wie es keine Landkarte zeigen kann, überschaue ich das ganze Gebiet, orientiere mich mit einem Blick über alle Routen, freue mich der gewaltigen, oft so bizarren Bergformen und behalte mir mit einem Seitenblick auf den Blattrand ihre Namen. Ohne daß ich einen dieser Berge wirklich ersteige (was mir nicht mehr beschieden sein kann), ersehe ich hier ungefähr die Art der Aussicht von demselben. Ich habe dabei einen Reisegenuß, wie ihn ähnlich die Ballonfahrer haben mögen, wenn sie über dieses Felsengebirge dahingleiten. Will ich nebenbei noch einen verläßlichen Cicerone haben, so wende ich das Blatt und in aller Kürze erfahre ich das Notwendigste über die Touren. Der

Deutsche pflegt bei Toblach in die Dolomiten einzuziehen. So reiste ich heute von dort aus nach Schluderbach, über den Misurinasee nach Cortina, von da über die Höhe von Falzarego nach Andratz und Corvara ins Grödnertal bis wieder zur Eisenbahn in Waidbruck. Morgen, wenn ich gut bei Fuße, will sagen bei Auge bin, gehe ich von Bruneck durch das Ennebergertal, dann über Campitello, Vigo in die Rosengartengegend und am Karersee vorüber bis Bozen. Eine praktischere Touristenkarte als diese Ruftafel (sie ist erschienen bei Chr. Reißers Söhne in Wien) kann ich mir kaum vorstellen. Sie ist die Touristenkarte der Zukunft. Nur hat sie den Fehler, daß sie beinahe befriedigt, so daß sie nötigenfalls als Reisesurrogat zu verwenden ist für solche, die wenig Gesundheit, wenig Zeit oder wenig Geld haben.

Mein Aufsatz über den Bürgermeister Lueger (Heimgarten XXXI, Seite 669), hat bei einem Teil der Wiener freisinnigen Lehrerschaft, die viel unter Lueger zu leiden gehabt, Mißfallen erregt. Er war ihr zu wohlwollend. Ein Wienerblatt vermutet, ich schlüge mich klüglich wohl deshalb zu Lueger, weil er mächtig und einflußreich geworden sei. Es ist ein wahres Kreuz, daß es immer wieder Leute gibt, die sich nicht vorzustellen vermögen, daß jemand auch aus Uneigennützigkeit was schreiben kann. Sind denn Luegers vereinigte Gegenparteien nicht viel mächtiger als die seine? Können mir diese Gegenparteien denn nicht mehr schaden? Und machen sie sich nicht bereits handfertig dazu? — Luegers Fehler, die ich nicht bestreite, die auch ich persönlich zu kosten bekam, und die der außergewöhnliche Mann teils selber zugibt, sind oft genug mit grellstem Lichte aufgezeigt worden. Wenn man beim Menschen nur die schlechten, nicht auch die guten Seiten beachten würde — wer von uns bestünde? Ich bin mein Lebtag, wenigstens theoretisch, ein Fanatiker des Guten gewesen und wo immer es zu finden war, da habe ich es gefeiert. So habe ich zur Vervollständigung seines von den Parteien gezeichneten Charakterbildes besonders die großen und guten Eigenschaften des kranken Wiener Bürgermeisters hervorheben wollen. Wir alle, die Lehrer des Volkes, sollten mit Vorliebe das Auge auf die edlen Seiten des Menschen richten; und wer das Gute überhaupt achtet, dem sollte es recht sein, wo es sich findet. Und wäre es selbst an Dr. Lueger.



Kleine Laube.

Gedankenspäne.

Von Weiß.

Dem Leibe Brot und Salz, der Seele Lust und Leid, dem Menschen Glück und Kraft.

*

Nicht jenes Land preise ich als das glücklichste, welches verhältnismäßig die größte Volkszahl nährt, sondern jenes Land, in welchem der größte Prozentsatz von Menschen auch der Menschenwürde entsprechend lebt und mit seinem Dasein zufrieden ist.

*

Mancher Mensch ruft mit Stolz: „Ich bin mein eigener Herr!“ Sollte das nicht oft umgekehrt heißen: „Ich bin mein eigener Sklave!“ Denn die wenigsten beherrschen sich selbst, wohl aber die meisten werden von sich selbst beherrscht.

*

Ein ungeschickter Verteidiger kann einer Sache mehr schaden, als zehn ungeschickte Gegner.

*

Eines der größten Unglücke für den Menschen ist, wenn ihn das Schicksal stets vor Unglück bewahrt. Ein scheinbar ungetrübtes Genußleben verweichlicht, übersättigt und entnervt den Menschen, während ein beständiges Ringen mit des Lebens Härte ihn willensstark und wetterhart macht.

*

Mit göttlichen Menschen war der Welt zu jeder Zeit besser gedient, als mit menschlichen Göttern.

*

Der arbeitsame Bürger hat im Jahre so manchen Feiertag, an welchem er Pflug, Hammer, Griffel u. s. w. ruhen läßt und sich geistig und leiblich erfreut und erholt; wogegen der reiche Schlemmer, der, unbefriedigt über sein zweckloses Dasein, gähnend und keuchend die Last der Langeweile mit sich durchs Leben schleppt — im Kalender vergeblich nach einem solchen Feiertag sucht.

*

Die meisten Menschen haben zu wenig, der Arme um Kreuzer, der Wohlhabende um Gulden, der Reiche um — Millionen; nur der Zufriedene hat genug.

*

Die Aufgabe mancher Priester ist oder scheint wenigstens zu sein: Den Leuten zu sagen, wie sie sein, und zu zeigen, wie sie nicht sein sollen.

*

Das Beste, was mancher dir tun kann, ist, daß er dich mit seiner Freundschaft verschont.

*

Wer still und traut seinen Eltern ein treuer Sohn, seinem Weibe ein treuer Gatte, seinen Kindern ein treuer Vater und seiner Umgebung ein treuer Nachbar ist — den halte ich für einen besseren Patrioten, als denjenigen, der in Hörweite des Landesfürsten am lautesten „Vivat" schreit.

*

Das Glück vieler Menschen besteht nicht darin, daß sie es besser haben, als andere; sondern darin, daß andere es schlechter haben als sie.

*

Da geht ein Edelmann, ist aber kein Graf; dort fährt ein Graf, ist aber kein Edelmann.

*

Der Hahn wühlt im Misthaufen und wird dabei rot und fett; der Geizhals wühlt im Geldhaufen und wird dabei grau und dürr.

*

Hundert durch ehrliche Arbeit verdiente und ersparte Gulden sind mehr wert, als tausend ererbte.

*

Bist du ein guter Mensch, so verzeihe ich dir jedes Kleid, das du trägst.

*

Auf dem Lande zu verbauern ist noch das kleinere Übel, als in der Stadt zu — verbummeln.

*

Die Singperiode der Vögel fällt mit der Zeit ihres Familienlebens zusammen. Ist das nicht vielleicht auch für den Menschen ein Fingerzeig, wo das wahre Lebensglück zu suchen wäre.

*

Wen sollen wir in den Reichsrat wählen, daß auch derjenige etwas hat, der immer alles bis auf den letzten Heller im Wirthshaus vertut?

*

Ein fleißiger Agent im Dienste der „Los von Rom"-Bewegung ist der — Cäcilianismus. Seit es den deutschen Katholiken nicht mehr gestattet ist, bei ihrem Gottesdienst dem Herrgott in ihrer Muttersprache zu lobsingen, ist ihnen die Kirche langweilig und gleichgültig geworden.

*

Kaiserwürde, Papstwürde, Menschenwürde; — welche von diesen dreien mag wohl die höchste sein?

Mehr Respekt am Sarge.

„Am 5. Juli d. J. starb in Heidelberg der Professor der Philosophie Exzellenz Kuno Fischer." So etwa und ähnlich lautete vor einigen Wochen eine Nachricht in den meisten größeren und kleineren Zeitungen. Während ein Teil der Presse sich mit der Wiedergabe der Trauerbotschaft in dieser Kürze begnügte, widmete ein anderer Teil von Zeitungen dem großen Gelehrten mehr oder minder eingehende Betrachtungen, von denen viele allerdings nicht mehr enthielten als die Wiedergabe einiger Daten aus dem Leben Kuno Fischers und eine Aufzählung seiner Hauptwerke. Eine Reihe von Blättern aber glaubte ihrer publizistischen Pflicht dadurch genügen zu müssen, daß sie unter Überschriften, wie „Menschliches von Kuno Fischer" u. dgl. aus seinem Leben, oft nur aus seinem Privatleben ganz witzlose Anekdoten erzählten, deren Inhalt wenig verbürgt erscheint und die meistens schon durch ihre Fassung geeignet erscheinen mußten, das Bild des Heidelberger Professors zu entstellen, ja sogar in den Augen der dem Verblichenen ferner stehenden Laienwelt herabzuwürdigen. In gewissen Fällen geschah dies sogar zu Zeiten, wo die irdischen Reste des geistesgewaltigen Verfassers der „Geschichte der neueren Philosophie" und des feinsinnigen Erklärers von Goethes „Faust" noch nicht einmal der ewigen Ruhe übergeben worden waren.

Zu den Blättern, die sich mit der Wiedergabe solcher Anekdoten befaßten, gehörte auch eine ganze Anzahl von sehr angesehenen Tageszeitungen.

Als ich deren Erzeugnisse las, griff ich mir unwillkürlich an den Kopf, und drängte sich mir die Frage auf: „Feiert so das deutsche Volk einen seiner Größten?"

Allerdings ist es nicht leicht, ein Genie — und ein solches war Kuno Fischer — zu erfassen, sein Wesen zu ergründen und sein Wirken zu verstehen. Noch schwieriger ist es, das alles andern verständlich zu machen. Dazu gehört nicht so sehr ein ebenbürtiger Geist, als vor allem ein pietätvolles Herz. Wenn doch nur der Versuch gemacht worden wäre, die hehre Gestalt des Verstorbenen ins Licht zu rücken! Statt dessen begnügten sich einige Zeitungsschreiber damit, vielleicht ihren eigenen Gaben entsprechend, nicht nur kleine Eigenschaften des Herrschers im Reiche des Geistes herauszugreifen, sondern sie noch unter ihrer Feder zu kleinlichen zu gestalten. Ein solches Verhalten ist verwerflich. Entspricht es schon dem Empfinden im übrigen Leben einen Toten zu ehren, so ist dies noch mehr angebracht in der Öffentlichkeit und für ihre Stimmführerin, die Presse. Ihre Sache wird es sein, große Männer zu feiern, ihre Verdienste zu würdigen und ihren Verlust zu betrauern. Liebe und Dankbarkeit auch über das Grab hinaus! Diese Eigenschaften haben die Blätter der getadelten Art nicht dargetan. Auch die Presse hat moralische Pflichten und sollte sich ihrer stets bewußt bleiben. Sie ist zur Belehrung des Volkes und seiner Erziehung mitberufen. Diesen Aufgaben wird die Presse gerecht einerseits durch Verbreitung und Einstehen für die Wahrheit und anderseits durch Beobachtung des richtigen Taktes. Auch die Presse hat daran mitzuarbeiten, dem deutschen Volke den Ruhm zu erhalten, ein Volk der „Denker" zu sein.

Dr. R. Blume.

Singvögel.

An Ferdinand v. Saar.

Des Glückes Gunst verklärte nicht dein Streben,
Dir ward das Los des Aars, der hoch in Lüften
Vereinsamt schaut das Blumental, die Triften,
Wo Einfalt herrscht in tausend Menschenleben.
Und gar dein Wien, von dir so schön besungen,
Wie achtet' es des großen Sohns geringe!
Den Ruhm bestreiten dir die „Dichterlinge".
Wie mühsam auch du dich emporgerungen!
Doch wie es Brauch in unsrem Lande immer,
Sie werden spät am Grab dir Lorbeer streuen,
Dein Bild erstrahlt in neuem Glanz und Schimmer!
Dann sieh vom Kahlenberg wie oft noch einmal
Voll Liebe auf dein Wien, das schuldbewußte . . .
Es rauscht die Donau seine letzten Grüße!

Albin Schanil.

Besetzt.

Jüngst klopfte an mein Kämmerlein
So zart, so fein, so leise
Ein kleines, liebes Engelein
Und sang dazu die Weise:

„Bist du ein frommes Christenkind,
Laß mich nicht draußen schmachten,
Ins Herz hinein laß mich geschwind,
Ich will dort übernachten.

Und wenn es mir drin wohlgefällt,
Will ich dort weiter leben
Und will dir Wunder ungezählt
In deine Tage weben" . . .

Ich aber sagte frei heraus:
„Ein Engel sitzt schon drinnen,
Er nahm Besitz vom ganzen Haus
Und ist versperrt von innen!" . . .

M. Biferl.

Heimatzauber.

In versunkenen Tiefen klingen
Meiner Heimat Glocken wieder,
Und auf schlummerleisen Schwingen
Wehn herüber alte Lieder.

Und verzaubert muß ich lauschen
Wie in fernen Jugendtagen.
Sanft hör' ich herüberrauschen
Ein verklungnes, altes Sagen.

In verträumter Abendfeier
Liegt die Heimat mir zu Füßen.
Und aus grauem Nebelschleier
Kommt ein Winken und ein Grüßen.

Ach, dein Zauber, Heimaterde,
Hält noch heute mich umsponnen.
Alles, was ich jemals werde,
Hab' ich einst aus dir gewonnen.

Friedrich Wiegershaus.

Anruf.

Rasch siegendes Herz, voran!
Brich mir den eisigen Bann,
Der die lebendige Gotteswelt
In Totenstarre umschlossen hält.
Auf den Auen laß es tauen;
Laß es gießen, fließen, sprießen!
Laß den Frühlingshimmel blauen,
Schenk uns lachendes Genießen. —
Ein einziger leuchtender Strahl macht
Glänzen das Gold im Erz;
Zeig mir deine siegende Allmacht,
Liebendes, göttliches Herz!

Hans Mittendorfer.

Der freimütige Barfüßer.

Vor einiger Zeit erhielten wir aus Salzburg von einem gewöhnlichen Taglöhner, wie er selbst schreibt, eine lustige Mitteilung. Wir könnten sie abdrucken oder auch nicht. Die vielen Schreibfehler sprachen für das Nicht; der gute Humor des Aufsatzes sprach für das Abdrucken. Mit Schulmeisters Beihilfe entschieden wir uns für letzteres. Der Bericht des Arbeiters lautet:

Was man alles erleben kann.

Es war vergangenes Jahr im Frühjahr, als ich auf der Wanderschaft war. Da ich bei einem Eisenbahnbaue meine Schuhe zugesetzt, so ging ich jetzt als Barfüßer. Da es ziemlich kalt war und die Sonne nur wie gleißendes Messing durch die Zweige der Tannen schimmerte, so mußte ich mich sputen, da mir sonst die Haut meiner Fußsohlen am Boden festgefroren wäre. Da winkte mir auf einem Hügel ein Schloß, als wollte es sagen, komme, du armer Teufel, auf ein Fünferl geht es meinem reichen Besitzer nicht zusammen. Da ich nun schon von einem Kameraden gehört, daß sich der Schloßbesitzer stets gütig gegen uns arme Teufel verhalte, so beschloß ich, den Versuch zu machen, hier ein paar Schuhe zu erbitten. Aber leider, mein unglückseliger Hang zur Offenheit brachte mir auch hier, wie stets in meinem ganzen Leben, Verderben, und das kam so:

Als ich mich dem Schlosse näherte, fragte mich der Torwartl um mein Begehr, ich nannte es ihm. Nun gehens nur hinein, gnädiges Herr ise heute gut aufgelegt, bekomste schon was. Da er mit mir durch das Guckloch sprach, so meinte er noch: putzte Schuh ab auf Kartatsch eisernes. Ich ersparte dieses Geschäft, betrat barhaupt und barfuß, wie ein Pilger aus dem Mittelalter das herrliche Schloß. Als ich eintrat, sah ich eine Anzahl Bedienter und Kutscher und einige Herren in großer Uniform vor einer Treppe stehen. Da mit einemmale rutsche wie der Blitz jemand auf dem glänzenden Messinggeländer herunter, und zwar war es das bei Kindern beliebte Spiel des Bauchrutschens. Als sich nun die bauchrutschende Gestalt mit ritterlichem Schwunge herabschwang von dem eisernen Rutschpferde, da verbeugten sich alle und

riefen: Bravo, Hoheit! Ausgezeichnet! Als Se. Hoheit mich nun gewahrte, ging er auf mich zu und fragte mit der hohen Herren eigenen Leutseligkeit nach meinem Begehr. Ich trug meine Sache frank und frei vor. Das schien Sr. Hoheit zu gefallen. Nun, sagte er, Sie scheinen ein offener, ehrlicher Charakter, aber leider sehr arm zu sein. Dabei blickte er mit Bedauern auf meine Füße, die in der Kälte und auf dem Steinpflaster schon eine bläuliche Farbe bekamen. Ich bemerkte, daß die offenen, ehrlichen Charaktere meistens arm sind. Nun, meinte er, ob ich sein Bauchrutschen gesehen, und wie es mir gefalle? Ich, noch geschmeichelt durch das Lob über meine Offenheit, sagte: Hoheit sind ein Bahnbrecher für die Entwicklung menschlicher Charaktere. Er: Warum? Ich: Wenn die hohen Herrschaften vor den Untergebenen bauchrutschen, nachher werden's wohl die Untergebenen sein lassen. — Se. Hoheit machte eine gütige Handbewegung und der Bedientenschwarm stürzte auf mich, und geschwinder als ich hineingekommen flog ich hinaus. Sie wollten mich wohl auch bauchrutschen lassen, als gewandter Seiltänzer, kehrte ich mich im Fluge um und rutschte auf meinen antipodischen Wangen gelinde den Hang hinab. Ein Glück für mich, daß der Berg kurz war, sonst wäre meine Hose ganz kaput gewesen, so ging nur der hintere Teil den Weg aller Wolle. Da saß ich nun auf kaltem Stein und dachte mir: muß es so sein? Schuhe wollte ich mir erwerben und die taten mir die Hose verderben. — Ich war jedoch gleich wieder ausgesöhnt mit meinem Schicksal und sang lustig aus warmer Brust auf dem kalten Stein: „Ach, wenn's meine Liebste wüßte, was ich bin für 'n Unglückskind, Hut und Rock sind längst verrissen, durch die Hose pfeift der Wind." Kaum hatte ich ausgesungen, da rasselte hinter mir ein Wagen heran und der Fuhrmann rief mich an: Heh, geh her, sitz auf, hiazt bist 's Fahrn schon gwöhnt. Der hatte also meine Rutschpartie gesehen; nun was lag daran, er schien es gut mit mir zu meinen. Ich stieg daher zu ihm auf den Wagen. Er gab mir Decken, so daß ich mich darin einwickeln konnte, was mir sehr angenehm war, da beim Fahren die Kälte noch empfindlicher wurde. Ein Wort gab nun das andere, ich erzählte ihm einige von meinen Lebensschicksalen. Er bedauerte mich ob des Elendes, das ich stets im reichsten Maße genossen. Er sagte mir, daß ich mit ihm nach Hause fahren solle, wo er mir dann eine andere Hose geben werde.

Nach einigen Stunden kamen wir in eine Ortschaft. Er meinte, ob ich nicht mit ihm ins Gasthaus gehen wolle? Ich sagte, ich möchte wohl, aber ich kann nicht, da ich mein letztes Sechserl bei der Rutschpartie verloren habe. Er sagte, komm nur mit mir, sollst heute einen guten Tag haben, haben dir die lausigen Bedienten ohnedies arg mitgespielt. Leider sollte ich auch hier keine Ruhe genießen. Als wir uns gesetzt hatten, traten aus dem Nebenraume einige würdig dareinschauende Männer. Ich dachte mir gleich, daß dieses die Elite der Gemeinde sei. Sie setzten sich an unsern Tisch. Mein Fuhrherr fragte sie, was es denn heute an einem Wochentage Wichtiges zum Beraten gegeben habe? Da erfuhr ich nun, daß von seiten der vorgesetzten Behörde ein Schreiben gekommen sei, die Gemeinde habe sich umgehend zu äußern, was es mit dem Lenz Simerl vulgo Brotsimerl für eine Bewandtnis habe, da der Doktor der Sanitätsgemeinde, als er seine Stelle niedergelegt, äußerte, er müsse diese Stelle aufgeben, da er nur die Toten zur Besichtigung, die Lebenden aber der Brotsimerl zur Behandlung bekomme. Da er aber als Doktor für die Lebendigen geschaffen sei, so könne er von den Toten nicht leben. Jetzt gings los, das Lob Simerls auf Kosten des Doktors. Einsperrn hätt ern lassn, der Lump, unsern Simerl, hat eh sunst nix verstanden, als wia uns Geld abnehmen. Wann ma nöt zwegn da gsetzlichen Totenbschau an Dokta habn müaßten, brauchat man ja eh gar nöt, für schlechtn Magn und schwarn Kopf hilft uns da Simerl und sei Weib eh bessa, und öhn Suh, da Baßl laßt sö eh a an, zu an ganz guatn Dokta. Recht hast, Nachbar! sagte ein anderer, dessen Äuglein so zufrieden glänzten, als wie die eines

Ochsen, der sein ehrliches Gesicht im Spiegel beschaut. Jetzt erhob sich einer, der, wie es schien, der Gescheiteste und Gewichtigste war, und sagte: Wenn dö wollen, daß wir sollen unsa Geld dem Doktor gebn, werd ich sagen: darf ich fragen, meine Herren, wie kommt denn dös? Unsa Simerl is a Mann, der schon ganz erkleckliches kann und er tut gar nix begehrn, während uns die Doktas schern, da bei uns die Woll is rar. Sagn ma nur glei: Tra la la und gehn halt zum Simerl hin, Doktas, dö solln bleibn in Wien. Wir sparns Geld und sö dö Roaß und aus is da gonze Gspoas. Bravo! riefen sie. — Und jetzt trat der Schullehrer ein, er trug ein Buch mit grünem Einbande in der Hand, begrüßte die Anwesenden und sagte auf das emporgehaltene Buch zeigend: Das ist ein Buch, das sollen Sie lesen, meine Herren, da erweitert sich das Herz, hebt sich die Brust von Stolz und Freude, daß unser Landsmann so etwas geschrieben, da kennt man, daß er die Lehre Christi und Christus selbst richtig begriff! Mehrere Bauern: Ja, was ist denn das, so aus dem Häusl, Herr Lehrer, hat ihna leicht der Herr Döchant sein Buch, dö Nachfolge Christi gschickt, dös soll ja, wia er uns in da Predigt vazöhlt hat, bsunders schen sein. Lehrer: Das ist das „Leben Jesu“, von unserm Dichter. Jetzt erhob sich wieder das klassische Gemeindeoberhaupt voller Würde und sagte: Ich les alle Tag mei Zeitung und weiß, was es für eine Bewandtnis mit diesem Buche hat, ich kann nur sagen, daß so a Mensch kein Leben Jesu schreiben soll, der vastehts nöt, hat dö Kirchngschicht nöt studiert und wia kann oana, der nöt Dokta der heiligen Theologie ist, a solches Buch schreibn. Bravo, bravo, rufen die Bauern. Der Lehrer entgegnete: Das Leben Jesu kann man doch nicht nach der Kirchengeschichte schreiben, sondern nach den Evangelien. Kirchengeschichte ist ja nur die Geschichte, die im Interesse der Kirche geschrieben wurde. Ein jeder Christ sollt so ein Buch schreiben — wenigstens lesen. Nicht der Theolog allein. Der Klassikerbauer: Jetzt habn ma gnuag; i siachs scho, daß ah bam Verein freie Schule sein, da wern ma schon nu wo anders reden drüba. Und das sag i, wanns mei Zeitung, wo lauta Geistli in der Redaktion sitzen, sagt und schreibt, dös Buch is nix, so is nix; dö wern a so a Soch do besser verstehn, wia so a windiga Schneidagsöll. Nix glernt habn von da Soch und do vastehn wölln, Manna glaubts mas, dös gibts nöt. — Diese waren über den unerhörten Diskurs so desparat, daß die weisen Ortsväter nicht einmal geschwind ja sagen konnten. Jetzt stach mich der Hafer, einen Hinauswurf konnte ich heute schon noch riskieren. Ich sagte daher: Gestatten meine Herren, daß ich anstatt des Herrn Lehrers eine Erwiderung gebe. Ihr Sprecher scheint ein gescheiter Mann zu sein. Aber die Herren sind nicht so konsequent in ihrer Anschauung. Ein Laie soll kein Buch schreiben dürfen über das Leben Jesu! Aber vorerst erwähnten Sie, der Laurentius Simerl, vulgo Brotsimerl, verstehe mehr, wie ein Doktor der Medizin, der die Anatomie des menschlichen Körpers genau kennt und kennen muß. Dies ist doch ein Widerspruch. Ich sage es Ihnen daher ohne Umschweife, für Dichter mangelt Ihnen der Verstand und bei dem Doktor ist Ihnen um das Geld leid.

Jetzt gings natürlich los: Was is denn dös für a Lump, aussi mit eahm! Mein Fuhrherr rief ihnen zu: Werstsn glei aufn Wagen aussi, ih kim eh schon nach. Dieser Auftritt und Lufttritt hatte jedoch das Gute, daß mir der Herr Lehrer ein paar Schuhe gab. Wie man sieht, bleibt es sich für einen armen Menschen gleich, ob er großen oder kleinen Herren die Wahrheit sagt. Der Prediger derselben muß entweder fliegen wie ich oder sitzen wie manch anderer.

(Der angezogene Dichter fühlt sich wahrscheinlich recht geschmeichelt, daß er vom Verfasser mit einem Kurpfuscher verglichen wurde. Von ebenfalls angezogener Seite ist ihm das schon öfter passiert und nicht immer in so wohlgemeintem Sinne. Die Red.)

Lustige Zeitung.

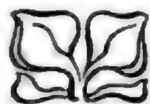
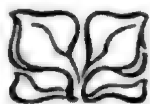
Unbestreitbar. Professor: „Was, glauben Sie, wäre geschehen, wenn Wallenstein nicht ermordet worden wäre? — Zögling: „Ich glaube, er wäre später doch gestorben."

Durch die Blume. Herr (zu seinem Freunde, der ihm etwas auf dem Klavier vorspielt): „Du, sobald 'ne Pause kommt, tu mir den Gefallen und halt sie ein paar Stunden lang."

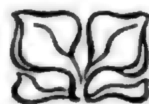
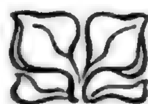
Steigerung. Mit achtzehn Jahren fragt sich die Jungfrau: „Wie ist er?" Mit dreiundzwanzig Jahren fragt sie sich: „Was ist er?" Jedoch mit achtundzwanzig Jahren: „Wo ist er?"

Folgende Annonce findet sich in einer Zeitung. Den geehrten Ackerbürgern hiesiger Stadt sowie auch den herumliegenden Herrn Landleuten empfehle ich hierdurch feinstes Knochenmehl aus meiner neu eingerichteten Dampfmühle. Auch bin ich gegen Vergütung erbötig, den Landbesitzern, falls diese es wünschen, ihre eigenen Knochen zu mahlen.

Amerikanisch. Ein Yankee, der zur Bewunderung eines englischen Echos aufgefordert wurde, sagte: „Ihr scheint mir von Echos in diesem Lande überhaupt nichts zu verstehen. In meiner Sommerresidenz in den Rocky Mountains dauert es acht Stunden, bis ihr das Echo eurer Stimme hört. Wenn ich zu Bette gehe, stecke ich den Kopf zum Fenster hinaus und rufe: ‚Zeit zum Aufstehen!' und das Echo weckt mich am nächsten Morgen."

Bücher.

Das Proletariat. Von Werner Sombart. (Frankfurt a. M. Liter. Anstalt.)

Das Buch charakterisiert das moderne Proletariat mit seinem Elende und dem trostlosen Verfalle des Menschentums, der aus ihm kommt. Die Verelendung ist schon weit vorgeschritten. Die Schrift atmet Erbarmen mit diesen Millionen und Millionen Verlorener, die auf Erden den Himmel suchten und die Hölle fanden. Die Schuld — so deutet es der Verfasser liegt nicht an den Armen, sie liegt an dem Kapital, das keine anderen Ideale kennt, als Geld zu machen, in diesem Sinne die ganze Volkswirtschaft verdorben und das arbeitende Volk in das grenzenlose Elend gelockt hat. Wenn der Buchstabe noch imstande ist, etwas zu leisten, so möchte doch dieses Büchlein ins Weiteste verbreitet werden! Vielleicht doch noch manchem zur Warnung, bevor er sein Haus und Heim, seine Scholle, seinen Naturfrieden verläßt, um sich in dieses verlierende Zigeunerleben zu stürzen. Zigeunerleben! Das ist ja viel zu schön gesagt! Das Zigeunerleben ist voller Poesie, ist ein freies Adelsleben im Vergleiche mit dem Proletariat, das mit ihm nur eins teilt, die heimlose Umhertreiberei auf der Welt. M.

Herders und Kants Ästhetik. Von Jacoby Günther. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.)

Es gehört zu den bemerkenswertesten Tatsachen der Geschichte der Philosophie, daß in Deutschlands klassischer Periode zwei der hervorragendsten Führer des geistigen Lebens in bitterer Fehde einander gegenüber standen; zwei Ostpreußen, die ehemals innige Freunde waren: Herder und Kant. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesem Kampf auf dem Gebiete nachzugehen, auf dem der Poet dem Philosophen ebenbürtig war. Die unbillige Herabdrückung, die sich bisher die Herdersche Ästhetik zum größeren Ruhme der Kritik der Urteilskraft hat gefallen lassen müssen, bedurfte endlich der Berichtigung. Herder, der von Natur mit dem feinsten Verständnis für ästhetische Dinge begabt, sich sein Leben lang mit der Frage nach dem Wesen des Schönen beschäftigt hat, konnte auf diesem Gebiete dem Werke des großen Rationalisten das Richtigere und Tiefere entgegenstellen.

Der Verfasser liefert mit seinem Buche zugleich einen Beitrag zu der Frage nach der inneren Stellung unserer größten Dichter zu unserem größten Philosophen; er liefert

eine Ergänzung zu den Untersuchungen über das Verhältnis Schillers und Goethes zu Kant, zu jenen Untersuchungen Vorländers, Kühnemanns, Heynachers, Simmels u. a. V.

Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte von C. Schaarschmidt. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.)

In einem ersten vorbereitenden Teil untersucht der Verfasser Begriff und Ursprung der Religion, gibt die wichtigsten anthropologisch etnographischen Vorbemerkungen, stellt in Jesus den Gipfelpunkt und damit auch das kritische Prinzip der Religionsentwicklung fest. Der zweite ausführende Teil zeigt in klarem Überblick die Entwicklung der Religionen vom Naturalismus zum Spiritualismus und innerhalb der letzteren vom Poly- sowie beschränkten Monotheismus zum universalistischen Monotheismus des Christentums. Ein Anhang beweist noch die Überlegenheit des Christentums über den Buddhismus. Das ganze geht vom Standpunkte eines liberalen Protestantismus aus. Für uns das wichtigste Kapitel ist jenes, welches das Christentum besonders als Gegensatz zum modernen Ethizismus behandelt. Der Verfasser, ein nun 85 Jahre alter Mann, ist sich seiner Sache so klar, daß seine Schrift für viele Leser überzeugend wirken wird. Z.

Die Zukunftshoffnungen des Urchristentums. Von Lic. Rudolf Knopf. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.) Das vorliegende religionsgeschichtliche Volksbuch von Rudolf Knopf schildert die Zukunftshoffnungen des Urchristentums im Zusammenhange mit dem, was die antike Menschheit überhaupt von Leben und Tod, von Welt und Weltuntergang hoffte und fürchtete; dadurch gibt es seinen Lesern den Schlüssel in die Hand für die dunkelsten Rätsel aus der Entstehungszeit des Christentums. Und weil — trotz allem Wandel der Zeiten — das hoffende Menschenherz schließlich doch immer dasselbe ist, lehrt gerade dies Volksbuch auch in dem Fremdesten und Fernsten dennoch den Pulsschlag unseres eigenen Herzens zu fühlen, die Sehnsucht unserer eigenen Zukunftshoffnungen wieder zu erkennen. V.

Von den geheimen Kräften in uns. Von William Thompson. (Berlin. Modern-pädagogischer und psychologischer Verlag.)

Die geheimen Kräfte in uns sind im Sinne William Thompsons jene starken Seelenkräfte, die jeder von uns besitzt, während er doch selten von ihnen zum eigenen Vorteil und Nutzen Gebrauch macht, nämlich die Kräfte der Suggestion, der Autosuggestion, des Hypnotismus, des Über- und Unterbewußtseins, der Gedächtnismechanik usw. V.

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. I. Band. Von Bernhard Stern. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

In übersichtlicher und verdienstvoller Weise verarbeitete der Autor ein riesiges Material, dessen klare Darstellung einen tiefen Einblick in die Ideenkreise, in das Wesen und Wirken der russischen Gesellschaft, des ganzen russischen Volkes gewährt Jeder, der mit Interesse die politischen, sozialen und kulturellen Vorgänge im benachbarten Czarenreiche verfolgt, wird dem Erscheinen des zweiten Bandes mit Spannung entgegensehen. Ausstattung und Illustrationen des Buches sind nachahmenswert. H. L. R.

Der Mittler. Roman von Walther Nithack-Stahn. (Halle a. S. J. Frickes Verlag.)

Gilt es auf dieses Werk hinzuweisen, so ist vor allem davon Kenntnis zu nehmen, daß dasselbe — nach eigener Aussage des Autors — wesentlich den Zweck hat, davon zu überzeugen, daß der Weg des angehenden Theologen, sowie der des im Amte stehenden Geistlichen heutzutage nichts weniger als ein „breiter Weg durch Auen“ ist, bequem, leicht beschreitbar, nichts als Annehmlichkeiten bietend; daß er vielmehr für viele ist — ein Weg der härtesten Kämpfe, herzzernagender Konflikte und unheimlichster Anfechtungen, die je und je wohl einmal an den Rand der Verzweiflung führen, ja in deren Abgrund hineinstoßen können. Dabei läßt jedoch Gott es auch oft geschehen, daß dem übel Umgetriebenen sich ein „Mittler“ zugesellt, das soll heißen — ein Mensch, der in selbstloser Liebe und Hingabe an einen anderen in diesem die schlummernden Keime eines höheren Lebens weckt, nährt und pflegt und ihm dadurch den Zugang eröffnet von bangem Zweifel zu starkem Glauben, von öder Herzenskälte zu warmem Gemütsleben, von heilloser innerer Zerrissenheit zu heiterem Seelenfrieden, kurz — der ihm die Erlangung des höchsten Gutes vermittelt. Es ist eine reiche Fülle äußerer und noch mehr innerer, seelischer Erlebnisse und Erfahrungen, die dieses Werk verrät.

N. G. A.

Der Börsenkönig. Roman von Edward Stilgebauer. (Berlin. Rich. Bong.)

Im Mittelpunkte des Romans steht die Charaktergestalt des genialen, rücksichtslosen Bankiers Harry Seliger, der als ein Napoleon der Börse Millionen auf Millionen zusammenhäuft, seine Töchter an Grafen und Fürsten vermählt und endlich bei der Katastrophe einer seiner riesenhaften Unternehmungen dem Wahnsinn anheimfällt, in dem sein Hunger nach Gold noch immer fortwütet. Diese dämonische Persönlichkeit zeigt der Roman von einer Fülle Gestalten umgeben, welche das Leben der Hautefinanze und der hohen

Aristokratie, soweit sie dem Golde nachläuft, mit farbigen, fesselnden Bildern, sowohl von ihrer eleganten und glänzenden Seite, wie in ihrer Sünden Maienblüte schildert. V.

Moderne Bergbauern. Kulturgeschichtliches aus Tirol von Hans Schrottfiechtl. (Graz. „Styria".)

Eine gemütliche Eingangsplauderei und drei frische Tiroler Geschichten. Aber moderne Bergbauern? Übrigens kann der Stadtmensch aus diesem Büchel was lernen. Der Verfasser kennt seine Leute. Hübsche Bilder von B. Konrad schmücken das Buch. W.

Die Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend, zu deren Verwirklichung sich bekanntlich im vorigen Jahre der Deutsche Schillerbund gebildet hat, scheinen nun doch das tiefere Interesse der weitesten Kreise erregt zu haben. Wenigstens ist die Denkschrift „Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend" von Adolf Bartels, die die Sache angeregt hat (Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolgern, Weimar), soeben in dritter Auflage erschienen.

Die Illustrierte Österreichische Alpenzeitung, Graz, Annenstraße 19, entwickelt sich immer mehr zu einem maßgebenden Organ für Touristen und Sommerfrischler. Erfreulich ist die Würdigung, die unsere herrlichen Landschaften und Fremdenanstalten in diesem mit schönen Bildern ausgestatteten Blatte erfahren. M.

Büchereinlauf.

Heinrich Hans Jakob Ausgewählte Erzählungen. 3. Band: „Der steinerne Mann von Hasle." 4. Band: „Meine Madonna." (Stuttgart. Adolf Bong & Comp.)

Vom alten Sachsenstamme. Novellen von L. Rafael. (Leipzig. J. F. Amelang.)

Gertrud Baumgarten. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Roman von Ludwig Jetter. (Straßburg. Josef Singer. 1907.)

Martyrium. Roman von Marianne Ulrich. (Berlin. Hermann Paetel. 1907.)

Das Patenkind. Thüringer Roman von Martha Renate Fischer. (Stuttgart. Adolf Bong & Co. 1907.)

Der Abendstern. Roman von Wilhelm Plath. (Abbazia. 1906.)

Die Ausgestoßenen einer Großstadt. Roman aus dem modernen amerikanischen Leben von Fred M. Primer. (Dresden. E. Pierson.)

Mutterschaft. Schauspiel in einem Aufzuge von Ernestine v. Lenor. (Dresden. E. Pierson.)

„Tristan." Tagebuchblätter einer Glücklich-Unglücklichen. Von Else Fränkel. (Dresden. E. Pierson.)

Verirrte Liebe. Erzählung aus der Kärntner Türkennot von Ludwig Jahne. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei u. Verlagsanstalt. 1907.)

Riviera-Expreß. Heiteres von Alexander Moszkowsky. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Märchengold für große und kleine Leute. Von Adolf Müller. (Leipzig. Eduard Maerter.)

Heinrich Heine's letzter Liebestraum. Von Max Kaufmann. (Leipzig. Max Spohr.)

Vom geruhigten Leben. Humoristische Plaudereien von Otto Ernst. Neue, durchgesehene und vermehrte Auflage. 16. bis 18. Tausend. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Kleine Geschichten vom Lande. Dem Leben nacherzählt von Ida Klaun-Frost. (Königsberg i. Pr. 1907.)

Die verräterische Schwammerlsuppe oder **„du sollst nicht stehlen".** Volksschwank nach einer Skizze von R. Greinz, dramatisiert von Franz Hutter. (Gröbming. Johann Walik. 1907.)

Johannes Trojan. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Erich Kloß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1907.)

Knospender Frühling. Gedichte von Fritz Fuldner. (Quedlinburg. J. F. Vieweg.)

Empfundenes. Gedichte von Fanni Bäumel. 2. Band. (Dresden. E. Pierson.)

Nimm und lies! Gedichte von Karl Eichwede. (Dresden. E. Pierson.)

Die urchristliche und die heutige Mission. Ein Vergleich von Weinel, D. Dr. H., Professor in Jena. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Setzen wir Deutschland in Sattel. Von Otto v. Bismarck. (Leipzig.)

Menschenkultur. Anregungen zur Stärkung und Veredlung nationaler Kraft durch zielbewußte Mithilfe gebildeter Frauen von Marg. N. Zepler. (Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Lebenskraft. Von Maximilian Gebhardt. (Berlin. Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. 1907.)

Jahrbuch der Weltgeschichte: 1906. Von Albin Geyer. (Wien. Kumpfgasse 7.)

Schriften von Dr. Norbert Grabowsky (Leipzig, Max Spohr): **Die Rätsel vom Grund und Zweck unseres Lebens** und ihre Aufstellung durch das innere Leben oder die höhere Liebe. — **Lebensfrohsinn.** Ein Handbüchlein für Lebensverdrossene. — **Die Mitwelt** und die vom Verfasser begründete Geistesreformation. — **Kants Grundirrtümer in seiner Kritik der reinen Vernunft** und die Reformation des geistigen Innenlebens der Menschheit.

Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Von Dr. Ludwig Keller. (Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1907.)

Die deutschen evangelischen Schulen in Österreich. Von Franz Blanckmeister. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Kunstwanderbücher. Von O. Schwindrazheim. 1. Bändchen: „Unsere Vaterstadt." (Hamburg. Gutenbergverlag.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom Kunstwart. 29. Folge, Blatt 169–174. (München. Georg D. W. Callwey.)

Die Aufführungen der Braut von Messina im römischen Amphitheater zu Brugg-Vindonissa. (Brugg. Buchdruckerei „Effingerhof, Aktiengesellschaft". 1907.)

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. Zugleich Organ der deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre. (Berlin. 1906/07.)

Der Bodensee. Wanderungen von Wilhelm v. Scholz. (Stuttgart. Karl Krabbe, Verlag Erich Gußmann.)

Neues Schöckel-Panorama. (Graz. Leykam.)

Monographie von Judendorf-Straßengel, mit Hinblick auf Terrainkuren nach dem Systeme des Hofrates Dr. Oertel. Von W. Ritter Gründorf v. Zebegény. (Graz. Ulr. Moser [J. Meyerhoff]. 1907.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Aufruf an das Deutsche Volk.

Deutsche Männer und Frauen!

In Weimar, der Goethe-Schillerstadt, hat sich der Deutsche Schillerbund gebildet, der am Weimarischen Hoftheater alljährlich Festspiele für die deutsche Jugend beider Geschlechter, im besonderen für die reiferen Schüler aller höheren Lehranstalten Deutschlands veranstalten will. Die Festspiele sollen in sechs Wochenzyklen von Meisterwerken der deutschen und der Weltliteratur bestehen und während der großen Ferien jedes Jahres etwa fünftausend Teilnehmern zugänglich gemacht werden.

Nebenher soll der Besuch der zahlreichen geweihten Stätten Weimars, der Lustschlösser seiner Umgebung, der durch geschichtliche Bedeutung und Naturschönheiten berühmten Orte Thüringens wie der Wartburg, Jenas u. s. w. gehen, so daß die Schülerfahrt nach Weimar für jeden Teilnehmer ein unvergeßliches großes Erlebnis und eine dauernde Bereicherung seines geistigen Lebens bedeuten würde.

Um das nationale Unternehmen zu ermöglichen, müssen sich vierzigtausend Deutsche im Reiche und auswärts finden, die mit dem Mindestbeitrag von 1 Mark dem Deutschen Schillerbunde beitreten. Höhere Beiträge und öffentliche oder private Stiftungen für den idealen Zweck sind sehr erwünscht. Jedes Mitglied des unterzeichneten Nationalausschusses und die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes in Weimar nimmt Anmeldungen und Beiträge entgegen.

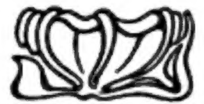
Deutsche Männer und Frauen, zeigt einmal wieder, daß der alte deutsche Idealismus noch lebt, daß Ihr Eurer Jugend die edelsten Genüsse der Kunst und Natur von Herzen gönnt, daß Ihr gewillt seid, das Erbe Goethes und Schillers, Kleists und Ludwigs, Grillparzers und Hebbels, Sophokles' und Shakespeares in ihr lebendig und wirksam zu erhalten, damit dem arbeitsfrohen Alltag unseres deutschen Lebens der begeisternde Festtag niemals fehle, zum Heile für Gegenwart und Zukunft.

Weimar, Pfingsten 1907.

Der Nationalausschuß des Deutschen Schillerbundes.

Prof. Dr. Schultze-Arminius-Weimar, Dr. A. Obrist-Weimar, Vorsitzende; Seminardirektor Baltzer-Halle, Prof. Ad. Bartels-Weimar, Prof. Karl Berger-Darmstadt, Direktor Block-Wimpfen a. N., Kommerzienrat Döllstädt-Weimar, Baurat Eelbo-Weimar, Prof. P. Fischer-Stettin, Prof. Dr. O. Francke-Weimar, Direktor Prof. Dr. Gerstenberg-Hamburg, Redakteur Hettstedt-Weimar, Realgymnasiumsdirektor Prof. Dr. Heubach-Weimar, Prof. Hoeck-Holzminden, Hofrat Dr. Karl Kötschau, Museumsdirektor, Weimar, Weingroßhändler A. Krehan-Weimar, Prof. Dr. Markscheffel-Weimar, Rektor Prof. Dr. Th. Matthias-Plauen i. V., Seminardirektor Muthesius-Weimar, Oberrealschuldirektor Dr. Nicken-Hagen i. W., Prof. Dr. Scheidemantel-Weimar, Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolf Stern-Dresden (†), Prof. Unrein-Jena, Dr. med. Vulpius-Weimar, Prof. Dr. R. Werner-Tempelhof b. Berlin, Direktor Prof. Dr. Wernicke-Braunschweig, Kaufmann Friedrich Wiegershaus-Elberfeld, Seminardirektor Winter-Kreuzburg.

Postkarten des „Heimgarten“.



W. M. Z., Berlin. Witzblätter, wie Sie sie meinen, können wir grundsätzlich nicht empfehlen. In ihrer nach jeder Richtung völlig pietätlosen, alles negierenden zynischen Weise sind sie ein wahres Seelengift für die Jugend. Sie töten jeden Ernst, versanden mit ihren humorlosen Witzeleien das Gehirn, verhöhnen die Gesittung und verderben mit ihren zumeist trostlos abgeschmackten Bildern den Kunstgeschmack. Sie sind das richtige Kaffeehausfutter schwindsüchtiger Geister. Die Satyre in Ehren, wenn sie sittlichem Ernste entspringt. Nur auf diesem Hintergrunde glänzen die Feuerwerke der Geister schön.

J. v. U, Mölk. Ganz witzig. Doch haben wir Dialektgedichte, die das Bauernvolk lächerlich machen, ohne seine Vorzüge zu zeigen, auch dann abgelehnt, wenn es „nur Spaß“ war. Mit einem Schluß etwa, daß der „heikle Bub“ endlich eine findet, die er möchte, und just — die mag ihn nicht, wäre das Gedicht brauchbar geworden.

W. J., Wermelskirchen. „Lied vom Haß“ hat Rasse, ist aber nur in feuchtfroher Tafelrunde angebracht. Es macht sich besser gesungen als gelesen.

J. K., Berlin. Ihre Fragen lassen sich schwer beantworten, da es über das Ausland keine Kontrolle gibt. Wir wissen nur, daß von I. N. R. I. außer der billigen deutschen Volksausgabe auch in England und Amerika solche Ausgaben erschienen sind. In Rußland soll das Buch freigegeben worden sein, doch von einer Volksausgabe dort ist uns nichts bekannt.

L. M., Leipzig. Über den angezogenen Gegenstand finden Sie im „Hochland“, Augustheft 1907, einen ganz hervorragenden Aufsatz unter dem Titel: „Sexualethik und Sexualpädagogik“ von Dr. Fr. W. Foerster.

An unsere Leser.

Mit dem nächsten Hefte geht der 32. Jahrgang des „Heimgarten“ an. Er beginnt mit einer größeren Erzählung: „Das mißlungene Meisterstück.“ Es ist die Geschichte eines jungen Bauers, der vorwitzig in die Fabrik geht zu den Proletariern, dort schwer enttäuscht wird, wieder seine Bergheimat sucht und sie trotz allerlei Anstrengungen und Schliche nicht mehr erlangen kann. Dieser originellen Erzählung schließen sich weitere Beiträge von Peter Rosegger an, sowie solche von Josef Wichner, Hans Fraungruber und anderen Meistern der volkstümlichen Literatur. Der Gründer des Blattes setzt sein Tagebuch fort. Wie bisher wird unser „Heimgarten“ auch im neuen Jahrgange seinem alten Programme treu bleiben und doch immer neue Seiten der Natur und des Lebens behandeln. Überall, wo es Deutsche gibt, hat der „Heimgarten“ Würdigung gefunden als eine Zeitschrift, die stets aus den unversiegbaren Quellen der Alpennatur und des Volkes schöpft, geschrieben für alle Leser, die unsere Alpen und ihre Bewohner lieb haben. Im Humor wie im Ernste ist der „Heimgarten“ ein nimmermüder Anwalt des Gesunden in Kunst und Leben sowie aller jener sittlichen Richtungen, die belebt und gestärkt werden müssen, wenn die menschliche Gesellschaft sich wieder zurechtfinden soll. An dieser Riesenaufgabe im Vereine mit Freunden unseres deutschen Volkes mitzuwirken ist der Stolz des „Heimgarten“, ein Stolz, der uns weit über jedes andere Interesse geht. Daß auch harmlose Fröhlichkeit, sonniger Humor zum hohen Ziele beitragen kann, haben wir längst erprobt und dieser erprobten Art bleiben wir treu.

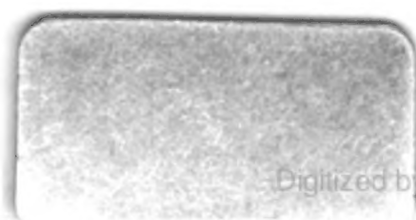
Wem es so gefällt, den laden wir ein zu weiterem Bezuge dieser Monatsschrift.

Redaktion und Verlag.

(Geschlossen am 15. August 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Princeton University Library
32101 042855609



Digitized by Google